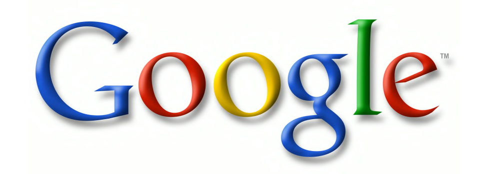










Allgemeine
Deutsche Biographie.

Siebenunddreißigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 37. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Siebenunddreißigster Band.

Sturm (Sturmi) — Thiemo.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1894.

Sturm oder **Sturmi**, erster Abt von Fulda, wurde vor 720 geboren, da er bei seinem Tode 779 als vom Alter gebeugt bezeichnet wird. Er war also schon ein erwachsener Jüngling, als er 735 oder 736 von seinen Eltern aus vornehmem bairischen Geschlecht, dem Bonifacius bei seiner ersten Anwesenheit im Lande dargebracht wurde. Sogleich schloß er sich demselben mit wärmster Verehrung und Hingabe an, und wurde von ihm dem Priester Wigbert in Fritzlar zur weiteren theologischen Ausbildung übergeben. Drei Jahre wirkte er dann selbst als Priester, aber von heißem Drang nach eremitischer Weltflucht ergriffen, siedelte er sich mit einigen Genossen an der Stelle des späteren Hersfeld an. Bonifacius jedoch faßte die Gründung eines Klosters ins Auge, wozu ihm Hersfeld wegen der damals zu gefährlichen Nähe der Sachsen nicht geeignet erschien; rastlos mußte St. das damals Buchonia genannte Waldland durchforschen, und fand endlich eine geeignete Stelle. Bonifacius erwirkte theils von Karlmann, theils von den Grundbesitzern die Abtretung eines sehr ansehnlichen Landbesitzes, und legte 742 den Grundstein des Klosters Fulda, dessen Bau und Einrichtung nun St. zu leiten hatte. Um ihn hierzu fähig zu machen, wurde er nach Italien geschickt, und machte sich durch längeren Aufenthalt in Montecassino mit der Regel der Benedictiner genau bekannt. Bald gedieh das Kloster, durch päpstliche und königliche Schutzbriefe gesichert, und namentlich nachdem der hl. Bonifacius hier bestattet war, mehrten sich rasch die Schenkungen und die Zahl der Mönche. Aber der neue Erzbischof Lullus war ihm nicht günstig; St. wurde der Untreue, nach einer wahrscheinlichen Vermuthung Oelsner's, des Einverständnisses mit seinem Landsmann, dem Herzog Tassilo, beschuldigt und nach dem Kloster Jumièges bei Rouen verbannt. Nach zwei Jahren jedoch (763—765?) erhielt er mit des Königs Gnade die Erlaubniß zur Heimkehr, und Lullus mußte den inzwischen gemachten Versuch, sich zum Herrn des Klosters zu machen, aufgeben. Karl der Große schenkte ihm volles Vertrauen; nachdem er im Anfang seiner Regierung ihm Verhandlungen mit Tassilo übertragen hatte, verwandte er ihn nach dem ersten siegreichen Feldzuge gegen die Sachsen mit gutem Erfolg zur Bekehrung der Sachsen, und scheint ihm dabei die ganze Leitung derselben zugedacht zu haben. Vor dem Rachezug der Sachsen 778 entwichen die Mönche, aber 779 ist St. wieder im Gefolge des Königs; die Eresburg war seiner Hut anvertraut; da erkrankte er, ein von des Königs Leibarzt

ihm gereichter Trank verschlimmerte seinen Zustand, und nach Fulda zurückgebracht, starb er am 17. December 779. Er hatte nach seiner Wiedereinsetzung sich wieder eifrigst mit den nothwendigen Bauten beschäftigen müssen und einen Arm der Fulda durch den Klosterplatz geleitet; große Schenkungen, auch in entfernten Theilen des Reiches, mehrten den Besitz, und die Zahl der Mönche soll auf 400 gestiegen sein. St. nahm also eine sehr bedeutende Stellung ein, aber alle Ueberhebung scheint ihm fern gewesen zu sein. Erfüllt von Dankbarkeit und Verehrung ist das schöne Lebensbild, welches sein Verwandter und Schüler Eigil bald nach seinem Tode von ihm verfaßt hat, der selbst von 817—822 dort Abt gewesen ist; es sollte jährlich an seinem Gedenktage verlesen werden. St. wurde von Innocenz II. am 11. April 1149 heilig gesprochen.

Vita S. Sturmi ed. Pertz, Mon. Germ. Scriptt. II, 365—377. Uebersetzung von W. Arndt, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit VIII, 2. 1888.

Wattenbach.

Sturm: Beata St., in Süddeutschland meistentheils unter dem Namen der württembergischen Tabea bekannt, mit Beziehung auf Apostelgesch. 9, 36: „Zu Joppe war eine Jüngerin mit Namen Tabea, die war voll guter Werke und Almosen, die sie that.“ Am 17. December 1682 kam sie in Stuttgart auf die Welt. Ihr Vater war der Oberjustizrath und Doctor beider Rechte Johann Heinrich St., welcher der Landschaft als Consulent diente. Ihre Mutter war Brigitta Beata Zeller. Die Sturm'schen Kinder hatten einen eigenen Hauslehrer. Beata nahm früh am Unterricht Antheil und lernte lesen und schreiben, aber sie mußte bald aussetzen, da sich eine besondere Schwäche in den Augen einstellte, und nach einer schweren Krankheit brach sogar der Staar an beiden Augen aus. Die Trübsale hatten damit noch kein Ende, denn am 8. August 1693 wurde ihr Vater mit Anderen als Geisel in französische Gefangenschaft abgeführt, wozu er sich freilich aus Liebe zu seinem Vaterlande bei dem Einfalle der Franzosen in Württemberg selbst angeboten hatte. Einen Monat nachher lag die Mutter auf dem Sterbebette. So war auf einmal Beata vater- und mutterlos. Sie erlebte aber die Freude, daß nach zweijähriger Blindheit von einem berühmten Augenarzte in Stuttgart nach fünfmaliger Operation ihr Gesicht ziemlich wieder hergestellt wurde. Erst nach schwerer Gefangenschaft kehrte der Vater nach vier Jahren zurück. Jetzt nahm er sich selber des Unterrichts seiner Kinder an, doch konnte er seine Tochter wegen ihrer schwachen Augen nicht strenge zum Lernen anhalten. Er war ein frommer und gelehrter Mann, las z. B. die Bibel in den Grundsprachen. Sie selber war eine fleißige Bibelleserin und in der heiligen Schrift wohl heimisch. Sie hatte in ihrem nicht langen Leben die Bibel etliche dreißig Mal durchgelesen. Ein scharfer Verstand und ein gutes Gedächtniß zeichneten sie aus. Eine Predigt war sie im Stande fast wörtlich wiederzugeben. Wenn sie ein Lied zweimal gehört hatte, war es ihr Eigenthum. Nach Anleitung ihrer Eltern besuchte sie regelmäßig die Kirche, besonders tief wirkte auf ihr Herz der Helfer Unkauf. Ihr bester Freund auf Erden, ihr Vater, starb im Anfang des Jahres 1709. Sie führte jetzt zwei Jahre lang die Haushaltung ihres Bruders, aber als das elterliche Haus verkauft war, zog sie nach Blaubeuren in das Haus des Prälaten Eisenwein, eines nahen Freundes ihres verewigten Vaters. In den schweren Herzenskämpfen, die sie hier durchmachte, bewährte sich der Prälat als ein treuer, erfahrener Wegweiser. Als Eisenwein als Rath ins Consistorium berufen wurde, zog sie wieder nach Stuttgart. Sie war eine durchweg evangelische Protestantin, und namentlich war die Rechtfertigung aus Gnaden der Mittelpunkt ihres Christenthums, besonders nachdem ihr jüngerer Bruder ihr die Schriften Luther's mitgetheilt hatte. Sie las nun neben der Bibel Luther's Schriften und äußerte öfters, daß ihr noch niemand

Christum so köstlich gepredigt und groß gemacht habe, als ihr lieber Luther. Sie könne sich nicht satt daran lesen. „Christus für uns", war von nun an der Mittelpunkt ihres Herzens und Lebens. Damit tröstete sie angefochtene Seelen und pflegte gewöhnlich zu sagen: „Ich bin selber auch hinter diesem Ofen gesessen." Was man jetzt unter dem Namen Innere Mission großartig betreibt, das hat unsere Tabea im tiefsten Sinne des Wortes geübt. Die Wittwen und Waisen, Arme und Kranke, Leute, welche in finsteren Löchern und armseligen Stübchen wohnten, solche die in Schulden steckten, und besonders innerlich angefochtene Seelen lagen ihr auf dem Herzen. Reichte ihr bescheidenes Vermögen nicht hin, so suchte sie Hülfe bei den Reichen. Alsdann schleppte sie Essen und Trinken und was sonst nöthig war, herbei. Wie glücklich fühlte sie sich, als ihr das elterliche Erbtheil zugefallen war. Die ererbten Kleider, der Schmuck, die Kleinodien, überhaupt was nicht nagelfest war, machte sie zu Geld, sie wußte, wann sie es zu vertheilen hatte. Nur ein bescheidenes Capital zu eigener Verpflegung durfte sie nicht angreifen. Als sie einmal schwer krank darnieder lag, wollte man zum Ueberzug ihres Bettes frisches Weißzeug aus dem Schranke holen, der war aber leer, denn das gute Weißzeug hatte sie bereits an Arme verschenkt. Wer sie durch die Straßen Stuttgarts wandeln sah, ohne sie zu kennen, hätte nicht gedacht, daß es eine Person von ziemlich vornehmem Stande war. Denn leiblich schön war sie nicht, dazu kam die Blödigkeit ihrer Augen, ihre geringe Kleidung, weit unter ihrem Stande. Einmal ging sie sogar im Unterrock über die Straßen, denn eben hatte sie eine hungrige Frau gespeist, weil dieselbe so lumpig gekleidet war, erhielt sie von Beata das Kleid. Sie selber brach sich trotz ihrer Schwächlichkeit am Essen und Trinken ab, nur um Bedürftige zu speisen und zu tränken. Die Verwalter ihres Vermögens wurden von ihr bestürmt, ein Capital von 200 Gulden ihr auszuzahlen. Es währte aber nicht lange Zeit, so hatte sie damit bis auf den letzten Kreuzer aufgeräumt. Sie hatte nur einen Kummer, daß sie an ihren Lieblingen, den Armen, nicht mehr thun konnte. Wie gerne diente sie! Da konnte es geschehen, daß sie einer Magd das Holz in die Küche trug oder einer anderen die Kinder hütete. Einladungen zu Gastmälern schlug sie aus; schickte man ihr Essen, so trug sie es hungrigen Armen und Kranken zu. Beim Austheilen ihrer Wohlthaten vergaß sie freilich christliche Klugheit. Erst durch großen Schaden wurde sie klug. Hätte sie Freiheit gehabt, mit ihrem Vermögen zu schalten und zu walten, so wäre sie bald fertig gewesen und Anderen zur Last gefallen. Darum hat sie späterhin dankbar anerkannt, daß die Ihrigen ihr in dieser Hinsicht einen Zaum anlegten. Die Jungfer St. war nicht bloß eine christliche Person, sondern auch durchweg eine kirchliche. Wegen ihrer blöden Augen war sie nicht im Stande, viel zu schreiben. Um so dankbarer kann man sein, daß köstliche Briefe von ihr an ihren Vetter gedruckt sind. Besonders zeugen ihre Anmerkungen zu Stellen der heiligen Schrift, die man von ihr besitzt, von einem tiefen, praktischen Blicke, und es lohnt sich wohl der Mühe, sich mit denselben bekannt zu machen. Wir haben von dem Leben Beatens gewiß den Eindruck, daß es nicht lange währen werde. War sie doch oft kränklich und mußte sogar mehrmals schwere Krankheiten durchmachen. Dennoch betrachtet sie ihr Leben für einen Vorsabbath auf die Ruhe des Volkes Gottes. Schon seit Jahren hatte sie ihre Sterbekleider zurecht gelegt. Auch über ihr zeitliches Vermögen hatte sie Verfügung getroffen. Die Hälfte bestimmte sie für die öffentlichen Armenhäuser Stuttgarts, die andere Hälfte vermachte sie ihren Brüdern, und setzte auf dem Zettel, auf dem es stand, die Worte bei: „Die übrige Hälfte lasse Euch der liebe Gott im Segen genießen und vergelte Eure Liebe mit seiner Liebe!" In Beziehung auf ihren Tod sagte sie einmal: „Ich bin meiner Seligkeit so gewiß, daß auch der geringste Zweifel

bei mir nicht waltet; denn ich habe schon das ewige Leben in mir." Am 4. Jan. 1730 sah man sie noch in der Mittwochskirche; sie hatte sogar in den letzten Wochen ihres Lebens Kranke gepflegt, aber am 8. Januar zeigte sich Frieselkrankheit. Die Krankheit entwickelte sich rasch, und schon am 11. Januar verschied sie unter dem Gebet ihres Seelsorgers. Ihr Leben währte wenig über 47 Jahre.

Beata Sturm, genannt die württembergische Tabea nach ihrem Leben dargestellt von Karl Friedrich Ledderhose. Christlicher Verein im nördlichen Deutschland. Ledderhose.

Sturm: Christoph Christian St., evangelischer Prediger, † 1786. Es ist bekannt, daß unter dem Einfluß eines aufgeklärten Moralismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Predigten der Kanzelredner sich von dem eigentlich religiösen Gehalt immer mehr entfernten, dagegen der Betrachtung der Natur einen breiten Spielraum gönnten. Die Reihe dieser Naturprediger eröffnet Christoph Christian St., der aber selbst noch auf dem Standpunkte eines verständigen Supranaturalismus stehen bleiben will. Er ignorirt das Religiöse am Christenthum nicht, aber er findet das richtige Verhältniß desselben zum Moralischen nicht mehr; beides steht unvermittelt neben einander. Dann hätte es eben nur noch eines Schrittes weiter bedurft — und das moralische Denken hätte sich vom religiösen gelöst. Diesen Schritt, den entscheidenden des Rationalismus, hat St. noch nicht gethan; aber er läßt bereits einen starken rationalistischen Beigeschmack erkennen. (Vgl. Herzog-Plitt-Hauck, Realencyklopädie, 2. Aufl. XVIII, 575.) — St. stammte aus Augsburg, wo er am 25. Januar 1740 als Sohn eines dortigen kaiserlichen Notars und Gerichtsactuars geboren wurde. Er studirte Theologie, besonders 1760 in Jena, wo er auch 1761 Magister der Philosophie wurde. Amtliche Stellungen bekleidete er in Halle, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien begeben hatte, und wo er von 1763—1765 am Pädagogium als Lehrer wirkte, in Sorau in der Niederlausitz, wo er kurze Zeit Conrector war, wieder in Halle 1767 als Prediger (4. Diaconus an der Marktkirche), 1769 in Magdeburg in gleicher Eigenschaft (als Prediger an der hl. Geistkirche), endlich von 1778 (26. April) an in Hamburg als Hauptpastor an der St. Petrikirche. Hier ereilte ihn der Tod schon am 26. August 1786. St. hatte sich am 20. April 1768 mit Johanna Christiane Brüning verheirathet, welche am 21. April 1805, 64 Jahre alt, zu Braunschweig verstarb. — Unter seinen zahlreichen erbaulichen Veröffentlichungen mögen als die für seine Predigtweise am meisten charakteristischen hervorgehoben werden die „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres." Halle 1772. 2 Theile. gr. 8°; 4. Aufl. 1797. Französisch (von der Königin Christine von Preußen), Genf 1788. 3 vol. in 12; englisch, London 1791. 12; schwedisch, Stockholm 1791. 8. Sodann die „Predigten über einige Familiengeschichten der Bibel". 2 Bde. 1783—85, in welch letzteren der Redner die Charakterzüge frommer biblischer Personen zur Betrachtung und Nachahmung vorführt. Besondere Verdienste erwarb sich St. auch durch die Pflege des gottesdienstlichen Gesanges, und mehrere hymnologische Publicationen verdanken diesem seinem Interesse ihre Entstehung. So veröffentlichte er „Gebete und Lieder für Kinder". Halle 1771. 8°. 4. Aufl. 1779. „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur". Halle 1774. 8°. „Vollständiges Gesangbuch für Kinder von reiferem Alter". Ebendas. 1777. 8°. „Lieder für das Herz". Frankfurt u. Leipzig (Nürnberg) 1767. 8°. 2. Aufl. 1787. „Lieder und Kirchengesänge". Hamburg 1780. 8°. Mit Melodien zum Singen bey dem Clavier von K. Ph. Em. Bach. Hamburg 1780 u. 1781; 2 Sammlungen, Querfol.; auch von A. Weber. Magdeburg 1781. 4°. „Lieder auf die hohen Fest-,

Passions- und Bußtage". Coburg 1795. 8°. Sogar ein „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur". Hamburg 1781. 8°.

Unter seinen anderen Schriften nennen wir: „Der wahre Christ in der Einsamkeit". Halle 1761 u. ö. „Das Frauenzimmer in der Einsamkeit". Ebendas. 1762 u. ö. „Heilige Betrachtungen eines Communicanten". 1. Theil 1763. 2. Theil 1765. (Beide in 2. Aufl.) „Die Bestimmung des Menschen beym Landleben". Leipzig 1764. „Der Christ am Sonntage, eine moralische Wochenschrift zur Beförderung des innerlichen Gottesdienstes am Tage des Herrn". 1. Theil 1764. 4. Theil 1766. 8°. „Homiletisches Journal". 1. Bd. Leipzig 1765. 2. Bd. 1769—1770. „Anekdoten zur Bildung der Sitten, aus den griechischen und römischen Schriftstellern gesammelt". 2 Theile. Halle 1767. 8°. „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres." Halle 1768. 8°; 10. Aufl. 1811. „Unterhaltung der Andacht über die Leidensgeschichte Jesu". 1771; 3. Aufl. 1781. „Der Andächtige", ein Sonntagsblatt, 4 Theile. 1772—1774. „Gesellschaftliche Bemühungen, der Welt die christliche Religion anzupreisen". 2 Stücke. Göttingen 1772, 1773. (Nur zum Theil von St.) „Predigten für Kinder von reiferem Alter". 1. Theil Leipzig 1772. 2. Theil 1774. „Reden bei der Confirmation der Jugend". Magdeburg 1774. 2. Aufl. 1777. „Predigten über die Sonntagsepisteln durchs ganze Jahr". 4 Theile. Halle 1774—1776. 2. Aufl. in 2 Bdn. 1776; neue Aufl. 1786. „Morgen- und Abendandachten auf jeden Tag der Woche". Magdeburg 1778. 8. Aufl. 1794. „Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelia". 8 Jahrgänge. Hamburg 1778—1785. „Handlexikon des N. T. für Unstudirte zum richtigen Verstande der neutestamentlichen Schriften und besonders der Uebersetzung Lutheri". Halle 1780. „Ueber die Gewohnheit, Missethäter durch Prediger zur Hinrichtung begleiten zu lassen". 1784. 4°. (Dazu eine „Erste und letzte Erklärung ꝛc." 1784.)

Seine rein gelehrten Arbeiten hatte St. mit der Veröffentlichung der „Oratio de primordiis christianae religionis apud Augustanos". Jenae 1760. 4° begonnen; es folgten noch drei andere lateinische Abhandlungen zwischen 1760 und 1763, deren Titel bei Meusel (s. unten) S. 519. In deutscher Sprache kam dazu sein „Handbuch zur Kenntniß der theologischen Schriftsteller unter den Teutschen", 1. Theil, welcher die Schriftsteller vor dem 16. Jahrhundert in sich begreift. Ebend. 1770. 8°. Die hier nicht aufgeführten einzelnen Predigten, welche er bei besonderen Gelegenheiten gehalten und veröffentlicht hat, sind bei Meusel a. a. O. angegeben. Sturm's Bildniß von Liebe befindet sich vor der dritten Originalausgabe seiner „Unterhaltungen mit Gott"; auch in besonderer Ausgabe, von Stöttrup gezeichnet und von Liebe gestochen 1783; besser von Fritsch, ebenfalls nach Stöttrup 1784; ferner vor der zweiten Sammlung seiner geistlichen Gesänge mit Melodien zum Singen beym Clavier von Bach.

Zu vgl. Thieß, Gelehrtes Hamburg II, 254. — Feddersen, Leben und Charakter weiland Hauptpastors Sturm. Hamburg 1785 (?). 8°. — Meusel, Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller XIII (1813), 518—523, woselbst sich die übrige ältere Litteratur über St. auf S. 523 findet. — Heinrich Döring, Die deutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrh. S. 495—501. Neustadt a. d. Orla 1830. — Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart VII (1879), Nr. 3979, wo noch Suhr, Petrikirche 193 citirt ist.

P. Tschackert.

Sturm: Jakob St., Straßburgs größter Staatsmann und einer der hervorragendsten Förderer und Leiter der deutschen Reformation, entstammte einem hochangesehenen Patriciergeschlecht, das sich seit Mitte des 13. Jahrhunderts in Straßburg nachweisen läßt und seine Adelsansprüche vornehmlich auf die Ver-

leihung von Reichspfandschaften in Offenburg seitens Rudolf's von Habsburg gründete. Der Beiname von Sturmeck, welchem wir zuerst 1388 (nicht 1395, wie Kindler v. Knobloch, Das goldene Buch von Straßburg, S. 366, schreibt) bei dem Rathsmitgliede Johannes Sturm begegnen, wurde nicht von allen Angehörigen der Familie geführt. Er ist augenscheinlich von der gleichlautenden, schon 1314 vorkommenden Bezeichnung für eine Stelle am alten Fischerthor in Straßburg abgeleitet, in dessen Nähe der erwähnte Johannes eine Mühle besaß (Straßb. Stadtarchiv), und sollte wol als Unterscheidungsmerkmal für einen bestimmten Zweig der Familie dienen. Jedenfalls finden sich das ganze 15. Jahrhundert hindurch Abkömmlinge des Geschlechts, die sich wie früher einfach Sturm nennen, und im 16. Jahrhundert verschwindet der Beiname fast ganz. Unser Jakob St. hat sich niemals selbst von Sturmeck genannt und auch von seinen Zeitgenossen ist ihm, soviel mir bekannt, der Beiname nur einmal, und zwar in den Freiburger Universitätsacten, beigelegt worden. Die Grabschrift enthält ihn bezeichnender Weise ebenso wenig wie die Schrift, welche Johannes St. dem Andenken des Verstorbenen widmete. Wenn es trotzdem in späteren Geschichtswerken und Biographieen allgemein üblich wurde, von Jakob Sturm von Sturmeck zu sprechen, so war an diesem Versehen wol der Umstand schuld, daß ein späterer, den gleichen Vornamen führender Sprößling des Geschlechts, der seiner Vaterstadt ebenfalls nicht unerhebliche Dienste leistete, sich seit 1620 ostentativ von Sturmeck schrieb, vielleicht auf Grund eines neuen kaiserlichen Adelsbriefs. Von da an bis zum Aussterben der Familie 1640 scheint der Beiname als ein wesentliches Merkmal des Adels gegolten zu haben, was früher nicht der Fall war.

Jakob St. wurde am 10. August 1489 in Straßburg geboren und wuchs unter sehr glücklichen Verhältnissen auf. Sein Vater Martin, welcher der Politik ziemlich fern stand, war ein großer Freund der eben damals in Straßburg sich lebhaft regenden humanistischen und moralisirenden Bestrebungen und verkehrte gerne mit den Hauptvertretern derselben, Geiler von Kaisersberg und Wimpfeling. Jakob's Mutter Odilia war eine Enkelin (nicht Tochter!) des trefflichen, um Straßburg hochverdienten Ammeisters Peter Schott, der bis 1504 lebte, also bei der Erziehung seines Urenkels noch mitsprechen konnte. Entscheidend für die geistige und sittliche Entwicklung Jakob's wurde aber der Umgang mit Wimpfeling, der frühzeitig eine herzliche Zuneigung für den aufgeweckten und fleißigen Knaben faßte. Sein Plan war, ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen und zum Muster eines sittenstrengen, classisch geschulten Theologen heranzubilden, der gleich ihm selbst durch Lehre und Beispiel zur Hebung der Moral und zur Verbreitung humanistischer Bildung beitragen sollte. In diesem Sinne wußte es Wimpfeling durchzusetzen, daß der junge St. statt in eine nach alter scholastischer Methode unterrichtende Klosterschule an die Universität Heidelberg geschickt wurde, wo sich bereits ein etwas frischeres geistiges Leben zu regen begann. So finden wir denn den eben Zwölfjährigen seit dem Herbst 1501 an der pfälzischen Hochschule eifrig mit dem Studium der Logik und lateinischen Grammatik beschäftigt, ohne sich zunächst einer besonderen Fachwissenschaft zuzuwenden; doch muß er schon damals einige Neigung zur Jurisprudenz verrathen haben, denn Wimpfeling, der kurz zuvor von Heidelberg nach Straßburg übersiedelt war, sah sich veranlaßt, ihn in Briefen und Widmungen wiederholt auf die inneren Vorzüge der philosophischen und theologischen Studien gegenüber den juristischen hinzuweisen. Schon im Juni 1503 wurde St. Baccalaureus artium. Im folgenden Jahre kehrte er auf Wunsch des Vaters, der infolge des bairischen Erbfolgekriegs eine Belagerung Heidelbergs fürchtete, nach Straßburg zurück und sollte nun auf Rath einiger ge

Verwandten die Kölner Hochschule besuchen. Indessen Wimpfeling widersprach und erreichte, daß sein Liebling an die Universität Freiburg geschickt wurde. Am 27. Juni 1504 daselbst immatriculirt, wurde er bereits im Januar 1505 zum Magister artium ernannt und begann alsbald selbst Vorlesungen über Ethik des Aristoteles ꝛc. zu halten. Ein Jahr später ist er sogar schon unter den Examinatoren für Baccalaurei. Gleichzeitig ließ er sich jetzt in die theologische Facultät aufnehmen und im Mai 1507 hielt er vor derselben eine lateinische Predigt. Bald aber entsagte er den ihm von Wimpfeling so dringend ans Herz gelegten geistlichen Studien. Vermuthlich drängte sich ihm schon damals die Ueberzeugung auf, daß Wimpfeling's und Geiler's rastlose Bemühungen um Besserung und Vertiefung des religiösen Lebens im Rahmen des alten Kirchenwesens aussichtslose seien. Ueber die folgenden Entwicklungsjahre des Jünglings wissen wir leider sehr wenig. Es wird behauptet, er habe sich noch in Freiburg unter dem berühmten Ulrich Zasius mit Rechtswissenschaft abgegeben und diese Studien in Löwen und Paris fortgesetzt; allein weder für das eine noch für das andere haben wir zuverlässige Anhaltspunkte. Nur soviel steht fest, daß er im J. 1523 Licentiatus juris war (Brief im Stuttgarter Staatsarchiv).

Obwol es für ihn als Angehörigen einer der ersten Patricierfamilien nahe gelegen hätte, sich der Politik zu widmen und in den öffentlichen Dienst seiner Vaterstadt zu treten, so hat er mit diesem Entschluß doch lange gezögert, hauptsächlich wol aus Vorliebe für die schöngeistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Humanismus. Wenn auch von litterarischen Erzeugnissen, ja selbst von wissenschaftlichen Correspondenzen Sturm's sehr wenig bekannt ist, so ist doch sicher, daß er mit den Vorkämpfern der classischen Bildung, mit Männern wie Wimpfeling, Brant, Erasmus, Beatus Rhenanus u. a. in vertrautem Verkehr gestanden hat und von ihnen trotz seiner Jugend ganz besonders geschätzt worden ist. Als Geiler 1510 in Straßburg sein Leben beschloß, gehörte St. zu dem engeren Freundeskreise, der sich am Sterbebette des großen Sittenpredigers sammelte, und als Wimpfeling in demselben Jahre Schwierigkeiten hatte, seine Diatriba de proba puerorum institutione zum Druck zu bringen, weil sie einige scharfe polemische Stellen enthielt, wandte er sich an Brant und St. mit der Bitte, diese Stellen auszumerzen. Ferner wissen wir, daß St. zu den eifrigsten Mitgliedern der Sodalitas litterarum in Straßburg gehörte, welche sich die Förderung der humanistischen Ziele und die Pflege freundschaftlicher Beziehungen unter den Gelehrten angelegen sein ließ. Erasmus, der die Gesellschaft 1514 auf der Durchreise besucht hatte, bat in einem Briefe an Wimpfeling, vor allem dem „unvergleichlichen Jüngling“ Jakob St. seine Grüße auszurichten, dessen Sittenreinheit, Ernst, Gelehrsamkeit und Bescheidenheit er mit warmen Worten preist. Auch später, als beide Männer durch die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen einander etwas entfremdet wurden, bewahrte Erasmus für St. eine außergewöhnliche Hochachtung. Auch Beatus Rhenanus rühmte ihn schon 1518 als „nobilium istius urbis literatissimus et literatorum nobilissimus“.

Daß St. das kühne Auftreten Luther's gegen die römische Kirche von Anfang an mit innerlicher Genugthuung und Sympathie beobachtet hat, ist nach seinem ganzen Entwicklungsgang und nach seiner späteren Haltung sehr wahrscheinlich. Unmittelbare Zeugnisse über seine Auffassung der ersten entscheidenden Schritte des Wittenberger Reformators liegen uns allerdings bis jetzt nicht vor. Möglich, daß ihn die eigenartige Vertrauensstellung, welche er damals im Dienste eines Kirchenfürsten bekleidete, davon abgehalten hat, sich gleich von vorne herein offen für Luther zu erklären. Er war nämlich seit 1517, vielleicht auch schon früher, Bibliothekar und Secretär des Pfalzgrafen Heinrich, Dom-

propstes von Straßburg: eine gewiß nicht uninteressante Thatsache, die bisher von allen Biographen übersehen worden ist. Pfalzgraf Heinrich, ein jüngerer Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, war einer der eifrigsten und erfolgreichsten Pfründenjäger seiner Zeit. Er erlangte nach einander die Propstei Aachen, die Dompropstei in Straßburg, die fürstliche Propstei Ellwangen und schließlich die Bischofsstühle von Worms, Utrecht und Freising. In Straßburg zeigte er Sinn für die Wirksamkeit der Humanisten, von denen Wimpfeling zeitweise bei ihm wohnte, und lernte so auch den fast gleichalterigen St. kennen und schätzen. Der junge Gelehrte trat in seinen Dienst und ließ sich bald nicht nur für wissenschaftliche, sondern auch für diplomatische Missionen verwenden. So erfährt man, daß St. 1517 auf mehrere Monate in Geschäften des Pfalzgrafen nach Aachen reiste (Erasmi opera III, 1619) und 1521 finden wir ihn bei einer Gesandtschaft Heinrich's nach Ellwangen, um das dortige Capitel bei dem um den Besitz der reichen Propstei ausgebrochenen Streit seinem Herrn geneigt zu machen (Giesel in Württemb. Vierteljahrsh. VII, 173). Was er dabei von dem weltlichen Gebahren der geistlichen Herren und von den Zuständen in den Stiftern kennen lernte, konnte seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit durchgreifender kirchlicher Reformen nur bestärken; damit ging es Hand in Hand, daß sich das Verhältniß zu dem streng römisch gesinnten Pfalzgrafen allmählich lockerte. Indessen äußerte St. noch 1522 in einem Gutachten zur Verbesserung der Heidelberger Universität, daß ihm die Geschäfte seines Fürsten kaum Zeit für „bessere Studien" ließen, und erst seit 1524 scheinen seine Beziehungen zu Heinrich völlig gelöst. Die Uebersiedelung des letzteren nach Ellwangen und später nach Worms gab vermuthlich den äußeren Anstoß zur Trennung.

Bis hierher hatte der Straßburger Magistrat gegenüber der mächtigen reformatorischen Bewegung, welche immer weitere Kreise der Bürgerschaft ergriff, eine vorsichtig zurückhaltende, beschwichtigende Stellung eingenommen. Nun gewannen aber die entschiedenen Anhänger des Evangeliums auch in den regierenden Körperschaften der Stadt die Oberhand und unter ihnen erlangte St., der 1524 zum Mitgliede des großen Raths gewählt wurde, durch seine geistige Ueberlegenheit, seine Rednergabe und sein diplomatisches Geschick bald einen bestimmenden Einfluß. Die Reformation wurde jetzt mit ruhiger Entschiedenheit in Angriff genommen und durchgeführt, wobei es der Magistrat namentlich vorzüglich verstand, die Wiedertäufer, Schwärmer und andere revolutionäre Secten niederzuhalten, ohne zu drakonischen Maßregeln, wie es anderwärts vielfach geschah, seine Zuflucht zu nehmen. Die verständnißvollste und thatkräftigste Unterstützung seiner Bestrebungen fand St. bei dem Theologen Martin Bucer; aber auch sonst stand ihm eine Reihe tüchtiger Berather und Mitarbeiter zur Seite. Den alternden Wimpfeling freilich erfüllte der Abfall seines Lieblingsschülers von der römischen Kirche mit tiefer Betrübniß. Und doch hatte St. in gewisser Weise recht, als er seinem Lehrer die denkwürdigen Worte zurief: „Bin ich ein Ketzer, so habt ihr mich dazu gemacht." Denn von Wimpfeling und seinen Gesinnungsgenossen hatte er in der That nicht bloß gelernt, die Hebung der geistigen und sittlichen Zustände als die vornehmste Aufgabe seiner Zeit zu betrachten, sondern er hatte zugleich aus ihrem erfolglosen Ringen nach diesem Ziele die Lehre gezogen, daß auf dem Boden des alten Kirchenwesens, den jene nie zu verlassen gewagt hatten, die erstrebte Besserung nicht zu erreichen sei, und deshalb warf er, dem Beispiele Luther's folgend, das römische Joch entschlossen von sich ab.

Schon ein Jahr nach seinem Eintritt in den Rath wurde St. zum Mitglied des Fünfzehner-Collegiums gewählt, welches die Verfassung und Verwaltung der Stadt zu überwachen hatte; außerdem vertrat er 1525 als Abgeordneter

Straßburgs einen Theil der Reichsstädte im kaiserlichen Reichsregiment. In dieser Eigenschaft wurde ihm die schwierige Aufgabe zu theil, in Gemeinschaft mit einem Beisitzer des Kammergerichts die aufrührerischen Bauern im Neckarthal zur Ruhe zu verweisen. Während seine Bemühungen dort an der Ungunst der Verhältnisse scheiterten, gelang es ihm als Gesandten seiner Vaterstadt wenige Monate später zwischen den Aufständischen im Breisgau und dem Markgrafen von Baden einen Vergleich zustande zu bringen. Ueberhaupt irren wir wol nicht, wenn wir die weise Vermittlungspolitik, welche Straßburg während des ganzen Bauernkriegs einhielt, wesentlich auf seine Rechnung setzen. Der Zauber seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Rede machten auch auf einem Städtetag zu Speier im September desselben Jahres einen solchen Eindruck, daß man ihn zu Erzherzog Ferdinand senden wollte, um denselben für die religiösen Reformen günstig zu stimmen; die Botschaft scheint jedoch nicht zur Ausführung gelangt zu sein. Bald nachher (1526) berief das Vertrauen seiner Mitbürger St. in das Dreizehner-Collegium. Damit war er verfassungsmäßig auf Lebenszeit zu einem der leitenden Staatsmänner bestimmt; denn in den Händen der Dreizehner oder Kriegsverordneten lag damals die ganze Vertretung und Vertheidigung der städtischen Interessen nach außen, wennschon in allen wichtigen Fragen dem Rath, manchmal auch der Schöffenversammlung, die letzte Entscheidung vorbehalten war. In der Regel war der Geschäftsgang so, daß die bedeutsameren politischen Schriftstücke nach den Beschlüssen der XIII vom Stadtschreiber, Syndikus oder einem andern Kanzleibeamten aufgesetzt und dann dem Rath unterbreitet wurden, der sie fast immer anstandslos guthieß. Seit Sturm's Wahl zum Dreizehner kam es aber auch häufig vor, daß wichtige Urkunden, Instructionen ꝛc. direct nach seinen eigenen Entwürfen oder Correcturen ausgefertigt wurden. Von 1527 an bekleidete St. auch öfter das Amt eines der vier Stettmeister, die jedes Jahr neu gewählt wurden; indessen ist hierauf weniger Gewicht zu legen, weil die Stettmeister als solche wesentlich nur zu repräsentiren hatten.

Die zahlreich vorhandenen politischen Berichte Sturm's zeichnen sich durch Klarheit und Knappheit der Ausdrucksweise vortheilhaft aus. Doch würde man aus ihnen und den wenigen privaten Briefen, die von St. bekannt sind, kaum ein deutliches, treffendes Bild seiner Eigenart und seiner Verdienste gewinnen, weil er selten aus seiner amtlichen Zurückhaltung heraustritt und in übergroßer Bescheidenheit immer nur das Nothdürftigste von seiner persönlichen Mitwirkung an den Dingen berichtet. So sind denn für seine Beurtheilung die gelegentlichen Mittheilungen Dritter von besonderer Wichtigkeit. Oft erfahren wir aus ihnen, daß er in die bedeutendsten Angelegenheiten entscheidend eingegriffen hat, während seine eigenen Briefe nicht die leiseste Andeutung darüber enthalten. Gleich auf dem ersten Reichstage, den St. im Auftrage seiner Stadt besuchte, zu Speier 1526, erregte er durch den Muth und die Beredtsamkeit, mit denen er Namens des Städtecollegiums den Antrag der geistlichen Fürsten auf Execution des Wormser Edicts gegen die Evangelischen bekämpfte, großes Aufsehen. Die Folge war, daß man ihn in den engeren Ausschuß wählte. Als Mitglied desselben hat er dann jedenfalls nicht wenig zur Herbeiführung des den Protestanten günstigen Reichsabschieds beigetragen. Auch gedachten ihn die Stände neben seinem früheren Gönner, dem Pfalzgrafen Heinrich, und einigen Anderen zum Kaiser zu schicken; indessen zerschlug sich dieses Project. Ferner nahm sich St. schon hier des viel umstrittenen Stimmrechts der Reichsstädte mit solcher Wärme und Entschiedenheit an, daß die Städteboten ihn fortan auf Versammlungen mit Vorliebe zum Sprecher wählten. Für das Ansehen, welches er sich in der kurzen Zeit seiner politischen Thätigkeit erworben hatte, ist die Thatsache be-

zeichnend, daß im J. 1526 — vermuthlich in Straßburg selbst — eine Denkmünze auf ihn geschlagen wurde, die auf der einen Seite seinen Namen und sein Bildniß, auf der andern den Wahlspruch: „Victrix fortunae patientia" zeigt.

In Speier war es auch, wo St. die ersten persönlichen Beziehungen zu dem jungen Landgrafen Philipp von Hessen anknüpfte, aus denen sich allmählich ein wahres Freundschaftsverhältniß entwickelte. Aufrichtige Begeisterung für die evangelische Sache brachte die beiden in ihrem Temperament so verschiedenen Naturen zusammen und hielt sie lange Jahre bei einander, bis das Hervortreten fremdartiger und selbstsüchtiger Interessen auf Seiten des Fürsten eine Trübung des Verhältnisses herbeiführte. Dem Protestantismus erwuchs aus dieser Verbindung reicher Gewinn; denn oft genug hat die Besonnenheit und Ruhe Sturm's den jugendlichen Ungestüm des Landgrafen gezügelt und übereilte Streiche verhütet. Wenn sich St. anfangs zu dem Plane Philipp's, die großen evangelischen Städte des Oberlandes, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Frankfurt zu einem Bündniß mit den gleichgesinnten Fürsten zu bewegen, etwas kühl verhielt, so hatte dies seinen Grund darin, daß ihn zu jener Zeit noch der Gedanke beherrschte, womöglich zuerst die Städte unter sich zum Schutz des Glaubens fester zu vereinigen. Je mehr ihm dann aber bei der Abneigung oder wenigstens Unentschlossenheit der Nürnberger, Augsburger und Frankfurter die Aussichtslosigkeit eines solchen Städtebundes klar wurde, desto mehr befreundete er sich mit den Vorschlägen Hessens. Als im J. 1528 durch die Pack'schen Händel die Spannung zwischen den religiösen Parteien aufs äußerste stieg, lud Philipp den Straßburger zu sich ein, um mit ihm über Maßnahmen zur Verwirklichung des Bundes zu berathen; allein die Lauheit der andern Städte und der Eidgenossen, mit denen man ebenfalls unterhandelte, ließ es auch jetzt zu keinem Abschluß kommen. Trotzdem hatte Straßburg die Kühnheit, im Februar 1529 einen weiteren, entscheidenden Schritt auf dem Gebiete der religiösen Reform zu thun, indem es die Messe abschaffte. Infolge dessen wurde der Straßburger Abgeordnete zum Reichsregiment, Daniel Mieg, von den Sitzungen dieser Körperschaft ausgeschlossen. Alle Einwände, welche St., unterstützt von sämmtlichen Reichsstädten, gegen diese Maßregelung auf dem Speierer Reichstage 1529 erhob, blieben fruchtlos. Auch sonst hatte der wackere Vertreter Straßburgs bei dieser Versammlung, welche die den Evangelischen so günstigen Beschlüsse von 1526 über den Haufen warf, einen schweren Stand. So vermochte er nicht zu verhüten, daß die Mehrzahl der Reichsstädte, darunter selbst Augsburg und Frankfurt, den die religiösen „Neuerungen" verdammenden Reichsabschied annahmen, während nur 14 sich dem Protest der lutherischen Fürsten anschlossen. Obwol nun eine engere Verbindung sämmtlicher protestirender Stände unumgänglich geboten schien und auch von St. nachdrücklich betrieben wurde, drohte sie doch an der Engherzigkeit Sachsens zu scheitern, das sich nicht entschließen konnte, mit den „zwinglischen" Städten gemeinsame Sache zu machen. Damit gewann der bis dahin rein theologische Hader über die Abendmahlslehre plötzlich eine höchst unheilvolle politische Bedeutung. St., der dies sofort erkannte, wurde von nun an einer der eifrigsten Vermittler zwischen den streitenden Parteien. Zweifellos war er seiner Ueberzeugung nach ebenso wie die Straßburger Prediger und die meisten seiner Mitbürger mehr der zwinglischen als der lutherischen Lehre zugethan; allein er vergaß nie, daß für die Ausbreitung der Reformation nichts hinderlicher war als Zwietracht im eigenen Lager, und war deshalb stets bemüht, kleinere dogmatische Meinungsverschiedenheiten auszugleichen und die großen evangelischen Grundgedanken, welche beiden Parteien gemein waren, möglichst hervorzukehren. Er stimmte darin ganz mit dem Landgrafen überein, den er bei Veranstaltung des Marburger Religionsgesprächs durch Bekämpfung der

auf schweizerischer Seite entgegenstehenden Bedenken und Schwierigkeiten lebhaft unterstützte. Der Mißerfolg des Gesprächs, welchem er selbst mit Bucer und Hedio beiwohnte, schreckte ihn von weiteren Unionsbestrebungen ebenso wenig ab wie die Schroffheit, mit welcher Sachsen im November 1529 zu Schmalkalden die Hand der „zwinglischen" Oberländer zurückstieß. Die phantastischen Entwürfe Zwingli's, der bekanntlich eine große europäische Coalition aller Gegner Karl's V. bilden wollte, um die kaiserliche Uebermacht zu erdrücken, konnten wol den heißblütigen Landgrafen, nicht aber den ruhig überlegenden S. blenden und verführen. Abgesehen von der Schwierigkeit ihrer Verwirklichung widerstrebten sie ihm schon durch die ihnen zu Grunde liegende Anschauung, daß das Kaiserthum nicht weniger als das Papstthum der Todfeind jeder christlichen Reformation sei. Denn er hielt im Gegensatz zu Zwingli mit unwandelbarer Treue an dem Reichsgedanken wie überhaupt an den Einrichtungen und Traditionen des Reichs fest. So unterstützte er die Bemühungen Philipp's und Zwingli's nur insoweit, als er das sogen. „Burgrecht" zwischen Hessen, Straßburg und den evangelischen Schweizern zustande bringen half, und behielt im übrigen trotz aller Ungunst der Verhältnisse das Project eines evangelischen Gesammtbundes unter Führung Sachsens fest im Auge. Bei Beginn des Augsburger Reichstags 1530 schienen die Aussichten dafür trostloser denn je. Von den Lutheranern verleugnet und preisgegeben, standen die Oberländer hier dem mächtigen Kaiser hülflos gegenüber. Dabei waren sie nicht einmal unter sich einig und nur Konstanz, Memmingen und Lindau schlossen sich dem von Bucer und Capito verfaßten und von St. den kaiserlichen Räthen überreichten Bekenntniß, der sog. Tetrapolitana, an. Wie überzeugend St. damals die Sache des Glaubens vertrat, zeigt die von Capito überlieferte Aeußerung eines angesehenen katholischen Fürsten: „Daemonium illum habere et daemonium ex eo loqui, adeo urgent eius verba". Zum Glück schlugen die Bemühungen der Lutheraner, einen Sonderfrieden für sich vom Kaiser zu erlangen, fehl; nur diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß Sachsen endlich auf Verhandlungen mit den Straßburgern einging. Immerhin brauchten St. und Bucer noch ihre ganze Gewandtheit und Beredtsamkeit, um das Mißtrauen der Lutherischen soweit zu beschwichtigen, daß Weihnachten 1530 in Schmalkalden die Grundlegung des protestantischen Bündnisses nach dem Muster des von St. und Philipp vorgelegten „Burgrechts" stattfinden konnte. Trotzdem stand die Vereinigung zunächst noch auf sehr schwachen Füßen und drohte ganz auseinander zu fallen, als Sachsen die von den Oberländern geforderte Aufnahme der Schweizer aus religiösen Bedenken verweigerte. Niemand anders als St. verhütete in diesem kritischen Augenblick einen neuen Bruch.

Während er auf der einen Seite den hitzigen Landgrafen besänftigte, der die Verbindung mit den Schweizern unter Ausschluß Sachsens herstellen wollte, wußte er auf der andern durch eine äußerst geschickte Politik die Lossagung der Oberländer von Sachsen zu hintertreiben. Schließlich wäre allerdings die Trennung in der einen oder andern Weise wol doch erfolgt, wenn nicht die Niederlage der Züricher bei Kappel und der Tod Zwingli's im October 1531 die Oberländer von der Rücksicht auf die Schweizer entbunden hätten. Jetzt endlich stand der so nothwendigen näheren Organisation des Schmalkaldischen Bundes kein ernstliches Hinderniß mehr im Wege. Wenn St. bei den Verhandlungen über die Vertheilung der Bundesbeiträge nicht dulden wollte, daß die Städte stärker belastet würden als die Fürsten, so war dies eine berechtigte Wahrnehmung der ihm anvertrauten Interessen. An Eifer für die Förderung der gemeinsamen Angelegenheiten und an Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der übernommenen Pflichten wurde er sonst von Niemandem übertroffen. Fast

auf jeder Tagsatzung erschien er, unermüdlich thätig für den Ausbau und die Erweiterung des Bundes, freilich unter strenger Wahrung des defensiven und religiösen Charakters der Vereinigung. Noch mehrmals galt es, die schwer errungene Einigkeit der Protestanten gegen die Hetzereien der Gegner zu vertheidigen; denn immer von neuem wiederholten sich die Versuche, die Lutherischen mit den als „Sacramentirer“ verdächtigten Oberländern zu entzweien. So mußte sich St. 1532 in Schweinfurt dazu bequemen, die Augsburgische Confession neben der Tetrapolitana als der Lehre Straßburgs entsprechend anzuerkennen, und selbst dies konnte nicht verhindern, daß der Sacramentsstreit 1534 bei der Reformirung Württembergs durch die hinterlistige Religionsclausel des Kadaner Vertrags abermals angefacht wurde. Die wahrhaft liberale Gesinnung und das kluge Verhalten Sturm's half jedoch über alle Gefahren hinweg und die Wittenberger Concordie, das Werk des gewandten Bucer, machte dem schädlichen Zwist für längere Zeit ein Ende, indem selbst die Schweizer unter gewissen Vorbehalten der vermittelnden Formel ihre Zustimmung gaben.

In Glaubenssachen verfocht St. seit dem Augsburger Reichstag mit zäher Beharrlichkeit die protestantische Forderung: Duldung der evangelischen Lehre bis zur Entscheidung des religiösen Streits durch ein freies christliches Concil in deutschen Landen. Doch war er praktischer Staatsmann genug, um einzusehen, daß die Erreichung dieses Ziels — wenigstens auf friedlichem Wege — nicht sofort und ohne alle Einschränkungen möglich sei, und hat sich deshalb 1532 bei den Nürnberger Friedensverhandlungen schneller und leichter als der Landgraf in die Thatsache gefunden, daß eine ausdrückliche Ausdehnung der Duldung auf alle, welche sich künftighin den Evangelischen anschließen wollten, füglich beim Kaiser nicht durchzusetzen sei, daß man vielmehr zufrieden sein müsse, die künftigen Glaubensgenossen nicht ausdrücklich vom Frieden ausgeschlossen zu sehen. Die Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes durch Aufnahme neuer Mitglieder hielt St. für wohl vereinbar mit den Bestimmungen des Nürnberger Anstands und trug damit viel dazu bei, die Bedenken des Kurfürsten in dieser Hinsicht zu zerstreuen und die Aufnahme Württembergs, Augsburgs und Frankfurts durchzusetzen. Er glaubte mit Recht, daß eine allzu ängstliche Auslegung des Nürnberger Vertrags seitens der Protestanten umsoweniger angebracht sei, als der Kaiser sich seinerseits ja in schmählichster Weise der Erfüllung des Versprechens entzog, die religiösen Processe des Kammergerichts zum Stillstand zu bringen. Die Straßburger waren es denn auch, welche angesichts der unaufhörlichen gerichtlichen Plackereien 1534 die Anregung zu der Recusation des Kammergerichts in Religionssachen gaben. Zugleich waren St. und seine Freunde immer hülfreich bei der Hand, den Genossen Rathschläge zur Abwendung gerichtlicher Angriffe und Executionen zu erteilen. Daß St. bei aller dieser Opposition gegen den Kaiser die Wohlfahrt des Reiches doch nicht aus dem Auge verlor, zeigt unter anderm seine Haltung in der Türkenfrage. Bekanntlich war die Drohung, sich an der Hülfe gegen die Türken nicht betheiligen zu wollen, eins der Hauptmittel, womit die Protestanten den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen ihre religiösen Forderungen zu bewegen suchten. Auch St. war ein Anhänger dieser Politik; kam es aber, wie im J. 1532, wirklich zum Kriege, so vermochte er es doch nicht über sich zu gewinnen, jenen Standpunkt festzuhalten, sondern befürwortete auch ohne religiöse Bürgschaften den Kampf gegen den „Erbfeind der Christenheit“.

Der Feldzug des Landgrafen 1534 gegen Württemberg zur Restitution des vertriebenen Herzogs Ulrich war für St., der in den Anschlag nicht eingeweiht worden, eine völlige Ueberraschung, und zwar zunächst keine angenehme; denn solche Gewaltstreiche widerstrebten seiner Natur. Nach dem glücklichen Ausgang

des Unternehmens aber war Niemand eifriger als er bemüht, den für die Befestigung und Ausbreitung der Reformation in Süddeutschland so wichtigen Sieg nach Kräften auszubeuten und Württemberg dem Evangelium dauernd zu sichern. Zwar konnte er sich nicht entschließen, den Bitten Ulrich's und Philipp's nachzugeben, welche ihn veranlassen wollten, ganz in den Dienst Württembergs überzutreten, doch hat er sich dem Herzog und seinem Lande stets als ein aufmerksamer Freund und Berather erwiesen, so gleich im Anfang durch seine Befürwortung des Kadaner Vertrags, den Ulrich wegen der Degradirung Württembergs zu einem österreichischen Lehen anzuerkennen zögerte, sodann in der Vermittlung zwischen dem Herzog und seinem Sohn Christoph. Die Aussöhnung der beiden war, wie man weiß, deshalb von großer Wichtigkeit, weil von ihr die religiöse Zukunft des Landes abhing; denn wenn Christoph mit Hülfe katholischer Mächte seinen Vater verdrängte, so war der Fortbestand der neuen Lehre in Württemberg zum mindesten stark gefährdet. Aus ähnlichen Rücksichten betrieb St. auch die Verheirathung von Ulrich's Bruder Georg, der nächst Christoph der präsumtive Thronerbe war, mit einer evangelischen Prinzessin.

Die durch den kaiserlichen Vicekanzler Held veranlaßte Gründung eines katholischen Gegenbundes 1538 versetzte die Protestanten in begreifliche Erregung, welche bei dem Landgrafen einen solchen Grad annahm, daß er wieder einmal ernstlich mit sich zu Rathe ging, ob es nicht an der Zeit sei, den Gegnern durch einen Angriff zuvorzukommen. Allein St. rieth wie immer mit eindringlichen Worten davon ab, indem er u. a. geltend machte, daß ein Angriffskrieg selbst bei glücklichem Ausgange den Evangelischen keinen dauernden Frieden verbürgen, wol aber dem Ansehen ihrer Sache schaden würde. Mehrfach mahnte er in dieser Zeit, den Gegnern keinen Anlaß zu dem häufig erhobenen Vorwurf zu geben, daß die Kirchengüter für eigennützige und unkirchliche Zwecke vergeudet würden. Zu diesem Behuf solle man sich über einheitliche Grundsätze zur gewissenhaften Verwendung der Güter vergleichen. Leider hatten diese von Bucer emsig unterstützten Mahnungen bei der Mehrzahl der Bundesgenossen keinen Erfolg, obwol Straßburg unter Sturm's Leitung ein leuchtendes Beispiel dafür lieferte, welcher Segen durch eine zielbewußte Verwendung des Kirchenguts für die Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit gestiftet werden konnte. Sturm's größtes Verdienst in dieser Richtung war die Gründung des noch heute blühenden protestantischen Gymnasiums, aus dem später die Akademie und Universität hervorgewachsen ist. Schon in den zwanziger Jahren bestanden in Straßburg aus kirchlichen Mitteln unterhaltene Schulen, denen es aber an rechter Organisation und einheitlicher Leitung mangelte. So kam es denn, daß St. 1538 im Einvernehmen mit Bucer und den übrigen Geistlichen nach sorgsam durchdachtem Plan ein Gymnasium schuf und als Rector desselben den ausgezeichneten, aus Schleiden gebürtigen und in Paris gebildeten Humanisten und Pädagogen Johannes Sturm berief. So hat St. in glänzender Weise einen Lieblingsgedanken seines Lehrers Wimpfeling verwirklicht, der schon 1501 in seiner „Germania“ die Gründung einer solchen Lehranstalt angeregt hatte. Die Stiftung gewann schnell eine große, weit über die Grenzen der Stadt hinausreichende Bedeutung und pflegt noch heute dankbar das Andenken ihres edlen Urhebers, der ihr bis zu seinem Tode die wärmste und verständnißvollste Theilnahme bewahrte und sie noch in seinem Testament reich bedachte.

Die Religionsgespräche, welche Karl V. seit 1540 zur Herbeiführung eines Ausgleichs veranstaltete, suchte St. in jeder Weise zu fördern, weniger allerdings aus Zuversicht auf Erreichung ihres eigentlichen Zwecks, als weil er ebenso wie Bucer der Ansicht war, die Protestanten müßten jede sich bietende Gelegenheit zur öffentlichen Rechtfertigung rbreitung ihres Glaubens benutzen. Da-

neben hörte er nicht auf, in den Reichsversammlungen für die Freiheit und Sicherstellung der neuen Lehre zu kämpfen. So war es ganz wesentlich seinen Anstrengungen neben denen des hessischen Kanzlers Feige zu danken, daß Karl V. sich 1541 zu der den Protestanten günstigen „Declaration" des Regensburger Abschieds herbeiließ. Auch war St. nach wie vor als erster auf dem Platze, wenn es galt, die Gleichberechtigung der Reichsstädte mit den anderen Ständen bei den Berathungen und Beschlüssen der Reichstage zu verfechten. Die Klugheit und Festigkeit, mit der er in dieser Frage namentlich zu Speier 1542 und zu Worms 1545 vorging und selbst dem persönlichen Drängen König Ferdinand's widerstand, wurde denn auch seitens der Städte freudig anerkannt. Als äußeres Zeichen des Dankes verehrte ihm Nürnberg Namens der Gesammtheit im Juli 1542 ein kostbares Trinkgeschirr und drei Jahre später vereinigten sich die rheinischen Städte zu einem Ehrengeschenk für ihn im Werthe von 1000 Gulden. Diese Erfolge konnten ihm jedoch nicht über die tiefe Trauer und Verbitterung hinweghelfen, womit ihn die seit Beginn der vierziger Jahre zu Tage tretende Zerfahrenheit der protestantischen Politik und der Verfall des Schmalkaldischen Bundes erfüllten. Mit Recht erkannte er den Grund des Uebels in der Verblendung, mit der die einzelnen Stände mehr und mehr ihre Sonderinteressen der religiösen Sache voranstellten; allein seine Mahnungen und Warnungen fanden kein Gehör. Das Schlimmste war, daß Landgraf Philipp, bisher die zuverlässigste und kraftvollste Stütze des Protestantismus, sich infolge der Verlegenheiten, welche ihm durch seine leidige Doppelehe bereitet wurden, genöthigt sah, bei katholischen Ständen Rückhalt zu suchen und vor allem sich den Kaiser geneigt zu machen. Dadurch gerieth natürlich seine evangelische Politik, die wenigstens an Energie bisher nichts zu wünschen übrig gelassen, bedenklich ins Schwanken: ein Fehler, der durch die Heftigkeit, mit der er seine Glaubensgenossen hie und da zur Offensive trieb, nicht ausgeglichen werden konnte. Man begreift, daß unter solchen Umständen eine Entfremdung zwischen Philipp und St. eintreten mußte; denn der Straßburger war ja der eifrigste Verfechter des Grundsatzes, die religiösen Interessen der Protestanten mit keinerlei fremdartigen verquicken zu lassen und unter keiner Bedingung die Defensive aufzugeben, welche nach seiner Ansicht einer Vereinigung von der Art des Schmalkaldischen Bundes einzig und allein frommen konnte. Besonders bezeichnend ist sein Verhalten in der braunschweigischen Fehdesache, die am meisten dazu beigetragen hat, ihn mit dem befreundeten Fürsten zu veruneinigen. Als Sachsen und Hessen, durch den Uebermuth Heinrich's von Braunschweig und seine unausgesetzten Plackereien gegen das verbündete Goslar aufs äußerste gereizt, Anfang 1542 den Entschluß faßten, den lästigen Gegner durch einen raschen Angriff unschädlich zu machen, wurde auch St. ins Vertrauen gezogen, da man ja wußte, wie „die Oberländer an ihm gemeiniglich alle hingen", und merkwürdiger Weise zeigte er sich dem Anschlage nicht ganz abhold. Vermuthlich nahm er an, es handle sich nur um die Sicherstellung Goslars und die Fürsten ließen ihn in diesem Glauben. Nun endigte aber der Kriegszug, wie man weiß, mit der Vertreibung Herzog Heinrich's und mit der Eroberung seines ganzen Landes: ein Erfolg, der, von den Protestanten anfangs bejubelt, bald zu einer Quelle bitterer Zwietracht und Verlegenheit für sie werden sollte. Schon die Vertheilung der Kriegskosten auf die Bundesglieder verursachte Schwierigkeiten, da manche mit dem ganzen Handel nichts zu schaffen haben wollten und sich weigerten, ihren Antheil zu bezahlen; am heftigsten aber entbrannte der Streit über die Frage, was mit dem eroberten Gebiet anzufangen sei. Sachsen und Hessen wollten die Frucht ihres Sieges nicht preisgeben und verlangten, daß Braunschweig im Besitz des Schmalkaldischen Bundes verbleibe; die meisten andern Stände dagegen wünschten aus Furcht

vor den großen Unkosten der Verwaltung und Vertheidigung des Landes und aus rechtlichen Erwägungen die Restitution des vertriebenen Herzogs, allerdings gegen möglichste Sicherstellung vor künftigen Uebergriffen desselben. Zu der letzteren Partei gehörte namentlich St., der sich in seinem strengen Rechtsgefühl nicht verhehlen mochte, daß die Grenze der Nothwehr gegen Heinrich doch überschritten worden sei, und daß dieser Fehler durch Wiedereinsetzung des legitimen Landesherrn oder wenigstens seiner Erben gut gemacht werden müsse. Auch sah er als gewiegter Jurist ein, daß die Protestanten von dem ihnen so feindlichen Kammergerichte keinenfalls eine günstige Entscheidung des braunschweigischen Streits erwarten durften, zumal wenn der Fall, wie es wahrscheinlich war, nach Römischem Recht beurtheilt wurde. Er rieth deshalb entschieden zu einem gütlichen Vergleich und zur vorläufigen Sequestration des Landes. Er verkannte hierbei nicht die Gefahr, welche mit der Rückkehr des unruhigen Herzogs von Braunschweig verknüpft war, hielt sie aber mit Recht für geringfügig im Verhältniß zu der zersetzenden Wirkung, welche die Behauptung des Landes auf die Einigkeit der verbündeten Evangelischen bereits ausgeübt hatte und noch ausüben mußte. War es doch offenbar, wie die Unzufriedenheit im protestantischen Lager ständig wuchs und wie die Furcht vor der Ungnade des Kaisers und vor den drückenden Lasten, die mit der Verwaltung Braunschweigs zusammenhingen, dem Bunde mehr und mehr Anhänger entfremdete! Leider hatte St. mit seinen eindringlichen Vorstellungen bei Sachsen und Hessen keinen Erfolg; ja er zog sich sogar durch seine Offenheit den Unwillen des Landgrafen zu und mußte schließlich noch den Schmerz erleben, daß seine eigene Stadt sich gegen ihn zu Gunsten der sächsischen und hessischen Anschauung erklärte. Wahrscheinlich geschah dies unter dem Einfluß Bucer's, der in der braunschweigischen Frage auf Seiten des Landgrafen stand, im übrigen aber immer bemüht war, den Fürsten zu überzeugen, daß Sturm's Opposition nicht auf „Kleinmüthigkeit" beruhe, sondern durchaus ehrenwerthe Beweggründe habe. So charakterisirte er den Freund einmal mit den treffenden Worten: „Er ist getreu und fürchtet sich wahrlich mehr vor dem Unrecht als vor Gewalt. — Er sieht gar tief in die Sachen und fürchtet sich vor Gottes Ungnade, wenn nicht alle Dinge ordentlich gehen und im Rechten Bestand haben".

Ihren Höhepunkt erreichte Sturm's Mißstimmung auf dem Speierer Reichstage 1544, als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes den großen Fehler begingen, dem Kaiser die Hülfe der Protestanten gegen Frankreich zuzusagen, ohne dafür auf religiösem Gebiete etwas anderes als leere Versprechungen zu erhalten. Die Schuld an diesem groben Mißgriff, den die Evangelischen zwei Jahre später schwer büßen mußten, trug — wie St. richtig erkannte — lediglich die verkehrte Rücksichtnahme der Fürsten auf ihre Sonderinteressen und nicht zum wenigsten auf die fatale braunschweigische Angelegenheit. „Ein Jeder", sagt er, „hat eine particulare Sache, die betreibt er und, wenn er sie zu erhalten hofft, läßt er das Ewige hingehen". Eine Zeit lang versuchte St. in Speier, dem Kaiser wenigstens die Hülfe der Städte gegen Frankreich vorzuenthalten; allein bald erkannte er die Aussichtslosigkeit dieser Politik und brachte es nun über sich, seinem Magistrat die Bewilligung der kaiserlichen Hülfsforderungen nachdrücklich zu empfehlen. Die Stadt sträubte sich lange gegen diese Zumuthung, da sie auch aus Rücksicht auf ihre Handelsbeziehungen einen Bruch mit Frankreich scheute; zuletzt aber gab sie wohlweislich nach und bewahrte sich dadurch vor dem Zorn des Kaisers, dem sie sonst schwerlich entronnen wäre. Die damals von dem Braunschweiger — vielleicht infolge einer Verwechslung mit Johannes St. — bei dem Kaiser vorgebrachte Anklage, daß Jakob mit

Frankreich in heimlichem Einverständniß stehe, konnte dieser mit ruhiger Entschiedenheit als völlig unbegründet erweisen.

Wie wenig Karl V. daran dachte, den Protestanten ihre Hülfsbereitschaft zu lohnen, offenbarte sich bald nach Beendigung des französischen Feldzugs auf dem Reichstage zu Worms 1545 in erschreckender Deutlichkeit. Umsonst haben hier die Protestanten noch einmal durch vereinte Anstrengungen die Erneuerung und endgültige Bestätigung der Speierer Zusagen des Vorjahres durchzusetzen gesucht. Am Schluß des Reichstages konnte St., der bei diesen Verhandlungen wieder hervorragend thätig war und von den kaiserlichen Ministern mehrfach vertraulich zu Rathe gezogen wurde, kaum noch einen Zweifel hegen, daß die Evangelischen demnächst gezwungen sein würden, ihre Sache mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Er that deshalb, was in seinen Kräften stand, um die Genossen auf der gegen Ende des Jahres abgehaltenen Versammlung in Frankfurt zu einer vernünftigen Reorganisation des Schmalkaldischen Bundes zu bewegen, dessen Mängel Niemand besser kannte als er; allein das gegenseitige Mißtrauen und die Verbitterung unter den Verbündeten war im Laufe der letzten Jahre derart gewachsen, daß es an der Fähigkeit gebrach, sich zum Heil des Ganzen über kleinliche Bedenken hinwegzusetzen und zu den nothwendigen Reformen aufzuraffen, und so ging die Versammlung ohne Ergebniß auseinander. Es läßt sich denken, wie schwer dieser Mißerfolg unsern St. erschüttern mußte, der längst mit tiefer Bekümmerniß den Gang der Dinge verfolgt hatte. War er doch schon, wie uns Bucer berichtet, zu Anfang des Jahres 1545 so unzufrieden und verzagt, daß er den Gedanken aussprach, „davon zu fliehen und das Bürgerrecht aufzusagen".

Wohl nur aus dieser Stimmung schmerzlicher Resignation läßt es sich erklären, daß der sonst so thatkräftige Mann im Frühjahr 1546 beim Ausbruch des Entscheidungskampfes unthätig in seiner Vaterstadt verharrte und sich durch keine Bitten und Mahnungen bewegen ließ, auf dem Schauplatz des Krieges zu erscheinen. Wenn er auch kein Kriegsmann war, so hätte er doch an der Seite der Bundeshäupter durch seinen Rath manches Gute wirken können; statt dessen überließ er sich in Straßburg trüben Betrachtungen. Besonders bezeichnend ist von den wenigen Aeußerungen, die wir von ihm aus dieser bewegten Zeit besitzen, ein Brief, den er unmittelbar vor Beginn des Krieges an den Landgrafen richtete. Darin legte er ausführlich seine Ueberzeugung dar, wie die Reformation allmählich wider den Willen der Mächtigen von den breiten Schichten des Volkes aus zum Siege gelangen werde. Nicht die leiseste Andeutung dagegen von dem bevorstehenden Entscheidungskampf! Vielleicht werden weitere Forschungen noch mehr Licht über dieses auffällige Verhalten Sturm's verbreiten. Erst im Spätherbst des Kriegsjahres 1546, als das Bundesheer, welches dem Kaiser an der Donau gegenüberstand, auseinander zu gehen drohte, ohne daß eine Schlacht geschlagen war, raffte sich St. aus seiner Unthätigkeit auf und eilte ins Lager, um den Landgrafen zum Angriff zu drängen oder wenigstens die Oberländer zu bestimmen, daß sie den Truppen in ihren Gebieten Winterquartiere gewähren sollten, aber beides umsonst! Zu letzterer Maßnahme fehlte es den meisten Städten an der Opferwilligkeit, durch welche Straßburg noch während des Feldzugs sich ausgezeichnet hatte. So erfolgte denn die Auflösung des Bundesheeres, welche den Sieg des Kaisers — in Süddeutschland wenigstens — entschied. Frankfurt und die zunächst bedrohten schwäbischen Städte nebst Würtemberg unterwarfen sich nach und nach in Sonderverträgen. Dadurch kam das ohnehin ziemlich isolirte Straßburg in eine sehr peinliche Lage, die sich noch trostloser gestaltete, als der Landgraf offen seine Hülflosigkeit eingestand und der weit entfernte Kurfürst nichts als leere Versprechungen zu geben wußte. Trotzdem

hat Straßburg lange gezögert, seine norddeutschen Verbündeten im Stich zu lassen und ebenfalls einen Separatfrieden zu schließen. Die Mehrheit der Bevölkerung und ein großer Theil des Raths wollten in blindem Glaubenseifer nichts von Nachgiebigkeit wissen und waren bereit, es auf eine Belagerung ankommen zu lassen; schließlich siegte aber doch die von St. und andern bedächtigen Politikern vertretene Ansicht, daß es nach Lage der Dinge für die Stadt ganz unmöglich sei, dem Kaiser auf die Dauer mit Erfolg die Stirn zu bieten, und daß man daher einen Vertrag, der namentlich in religiöser Hinsicht keine allzudrückenden Bedingungen auferlege, nicht ablehnen dürfe. Mit blutendem Herzen entschloß sich St., auf die inständigen Bitten seiner Anhänger, im Februar 1547 persönlich zur Einleitung der Unterhandlungen in das kaiserliche Hoflager nach Ulm zu reiten. Es war, wie er selbst sagt, der schwerste Ritt seines Lebens. Wurde ihm doch die Selbstüberwindung, welche er durch die Uebernahme der demüthigenden Gesandtschaft bekundete, von der fanatischen Menge der Bevölkerung mit Undank und Verleumdungen gelohnt! Indessen hatte er die Genugthuung, Straßburg unter so günstigen Bedingungen mit dem Kaiser versöhnen zu können, wie sie kaum eine andere Stadt erlangt hatte. Allerdings mußte dem Bündniß mit den Fürsten entsagt werden, in religiöser Hinsicht aber wurde den Gewissen kein Zwang auferlegt. Am drückendsten war die vom Kaiser verlangte Huldigung und fußfällige Abbitte. Für letztere Ceremonie konnten in Straßburg kaum die erforderlichen drei Gesandten zusammengebracht werden; denn Jeder fürchtete, sich durch die Betheiligung Haß und Ungunst der Bürgerschaft zuzuziehen. Nur St. stellte sich von Anfang an in gewohnter Aufopferung auch für diese undankbare Mission seiner Vaterstadt zur Verfügung. Am 21. März 1547 erfolgte zu Nördlingen in feierlicher Audienz der Fußfall und die Abbitte, worauf der Kaiser den Gesandten zum Zeichen der Versöhnung die Hand reichte.

So durfte denn Straßburg wieder aufathmen und neue Hoffnung schöpfen; freilich währte die Beruhigung nicht lange, denn der Augsburger Reichstag von 1548 brachte das berüchtigte Interim, welches bis zur Entscheidung des Concils im ganzen Reich die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes anordnete und den Protestanten nur Priesterehe und Laienkelch einräumte. Sturm's redliche Bemühungen, den Erlaß des Interims abzuwenden und die Berufung eines Nationalconcils zu veranlassen, scheiterten und Straßburg behielt nur die Wahl, das Edict auszuführen oder den ganzen Zorn des Kaisers auf sich zu laden. In dieser schwierigen Lage zeigte St. wieder seine diplomatische Meisterschaft. Es gelang ihm, allen Schwierigkeiten zum Trotz beim Kaiser die Vergünstigung zu erwirken, daß den Protestanten wenigstens einige Kirchen der Stadt zur ferneren Ausübung ihres Gottesdienstes belassen wurden. Dadurch wurde die gewaltige Erregung in der evangelischen Bürgerschaft wenigstens soweit gedämpft, daß es nicht zu offenem Aufruhr kam. Gleichzeitig sah sich der Magistrat allerdings durch die Rücksicht auf den Kaiser genöthigt, die Prediger Bucer und Fagius, die am heftigsten gegen das Interim eiferten, zum Verlassen der Stadt zu bewegen. Die Härte dieser Maßregel erscheint ja gewiß in etwas milderem Lichte, wenn man bedenkt, daß es im eigenen Sicherheitsinteresse der beiden Theologen lag, sich aus einer Stadt zu entfernen, die ihnen vor dem Zorn des Kaisers keinen hinreichenden Schutz mehr bieten konnte; trotzdem war es für St. jedenfalls ein überaus schmerzlicher Moment, als er im Auftrage des Magistrats den überzeugungstreusten und unermüdlichsten Vorkämpfer des Evangeliums, Martin Bucer, zum Verlassen seines langjährigen Wirkungskreises bereden mußte.

Nach all diesen Enttäuschungen und traurigen Erfahrungen beschied das Schicksal dem edlen Manne an seinem Lebensabend noch eine Gelegenheit, seine

Umsicht und Thatkraft in einer Art zu bewähren, die ihm weit über Straßburgs Grenzen hinaus in ganz Deutschland ehrenvollste Anerkennung eintrug: ich meine seine Verdienste um die Sicherung Straßburgs vor den Eroberungsgelüsten Frankreichs im J. 1552. Die vorsichtige und dabei doch entschlossene Haltung, durch welche die Stadt sich damals davor bewahrte, ebenso wie Metz von den Franzosen überrumpelt zu werden, war wesentlich sein Werk. Glänzender konnte er die früher angedeutete Verdächtigung, als ob er zu Frankreich neige, nicht widerlegen. Auch haben der Kaiser und seine Minister die von ihm in jener kritischen Zeit bewiesene Klugheit und Treue unumwunden anerkannt und belobt. Als Karl V. dann in demselben Jahre noch Straßburg besuchte, hatte St. die Ehre, ihn an der Spitze des Magistrats begrüßen zu dürfen und in reichem Maaße die kaiserliche Huld zu genießen. Dieser Empfang war das letzte wichtige Ereigniß im politischen Leben Sturm's. Am 30. October 1553 ereilte der Tod den erst 64jährigen, rüstigen Mann, den bis dahin niemals eine Krankheit in der Ausübung seiner Pflichten gestört hatte. Er starb in seinem 1542 erworbenen Hause in der Brandgasse zu Straßburg, tief betrauert von seinen drei Geschwistern, die, unverheirathet wie er selbst, bis zuletzt sein Heim mit ihm getheilt hatten. Am 31. October geleitete man ihn unter Betheiligung des gesammten Stadtregiments zur letzten Ruhestätte. Wol hatte der regierende Ammeister recht, als er bei Verkündigung der Trauernachricht vor versammeltem Rath den Verstorbenen als pater patriae et ornamentum reipublicae pries. In der That werden selbst diejenigen, welche in der Reformationsepoche nicht den ruhmreichsten Abschnitt Straßburgischer Geschichte zu erkennen vermögen, zugeben müssen, daß die Stadt weder früher noch später jemals eine so Achtung gebietende Stellung unter den Mächten des Reichs, ja Europas, eingenommen hat, wie zu Lebzeiten Jakob Sturm's. Wie eng aber dieser Aufschwung mit der Persönlichkeit Sturm's verknüpft war, beweist der nach seinem Tode eintretende jähe Niedergang der Straßburger Politik. Nicht minder bedeutsam als auf die Gestaltung der äußeren Beziehungen hat St. auf die innere Entwicklung und das geistige Leben seiner Vaterstadt eingewirkt. Davon konnte hier freilich nur das Wichtigste, wie die Gründung des Gymnasiums, angedeutet werden, zumal da diese Seite seiner Thätigkeit noch lange nicht genügend erforscht ist. Es sei nur noch auf sein Freundschaftsverhältniß zu Sleidan hingewiesen, der durch ihn nach Straßburg gezogen wurde und durch seine und Bucer's Vermittlung vom Schmalkaldischen Bunde den Auftrag zur Abfassung einer Geschichte der Reformation erhielt. Mit lebhaftester Theilnahme hat St. die Entstehung dieses ausgezeichneten Werkes verfolgt und durch Zuwendung von Actenmaterial sowie durch Correcturen unterstützt. Sleidan hat ihm denn auch Zeit seines Lebens die herzlichste Verehrung und Dankbarkeit bewahrt.

St. war keine geniale Natur, dazu berufen, gleich einem Luther dem Geist des Jahrhunderts neue Bahnen zu erschließen; aber bei wenigen seiner Zeitgenossen haben die großen, reformatorischen Gedanken, die von Wittenberg ausgingen, ein so reines und tiefes Verständniß gefunden wie bei ihm. Mit der ganzen Kraft und Wärme, deren sein von echter Religiosität erfülltes Gemüth fähig war, hat er den Kern und das Wesen der evangelischen Lehre erfaßt, gleich weit entfernt von der Engherzigkeit und Unduldsamkeit der starren Lutheraner wie von dem revolutionären Uebereifer der Schwärmer und Wiedertäufer. Nicht um gewisser dogmatischer Eigenheiten willen wurde er ein so eifriger Verfechter der neuen Lehre, sondern weil er in ihr das Fundament erblickte, auf dem die Menschheit zu wahrhaft christlicher Frömmigkeit und sittlichem Lebenswandel zurückgelangen könnte. In diesem Sinne hat er unermüdlich für die Sache des Evangeliums gekämpft und gelitten. Wenn dabei der Erfolg weit hinter seinen

Hoffnungen zurückblieb, so lag die Schuld theils an der geringen äußeren Macht, auf die sich der Vertreter einer Reichsstadt stützen konnte, theils daran, daß die große Menge ebenso wie die meisten Fürsten und Stände der idealen Auffassung Sturm's nicht zu folgen vermochten oder es doch an der Entschiedenheit fehlen ließen, die ihm in der Verfolgung seiner hohen Ziele eigen war. Immerhin hat St. auf die Entwicklung der Dinge einen überraschenden Einfluß geübt, der zu der Größe und Bedeutung Straßburgs in gar keinem Verhältniß steht und sich nur durch die seltenen Eigenschaften erklären läßt, die sich in diesem Manne vereinigten. Schon seine äußere Erscheinung, wie sie uns von Zeitgenossen geschildert wird und durch Porträts überliefert ist, verbunden mit der würdevollen und doch so bescheidenen Art seines Auftretens, mußte ihm die Sympathie Aller gewinnen, die mit ihm in persönliche Berührung kamen, und wer ihm näher trat, gleichviel ob Katholik oder Protestant, dem flößte seine Ueberzeugungstreue, seine Uneigennützigkeit und die fleckenlose Reinheit seiner Gesinnung und Lebensführung unwillkürlich Achtung, ja Bewunderung ein. St. besaß kein rasches, leicht bewegliches Temperament, sondern ging in allen Dingen mit großer Gründlichkeit und reiflicher Ueberlegung zu Werke; ja, in rein politischen Fragen legte er hier und da eine an Unschlüssigkeit grenzende Vorsicht und Bedächtigkeit an den Tag. So charakterisirte ihn Bucer 1540 gegenüber dem Landgrafen mit den Worten: er sei „ein vernünftiger Mann, welcher in so wichtigen Händeln nicht bald sich endlich erkläre; er sehe die Läufte an und thue gleich wie einer, der uf vielen Wegen sehe und nicht wisse, welchen Weg er gehen wolle". Niemals aber verlor er im Wirrwarr der Ereignisse sein Hauptziel, die Sicherstellung und Ausbreitung des Evangeliums aus dem Auge, wenn er sich auch gelegentlich gezwungen sah, vorübergehend der politischen Lage Concessionen zu machen. Stets leitete ihn das tief eingewurzelte Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und die Ueberzeugung, daß sich die Evangelischen den dauernden Schutz des Allmächtigen nur durch Vertrauen auf ihre Sache und durch wahre Frömmigkeit erhalten könnten. Ergänzt wurden seine hervorragenden sittlichen und geistigen Eigenschaften durch eine ungemein gründliche und umfassende Bildung, die ihn in den verschiedenartigsten Angelegenheiten zu einem der geschätztesten Berather machte. Besonders auf dem Gebiet der Reichs- und Territorialgeschichte, sowie der oft recht verwickelten staatsrechtlichen Fragen besaß er erstaunliche Kenntnisse, die durch ein bewunderungswürdiges Gedächtniß unterstützt wurden. Erwägt man ferner, daß er eine Beredtsamkeit zu entfalten wußte, welche die Hörer weniger durch feurigen Schwung und glänzendes Pathos als durch Wahrheit und Kraft der Ueberzeugung mit sich fortriß, so begreift man den Einfluß dieses bedeutenden Mannes, der zweifellos zu den vornehmsten und anziehendsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts gehört.

Das Leben und Wirken Sturm's hat bis jetzt noch keine erschöpfende Darstellung gefunden. An kleineren Skizzen fehlt es dagegen nicht. Ich erwähne in erster Linie das Schriftchen von Johannes Sturm: Consolatio ad senatum Argentinensem de morte etc. Jacobi Sturmii, Argent. 1553. — Ferner Lehr, Mélanges de littérature et d'histoire alsatiques, Strasb. 1870, p. 147—225. Die beste Charakteristik bietet H. Baumgarten, Jacob Sturm, Straßb. 1876 (Rectoratsrede). Ueber die älteren Quellen mag man sich in der Dissertation von F. A. Stein (Jakob Sturm von Sturmeck, 1878), die sonst recht oberflächlich ist, orientiren. Von neuerem Quellenmaterial kommt vor allem in Betracht: Politische Correspondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation Bd. I (1517—30) u. II (1531—39) (Straßb. 1882 u. 1887). Von dem in Vorbereitung befindlichen dritten Bande dieses Werkes (1540—45) konnte ein Theil des Materials bereits in obigem Artikel ver-

werthet werden. — Max Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen von Hessen mit Bucer, 3 Bde., Leipzig 1880—91. — H. Baumgarten, Sleidans Briefwechsel, Straßb. 1881. — Von neueren Monographien, welche die Kenntniß über St. bereichert haben, seien noch genannt: Adolf Baum, Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529, Straßb. 1887. — Otto Winckelmann, Der Schmalkaldische Bund 1530—32, Straßb. 1892. — De Boor, Beiträge zur Gesch. des Speierer Reichstags von 1544, Straßb. 1878. — Paul Kannengießer, Der Reichstag zu Worms vom J. 1545, Straßb. 1891. — Alcuin Hollaender, Straßburg im Schmalkaldischen Kriege, Straßb. 1881; — Derselbe, Straßburg im französischen Kriege 1552, Straßb. 1888. Otto Winckelmann.

Sturm: Jakob St., Kupferstecher, Herausgeber ikonographischer naturwissenschaftlicher Werke, geboren zu Nürnberg am 21. März 1771, † ebendaselbst am 28. November 1848. Schon frühzeitig erlangte St., von seinem Vater unterwiesen, bei angeborenem Talente eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Kunst des Kupferstechens. Anfänglich übte er seine Kunst nur im figürlichen Fache aus. Infolge eines zufälligen Umstandes aber, der überdies seiner Neigung zur Naturbeobachtung entgegen kam, wandte er sie bald und ausschließlich auf die Darstellung von natürlichen Objecten aus dem Thier- und Pflanzenreiche an. Als nämlich seinem Vater eine Kupferplatte, die dieser zu einem entomologischen Werke von Pallas zu fertigen hatte, von dem mit der Revision des Werkes betrauten Professor und Geheimrath Schreber (s. A. D. B. XXXII, 465) als ungeeignet beanstandet wurde, erhielt sie der Sohn, erst 16 Jahre alt, zur Ausführung überwiesen und führte sie, nachdem er die bezüglichen Insecten von dem Entomologen Panzer in natura sich hatte zeigen lassen, so vorzüglich aus, daß die beiden Gelehrten, in Erkennung seines ausgesprochenen Talentes als Naturzeichner, ihn für ihre speciellen Wissenschaften gewannen, Schreber für Botanik, Panzer für Zoologie. St. begann nun, sich selbst eine Insectensammlung anzulegen, die allmählich zu einer der größten Privatsammlungen anwuchs. Auf Grund derselben gab er 1791 seine erste Sammlung von Abbildungen heraus, ohne Text, unter dem Titel: „Insecten-Cabinet, nach der Natur gezeichnet und gestochen“, wovon 4 Hefte, jedes mit 25 colorirten Kupfertafeln erschienen sind. Bald darauf wurde er auch litterarisch thätig. 1796 ließ er das erste Verzeichniß seiner Insecten-Sammlung drucken, dem infolge des Anwachsens der letzteren 1800 ein zweites, 1826 ein drittes und 1843 ein viertes, jedes Mal vergrößertes, sich anschlossen. Ebenfalls 1796 begann St. seine bedeutendste Arbeit, die seinen Ruf als bedeutenden Kupferstecher begründete: „Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen“. Das Werk erschien in Heften mit je 8—16 colorirten Kupfertafeln in Taschenformat. Je 4 Hefte bilden einen Band. Es zerfällt in 3 Abtheilungen, mit zusammen 163 Heften und 2472 colorirten Tafeln. Die erste, die Phanerogamen enthaltend, umfaßt Heft 1—96 und 1576 Tafeln und erschien von 1798—1855. Die nach dem 1848 erfolgten Tode des Herausgebers veröffentlichten Stiche (Heft 62—96), rühren von seinen Söhnen her, die schon von Heft 44 an sich aushelfend betheiligt hatten. Zu den Tafeln der Hefte 1—4 dieser Abtheilung lieferte G. F. Delavigne einen französischen Text, 1801—1802. Die zweite Abtheilung begreift die Kryptogamen in sich, mit Ausschluß der Pilze. Sie erschien 1798 bis 1839, enthaltend Heft 1—31 und 416 Tafeln und die letzte Abtheilung, welche die Pilze bringt, zählt Heft 1—36 und 480 Tafeln. Diese erschien 1813—1853. An dem descriptiven Theil dieser Flora, der, ohne systematische Ordnung, ausführliche Beschreibungen, aber nicht immer die Synonyme enthält, betheiligten sich neben dem Herausgeber viele, zum Theil sehr bedeutende Botaniker.

Diese für sein Werk herangezogen zu haben bildet für St. ein nicht geringeres Verdienst, wie die künstlerische Ausführung der Tafeln. Zu den Mitarbeitern der ersten Abtheilung gehören: Schreber, Hoppe, Panzer, Schnizlein, Graf Kaspar von Sternberg, L. Reichenbach, Fieber und vor allem W. Daniel Jos. Koch; zu denjenigen der zweiten: Hoppe, Blandow, Voit, Kaulfuß, Funck, C. Gottl. Nees v. Esenbeck, Corda und Laurer, und an der dritten nahmen Theil: Dittmar, Corda, Preuß, Rostkovius, Schnizlein, F. v. Strauß. Die erste Abtheilung enthält auch einige monographische Bearbeitungen von Pflanzengattungen: so die Trifolieen von Schreber, die Vicieen von Hoppe, die Myosotis-Arten von Reichenbach und die Carices von Hoppe und St. Für die zweite und dritte Abtheilung sind die Tafeln zu den letzten Heften ebenfalls von Sturm's Söhnen gestochen. Ein ähnlich angelegtes Unternehmen wie das eben geschilderte botanische, nahm St. auch für die Zoologie fast gleichzeitig in Angriff: „Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen". Es erschien von 1797 an und enthielt in den drei, die Amphibien, Insecten und Würmer behandelnden Abschnitten 624 Kupfertafeln, die größtentheils von St. und seinen Söhnen ausgeführt wurden. Neben diesen, seiner eigenen Initiative entsprungenen Arbeiten lieferte St. auch noch die Illustrationen zu einer großen Reihe von naturhistorischen Werken anderer Autoren. Ein vollständiges Verzeichniß derselben liefert der in der Fußnote angezeigte Nekrolog von Hilpert (S. 19—24). Endlich betheiligte sich St. auch noch an der von G. Nees v. Esenbeck und Fr. Hornschuch herausgegebenen, aber nicht vollendeten deutschen Moosflora: Bryologia germanica, von der 2 Theile 1823—1831 mit zusammen 43 Tafeln erschienen sind. Sturm's Thätigkeit brachte ihn mit einer großen Zahl von Naturforschern in wissenschaftliche Verbindung und die Beziehungen mit manchen derselben gestalteten sich durch seine künstlerische Tüchtigkeit und seinen außerordentlich anspruchslosen Charakter zu dauernden Freundschaftsverhältnissen. Sturm's Verdienst um die Wissenschaft wurde anerkannt durch seine Aufnahme zum Mitgliede oder Ehrenmitgliede zahlreicher gelehrter Gesellschaften, und noch zwei Jahre vor seinem Tode, 1846, ernannte ihn die philosophische Facultät der Breslauer Universität zum Dr. phil. honoris causa. Es geschah dies gelegentlich des fünfzigjährigen Jubiläums seines künstlerischen und wissenschaftlichen Wirkens. Um dieselbe Zeit wurde er aus Anlaß der Reorganisation der von ihm schon 1801 gegründeten naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg zu deren Director ernannt. Diese Ehrenbezeugungen überlebte er aber nicht mehr lange; denn schon 1848 verschied er in einem Alter von nahezu 78 Jahren.

St. hinterließ zwei Söhne, welche beide das Kunsthandwerk ihres Vaters ergriffen und ihn in den letzten Jahren seiner Thätigkeit erfolgreich unterstützt hatten. Der ältere von beiden, Dr. Joh. Heinr. Christ. Friedrich St., starb 1862 in Nürnberg im fast vollendeten 57. Lebensjahre. Er war als Künstler und Naturhistoriker, wie der Vater, Mitglied der Kaiserl. Leopold.-Carol. Akad. der Naturforscher gewesen. Der zweite, Joh. Wilh. St., hat sich auch durch schriftstellerische Leistungen, hauptsächlich über Gefäßkryptogamen, bekannt gemacht. Er schrieb einen Beitrag zur Farn-Flora Chiles und betheiligte sich an der Herausgabe der Martius'schen Flora brasiliensis durch die Bearbeitung einiger Familien kryptogamer Gewächse. Zu Nürnberg am 19. Juli 1808 geboren und ebendaselbst am 7. Januar 1865 gestorben, erreichte er dasselbe Lebensalter wie sein Bruder.

Joh. Wolfg. Hilpert, Zum Andenken an Dr. Jakob Sturm. Nürnb. 1849. — Pritzel, Thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Sturm: Johann St., Straßburgs großer Schulrector im 16. Jahrhundert und bedeutsam für die Gestaltung des ganzen althumanistischen Schulbetriebs in

Deutschland, ist am 1. October 1507 zu Schleiden im Eifelgebirge geboren und somit ein unmittelbarer Landsmann und Zeitgenosse des Historikers Sleidanus gewesen. Sein Vater war Rentmeister des in der Nähe ansässigen Grafen von Manderscheid; seine Mutter, eine geborene Hülsen (Hulsana), nennt er selbst eine femina lectissima. Gemeinschaftlich mit den gräflichen Söhnen von Johann Neuburg und anderen Lehrern unterrichtet, zeichnete er sich schon als Knabe durch aufgewecktes Wesen, fleißiges Lernen und sicheres Wissen aus, und so kam er denn auch mit den jungen Grafen 1522 (oder 1521) in die Schule der Hieronymianer nach Lüttich, wo er bis 1524 blieb. Dieser Aufenthalt hat großen Einfluß auf St. gehabt, nicht nur dadurch, daß hier die Grundlagen seines Wissens befestigt und erheblich erweitert wurden: auch die Schule selbst in ihrer ganzen Organisation und Einrichtung, vielleicht auch eine Krisis derselben, die er mit erlebte, war für ihn von großer Bedeutung; denn in ihr fand er für sein eigenes späteres Wirken Muster und Vorbild. Ueber diese Schule sind wir durch St. selbst unterrichtet, müssen aber freilich anerkennen, daß er in seinem „Rathschlag an die Schulherrn" zu Straßburg (1538) ihr Bild seinen damaligen Absichten und Plänen entsprechend vielleicht etwas idealisirt hat; auf der anderen Seite aber läßt sich auch die Meinung, daß die Zwickauer Schule des in Lüttich gebildeten Plateanus ein getreues Abbild von ihr gewesen sei, nicht erweisen: wenn wir bei St. ein Zuviel finden sollten, so ist in dieser kleinen, auf wenige Lehrkräfte angewiesenen Schule ein Zurückbleiben hinter dem Lüttich er Vorbild mindestens ebenso möglich. Jedenfalls aber war das Gymnasium Hieronymitanum zu Lüttich achtclassig, die Schüler innerhalb der Classen in Decurien eingetheilt; es wurde darin ein streng stufenmäßig aufgebauter Unterricht ertheilt, halbjährliche Prüfungen und eine strenge Versetzungsordnung sorgten für die nöthige Gleichmäßigkeit der Kenntnisse aller Schüler in einer Classe; das mittelalterliche Doctrinale des Alexander de Villa-Dei war aus dem Unterricht verbannt, die lateinische Grammatik wurde verhältnißmäßig rasch absolvirt und möglichst früh mit der Lectüre begonnen, die ausschließlich classische Autoren zum Gegenstand hatte; auch Griechisch wurde in den vier oberen Classen in erheblichem Umfang getrieben. Wir haben somit in der Lüttich er Schule zu der Zeit, in der sie St. besuchte, eine hochentwickelte frühhumanistische Lehranstalt zu erkennen; und wenn man fragt, durch wen der Humanismus in dieser Aera zur Herrschaft an diesem Hieronymianer-Gymnasium gelangt sei, so müssen wir auf Rudolf Agricola hinweisen, der für den ganzen nordwestdeutschen Humanismus der wissenschaftliche und pädagogische Lehrer und Wortführer gewesen ist. Von ihm war dann vor allem Alexander Hegius in Deventer inspirirt, und diesem Einfluß unterstand auch die 1496 gegründete Lüttich er Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben; und als ihr Schüler unterstand ihm in den Jahren 1522 bis 1524 auch der junge St.: was er hier im Nordwesten kennen gelernt hat, das hat er später in Straßburg zu verwirklichen und in selbständiger Weise weiter zu entwickeln gesucht. Unter seinen Lüttich er Lehrern nennt er den Arnold von Einaten mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit.

Nachdem St. das Gymnasium absolvirt hatte, wandte er sich 1524 nach Löwen, wo er im Collegium Buslidianum, auch Collegium trilingue genannt, in der feineren und freieren Luft des Erasmischen Geistes sich bewegte und sich bei Rüdiger Reschius im Griechischen, vor allem aber unter der Leitung des Conrad Goclenius im Lateinischen weiterbildete; gerade der Einfluß des Letzteren dürfte in St. die Vorliebe für das Latein im allgemeinen und für lateinische Beredsamkeit insbesondere entschieden haben. Persönlich freilich stand er dem Ersteren näher; denn nachdem er seit 1527 selbst auch als Lehrer in Löwen thätig gewesen war und daneben angefangen hatte, Jus zu studiren, sah er sich

durch die Knappheit seiner Subsistenzmittel genöthigt, auf das Anerbieten seines Lehrers Reschius einzugehen und mit diesem eine sich in den Dienst des Humanismus stellende Druckerei zu gründen. Xenophon's Memorabilien waren das erste von ihnen gedruckte Buch. Im Interesse des Geschäftes war es dann, daß St. 1529 Löwen verließ und nach Paris übersiedelte, um dort den Büchern des Verlags ein erweitertes Absatzgebiet zu schaffen. Allein der Gelehrte in ihm drängte gerade hier an der altberühmten Bildungsstätte den Buchhändler zurück: die Vorlesungen an dem von Franz I. kurz zuvor gegründeten Collège de France zogen ihn mächtig an: im Interesse einer zu druckenden Galen-Uebersetzung besuchte er eine Zeit lang medicinische Vorlesungen, und bald hielt er auch selbst welche als Privatdocent am Collège de France; aber nicht als Mediciner, sondern als Humanist las er mit rasch wachsendem Erfolg über Cicero und Demosthenes. In einem Colleg über Dialektik (Logik) hatte er unter seinen Zuhörern Petrus Ramus, der hier die erste Anregung zu seinem Versuch einer Umgestaltung der traditionellen Logik empfing. Nach seiner Verheirathung mit der humanistisch gebildeten Pariserin Johanna Ponderia (Pison?) richtete St. in seinem Hause ein Alumnat für junge Studenten ein, das ebenfalls großen Zulauf von auswärts hatte.

Bis dahin war St. ausschließlich Humanist gewesen. Da kamen ihm durch einen seiner Schüler, den Mediciner Carinus (Kiel) aus Luzern, theologische Schriften der neuen protestantischen Richtung in die Hände, vornehmlich solche von dem Straßburger Reformator Bucer, von dem er übrigens 1528 bei einer Reise nach Straßburg schon persönlich einen starken Eindruck empfangen hatte. Nun wurde derselbe durch die Lectüre seiner Schriften so verstärkt, daß sich St. entschloß, der neuen Lehre beizutreten. Und sogleich zeigt sich auch seine in Sachen des Protestantismus später noch oft zu Tage kommende sanguinische Ader und jener politische Trieb, der ihn nachmals zum freiwilligen Diplomaten werden ließ: er trat in persönlichen Verkehr mit Bucer und mit Melanchthon und verhandelte mit ihnen über nichts Geringeres als über den durch den Erzbischof von Paris, Cardinal Jean du Bellay, unterstützten Plan, den König Franz I. von Frankreich für den Protestantismus und die Protestanten zu gewinnen. Die deutschen Vertreter desselben aber waren klüger als er, und statt seiner Einladung nach Paris Folge zu leisten, mahnten sie, er solle Frankreich verlassen; Melanchthon dachte an eine Professur in Tübingen oder Augsburg für ihn. St. hielt noch eine Zeit lang an seinen Hoffnungen fest, mußte sich aber schließlich doch von ihrer Aussichtslosigkeit überzeugen und den aufs neue beginnenden Verfolgungen der Protestanten in Frankreich weichen; und so nahm er denn 1536 das Anerbieten Bucer's an, nach Straßburg zu kommen und dort am Collegium Praedicatorum als Professor Vorlesungen über Rhetorik und Dialektik zu halten. Am 30. December verließ er Paris, am 14. Januar 1537 traf er in Straßburg ein und eröffnete im März seine Vorlesungen, die bald zu den besuchtesten und gefeiertsten gehörten, was auch aus der raschen Erhöhung seiner Besoldung von 40 auf 100, von 100 auf 140 Gulden hervorgeht; galt es ja außerdem, ihn vor lockenden Berufungen nach Basel und Wittenberg für Straßburg zu erhalten.

Seine Bedeutung aber lag nicht so sehr in diesen seinen akademischen Vorlesungen, als vielmehr auf einem anderen Gebiete. Bald nach seiner Ankunft erkannte man zu Straßburg in St. den rechten Mann, um die nothwendig gewordene Organisation des höheren Schulwesens in die Hand zu nehmen und im Verein mit den städtischen Behörden und der Geistlichkeit durchzuführen.

Auch in Straßburg hatte der humanistische Geist längst schon seinen Einzug gehalten; aber es war ein etwas rückständiger, noch nicht ganz zum Durchbruch gekommener Humanismus, der eben deswegen bei den Niederdeutschen nicht

für voll galt. Der Vertreter dieser älteren oberrheinischen Humanistengeneration in Straßburg war Jakob Wimpfeling gewesen, der in der Schule des Westfalen Dringenberg zu Schlettstadt zwar noch nach dem Doctrinale unterrichtet, aber doch mit dem römischen Alterthum bekannt gemacht und für dasselbe gewonnen worden war und nun in Straßburg der Führer der humanistischen Bewegung wurde und Männer wie den späteren Stettmeister Jakob St. darin unterrichtete und dafür zu begeistern wußte. Griechisch verstand er freilich noch keines, und aus Furcht vor dem heidnischen Geist der Alten empfahl er neben Virgil vor allem christliche Dichter zur Schullectüre. Wichtig aber ist hier insbesondere sein Vorschlag, den er in der „Germania" von 1501 näher ausführte und begründete: die Stadt Straßburg möge ein Gymnasium errichten, das sich auf die bestehenden Lateinschulen aufbauen und eine Zwischenstufe zwischen diesen und der Universität bilden solle. Der Gedanke kam aber damals noch zu früh; und auch, als durch die Reformation naturgemäß die bestehenden Stifts- und Klosterschulen sich auflösten, griff der Magistrat, der nach Luther's energischem Weckruf nun seinerseits durch Errichtung von Lehranstalten für die geistige Ausbildung seiner Jugend zu sorgen hatte, zuerst nur zögernd ein. Doch nahm er durch die Ernennung einer ständigen Commission von drei Schulherrn oder Scholarchen 1528 die Sache in die Hand und machte damit die Schule zu einer weltlichen Angelegenheit, in der vermittelnden Weise, daß auch der Geistlichkeit, durch Aufstellung zweier Prediger als Visitatoren, das Recht der Mitwirkung gewahrt blieb. Zuerst sorgten diese Schulherrn für lateinische Schulen, deren sie zwei, die eine unter Otto Brunfels, später unter Peter Dasypodius, die andere unter Johann Sapidus eröffneten; 1535 kam eine dritte unter Andreas Zechlius hinzu, an dessen Stelle bald Joh. Schwebel trat. Dann machten sie sich an die Regelung des besonders im Argen liegenden Volksunterrichts durch Aufstellung einer Ordnung der Lehrmeister (1534), und hiefür gab es schließlich sechs Knaben- und vier Mädchenlehrhäuser in den verschiedenen Quartieren der Stadt. Endlich hatten die Prediger schon früh (1523) angefangen, theologische Vorlesungen zu halten, und diese lectiones publicae bildeten die Grundlage einer Akademie mit theologischer und philosophischer Facultät; das Collegium praedicatorum sorgte als Internat für das Unterkommen der jungen Leute. So standen die Dinge auf dem Gebiet des Schulwesens zu Straßburg, als Johann St. im J. 1537 dort eintraf, zunächst als Professor der classischen Philologie für den zuletzt erwähnten höheren Unterricht. Alsbald aber erkannte man in ihm den geeigneten Mann, um auch das Mittelschulwesen, das vor allem an dem mangelnden Ineinandergreifen unter sich und mit der oberen Stufe litt, zu organisiren und zu concentriren: er erhielt am 26. Dec. 1537 von der Schulcommission den Auftrag, mit den zwei geistlichen Visitatoren die lateinischen Schulen zu besuchen. Auf Grund dieser Inspection erstattete er jenen schon erwähnten „Rathschlag an die Schulherrn", der mit dem entscheidenden Wort anhebt: ludos literarum uno loco comprehendi utilius est quam varie distrahi. Unter Berufung auf die Schule von Lüttich, die er aus eigener Erfahrung kenne, schlägt er demgemäß die Vereinigung der bestehenden drei Lateinschulen zu einer einzigen sechsclassigen Gesammtanstalt vor, an die sich dann als Secunda der höhere Unterricht in den philosophischen Fächern, als Prima der theologische Cursus anzugliedern habe. Die Schulherrn, vor allem der hochgebildete und energische Jakob St. waren von vornherein für den Plan gewonnen; aber auch der Rath ließ sich dafür erwärmen und schon im März 1538 wurde beschlossen, im Prediger-(Dominicaner-)Kloster ein solches Gymnasium einzurichten. Nachdem auch auf die Aufbringung der nöthigen Mittel Bedacht genommen war, wurde im Juni das Rectorat der Anstalt Johann St. angeboten und von ihm zunächst widerruflich für ein Jahr angenommen. Und nun wurde

auch sofort ins Leben gerufen, was beschlossen war: auf Michaelis 1538 wurde die Schule provisorisch im Barfüßerkloster eröffnet, Ostern 1539 siedelte sie definitiv in das Predigerkloster über, wo sie — natürlich in neuen Gebäuden — heute noch ist. St. aber schrieb zur Rechtfertigung und Empfehlung seiner Gedanken das Einführungsprogramm „De literarum ludis recte aperiendis liber. Argentorati apud Vendelinum Rihelium Anno MDXXXVIII“.

Hier hatte sich aber inzwischen der im Rathschlag entwickelte Plan wesentlich erweitert, wofür sich St. merkwürdiger Weise auf den — noch gar nicht vorhandenen — „usus“ beruft. Nicht mehr sechs Classen, wie ursprünglich von ihm vorgesehen, sondern neun Classen werden zur Vorbereitung auf die lectiones publicae für nöthig erachtet und für diese selbst ein fünfjähriger Cursus in Aussicht genommen, so daß der Knabe, der mit sieben Jahren in die Schule eintritt, sie mit 16 absolvirt und mit 21 den philosophischen und theologischen Unterricht durchgemacht hat. Uebrigens sollte von den neun Classen die erste aus den Alphabetarii gebildet werden, welche in Lüttich und demnach auch im Rathschlag außer Acht geblieben waren, so daß in Wirklichkeit doch nur an die Stelle der sechsclassigen eine achtclassige Lateinschule trat, und die ursprüngliche Secunda und Prima in ein fünfjähriges Facultätsstudium umgewandelt wurde. So St. unter Berufung auf den usus; aber der wirkliche usus machte es nochmals anders: der Rath blieb zunächst bei den sechs ursprünglich vorgeschlagenen Classen, gestattete jedoch, daß die untersten zwei je zweijährig sein sollten; erst später sind daraus vier Classen geworden und ist jenes Ziel Sturm's wirklich erreicht worden. Umgekehrt genügte die vorgesehene eine Classe für die Alphabetarii nicht; zunächst machte die große Schülerzahl eine Theilung in zwei Abtheilungen nothwendig, noch vor 1565 waren aber daraus zwei Jahrescurse, Decima und Nona, geworden, so daß es nun ein zehnclassiges Gymnasium bestehend aus einer freilich auch schon Latein lehrenden Vorschule von zwei und einer eigentlichen Lateinschule von acht Classen war, das in engstem Zusammenhang mit dem fünfjährigen Cursus der lectiones publicae stand. Die Einheit der ganzen dreigegliederten Anstalt aber kam zum Ausdruck in der gemeinsamen Leitung durch den einen Sturm, der Professor an dem oberen Cursus blieb und zugleich Rector des Ganzen war.

Die Zahl der Schüler in den sechs Gymnasialclassen betrug schon im Gründungsjahr 336, später stieg sie auf mehr als 600; in den Pestjahren freilich und auch in der für den Protestantismus so kritischen Zeit nach dem schmalkaldischen Kriege war sie erheblich geringer. Allein das Höchste sollte erst noch kommen. Was Jacob St. vergebens angestrebt hatte, ging 14 Jahre nach seinem Tode in Erfüllung. Angesichts des glänzenden Rufes der unter Johann Sturm's Leitung stehenden Straßburger Lehranstalten erhob der Kaiser Maximilian II. Straßburg zu einer privilegirten Akademie, die lectiones publicae wurden dadurch als akademische anerkannt und dem Lehrkörper das Recht ertheilt, in der philosophischen Facultät Baccalaurei und Magistri zu ernennen. Am 1. Mai (darum noch heute als Stiftungstag auch der neuen Universität gefeiert) 1567 wurde die Akademie feierlich eingeweiht und eröffnet, zum Rector aber auf Lebenslang Johann St. ernannt, in der alten Weise, daß Akademie und Gymnasium als ein zusammengehöriges Ganze behandelt wurden und der Rector an die Spitze des aus den öffentlichen Professoren und den Classenpräceptoren vereinigten Lehrkörpers trat.

Wir machen hier eine Pause und fragen nach den pädagogischen Grundsätzen, die St. bei der Organisation und Direction dieser Lehranstalt leiteten und durch deren Verwirklichung das protestantische Gymnasium zu Straßburg das Muster und Vorbild für viele andere geworden ist, wie ja St. auch persön-

lich vielfach um Rath und Mithülfe bei Neueinrichtung von Schulen und Aufstellung von Lehrplänen angegangen wurde. Es ist hier um so mehr der Ort dazu, als im J. 1565, ohne Zweifel mit Beziehung auf die eben im Werk befindliche Erhöhung der oberen Abtheilung zum Rang einer Akademie, seine „Epistolae classicae" erschienen, in denen er den Lehrern der einzelnen Classen wie den Fachlehrern in den lectiones publicae ihre speciellen Aufgaben auseinandersetzt und damit auch jeder Classe und jedem Fach das Ziel bestimmt. Den Zweck des protestantisch humanistischen Jugendunterrichts im ganzen hatte er schon 1538 fixirt: propositum a nobis est, sapientem atque eloquentem pietatem finem esse studiorum. Man wird darin nur geschickt und knapp formulirt finden, worin der ganze deutsche Humanismus jener Zeit die Aufgabe des gelehrten Unterrichts gefunden hat: die pietas ist die protestantische, die sapientia die Sachkenntniß (cognitio rerum), die eloquentia die Herrschaft über das lateinische Wort.

Fragen wir aber, wie und durch welche Mittel dieses Ziel erreicht werden sollte, so gibt darauf die Einrichtung der Schule und geben vor allem die angestrebten und erreichten Classenziele im einzelnen die beste Antwort, weshalb wir es nicht umgehen können, dieselben kurz zu skizziren. Der usus hat allerdings manches anders gestaltet, als es St. geplant und gewünscht hatte, und hat namentlich seine anfänglich allzu hochfliegenden und überspannten Anforderungen rasch ermäßigt. Umgekehrt freilich wird man zugeben können, daß der von Engel mitgetheilte Lehrplan aus dem Jahre 1539 ein durch Anfangs- und Uebergangsschwierigkeiten besonders reducirter gewesen sein dürfte; und daher werden wir uns richtiger an spätere Lehrpläne und an Angaben wie die der epistolae classicae halten. In der Decima, die später noch einmal in zwei Abtheilungen, schwerlich in zwei Jahrgänge, zerlegt wurde, handelte es sich um Lesen und Schreiben lernen, zunächst des Deutschen am Katechismus, dann aber auch des Lateinischen; und auch in lateinischer Grammatik wird hier schon durch Declinations- und Conjugationsübungen der erste Grund gelegt; als Lehrbuch diente hiebei anfangs die lateinische Grammatik Melanchthon's, später mußte diese der Educatio puerilis linguae latinae des Straßburger Präceptors Golius weichen. Und ebenso traten an die Stelle der anfänglich schon hier als Lesebuch benutzten Briefe Cicero's späterhin die Neanisci Sturm's, Colloquia, die sich zum Erwerb einer copia verborum besonders eigneten. Denn mit dem von St. aufs nachdrücklichste geforderten Auswendiglernen von Vocabeln wurde sofort begonnen; Veil hat die Zahl der in den sechs unteren Classen des Straßburger Gymnasiums eingeprägten Wörter auf 21 000 berechnet. Mit diesem lateinischen Elementarunterricht wird in derselben Weise, nur in rascherem Tempo und erweitertem Umfang in Nona fortgefahren. In Octava beginnt der eigentliche grammatische Unterricht und beginnt nun auch das lateinisch Sprechen, nachdem ein gewisser Wortschatz gewonnen und in die Diarien wie in Scheunen aufgenommen worden ist; auch die schriftliche Uebersetzung deutscher Sätze ins Lateinische ist für die zweite Hälfte des Jahres in Aussicht genommen. Von Cicero werden zwölf Briefe und ebenso einige Colloquia aus den Neanisci gelesen. In Septima wird mit all dem fortgefahren, die Hauptregeln der lateinischen Syntax werden gelernt und nun ganz energisch aus dem Deutschen ins Lateinische mündlich und schriftlich übersetzt; selbst der Katechismus wird dazu benutzt. Während nach dem liber de lit. stud. recte aper. mit der poetischen Lectüre (Virgil's Eklogen) schon in der zweituntersten Classe begonnen werden sollte, wird damit thatsächlich vielmehr erst hier der Anfang gemacht und zwar mit den leichten Ethica Catonis, einer mittelalterlichen Spruchsammlung. In Sexta kommt die Syntax zum Abschluß; die Prosodie wird an der Hand einer poetischen Chrestomathie nach wesentlich rhetorischen Gesichtspunkten eingeübt, auch die Andria des Terenz gelesen; die Prosalectüre

bilden die längeren Briefe Cicero's, daneben auch einige Briefe des Hieronymus — utiles propter religionem, doctrinam, elegantiam. Endlich setzt hier der griechische Unterricht ein, anfangs nach der Grammatik des Clenardus, später nach der ebenfalls von Golius, natürlich unter Sturm's Auspicien gefertigten Educatio puerilis linguae Graecae. In Quinta wird die griechische Formenlehre beendigt und an äsopischen Fabeln eingeübt; das sonntägliche Evangelium wird aus dem griechischen Urtext ins Deutsche übersetzt. Im Lateinischen bleiben Stilübungen, Vermehrung der copia verborum, Lectüre Cicero's, zu dessen Briefen sich nun auch der ursprünglich schon für die Octava in Aussicht genommene Laelius gesellt; die Gewandtheit im Sprechen wird durch die Lectüre eines weiteren Terenzischen Stückes erzielt, und zugleich wird daran und an den Eklogen des Virgil die Verslehre, die ein Hauptpensum der Classe bildet, eingeübt. Mit Quarta beginnt das Obergymnasium; ihr und Tertia fällt neben Versübungen und poetischer Lectüre vor allem der Anfang des eigentlich rhetorischen Unterrichts zu; daher bilden hier in erster Linie ciceronianische Reden den Gegenstand der Lectüre unter genauer Analyse nach rhetorischen Gesichtspunkten; und ebenso werden die stilistischen Uebungen der Classe in den Dienst derselben gestellt und zu dem Behuf z. B. Abschnitte aus Demosthenes ins Lateinische übertragen. Auch Declamationen, d. h. der Vortrag ganzer lateinischer Reden oder ganzer Gesänge der Aeneis werden hier schon veranstaltet. Im Griechischen wird die Grammatik absolvirt, Lucian, bald auch Isokrates oder Demosthenes und das goldene Gedicht der Pythagoreer gelesen und natürlich auch Abschnitte aus dem Neuen Testament. In Secunda und Prima bilden wiederum Reden Cicero's den Mittelpunkt der lateinischen Lectüre; daneben wird auch Sallust genannt, aber immer bleibt Cicero unicum omnium literatorum exemplum; nicht einmal hat die Fülle der eingestreuten Reden dem Historiker Livius Aufnahme im Straßburger Gymnasium verschafft, Cäsar und Tacitus bleiben ohnedies ausgeschlossen. Da es sich aber hier um die ornata elocutio handelt, nachdem in den vorhergehenden Classen eine pura et dilucida elocutio erzielt worden sein sollte, so wurde nun auch theoretischer Unterricht in der Rhetorik und in der mit ihr zusammenhängenden Dialektik ertheilt, jener wesentlich im Anschluß an Cicero's partitiones oratoriae, nach einem von St. in dialogischer Form dazu verfaßten kleinen Commentar. Im Griechischen lag der Nachdruck ebenfalls auf dem rhetorischen Element, und so wurde möglichst viel von Demosthenes gelesen, Xenophon's Cyropädie, Platonische Dialoge oder gar Thukydides höchstens ausnahmsweise. Auch bei Homer dachte man wesentlich an seine rhetorischen Vorzüge, und solche ließen auch nach dem einen oder andern Stück von Euripides greifen; einiges Lyrische und die übliche neutestamentliche Lectüre kam hinzu.

Ueberſehen wir nun an der Hand dieses in aller Kürze skizzirten Unterrichtsganges im Sturm'schen Gymnasium den Weg zu dem schon angegebenen Ziele, so mag der Religionsunterricht (pietas) eben noch als genügend bezeichnet werden. Er tritt in keiner Weise hervor und überschreitet nirgends das in humanistischer Zeit dafür bestimmte Durchschnittsmaaß; und so kann ich nicht zugeben, daß in der Anstalt Sturm's „auf den religiösen Unterricht großes Gewicht gelegt" worden sei; eher könnte man sagen, daß auch er rasch genug dem sprachlichen Unterricht dienstbar werden mußte. Ein tiefes Gefühl für die religiöse Seite der Erziehung, wie wir z. B. bei Trotzendorf einem solchen begegnen, vermag ich bei St. nicht zu entdecken. Dagegen betont er im liber de stud. lit. r. ap. ebenso wie in den Epp. classicae neben dem Unterricht stets auch die erziehliche Aufgabe der Schule; und daß im Straßburger Gymnasium mit allem Nachdruck auf Disciplin und gute Sitten unter den Schülern gehalten wurde, ist mehrfach bezeugt und geht aus Aeußerungen Sturm's selbst deutlich hervor. Namentlich

wurde hiebei auch das Verhältniß zwischen Schule und Haus von St. ins Auge gefaßt und ein einmüthiges Zusammenarbeiten der beiden Factoren gefordert; doch redet er gelegentlich auch davon, daß die Knaben rudes a moribus zur Schule kommen und hier erst disciplinam virtutum primam accipiant. Auch die Eintheilung der Classen in Decurien unter einem sie beaufsichtigenden Decurio hatte ebenso für die Schulzucht wie für den Unterricht, namentlich für die Erwerbung der copia verborum, Geltung und Verwendung. Daß St. das Mittel, welches manche Humanisten, Trotzendorf so gut wie später die Jesuiten, im Uebermaaß anwandten, die Weckung des Ehrgeizes bei den Jungen, nicht verschmäht hat, versteht sich von selbst. Aber wenn es, neben den für alle Classen ausgesetzten kleinen Geldprämien, nur an einer Stelle intensiver in die Erscheinung tritt, bei den mit allerlei Feierlichkeiten umgebenen Classenversetzungen, so ist das eine durchaus verständige, in den Rahmen des ganzen Schulorganismus passend sich einfügende Verwerthung dieses an sich durchaus sittlichen Motives und geht nicht hinaus über sonstige reichsstädtische und eben darum leicht etwas kleinstädtische Gepflogenheiten.

Wie stand es nun aber zum zweiten mit der eloquentia? Natürlich war es ausschließlich die lateinische Beredsamkeit, die man im Sturmischen Gymnasium erwerben konnte. Man hat es St. verdenken wollen, daß er nicht an Stelle oder doch neben dem Lateinischen das Deutsche in seinem Unterrichtsplan berücksichtigt habe. Allein bei einem solchen Vorwurf übersieht man vollständig die Zeit und ihre Bedürfnisse. Latein war die durchgängige Gelehrten-, es war auch die Diplomatensprache der Zeit, das officielle und allgemeine internationale Verständigungsmittel aller Gebildeten: wer daher in der Welt — sei es als Mann der Wissenschaft oder im Staat — etwas leisten wollte, mußte des lateinischen Wortes Herr sein. Und so hatte St. mit seiner ausschließlichen Betonung der lateinischen eloquentia Recht, weil er darin durchaus nur der Sohn seiner Zeit war. Eben deshalb sind aber auch alle Versuche, bei ihm „Begeisterung für die deutsche Sprache" nachzuweisen, ebenso überflüssig wie sie vergeblich sind: ein anerkennendes Wort über Luther's Bibelübersetzung genügt hiefür nicht, und die Thatsache, daß im Sturm'schen Gymnasium das Deutsche keine Pflege und besondere Stelle fand, wird dadurch nicht umgestoßen. So früh als möglich wird der Unterricht lateinisch ertheilt (schon in Octava), selbst das Uebersetzen der Classiker ins Deutsche vielfach durch lateinische Umschreibung des Textes ersetzt, in Septima der Katechismus ins Lateinische übertragen und den Schülern das Deutschreden unter einander auch außerhalb der Schule unter Strafe verboten: „Die teutsch reden bey in mitschulern, die sollen geschotten werden; so sy dz offtermals thun, sollen sy dest mehr gestrafft werdenn".

Wenn wir aber auch das alles aus den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit heraus erklärlich finden, so liegt doch schon in diesem Punkte nach zwei Seiten hin eine Schwäche der Sturm'schen Pädagogik, ein Abweichen von und ein Hinausgehen über die Ansichten von Männern wie R. Agricola, Erasmus und Melanchthon, und daher hier auch ein berechtigter Anlaß zu Kritik und Angriff. Im Gegensatz zu Melanchthon z. B. glaubt St. und strebt es an, daß die deutschen Schüler vollkommene Lateiner werden können und sollen, die mit Cicero zu wetteifern im Stande seien. Eben deshalb sieht er geradezu eine Landescalamität darin — publicum et commune malum! —, daß nicht alles lateinisch redet und die Kinder nicht von früh an lateinisch hören, stammeln, sprechen, nicht mehr in cunis ad matrum papillas lallare condocefiunt; und daher ist es Aufgabe der Schule und der Lehrer, istud malum corrigere industria. Während Melanchthon zugibt, daß wir die perfecta eloquentia eines Cicero nie erreichen können, cum sonus linguae latinae hoc tempore non sit nativus, ver-

sichert St. in Stunden des Selbstgefühls, daß „wir im Schreiben, Commentiren, Declamiren und Reden unsern Meistern nicht bloß folgen, sondern es sogar den besten Zeiten Athens und Roms gleichthun können". Wer sieht nicht, daß er damit das Ziel überspannt, Unmögliches erstrebt und gehofft hat? Und wenn er dann doch zuweilen die Unmöglichkeit solchen Gleichthuns erkennt und zugesteht, so macht es geradezu einen tragischen Eindruck, zu sehen, wie hier ein großer Aufwand an eine unerreichbare Aufgabe verthan und die Unfruchtbarkeit einer ganzen Lebensarbeit in lichten Augenblicken selbst bemerkt und beklagt wurde.

Es hängt dies aber bereits mit dem Anderen zusammen, das zur Kritik herausfordert, daß St. den Ton nicht auf das Lateinische überhaupt, sondern auf die lateinische Beredsamkeit im Sinne der antiken Rhetorik legte. Daher wird der gesammte Unterricht diesen rhetorischen Gesichtspunkten untergeordnet und unterstellt, die Sturm'sche Schule ist eine Rhetorenschule im Sinne Quintilian's; und daher ist im Gegensatz zu Erasmus, der die einseitigen Ciceronianer verhöhnt und dem St. in der Theorie beistimmt, doch Cicero in der Praxis der Autor der Schule, schon in Decima wird mit ihm begonnen, und in Prima ist man mit ihm noch nicht fertig. Um jenes Zweckes willen werden die Historiker aus der Schule so gut wie ganz ausgeschlossen. Und auch an den Griechen lernt man nur Rhetorik: selbst Homer wird um rhetorischer Vorzüge willen gelesen, puritas, ornatus, gravitas rühmt er ihm nach und versichert: amoena habet rhetorum vestigia: credo ego omnia oratorum ornamenta et instituta in Homero demonstrari posse ita ut si ars dicendi nulla extaret, ex hoc tamen fonte derivari et constitui posset. Auch hier hat Melanchthon anders gedacht und ein feineres Verständniß gezeigt, wenn er sagt: qui ita evolvunt Homerum, ut nihil hinc nisi voluptatem venentur et sententiolas quasdam ceu flosculos hinc inde collectos, hi perinde faciunt, ut siquis fertilissimum agrum tantum animi causa colat, ut floribus in eonatis aliquando se coronet, fructuum, quos inde uberrimos percipere poterat, curam plane negligat, hunc aliquis recte opinor oeconomum parum prudentem dixerit.

Das wichtigste und energischste Mittel aber zur Erreichung des vorgesetzten Zieles war die imitatio, der Begriff, in dem vor allem der Zweck der lateinischen Stilübungen des Straßburger Gymnasiums sich zusammenfaßt: die Schüler sollen, wir wissen es schon, reden und schreiben lernen, wie Cicero gesprochen und geschrieben hat, und deshalb müssen sie ihn von früh an „nachahmen". Für diese Nachahmung hat St. eine eigene Theorie aufgestellt und hat sie zum A und O seiner Schulpraxis gemacht: vor allem sind die Diarien der Schüler darauf hin zu führen und einzurichten, aber auch die schriftlichen Arbeiten und die schon erwähnten Declamationen dienen demselben Zweck. Bekanntlich hat Raumer diese Forderung und Lehre der imitatio „eine Art Theorie der Dohlenstreiche" genannt, weil es sich dabei nur darum handle, Phrasen Cicero's durch geringe Variation unkenntlich zu machen und sie dann als eigenes Product schriftlich oder mündlich anzubringen und einzuschmuggeln. Zu diesem Vorwurf geben Aeußerungen Sturm's selbst direct Anlaß und Berechtigung, so wenn er schreibt: oportet imitatorem esse ζηλόκλεπτον, oportet κλέπτειν, furari, furem esse ζήλου i. e. imitationis, sed ita tamen ut ipsum furtum non appareat, ne ipsa scilicet cornicula in furto deprehendatur et risum moveat et suis notetur coloribus. Nun kennt St. allerdings auch eine richtigere und bessere, eine freie Form der imitatio, vera imitandi ratio, quae libertatis suae utitur iure et eloquentiae omnibus nititur privilegiis. Aber in der Praxis der Schule konnte es sich um diese Art nicht handeln; denn wem wurde sie zugemuthet? Knaben, denen die zu einer solchen höhern imitatio nöthige Freiheit des Geistes abging; und so sagt St. selbst: volumus imitationem tempore disciplinae esse diligentem et

accuratam et assiduam, volumus etiam esse anxiam et sollicitam et quodammodo servilem, volumus imitatorem hoc tempore esse non liberum, non solutum, sed vinculis adstrictum imitationis. Und daß es auch bei so vorbereiteten Studenten auf der Akademie noch nicht anders war und ging, bezeugt Leonhardt Hertel, der vom Präceptor zum Professor der Dialektik aufgestiegen war und als solcher die Declamationsübungen der Studenten zu leiten hatte, in einem Brief an St.: orationem refercimus furtis et compilationibus, non secus ac corvus ille Aesopicus qui speciosarum avium plumis sese depictum ostentabat. Also an Schule und Akademie wirklich die Praxis und Theorie der Dohlenstreiche!

Zu den lateinischen Uebungen der Zeit gehört noch eines — die Aufführung lateinischer Dramen. Bis in die sechziger Jahre kamen solche Aufführungen am Straßburger Gymnasium nur vereinzelt vor. Dagegen finden wir in den epistolae classicae vom Jahre 1565 die Forderung, daß alle Komödien des Plautus und Terenz von den Schülern der vier oberen Classen aufgeführt werden sollen und zwar so, daß je eine Decurie (St. nennt hier 20) ein Stück für sich übernehme; in Secunda und Prima empfiehlt es sich auch eine Komödie des Aristophanes und eine Tragödie des Euripides oder Sophokles hinzuzufügen. Es ist eine ansprechende Vermuthung Crüger's, daß der eigentliche Urheber dieser Neuerung der Theologe Marbach gewesen sei, der die Aufführung moderner Stücke mit religiösen Stoffen im Dienste der ecclesia militans veranlaßt habe; St. sei darauf eingegangen, habe aber an Stelle moderner Stücke antik classische, erst lateinische, später mit Vorliebe auch griechische aufführen lassen, und zwar im Dienst der eloquentia, damit die Schüler dabei lateinisch reden, und überhaupt reden lernen: der Schauspieler sollte dem Redner die Zunge lösen. Wie das betrieben wurde, zeigen die Worte Sturm's im Brief an den Ordinarius der Secunda: tuos histriones exercitationem in theatrum quotidianum adferre oportet maiorem; und daher ist es kein Wunder, daß auch unter den Schülern die Neigung zu solchen Aufführungen immer mehr zunahm, und da auch die Akademiker an ihr festhielten und sich ihr natürlich freier hingeben konnten, so wuchs die Schulkomödie allmählich über die Schule hinaus und emancipirte sich von pädagogischen Gesichtspunkten: noch unter St. bildete sich eine Genossenschaft von spielenden Schülern in Straßburg, die nun also wirklich zu histriones werden, und wurde der Bau eines steinernen Theaters beschlossen. So lösten sich in rascher Folge die Zwecke ab — erst der eines gelegentlichen Festspiels, dann der theologische, darauf der pädagogische und schließlich der schauspielerische selbst. Aber auch der dritte von St. ausschließlich eingenommene Standpunkt war nicht ohne Bedenken. Ein Zeitgenosse und College Sturm's, Hieronymus Wolf, Rector der St. Annenschule zu Augsburg, meinte, vielleicht unter Bezugnahme auf die schauspielreiche Aera des Straßburger Gymnasiums: „die Erfahrung lehre, daß die Knaben darüber die andern Studien vernachlässigen"; und in Straßburg selbst mahnten bald genug Geistlichkeit und Rath zur Mäßigung. Ja St. selbst erwähnt, daß manche diese Aufführungen mißbilligen wegen des sittlich gefährlichen und bedenklichen Inhalts der plautinischen und terenzischen Stücke. Wenn er trotzdem daran festhielt, so sieht man auch hieraus, daß ihm, wie freilich vielen andern Humanisten, die Form über den Inhalt ging, und der Zweck der rhetorischen Ausbildung die sittlichen und pädagogischen Bedenken einfach zum Schweigen verwies.

Wie stand es endlich mit dem Dritten der von St. dem Unterricht gestellten Aufgaben, der sapientia oder wie Erasmus es formulirt hat, der cognitio rerum? Es entsprach der Anschauung der humanistischen Zeit, und im wesentlichen auch dem damaligen Stand der Wissenschaft, daß man alle Weisheit und Sachkenntniß aus den Alten schöpfen zu können glaubte, und so hat z. B. auch Melanchthon

in ihnen eine Fundgrube alles realen Wissens gesehen und deshalb ihre Lectüre nicht bloß wegen der sprachlichen Schulung, sondern gerade auch um der daraus zu gewinnenden sachlichen Kenntnisse willen für nothwendig gehalten. St. dagegen hat die lateinische und griechische Lectüre ausschließlich in den Dienst der Rhetorik, also unter den rein formalistischen Gesichtspunkt gestellt und sich um die cognitio rerum dabei zunächst gar nicht gekümmert, weshalb er es ausdrücklich als Princip aufstellt, ut ad orationis divisionem etiam ordinum distributionem accommodemus. Sollte also in seiner Anstalt die sapientia doch irgendwie zu ihrem Recht kommen, so hätten neben den sprachlichen Lectionen, in denen es sich lediglich um die Form und Technik der Rede handelte, für sie besondere realistische Unterrichtsstunden angesetzt werden müssen. War das der Fall? Im liber de ludis lit. r. aperiendis nennt St. solche Fächer im Pensum der Prima: tradenda etiam Arithmetica sunt et excutiendus Mela (Geographie) et proponendus Proclus (Astronomie) et cognoscenda sunt Astrologiae elementa. Allein in Praxis ist bis 1566 von alledem nichts getrieben worden, in dem 9—10jährigen Cursus haben die Schüler des Straßburger Gymnasiums nicht einmal rechnen gelernt. Man hat das entschuldigen wollen, indem man behauptete, daß es in den andern Lateinschulen jener Zeit auch nicht anders gehalten worden sei und daß namentlich das letztere mit dem unentwickelten Stand des Rechenunterrichts im 16. Jahrhundert überhaupt zusammenhänge. Gerade dies aber läßt sich seit S. Günther's Werk über den mathematischen Unterricht im Mittelalter (Monum. Germ. Paedagog. Bd. III) nicht mehr aufrecht halten, und das erste ist ebenfalls nicht richtig: in den württembergischen Klosterschulen findet sich auf dem Lehrplan von 1559 Arithmetik und lectio sphaerica; und derjenige des Gandersheimer Pädagogiums von 1571 sieht für alle drei Classen Arithmetik und für eine Classe exercitia supputandi vor; im Wolfischen Gymnasium zu Augsburg war Arithmetik wenigstens facultativ; für Geschichte hat Michael Neander in Ilfeld bestimmt, daß man sie zwei Jahre lang, an verschiedenen Tagen und Stunden, proponiren und enarriren solle; und für die Geographie, die er mit der Chronologie zusammen die zwei herrlichen Augen der Weltgeschichte nennt, hat er ein längeres und ein kürzeres Lehrbuch selbst geschrieben. In Straßburg aber kamen erst bei Errichtung der Akademie (1566) für die zwei obersten Classen die bis dahin völlig vernachlässigten Fächer Arithmetik, Geometrie, Astronomie und mathematische Geographie zur Aufnahme in den Unterricht, wie Veil vermuthet, „damit die Schüler sofort, nachdem sie an Ostern die Prima absolvirt und Publici geworden, sich der im Mai stattfindenden Baccalaureatsprüfung unterwerfen konnten, welche sich auch auf die Elemente der Mathematik bezog". So wäre es also erst der Zwang der Berechtigungen gewesen, der St. 1566 bewog, den realistischen Fächern die Eingangsthüre in seine Schule zu öffnen, obwohl er — darin liegt dann doch wohl eher ein Vorwurf als ein Lob — schon 1538 anerkannt hatte, daß auch sie zum Unterricht der Jugend nützlich oder nothwendig seien. Aber dem Moloch des Lateinischen wurde eben alles, auch das Nothwendige geopfert.

Ueberſieht man die Sturmische Pädagogik in Theorie und Praxis, so wird man zwar im allgemeinen zugeben können, daß ihre Betonung der Rhetorik und der sprachlichen Form einer gemeinsamen Auffassung des Humanismus entsprochen habe; aber man wird doch Laas Recht geben müssen, wenn er St. in der Einseitigkeit und Ueberspannung dieses rhetorischen Formalismus in einen gewissen Gegensatz bringt zu den hervorragendsten Geistern des älteren deutschen Humanismus, zu Rudolf Agricola, zu Erasmus, zu Melanchthon, und, dürfen wir hinzufügen, auch zu dem ihm wohlbekannten Ludwig Vives. Auf der schiefen Ebene von der Höhe dieser Meister herab zu dem virtuosen Epigonenthum eines Frischlin steht Johann Sturm diesem schon bedenklich nahe. Freilich darf man Eines

nicht vergessen: die freiere und inhaltsvollere Auffassung jener vorwiegend wissenschaftlich gerichteten Geister mußte sich in der Praxis der Schule nothwendiger Weise verengen. Der Schulbetrieb hat an sich etwas Pedantisches und Formalistisches, dem Schulstaub mischt sich leicht etwas vom Mehlthau bei, der feine Geistesblüthen zum Abdorren bringt. Allein wenn wir das auch zu seinen Gunsten in die Wagschale legen, so ist St. hierin doch über das Maaß des Unvermeidlichen und Erlaubten erheblich hinausgegangen, sein eigener Geist hatte etwas specifisch Formalistisches und darum Unfruchtbares an sich; in der Freude des Virtuosen an dem rein formalen Können übersah er daher die Hauptsache, den Inhalt und den Geist, und auf diese Weise ist durch sein Eingreifen der Humanismus in der Schule und der Schulbetrieb des Humanismus über seine ursprüngliche Meinung hinaus formalistisch verengt worden.

Mit der Schule meine ich nicht nur die Straßburger Schule Sturm's, sondern den Schulbetrieb der deutschen Gymnasien überhaupt, weil der Einfluß Sturm's auf ihn, theils direct, theils indirect, überhaupt ein großer gewesen ist. Sein Ruf verbreitete sich rasch über die engen Grenzen seines nächsten Wirkungskreises hinaus, und bald galt er als der erste humanistische Pädagoge, und so berief man seine Schüler mit Vorliebe als Lehrer und Rectoren nach auswärts, damit sie in seinem Geist unterrichten und Schulen einrichten sollten; und ihn selbst zog man zu Rathe, wo es galt eine Schule neu zu gründen, wie z. B. in Lauingen, wohin er 1565 von dem bairischen Herzog Wolfgang berufen wurde und wo er ganz nach dem Muster seiner Straßburger Schule verfuhr: est enim Lauingana eadem cum nostra ratio atque via. Am wichtigsten aber war die Einwirkung, die er auf die Abfassung der württembergischen Schulordnung von 1559 ausübte, obwohl wir freilich nicht wissen, in welcher Weise und durch wen, da die Betheiligung seines Schülers Toxites daran sich im einzelnen nicht feststellen läßt; und daß gewisse Uebertreibungen und Unterlassungen Sturm's in derselben glücklich beseitigt und vermieden waren, ist gelegentlich schon bemerkt worden. Durch diese württembergische Schulordnung drang dann sein Geist in alle nach ihrem Muster gestalteten Schulordnungen ein, so besonders in die braunschweigische von 1569 und in die kursächsische von 1580; und so wurde St. in der That vielfach maßgebend für das protestantische Schulwesen in ganz Deutschland. Und vielleicht nicht nur für das protestantische. Denn trotz Pachtler's Widerspruch (Monum. Germ. Paedagog. Bd. V, S. VI) bleibt die Möglichkeit einer Beeinflussung des jesuitischen Humanismus durch St. bestehen, und ist mir eine solche immerhin sehr wahrscheinlich. Dabei ist es bezeichnend für Sturm's formalistische Auffassung menschlicher Dinge, wie günstig er über die Schulen der Jesuiten urtheilte, die er vermuthlich doch aus persönlicher Anschauung in dem nicht weit von Lauingen gelegenen Dillingen näher kannte; wenigstens nennt er diese beiden bairischen Anstalten ausdrücklich zusammen und wie einer, der mit eigenen Augen gesehen hat. Laetor ego hoc instituto, heißt es also hier von den Jesuiten, duabus de causis, quarum una est quod nos iuvant et bonas literas colunt; quarum nos perstudiosi et percupidi sumus. Vidi enim, quos scriptores explicent et quas habeant exercitationes et quam rationem in docendo teneant: quae a nostris praeceptis institutisque usque adeo proxime abest, ut a nostris fontibus derivata esse videatur. Itaque non magis nobis et nostrae religioni obfuturi sunt, quam . . . aliique multi docti sane homines minimeque mali viri . . . Altera causa est, quod cogunt nos maius suscipere studium et vigilantiam, ne illi quam nos diligentiores esse videantur et plures eruditos atque litteratos efficere quam nos efficiamus. Später hat er seine günstige Meinung freilich erheblich eingeschränkt; aber daß er 1565 so urtheilen konnte, beweist doch, daß er immer erst auf die

Form sah, und deshalb konnte er glauben, daß trotz des verschiedenen Geistes die Resultate dieselben sein werden, da ja die Lehrpläne einander ähnlich sahen. Und richtig war freilich, daß umgekehrt ein so formalistischer Betrieb des Humanismus wie der seinige, der um den Geist des Alterthums sich so wenig kümmerte, schließlich auch den Jesuiten gefallen konnte, weshalb sie die Sturmische Pädagogik in ihre Schulen herübernehmen mochten: es war ein für gar verschiedenartigen Inhalt brauchbares Gefäß.

Man hat sich gewöhnt zu sagen: wenn das Sturm'sche Ziel das richtige gewesen wäre, so hätte es keine bessere Methode gegeben als die seinige, um dieses Ziel auch wirklich zu erreichen; und Folgerichtigkeit ist daher die Eigenschaft, die der Sturm'schen Pädagogik von Gegnern und Verehrern zugestanden zu werden pflegt. In gewissem Sinn ist das richtig, die auf das eine Ziel hin sich spannende Concentration ist musterhaft durchgeführt. Andererseits — die Schüler des Sturm'schen Gymnasiums sind doch keine Cicero und keine Demosthenes geworden: das ließ sich zum voraus erwarten, und das bezeugen verschiedene Aeußerungen auch von St. selbst. Und das macht ja eben jenen tragischen Eindruck, daß wir in dem Mann die Erkenntniß zum Durchbruch kommen sehen, das Ziel, dem er sein Leben lang nachgejagt, sei ein unerreichbares, das, woran er seine ganze Kraft gesetzt, sei im Grunde doch verfehlt. Aber auch hinsichtlich des eingeschlagenen Weges wird man wenigstens fragen dürfen, ob man nicht mit einer geistigeren und interessanteren Art des sprachlichen Unterrichts auch in seinem Sinn mehr erreicht hätte; das Concentriren allein thut es eben nicht; variatio delectat ist eine auf richtiger psychologischer Beobachtung ruhende Regel, und sie hat St. völlig außer Acht gelassen. Doch seine Zeit urtheilte anders; der Ruhm des Straßburger Gymnasiums war ein weit verbreiteter und knüpfte sich an Sturm's Person und Namen. Gleichwohl bleiben aber auch hier noch Bedenken und Fragen — über die persönliche Betheiligung Sturm's an dem Gedeihen seiner Anstalt. Schon die epistolae classicae von 1565 geben zu solchen Zweifeln Anlaß, wenn man hört, wie bis herab auf die Zeit kurz vor ihrer Abfassung, also während eines mehr als 27jährigen Bestehens der Schule, manches nicht geschehen war, was von einem guten Schulrector sonst fraglos erwartet wird. Wenn er sagt: per omnes classes progredi cogito, ut non solum scriptor sed etiam actor esse videar, so sieht das aus wie eine Neuerung; und Marbach gegenüber rühmt er sich ausdrücklich, in nona curia ego et mei et rationis huius periculum feci, und hofft nun: multo plura assequemur quam superioribus annis. War ja sogar die Methode, wie die Schüler zu einer copia verborum gelangen sollten, zwar a me iudicata ante annos viginti septem, sed ut video [vermuthlich eben bei dem persönlichen Besuch der 9. Classe] non intellecta; nunc vero et intelligi illam volo et tradi et exerceri et in scholis, si meum consilium sequantur homines, retineri. Es hängt das zunächst damit zusammen, daß er selber überhaupt keine Stunden am Gymnasium gab, wie das ja schon im „Rathschlag" für den Rector vorgesehen war, ut plus habeat autoritatis illud officium: er war der über dem Ganzen schwebende leitende Geist, der die Ideen gab und ihre Ausführung durch die Classenpräceptoren überwachte, auch die Anstalt nach außen hin repräsentirte. Aber auch im Lehrercollegium stimmte nicht alles: das Zugeständniß, das er dem Präceptor der neunten Classe macht, und das Versprechen, das er ihm gibt: fateor sane in superioribus te curiis utilem et idoneum esse posse, et aliquando ex illis tibi aliqua committetur, brevi fortassis, weist auf gewisse Schwierigkeiten hin, auf die er, wie so mancher Schulrector noch heute, bei Vertheilung der Fächer und Classen gestoßen sein dürfte. Und wundern würden wir uns nicht, wenn seine Präceptoren über den Unfehlbarkeitsdünkel ihres Rectors im Stillen die Köpfe schüttelten, der erklärte:

eandem rationem quam de principio institui retinendam in huiusmodi sive gymnasiis sive academiis arbitror; non enim meliorem invenire possum neque ut ego puto melior inveniri poterit. Wenn er aber hinzufügt: si recte intelligatur et idoneos sit assecuta magistros, quos adhuc paucos habuit, so klingt das wie eine Unzufriedenheit seinerseits. Auf der andern Seite aber lag wohl gerade darin das Geheimniß des Gelingens und Gedeihens der Anstalt, daß er nicht nur den für einen Schulrector nothwendigen pädagogischen Tact besaß, was viele feine Bemerkungen fraglos erweisen, sondern auch die jedem Herrscher unentbehrliche Gabe, die Geister zu unterscheiden. Daß er die richtigen Männer an den richtigen Platz gestellt hat, gilt wenigstens sicher von der Mehrzahl seiner Lehrer und geht auch aus der feinen Individualisirung hervor, die wir in dem Ton der verschiedenen epistolae an sie deutlich wahrnehmen: es ist nicht bloß persönliche Sympathie und Antipathie, sondern vor allem eine verschiedenartige Werthung der Einzelnen nach Gaben und Leistungen, was darin an- und durchklingt.

Es war aber um so nothwendiger, daß er sich auf seine Lehrer und ihre selbständige Arbeit verlassen konnte, da er persönlich vielfach anderweitig in Anspruch genommen war. Daß ein Gymnasialrector nebenbei auch Universitätsprofessor ist, war zu allen Zeiten möglich und damals um so unbedenklicher, als der Unterrichtsbetrieb der classischen Philologie an der Universität oder Akademie den an Secunda und Prima des Gymnasiums so gar weit nicht überragte. Was St. hier leistete, zeigt uns sein aus Vorlesungen hervorgegangenes Lehrbuch über Rhetorik. Diese Vorlesungen waren gut besucht und weit berühmt, und wir Heutigen dürfen ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er darin mit erschreckender Breite auf alle Subtilitäten und Feinheiten der antiken Technik einging. Das von Sigwart veröffentlichte Collegium logicum des Tübinger Professors Jakob Schegk hat uns noch neuerdings belehrt, daß wir den Universitätsunterricht des 16. Jahrhunderts nicht mit unserem Maßstab des Erlaubten auf seine Breite und Langeweile hin messen dürfen, und daß die Ansprüche an die Geduld der Studenten damals erheblich größere gewesen sein müssen als heute. Wenn wir Sturm's Werk „de universa ratione elocutionis rhetoricae" ansehen, so werden wir sagen können: wie Schegk über Logik, so las St. über Rhetorik, und beide scheinen den Anforderungen ihrer Zeit entsprochen zu haben. Daß übrigens St. zwischen dem Professor und dem Präceptor zu unterscheiden wußte, zeigen im Gegensatz zu seinem voluminösen Werke die für die Schule bestimmten kleineren und leichteren Lehrbücher, die schon genannten „in partitiones oratorias Ciceronis dialogi quatuor" und die „partitionum dialecticarum libri quatuor", welch letztere ich freilich nicht so ohne weiteres mit Veil als „trefflich" bezeichnen möchte: Vieles darin geht weit über die Fassungskraft eines Primaners hinaus und konnte die jungen Leute unmöglich interessiren. Im übrigen aber treten, um hierüber Bursian (Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, S. 202 f.) als Fachmann reden zu lassen, „seine wissenschaftlichen philologischen Leistungen hinter den pädagogischen entschieden in den Hintergrund; doch sind seine Verdienste um die Erkenntniß und Würdigung der rednerischen Kunst der Alten nicht gering anzuschlagen"; dagegen sind „ohne wissenschaftliche Bedeutung die auf das Bedürfniß der Schule berechneten Ausgaben verschiedener Schriften des Cicero, des Aristoteles" u. a.

Noch ein ganz anderes aber ist es, was zu Bedenken Anlaß gibt und worunter Schule und Akademie gleichmäßig gelitten haben dürften. St. war nicht nur Rector und Professor, er war auch Diplomat. In welchem Umfang, das zeigen die Mittheilungen von Ch. Schmidt über seine Reisen im Dienste der protestantischen Sache. St. hatte etwas vom Kosmopoliten, auch darin unterscheidet er sich von den ältern Humanisten Straßburgs (man denke an Wimpfeling's

Germania) und vom deutschen Humanismus überhaupt; und so hielt er sich für besonders geeignet und berufen, politische und kirchliche Gegensätze zu vermitteln und zu dem Behuf in aller Welt mit Fürsten und Staatsmännern Beziehungen anzuknüpfen. Namentlich bemühte er sich lange Jahre zwischen Frankreich und den deutschen Protestanten Freundschaft und Bündniß zu stiften und sorgte durch seine weitverzweigten Verbindungen für Informationen hin und her. Daß er sich daneben auch eine Zeit lang mit dem Kaiser eingelassen und ihm durch Granvella politische Nachrichten hat zugehen lassen, stellt freilich die Zuverlässigkeit Sturm's in ein wenig günstiges Licht. Ob seine Nobilitirung durch den Kaiser im J. 1555 mit solchen Dienstleistungen zusammenhängt, weiß ich nicht. Ebenso nahm er auch an einer Reihe von Religionsgesprächen und Verhandlungen der 40er Jahre theil, die Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte einigen sollten. Freilich wissen wir mehr nur von seinem Mitdabeigewesensein, als daß wir im einzelnen angeben könnten, worin sein persönlicher Antheil an diesen Dingen bestand und von welchem Erfolg sein Eingreifen begleitet war. Es scheint, daß er sich auch hier, wie seiner Zeit in Paris, vielfach optimistisch und phantastisch bewies; auch hat er offenbar manches, aus alter Vorliebe für Frankreich, über seine Instructionen hinaus oder geradezu auf eigene Faust gethan und gezettelt, als ein diplomatischer Dilettant zweiten oder dritten Ranges, wie wir deren noch heute so manche sowohl im Talar des Professors als in der Sutane des Priesters haben. Eine charakteristische Aeußerung über diese nicht unbedenklichen Machenschaften Sturm's hat Holländer (Eine Straßburger Legende, 1893) aus einem Schreiben des Stettmeisters Sturm veröffentlicht, der 1544 schreibt: „Wiewohl mir beide, her Johann Sturm und Dr. Ulrich Geiger als gelert und getrew leut lieb, so will mich doch bedunken, sy juren handel, die ich nit allein nit loben, sondern die auch inen und gemeyner stat zu hohem schaden und nachteyl reychen mögen . . . Es ist ein großer ruf und sag am Kay. Hof, wie sy beyd vil in Frankreich schreyben sollen, das auch was Frantzosisch bey inen und sonderlich dem Sturmen inkhere und beherbergt sey. Nun hab ich durch andere leut sy genugsam verwarnen und bitten lassen, sonderlich den Sturmium, daß sye den Ding müßig gen wollen. Ich syhe aber oder sorg, es versahe wenig. Ich gedenk auch, ob nit gut sein solt, das man es inen bey iren Burgerpflichten verboten hett.“ Und noch 1548 äußert er sich ähnlich über diese Machenschaften des franzosenfreundlichen Rectors. Natürlich dürfen wir alles das nicht mit unserem heutigen nationalen Pathos beurtheilen oder uns sittlich darüber entrüsten; aber daß er „aus solchem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen“, werden wir allerdings nicht glauben. Und wäre es auch nur der böse Geist der Eitelkeit, der — ein stehender Zug bei solchen freiwilligen Diplomaten — auch bei St. nicht gefehlt hat, eine Eitelkeit, die diese Missionen für viel wichtiger hält, als sie es sind. Der Briefwechsel Sturm's mit dem König Christian III. von Dänemark kann uns zeigen, welcher Art die Dienste sind, die er in jener zeitungslosen Epoche als Privat-Rundschauer gekrönten Häuptern leistete, und ob es angezeigt war, sich auf diese Beziehungen so gar viel einzubilden.

Je rastloser aber St. auf diesem Gebiet eines politischen Agenten war, um so mehr mußte diese Vielgeschäftigkeit seinem eigentlichen Beruf Eintrag thun: er mußte sich Wochen und Monate lang vertreten lassen, und das thut auf die Dauer keiner Schule gut, auch wenn durch das Amt der Visitatoren zum voraus für Vertretung gesorgt war. Und so hören wir denn auch Klagen darüber, z. B. von Georg Fabricius, der unter dem 17. August 1545 schreibt, daß St. abwesend sei alterum quoque iam mensem, neque adhuc quando lectiones auspicaturus sit, certi sumus, quod sane nobis molestum est. Auch die schon erwähnten Unterlassungen und Schwierigkeiten in seinem Amt gehen wohl auf

diese Allotrioepiskopie zurück. Daß man aber für alles das doch nur Andeutungen auffinden kann, beweist, wie stark das Gefüge und wie tüchtig die Menschen gewesen sein müssen, die er ausgewählt und auf ihren Platz gestellt hat.

Noch fehlt uns aber derjenige Interessenkreis, welcher die schriftstellerische Thätigkeit Sturm's in seinen letzten Jahren bestimmt und dieselben so gründlich verbittert hat, der theologische. Aus dem eben Gesagten ebenso wie aus der Geschichte seines Uebertritts zur protestantischen Sache, für die ihn Bucer's Schriften gewonnen hatten, und endlich aus seinen persönlichen Beziehungen zu diesem und zu Melanchthon geht hervor, daß er, wie die Straßburger überhaupt, einer zwischen den Wittenbergern und den Schweizern vermittelnden, den letzteren näher stehenden Richtung angehörte. Nach Bucer's Weggang (1549) und Jakob Sturm's Tod (1553) bekam aber auch in Straßburg die lutherische Orthodoxie Oberwasser, der Führer dieser unduldsamen Epigonen war der Professor der Theologie Marbach (s. A. D. B. XX, 289 f.), Präsident des Kirchenconvents. In Schulfragen waren St. und er vielfach auf einander angewiesen; neben Anlässen sich zu unterstützen, fehlte aber auch die Möglichkeit zu allerhand Reibungen und Competenzconflicten nicht, zumal da beide streitbare und auf ihre Macht eifersüchtig bedachte Männer waren. Unter den classischen Briefen Sturm's findet sich auch der schon wiederholt angeführte sehr vorsichtig gehaltene an Marbach, und bei der Erhebung der Schule zum Rang einer Akademie stand dieser an Sturm's Seite. Und doch war schon vorher (1561) ein heftiger Streit zwischen ihnen ausgebrochen — über die Rechtgläubigkeit eines reformirten Collegen Zanchi, den St. als Rector gegen den lutherischen Eiferer in Schutz nahm. Die Sache wurde einem Schiedsrichtercollegium übergeben, aber dieses machte sie erst recht zu einer Principienfrage: sollte nach der Tetrapolitana, dem Straßburger Glaubensbekenntniß von 1530, oder nach der Augustana entschieden werden? St. trat für die erstere ein, da sich mit ihr für ihn die Erinnerung an Bucer und Jakob Sturm verknüpfte, und wurde dadurch zugleich der Vorkämpfer religiöser Weitherzigkeit und Duldsamkeit. Der Rath aber entschied zu Gunsten der Augustana: „der Tetrapolitana solle man nicht weiter gedenken, sie weder loben noch schelten“. Um des Friedens willen gab St. nach und unterzeichnete 1563 die sogenannte „Straßburger Concordienformel“; dagegen fügte er sich den Anmuthungen Marbach's und seiner Partei auch in der Folgezeit überall da nicht, wo diese im Schulconvent Einfluß gewinnen und der Akademie den lutherischen Stempel aufdrücken wollten. 1570 bot St. infolge solcher Conflicte dem Rath seine Entlassung an, die aber nicht angenommen wurde. Und nun brach der Streit auch vor der Oeffentlichkeit los, und wurde in einer Reihe von Streitschriften mit erstaunlicher Grobheit und bedenklich wachsendem Selbstgefühl auch von seiten Sturm's geführt: der langjährige Schulrector und Professor entwickelte ein dem theologischen kaum nachstehendes Unfehlbarkeitsbewußtsein, und an seiner Machtstellung ließ der herrschgewohnte Mann ohnedies nicht rütteln. Daß dieser Streit nicht ohne ungünstige Rückwirkung auf die stetige Entwicklung der Schule bleiben konnte, versteht sich von selbst; übrigens gelang es den vom Rath bestellten Schiedsrichtern 1575 eine Aussöhnung herbeizuführen.

Allein an Stelle des erkrankten Marbach tritt nun Pappus (s. A. D. B. XXV, 163 f.) auf den Plan, an Stelle der Augustana handelte es sich jetzt um die Concordienformel von 1577. Jener junge Zelot, ebenfalls Professor der Theologie und bald auch Vorstand des Kirchenconvents, drang in den Rath, die Concordienformel anzunehmen und auch die Professoren der Akademie darauf zu verpflichten. Zu diesem Behuf vertheidigte er in einer Disputation das in jener Formel so beliebte Verdammen von Glaubenssätzen als wohl verträglich mit der christlichen Liebe. Das war St. zu viel und er untersagte als Rector die Fortsetzung einer

solchen von Unduldsamkeit zeugenden und Unduldsamkeit erzeugenden Sophistik. Darüber brach zwischen den beiden der Streit aus, den St. vor allem in seinen vier Antipappi mit einer inzwischen noch erheblich gesteigerten Maßlosigkeit führte. Und wenn wir ihm auch in der Sache durchaus recht geben müssen, so setzte er sich doch — abgesehen von dem vielfach unpassend höhnischen Tone — auch sachlich ins Unrecht, indem er wieder auf die inzwischen abgethane Tetrapolitana zurückgriff. Da die Prediger die Sache auf die Kanzel brachten und gegen die reformirten Ketzer wütheten und hetzten, so gerieth auch die Bürgerschaft in Unruhe, und St. konnte nicht mehr wagen ohne die Bedeckung von Studenten sein Haus zu verlassen. Da gebot der Rath allgemeines Schweigen. Als jedoch von außen her die Schwaben Lucas Osiander und Jakob Andreä sich einmischten und den lutherischen Eiferern in Straßburg zu Hülfe kamen, so glaubte St. diesen Schwaben gegenüber an das Gebot nicht gebunden zu sein, und ließ sein grobes Geschütz nun gegen sie spielen. Der von Pappus beeinflußte Rath aber sah darin einen Friedensbruch und bedrohte unter dem 29. Juli 1581 St. sogar mit Gefängniß; und als er sich darüber beschwerte, wurde ihm unter dem 18. November eröffnet, er könne wegen seines Alters um seine Entlassung einkommen, andernfalls werde man einen neuen Rector wählen. Darauf ließ sich aber der rector perpetuus nicht ein, und nun geschah, was weder moralisch noch juridisch zu rechtfertigen war: er wurde am 7. December abgesetzt. Seine Proteste halfen nichts, und einen Proceß um sein gutes Recht, den er beim Kammergericht in Speier anstrengte, mußte er aus Mangel an Mitteln vor der Entscheidung fallen lassen.

So zog er sich besiegt, doch ohne sich als besiegt zu erklären, auf sein Landgut, sein Tusculum, nach Nordheim bei Marlenheim zurück, dessen Einkünfte, verbunden mit der ihm belassenen Pfründe eines Propstes von St. Thomas wohl ausgereicht hätten, ihn standesgemäß leben zu lassen, wenn nicht die Zinsen für eine Schuld zu bezahlen gewesen wären, die er seiner Zeit für die französischen Hugenotten aufgenommen hatte. Alle Versuche zu diesem Gelde zu kommen scheiterten, was um so schnöder erscheint, als St. auch sonst im Dienste und Interesse der französischen Protestanten unermüdlich thätig gewesen war; erst lange nach seinem Tode (1622) zahlte das Haus Condé seinen Erben die inzwischen auf 80 000 Livres angewachsene Summe pflichtmäßig zurück. So lebte St., ein überdies fast blinder Mann, in Armuth und Einsamkeit dahin; seine Kinder waren alle früh gestorben, und seine dritte Frau, Elisabeth geborne von Hohenburg (die zweite, Margarethe, war eine geborne Wigand) war in der städtischen Wohnung zurückgeblieben, um dort ein Pensionat weiter zu führen. Aber trotz allem verließ ihn weder sein Gottvertrauen und die Heiterkeit seines Gemüths, noch die Lust zur Arbeit. Ein längst gehegter Plan, ein Werk über die Vertreibung der Türken aus Europa zu schreiben, gedieh zum Abschluß; doch erschien es erst 10 Jahre nach seinem Tode. Auch sonst fiel noch der eine und andere Lichtblick in das verdüsterte Leben, namentlich von außen — so ein verspäteter Ruf nach Heidelberg, und so die Sammlung und Veröffentlichung seiner pädagogischen Schriften durch den Senator Heinrich Stroband in Thorn, als es galt die dortige Schule zu reformiren. Endlich aber kam für den 82jährigen der Erlöser, der Tod — am 3. März 1589. Auf dem Friedhof St. Gallen in Straßburg wurde er beerdigt, und jetzt erinnerte sich auch die Akademie noch einmal ihrer Pflicht gegen ihren ersten Rector und veranstaltete am 31. März eine solenne Todtenfeier zu seinen Ehren.

Sein Name aber blieb als der des großen humanistischen Schulrectors und Pädagogen im 16. Jahrhundert, ja er wurde in unserer Zeit noch einmal Gegenstand eines lebhaft geführten Streites. Nicht lediglich aus historischem Interesse; sondern es galt die Frage, ob in dem Gymnasium, wie es der Neu-

humanismus seit Anfang unseres Jahrhunderts wiederhergestellt hatte, der Sturmische Geist noch umgehe und umzugehen das Recht habe. Man kann St. historisch gerecht werden, und das letztere dennoch bestreiten; und man kann namentlich die formale Aufgabe sprachlicher Schulung mittelst des Lateinischen auch für unsere Zeit noch als ein richtiges Ziel anerkennen, und daneben dennoch wünschen, daß die Sturmische Art des Betriebs und die Sturmische Auffassung ihrer Aufgabe von unseren Gymnasien definitiv und völlig fern gehalten werde. Um wen aber nach 300 Jahren noch in dieser Weise gestritten wird, als wäre er ein Lebendiger und immer noch eine Macht, der ist kein unbedeutender Mensch gewesen, wenn man auch Lange in seinem Urtheil über St. Recht geben muß, daß „seine Talente größer waren als seine moralische Kraft".

Manes Sturmiani sive Epicedia scripta in obitum s. v. D. Joan. Sturmii una cum parentaliis eidem memoriae et gratitudinis ergo factis a diversis amicis atque discipulis. Argentorati MDXC. — F. W. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß. Straßburg 1830/32. — A. G. Strobel, Histoire du Gymnase Protestant de Strasbourg. Straßburg 1838. — K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I (erstmals 1842). — Charles Schmidt, la vie et les travaux de Jean Sturm. Straßburg, Paris, Leipzig 1855. — Fr. A. Lange's Recension Raumer's und Schmidt's, in den N. Jahrb. f. Philologie u. Pädagogik 76, 3. 1857. S. 122 ff. — Hugo Rieth, Leben und Wirken des berühmten Straßburger Rectors Johannes Sturm. Programm des großh. Realgymnasiums zu Eisenach 1864. — Fr. A. Eckstein, Vortrag über Joh. Sturm auf der 24. Philologenversammlung zu Heidelberg 1865 (Berichte S. 64—70). — Fr. K. Kaiser, Johannes Sturm, sein Bildungsgang und seine Verdienste um das Straßburger Schulwesen. Jahresber. d. Realschule zu Köln 1872. — L. Kückelhahn, Johannes Sturm, Straßburgs erster Schulrector. Leipzig 1872. — E. Laas, Die Pädagogik des Johannes Sturm. Berlin 1872. — Boßler, Johann Sturm in K. A. Schmid's Encyklopädie des ges. Erziehungs- u. Unterrichtswesens IX (1873; 2. Aufl. unverändert 1887). — Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. — K. Engel, Das Schulwesen in Straßburg vor der Gründung des protestantischen Gymnasiums 1538. Programm des prot. Gymnasiums. Straßburg 1886. — R. Zöpffel, Rectoratsrede über Johannes Sturm, den ersten Rector der Straßburger Akademie. Straßburg 1887. — Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Straßburg 1888 (darin: H. Veil, Zum Gedächtniß Johannes Sturm's S. 1—132; K. Engel, Das Gründungsjahr des Straßburger Gymnasiums 1538—1539 S. 113—142; J. Crüger, Zur Straßburger Schulkomödie S. 305—354). — K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit II, 2. Stuttgart 1889 (darin: Georg Schmid, Johannes Sturm in Straßburg S. 302—388).

Theobald Ziegler.

Sturm: Johannes St., Professor der Medicin in Greifswald, stammte aus Lüneburg, studirte zu Rostock und Helmstedt Philosophie und Medicin, und wurde (1599) als Professor der Logik in Greifswald angestellt. Darauf wandte er sich zur medicinischen Facultät, und wirkte, nachdem er (1604) zum Doctor promovirt war, zugleich als praktischer Arzt mit so großer Anerkennung, daß ihn Herzog Philipp Julius (1608) als Archiater nach Wolgast berief. Von 1608—17 diente er dem Fürsten als Leibarzt und begleitete ihn auch auf seinen Reisen nach Dänemark, Kurland und Polen, 1617 kehrte er aber nach Greifswald zurück, wo er, nach Christian Calenus' Tode, dessen medicinische Professur empfing und seine Wohnung in dem ehemaligen Dominicaner- oder Schwarzen

Kloster nahm. Er führte (1624) die erste anatomische Section aus und schrieb eine Reihe von medicinischen Disputationen und Abhandlungen. Als Philipp Julius (1624) schwer erkrankte und bald darauf (6. Febr. 1625) starb, wurde St. wieder nach Wolgast berufen, vermochte jedoch, da der Herzog sich seinen Anordnungen nicht fügte, wenig zu helfen, vielmehr erlitt er dadurch selbst so große Anstrengungen, daß er noch in demselben Jahre, am 14. November 1625, starb.

Scheffel, vit. med. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 233. — Augustin Balthasar, Von den Akademischen Gebäuden, S. 34. — Balt. Studien II 2, S. 174. Pyl.

Sturm: Joh. Christophorus St., namhafter Philosoph — occasionalistischer Cartesianer — des 17. Jahrhunderts, ist am 3. November 1635 in Hilpoltstein, einem der neuburgischen Pfalz benachbarten Städtchen, geboren; sein Vater stand bei dem damals dort residirenden Pfalzgrafen Johann Friedrich in Diensten. Die bei den geringen Mitteln des Vaters begründeten Bedenken gegen eine gelehrte Erziehung des geweckten Knaben wußte dessen Taufpathe, der fürstliche Rath und Secretär Paix, niederzuschlagen. Den Schulunterricht genoß St. im fränkischen Weißenburg, wo der Rector Hupfer ihn in sein Haus aufnahm, und in Nürnberg, wo er über drei Jahre als Amanuensis bei dem Antistes Wulffer wohnte. Die Gunst des letzteren ermöglichte ihm ein achtjähriges Studium. Er ging 1656 nach Jena, wo er am 27. Jan. 1658 den Magistergrad und bald darauf die facultas docendi erwarb, philosophische und mathematische Collegia hielt und Disputationen leitete. Er setzte 1660 seine Studien in Leyden fort, nahm, über Hamburg, Magdeburg und Leipzig nach Jena zurückgekehrt, seine Vorlesungen wieder auf und zog auch die Theologie in den Kreis seiner Studien hinein. Dann lebte er als Hauslehrer bei Wulffer in Nürnberg, später bei seinem Vater in Oettingen, wo derselbe im fürstlichen Hofdienst angestellt war, und war vom Juni 1664 an fünf Jahre lang Pastor in Deiningen. Im J. 1669 erhielt er die durch Abdias Trew's Tod erledigte Professur der Mathematik und Physik in Altdorf, die er, mehrere Rufe nach auswärts ablehnend, mit berühmten Gelehrten durch wissenschaftlichen Briefwechsel verbunden und im Genusse eines ausgebreiteten Ruhmes, der seine Bescheidenheit nicht zu vermindern vermochte, bis an sein Lebensende bekleidete. Er war zweimal Rector der Universität, neunmal Decan der philosophischen Facultät. Im November 1664 vermählte er sich mit Barbara Johanna Kesler († 1679), in zweiter Ehe 1680 mit Maria Salome Höchstetter († 1691), in dritter mit der Wittwe Dorothea Elisabeth Göring; 6 Söhne und 7 Töchter wurden ihm geboren. Beschwerden der Krankheit blieben ihm fremd, bis ein Schlagfluß ihn traf, der Lähmung der rechten Seite und am 26. October 1703 den Tod zur Folge hatte. — Unter Berufung auf eine Rede von J. H. Müller (in den Acta sacrorum saecularium Acad. Altd. 1727, p. 248) rühmt Apin unsern Denker als einen genauen Kenner der aristotelischen und der scholastischen Philosophie und als einen Mann von selbständigem Urtheil, der auch an der cartesianischen Lehre die Schwächen wol erkannt, von den leeren Wortkämpfen der Gelehrten und von allem Parteiwesen sich ferngehalten, durch eine versöhnlich eklektische Richtung (Physicae conciliatricis conamina, Nor. 1685) sich Achtung gewonnen, den Werth der Erfahrung zu würdigen gewußt, durch sorgfältige und klug ersonnene Experimente (niedergelegt in dem Collegium curiosum experimentale, Nor. 1676 und 1701, II. Theil 1685) die Physik erheblich gefördert, hiermit den Beifall nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes erworben und durch ausgezeichnete, allerorten eingeführte Hülfsmittel („Mathesis compendiaria tabulis comprehensa“, Alt. 1670, VI. Aufl. von seinem Sohn

1714, deutsch v. Ehrenberger 1717; „Mathesis enucleata," Nor. 1689; „Mathesis iuvenilis," 2 Bde., Nor. 1699, deutsch 1704) das Studium der Mathematik neu belebt habe. Er liebte es, aus der Betrachtung der Natur Beweise für das Dasein und die Eigenschaften Gottes zu schöpfen und ließ keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, die geistige und unsterbliche Natur der Seele einzuschärfen. In der von Boyle (Tractatus de ipsa natura, 1682) angeregten Frage nach einer dem modernen Geiste entsprechenden Umgestaltung des Begriffes der „Natur", an dessen Stelle der des Mechanismus zu treten habe, spricht sich St. (De naturae agentis idolo, 1692) für Verwerfung der Natur als eines Mittelwesens zwischen Gott und Welt und für die Annahme einer den Dingen inwohnenden „göttlichen Kraft" aus. Auf den Widerspruch des Kieler Professors der Medicin G. Chr. Schelhammer (Natura sibi et medicis vindicata, 1697) antwortet St. mit der Abhandlung „De natura sibi incassum vindicata" (1698), welche die Passivität der Materie betont. Gegen Schelhammer's Replik Naturae vindicatae vindicatio 1702 schrieb St. eine „Responsio, quae mentem suam uberius exponit et toti controversiae finem imponit". Diese war ursprünglich für die Einleitung des zweiten Bandes der hypothetischen Physik bestimmt, ist jedoch erst als Nachtrag zu der Biographie Sturm's von Apinus 1728 S. 229—236 zum Druck gelangt. Apin ordnet Sturm's Schriften in fünf Gruppen. Zuerst führt er S. 218 f. in chronologischer Reihenfolge 25 Dissertationen aus der Zeit von 1657 bis 1702 auf. Dann 27 Abhandlungen, welche unter dem Titel „Philosophia eclectica" (Altorf, Bd. I 1686, II 1698) vereinigt wurden, darunter „De Cartesianis et Cartesianismo" (1677), „De mathematis et mathematicis" (1678) und die beiden Aufsätze zum Streit über den Naturbegriff. Hierauf 25 Schriften unter der Ueberschrift „Orationes, epistolae et tractatus varii", von denen zu den oben citirten noch folgende genannt seien: „Scientia cosmica sive astronomia tam theorica quam sphaerica tabulis comprehensa" (Altd. 1670 u. ö.); „Physica electiva sive hypothetica" (Norimb. 1697); „Physica erotematica" (Norimb. 1704, deutsch Hambg. 1713). Sodann drei posthume Werke: „Vorstellung von der lügenhaften Sternwahrsagerei", herausgegeben von seinem Sohn (Coburg 1722); (4) „Praelectiones academicae, ed. Dav. Algoewer" (1722); „Physicae electivae sive hypoth. tomus II cum praef. Chr. Wolfii" (Norimb. 1722). Endlich fünf Inedita, worunter jenes letzte Wort im Streit mit Schelhammer.

Vgl. Sig. Jac. Apinus, Vitae professorum philosophiae, qui a condita academia Altorfina ad hunc usque diem claruerunt (m. Bildnissen), Norimb. et Altd. 1728, S. 209 f. Apin verweist auf Chr. Steph. Scheffel, Prof. d. Medic. in Greifswald, Sammlung von Briefen an Schelhammer nebst dessen vita 1737, S. 57—59. — Georg Baku, Der Streit über den Naturbegriff am Ende des 17. Jahrh., in der Zeitschr. f. Philosophie und philos. Kritik, Bd. 98, S. 162—190, Halle 1891. R. Falckenberg.

Sturm: Karl Christ. Gottl. St., Dr. phil., ord. Professor der Cameralwissenschaften zu Bonn und herzogl. sächsischer Hofrath, † im J. 1826. Nachdem er in dem reußischen Städtchen Hohenleuben, wo er im J. 1781 geboren war, sich auf den Besuch der Universität vorbereitet hatte, ging er nach Jena, um dort philosophische und cameralistische Studien zu betreiben. Nach Vollendung derselben fand er Gelegenheit, sich auch mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen auf mehreren herzoglichen Besitzungen vertraut zu machen und damit eine weitere Grundlage für seine spätere Berufsthätigkeit zu gewinnen. Da nach seinen Wahrnehmungen in den thüringischen landwirthschaftlichen Kreisen um jene Zeit das Bedürfniß nach Belehrung durch Fachschulen rege geworden war, suchte er das Interesse des Herzogs von Sachsen-Weimar für die Errichtung

eines landwirthschaftlichen Instituts auf dem Kammergute Tieffurth zu erwecken, und er konnte diesen Plan auch bald unter hoher Protection zur Ausführung bringen. Mit der Leitung dieses Institutes betraut erhielt er außerdem noch einen Lehrauftrag von der Universität Jena, wo er 1807 als außerordentlicher Professor der Philosophie angestellt wurde, um dort in den Wintersemestern Vorlesungen über Cameralia zu halten, während ihm die Sommerperioden für die Verfolgung seiner Lehraufgaben in Tieffurth reservirt geblieben waren. Hier vereinigte er alljährlich einen mehr oder minder zahlreichen Kreis von Schülern um sich, denen er theils durch Anschauung und Anleitung in der dortigen Musterwirthschaft, theils durch anderweitige Lehrthätigkeit Aufklärung und Anregung zu bieten suchte. Daneben war er auch vielfach litterarisch thätig und gab eine Reihe von größeren und kleineren Schriften heraus. Unter diesen sind als die wichtigsten zu nennen: „Grundlinien einer Encyklopädie der Cameralwissenschaft" (Jena 1807); ferner das „Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft" (2 Bde., 1808/9) und sein „Lehrbuch der Cameralpraxis" (Jena 1810, 1812). Als Ergebnisse seiner Bemühungen, ein wissenschaftliches System in die Thierveredlungskunde zu bringen, veröffentlichte er die Schriften: „Ueber die wichtigsten Raffezeichen der Hausthiere" (Jena 1812) und „Die Viehrassen auf den großherzoglich weimarischen Kammergütern" (1820). Außerdem verfaßte er noch ein „Lehrbuch der Landwirthschaft" (in 2 Bänden 1819/21), mit welchem sein Name in weitere Kreise getragen wurde.

Als er 1819 einem Rufe an die Universität Bonn gefolgt war, gelang es ihm auch dort bald sich durch seine Lehrthätigkeit Anerkennung zu erwerben, aber er hatte nur noch eine kurze Frist zum Wirken gefunden und wurde, in der Vorbereitung weiterzielender litterarischer Aufgaben begriffen, durch einen plötzlichen Tod aus unvollendeter Bahn abgerufen.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, und Landwirthschaftl. Conv.-Lexikon von A. v. Lengerke, IV. Bd. Leisewitz.

Sturm: Kaspar St., kaiserlicher Ehrenhold unter Karl V., vielleicht schon unter Maximilian, nennt sich außerdem auch Ehrenhold des Reichs, König Ferdinand's und des Pfalzgrafen bei Rhein und führt den seltsamen Beinamen 'Germania genandt Teutschland'. Er war gelegentlich als prosaischer Chronist thätig. So ist er die Hauptquelle für den letzten, entscheidenden Feldzug Triers, Hessens und der Pfalz gegen Franz von Sickingen, den er in einem oft gedruckten, noch 1626 mit einer Ueberfetzung der historiola des Leodius neu aufgelegten 'warlichen Bericht' schon 1520 in trockner chronologischer Anordnung und ohne ein Gefühl für den Reiz der historischen Persönlichkeit heruntererzählt: wichtig ist seine Aufzeichnung, weil er in seiner amtlichen Eigenschaft als Herold der Verbündeten Augenzeuge vieler sonst unbekannten Details war. 1538 benutzt er eine Mußezeit, um Kaiser Maximilian's bekannten Ausspruch von den vier (bei andern: drei) Königen, dem König der Teufel (England), der Esel (Frankreich), der Menschen (Spanien) und der Könige (deutscher Kaiser) in dem Heftchen 'Die vier namhafftesten Königreich' (Frankfurt 1538, o. O. 1639) für König Ferdinand auszuführen. Die satirischen Anwandlungen, die sich in diesem Versuche, die Nationen zu charakterisiren, finden, wird St. lediglich seiner (mündlichen) Quelle verdanken; von ihm aber rühren sicherlich die beiden einleitenden Reimpaare und die aus Bibelworten bestehende Beschlußrede her. Denn dieselben Ingredienzien, banalen Reime und Bibelcitate, finden sich in sehr viel stärkerem Maße vor und hinter seiner 'kleyn Fürstlich Chronica' (Straßb. 1544), die die Geschichte der vier Weltmonarchien bis auf Karl V. berichtet, zuerst in engem Anschluß an die Bibel, dann in den üblichen nichtssagenden und dürftigen Notizen über römische und deutsche Kaiser, schließlich von den Hussiten-

kriegen an eingehender: der Sieg bei Pavia bildet den effectvollen Abschluß; den Plan, Karl V. ein eignes Buch zu widmen, scheint St. nicht ausgeführt zu haben. Der schwerfällige, mühselige und dürre Annalistenstil beruht unzweifelhaft darauf, daß St. nicht recht die Worte fand: so lehnt er sich bei allgemeinen Betrachtungen, wo er sie nicht vermeiden kann, möglichst nahe an den Wortlaut biblischer Weisheit an.

Ulmann, Franz v. Sickingen S. 365 ff. Roethe.

Sturm: Leonhard Christoph St., Mathematiker und Architekt, geboren am 5. November 1669 zu Altdorf, wo sein Vater Joh. Christoph St., Professor der Mathematik und Physik war, † 1719, erhielt anfangs Unterricht von seinem Vater, besuchte dann aber das Gymnasium zu Heilsbronn, von dem er 1683, erst 14 Jahre alt, auf die Hochschule seiner Heimath überging. Sein Vater hatte ihn zum Theologen bestimmt; außer bei ihm hörte der Sohn bei Roetenbeck, Wagenseil u. A. Aber die eigentlichen gelehrten Fächer sprachen ihn nicht an; er fühlte sich mehr zu praktischer Thätigkeit hingezogen und beschäftigte sich zumeist mit Mathematik, Architektur und Festungsbaukunde. Den Freuden des Universitätslebens war er nicht abhold und dem Becher so ergeben, daß er schon im dritten Studienjahre an asthmatischen Beschwerden litt. Im J. 1688 erwarb er sich durch eine Disputation „de philosophia effectiva“ die Magisterwürde. Auch zum Dichter wollte er sich krönen lassen; doch stand er davon ab, da er den vorgeschriebenen Eid, seine Kunst nur in den Dienst Gottes, nicht der weltlichen Liebe zu stellen, nicht leisten wollte. Schon früh zeigte er so einen selbständigen, auch landläufigen Zugeständnissen abgeneigten Sinn, der sich nicht scheute in Gegensatz zu hergebrachten Ansichten und der Meinung der Menge zu treten, ja oft eine abweichende Ueberzeugung schroff und fast geflissentlich hervorkehrte. Im J. 1689 schickte ihn der Vater nach Jena, wo er sich seinen Unterhalt durch mathematischen Unterricht erwerben sollte. Er disputirte hier „de variis methodis inveniendi veritatem“ und wurde im folgenden Jahre zu Thomasius nach Leipzig berufen. Als dieser bald darauf vor seinen Gegnern die Stadt räumen mußte, blieb St. zurück und fand bei einem reichen Liebhaber der mathematischen Wissenschaft, Senator Georg Bose, werkthätige Unterstützung. Er hatte diesem ein „compendium institutionis architecturae“ vorgelegt und war darauf von ihm dem Rathe der Stadt empfohlen. Ehe es aber zu einer Anstellung kam, verfiel er in eine schwere Krankheit. Als er genesen, besuchte er mit Bose's Hülfe Dresden, wo er in Verbindung mit praktischen Architekten trat, und darauf Berlin. Die Frucht dieser Studien war die Leipziger Disputation „de optima muniendi et aedificandi ratione“; außerdem disputirte er „de recto rationis usu circa mysteria“. Denn nebenbei setzte er, wenn auch mehr dilettantisch, die Beschäftigung mit der Theologie fort, der er auch im späteren Leben nicht untreu wurde. Er huldigte einer stark pietistischen Richtung und verehrte vor allem Ph. J. Spener und A. H. Francke. Als 1694 in Halle die Universität eröffnet wurde, war er dort und wurde durch Samuel Stryk einem Wolfenbüttler Minister empfohlen. Dieser veranlaßte seine Berufung nach Wolfenbüttel, wo er als Nachfolger Joh. Balth. Lauterbach's († April 1694) zum Professor der Mathematik an der Ritterakademie ernannt wurde. Bevor er seine neue Stelle antrat, ging er erst noch einmal nach Leipzig, wo er „de animae humanae immaterialitate“ disputirte. In Wolfenbüttel lehrte er außer der Mathematik besonders die Civil- und Militärbaukunst; er gab hier seine ersten umfassenden Werke über diesen Gegenstand: „Nic. Goldmanns Vollständige Anweisung zu der Civilbaukunst“ (Braunschweig 1699 fol. Vorrede 1. September 1696 unterschrieben) und die „erste Ausübung“ derselben (Braunschweig 1699 fol.) heraus, denen später noch viele

andere der Art folgen sollten. Auch machte er ausgedehnte Studienreisen, 1697 nach Holland, 1699 nach Paris. Dennoch ist er trotz der regen Bauthätigkeit, die damals in Braunschweig-Wolfenbüttel herrschte, zur praktischen Ausübung der von ihm theoretisch behandelten Baukunst offenbar nicht gekommen; er würde sonst gewiß später ein Wort darüber in seinen „Architektonischen Reise-Anmerkungen“ gesagt haben, wo er die Bauten in Braunschweig, Wolfenbüttel und Umgebung bespricht, den Kunstsinn des prunkliebenden Herzogs Anton Ulrich preist, über die ausführenden Baumeister sich aber zumeist sehr ungünstig ausläßt. Mit dem Herzoge Rudolf August theilte er die pietistischen Neigungen; das ist wol der Grund gewesen, daß er ihm 1700 „Zehn kurze Betrachtungen über die Heilige Offenbarung S. Johannis“ „in manuscripto“ widmete (Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel). Als auf der Akademie einem Lector der französischen Sprache eine philosophische Professur übertragen wurde, führte St. darüber Beschwerde und zog sich dadurch das Mißfallen des einflußreichen Kanzlers Probst von Wendhausen zu. Als der brandenburgische Geheimrath v. Fuchs auf einer diplomatischen Sendung in Braunschweig 1702 St. kennen lernte, bot er ihm eine mathematische Professur in Frankfurt a. d. Oder an, die er annahm; am 15. Juni 1702 ließ er sich als designatus professor in Frankfurt immatriculiren. Da er auch hier Mißstände der Universität schonungslos aufdeckte, so zog er sich bald den Haß seiner Collegen zu. Auch mit der Geistlichkeit gerieth er in Zwiespalt. Er hatte „Bürgerliche Vorschläge, wie eine Stadt der Gefahr einer Pestcontagion begegnen könne“, veröffentlicht. Dagegen ließ ein lutherischer Prediger eine Schrift erscheinen, die ihn so in Harnisch brachte, daß er ein Bekenntniß der Punkte herausgab, in denen er von den Frankfurter Predigern abwiche. Das genügte, um einen Beschluß des geistlichen Ministeriums herbeizuführen, durch den er der kirchlichen Gemeinschaft für unwerth erklärt wurde. Dennoch ging er nicht zu der reformirten Kirche über, aus Furcht man könne seine Handlungsweise als durch äußeren Vortheil veranlaßt verdächtigen. Auch sonst war er, indem er von dem Wahlspruche seines Siegels: caute dein audacter stets nur die zweite Hälfte beobachtete, unvorsichtig in seinen Reden, so daß ihn der König einmal beinahe nach der Festung Spandau hätte abführen lassen. Am 3. Mai 1708 starb seine Frau Ludmilla Katharina, die jüngste Tochter des Quedlinburger Rectors Samuel Schmid, die er am 5. November 1695 geheirathet hatte. Es erregte Anstoß, daß er der Sitte zuwider, in der er nur ein Vorurtheil sah, kaum zwei Monate später eine zweite Ehe mit Justine Sibylle Roetenbeck einging, einer Tochter des Altdorfer Professors Roetenbeck, mit dem er sich in religiösen Dingen sehr gefunden hatte. Zur praktischen Ausübung der Baukunst ist St. auch in Frankfurt fast garnicht gekommen. Wurde er auch 1704 Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin und auch zur Begutachtung des Münzthurms dorthin in eine Commission berufen, führte er auch 1706 bei dem Jubiläum der Universität die Ehrenpforten für den König in einer Weise aus, die Aufsehen erregte, so setzte man doch zumal in Berlin in sein positives Können sehr geringes Zutrauen; die Baumeister sahen stolz auf den schriftstellernden Theoretiker herab, der zudem nichts weniger verstanden zu haben scheint als sich in hohen, einflußreichen Kreisen beliebt zu machen. Bei seinem lebhaften Wunsche, seine Kunst auch praktisch einmal bethätigen zu können, kränkte ihn das tief, und dies ist wol vor allem der Grund gewesen, daß er einen Ruf nach Mecklenburg annahm, der im November 1710 von dem Herzoge Friedrich Wilhelm an ihn erging. Er wurde am 27. März 1711 in Schwerin als Baudirector angestellt und am 19. April 1712 auch zum Kammerrathe ernannt. St. hatte hier vor allem den Umbau an dem Schlosse zu Neustadt an der Elde auszuführen, der schon vor ihm begonnen war. Auch

wurde gelegentlich für andere Bauten sein Gutachten gefordert. Als er ein solches über einen Kirchenbau zu erstatten hatte, veranlaßte ihn dies zu der Schrift „Bedenken von Protestantischer Kleinen Kirchen Figur und Einrichtung an Eine Durchl. Person über einen gewissen Casu gestellet“ (Hamb. 1712, 8°), der später seine „Vollständige Anweisung alle Arten von Kirchen recht wohl anzugeben“ (Augsburg 1718, fol.) nachfolgte. Bei Ausführung der Bauten war er so eifrig, daß er, als bei dem Neustädter Schloßbau die Fürstlichen Zahlungen einmal stockten, 1500 Thaler aus eigenen Mitteln zur Fortsetzung des Baues vorschoß. Es geschah dies dicht vor dem Tode Friedrich Wilhelm's, der am 31. Juli 1713 erfolgte. Die unglücklichen tiefgreifenden Wirren, die unter seinem Nachfolger, dem Herzoge Karl Leopold, ausbrachen, waren auch für St. verhängnißvoll. Er wurde zwar am 7. September 1715 in seiner Stellung bestätigt, erhielt aber von dem neuen Fürsten nur einmal seinen Gehalt ausbezahlt. Dennoch blieb er bis 1719 in mecklenburgischen Diensten, wenn auch, wie es scheint, ganz ohne Beschäftigung. Er entfaltete jetzt eine sehr ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, die sich auf alle Gebiete des Hoch- und Wasserbaues, des Festungsbaues, auch auf Maschinen und Anderes der Art erstreckte. Er verließ Schwerin und hat sich anfangs vielleicht in Hamburg, seit 1716 aber jedenfalls in Rostock niedergelassen. Auch in dieser Zeit ruhten die theologischen Streitigkeiten nicht. Als er die Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahls: „das ist mein Leib“ in „desgleichen ist mein Leib“ veränderte, entbrannte darob heftiger Zorn der Theologen, und es entstand 1714 bis 15 eine litterarische Fehde, die von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde. Da St. unter diesen Verhältnissen allmählich in große Bedrängniß gerathen war, die auch auf seine Gesundheit einen sehr üblen Einfluß gehabt hatte, so griff er mit Freuden zu, als ihm gegen Ende des Jahres 1718 von dem Herzoge Ludwig Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg, der damals Blankenburg als selbständiges Fürstenthum regierte, eine Anstellung angeboten wurde. Etwa um Ostern 1719 trat er als Rath und Baudirector in Blankenburg in Dienst; aber er sollte die Ruhe nur kurze Zeit genießen, schon am 6. Juni 1719 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Auf der Nordseite der Bartholomäikirche wurde ihm von dem Herzog ein alabasternes Grabmal errichtet, das jetzt leider verschwunden ist. Ihn überlebten eine Wittwe und sechs Kinder, die sich noch 1732 — wie es scheint mit wenig Erfolg — bemühten, das 1713 von St. in Neustadt vorgeschossene Capital nebst den aufgelaufenen Zinsen, worum er selbst oft vergeblich nachgesucht hatte, zurück zu erhalten.

Sturm's bleibende Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Baukunst. Wenn er sie im wesentlichen auch nur theoretisch behandelt hat, so ist er für seine Zeit doch nicht ohne Einfluß gewesen. „Er ist“, wie Gurlitt S. 65 sagt, „der wissenschaftliche Vertreter der norddeutsch-protestantischen Hochrenaissance vor ihrer Befreiung aus spießbürgerlicher Befangenheit durch Schlüter, dessen erbittertster Gegner er zugleich gewesen ist.“ Als seinen Lehrer verehrte er Nic. Goldmann, der ebenfalls fast nur litterarisch wirkte und dessen Hauptwerk von ihm zur Veröffentlichung gebracht wurde. Sein nüchterner klarer Geist, der des höheren künstlerischen Schwunges entbehrte, kam auch in seiner Kunst deutlich zum Ausdrucke. Er schloß sich an die aus Vitruv entlehnten Grundsätze der Franzosen und Niederländer an, sah in der Ordnung den Grund aller architektonischen Schönheit und forderte vor allem unbedingte Befolgung der von ihm aufgestellten Regeln. In der Antike wurzelnd war er ein eifriger Verfechter des Classicismus; aber er suchte doch mit den classischen die nationalen Formen zu verbinden und nannte sich nicht ohne Stolz einen deutschen Architekten. Die

geniale Regellosigkeit des Barockstils war seiner methodischen Art gründlich zuwider. Wie im Leben so war er auch in der Kunst von schroffer Einseitigkeit; rücksichtslos verurtheilte er das, was zu seinen Regeln nicht stimmte; für geschichtliche Entwicklung, für die Bauwerke des Mittelalters besaß er nicht das geringste Verständniß. Vornehm sah er herab auf die „absurde Gothische Bau-Art"; in einer an schönen mittelalterlichen Bauten so reichen Stadt wie Braunschweig findet er „wenig sonderliches zu sehen"; der sogenannte Mosthof, die im Geschmack der Zeit umgebaute Burg Dankwarderode, erscheint ihm als „das würdigste", während im Dome daneben seines „Behalts nichts zu sehen ist". Dazu stimmt seine Stellung in der Kirchenbaufrage, in der dennoch der Hauptwerth seines Wirkens ruht. Entschlossen bricht er hier mit allen Ueberlieferungen, die sonst durch die Reihe der Jahrhunderte geheiligt erscheinen. Nachdrücklich fordert er für die Protestanten andere Kirchen wie für die Katholiken; dort sei die Predigt, hier die Messe die Hauptsache; man müsse daher für die Protestanten Predigtkirchen, nicht Meßkirchen bauen. Sein eigenes religiöses Bekenntniß kommt hier zum deutlichen Ausdruck. Er nennt sich selbst „keinen großen Liebhaber von prächtigen Kirchen-Gebäuden", da er wisse, „daß Gott als einem Geist, sonderlich in der geistlichen Zeit Neues Testaments, damit nicht viel gedient wird, sondern mehr mit göttlich- und von oben herab geschmückten Tempeln des Herzens." ... Nüchternen Sinnes beurtheilte er in seinen Kirchenanlagen alles nur vom Standpunkte des Bedürfnisses aus. Er will vor allem Räume schaffen, in denen so viele Zuhörer wie möglich den Prediger hören und sehen können. Daher nimmt er zu seinen Kirchen als Grundform das Quadrat, den Kreis, das Dreieck und noch abweichendere Formen, die eine concentrische Anordnung des Gestühls gestatten. Eine höhere künstlerische Entwicklung war bei solchen Bauten zwar mehr oder weniger unmöglich gemacht, aber dennoch muß man anerkennen, daß berechtigte Gedanken seinen Theorien zu Grunde lagen, und daß sie zumal seiner Zeit, in der für Kirchenbauten gemeiniglich geringe Mittel zur Verfügung standen, sehr wohl entsprachen.

Vgl. Humbert's Aufsatz in der Bibliothèque Germanique T. 27 (Amsterdam 1733), S. 62—85. — Walch's Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außer der evang.-luther. Kirche, III. Thl. (Jena 1734), S. 190 ff. — Hassel, Ritter-Akademie zu Wolfenbüttel (Braunschweig 1754), S. 10 f. — Gurlitt, Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland (Stuttgart 1889), S. 65 ff. — O. Sommer, Der Dombau in Berlin in Westermann's Monatsheften, Bd. 68 (1890), S. 370 ff. — Koch's Aufsatz in den Jahrbüchern für meckl. Gesch. u. Alterth., 56. Jahrg. (1891), S. 241 ff. — Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Hrsg. von der Vereinigung Berliner Architekten (Berlin 1893), S. 74 ff. — Der von Lessing (Hempel's Ausg. XX. Thl., S. 565) erwähnte Aufsatz über Sturm's Leben bis 1708 in einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek, der von der Hand des Archivars H. K. Koch herrührt und wol auf eigenen Aufzeichnungen Sturm's beruht. — Herzogl. Landes-Haupt-Archiv zu Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Sturm: Nikolaus (Marcelin) St., volksthümlicher Dichter und Componist, geboren am 6. Mai (9. Juli?) 1760 als der Sohn eines Schuhmachers zu Röz im damaligen Regenkreise (Oberpfalz in Baiern). Die Armuth seines Vaters hinderte den talentvollen Knaben nicht, sich nach dem Besuch der deutschen Schulen dem Studium der höheren Wissenschaften zu widmen. St. ging deshalb nach Amberg; seine aufblühenden Talente und sein sittliches Betragen erwarben ihm in dieser Stadt, die von jeher durch menschenfreundliches Unterstützen der Studirenden berühmt war, bald so viele Freunde und Gönner, daß er daselbst

seine Studien beginnen und bis zur Vollendung des philosophischen Lehrcurses fortsetzen konnte. Ausgezeichnet durch Fleiß und Sittlichkeit, behauptete er stets einen Platz unter den Ersten und Besten. Von da ging St. zum Studium der Rechte nach Ingolstadt. Allein dieser Versuch mißglückte dem geistvoll angelegten, vielbegabten Jüngling. Aus Mangel an Unterstützung suchte er durch sein Dichtertalent und seine Unterhaltungsgabe sich durchzuschlagen, indem er lustige Lieder in Knittelversen dichtete, selbe seinen Zechgenossen und Kameraden vorsang, um auf diese Art seinen täglichen Unterhalt zu gewinnen. Dieses trieb er nach der Art eines mittelalterlichen Vagans, versäumte aber darüber seine Collegien so sehr, daß er nach vier Jahren, die er auf der Akademie zubrachte, nicht im Stande war, sich der zum Absolutorium vorgeschriebenen Prüfung zu unterziehen. Deßungeachtet wanderte St. nun nach München, in der Hoffnung, durch seine Unterhaltungsgabe Freunde zu gewinnen und durch diese etwa eine Stellung oder ein Amt zu erhalten. Seine Erwartungen bewährten sich nicht. Arm und verlassen, überzeugte er sich endlich, daß es sein Beruf nicht sei der Welt als Sorgenbrecher zu dienen. So entschloß er sich plötzlich, sein Leben zu ändern und in einem Orden Schutz und Aufnahme zu suchen. Beides wurde ihm nun von Seite des in München befindlichen Augustinerklosters zu theil. Nachdem St. hinlänglich durch Proben und Prüfungen bewiesen hatte, daß es ihm mit einer gänzlichen Umwandlung seines Lebens Ernst sei, wurde derselbe unter dem Klosternamen Marcelin 1786 zu Ramsau (bei Haag) eingekleidet, und 1788 nach Vollendung seiner theologischen Studien zum Priester geweiht, dann zuerst als Collector nach Seemannshausen, und nach einigen Jahren als Monatprediger nach München versetzt. Da St. aber befürchtete, die Lehrthätigkeit von dieser Kanzel dürfte seiner schwachen Brust in die Länge nicht angemessen sein, wurde ihm 1800 die Stelle eines Parochus Vicarius zu Schönthal in der Oberpfalz angewiesen. Nach der Aufhebung des Klosters 1802 erscheint St. wieder unter seinem Taufnamen Nikolaus in der Eigenschaft eines Cooperator, und in den beiden letzten Jahren seines Lebens als Commorantpriester zu Schönthal; in dieser Stellung muß er auch die Filiale Hiltersried als Vicar versehen haben. Hier starb derselbe am 9. December 1812 durch einen unglücklichen Schnitt in ein Gewächs an der Nase, welches ein Landbader operirte. St. entsprach „sowohl in seinen Amtsverrichtungen als in seinem Betragen ganz dem Zutrauen, das seine Obern in ihn setzten, und erwarb sich durch seinen Eifer in Erfüllung seiner Hirtenpflichten, durch seine Religiosität und durch sein einnehmendes Wesen nicht nur die Liebe und Hochachtung seiner Pfarrkinder, sondern auch aller Menschen, die ihn kannten. Seine Lieder, aus denen Witz und scherzende Laune, hie und da wenigstens unverkennbar hervorleuchteten, sang er immer nur auf dringendes Bitten seiner besten Freunde, und höchst selten“. Diese Lieder, welche größtentheils in der Zeit seines fahrenden Studentenlebens zu Ingolstadt entstanden, wo St., wenn auch nur vorübergehend, eine Rolle spielte, wie ehedem der als „Weingott des Nordens“ neuerdings vielgefeierte Karl Michael Bellmann (1740—95) zu Upsala, blieben mündlich und schriftlich im Umlauf, wurden vielfach corrumpirt, verschönert und durch unechte Producte verstümmelt; sie theilten alsbald das Schicksal des mittelhochdeutschen Neidhart v. Reuenthal oder des vielen unserer Zeitgenossen noch wohl erinnerlichen Franz Stelzhamer. Der derbe Witz und die oft sehr schneidige, meist doch gutmüthige Satire machten sie bald zu Lieblingsgesängen in Privatgesellschaften, wo sie zur allgemeinen Belustigung und Zwerchfellerschütterung dienten. Um nun „den Wunsch so Vieler zu erfüllen, aber auch die Ehre des Verfassers zu retten“, beschloß der Advocat J. Giehrl (zu Neunburg vor dem Wald) die echten Früchte von Sturm's komischer Muse zu sammeln, alles Unterschobene aber wegzulassen.

Obwohl er nichts darüber äußert, auch nur eine oberflächliche Skizze von Sturm's Lebensgang und Charakter entwirft, wobei er sogar das Todesjahr und Datum anzugeben vergaß, scheint Giehrl doch zu den näheren Freunden des Dichters und Componisten gezählt zu haben. Leider gibt er auch darüber keine Andeutung, ob ihm die Originalmanuscripte nebst den dazu gehörigen Melodien vorgelegen. Das Büchlein erschien 1819 (ohne Angabe von Ort und Drucker) unter dem Titel: „Lieder | zum Theil in baierischer Mundart | von P. Marcelin Sturm | In Musik gesetzt nach den eigenen Melodien des | Verfassers von dem kön. Advokaten Giehrl | in Neunburg vorm Walde" | 1819 (VIII u. 143 S. 8°). Die dazu gehörigen Melodien tragen den Titel: „Lieder | Zum Theil in baierischer Mundart | von | P. Marzelin Sturm | ehemaligen Augustiner. | In Musik gesetzt nach den eigenen Melodien des Verfassers | von | J. Giehrl | königl. Advokaten zu Neunburg"; sie bilden ein Heft in quer-8° von 32 Seiten (ohne Drucker und Jahrzahl). Die Liedertexte, von denen nur das „Kloster- und Weltgeist" als „zu wenig Interesse bietend" ausgeschieden wurde, belaufen sich, gleich den Melodien, auf 23, meist sehr viele Strophen umfassende Nummern, deren unsichere Schreibung von der Unkunde zeugt, mit welcher man damals die Mundarten mißhandelte; auch die Transscription der ursprünglich nur von der Guitarre begleiteten Melodien auf „Singstimme und Pianoforte" leistet gewiß keine Bürgschaft für diplomatische Wiedergabe. Der Dichter geißelt, meist mit scharfem Spott und bitterem Hohn, die Auswüchse der Zeit, die über die bestimmten Grenzen eines Standes schweifenden Ansprüche, die Eitelkeit und Genußsucht der Zeitgenossen u. s. w., Alles mit sicherer Zeichnung und Färbung, in plastisch gestalteter Form und keckem, sicher treffenden Ausdruck. Die ganze Vorstellungsweise trägt natürlich die Signatur von Zopf und Perücke; aber man staunt, wie tiefe Blicke der junge Mann schon in das vielgestaltige Leben geworfen haben muß, und über den sicheren Tact und sittlichen Zorn, womit er die aufgeputzte Lüge und Schlechtigkeit von der guten wahren Natur zu scheiden weiß. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Lieder aus der wahren Sturm- und Drangzeit des Dichters stammen, welcher bisweilen ebenso wie Schiller in seinen ersten Schöpfungen, an Caricaturen sich weidet ehe er wirkliche Menschen kannte. Muster dieser Art sind die Schilderung von „Fastnacht und Aschermittwoch" (in 56 vierzeiligen Strophen), das Gespräch der „zwei alten Teutschen", der „Guckkasten" (ganz im Stile der französischen Emigranten, welche dergleichen Bilder zeigten und frivol exegesirten); die in packender Lustigkeit dahin wirbelnde „Kirchweihe"; die Schilderungen von „Hölle" und „Himmel" erinnern unwillkürlich an Pater Martin v. Cochem's Vorbild, dessen Phantasie theilweise wieder in Lucas v. Leyden und Brueghel's ungeheuerlicher Poesie wurzelte. Als meisterliche Leistung des heitersten Muthwillens mag u. a. auch das „Quodlibet" gelten. Und nun denke man an die Wirkung des häufig improvisirenden, unmittelbar aus dem Vollen herausfingenden Dichters, welcher durch den trommelnden Ton, durch Zungenschlag und andere Künste des Vortrags, wozu vielleicht sogar die klingende Mitwirkung der mit den Fingern bearbeiteten Gläser gehört, einen alle Zuhörer und Theilnehmer zur glühenden, überquellenden Freudigkeit hinreißenden Effect erreichte. Ein Glück für den Dichter-Componisten war es, daß er dem bodenlosen Treiben, unter welchem er, wie Bellmann, dem sicheren Verderben entgegeneilte, noch rechtzeitig entrückt wurde, ebenso aber ist zu beklagen, daß der gährende Most sich nicht zum echten Wein der Kunst abzuklären vermochte, daß er seine Poesie nicht neu besaitete, denn was er später, wie ausdrücklich bezeugt wird, freilich nur im engsten Kreise und immer nach langem Bitten seiner alten Freunde, zum Besten gab, blieb immer auf die Erzeugnisse seiner Jugendzeit beschränkt. Daß ihm vieles minderwert[illegible] apokryphes Zeug zugeschrieben und aufgehalst

wurde, liegt unvermeidlich in der Natur jener Kreise, die „mit wenig Witz und viel Behagen" die von St. betretene, äußerst gewagte Bahn breit trampelten und austraten. Dazu gehören auch jene „Gedichte, Aufsätze und Lieder im Geiste Marcelin Sturm's. Gesammelt und jedem lustigen Männercirkel gewidmet von D* C* M* (Augsburg bei Kranzfelder 1826), neuerdings herausgegeben von D* C* Müller" (Stuttgart 1834 und Rorschach 1853), dem durch äquivalente Leistungen berüchtigten Dr. Carl Müller (vulgo S . . . Müller), welcher im Juli 1873 als königl. bair. Bezirksarzt a. D. zu Deggendorf starb. — Sturm's Lieder bilden eine wahre Fundgrube für die Sprüche und Sitte, den Brauch und Aberglauben seiner Zeit; eine streng wissenschaftliche, vom germanistischen Standpunkt bearbeitete Textausgabe (wie selbe dem Vernehmen nach der um echte alte Volksdichtung hochverdiente Dr. August Hartmann vorbereitet), verbunden mit einer Revision der Melodien, wäre ein höchst dankens- und wünschenswerthes, preiswürdiges aber mühevolles Unternehmen. Goedeke hat in seinem Grundriß (1881, III, 1241) auf diesen merkwürdigen Charakterkopf neuerdings die Aufmerksamkeit gerichtet; seine theilweise unrichtigen Angaben sind hier möglichst berichtigt und durch die seither unbekannt gebliebene Todeszeit Sturm's — den Nachweis derselben nebst anderen Angaben verdanke ich der bereitwilligen Güte des Herrn Domcapitular Dr. G. Jakob zu Regensburg — ergänzt.

Hyac. Holland.

Stürmer: Bartholomäus Graf v. St. wurde als der Sohn des Internuntius Ignaz Lorenz Freiherrn v. St. am 26. December 1787 zu Constantinopel geboren. Noch im zartesten Kindesalter kam er nach Wien. Hier oblag er in der orientalischen Akademie mit dem größten Eifer dem Studium des diplomatischen Berufes, für welchen ihn sein Vater bestimmt hatte. Am 7. October 1806 wurde er nach Constantinopel geschickt, im J. 1811 aber der österreichischen Botschaft in St. Petersburg als Legationscommis zugetheilt. 1812 und 1813 begleitete er als Wirklicher Legationssecretär den Fürsten Schwarzenberg nach Galizien und wohnte als solcher im J. 1814 dem Congresse zu Chatillon bei. Nach dem Pariser Frieden wurde St. zum Legationssecretär in Florenz ernannt, nachdem er sich vorher mit Ermance Katharina Freiin v. Boutet, der Tochter eines Beamten im französischen Kriegsministerium, vermählt hatte. Als nach der Gefangennahme Napoleon's die Höfe von Oesterreich, Rußland und Preußen im dritten Artikel der Convention vom 2. August 1815 für sich das Recht in Anspruch nahmen, Commissäre nach dem zum Aufenthalt Napoleon's bestimmten Orte zu entsenden, ernannte ihn Kaiser Franz I. am 25. August desselben Jahres zum Commissär auf St. Helena. Er wurde angewiesen, „sich mit eigenen Augen" von der Anwesenheit Napoleon's zu überzeugen und darüber ein Protocoll aufzunehmen, welches von ihm und seinen Collegen unterzeichnet, und, von dem Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe contrasignirt, jeden Monat nach Wien gesendet werden sollte. Weiters erging an ihn der ausdrückliche Befehl, mit größter Sorgfalt jede Beziehung zu Napoleon und den Personen seiner Suite zu vermeiden, und in Allem und Jedem im Einverständnisse mit dem Gouverneur zu handeln. So sehr sich aber St. auch bemühte, den Weisungen seiner Regierung zu entsprechen, wollte ihm dieses nicht gelingen. England wachte mit Eifersucht darüber, daß ihm einzig und allein die Bewachung des gefallenen Kaisers anvertraut bleibe, und ließ es an nichts fehlen, die Commissäre, deren Ernennung bereits es mit scheelen Blicken angesehen hatte, an der Erfüllung ihrer Mission zu verhindern. Hierzu kam noch die Unverträglichkeit des Gouverneurs, welcher dem österreichischen Commissär mit dem größten Argwohne begegnete. So weilte St. zwei Jahre lang auf der Insel und verließ dieselbe, ohne Napoleon je gesehen zu haben. Einmal versuchte er es, ihn aus einem

Verstecke mit einem Fernrohre zu beobachten — aber der weiten Entfernung wegen sah er nichts anderes, als einen Mann mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopfe, der sich sofort zurückzog, als er das auf sich gerichtete Telescop wahrnahm. Am 29. November 1817 wurde St. abberufen und gleichzeitig zum Generalconsul in Philadelphia ernannt. St. wurde durch diese neue Bestimmung aufs schmerzlichste berührt; denn er, welcher stets in diplomatischen Diensten gestanden hatte, sah sich mit einem Male in eine Thätigkeit versetzt, die ihm völlig fremd war und seinem Ehrgeize nicht im geringsten zusagte. Daß er weiter angewiesen wurde, als Generalconsul seine Berichte direct an die Commerz-Hofcommission und nicht an den Fürsten Metternich einzusenden, trug nicht wenig dazu bei, ihn empfindlich zu verletzen. Fast schien es, als sei er wegen seines Verhaltens auf St. Helena in die Ungnade seines Kaisers gefallen! Erst drei Jahre später, am 15. Mai 1820, wurde ihm mit seiner Ernennung zum außerordentlichen Gesandten am kaiserlichen Hofe von Rio de Janeiro, die diplomatische Laufbahn wieder eröffnet. Aber nach fünf Monaten bereits mußte St. Brasilien wieder verlassen, und er befand sich mit im Gefolge Johann VI., welcher vor der Revolution flüchtete. Eine lange Reihe von Jahren befand sich St. ohne eigentlichen Posten, bis er 1832 an die Stelle des Freiherrn Franz Ottenfels-Gschwind nach Constantinopel gesendet wurde. Seine definitive Ernennung zum Internuntius erfolgte aber erst 1834. In seiner neuen Thätigkeit, in welcher er sich besonders um die österreichische Dampfschifffahrt nach dem Orient verdient machte, erwarb er sich die vollste Anerkennung seines Kaisers, welcher ihn im J. 1842 in den Grafenstand erhob. Am 23. Mai 1850 schloß St. seine diplomatische Laufbahn ab und lebte von da an großentheils in Italien. 76jährig starb er am 8. Juli 1863 zu Venedig. Schlitter.

Stürmer: Ignaz Lorenz Freiherr v. St. wurde am 21. August 1752 in Wien als der Sproß einer dorthin eingewanderten fränkischen Familie geboren. Sechzehnjährig trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu und absolvirte die philosophischen Studien. Nach Aufhebung dieses Ordens wendete sich St. der Rechtswissenschaft zu und trat 1776 in die orientalische Akademie ein. Hier widmete er sich mit solchem Eifer dem Erlernen der orientalischen Sprachen, daß er in kurzer Zeit als Mitarbeiter an der neuen Ausgabe des Meninski'schen Lexikons thätig war, dessen erster Band im J. 1781 erschien. Weiter bearbeitete er noch als Zögling der Akademie eine orientalische Anthologie. Nach Beendigung seiner Studien wurde er dem Internuntius Freiherrn v. Herbert-Rathkeal zugetheilt, mit welchem er 1780 nach Constantinopel ging. 1789 zum Dolmetsch ernannt, schloß er in dieser Eigenschaft im Auftrage Laudon's die Capitulation von Belgrad ab. Als Thugut an die Spitze der Staatskanzlei trat, berief er St. in dieselbe und bot ihm also die Gelegenheit, sich jene Kenntnisse zu erwerben, welche ihm in späteren Jahren so sehr zu Statten kommen sollten. 1801 wurde er zum Hofrath ernannt, und in dem darauf folgenden Jahr kehrte er als Internuntius nach Constantinopel zurück. Diesen schwierigen Posten bekleidete er bis zu seiner am 10. März 1818 erfolgten Abberufung von dort. Anfänglich für die Stelle eines Gouverneurs von Triest in Aussicht genommen, wurde er am 2. Februar 1819 zum Staatsrath mit der Dienstleistung bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei ernannt. 76jährig starb St. am 2. December 1829. Schlitter.

Stürmer: Karl Freiherr v. St., kaiserl. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, geboren zu Wien am 3. November 1792, † zu Peschiera am 26. September 1853, war der Sohn des Freiherrn Ignaz Lorenz v. St. aus dessen Ehe mit Elisabeth Barbara Freiin v. Testa. St. hatte in der orientalischen Akademie

zu Wien, welche er durch fünf Jahre frequentirte, seine Studien beendet und dann die Ingenieurakademie besucht. Er trat am 7. August 1812 als Unterlieutenant in das Husarenregiment Graf Radetzky Nr. 5, wurde im J. 1813 beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich Oberlieutenant, und marschirte mit seinem Regimente nach Italien. Als Courier zur Hauptarmee abgesendet, war er vom FM. Fürsten Schwarzenberg zurückbehalten, am 30. April zum Palatinal-Husarenregiment (Nr. 12) übersetzt, und auch während des Feldzuges 1814 im großen Hauptquartier verwendet worden. Die Campagne 1815 machte er gleichfalls mit.

Im J. 1817 kam er in das Regiment Kaiser-Ulanen Nr. 4 und machte mit demselben im J. 1821 den Feldzug in Piemont mit, ward dann gegen Ende des Jahres in den Generalquartiermeisterstab als Hauptmann übersetzt; nach seiner im folgenden Jahre erfolgten Vermählung mit der Wittwe des k. k. Kämmerers v. Stößl, gebornen Freiin v. Bedekovich, trat er aber wieder in den Truppendienst zurück, u. zw. als Escadronscommandant bei dem Husarenregiment Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 3, wurde aber im November 1823 zu Graf Nostiz-Chevauxlegers Nr. 7 übersetzt, in welchem Regimente er 1827 zum Major, 1831 zum Oberstlieutenant und 1832 zum Oberst und Regimentscommandanten vorrückte. Dies Regiment befehligte er bis zu seiner im J. 1839 erfolgenden Ernennung zum Generalmajor. Er commandirte als solcher zuerst eine Brigade in Podgorze, dann in Preßburg, wurde 1846 Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Hermannstadt in Siebenbürgen, von dort aber 1848 nach Oedenburg übersetzt, wo er nur kurze Zeit blieb, da er die Bestimmung zu dem in Innerösterreich sich sammelnden, für die Armee in Italien bestimmten Reservecorps unter FZM. Graf Nugent erhielt. Am 30. April 1848 in Görz eingetroffen, übernahm St. das Commando über alle zur Sicherung der Nachschubslinie zurückgelassenen Truppen, und wurde ihm die Bildung eines zweiten aus 3 Brigaden bestehenden Reservecorps übertragen, an dessen Spitze er trat.

FZM. Graf Nugent, welcher Treviso seit dem 12. Mai eingeschlossen hatte, erkannte nach einigen Tagen, daß eine schnelle Unterwerfung dieser Stadt mit den zu Gebote stehenden Angriffsmitteln nicht zu erreichen war, er gab deshalb am 15. Mai dem FML. Freiherrn v. Stürmer seinen Entschluß bekannt, „sobald als möglich mit seinem ganzen Armeecorps nach Verona aufzubrechen, und die Sicherung des eroberten Landes vom Isonzo bis an die Piave durch das indeß gebildete II. Reservecorps besorgen zu lassen“. Die unter den Befehlen Stürmer's zurückgelassenen Truppen ($15^1/_8$ Bat., 4 Escdr., 35 Geschütze) sollten die Piave sichern, um hinter diesem Flusse die ankommenden Verstärkungen sammeln, und gegen die noch im Aufstande begriffenen venetianischen Landestheile offensiv vorgehen zu können. Die Bergveste Osoppo wurde von Truppen dieses Corps cernirt, ebenso die Festung Palmanuova. Am 7. Mai ließ St. den letzteren Platz zur Uebergabe auffordern, am 10. Mai mittelst Mörsern ein sehr lebhaftes Wurffeuer eröffnen. Inzwischen übernahm FML. Br. Welden am 20. Mai in Görz das Commando des II. Reservecorps.

FML. Stürmer wurde nun bei den Operationen und Streifungen im Bellunesischen verwendet. Welden beschloß den Gebirgstheil zwischen Piave und Brenta von den Aufständischen zu säubern und die Verbindung mit Tirol durch Val Sugana und Val Arsa zu eröffnen. Drei Colonnen gingen zu dieser Operation ab. Bei der dritten, welche von Feltre gegen Primolano vorrückte, befand sich St. Am 5. Juni überschritt er den Cismone, und vertrieb am 6. die Aufständischen aus Primolano. Diese hatten sich in großer Anzahl auf die steilen Anhöhen von Enego zurückgezogen, von wo sie die Straße beherrschten und die Verbindung durch Geschützfeuer unterbrachen. St. ließ die Stellung umgehen

und am 9. Juni in der Front angreifen und nehmen. Am 10. Juni war der Aufstand in den cadorischen Alpen unterdrückt; die Vorrückung des II. Reservecorps gegen die Brenta konnte daher ohne Gefahr eingeleitet werden. Nach Zurücklassung einiger Truppen an der oberen Piave zur Sicherung der Verbindungslinie von Belluno aufwärts, wurden alle übrigen Truppen der Division St. zur Unternehmung gegen Treviso bestimmt. Am 13. Juni wurde diese Stadt beschossen, welche am 14. capitulirte. FML. St. verlegte nun das Hauptquartier seiner Division nach Treviso. Die Einschließung Venedigs dauerte fort, täglich fielen Allarmirungen, kleinere Gefechte und Kanonaden vor. In der Nacht vom 27. zum 28. October schlug St. als Commandant der Cernirungstruppen einen mit stärkeren Kräften unternommenen feindlichen Ausfall auf Mestre und Fusina ab. Gleich darauf übernahm er wegen Erkrankung Welden's das Commando des II. Reservecorps und führte dasselbe bis zum Februar 1849. Für seine Leistungen im Feldzuge 1848 erhielt St. das Militär-Verdienstkreuz. Nach Mailand berufen, übernahm er das Commando der Cavalleriedivision des I. Reservecorps, mit welcher er den kurzen Feldzug des Jahres 1849 in Piemont mitmachte. Im April 1849 ward er als Civil- und Militärgouverneur nach Parma gesendet und mit der Pacificirung des Herzogthums betraut. Der Herzog von Parma verlieh St. für dessen erfolgreiche Wiedereinführung geordneter Zustände in seinem Lande das Großkreuz des Constantin-St. Georgsordens. Kurz nach seiner Abberufung aus Parma wurde ihm das Landes-Militärcommando von Illyrien mit dem Sitze in Laibach übertragen, welches er am 1. November 1849 übernahm. Nach nur einjähriger Wirksamkeit daselbst erhielt er aber im October 1850 das Festungscommando in Peschiera, gleichzeitig wurde ihm die geheime Rathswürde verliehen. Er erlag in Peschiera, an der Stätte seines Wirkens, am 26. September 1853 einem gastrischen Fieber. St. gehört in die Zahl jener tapferen und einsichtsvollen Soldaten, denen ein ehrenvolles Andenken in der k. u. k. Armee stets gesichert bleibt.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XL. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Militärkalender 1855.

C. v. Duncker.

Stürmer: Karl Benjamin St., Historienmaler, wurde im J. 1803 in Berlin als Sohn des Landschafts- und Historienmalers Joh. Heinrich St. (geb. 1774, † 1857) geboren. Neben Hermann Stilke war er der erste, der bei Cornelius in Düsseldorf als Schüler eintrat. Gemeinsam mit Stilke malte er in dem Assisensaal zu Coblenz ein Bild des jüngsten Gerichts, dessen Vollendung ultramontane Zettelungen verhinderten. In Schloß Heltorf am Rhein führte er im J. 1826 im Auftrage des Grafen v. Spee das erste Bild eines Cyclus von Gemälden aus dem Leben Kaiser Friedrich's I. aus. Es stellt die Versöhnung zwischen dem Kaiser und Papst Alexander III. in Venedig dar. Als Cornelius nach München übersiedelte, folgte St. seinem Meister nach der bairischen Hauptstadt, wo unter den Arkaden zwei Fresken: „Die Besiegung Ottokar's bei Mühldorf durch Ludwig den Strengen“ und „Die Eroberung Belgrads durch den Kurfürsten Max Emanuel“ von ihm herrühren. Nach Vollendung dieser Arbeiten kehrte er nach Berlin zurück, folgte aber der Aufforderung von Cornelius, ihm bei der Ausführung der Fresken in der Ludwigskirche behülflich zu sein. Im J. 1842 finden wir St. wieder in Berlin, wo ihm die Leitung der Ausführung der von Schinkel entworfenen Fresken in der Vorhalle des alten Museums übertragen wurde. Von den dortigen Bildern ist die Darstellung der urweltlichen Kräfte auf der linken Querwand von ihm ausgeführt worden. An den Bildern der langen rechten Seitenwand betheiligte er sich mit einer Anzahl anderer Künstler. Unter den Gemälden der unteren Reihe gehören St. folgende selbständige Compositionen

an: „Hercules schlägt der lernäischen Schlange die Köpfe ab“, „Hercules bringt den gefangenen erymanthischen Eber seinem Vetter Eurystheus“, und „Theseus erlegt den Räuber Sinnis“. Später nahm St. Antheil an der Ausmalung der Schloßcapelle, wo er zwei Prophetenfiguren, „Daniel“ und „Johannes den Täufer“ schuf. Seitdem trat er nur noch selten mit eigenen Schöpfungen an die Oeffentlichkeit. Auf der Berliner akademischen Kunstausstellung im J. 1856 sah man ein großes Historienbild von seiner Hand: „Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg nimmt den Papst Johann XXIII. auf Befehl des Kaisers Sigismund in Freiburg gefangen“. Sein letztes Bild, das bekannt wurde, erschien auf einer Ausstellung im J. 1872 und stellte ein Autodafé aus den Zeiten der spanischen Inquisition dar. St. starb am 29. März 1881. Heute schon in Vergessenheit gerathen, wurde er von seinen Zeitgenossen wegen des frischen, kräftigen Zuges in seiner Zeichnung und wegen seines Sinnes für Stil geschätzt.

Vgl. R. Wiegmann, Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf S. 11. 13. 20. 21. Düsseldorf 1856. — A. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert I, 199. 200. 336. Berlin 1857. — Ernst Förster, Geschichte der deutschen Kunst V, 11. 14. 18. 64. 71. 282. Leipzig 1860. — Max Schasler, Die königlichen Museen von Berlin S. 6. 8. 10. 12. Berlin 1867. — Adolf Rosenberg, Die Berliner Malerschule S. 249. 250. Berlin 1879; — Derselbe, Geschichte der modernen Kunst II, 273. 284. Leipzig 1887. — A. Seubert, Künstlerlexikon III, 384. 385. 2. Aufl. Stuttgart 1879. — Herm. Alex. Müller, Künstlerlexikon der Gegenwart S. 511. 512. Leipzig 1882. H. A. Lier.

Stürmer: Placidus St., Benedictiner, geboren zu Kronungen am 13. Juli 1716, † zu Neustadt am Main am 24. April 1794. Nach Absolvirung des Gymnasiums trat er in das Benedictinerkloster Neustadt, legte am 19. Februar 1736 die Gelübde ab und wurde am 24. September 1740 zum Priester geweiht. In Neustadt hat er fast 60 Jahre verlebt, zuerst als Student, dann als Lector der Philosophie und Theologie und als Novizenmeister, von 1779 an als Prior. Er war ein talentvoller, fleißiger und selbständig denkender Gelehrter. Als Schriftsteller hat er nur einige specielle dogmatische Fragen behandelt. 1765 erschien zu Fulda „Breves quaedam reflexiones ad responsa Billuarti in causa praedeterminationis. A. periodi Jul. 6479“. Vorher war schon gedruckt, aber nicht in den Buchhandel gekommen: „Anonymi O. S. B. Dogma scholasticorum de unitate in trinitate collatum cum celeberrimorum ecclesiae patrum eadem de re doctrina“ (Paris [?] 1760). Da die in dieser Schrift vorgetragene Ansicht als Tritheismus angegriffen wurde, u. a. von den Jesuiten, die die Theologia Wirceburgensis herausgaben, ließ St. von der Schrift zu Fulda (auf dem Titelblatte steht Venedig) 1772 eine zweite Ausgabe erscheinen cum responsione ad oppositas dissertationes et objectiones quorundam theologiae professorum ex S. J. et dissertatione apologetica, qua respondetur recentissimi adversarii [Bernardini Baur O. Cisterc.] objectis contra opusculum: Dogma etc. Die Schrift erschien auch unter dem Titel Sublime mysterium s. trinitatis in unitate collatum etc. zu Bamberg 1773. Außerdem erschien noch von St. 1783 „Dissertatio de fato et statu theologiae in scholis catholicorum; subnectuntur aliae jam editae breves reflexiones (s. o.), auctore Theophilo Alethino O. S. B.“

Baader, Lexikon II, 2, 200. — Lindner, Schriftst. des Benedictinerordens II, 181. Reusch.

Sturtz [von dieser dem Erzgebirge entstammenden, durch den Bergbau zu hohem Wohlstande gelangten Familie verdienen mehrere, der Uebersichtlichkeit halber in chronologischer Reihenfolge aufgeführte Glieder hier Erwähnung]:

Georg St., Arzt und Humanist, † 1548 (s. u. S. 54).

Ein Johannes Stortz, mag. art. Parisiensis, 1503 daselbst als J. St. dyocesis Misnensis eingetragen, wird im J. 1504 in Wittenberg immatriculirt; ob er mit dem Dr. Joh. St. in Erfurt identisch ist, von dem Georg St. vor 1521 in Erfurt das Haus „zur Engelsburg“ übernahm (jetzt Allerheiligengasse Nr. 2576), welches dieser um 1514 von dem Schwiegervater des Eobanus Hessus erkauft hatte, läßt sich nicht nachweisen, ist aber sehr wahrscheinlich. Wahrscheinlich war dieser Johann sein älterer Bruder. Durch Camerarius wissen wir, daß ein gleichnamiger Bruder des Dr. Georg St. infolge seiner übereilten Verheirathung mit seiner Familie zerfallen war, in allerhand Ungemach gerieth, sich schließlich von seiner Frau wieder trennte und früh starb. Der hinterbliebene Sohn,

Christoph St., wird als Annaemontanus im März 1541 zu Wittenberg immatriculirt und geht darauf, mit Empfehlungsschreiben des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, Erzbischofs von Riga, wohl ausgerüstet, nach Leipzig, um dort, dem Wunsche seines hohen Gönners gemäß, die Rechtswissenschaft zu studiren und darin den Doctorgrad zu erwerben. Er wünscht, mit der Familie seines Vaters wieder in Verbindung zu treten und bedient sich dazu der Vermittlung des Camerarius, jedoch ohne Erfolg: der Oheim Georg weist schroff jede Annäherung ab, trotzdem Camerarius immer wieder hervorhebt, wie es bei den vortrefflichen Anlagen und glänzenden Aussichten des jungen Mannes im eigenen Interesse der Familie liegen müsse, den alten Groll aufzugeben, — ein Zeichen, wie tief der Riß gewesen sein muß. Camerarius behielt mit seinen Voraussagen Recht. Wir treffen Christoph St. etwa ein Jahrzehnt darauf als Kanzler des Erzbischofs von Riga und seines Coadjutors Herzogs Christoph von Mecklenburg, vermählt mit Anna v. Pahlen aus altem livländischem Adel und im Besitz der Güter Serben mit Aula und Drostenhof. Auch der Adel wurde ihm zu Theil. Leider sind wir über seine amtliche Thätigkeit in jener schweren, von kriegerischen und politischen Wirren erfüllten Zeit des Untergangs der livländischen Selbständigkeit zu wenig unterrichtet; nicht einmal das Jahr seines Todes ist mit Sicherheit festzustellen. Jedenfalls war er am 26. August 1579 nicht mehr am Leben, da an diesem Tage König Stephan Bathori im Lager vor Plozk den hinterbliebenen Söhnen Wilhelm, Johann, Christoph und Friedrich eine urkundliche Bestätigung ihres Adels und adeligen Wappens ertheilt. Das Wappen ist das alte Familienwappen (getheilter Schild, oben ein wachsendes, goldgezäumtes, schwarzes Roß, unten ein silberner, in Ketten hängender Schmelztiegeldeckel [Sturz] in roth), nur um einen schwarzen Adler in gelbem Felde vermehrt. Die Güter der Familie waren in den Kriegswirren verloren gegangen; 1584 bemüht sich David Chytraeus von Rostock aus bei Pontus de la Gardie um deren Rückerstattung, jedoch vergeblich. Erst 1596 erfolgte durch König Sigismund III. die Rückgabe, doch wurden sie unter der schwedischen Regierung abermals eingezogen. Zwei von den vier Söhnen, Wilhelm und Christoph, studirten in Rostock; auch Johann hielt sich zeitweilig dort auf.

Christoph St., der Jüngere, wurde im Sommer 1575 zu Rostock immatriculirt, nahm später einen längeren Aufenthalt in Kopenhagen und wurde am 8. October 1584 in Rostock zum Dr. jur. promovirt. Bald darauf erhielt er auf Chytraeus' Empfehlung die Professur der Geschichte an der Universität Rostock, die er bis zu seinem am 3. April 1602 erfolgten Tode bekleidete. Den Königen Friedrich II. von Dänemark und Sigismund III. von Polen diente er als Rath von Hause aus. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich in gleicher Weise über die Gebiete der Geschichte und der Jurisprudenz; zahlreich sind die von ihm verfaßten Lob- und Leichenreden. Von seinen Söhnen kommen hier zwei in Betracht:

Azarias (Zacharias) St., geboren 1581 zu Kopenhagen, studirte seit 1597 in Rostock, später in Basel und erwarb 1609 zu Rostock den juristischen Doctorgrad. Weite Reisen, die er theils mit seinem Stiefvater, dem Syndikus Dr. Möhring, theils auf eigene Hand unternahm, erweiterten seinen Gesichtskreis und schärften seinen Blick. Alte Familienbeziehungen führten ihn zeitig nach Polen, wo er zwei Jahre lang die Studien des Sohnes des Woiwoden von Krakau leitete. An der Königsberger Universität hielt er sich einige Zeit als Docent auf und erhielt 1609 die Geschichtsprofessur in Rostock, die früher sein Vater inne gehabt hatte. In noch höherem Grade wie dieser war er theils im Dienste seines Landesherren, theils als Rath der Herzöge von Holstein-Sonderburg in diplomatischen Geschäften thätig, so weilte er nicht weniger als dreimal, zuletzt 1623 mitten im Winter, als Gesandter am polnischen Hofe. Seine ohnehin nicht sehr feste Gesundheit litt dadurch so, daß er sich genöthigt sah, die ehrenvollen Anerbietungen König Gustav Adolph's, der ihn als Rath in seinen Dienst zu ziehen bestrebt war, abzulehnen. Erst 46 Jahre alt, verstarb er am 28. Juni 1627 nach langem Siechthum. Seine zahlreichen Schriften politischen und juristischen Inhalts sind verzeichnet in „Etwas von gelehrten Rostock'schen Sachen" I (1737) S. 678 ff.; IV (1740) S. 528 ff.

Jakob St., des vorigen jüngster Bruder, war am 25. Juli 1602, ein Vierteljahr nach dem Tode des Vaters, geboren, studirte zu Rostock, Frankfurt a. O. und Greifswald, woselbst er am 8. Juli 1629 zum Doctor der Rechte promovirte. Nach seiner in demselben Jahre erfolgten Verheirathung ließ er sich zu Güstrow als Anwalt nieder, wurde 1633 Procurator am Land- und Hofgericht zu Sternberg und 1646 Rath und Fiscal bei der Hofkanzlei. Als Besitzer der Güter Sürkow und Bukow bei Teterow, die nach seinem am 26. Dec. 1672 erfolgten Ableben auf den jüngsten Sohn Berend Jakob übergingen, nahm er den Adel wieder auf, von dem Bruder und Vater selten oder gar nicht Gebrauch gemacht hatten. Der älteste Sohn,

Christoph St., wurde im Juni 1642 noch als Knabe in Rostock immatriculirt, Dr. jur. zu Altorf 1656, und starb 1698 als vielbeschäftigter Sachwalter zu Hamburg.

Die Annahme, daß der Syndikus der Stadt Greifswald gleichen Namens, der 1649 an einer Deputation an den Hof der Königin Christina theilnahm, mit dem am 17. December 1634 zu Greifswald immatriculirten Johann Christoph St., dem ältesten Sohn von Azarias, identisch ist, läßt sich nicht beweisen, liegt aber nahe.

Gadebusch, Livländische Bibliothek Th. 3, S. 237/38. — v. Recke u. Napiersky, Schriftst.- u. Gel.-Lex. IV, 333. — Böthführ, Die Livländer auf auswärt. Universitäten S. 67/68. — Mittheil. a. d. livl. Gesch. XVI (1893), 73. — Joh. Cothman, Programma in exequiis Azariae Sturzii. Rostochii 1627. — Nic. Heidemann, Christliche Leich-Predigt, Herrn Jacob Sturtzen gehalten. Güstrow 1674. (Hierin das Adelsdiplom der Familie.) — Etwas von gel. Rost. Sachen III, 690 f. bis 823 f. — Moller, Cimbria literata II, 874/75. — Dähnert, Pommersche Bibliothek I, 84. Ad. Hofmeister.

Sturtz: Georg St. (Sturcz, Stortz, Sturtius, Sturciades, Opercus = Stürze), Maecen der Humanisten, Arzt und Professor der Medicin zu Erfurt in der Reformationszeit, war 1490 in Buchholz bei Annaberg als Sohn eines durch den Bergbau reich gewordenen Grubenbesitzers, Andreas St., geboren, der 1509 Bürgermeister von Annaberg war. Er hatte zwei Brüder, Michael und Wolf. Nachdem er die lateinische Schule zu Annaberg besucht hatte, bezog er 1505 die Universität Erfurt. Im October 1506 erwarb er sich mit Helius Eobanus Hessus die Würde eines Baccalaureus, aber erst 1521 mit Joachim

Camerarius die eines Magisters, wobei Eoban die Promotionsrede hielt. Nachdem er bereits früher eine Reise nach Italien unternommen hatte, von der er 1519 zurückkehrte, finden wir ihn 1521 auf einer zweiten Fahrt. Diesmal nahm er auf seine Kosten Euricius Cordus mit. Der Weg führte nach Venedig, Mantua, Rom und Ferrara, wo Euricius Cordus sich von Nicolaus Leonicenus zum Doctor promoviren ließ, während St. in Venedig weilte. Nach einer Andeutung Michael Barth's scheint St. seine Reise bis Frankreich und Spanien ausgedehnt zu haben. Vielleicht bezieht sich diese Angabe nur auf die Absicht, dorthin zu gehen (vgl. Böcking II, 50). In die Heimath zurückgekehrt, ließ sich St. in Erfurt als praktischer Arzt nieder und hielt gleichzeitig an der Universität Vorlesungen. Im Sommersemester 1523 bekleidete er das Rectorat. Ein Zeichen für den Niedergang der Hochschule war es, daß er nur fünfzehn Studenten einzuschreiben hatte. Namentlich die medicinische Facultät war in einem argen Zustande. Er erwarb sich daher in Wittenberg am 9. December 1523 die medicinische Doctorwürde. Sein Haus, die „Engelsburg", war der Sammelpunkt der Humanisten. Als ein „neuer Augustus" waltete er in seiner Studirstube, die mit den Bildern der berühmtesten Aerzte geschmückt war. Einem Chörilus (Cordus) und Maro (Eoban), sowie zahlreichen anderen Humanisten und Medicinern, unter letzteren z. B. Martin Hune und Ambrosius Carlau, ließ er seine Gunst in hohem Maaße zu theil werden. Sie zeigte sich in Einladungen zu den üppigen Trinkgelagen, deren Folgen („rothe Nase") zu heilen er dann wol als Arzt angegangen wurde, wie in fürstlicher Freigebigkeit, namentlich Eoban gegenüber. Er wurde von den beglückten Freunden in immer neuen Lobeserhebungen gefeiert. Eoban z. B. widmete ihm eine Reihe seiner Schriften. Die Erfurter Unruhen und Wirren veranlaßten St. im Sommer 1525 in seine Heimath zurückzukehren. Nach einem kurzen Aufenthalte in Annaberg finden wir ihn in dem benachbarten böhmischen, schnell aufgeblühten, namentlich von Sachsen aus aufgesuchten Bergstädtchen Joachimsthal. Er war hier Arzt und Stadtphysikus; zugleich gründete er eine Apotheke, für die ein zur Beilegung der Bergwerksstreitigkeiten niedergesetzter Ausschuß im genannten Jahre die grundlegenden Bestimmungen entwarf. Für die Erfurter Verhältnisse, über die er brieflich, wie durch die Besuche der Freunde eingehend unterrichtet wurde, zeigte er nach wie vor großes Interesse. Ob der mangelnde äußere Erfolg, ob die Sehnsucht nach dem Zusammensein mit den Freunden, ob die größere Beruhigung in Erfurt die Veranlassung war, im Anfange des Jahres 1528 siedelte St. mit seiner Familie wieder nach Erfurt über. Seine Stelle in Joachimsthal übernahm Georg Agricola, der ihn in seinen Schriften rühmend erwähnt. Nur selten, z. B. 1531 und 1536, diesmal mit Eoban, besuchte er das Erzgebirge. Im ganzen überließ er die Verwaltung der Bergwerke seinem Bruder Michael. Seine humanistische Bildung wurde von den Freunden nicht hoch geschätzt. Es fehlte ihm die classische Feinheit und Eleganz des lateinischen Stils. Doch regte er wol zu litterarischen Arbeiten an, so Eoban zur Psalmenübersetzung. Als medicinischer Schriftsteller tritt er nicht hervor: 1524 schrieb er „σχήματα febrium", zehn Jahre später ein Buch über die Pest, der Stadt Marienberg zugeeignet. Als praktischer Arzt wurde er hoch geschätzt. 1537 behandelte er Luther bei seiner schweren Erkrankung in Schmalkalden und leitete den Rücktransport bis Weimar. Hierher wurde er drei Jahre später an das Krankenbett seines Freundes Melanchthon gerufen, als dieser auf der Reise nach dem Hagenauer Convente erkrankte. St. starb am 7. April 1548.

Melchior Adami, Vitae Germanorum Medicorum. Heidelbergae 1620. p. 49—51, wo die ältere Litteratur verzeichnet ist. — M. J. Dietericus, De Annaberga et claris viris. Lips. 1702. — Operum Helii Eobani Hessi farr.

duae. Francof. 1549. — Opera poëtica Euricii Cordi. Francof. 1564. — Euricius Cordus, Epigrammata ed. Krause. Berolin. 1892. — Karl Krause, Helius Eobanus Hessus. Gotha 1879. 2 Bände. — Derselbe, Der Briefwechsel des Mutianus Rufus. Kassel 1885. S. 665, 667. — J. C. H. Weißenborn, Acten der Erfurter Universität. Halle 1884. II, 240, 325. Hier befindet sich die Beschreibung des Wappens, das die oben gegebene Erklärung von Opercus nahe legt. — J. Köstlin, Martin Luther II² (Elberfeld 1883), 396, 399, 401. — D. Martin Luther's Briefwechsel. Hrsg. von C. A. H. Burkhardt. Leipzig 1866. S. 247. — Joach. Camerarius, Libellus novus. Lipsiae 1568. D 6ᵇ, D 7. — Epp. Ulrichi Hutteni ed E. Böcking. Lips. 1859. II, 50 f. — Gustav C. Laube, Aus der Vergangenheit Joachimsthals. Prag 1873. S. 8, 9. Georg Müller.

Sturz: Friedrich Wilhelm St. wurde am 14. Mai 1762 zu Erbisdorf bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge als der Sohn des dortigen Pastor prim. M. Friedr. Sam. St. geboren. Dieser hatte eine Abneigung gegen öffentliche Schulen und behielt daher den talentvollen und lernbegierigen Knaben bis zum 16. Lebensjahre bei sich zu Hause, ließ ihn längere Zeit durch Privatlehrer unterrichten, und als diese seinen Wünschen und Erwartungen nicht entsprachen, übernahm er selbst allein des Sohnes Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Hierbei beobachtete er ein eigenartiges Verfahren. Da er nämlich durch seine Amtsgeschäfte vielfach von Hause fern gehalten und an einer regelmäßigen Stundenertheilung behindert wurde, so gab er dem Knaben Bücher, die seinem Alter und Fassungsvermögen angemessen waren, in die Hände und legte ihm auf, das Wichtigste daraus während seiner Abwesenheit zu excerpiren und auswendig zu lernen. Durch dieses Arbeits- und Lernsystem, dessen Durchführung der Vater mit unerbittlicher Strenge überwachte, wurde St., zum großen Vortheil für seine späteren Studien, von Jugend auf daran gewöhnt, aus allen Büchern, die er las, Auszüge zu machen. Im J. 1786 wurde er dann auf sein dringendes Bitten zu Verwandten nach Leipzig gebracht, um dort die Thomana zu besuchen, ohne daß ihm jedoch ein näherer Verkehr mit seinen Mitschülern gestattet worden wäre. Um so eifriger widmete sich der Jüngling, der von vornherein in die Prima aufgenommen wurde, unter der Leitung des gelehrten, aber strengen Rectors Joh. Friedr. Fischer († 1799) und des gleichfalls kenntnißreichen, aber milden und freundlichen Conrectors Karl August Thieme († 1795) seinen Studien und wurde insbesondere von dem Letztgenannten, der sich seiner mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen annahm, mit einer unauslöschlichen Vorliebe für die griechischen Classiker, vor allem für Xenophon, erfüllt. Auf der Thomasschule verweilte St. drei Jahre und wendete sich dann der Leipziger Universität zu. Er hörte theologische Vorlesungen bei Körner (s. A. D. B. XVI, 713 f.), Schwarz, Morus (s. A. D. B. XXII, 342 ff.) und Pezold, philosophische bei Pezold, Caesar, Platner (s. A. D. B. XXVI, 258 f.) und Wieland, geschichtliche bei Burscher (s. A. D. B. III, 630 ff.), Wenk, Beck (s. A. D. B. II, 210 ff.) und Hilscher. Orientalische Sprachstudien betrieb er unter Schwarz, Dathe (s. A. D. B. IV, 764 ff.) und vor allen unter Joh. Friedr. Schleusner (s. A. D. B. XXXI, 474 ff.). In der altclassischen Philologie endlich, der sich St. bald ausschließlich widmete, waren seine Lehrer Morus, Reiz (s. A. D. B. XXVIII, 178 f.), Clodius (s. A. D. B. IV, 334) und der bereits unter den Historikern erwähnte Christian Daniel Beck. Der Letztgenannte, nur fünf Jahre älter als St., seit 1782 außerordentlicher, seit 1785 ordentlicher Professor, eröffnete eine philologische Societät, der St. als eins ihrer ersten Mitglieder bis 1786 unausgesetzt angehört hat. Mit welchem Eifer er aber Tag und Nacht seinen wissenschaftlichen Arbeiten oblag, bezeugt einer seiner Commilitonen, der

ätere berühmte Rector in Schulpforta Karl David Ilgen (s. A. D. B. XIV, 19 ff.), dem er ihn noch in hohem Alter im Hinblick auf die gemeinsam verlebte tudienzeit als ὁ φιλοπονώτατος bezeichnete.

Bereits 1785 gab St. als erste Frucht seiner philologischen Studien den ymnus des Kleanthes auf Zeus heraus („Cleanthis Hymnum in Jovem Graece idit notisque illustravit", Lips. 1785, 8°) und wurde noch in demselben ihre zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste ernannt. n 31. Mai 1786 erwarb er durch die Vertheidigung seiner Schrift über den randrinischen Dialekt („De dialecto Alexandrina, ratione simul habita versionis rorum V. T. Graecae, disp. I.", Lips. 1786, 4°) — Opponent war Ilgen — der Leipziger Universität die venia legendi. Nachdem er sodann im folgenden ihre durch eine Ausgabe der Fragmente des Hellanikos von Lesbos noch mehr Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erhielt er einen Ruf als Professor der oquenz an das Gymnasium Rutheneum zu Gera und folgte demselben Ende ai 1788. In dieser Stellung hat er 15 Jahre lang als geschickter und ge- ssenhafter Lehrer gewirkt und die ihm neben seiner Berufsthätigkeit übrig eibende Zeit auf die Ausarbeitung und Herausgabe einer ansehnlichen Reihe ilologischer Schriften verwendet. Hierdurch gewann sein Name einen so guten lang, daß er 1802 zum Ehrenmitgliede der Lateinischen Gesellschaft zu Jena wählt und um dieselbe Zeit vom sächsischen Consistorium als Rector an die pitze der Landes- und Fürstenschule zu Grimma berufen wurde. Er nahm eses Amt an und wurde am 25. Juni 1803 feierlich in dasselbe eingeführt. amit aber trat er vor eine Aufgabe, der er, soweit Kenntnisse und Lehrgeschick Frage kamen, in vollstem Maaße gewachsen war, für die es ihm jedoch an r unter den obwaltenden Verhältnissen unumgänglich nothwendigen Strenge nd Festigkeit fehlte. Die Anstalt lag in tiefem Verfall, hauptsächlich infolge r widerwärtigen und unheilvollen Streitigkeiten, die zwischen seinem Amts- rgänger Hofmann und dem Inspector der Schule, C. G. Sahrer von Sahr, hon seit Jahren geherrscht hatten. Zum Glück für St. starb sein Vorgesetzter, rz nachdem derselbe auch mit ihm in Zwietracht und Hader gerathen war. un schien alles gut zu gehen. St. gewann durch sein bescheidenes und freund- iches Auftreten die gute Meinung seines Lehrercollegiums, durch die Gründlichkeit nd Feinheit seines Unterrichts, sowie durch seine Ruhe und Leutseligkeit in der andhabung der Disciplin, die Liebe und Verehrung seiner Primaner Der rohe nd unbotmäßige Ton unter der Schuljugend begann zu schwinden; die vorher st verödeten Classen fingen wiederum an sich zu füllen. Als aber im Laufe r nächsten Jahre die Weichheit und Nachgiebigkeit des neuen Rectors mehr nd mehr hervortrat, wuchsen ihm Lehrer wie Schüler über den Kopf. Seit 811 begannen dann schwere körperliche Leiden — heftige rheumatische Kopf- hmerzen und ein unheilbares Geschwür an der linken Hand — den ohnehin hwächlichen Mann zu plagen und ihn zeitweise an der Erfüllung seiner Berufs- hätigkeit völlig zu hindern, und um das Maaß voll zu machen, versuchte seine errsch- und zanksüchtige Gattin, wie ihren Mann, so auch die Anstalt zu re- ieren. So kam es denn in der ehrwürdigen Fürstenschule am Ufer der Mulde u so unleidlichen Zuständen, daß die Behörde sich genöthigt sah, St. 1819 inen Rector adjunctus an die Seite zu stellen und im Herbst 1823 ihn völlig n den Ruhestand zu versetzen. St. blieb in Grimma wohnen und verwendete en Abend seines Lebens auf die Vollendung der schon früher geplanten und in Angriff genommenen Schriften. Seine liebenswürdige und sanftmüthige Sinnes- art machte es ihm möglich, mit seinem ungewünschten Amtsnachfolger August Weichert in ein freundliches Verhältniß zu treten. In den ersten Jahren seines Otiums hob sich auch sein Gesundheitszustand; dann aber nahmen seine Kräfte

ab, die Augen versagten ihren Dienst, gelinde Schlaganfälle stellten sich ein, und am 20. Mai 1832 entschlief er an allgemeiner Körperschwäche. Seine Gattin, Marianne Katharina geb. Wendlant, mit der er seit 1788 in kinderloser Ehe gelebt hatte, war ihm im März 1831 im Tode vorangegangen.

Die von St. herausgegebenen Schriften sind so zahlreich und dabei mit so hervorragender Gründlichkeit ausgearbeitet, daß ihre Herstellung durch einen einzelnen, überdies noch durch ausgedehnte Berufsgeschäfte in Anspruch genommenen Mann nur durch das vortreffliche Gedächtniß und den eisernen Fleiß des Verfassers, sowie durch dessen Fähigkeit, seine Zeit auf das sorgfältigste einzutheilen und auszunutzen, erklärlich wird. Sie bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiete des griechischen Alterthums und behandeln mit Vorliebe das rein sprachliche Element. Mit Recht sagt sein Amtsnachfolger Weichert von ihm: „Erat ei ingenium non fervidum aut vehemens, sed sedatum et maxime aptum eis litterarum partibus vel percipiendis atque illustrandis vel excutiendis rimandisque, quae minutiores sunt et amoenitatis steriliores; proinde impigro studio maluit grammaticorum veterum senticeta perreptare, quam commorari in poetarum viretis“. Besonders werthvoll sind die Forschungen, die er den griechischen Dialekten zugewendet hat. Durch sie ist er ein Vorläufer von Heinrich Ludolf Ahrens geworden, dessen scharfsinniges Werk De Graecae linguae dialectis wenige Jahre nach Sturz's Tode erschien (2 Bde., Göttingen 1839—1843). Seiner bereits erwähnten Habilitationsschrift über den alexandrinischen Dialekt vom Jahre 1786 ließ St. 1788, 1789 und 1794 noch drei andere, auf denselben Gegenstand bezügliche Abhandlungen folgen. Dreizehn Jahre später gab er dann das Werk des in England angesiedelten Franzosen Michel Maittaire, das unter dem Titel Graecae linguae dialecti zuerst 1706 zu London und in einer neuen Bearbeitung von Joh. Friedr. Reitz 1738 zu Haag erschienen war, mit zahlreichen Zusätzen und Berichtigungen heraus („Graecae linguae Dialecti recognitae opera Michael Maittaire post J. F. Reitzium, qui praefationem et excerpta Apollonii Dyscoli grammatica addiderat, totum opus recensuit, emendavit, auxit“, Lips. et Lond. 1807, 8°) und fügte im folgenden Jahre zur Vervollständigung noch eine Schrift „De dialecto Macedonica et Alexandrina“ (Lips. 1808, 8°) hinzu. Beachtung verdienen auch seine lexikalischen Arbeiten, vor allen das „Lexicon Xenophonteum“, das er unter Zuhülfenahme der Vorarbeiten seines ehemaligen Lehrers, des Conrectors Thieme, veröffentlicht hat (4 voll., Lips. 1801—1804, 8°). Ferner noch seine Ausgaben des „Etymologicum Graecae linguae Gudianum“ (Lips. 1818, 4°) und des „Etymologicum Orionis Thebani“ (Lips. 1820, 4°). Den in diesen beiden Werken anhangsweise enthaltenen Bemerkungen zu dem Etymologicum Magnum ließ er wenige Jahre vor seinem Tode noch „Novae annotationes ad Etymologicum M.“ (Lips. 1828, 4°) folgen. Von griechischen Schriftstellern hat er außer dem bereits erwähnten Hymnus des Kleanthes und den Fragmenten des Hellanikos von Lesbos (2. Ausg. Lips. 1828) herausgegeben: die Fragmente des Pherekydes (Gerae 1789, 8°; 2. Ausg. Lips. 1824, 8°), die früher vielfach in den Schulen gelesene Rede des Kirchenvaters Basilius Magnus *πρὸς τοὺς νέους ὅπως ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων* (Gerae 1791, 8°), die Fragmente der Dichtungen des Philosophen Empedokles (Lips. 1805, 8°), die römische Geschichte des Dio Cassius (8 Bde., Lips. 1824 u. 1825, 8°). Von seinen übrigen Schriften verdienen noch seine drei Abhandlungen „De vestigiis doctrinae de animi humani immortalitate in Homeri carminibus“ (Gerae 1795, 1796, 1797, 4°) hervorgehoben zu werden.

Vgl. den biographischen Nachruf, den der Rector Aug. Weichert seinem Amtsvorgänger in der Einladungsschrift zur 282. Stiftungsfeier der Fürsten-

schule zu Grimma am 14. September 1832 (Grimae 1832, 4°) auf S. 21—33 gewidmet hat. Darin auf S. 30—31 ein Schriftenverzeichnis, nach dem die Verzeichnisse in Meusel's Gel. Teutschland VII, 731 f., XV, 573 f., und XX, 699 zu vervollständigen sind. — K. J. Roeßler, Gesch. der Königl. S. Fürsten- u. Landesschule Grimma (Leipz. 1891), S. 162—164.

F. Koldewey.

Sturz: Helferich Peter St., geboren zu Darmstadt am 16. Febr. 1736 als ältestes Kind des fürstl. Cabinetscassiers Johann Peter Friedrich St., † zu Bremen am 12. Nov. 1779. Nach dem Besuche des Darmstädter Gymnasiums bezog Stürz, wie die Jenaische und Gießener Matrikel ihn nennt, im Mai 1753 die Universität Jena, wo er Freimaurer wurde; am 20. März 1755 wurde er als stud. jur. in Göttingen, am 19. Mai 1756 auf der Landesuniversität Gießen immatriculirt, wie Düntzer in Seuffert's Vierteljahrschr. V, 490 nachgewiesen hat. In Gießen traf er wieder mit seinem Jugendfreunde Joh. Heinr. Merck (s. A. D. B. XXI, 400), zusammen. Eine leidenschaftliche Liebesneigung mußte wegen der Vermögenslosigkeit des Bewerbers mit Entsagung enden, und die von Fr. K. v. Moser gewünschte Berufung zum Erzieher des Erbprinzen Louis scheiterte am Widerspruche des Landgrafen. St. fand 1759 in München Stellung als Secretär des bei mehreren kleinen Höfen beglaubigten kaiserl. Gesandten Freiherrn v. Widmann, s. v. Wurzbach, biogr. Lexikon LIV, 248. Seine dienstlichen Reisen führten den scharf beobachtenden jungen Diplomaten unter andern auch ins Feldlager des Marschall Contades, aber schon 1760 trat er als Privatsecretär in die Dienste des Kanzlers Adolf Gottlob v. Eyben in Glückstadt über, der ihn zweimal in Geschäften nach Wien und ans Reichsgericht nach Wetzlar sandte. Die zweite Wiener Reise verschaffte ihm 1762 den Titel eines fürstl. bernburgischen Rathes. Dem Prinzen Friedrich Albert von Bernburg verdankte er die Bekanntschaft mit dem einflußreichen dänischen Grafen Rantzau, durch dessen Gunst er Anfang 1764 seine erste feste Anstellung, den Posten eines Secretärs im Departement für auswärtige Angelegenheiten in Kopenhagen erlangte. Unter Beibehaltung dieses staatlichen Amtes, in dem er am 30. März 1765 zum Wirklichen Kanzleirath vorrückte, wurde er bald Privatsecretär, Hausgenosse und bevorzugter Günstling des leitenden Ministers v. Bernstorff, dem er später (Leipzig 1777) in den „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Joh. Hartwig Ernst v. Bernstorf" ein pietätvolles Denkmal widmete. Durch den Eintritt in Bernstorff's Haus war zugleich der Eintritt in den um Klopstock gescharten deutsch-nordischen Litteraturkreis gewonnen, der 1766 in Gerstenberg's Schleswig'schen Litteraturbriefen (vgl. v. Weilen's Einleitung zu ihrem Neudruck in Heft 29/30 der deutschen Litteraturdenkmale, Stuttgart 1890), einen neuen und erfolgreichen Anlauf nahm zu der bereits 1758 in Cramer's Nordischem Aufseher versuchten Gründung einer selbständigen Partei im litterarischen Treiben Deutschlands. Vielleicht hängt mit diesen Bestrebungen auch Sturz' eigene Zeitschrift „Der nordische Sittenfreund", Kopenhagen 1767, zusammen, dem er wegen Bekämpfung von Brednig's gleichnamiger schlechten dänischen Wochenschrift den Titel „Die Menechmen" gab. Von dem innigen und ungetrübt freundschaftlichen Verkehr mit Klopstock hat er in der anschaulichen Charakteristik „Klopstock" noch 1777 ein lebendiges Bild gegeben. Im Frühjahr 1767 veröffentlichte St. in Prosa „Julie, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen, mit einem Briefe über das deutsche Theater an die Freunde und Beschützer desselben in Hamburg". Das dem Roman Julie Mandeville (London 1763) von Francis Brook folgende bürgerliche Trauerspiel fehlt in der Sammlung der Schriften von 1786, mit Weglassung des Briefes ist es 1768 in den 6. Band des Theaters der Deutschen aufgenommen worden; vgl. Quellen und Forschungen, Heft 30, S. 88—109.

Von einem Trauerspiel „Medea“ hat der Nachlaß nur ein paar Scenen aufbewahrt, wie er auch die paar bekannten Gedichte von St. (Kürschner's Nationallit., Bd. 135 I, 208) nur um drei weitere vermehrte, so daß für seine Beurtheilung als Dichter die unter den besseren Nachahmungen der Sara Sampson einzureihende Julie fast allein in Betracht kommt. Viel bedeutender als das Trauerspiel ist der über äußere Theatereinrichtungen wie über die Aufgaben des deutschen Dramas sich äußernde Begleitbrief, der, Anregungen von Joh. Elias Schlegel (s. A. D. B. XXXI, 383) weiterführend, als ein bedeutsamer zeitgenössischer Beitrag zu Lessing's Dramaturgie betrachtet werden darf. Gleich Lessing und unabhängig von ihm wünscht St. für das deutsche Drama ein Mittel zwischen der Kühnheit des englischen und Furchtsamkeit des französischen, gleich Herder fordert er zur dramatischen Bearbeitung deutscher Geschichtsstoffe, Heinrich IV., Konradin, Otto III., also gerade der später so vielfach behandelten Kaisergeschichten auf. Mit Lessing selbst traf St. im Sommer 1767 in Hamburg zusammen; daß beide sofort einander nahe traten, beweist Sturz' große briefliche Kritik des Laokoon, die er am 23. September dem neugewonnenen Freunde sandte. Am 17. August 1768 wurde St., im Reisegefolge König Christian's VII., zum Legationsrath befördert; die Reise, von der in Sturz' Papieren ein kurz gehaltenes deutsches Journal und eine officielle französische Relation vorhanden ist, führte ihn nach England und Frankreich, und überall knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an, in London mit Angelika Kaufmann und Garrick, in Paris mit Grimm, Helvetius, Riccoboni, Mad. Necker. Mit diesen blieb er im Briefwechsel und Merck fand noch nach einigen Jahren St. in den Pariser Salons in guter Erinnerung. Er selbst gab in den „Briefen eines Reisenden vom Jahre 1768“ neun Jahre später im Deutschen Museum Schilderungen von Garrick's Spiel, von der Pariser Gesellschaft und dem französischen Theater, die mit Recht als classische Muster gerühmt wurden. Nach der Rückkehr nach Kopenhagen ward St. unter Belassung seiner diplomatischen Stellung zum Director des Generalpostamts ernannt. Im Herbst 1770 erhielt Graf Bernstorff seinen Abschied. Der neue Machthaber, Struensee, war während der Reise Sturz' Wagengenosse gewesen, allein das Verhältniß zwischen beiden hatte sich eher unfreundlich gestaltet. St. war bereit, seinem alten Gönner in die Verbannung zu folgen, dieser aber wünschte seine Anhänger und ihren Einfluß so viel wie möglich in ihren Aemtern zu erhalten. Da St. sich mit der Tochter des Majors Mazar de la Garde vermählen wollte, war ihm an der Erhaltung seiner Stellung gelegen, und so nahm er nicht offen gegen Struensee Partei, obwohl ihn dieser aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten entfernte. Da er aber wegen seiner Kunst im Porträtmalen den Auftrag erhielt, die Königin zu malen, kam er öfters in ihre und Struensee's Gesellschaft, und da die Bewegung gegen Struensee überhaupt die erste Regung einer dänischen Nationalpartei gegen die eingewanderten Deutschen war, so wurde auch St. am 20. Jan. 1772 entlassen, am 22. im Hause seiner Braut verhaftet und erst nach vier Monaten freigelassen, aber aus Kopenhagen verwiesen. Mehr als „unkluges Benehmen“ konnten ihm selbst seine Richter nicht vorwerfen, er hatte aber einstens durch den Uebergang zu Bernstorff sich den jetzt allmächtigen Rantzau zum Feinde gemacht, und bei den Anhängern Bernstorff's, wie es scheint, während der Herrschaft Struensee's doch Anstoß erregt. So blieben in der Folge alle seine Versuche wieder nach Kopenhagen zu kommen fruchtlos, und er mußte noch froh sein am 2. März 1773 Rath an der oldenburgischen Regierung zu werden. Er konnte nun heirathen, aber der Lebensmuth des sonst so heiteren Gesellschafters war durch die Verfolgungen in Hypochondrie verkehrt, seine Gesundheit durch die Gefängnißhaft und Kummer gebrochen; in die engen oldenburgischen Verhältnisse konnte er sich, obwohl er auch dort

an Stolberg, Halem, Gramberg anregende Freunde fand, nicht finden. Schon kränkelnd besuchte er einen Freund in Bremen, in dessen Hause er starb.

Gerade die trüben Jahre in Oldenburg aber bildeten St. zum Schriftsteller aus. Auf einer Reise nach Gotha im Sommer 1776 hatte er unter andern auch Chr. Heinr. Boie (s. A. D. B. III, 85) kennen gelernt, der ihn zum Mitarbeiter am Deutschen Museum gewann, in dem fast alle Aufsätze zuerst erschienen sind, von denen er selbst noch einen Theil in der ersten Sammlung seiner „Schriften“, Leipzig, Weidmann und Reich, 1779, zusammenstellte; die zweite Sammlung besorgte Boie 1782; beide Bände kamen in neuer verbesserter Auflage 1786 und von 1779—1819 in verschiedenen Nachdrucken heraus. Es sind formvollendete Essays über die verschiedensten Gegenstände, in denen sich ein durch Leben und Bücher gereifter Geist ausspricht. Das Urtheil ist stets selbständig und sicher, überall durch den Schein auf das Wesen dringend, wie denn St. vielleicht als der erste in Deutschland die Echtheit von Macpherson's Ossian anzweifelte. Das politische Interesse war bei ihm reger als bei andern seiner Zeitgenossen; eine satirische Ader zeigt Verwandtschaft mit Lichtenberg. Durch Klopstock war das Vaterlandsgefühl und das Interesse für die ältere deutsche Litteratur in St. geweckt worden. In England copirte er für Klopstock die Heliandhandschrift; Bruchstücke einer Eddaübersetzung finden sich im Nachlasse, über ältere Handschriften gab er Berichte, zog Chroniken aus und plante eine „Geschichte deutscher Sitten und Wissenschaften im 12. Jahrhundert“. Durch seine Mittheilung der „Denkwürdigkeiten von Jean Jaques Rousseau“ hat er Schiller zuerst auf den Fiesco aufmerksam gemacht, in dem Streit über Lavater's Physiognomik hat er parteilos Kritik geübt, in die ästhetischen Fragen durch das „Fragment über die Schönheit“ fördernd eingegriffen. Seine Kunstkenntnisse und Kunstausübung hat ein so scharfer Kritiker wie Merck im Vorbericht zur zweiten Sammlung in einem Briefe an Lichtenberg gewürdigt. Mit diesen beiden Darmstädtern wäre St. zu vergleichen auch hinsichtlich seiner halb ablehnenden, halb freundlichen Stellung zu den gegen Regel und Form anstürmenden Genies, die ihn ihrerseits ebenso ehrend anerkannten, wie Lessing und Klopstock den Menschen und Schriftsteller liebten und ehrten.

Biograph. Nachrichten über St. von Gramberg u. Merck 1782 im Vorbericht zur zweiten Sammlung der Schriften, die auch Sturz' Bildniß enthält. — Jördens' Lexikon V, 744—754. — G. Jansen, Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs litterarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1779—1811. Oldenburg 1877. — Biographie mit Briefen von Theodor Merzdorf in Schnorr's Archiv für Litteraturgesch. 1878. VII, 33—92. — Max Koch, H. P. Sturz, mit Benützung handschriftlicher Quellen. München 1879; daraus gab Zimmermann in den Preuß. Jahrb. 1881. XXXII, 273 und Litterarischer Mercur 1887, Nr. 3 „Ein Publicist des vorigen Jahrhunderts“ nur Auszüge ohne Quellenangabe. — Paul Döring, Der nordische Dichterkreis und die Schleswig'schen Litteraturbriefe. Dornburg 1880. — Goedeke's Grundriß IV², 244. — L. Bobé, Neue Beiträge zu H. P. Sturz Lebensgeschichte, Seuffert's Vierteljahrschrift 1891. IV, 450—465. — E. Guglia, Sturz als Kunstschriftsteller, Allgemeine Kunstchronik 1886, Nr. 16.

Max Koch.

Sturz: Johann Jakob St., Colonialpolitiker und Menschenfreund, wurde als jüngster von 12 Söhnen eines bairischen Landesdirectionsraths am 7. December 1800 zu Frankfurt a. M. im alten Kaiserpalast geboren. Auch noch nach dem frühen Tode seines Vaters verkehrten im elterlichen Hause geistig bedeutende Männer, so insbesondere der Geograph Karl Ritter, welcher den Knaben unterrichtete und viel zur Erweckung seiner kühnen Unternehmungs- und Reiselust

beitrug. Zuerst widmete sich St. dem Kaufmannsstande, und machte infolge von geschäftlichen Aufträgen als junger Mensch eine Reise nach Mexiko, wo er bei verschiedenen Gelegenheiten bereits zeigte, welch rasche Entschlossenheit und Thatkraft in ihm wohnte. Nach Europa zurückgekehrt, studirte er in England die Technik des Bergbaues und das Maschinenwesen. Dann bereiste er Brasilien und trat 1830 an die Spitze eines großen mexikanischen Silberbergbaubetriebes. Bald darauf gewann ihn aber eine Londoner Gesellschaft für ihre Goldminen in Brasilien. Hier war seine Stellung zwar eine sehr günstige, doch gab sie St. trotzdem nach zwei Jahren auf, weil er mit dem ersten Verwalter, einem früheren englischen Obersten, wegen der grausamen Behandlung und schlechten Verpflegung der in den Minen beschäftigten Sklaven in steten Mißhelligkeiten lebte. Nun richtete er sein Streben darauf, Brasilien für den Völkerverkehr zu gewinnen, da nur von dessen Wirkung zu hoffen war, daß Land und Volk dem Zustande der Halbbarbarei entrissen wurde. Mit unendlicher Mühe und großen Geldopfern brachte es St. 1838 endlich dahin, daß eine englische Dampfschifffahrtsgesellschaft die Erlaubniß zum Befahren mehrerer Flüsse und Baien, besonders aber den Postdienst auf dem Amazonenstrome erhielt. Um dieselbe Zeit begann er, wie gefahrvoll dies auch für ihn war, nicht bloß für eine Erschwerung der Sklaveneinfuhr zu wirken, sondern auch die Sklaverei selbst zu bekämpfen und eine freie Einwanderung aus Europa zu befürworten. Der fanatische Widerstand, der ihm hierbei namentlich von den Großgrundbesitzern entgegengesetzt wurde, ließ ihn nach einigen Jahren, trotz seines inzwischen hoch gestiegenen Einflusses, der bis ins Parlament und Ministerium, ja bis in die kaiserliche Familie reichte, an allem Erfolge verzweifeln, und, nachdem er, statt für sich etwas erübrigt zu haben, das Seinige eingebüßt hatte, wandte er sich 1841 nach England. Hier ward St. vielfach in der Sklavenfrage zu Rathe gezogen, so namentlich vom Lord Brougham, dem feurigen Vorkämpfer für die Abschaffung der Sklaverei; ihm lieferte St. den ausgiebigsten Stoff zu dessen glänzenden Reden wider die Sklaverei, und nachdem Brougham endlich die strengsten Maßregeln von seiten Englands zur Unterdrückung der Sklaveneinfuhr in Brasilien durchgesetzt hatte, durfte sich St. rühmen: „Ich bin mir bewußt, hierdurch Brasilien einen besseren Dienst erwiesen zu haben, als ihm je von einem oder selbst von Hunderten seiner trefflichsten Bürger geleistet worden ist.“ Inzwischen hatte man in Brasilien nothgedrungen den Beschluß gefaßt, die weiten Ländereien durch freie Einwanderer zu bevölkern. Und wohin hätte man dabei die Blicke mit größerer Aussicht richten können, als nach Deutschland, und wen hätte die brasilianische Regierung zur thatkräftigen Förderung dieses Planes geeigneter finden können, als unsern St.? So wurde St. 1843 brasilianischer Generalconsul für Preußen. Allein nicht im Sinne seiner menschenfreundlichen Bestrebungen, wie er gehofft, verlangte die brasilianische Regierung seine Dienste. Der arglose Mann sollte vielmehr für schlechte Zwecke zum deckenden Schilde gebraucht werden. St. gab sich von Berlin aus die größte Mühe, zunächst in Brasilien selbst solche Reformen anzubahnen, welche eine freie deutsche Einwanderung, und zwar nach den südlichen Provinzen mit gemäßigterem Klima ermöglichen sollten; die schlauen Portugiesen aber hatten für jeden seiner Vorschläge zwar eine höfliche Antwort, ließen sie aber im übrigen unberücksichtigt. Ja noch mehr: die brasilianische Regierung organisirte unter Leitung ihrer anderen Consuln und geheimer Agenten eine massenhafte Einfuhr armer Deutscher als weiße Sklaven, indem sie letzteren freie Ueberfahrt anbieten und durch einen sogenannten Parceriavertrag Landbesitz in Aussicht stellen ließ. („Parceria“ bedeutet in Brasilien eine Halbpacht, d. h. eine solche Pacht, bei der die Pächter von Ländereien den Besitzern die Hälfte des Ertrages abgeben.) In Wahrheit

schufen diese berüchtigten Verträge für den umgarnten deutschen Auswanderer Verhältnisse, die ihn völlig schutzlos dem willkürlichen Ermessen und dem Peitschenregiment des Plantagenbesitzers, welchem er sich verdungen hatte, preisgaben und thatsächlich den Sklaven gleichstellten. Die Unglücklichen, welche den Verlockungen folgten, gingen fast ausnahmslos auf den Pflanzungen des heißen nördlichen Brasiliens zu Grunde. Leider fanden sich auch in den freien Hansastädten Schiffsrheder, die den ruchlosen Absichten der brasilianischen Sklavenbarone dadurch den mächtigsten Vorschub leisteten, daß sie durch lügenhafte Berichte ihre armen Mitbürger ins Elend locken halfen. Ein Mann aber duldete es nicht, daß man die deutschen Auswanderer in der Schlinge der Parceriaverträge fing: das war St. Zuerst versuchte er, seine Regierung zu bewegen, daß sie dem schändlichen Treiben der Sklavenbarone ein Ziel setze. Allein diese hatten mittlerweile das Uebergewicht in der Regierung vollends erlangt und wußten seine Bemühungen zu vereiteln. Infolge dessen stand der Generalconsul mit einem Male vor der Wahl: entweder das nichtswürdige Treiben ungehindert seinen Lauf nehmen zu lassen und seine einträgliche Stellung zu behalten oder diese in die Schanze zu schlagen und sich gegen die von ihm vertretene Regierung zu Gunsten des Rechts und der Menschlichkeit aufzulehnen. St. zögerte keinen Augenblick, denn ihm ging die gerechte Sache über Alles. Er nahm sofort den Kampf gegen die Sklavenbarone auf, und die nächste Folge davon war, daß er von der brasilianischen Regierung der von ihm 16 Jahre lang bekleideten Stellung ohne jedes Ruhegehalt enthoben wurde. So verfuhr diese Regierung in ihrer Kurzsichtigkeit mit einem der aufrichtigsten Freunde und thatkräftigsten Wohlthäter Brasiliens, über welchen der um dieses Land gleichfalls hochverdiente Naturforscher v. Martius im J. 1852 an den damaligen brasilianischen Gesandten in London, Teixeira de Macedo, folgendes geschrieben hatte: „Herr Sturz ist für mich ein erstaunlicher Mann. Ich arbeite auch und kann arbeiten, aber eine Thätigkeit, wie sie dieser Mann entwickelt, überall, wo er nur vermuthen kann, daß er Brasilien nützlich zu sein vermag, ist wahrlich etwas Bewunderungswürdiges. Nach allen Seiten richtet er seine Blicke und wie ein Liebender bringt er alles, was er sieht und hört, in Beziehung zu seiner Vielgeliebten. So hofft er auch stets Vortheil zu ziehen von jeder Entdeckung, von jeder neuen Idee für sein neues Vaterland, dem er sich mit einer Hingebung weiht, die Viele erröthen machen sollte, die ihr eigenes Vaterland nicht zu lieben verstehen. Ich hege hohe Achtung für eine solche Geistesstimmung und glaube, daß auch die Herren Minister gewiß solchen Eifer zu schätzen wissen. Dabei ist Sturz von einer so edlen Uneigennützigkeit, daß er wohl als ein Beispiel hingestellt werden kann.“ (Vgl. das von mir verfaßte Lebens- und Charakterbild von C. F. Ph. v. Martius [Leipzig 1869], in dessen zweitem Bande ich eine größere Anzahl von Briefen Martius' veröffentlicht habe.) Der Kampf, auf den sich St. eingelassen, war ein verzweifelter. Er stand allein und verfügte nur über geringe Hülfsmittel. Ihm gegenüber stand ein Heer von gedungenen Preßagenten und anderen Werbern, die von Brasilien aufs freigebigste unterstützt wurden. St. aber zeigte, daß einem starken Herzen nichts unmöglich ist. In einer Unzahl von Zeitungsartikeln und Flugschriften deckte er die Lügen der brasilianischen Preßagenten auf, warnte in beredten Worten vor der entsetzlichen Gefahr, welche den deutschen Auswanderern durch den Parceriavertrag drohe, zählte die Auswanderer auf, die bereits in den Zucker- und Kaffeepflanzungen zu Grunde gegangen, und schreckte so Tausende vor einem Schritte zurück, der sie unfehlbar dem größten Elende und sicherem Untergange entgegengeführt hätte. In jener Zeit lernte ihn Julius Duboc, damals Mitredacteur der Nationalzeitung in Berlin, persönlich kennen. Dieser entwirft von St., dem er in seinen

Plaudereien und Mehr (Hamburg 1884) unter der Ueberschrift „Ein Vorkämpfer“ einen besonderen Artikel gewidmet hat (S. 182—209), folgende Schilderung: „Er war, obwohl nicht von sehr großem Körperbau, eine ungemein kräftige Erscheinung, voll ungebrochener Lebensfülle, von ungestüm-raschen Bewegungen, mit sprühenden Augen, die den Wechsel der Empfindungen, die sein Inneres durchflutheten, in beweglicher, lebhafter Weise widerspiegelten. Er imponirte und riß fort. Obwohl er das Deutsche etwas fremdartig und mit gelegentlicher Einmischung englischer Ausdrücke und Constructionen sprach, so lag doch eine gewaltige Kraft in seiner Rede, die ihre Wirkung theils durch die kunstlose Lebhaftigkeit des Vortrags, theils durch die Wärme der nach Ausdruck drängenden Ueberzeugung nicht verfehlte. Welch ein Mann! Er wurde Einem bald ehrwürdig, wenn man die Kraft der Aufopferung, die sein Leben täglich bezeugte, den felsenfesten Glauben an den Sieg des besseren Princips und den energischen Haß des Unrechts ins Auge faßte. Er erschien bedeutend durch den ungewöhnlichen Umfang seiner Kenntnisse, den weiten Blick für Land- und Völkerverhältnisse, den reichen Schatz an Urtheilskraft auf einem Gebiete — dem der Colonialpolitik —, wo den meisten deutschen höheren Beamten das Urtheilsvermögen ausgeht. Und dann mußte man über denselben Mann, an dem man so hoch hinaufzublicken hatte, wieder lächeln, denn mitten in all diese energischen Bethätigungen der vollen, gereiften, auf ein großes Ziel gerichteten Manneskraft spielte ein Etwas von Kindersinn hinein, von kindlich frischer Gläubigkeit und Phantasiekraft, ja von kindlicher Naivität, die mit dem Maaß der Verhältnisse noch nicht recht vertraut ist, die den Betrachter wundersam anmuthen mußte, um so wundersamer, je seltener gerade diese Gegensätze im Leben vereinigt vorzukommen pflegen. In seiner Werkstatt, einem sehr schmucklosen, wenn ich nicht irre, einfenstrigen Zimmer, stand als einziges Hauptmöbel ein Schreibpult, das über und über mit Actenstößen, Correspondenzen, Zeitungen, Zeitungsausschnitten und Manuscripten bedeckt war. In diesem Chaos wußte nur Einer Bescheid, und der kaum, der alte Consul, der mittels dieser Papierfetzen seine Gegner und die Gegner der guten Sache, für die er mit ungetheilter Hingebung in den Kampf gegangen war, zu zermalmen suchte. Zu zermalmen — und dafür kein anderes Werkzeug, kein anderes Mittel zu besitzen, als das eine: das geschriebene und gedruckte Wort, noch dazu ohne jede kunstgerechte Verwendung, ohne die Gewalt über die Form, die für sich allein eine Macht ist! Verzweiflungsvoll sprang der ungeduldige Mann oft von seinem Stuhle auf. Er rannte im Zimmer auf und ab, diejenigen mit heftigen Reden apostrophirend, die ihm eine besondere Züchtigung zu verdienen schienen. Dann vertiefte er sich wieder in seine kriegerischen Operationen, d. h. er schrieb, um Bundesgenossen anzuwerben und den Eifer lauer Freunde anzufachen, unzählige Briefe, von denen er sich im voraus sagen konnte, daß die meisten, flüchtig gelesen, unter Achselzucken dem Papierkorb übergeben werden würden; er bombardirte die Berliner Blätter und die übrigen größeren deutschen Zeitungen mit unaufhörlichen Zusendungen und Darlegungen über die Vorgänge in Brasilien, denen diese in den meisten Fällen völlig verständnißlos, theilweise auch nicht uninteressirt gegenüber standen; er schickte alles, was, zumeist durch ihn selbst veranlaßt, gegen die herrschende Partei in Brasilien und ihr Verfahren in der Auswanderungsfrage im Druck erschienen war, regelmäßig den nach Brasilien fahrenden Dampfern ballenweise zu; er verfolgte die brasilianischen Diplomaten und die zahlreichen erkauften deutschen Werbeagenten des brasilianischen Interesses mit kaum beachteten, höchstens durch die Wunderlichkeit ihrer Form auffallenden Inseraten; er lief unermüdlich und ohne sich durch die ablehnende Haltung, die ihm meistens entgegentrat, entmuthigen zu lassen, von einem Bureau, von einer Redaction, von einem Expe-

ditionslocal zum anderen, bald bei Zeitungsschriftstellern, bald bei niederen und höheren Diplomaten, bald bei Gelehrten und einflußreichen Volksvertretern antichambrirend, er kehrte müde, unverrichteter Dinge meistens, zornig und erschöpft des Abends nach Hause zurück, um — morgen denselben Tanz von neuem zu beginnen!" Ganz war es aber doch nicht eine Sisyphusarbeit. Der glühende Eifer, von dem St. beseelt war, riß mit der Zeit auch andere mit fort, und schließlich trat auch die preußische Regierung für ihn ein: den brasilianischen Agenten wurde das Handwerk gelegt. Im J. 1863 eröffnete sich endlich für St. die Aussicht auf ein neues, ganz seinen Neigungen entsprechendes Amt: auf das Generalconsulat für Uruguay. Zugleich ward ihm ein noch viel vortheilhafterer Antrag für Canada gemacht; diesen aber lehnte er ohne Bedenken ab, weil er als Generalconsul für Uruguay längst gehegte Pläne zur Gründung deutscher, national segensreicher Ansiedlungen am La Plata verwirklichen zu können hoffte. Nachdem er aber mit dem ganzen energischen und feurigen Eifer seines Charakters, der ihn seine Leistung — und das war das Große und Bewundernswerthe an dem Manne — nie nach dem Kraft- und Kostenaufwand, den sie ihm verursachte, bemessen ließ, sondern nur nach dem Zwecke, dem sie dienen sollte, für Uruguay gewirkt, erntete er hier ebenfalls schlechten Lohn. Brasilien hatte aus Furcht vor den kräftigen deutschen Ansiedlungen in seiner Nähe alles daran gesetzt, die von St. verfolgten Pläne zu vereiteln, und wußte die Regierung Uruguays dahin zu beeinflussen, daß sie ihrem Generalconsul das ihm zugesicherte Gehalt von jährlich 2500 Thalern zurückhielt, ja, ihm nicht einmal die während einer zweijährigen Thätigkeit gemachten großen Auslagen erstattete. Dieser Schlag vollendete den Ruin des ehemals wohlhabenden Mannes, so daß St. nunmehr einen schweren Kampf auch gegen eigene Noth und Sorge zu kämpfen hatte. Da endlich kam die deutsche Nation zum Bewußtsein der außerordentlichen Verdienste dieses seltenen Menschenfreundes. Durch eine öffentliche Sammlung ward eine Summe aufgebracht, welche ihn und seine Familie vor Entbehrungen geschützt haben würde, wenn er dieses Ehrengeschenk für sich und die Seinen verwendet hätte. Daran aber dachte er zuletzt, vielmehr ging er in seinem unstillbaren Drange, dem allgemeinen Wohle zu dienen, so weit, daß er auch das für ihn gesammelte Geld benutzte, um für neue menschenfreundliche Zwecke zu wirken. Es würde den Raum eines ganzen Buches in Anspruch nehmen, sollten hier alle die Dinge, auf die er sein Augenmerk richtete, und alle die Aufgaben, für die er nach- und nebeneinander eine rastlose, oft geradezu fieberhafte Thätigkeit entwickelte, näher besprochen werden. Ich muß mich daher auf das Folgende beschränken. St. war es, der in Wort und Schrift auf die Lage der Strandbewohner an unserer Nordseeküste zuerst hinwies und praktische Vorschläge zu deren Abhülfe machte (s. insbesondere sein Schriftchen „Ueber den Fischfang auf hoher See", 1862). Auf seine Anregung ergriff die Regierung Maßregeln, um die englischen und holländischen Fischer, die bisher das deutsche Fischereigebiet ausgebeutet hatten, von der Nordseeküste fern zu halten, und bewilligte der preußische Landtag die Mittel zur Anlegung von Austernbänken und zur Hebung der Fischzucht. Von St. gingen auch zuerst praktische Vorschläge aus zur Förderung der Versendung und des raschen Absatzes der Seefische, deren Verwirklichung jetzt den Fischern ebenso großen Nutzen bringt, wie den Bewohnern des Binnenlandes. Sein Unternehmungsgeist, sagt Duboc, mochte gelegentlich etwas Phantastisches haben, insofern er, hingerissen von dem Schwung der Phantasie für ein sich ihm in großartigen Verhältnissen aufbauendes Zukunftsbild, die Schwierigkeit des Zustandekommens der grundlegenden materiellen Bedingungen unterschätzte, immer aber waren seine vielfachen Vor-

schläge und Projecte voll der fruchtbarsten Anregungen; ein Beispiel hierfür bietet seine 1865 erschienene Schrift „Ueber den Nord- und Ostseecanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte, zu seinen Meeren und zum Weltmeer“. Unbeschadet seiner innigen Liebe zu seinem deutschen Vaterlande ein Weltbürger im besten Sinne, mahnte St. ferner aufs eindringlichste immer und immer wieder, daß die Völker, welche sich der Segnungen einer vorgeschrittenen Cultur erfreuten, die sittliche Verpflichtung hätten, denen beizuspringen, welche unter dem Fluche der Uncultur und widriger Verhältnisse seufzten. Ihm war es dabei gleichgültig, welcher Rasse die im Elend Schmachtenden angehörten; er wollte einfach, daß Jammer und Noth, soweit es möglich, aus der Welt geschafft würden. Von solchen edlen Anschauungen und warmherzigen Gesinnungen geleitet, nahm er sich auch jener unglücklichen Kulis an, die von gewinnsüchtigen Peruanern aus China und Indien geholt wurden, um durch die drückendste Sklavenarbeit und die roheste Behandlung zu Grunde gerichtet zu werden. St. spürte in Peru, auf Cuba und in den chinesischen Häfen alle Greuelthaten auf, welche an diesen armen Tagelöhnern begangen wurden, brandmarkte in Zeitungsartikeln und Flugschriften die Sklavenhändler, die sich durch den Schweiß und das Blut dieser Unglücklichen mästeten, und setzte alle Hebel in Bewegung, um dem schändlichen Handel ein Ende zu machen. Auch hatte er die Genugthuung, es noch zu erleben, daß der Kulihandel wirklich fast ganz unterdrückt wurde. Daher erhielt kurz nach Sturz' Tode seine Wittwe von seiten des chinesischen Gesandten ein Schreiben, worin dieser mittheilte, daß der Minister Liu-Ta-Yen wisse, welche Verdienste St. um die Kulis sich erworben habe, daß er mit der ganzen Menschheit den Verlust eines so unermüdlichen und großmüthigen Bekämpfers der argen Mißbräuche, denen seine in Sklaverei gehaltenen chinesischen Landsleute ausgesetzt gewesen seien, beklage und daß er zur Errichtung eines Grabmals zu Ehren des verstorbenen Generalconsuls einen Beitrag von 200 Mark zur Verfügung stelle. Wenn weiter die 1876 auf Anregung des Königs der Belgier gegründete internationale Afrikanische Gesellschaft insbesondere die Unterdrückung des Sklavenhandels im „schwarzen“ Welttheil zu einer ihrer Aufgaben gemacht hat, so hat auch daran St. nicht geringen Antheil. War er es doch gewesen, der durch Wort und Schrift bei den europäischen Regierungen unablässig darauf gedrungen hatte, dem entsetzlichen Menschenraube und Menschenhandel in Afrika ein Ende zu machen, wie er früher auch für „die Beseitigung der Sklaverei in Nordamerika mit Heranbildung der Sklaven für die Freiheit und ohne Opfer der Herren“ (s. seine 1843 unter diesem Titel erschienene Schrift) praktische Vorschläge gemacht hatte. Die Beschlüsse der Brüsseler Conferenz erfüllten sein Herz mit solcher Freude, daß er dem König Leopold II. in warmen Worten für den Dienst dankte, den er der Humanität geleistet habe. Mit keiner Silbe gedachte er dabei des eigenen Verdienstes um die Sache, wie er ja überhaupt — so schrieb mir eine seiner Töchter kurz nach seinem Tode — nur selten und wenig über sich sprach. Noch vor jener Conferenz war übrigens St. in seiner Schrift „Der wiedergewonnene Welttheil“ mit Vorschlägen zu einem Unternehmen hervorgetreten, dessen Ziel nicht bloß die Unterdrückung des Menschenhandels, sondern auch die Gewinnung von Colonien in Afrika, eines Indiens für Deutschland, sein sollte; ja, er hatte sogar, trotz seiner 76 Jahre, die Absicht, persönlich an dem von ihm geplanten friedlichen Eroberungszuge nach Afrika theil zu nehmen. Somit war der alte Consul auch ein Vorkämpfer für unsere späteren Colonisationsbestrebungen. Die Großartigkeit und Vielseitigkeit seiner Entwürfe, denen er auch Form und Gestalt zu geben und Leben einzuhauchen wußte, bezeugen die Großartigkeit und Vielseitigkeit seines geistigen Vermögens. „Sein Herz“, meint Duboc mit Recht, „wird besser aus anderen Bethätigungen seiner mit-

und jedem Hülfsbedürftigen bereitwillig zugeneigten Seele erkannt",
n diesen Bethätigungen erscheint keine rührender, als der wahrhaft helden-
r Kampf, den St. in den letzten Jahren seines Lebens für das geknebelte
ißhandelte Schlachtvieh geführt hat. Es that ihm weh, wenn er in
beobachten mußte, wie die Kälber von rohen Schlächtern geknebelt und
lebloser Waare gleich, auf den Karren geschleudert wurden, um hier während
angen Fahrt die entsetzlichsten Qualen auszustehen. Nicht weniger empörte
Gefühl, daß das Schlachtvieh mit Hülfe kläffender und beißender Hunde
die Straßen gehetzt wurde. Beim bloßen sittlichen Unmuth ließ er es
icht bewenden. Vielmehr schritt er auch mit all der ihn auszeichnenden
zur That, um solcher Brutalität zu steuern. Das war freilich wieder
icht. Hatten doch anfänglich sogar Mitglieder der Polizei und der Presse
Unterfangen des alten Mannes nur ein mitleidiges, ja spöttisches Achsel-
Dies konnte jedoch den Trefflichen nicht abhalten, das, was sein edles
inmal als recht und gut erkannt hatte, auch in diesem Falle mit zäher
er durchzusetzen. Dabei war auch die Wahl der Mittel charakteristisch
. Zunächst appellirte er in zahllosen Zeitungsartikeln an das Gewissen
erer, die es anging; sodann erließ er eine geharnischte Erklärung, nach
er als durch sein eigenes Gewissen bestallter öffentlicher Ankläger alle
en bei Gericht anzeigen und verklagen werde, welche mit dem Schlacht-
so barbarischer Weise umgingen, daß ihr Verfahren sich als Thierquälerei
e, und endlich hielt er sich zu diesem Zwecke an bestimmten Tagen 7 bis
nden auf dem Viehhofe auf und nahm ein kleines Beobachtungscorps von
r Straßenjungen in seinen Sold, welches den Viehhof und die Schlacht-
zu jeder Zeit überwachen mußte; erblickten seine kleinen Kundschafter einen
mit geknebelten Kälbern, so riefen sie St. herbei, und dieser ließ dann
men der Thierquäler durch einen Schutzmann feststellen. Natürlich erregte
rch solche Maßregeln den Zorn und die Wuth der Schlächter. Viele
n gingen daher sogar zu Thätlichkeiten gegen ihn über, indem sie vom
herab mit der Peitsche nach ihm schlugen oder auch wohl von ihren
n Gebrauch machten. Selbst Mißhandlungen aber — und einmal war
sein Leben durch die aufs äußerste erbitterten rohen Fleischergesellen be-
— ließen seinen Eifer nicht erkalten, im Gegentheil sie vergrößerten ihn
und seine Bemühungen hatten auch schließlich den gewünschten Erfolg:
ebeln der Kälber wurde verboten und ihre Einfuhr nach Berlin sachgemäß
humaner Weise geregelt. Der hochherzige Mann beschränkte sich übrigens
hierfreund keineswegs auf das hier Mitgetheilte; er veranlaßte mich im
72, mit ihm zusammen bei den spanischen Cortes die Abschaffung der
fechte in Anregung zu bringen, und noch kurz vor seinem Tode verbreitete
seine Kosten in Hunderttausenden von Exemplaren ein kleines Bilderbuch
Kindes Gespielen"), welches den Kindern Liebe zu den Thieren einflößen
durch allerlei Sprüche zur Schonung derselben ermahnen sollte. Mit
it war St. eine gewissermaßen populäre Berliner Gestalt geworden, wohl-
namentlich auf allen Zeitungsredactionen, von denen es kaum eine gab,
ht mit ihm in persönliche Berührung gekommen wäre, und obgleich der
rige Mann, ein geborener Agitator, gelegentlich den Zeitungsleitern recht
st machte, so hat sich unter diesen doch fast jeder gescheut, dem hoch-
ten alten Herrn den Stuhl schnöde vor die Thür zu setzen. So besaß
die Berliner Presse eine sittliche Bedeutung. Gerade an seinem Geburts-
am 7. December 1877, ward er in Friedenau bei Berlin, wo er zuletzt
t, zu Grabe getragen. Noch bei seinem Tode hatte er, bis zuletzt ein
ng im Herzen, mit Eroberungsplänen sich beschäftigt, aber kein Eroberer

mit dem Schwerte war er, sondern ein Eroberer mit der Kraft selbstloser Menschenliebe und eines stürmischen Willens, nicht unterwerfen wollte er, sondern frei machen alle Unterdrückten; die Waffen, die er führte, bis seine Hand erschlaffte, führte er für die Ausbreitung der Gesittung. Treffend sagt Duboc, daß St. in das Ich jedes Du mit eingeschlossen und daß ihn niemals jene sonnenlose Stimmung freud- und liebloser Gleichgültigkeit angewandelt habe, die, auf das Weltganze angewandt, den Standpunkt des Pessimismus als praktische Consequenz ergibt. Er war aber auch kein Schwärmer, der unerreichbare Ziele verfolgt, sondern sah nur weiter, als gewöhnliche Sterbliche, und wußte, daß ohne Streben nach dem Höchsten nichts Großes im Leben erreicht wird. Wohlmeinend und warnend, hat St., ein Abbild des getreuen Eckart, allezeit im öffentlichen Leben gestanden als ein unerschrockener, unbeugsamer Anwalt jeder gerechten Sache. Schramm-Macdonald.

Stuß: Johann Heinrich St., gelehrter Schulmann, geboren am 9./19. Juni 1686 in Grohnde bei Göttingen, der einzige Sohn des dortigen Pfarrers Matthias Christoph St., besuchte vom 6. Jahre an die Stadtschule in Helmstedt, wo seine Familie daheim war, kehrte aber nach dem frühen Tode seiner Mutter (1696) zu seinem Vater zurück, der ihn theils selber in seiner Bildung förderte, theils von einem tüchtigen Candidaten in dem benachbarten Dorfe Elliehausen unterrichten ließ. Die bei dem letzteren eingesogene Neigung zu den alten Sprachen mehrte sich noch auf dem Gymnasium in Göttingen (1698—1704), da er hier in dem Rector Just von Dransfeld einen anregenden Lehrer fand, dem er stets ein treues Andenken bewahrt und noch 59 Jahre nachher in einem Programm („Schola γεροντοτρόφος“, 1763) dankbar gehuldigt hat. Neben den Schulfächern machte er sich unter der Leitung eines Juristen noch mit der deutschen Dichtung bekannt, gewann für sie Theilnahme und Verständniß und ist ihr in seinem übrigen Leben immer befreundet geblieben. Seine akademischen Studien, die sich auf Theologie, Philosophie, Naturlehre und Geschichte der Wissenschaften erstreckten, begann er im Herbst 1704 in Helmstedt, mußte sie aber nach zwei Jahren wieder abbrechen, da sein alternder Vater der Unterstützung des Sohnes im Predigtamt dringend bedurfte. Nachdem er zwei fernere Jahre in Grohnde verweilt hatte, befiel ihn ein Augenleiden, für das er in Halle bei den bekannten Aerzten G. E. Stahl und Chr. Fr. Richter Heilung suchte und fand, sodaß er zugleich seine Studien wieder aufnehmen und namentlich die morgenländischen Sprachen unter J. H. Michaelis betreiben konnte. Nach einem abermaligen Aufenthalte im väterlichen Hause begab er sich im Frühling 1710 wieder nach Halle, um neben der Alterthumswissenschaft noch der französischen und italienischen Sprache obzuliegen. Damals beabsichtigte man in Hannover, wo St. den Winter von 1711/12 verlebte und unter anderen mit Leibniz verkehrte, ihm das Conrectorat in Ilfeld zu übertragen. Als sich aber die Entscheidung verzögerte und er inzwischen vernahm, daß er dort auch Mathematik lehren solle, kehrte er noch einmal nach Helmstedt zurück und widmete sich diesem Fache unter der Leitung J. B. Wiedeburg's, des nachmaligen jenaischen Professors und Kirchenrathes. Am 29. December 1713 übernahm er endlich das ihm bestimmte Amt mit einer Rede „de faciliore docendae discendaeque matheseos ratione“ und verwaltete es bis 1724, worauf er, zum Prorector befördert, an Stelle des vom Schlage getroffenen Rectors G. N. Kriegk mit der Führung des Pädagogiums betraut wurde. In beiden Stellungen hat er sich um die Vermehrung der Schulbibliothek große Verdienste erworben. — Vier Jahre später berief ihn die gothaische Regierung zum Rector ihrer Landesschule. Er fand dieselbe in keiner gedeihlichen Lage vor; denn obwol sie in der früheren Zeit seines Vorgängers Gottfr. Vockerodt sich einer ungewöhnlichen

Blüthe erfreut hatte, so war doch in dessen letzten Lebensjahren ein jäher Verfall eingetreten und die Schülerzahl bedeutend herabgesunken. Wenn es St. während einer langen Amtsdauer nicht gelungen ist, die eingetretenen Uebelstände zu beseitigen, so trifft ihn freilich selber ein Theil der Schuld. An ausgebreiteter Gelehrsamkeit und pädagogischer Kenntniß hat es ihm nicht gefehlt, wol aber an der Fähigkeit, eine Schulanstalt mit fester Hand zu regieren, die damals verwilderte Jugend zu bändigen und die entzweiten und saumseligen Lehrer zur Eintracht und zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten. Immer neue Streitigkeiten mit seinen Collegen, stets wieder auftauchende Klagen über die rohen Sitten der Schuljugend führten zu wiederholten Untersuchungen und Gutachten von Seite des Oberconsistoriums, ohne daß man auf diese Weise die Mängel abzustellen vermochte. Zudem scheute sich Herzog Friedrich III., ein Gönner des Rectors, vor jeder eingreifenden Maßregel und entschloß sich erst dann dazu, als St., von zwei Schlaganfällen heimgesucht, dem leitenden Amte nicht mehr vorstehen konnte. Da ordnete man ihm zunächst (1765) einen Collegen als Stellvertreter bei und versetzte ihn dann (6. April 1768), nachdem Joh. Gottfried Geißler, bisher Conrector in Görlitz, einem Rufe nach Gotha gefolgt war, mit vollem Gehalte in ehrenvollen Ruhestand. Seitdem brachte er, noch immer wissenschaftlicher Thätigkeit hingegeben und dabei von seiner zweiten Gattin durch Vorlesen unterstützt, die noch übrige Lebenszeit fast immer im Bette zu und starb, beinahe 89jährig, am 6. Mai 1775. Von seinen sieben Kindern überlebte ihn nur der älteste Sohn, Just Christian (s. d. Art.) — Als Schriftsteller hat er sich in zahlreichen lateinischen Programmen versucht; theilweise sind diese, namentlich die litterargeschichtlichen, auch heute noch nicht veraltet. Folgende Abhandlungen mögen hervorgehoben werden: über den Generalsuperintendenten Georg Nitsch (1729), über den Professor Joh. Elias Reichard (1731), über den Vicekanzler Joh. Jacobs (1732), über den Helmstedter Professor der Theologie Theod. Berckelmann (1733), über die Kanzler Achatius Heher und Wolfg. Konrad v. Thumshirn (1749 u. 1750), über den ersten gothaischen Rector Basilius Monner (3 Schriften, 1757 u. 1758), über die Geschichte des Gymnasiums zu Gotha (5 Schriften, 1757, 59 u. 60), über die Lehrbücher des Amos Comenius (1761), über Veit Ludw. v. Seckendorf's „Compendium historiae ecclesiasticae Gothanum“ (1762) u. s. w. Zur Förderung des Unterrichtes in der vaterländischen Litteratur gab er zwei größere Werke heraus: eine „Sammlung Teutscher Reden, zum Dienste der studirenden Jugend“ (1727, 2. Aufl. 1730) und eine „Sammlung auserlesener Gedichte, als Probe der neuen Teutschen Poesieen“ (1734). Vor allem aber soll ihm unvergessen bleiben, daß er zu jener Zeit schon die Bedeutung von Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung erkannte und auf eine neue Ausgabe drang („Consilium de thesauro Teutonico altero tertioque adornando et versione IV Evangeliorum Gothica denuo edenda“, 1733) und über deren Sprache eine Abhandlung schrieb („De antiquissima dialecto Teutonica“, 1751), sowie daß er endlich als der erste seiner gelehrten Standesgenossen die Messiade Klopstock's freudig begrüßte, in einem Programm lobend besprach („Prolusio de novo genere poëseos Teutonicae rhythmis destitutae“, 1751), darin eine wohlgelungene Uebersetzungsprobe in lateinischen Hexametern gab und das Gedicht gegen die darauf erfolgenden heftigen Angriffe Gottsched's in seinen drei „Commentationes de Epopoeia christiana“ (1752) tapfer und glücklich vertheidigte.

Just Chrn. Stuß, Lebensnachrichten von dem vieljährigen Rector der Herzogl. Landesschule zu Gotha, Hrn. Joh. Heinr. Stuß, Göttingen 1776; wieder abgedruckt in Hirsching's Histor.-litterar. Handbuch, 13. Bd., 2. Abthl. (1809), S. 240—266. — Chrph. Sachse, Onomasticon literarium, Pars VII

(1788), S. 190—192. — Meusel, Lexikon. — Chrn. Ferd. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824, S. 227—253. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Gotha 1854, S. 146. — Vgl. auch: Göttingische gelehrte Anzeigen 1753, S. 679 u. 1776, S. 697. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung des Herzogthums Gotha, 1. Thl., Gotha 1790, S. 93. — F. W. Döring, Commentationes, Orationes, Carmina (hrsg. von C. F. Wüstemann), Nürnberg 1839, S. 184 f. u. 263 bis 266. — Franz Muncker, Friedr. Gottlieb Klopstock, Stuttgart 1888, S. 159 f. A. Schumann.

Stuß: Just Christian St., Schulmann und evangelischer Theolog, der älteste und nachher einzige Sohn des Vorigen, geboren am 11. Juni 1725 zu Kloster Ilfeld am Harz, kam 1728 mit seinen Eltern nach Gotha, wo sein Vater Rector des Gymnasiums geworden war, und erhielt dort den ersten gelehrten Unterricht von diesem und drei Privatlehrern, unter denen sich auch der frühere Israelit und damalige Hülfslehrer am Gymnasium Friedrich Albrecht Augusti (s. A. D. B. I, 684 f.) befand. 1736 in die Prima der Landesschule aufgenommen, gewann er unter dem Einflusse seines Vaters und des Classenlehrers Joh. Michael Heusinger (s. A. D. B. XII, 334 f.) die alten Sprachen lieb und widmete sich ihnen und den sogen. schönen Wissenschaften seit 1741 auch in Göttingen, ohne jedoch daneben die Hauptzweige der Theologie zu vernachlässigen. Infolge der freundschaftlichen Beziehungen seiner Eltern zu dem Hofrath Joh. Matthias Gesner (s. A. D. B. IX, 67 ff.) fand er Aufnahme im philologischen Seminar — der künftige Eintritt in ein Schulamt verstand sich dabei von selbst — und wurde zudem Mitglied der von Gesner gegründeten Deutschen Gesellschaft. Bevor er Göttingen 1745 verließ, disputirte er über seine Abhandlung: „De inopinatis saecularium ludorum notis in numis Romanarum gentium“ und ging dann als Hauslehrer eines jungen Adeligen nach dem hannöverschen Flecken Cadenberge. Da sein Zögling bald starb, kehrte er im Sommer 1747 nach Gotha zurück und erhielt durch Herzog Friedrich III. die Stelle eines Pagenhofmeisters, wurde aber ein Jahr später von der hannöverschen Regierung als Conrector an das Ilfelder Pädagogium berufen. Er begab sich zunächst wieder nach Göttingen, disputirte dort ohne Präses über seine „Philosophemata quaedam de fide ad librum IV. Academicorum Ciceronis“ und empfing darauf in Gegenwart König Georg's II. von Großbritannien mit einigen anderen die Magisterwürde. Seinen Schuldienst trat er im Herbst 1748 an und stieg 1752 zum Prorector auf, von Gesner, als damaligem Oberaufseher der Klosterschule, am 1. November dieses Jahres persönlich in das neue Amt eingeführt. Zwei Jahre zuvor hatte er sich mit Johanna Henriette Jacobs, der nachgelassenen jüngsten Tochter des gothaischen Hofmedicus und Bürgermeisters Friedrich Wilhelm Jacobs, vermählt, verlor aber diese erste Gattin — 1755 ging er eine neue Ehe ein — schon 1753 nach der Geburt eines Kindes. Ihr Tod bewirkte eine völlige Aenderung seines bisherigen Lebensganges. „Eine Erinnerung seiner sterbenden Gattin hinterließ einen Stachel in seinem Herzen: er konnte nicht ruhig werden, bis er anfing die Theologie zu seiner Hauptwissenschaft zu machen.“ Fortan beschäftigte er sich in seinen Mußestunden eifrig mit ihr, betrat auch die Kanzel und bewarb sich dann in Hannover und Gotha um ein geistliches Amt. In der letzteren Stadt zum Garnisonprediger ernannt und zuvor erst noch ordinirt, übernahm er diese Stelle am 12. April 1761, kam dann 1766 als Pfarrer und Adjunct nach Molschleben und wurde endlich 1772 zum Pfarrer und Superintendenten in Waltershausen befördert, wo er am 24. November 1788 an einer auszehrenden Krankheit starb. — Seine schriftstellerischen Versuche, von denen zwei oben genannt

sind, beziehen sich meist auf das römische Alterthum; doch hat er nach dem Vorgange seines Vaters auch der heimatlichen Litteratur seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er veröffentlichte wie dieser eine Blumenlese: „Muster und Proben der Teutschen Dichtkunst in den mehresten Arten der Poesie, die aus den Arbeiten neuerer Dichter gesammlet sind" (2 Thle., 1755—56) und ohne Nennung seines Namens ein „Schreiben an Herrn J. S. L** über das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" (1774), ferner die ausführlichen „Lebensnachrichten" über seinen Vater (1776; s. d. Artikel J. H. Stuß) und eine anonyme Abhandlung: „Erneuertes Andenken der Erziehungs- und Schulanstalten Herzog Ernst's des Frommen von Gotha" (Hannöverisches Magazin, 1776, Stück 61—64), worin ein seitdem mehrfach erörtertes Thema zum ersten male eingehend besprochen ist.

(J. G. Brückner,) Supplementum I der Sammlung verschiedener Nachrichten zu einer Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogth. Gotha, Gotha 1768, S. 91—93. (Das seltene, ganz unbekannte Heft verdanke ich der Güte des Hrn. Pfrs. H. Gebhardt in Molschleben.) — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung d. Herzogth. Gotha, II. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 60, 273 u. 365. — Meusel, G. T. — Chrph. Sachse, Onomasticon literarium, Pars VII (1803), 84. — Meusel, Lex. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Gotha 1854, S. 146 f. — Vgl. auch: Hirsching's Histor.-litterar. Handbuch, XIII. Bd., 2. Abthlg. (1809), S. 255. — (Außerdem gefl. Mittheilungen von Hrn. Director Dr. Schimmelpfeng in Ilfeld u. von Frl. Ida Schwerdt in Waltershausen.)

A. Schumann.

Stüßi: Rudolf St., Bürgermeister der Stadt Zürich von 1430 bis zu seinem Tode 1443, d. h. in der Zeit des „alten Zürichkrieges". Aus einem Geschlechte stammend, das von Glarus her gekommen war, lebte sich der junge St. völlig in die zürcherischen Verhältnisse ein, umsomehr, als schon sein Vater Rudolf, welcher 1375 zum Bürger angenommen worden war, lange Zeit (1388 bis 1410) das Zunftmeisteramt, sowie einige andere städtische Stellen bekleidet hatte. Von 1414 an erscheint er unter den Räthen, von 1426 an unter den Zunftmeistern und verwaltete dazwischen auch Obervogteien (1415 Männedorf, 1417 Höngg). Gegen Ende des dritten Jahrzehnts stieg er rasch von Stufe zu Stufe, da er sich, allem Anscheine nach, ungemein geschäftstüchtig zeigte. Nachdem er 1424 zuerst als Bote Zürichs auf eidgenössischen Tagen erschienen, betheiligte er sich an hervorragenden politischen Angelegenheiten. Er vermittelte, theils allein, theils mit Andern zusammen, in verschiedenen Streitfällen der Eidgenossen: mit Mailand 1426, zwischen Zürich und dem Grafen von Toggenburg einerseits und Glarus andrerseits 1428, ferner zwischen Appenzell und dem Grafen von Toggenburg 1426, dann zwischen demselben Lande und dem Abte von St. Gallen 1428. Dazwischen war er Vogt der Eidgenossen in den freien Aemtern 1427, 1429 Bauherr, und endlich für die erste Hälfte des Jahres 1430 wurde er zum Bürgermeister gewählt und bekleidete nun diese Stelle jeweilen die erste Hälfte der folgenden Jahre bis zu seinem Tode (mit einziger Ausnahme von 1442, wo er nur gewöhnliches Rathsmitglied war). Als einer der Leiter und Führer der Zürcher Politik ergriff er mit aller Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, mit dem ganzen Ungestüm seiner Seele, in der Vergrößerung und Machtstärkung Zürichs das Hauptmittel, sich selbst zum unumschränkten Machthaber empor zu schwingen. Mit Schwyz und dessen klugem Führer Ital Reding dem Aelteren (s. A. D. B. XXVII, 531 ff.) rang er um die Gunst bei König Sigismund, der seit dem Aargauer Zuge (1415) in engeren Beziehungen zu Zürich und den Eidgenossen stand. Daß schon die großen Ver-

günstigungen, die Sigismund 1424 der Stadt Zürich zukommen ließ, insbesondere die Erlaubniß, vom Grafen von Toggenburg die Lande Wesen, Windegg und Gaster zu lösen, welche 1415 Oesterreich entrissen und ans Reich genommen worden waren, Stüßi's Einfluß zuzuschreiben seien, kann nicht bewiesen, sondern nur vermuthet werden. Anfang der dreißiger Jahre aber tritt Stüßi's Person in den Beziehungen zum Reiche durchaus in den Vordergrund. 1431 trifft er als Gesandter der Eidgenossen den König bei Feldkirch und verhandelt hernach im Auftrage Sigismund's mit den Eidgenossen über Hülfeleistung gegen Venedig. Seiner Initiative ist es zuzuschreiben, daß die Zürcher 1433 dem Könige bei seinem Römerzuge ein ansehnliches Geleite gaben. Bei der Kaiserkrönung in Rom war St. anwesend und erfreute sich persönlicher Auszeichnung durch das Reichsoberhaupt. Die mächtige, eindrucksvolle Gestalt des Zürcher Bürgermeisters, die von allen Quellen als charakteristisch hervorgehoben wird, seine tapfere, stolze Haltung mögen die Aufmerksamkeit des Kaisers gefesselt haben — kurz, dieser ging auf St. zu, unterredete sich freundlich mit ihm, und neben andern Zürchern ließ er St. zum Ritter schlagen. Jetzt erschien der Emporkömmling völlig den Angehörigen der alten ritterlichen Geschlechter Zürichs gleichgestellt. Dies mag sein Selbstbewußtsein in nicht geringem Maaße gehoben haben, aber auch seinen Sinn für rücksichtsloses, durchgreifendes Handeln. Beides tritt von nun an stets merklicher hervor.

Die Beziehungen zu Friedrich VII. von Toggenburg (s. A. D. B. VIII, 38 f.) eröffneten Zürich eine glanzvolle Zukunft. In der Hand des mit Ländern reich gesegneten, aber kinderlosen Grafen lag es, Zürichs Interesse für Erweiterung und Abrundung des Gebietes zu fördern, und St. und Zürich unterließen anfangs nichts, sich in die Gunst des Grafen einzuschmeicheln. Aber bei diesen Aspirationen hatte St. es mit einem Rivalen zu thun, der an Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit ihm nichts nachgab, an Schlauheit, Kaltblütigkeit und berechnendem Tact ihn womöglich übertraf: jenen schon genannten Ital Reding. Daß beide dabei ihr Augenmerk auf dieselben Lande richteten, auf das Gebiet zwischen Zürichsee und Walensee, längs der Handelsstraße von Zürich und dem Obersee bis Rätien, bereitete einen unheilvollen Conflict in der Eidgenossenschaft vor.* St. erkannte, daß Zürich, das wirthschaftlicher Rückgang bedrohte, einer Stärkung in mercantiler Richtung bedürfe, und mit aller Energie und Zähigkeit diese erstrebt zu haben, ist sein Verdienst. Aber die Unbesonnenheit, mit der er vorging, brachte viel Unglück. In allzu großer Zudringlichkeit suchte er Wesen, Windegg und Gaster von dem Grafen zu lösen oder diese Lande sich für den Fall von dessen Tode, ohne Rücksicht auf Oesterreich, versprechen zu lassen; voreilig probirte er, den Schleier über die Zukunft der Toggenburger Lande und die Erbnachfolger des Grafen zu lüften. Dies und vielleicht auch persönliche Reibungen führten zunächst zu Trübungen zwischen St. und dem Grafen und zuletzt dazu, daß der Graf sich mehr dem Einflusse von Schwyz und Reding hingab. Nach dem Tode des Grafen (1436) kam der geschickt operirende Landammann von Schwyz dem Zürcher Bürgermeister zuvor. Wesen, Windegg und Gaster gingen für Zürich verloren. Vergeblich suchte St. dafür von der Gräfin-Wittwe Utznach zu erlangen; Zürich brachte es nur zu einer Verbindung mit Sargans. Da die Leute in den Toggenburger Landen eher mit dem demokratischen Schwyz sympathisirten, vielleicht auch durch Stüßi's hochfahrendes Wesen abgeschreckt wurden, gelang es Reding, alles andere, selbst Utznach auf seine Seite zu bringen. Parallel damit ging ein Proceß um die Erbschaft (s. A. D. B. VIII, 40), der die Leidenschaften in der Eidgenossenschaft aufs höchste steigerte.

So war der Bürgerkrieg unvermeidlich. Durch Vermittlungen suchten zwar

idgenossen den Streit zwischen Zürich und Schwyz zu schlichten (1436 bis
; aber die heftige und hartnäckige Haltung Stüßi's, des Stadtschreibers
und anderer Parteigenossen, welche sich dem eidgenössischen Rechtsverfahren
dem Bundesbriefe von 1351 nicht unterziehen wollten, sondern in unziem-
Weise Recht auf Kaiser und Reich boten, verunmöglichten jede Ver-
gung. Stüßi's Zug ins Sarganserland und die gegen Schwyz ver-
e Getreidesperre (1437) waren tactlose Herausforderungen und steigerten
Gegensätze zur Unversöhnlichkeit. Stüßi's trotzige Art fand aber in der
selber Widerspruch und eine altzürcherische, eidgenössisch gesinnte
i organisirte sich unter Bürgermeister Rudolf Meiß und seinem Bru-
Hans Meiß. 1439 kam es zum Waffenzusammenstoß. Nachdem Zürcher
osten am Etzel leicht geschlagen worden, vermittelten befreundete Orte einen
nstillstand bis Ostern 1440. St. aber trieb es in seinem blinden Eifer
äußersten: sein Gegner Meiß wurde nicht nur im Bürgermeisteramte ver-
zt, sondern wegen angeblichen Verrathes verhaftet und alle seine Anhänger
ft und gebüßt. Mit allen Mitteln sollte die Minderheitspartei unschädlich
cht werden, und dazu wurde eine Art Schreckensherrschaft begründet. Da-
bereitete sich St. nur größere Verlegenheiten. Beim neuen Ausbruch des
es im Herbst 1440 lockerten Zwietracht und Uneinigkeit die Disciplin der
er, und als St. seine Hoffnung auf Unterstützung durch die andern Eid-
sen zusammenbrechen sah, blieb ihm nichts anderes, als bei Pfäffikon am
chsee, wo man sich gegenüberstand, das Feld zu räumen. Fast die ganze
er Landschaft wurde von den Gegnern besetzt und im Frieden (1441) mußte
h bleibend die „oberen Höfe" (Pfäffikon, Wollerau, Hurden, Ufenau) an
wyz abtreten. Die schwere Kränkung und Demüthigung durch Miteidgenossen
te ganz Zürich in Aufregung, und in der Hitze der Leidenschaft suchte man
Schuld nicht bei sich, sondern beim Gegner und dies verschaffte Stüßi's
ei nur noch festeren Boden. In toller Verblendung banden nun St. und
aus dem österreichischen Schwabenlande stammende Stadtschreiber mit Oester-
dem alten Erbfeinde der Eidgenossen an: ein verrätherisches Bündniß, das
zum Schein durch Zürichs Recht zum freien Bündnißschluß zu decken suchte,
Zürich die Hülfe Oesterreichs zur Herstellung seines Gebietes und zur Be-
hme von Toggenburg und Utznach verschaffen (Juni 1442). Es war eine
Reaction des ursprünglich reichsfreien Zürich gegen die Schmälerung der
veränität durch den eidgenössischen Bund. Das österreichische Bündniß aber
nderte völlig den Charakter des Kriegs: die Eidgenossen kämpften jetzt nicht
allein gegen ein Bundesglied, sondern noch gegen die Macht, mit der sie
zweihundert Jahren im Streite gelegen, und da für Zürich der Adel ins
rückte, die Eidgenossen aber als Vertreter der Demokratie galten, so fanden
großen socialpolitischen Gegensätze der Zeit in dem jetzt sich eröffnenden
pfe einen unverkennbaren Ausdruck. Die Verirrung Zürichs rächte sich in-
schon von selbst. Indem Kaiser Friedrich III., zugleich Haupt des Hauses
erreich, militärische und diplomatische Vertreter in Zürich zurückließ, kam
Stadt unter fremde Vormundschaft. Neben den neuen Führern (Hallwil,
berg, Rechberg) trat St. in den Hintergrund. Immer mehr bildete sich in
h ein innerer Gegensatz zwischen den Einheimischen und Fremden heraus,
daraus resultirten unvermeidlich die Katastrophen von 1443.

Nochmals griff man nämlich zu den Waffen. Nach einem verlornen
en (bei Freienbach) im Mai 1443 standen die Zürcher getrennt auf Hirzel-
einerseits, auf dem Albis anderseits; die letztere Abtheilung unter St.;
erstere unter den österreichischen Führern. Sie waren aber ohne genügende
seitige Fühlung und ohne harmonisches Zusammenwirken. Ein sinnloser

Plünderungszug, den St. ins Freiamt unternahm, lenkte die Aufmerksamkeit in eine falsche Richtung; rasch bewerkstelligten die Eidgenossen eine Umgehungsbewegung, durch welche sie an die Sihlbrücke und auf Hirzelhöhe gelangten und so erlitten die Zürcher an letzterem Orte, von wo her man Zuzug auf den Albis hinauf genommen hatte, eine blutige Niederlage (24. Mai 1443). St. mußte sich zurückziehen; seine Mannschaft löste sich auf und floh nach Zürich. Die ganze Landschaft ging wieder verloren. Nach kurzer Waffenruhe zogen die Eidgenossen im Sommer gegen Zürich selbst. Bereits aber war dort der Gegensatz zwischen den österreichischen und zürcherischen Führern klaffend geworden. Wider den klugen Rath der ersteren, sich hinter der Sihl zu halten, zog St. mit seiner Abtheilung ungeduldig hinaus nach St. Jakob an der Sihl den Eidgenossen entgegen, und dies war sein und seiner Leute Verderben. Von vorn und von der Seite zugleich angegriffen, wurde Stüßi's Heer geschlagen (22. Juli 1443) und nach Zürich zu getrieben. Aber jetzt, wo für ihn und Zürich Alles auf dem Spiele stand, zeigte St., daß zum Helden ihm die nöthigen Eigenschaften nicht fehlten. Beherzt und opfermuthig stellte er sich in seiner herkulischen Gestalt auf der Sihlbrücke den rasch nachdrängenden Feinden entgegen und tödtete eine Anzahl derselben, worauf einige Eidgenossen, die in den Fluß hineingewatet waren, von unten her die Brückenbretter hoben und St. zu Fall brachten. An seiner Leiche ließen die Eidgenossen ihre Wuth aus. Diese muthige Aufopferung Stüßi's ist geeignet, seinen Irrthümern und Fehlern gegenüber die Nachwelt versöhnlich zu stimmen.

Eidg. Abschiede, Urkunden d. Staatsarchivs, Rathsverzeichnisse, Chroniken des alten Zürichkriegs. — Leu, Helvetisches Lexikon, Art. Stüßi. — L. Meister, Berühmte Zürcher I. — Sal. Hirzel, Zürcherische Jahrbücher II, 167 ff. — J. J. Hottinger im Schweiz. Museum f. hist. Wiss. von Hottinger u. Gerlach, Bd. II. — Secretan, Galérie Suisse (Biographies nationales) I, 108 ff. — Dändliker, Geschichte d. Schweiz II. — Dierauer, Gesch. d. schweiz. Eidg. II. — Zeller-Werdmüller in Sal. Vögelin's altem Zürich II, 2. Aufl. — Oechsli, Bausteine zur Schweizergeschichte. — Dändliker in der Festschrift Turicensia 1891.

Dändliker.

Stutterheim: Joachim Friedrich v. St. („Alt-Stutterheim"), königlich preußischer Generallieutenant, ward am 2. November 1715 zu Sellendorf in der Niederlausitz geboren. Hier sah ihn zufällig König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als er im Winter 1728 nach Dresden reiste. Der Knabe gefiel ihm und da der Vater, welcher kursächsischer Capitänlieutenant gewesen war und jetzt als Gutsbesitzer lebte, einverstanden war, ward St. 1729 in das Berliner Cadettencorps aufgenommen, aus welchem er 1732 als Fahnenjunker zum Infanterieregimente v. Kröcher (Nr. 18) kam; 1735 wurde er Fähnrich und 1739 Secondlieutenant. Als solcher zog er in den 1. schlesischen Krieg und that sich schon vor der Schlacht von Molwitz bei einem scharfen Commando so hervor, daß der König, welcher damals jede Gelegenheit benutzte den Ehrgeiz seiner Officiere anzuspornen, ihm den Orden pour le mérite, eine Domherrnstelle zu Cammin und eine Compagnie beim Infanterieregimente La Motte (Nr. 17) gab. St. focht dann tapfer in den Kämpfen bei Chotusitz, Hohenfriedberg und Soor, wurde in letzterer Schlacht verwundet, ward 1747 zum Major befördert, war als solcher bei Lowositz, that sich hier von neuem so hervor, daß ihm der König eine außerordentliche Pension von jährlich 500 Thalern verlieh, erhielt im Mai 1757 als Oberstlieutenant das Commando des Regiments, focht in diesem Jahre, in welchem er Oberst wurde, bei Prag, Kolin und Breslau, im nächsten bei Hochkirch, ward am 1. Januar 1759 Generalmajor und erhielt ein eigenes Infanterieregiment, bisher Karnacker (Nr. 30), dann Alt-Stutterheim (Nr. 30)

geheißen. Er kam jetzt zur Armee des Prinzen Heinrich; am 13. Sept. 1759 meldete dieser von Görlitz aus, daß St. zu Friedland ein feindliches Magazin verbrannt und 700 Gefangene gemacht habe. 1760 war dieser bei den Schlachten von Liegnitz und von Torgau zugegen, die letztere leitete er durch den Angriff einer von ihm geführten Grenadierbrigade ein, wurde aber hierbei verwundet und außer Gefecht gesetzt. 1761 befand er sich wieder bei der Armee des Prinzen Heinrich, welcher ihn mit 1600 Mann entsandte um die Mark gegen einen Einfall der Schweden zu schützen. Auch den letzten Feldzug, den vom Jahre 1762, machte er unter Prinz Heinrich mit; bei dem Schlußacte, der am 29. October gelieferten Schlacht bei Freiberg, befehligte er den linken Flügel der angreifenden Linie. Der Dank seines Kriegsherrn für den Antheil Stutterheim's am Siege war die Verleihung eines Kanonikats am Sanct Nicolaistifte zu Magdeburg; der König wie Prinz Heinrich bewahrten ihm bis zu seinem Lebensende ihre Gunst und das Gedächtniß seiner Tapferkeit. Als der Friede geschlossen war sandte der König St. als Inspecteur der ostpreußischen Infanterie nach Königsberg. Es war ein Vertrauensposten. Truppentheile, welche von älteren Generalen befehligt wurden, waren seinen Besichtigungen unterworfen. 1768 erhielt er, nachdem er am 24. August 1767 Generallieutenant geworden war, den Schwarzen Adlerorden und ein anderes Regiment, das Infanterieregiment v. Kanitz (Nr. 2), auch wurde er Gouverneur von Königsberg, Pillau und Memel. Im Bairischen Erbfolgekriege stand er bei der Armee des Königs an der Spitze eines abgesonderten Corps in Oberschlesien, am 16. August 1778 nahm er Troppau ein. Er starb am 26. August 1783 zu Königsberg i. Pr.; noch am 30. Juli schrieb ihm der König, welchem er angezeigt hatte, daß wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden sei, einen theilnehmenden Brief und versicherte ihm, daß er seine treuen und ersprießlichen Dienste nie vergessen werde und daß er ihn bei Unvermögen zu ferneren Diensten nie versäumen noch weniger verstoßen werde. Mit Stutterheim's Friedensleistungen war der König nach dem siebenjährigen Kriege nicht immer zufrieden gewesen. Wenn er dies bei den Musterungen geäußert hatte, so erinnerte er sich hinterher der guten Dienste, welche jener im Felde geleistet hatte und gab ihm seine Dankbarkeit für dieselben durch Geschenke und Aufmerksamkeiten zu erkennen (Militär-Wochenblatt Nr. 8, Berlin 1868). Stutterheim's Name ist am Denkmale Friedrich's des Großen unter den Linden in Berlin angebracht.

Genealogisch-militärischer Kalender. Berlin 1789. — A. C. von der Oelsnitz, Geschichte des königlich Preußischen Ersten Infanterie-Regiments. Berlin 1855. — F. Mebes, Beiträge zur Geschichte des Brandenburg-Preußischen Staates und Heeres, 1. Band, Berlin 1861. B. Poten.

Stutterheim: Ludwig August v. St., königlich preußischer General der Infanterie, ward 1750 in Pommern geboren und trat am 4. Februar 1763 bei seines Vaters, des obengenannten General Joachim Friedrich v. St., Infanterieregimente, damals „Alt-Stutterheim (Nr. 30)", in den Militärdienst, ward am 10. Juni 1776 Stabscapitän, am 1. Juli 1778 Compagniechef, nahm als solcher am Bairischen Erbfolgekriege in Böhmen und in Schlesien theil, ward am 2. April 1789 zum Infanterieregimente Nr. 55 versetzt, am 4. Juli 1790 zum Major befördert und focht 1794 im Kriege gegen die Aufständischen in Polen, insonderheit im Treffen bei Rawka am 6. Juni und Ende August vor Warschau, wo er den Orden pour le mérite erhielt. Im November 1795 ward er zur Ostpreußischen Füsilierbrigade versetzt und im September 1797 zum Brigadier derselben ernannt. In dieser Stellung war er der Vorgesetzte York's, für welchen er stets ein Muster strengster Pflichterfüllung, ein Vorbild im unerschütterlichen Streben nach den höchsten Leistungen geblieben ist. Am Kriege

von 1806/7 gegen Frankreich nahm er erst theil als dieser östlich der Weichsel entbrannte. Für sein einsichtiges und tapferes Verhalten in der Schlacht bei Preußisch-Eylau wurde er am 8. März 1807 außer der Reihe zum Generalmajor befördert. „Ein jeder hat sich über das Avancement von Stutterheim gefreut", schrieb Scharnhorst am 10. März aus Peterswalde an den Generaladjutanten v. Kleist (später Kleist von Nollendorf). Nach dem Kriege gehörte St. zu den Mitgliedern der Untersuchungscommission, welche niedergesetzt wurde um das Verhalten eines jeden der während der Feldzüge in Gefangenschaft gerathenen Officiere zu beurtheilen. Bei dieser Gelegenheit schreibt M. Lehmann („Scharnhorst," 2. Theil, Leipzig 1887, S. 42) über ihn: „Stutterheim hatte sich bei Preußisch-Eylau gut gehalten, aber auf den ihm jetzt anvertrauten Posten gehörte er nicht: er hatte in der guten alten Zeit eigenhändig Bürger geprügelt, außerdem sagte man ihm nach daß er schwach sei und sich von schlechten Subjecten beherrschen lasse." Der König erkannte seine Wirksamkeit durch ein sehr gnädiges Cabinetsschreiben an, neben welchem er ihm am 9. Juli 1809 die 1. Classe des Rothen Adlerordens übersandte. Am 11. December 1809 wurde er Gouverneur von Königsberg, am 26. November 1811 trat er als Generallieutenant mit Pension vorübergehend in den Ruhestand, am 18. Juli 1813 aber kehrte er, zum Militärgouverneur des Landes zwischen Weichsel und Oder ernannt, in den activen Dienst zurück, ward am 8. Juni 1814 zum zweiten Male Gouverneur von Königsberg und bekleidete diesen Posten bis zu seiner am 13. Juni 1825 erfolgten abermaligen Pensionirung, am 30. März 1824 hatte er den Charakter als General der Infanterie erhalten. Er starb am 13. October 1826 zu Königsberg.

Acten der Geheimen Kriegskanzlei zu Berlin. B. Poten.

Stutterheim: Joseph Freiherr v. St., kaiserlich österreichischer Feldmarschalllieutenant, Geheimer- und Hofkriegsrath, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, Commandeur des Leopoldordens, Inhaber des 8. Infanterieregiments, geboren zu Neustadt in Mähren 1764, † am 21. Juli 1831 zu Lemberg. In der Wiener-Neustädter Militärakademie herangebildet, trat St. im J. 1783, am 1. September, beim Infanterieregiment Nr. 8 als Cadet ein, wurde 1789 Unterlieutenant, 1793 Oberlieutenant und machte im Regimente die Feldzüge 1793 bis 1795 gegen Frankreich mit. Seine Kenntnisse und Fähigkeiten verschafften ihm bald die Eintheilung in den Generalquartiermeisterstab, bei gleichzeitiger Beförderung zum Hauptmann (14. April 1796). Als solcher kämpfte er in den Kriegen 1796 und 1797 gegen Frankreich. 1799 (31. August) zum Major befördert, stand er in Italien im Felde, wo er sich bei Verona (26. März), Magnano (5. April), Novi (15. Aug.) und Genola (Savigliano) (4. u. 5. Nov.) hervorragend auszeichnete, wurde 1805 (1. Septbr.) Oberstlieutenant, wohnte der Campagne dieses Jahres bei und wurde 1807 (3. August) zum Obersten befördert. Während des Feldzugs 1809 befand er sich im Hauptquartier des Erzherzogs Karl. Seine vorzügliche Dienstleistung erhielt durch die zwei Tage nach der Schlacht von Aspern erfolgte Beförderung zum Generalmajor die verdiente Anerkennung. Als Adjutant des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg machte er beim österreichischen Auxiliarcorps den Krieg 1812 gegen Rußland mit.

Im J. 1813 führte er in Italien eine Grenadierbrigade, vertheidigte mit dieser die Brücke über den Alpone (15. Novbr.) und leistete im folgenden Jahre in der Schlacht am Mincio (8. Febr. 1814) durch seine kaltblütige Entschlossenheit und Umsicht so wesentliche Dienste, daß der commandirende General, Feldmarschall Graf Bellegarde, ihm schon am 15. Februar das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens zuerkannte, welche Verleihung Kaiser Franz mit Handschreiben vom 8. März 1814 bestätigte. Zum Feldmarschalllieutenant am

0. April des folgenden Jahres befördert, befehligte er eine Division des österreichischen Reservecorps unter Erzherzog Ferdinand d'Este.

Stutterheim's außerordentliche Verdienste wurden durch die Gnade seines Kaisers reich belohnt. Neben anderen Auszeichnungen — 1815 war er schon zum zweiten Inhaber jenes Infanterieregiments (Nr. 8) ernannt worden, in welchem er seine Dienstzeit begonnen hatte — ward er im J. 1819 in den österr. Freiherrnstand erhoben und am 24. Januar 1824 zum Hofkriegsrath ernannt. Im J. 1828 bestimmte Kaiser Franz den erprobten Militär für den verantwortungsvollen Posten des commandirenden Generals in Galizien. Außerordentlich klug und tactvoll war seine Haltung beim Ausbruche der polnischen Revolution; außerordentlich seine Bemühungen und Vorsorgen beim Ausbruch der Cholera in jener Provinz (1831). Leider wurde er selbst zu Lemberg als eines der ersten Opfer der verheerenden Seuche dahingerafft. Josef Freiherr v. St. hat die Muße, welche ihm nach einem erfahrungsreichen Kriegsleben die Friedensjahre boten, zu reicher, schriftstellerischer Arbeit benutzt. Das k. und k. Kriegsarchiv in Wien verwahrt von ihm außer einigen strategischen Entwürfen noch die Manuscripte seiner kriegsgeschichtlichen Arbeiten über die Feldzüge 1793, 94, 95 und 96.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden u. seine Mitglieder II. Bd. C. v. Duncker.

Stutterheim: Karl Freiherr v. St., kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, geboren 1774 zu Dresden, † 1811 zu Wien. St. entstammte einem sächsischen Adelsgeschlechte und begann seine militärische Laufbahn in der sächsischen Armee. In die kaiserliche wurde er am 10. Januar 1799 beim 2. Dragonerregimente als Rittmeister eingetheilt, jedoch schon am 18. November zum Major befördert und zum 1. Ulanenregiment übersetzt. Am Feldzuge dieses Jahres gegen Frankreich nahm er auf dem italienischen Kriegsschauplatze ruhmreichen Antheil. Er zeichnete sich bei Magnano (5. April) und an der Trebbia (18. und 19. Juni) aus, wurde schon 1801 zum Oberstlieutenant befördert und stand bis zum Frieden von Luneville noch in Italien. Im Winter 1802/3 wurde er zu einer diplomatischen Sendung nach Frankreich verwendet, ward 1803 Oberst, machte 1805 die Campagne gegen Rußland mit, wurde am 24. October desselben Jahres Generalmajor und commandirte im J. 1809 zuerst eine Brigade im IV. Armeecorps. Im Gefechte bei Eckmühl (22. April) führte er die Avantgarde der 2. Colonne dieses Corps, welche aus drei Bataillonen Deutsch-Banater und vier Escadronen Vincent-Chevauxlegers bestand. Mit diesen letzteren unterstützte er die aus dem Walde zwischen Ober- und Unter-Leuchling zurückgehende Infanterie, sammelte die auseinandergekommenen Bataillone und ließ dieselben erneuert zum Angriff auf den Wald vorgehen, wobei ein Theil desselben wieder besetzt ward. Die gewonnene Stellung mußte jedoch bald wieder aufgegeben werden, da feindliche Abtheilungen in der Ebene zwischen Wald und Straße erschienen. St. attackirte diese und trieb sie in das Gehölz zurück. Ein großer Theil des Geschützes, welcher eben auf der Straße defilirte, ward durch diesen kräftigen Vorstoß gerettet. Auf dem Rückzuge wurde St. von feindlichen Cürassieren umringt und wäre in Gefangenschaft gerathen, wenn ihn nicht ein Wachtmeister von Vincent-Chevauxlegers herausgehauen hätte. In der Schlacht bei Wagram war St. beim I. Armeecorps (General der Cavallerie Graf Bellegarde) eingetheilt und erwarb sich am zweiten Schlachttage (6. Juli) sehr wesentliche Verdienste um die Behauptung des Dorfes Aderklaa. Nachdem früh Morgens Aderklaa durch die von St. geführte Avantgarde des Bellegarde'schen Corps eingenommen worden, unternahmen die Franzosen mit überlegener Macht einen heftigen Angriff auf

dasselbe, zwangen die darin befindlichen Truppen, das Dorf zu verlassen und rückten noch eine ziemliche Strecke über Aderklaa hinaus. St. sammelte nebst den unter seinem Befehle stehenden Bataillonen mehrere in der Nähe gestandene, obgleich nicht an ihn direct angewiesene Abtheilungen, und es gelang seiner Energie und geschickten Disposition, daß der wichtige Ort den Franzosen zweimal mit Hinterlassung von zwei Adlern, dann von mehr als 1500 Todten und Gefangenen, entrissen und bis zum allgemeinen Rückzuge behauptet werden konnte. Er verlor dabei ein Pferd unter dem Leibe und erhielt eine Contusion.

Kaiser Franz verlieh dem tapferen General mit Armeebefehl vom 24. October 1809 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens und ernannte ihn am 13. December 1811 zum Feldmarschalllieutenant. Am nämlichen Tage, an dem diese Rangerhöhung vom Kaiser vollzogen wurde, beschloß St. leider sein in jeder Beziehung thatenreiches Leben zu Wien. Dieser General, der im Alter von nur 37 Jahren starb, war ein Mann von hervorragendem Talent und Kenntnissen, ein vorzüglicher Soldat, wodurch auch seine beispiellos rasche Carrière erklärlich wird. Die Correspondenzen aus Paris, gelegenheitlich seiner dortigen Mission, in denen er seine Beobachtungen mittheilt und über die Verhältnisse der französischen Armee, besonders aber über die Fähigkeiten der Generale sich verbreitet, zeigen von Geist und ungewöhnlichem Scharfblick. Werthvolle kriegshistorische Darstellungen stammen aus seiner Feder, die aber fast sämmtlich anonym herausgegeben wurden. Ueber das Jahr 1805 erschien in Hamburg im J. 1806: „Die Schlacht bei Austerlitz", welche Publication auch in französischer (Hamburg 1806) und italienischer Uebersetzung (Milano 1806) in die Oeffentlichkeit trat. Eine in Paris erschienene Ausgabe dieser Schrift trägt den Namen des Verfassers: „La bataille d'Austerlitz par le général-major autrichien Stutterheim" (Seconde édition. A Paris Août 1806). Von dem vortrefflichen, von St. herrührenden Werk „Der Krieg von 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich", in deutscher und französischer Sprache 1811 in Wien erschienen, gelangte, durch des Autors Tod unterbrochen, nur der erste Band in die Oeffentlichkeit.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden II. Bd. C. v. Duncker.

Stutterheim: Otto Ludwig v. St. („Jung-Stutterheim"), königlich preußischer Generallieutenant, ein jüngerer Bruder des Generals Joachim Friedrich v. St., 1718 auf dem väterlichen Gute Sellendorf in der Lausitz geboren, trat mit vierzehn Jahren in die preußische Infanterie. König Friedrich II. nahm ihn in sein Gefolge auf, ernannte ihn im Mai 1757 zum Oberstlieutenant und entsandte ihn am 6. September d. J. nach Ostpreußen zu dem dort gegen die Russen im Felde stehenden Feldmarschall v. Lehwaldt, welcher, nachdem der ihm als Rathgeber beigegebene Goltz (s. A. D. B. IX, 357) am 30. August in der Schlacht bei Großjägerndorf gefallen war, gebeten hatte, daß der König ihm Jemand schicken möge, „der das Commando entweder übernähme oder ihm assistire". Mit Lehwaldt kam St. nach Pommern. Damals (Anfang 1758) schrieb der König an Dohna, den zweiten im Commando, welcher den alten Lehwaldt im Behinderungsfalle zu ersetzen hatte, aber mit diesem schlecht stand, daß er sich Stutterheim's als Mittelsperson bedienen möge, um auf Lehwaldt einzuwirken, bald aber büßte St. die gute Meinung, welche Friedrich von ihm hatte, ein. Schon am 4. März richtete dieser ein sehr ungnädiges Schreiben an ihn nach Greifswald, in welchem er sich beklagte, daß er nicht genügend Nachrichten erhalte und daß nicht geschehe, was er angeordnet habe. Der letztere Vorwurf bezog sich darauf, daß der Mehlsack Mecklenburg nach des Königs Ansicht nicht genug geklopft wurde und daß das Land nicht hinreichend Rekruten lieferte und diese Klage bildet einen stehenden Punkt in des Königs Beschwerden

er Stutterheim's mangelhafte Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages; in r deutlichen Worten gab er seiner Unzufriedenheit Ausdruck. 1758 ernannte ihn zum Oberst, am 26. Februar 1759 zum Generalmajor. Bei letzterer elegenheit schrieb er, daß er mit seinem Berichte über die Lieferungen zufrieden i und hoffe, daß es sich auch so verhalte, und daß St. sich des Avancements ürdig bezeigen möge. Im April verlieh er ihm das erledigte Bornstedt'sche nfanterieregiment (Nr. 20). General v. Manteuffel, welcher damals in Pommern egen die Schweden befehligte, muß eine bessere Meinung von St. gehabt haben; r erbat ihn als Commandeur seiner Infanterie, worauf der König erwiderte, aß er ihn haben solle, er möge ihm aber nicht zu viel zutrauen. Als am 28. Januar 1760 Manteuffel zu Anklam in schwedische Gefangenschaft gefallen war, trat St. an dessen Stelle. Seine Gegner begannen ihre kriegerischen Unternehmungen erst Mitte August; St. verstand es, freilich stets weiter zurückweichend, dem Versuche des weit stärkeren Generals Lantinghausen, ihn zu umfassen, sich zu entziehen. Der thätigere Belling hatte freilich den nämlichen Widersachern gegenüber größere Erfolge. St. behielt sein Commando nur, weil Prinz Heinrich, welcher ihn ablösen lassen sollte, erklärte, seine guten Generale nicht entbehren zu können. Ernstliche Kämpfe mit den Schweden haben unter seiner Führung nicht stattgefunden. Am 24. August 1767 wurde er zum Generallieutenant befördert, im Januar 1773 erhielt er den Schwarzen Adlerorden. Als der Bairische Erbfolgekrieg ausbrach, fiel er vollends in Ungnade. Er erlaubte sich bei seiner zufälligen Anwesenheit in Potsdam im J. 1778 Aeußerungen über den bevorstehenden Krieg, welche dem Könige hinterbracht wurden und diesem nicht gefielen, und bat dann um seinen Abschied. Letzteren erhielt er, aber zugleich wurden ihm alle seine Würden und Ehrenzeichen genommen. Er zog sich auf sein Gut Kloster Mansfeld zurück und starb dort am 29. März 1780.

Marschall v. Sulicki, Der Siebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken, Berlin 1867. — Politische Correspondenz Friedrich's des Großen, 14. Band ff. B. Poten.

Stutterheim: Richard v. St., großbritannischer Generalmajor, Sohn eines braunschweigischen Oberforstmeisters, am 10. August 1815 zu Helmstedt geboren, ward seit 1830 im preußischen Cadettencorps erzogen, aus diesem am 5. August 1833 als Secondlieutenant dem 17. Infanterieregimente in Düsseldorf überwiesen und am 23. Juli 1834 zu dem dort garnisonirenden 8. Husarenregimente versetzt, verließ aber den preußischen Dienst bereits am 13. April des folgenden Jahres aus Anlaß eines Ehrenhandels, in welchem er seinen Gegner erschoß, trat in die sogenannte britische Hülfslegion, welche in England unter dem General de Lacy Evans zur Theilnahme am Kampfe für die Sache der Christinos in Spanien gebildet wurde, und nahm unter diesem Führer, sowie unter seinem Nachfolger O'Connell und später in der britischen Hülfsbrigade unter dem Oberst de la Saussaye am Kriege gegen die Karlisten in den baskischen Provinzen von Ende 1835 bis Ende 1839 als Cavallerieofficier theil. Seine „Kriegszüge in Spanien" hat er in einem 1847 zu Braunschweig erschienenen Buche beschrieben. Nach Deutschland zurückgekehrt, fand er in der braunschweigischen Artillerie Anstellung, machte als Premierlieutenant den Feldzug des Jahres 1849 gegen Dänemark mit, trat in die schleswig-holsteinische Armee und nahm mit dieser im J. 1850 am Kriege gegen den nämlichen Feind als Major und Generalstabsofficier, zuerst bei der Avantgardenbrigade, dann, als Major Wyneken den Abschied genommen hatte, seit Anfang September in der Stellung eines Souschefs des Generalstabes unter Ludwig von der Tann und zuletzt, als Tann nach Baiern zurückgekehrt war, als Generalstabschef des commandirenden Generals von der Horst theil. Lüders („Generallieutenant von Willisen und seine Zeit",

3. Auflage, Stuttgart 1853, S. 173) sagt, daß er für diese Verwendung ungeeignet gewesen sei; es hätten ihm Ordnung, Gewissenhaftigkeit, Ruhe und Fleiß gefehlt und er habe besser für das Gefecht als für den Schreibtisch gepaßt. Bei Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee ward er als Stabsofficier in das holsteinische Dragonerregiment übernommen. Da aber dort des Bleibens für die deutschen Officiere nicht war, weil das Dänenthum ihnen das Leben verleidete, nahm er den Abschied, war eine Zeit lang Secretär der mexicanischen Gesandtschaft in Berlin und befand sich in England, als der Krimkrieg ausbrach. Die Regierung ernannte ihn zum General und betraute ihn mit der Anwerbung und Organisation einer Fremdenlegion, deren Auftreten auf dem Kriegsschauplatze der Friedensschluß zuvorkam; es wurden einige Infanterietruppentheile nach Skutari überschifft, an Kämpfen haben sie aber nicht theilgenommen („Die deutsche Fremdenlegion in England", Leipzig 1855). Feldmarschall Graf Moltke, welcher St. damals im Lager von Aldershot sah, nennt ihn „einen sehr artigen und gebildeten Officier" (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, Berlin und Stuttgart 1892, 6. Band, S. 270). St. leitete sodann die Ueberführung eines Theiles der Legionäre nach Britisch-Kaffraria, wo sie sich ansiedelten und zugleich eine Grenztruppe bildeten, kehrte selbst aber nach Deutschland zurück und kaufte das Gut Baumgarten bei Ohlau in Schlesien. Während des deutsch-dänischen Krieges vom Jahre 1864 war er im Interesse des Herzogs von Augustenburg in Holstein thätig. 1866 verkaufte er Baumgarten und kehrte zunächst nach Braunschweig zurück. Sein Leben endete am 9. November 1871 bei Wiesbaden im Rhein. B. Poten.

Stutz: Jakob St., schweizerischer Volksdichter, wurde am 27. November 1801 in Isikon, einem Dörflein der Gemeinde Hittnau, Kanton Zürich, geboren. Seine Jugend war recht freudlos und mit 13 Jahren war er völlig verwaist, so daß er sich bei andern Leuten als „Männbub" (Gehülfe beim Pflügen) verdingen mußte. Hinter dem Pfluge dichtete er mit 16 Jahren sein erstes aus 25 Strophen bestehendes Lied auf die damalige Hungersnoth und die nothwendige Bekehrung der Christen, dem er im folgenden Jahre ein zweites, nach einer Feuersbrunst geschriebenes neues Lied von 22 Strophen folgen ließ. Hierdurch wurde der Pfarrer seines Ortes auf ihn aufmerksam; er ertheilte dem Jüngling Unterricht, sah aber nur geringe Fortschritte. Dann wurde St. Weber, im Herbst 1821 Hausknecht in Zürich, kehrte aber nach dem Tode seines Brotherrn in die Heimath zurück. Einige Jahre später wurde er mit dem Pfarrer und Dichter S. Tobler in Sternenberg bekannt, der im Verein mit dem Ortslehrer sich des Webers annahm und ihn unterrichtete, damit St. selbst einmal als Schullehrer sein Brot erwerben könne. Im J. 1827 erhielt er einen Ruf als Arbeitslehrer an die Blindenanstalt zu Zürich, an der damals Th. Scherr als Oberlehrer wirkte. In den neuen, besseren Verhältnissen fühlte sich St. sehr wohl, und angeregt durch Hebel's alemannische Gedichte, schrieb er seine „Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart" (1830), wovon bis zum Jahre 1853 noch weitere fünf Theile erschienen. Echte, wahre Poesie ist freilich in diesen Gemälden wenig zu spüren, dazu fehlte dem Dichter die höhere Bildung und die schöpferische Phantasie; aber St. will auch gar nicht idealisiren, sondern das Leben in seiner harmlosen, mitunter auch widrigen Beschränktheit darstellen, so wie es sich ihm gerade zeigt. Seine Gemälde sind darum ungeschminkte Wahrheit; sie interessiren durch ihren Realismus und Naturalismus, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß die bisweilen erschreckende Objectivität kein Hebel der Poesie genannt werden kann. Von 1836—1841 war St. als Lehrer im Appenzellerlande thätig; dann zog er zu seiner verwittweten Schwester nach Matt und

legte hier die Einsiedelei „Jakobs-Zell“ an, wo er als abgeschiedener Klausner lebte, sich mit aufgestellten Todtenköpfen umgab und einen Kreis jüngerer Freunde um sich sammelte, die gegenseitige Bildung und Förderung des Volkswohls pflegen wollten. Ueber die nächste auf dieses Einsiedlerleben folgende Zeit aus dem Leben des St. hüllen die vorliegenden Quellen einen Schleier; sie sprechen nur von großen Verirrungen des Dichters und auch von der Sühne derselben, unterlassen aber weitere Andeutungen. In den letzten 20 Jahren seines Lebens wechselte St. sein Domicil sehr häufig. In Ulster gab er einige Jahre eine Zeitschrift „Ernste und heitere Bilder aus dem Leben unseres Volkes“ heraus. Dann siedelte er nach Ernetschweil bei Utznach über und errichtete im „Neubad“ ein Volkstheater, für das er verschiedene Volksschauspiele, meist in zürcherischer Mundart, schrieb, wie: „Schön Fridli“; „Wie Stiefkinder ihre böse Stiefmutter los werden“; „Das Schwerste ist, sich selbst kennen“; „Du sollst nicht reden“; „Liebschaften, wie es viele giebt“; „Der Haneigg mueß Götti si“; „Eifersucht, oder wie am Dorfbrunnen die Lügen wachsen“; D' Chrutwähe“; „Die neue Eva“; „Die Gevatterschaft zu Scheinhausen“; „Die nidisch Chlefe“; „Die Waise aus Savoyen“; „Des Vaters Geburtstag“; „Der verirrte Sohn“ u. s. w. Nach einigen Jahren finden wir St. in Maseltrangen, Kanton St. Gallen, wo er Privatlehrer in einer Bauernfamilie war, dann in Glarus, Rapperswil und endlich in Betschweil bei Bärentschweil im zürcherischen Oberland, wo er nach etwa zehnjährigem Aufenthalt Ende Mai 1877 starb. Obwol er bei Lebzeiten schon fast vergessen war, werden seine Schriften doch heute noch gern gelesen und theils in neuen Auflagen, theils in Auszügen durch den Buchhandel verbreitet.

Robert Weber, Poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz II, 292 ff. — Handschriftliche Mittheilungen aus Freundeskreisen.

Franz Brümmer.

Stutzmann: Joh. Josua St., Fichte-Schelling'scher Identitätsphilosoph, ist am 17. April 1777 im württembergischen Friolsheim geboren, war Gehülfe an der Deutschen Schule in Weißach (Württ.), habilitirte sich in Göttingen, war seit 1804 Privatdocent in Heidelberg und lebte zuletzt — nachdem er eine Zeit lang in Würzburg und Bamberg privatisirt und in Cannstadt eine politische Zeitung redigirt hatte — als Gymnasiallehrer in Erlangen, wo er zugleich seit 1806 der Universität als Privatdocent angehörte. Er ist am 18. December 1816 gestorben. Seine Metaphysik („Philosophie des Universums“ — hiermit ist identisch: „Versuch einer neuen Organisation des philosophischen Wissens, zur Ankündigung und Einleitung meiner philosophischen Vorlesungen“ — Erl. 1806, II. Aufl. 1818; „Grundzüge des Standpunktes, Geistes und Gesetzes der universellen Philosophie“, Erl. 1811) bewegt sich auf dem Boden des Schelling'schen Identitätssystems, das sie Fichte's späterer Lehre anzunähern sucht. Auch seine Religionsphilosophie („Betrachtungen über Religion und Christenthum“, Stuttg. 1804; „Systematische Einleitung in die Religionsphilosophie“, Gött. 1804, erster — einziger — Theil) faßt das Absolute als Identität des Realen und Idealen. Religion besteht darin, alles Irdische als Symbol des Ueberirdischen hinzunehmen. Sie entspringt aus denselben Quellen wie die Dichtung: dem Gewissen als dem Vermögen für Recht und Pflicht und der Phantasie als dem Vermögen, das Unendliche im Endlichen anzuschauen. Bei Uebergewicht des letzteren (idealen) Factors ergibt sich Poesie, bei Uebergewicht des ersteren (realen) Religion, in deren geschichtlicher Entwicklung bald das eine, bald das andere dieser beiden Momente vorherrscht. Seine „Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Nürnb. 1808) leidet an zu starker Constructionslust. Den göttlichen Personen entsprechen die drei Hauptperioden (von drei-, ein- und zweitausend-

jähriger Dauer): orientalische Urzeit (Kindheit, Religion), griechisch-römische Welt (Jugend, Poesie), christlich-deutsche Welt (Mannesalter, Wissenschaft), auf die eine viertausend Jahre währende Zukunft folgt. Fernere Schriften: „System der Politik und des Handels von Europa" (Nürnb. 1806); „Tractatus de rerum publicarum veteris Graeciae ingenio atque indole, pars prima" (Erl. 1806, 2. Aufl. 1818); „Plato de republica, graece latine, cum animadvers. crit. et commentationibus" (Erl. 1807, 2. Ausg. 1818); „Platonica de philosophia in usum praelectionum ed." (Erl. 1807); pseudonym: „Denkmal dem Jahre 1813 gesetzt, von Machiavelli dem Jüngeren" (Germanien [Nürnb.] 1814); „Programma, cui insunt observationes criticae in nonnulla veterum Graecorum loca" (Erl. 1814); „Progr. de linguarum in orbe terrarum nexu" (Erl. 1815). Außerdem eine Anzahl von Artikeln in Zeitschriften (s. Meusel). Endlich findet sich auf der Erlanger Universitätsbibliothek ein Manuscript „Methodologie", vorgetragen im Wintersemester 1809.

Vgl. Hamberger u. Meusel, Das gelehrte Teutschland Bd. XV, Lemgo 1811. Dasselbe, Supplem. Bd. VIII, 1825. — Noack, Philosophie-geschichtl. Lexikon, Leipz. 1879, S. 859. — Ueber Stutzmann's religions- und geschichtsphilosophischen Standpunkt finden sich kurze Angaben bei Pünjer, Gesch. d. christl. Religionsphilos., Bd. II, Braunschw. 1883, S. 116—117, und bei Rocholl, Die Philos. d. Gesch., Gött. 1878, S. 152—153.

R. Falckenberg.

Stuve: Johann St., geboren im Anfang des August (getauft 10. Aug.) 1752 zu Lippstadt (nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, 1751 in Hamm in Westfalen), war der einzige Sohn eines dortigen Predigers Joh. Heinr. St., der vorher Lehrer am Gymnasium zu Soest gewesen war und von 1743 bis zu seinem Tode († 1757) als Pfarrer an der Nicolaikirche in Lippstadt wirkte. Johann besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Halle, wo er vornehmlich Theologie und Pädagogik studirte und mit Jos. Fr. Löffler, dem späteren Generalsuperintendenten in Gotha, und Phil. Jul. Lieberkühn eine innige Freundschaft schloß. Letzteren traf er dann in Neu-Ruppin wieder, wo er 1776 eine Hauslehrerstelle annahm, im folgenden Jahre aber durch Lieberkühn's Vermittlung Lehrer der dortigen Schule wurde. Einen Ruf, als Rector nach Prenzlau zu kommen, schlug er aus; zum Entgelt dafür wurde ihm gemeinsam mit Lieberkühn das Directorat der Neu-Ruppiner Schule übertragen, die sie reorganisirten und in hohe Blüthe brachten. Als im Juli 1784 Lieberkühn nach Breslau gegangen war, ließ auch St. sich bewegen, Neu-Ruppin zu verlassen. Er war mit J. H. Campe bekannt und Mitarbeiter des von diesem herausgegebenen Werkes „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens" geworden; die freimüthige Kritik, die er an einem Aufsatze Campe's übte, gewann ihm dessen Freundschaft in so hohem Grade, daß er seine Berufung als Professor, ordentlicher Beisitzer des Schuldirectoriums und Rector des Katharineums nach Braunschweig veranlaßte. Unterm 6. Juni 1786 wurde er in diesen Aemtern in Braunschweig angestellt. Da dann aber die geplante Errichtung des Schuldirectoriums, in dem man St. als praktischem Schulmanne die Bereisung des Landes und die Inspicirung der Schulen zugedacht hatte, an dem Widerspruche der Landstände scheiterte und auch die Uebertragung der Leitung des Katharineums auf St. sich zerschlug, so war er mehrere Jahre ohne eigentliche Beschäftigung, bis er unterm 30. Januar 1789 als ordentlicher Professor am Collegium Carolinum angestellt wurde. Er las hier Anthropologie, Geographie und Philosophie (Logik, Seelenlehre, Cicero's philosophische Schriften 2c.). Seine Gesundheit, die von Jugend auf eine sehr schwächliche war, machte ihm viel zu schaffen. Er soll nach Schlichtegroll die Tochter seines

hauswirths aus Dankbarkeit für die treue Pflege geheirathet haben, die sie ihm in einer schweren Krankheit, in welche er nach Lieberkühn's Tode gefallen sei, erwiesen habe. Das kann nur theilweise richtig sein. Denn St. vermählte sich lange vor Lieberkühn's Tode († 1. April 1788) am 26. December 1787 mit Joh. Elise Henr. Spiegel, der Tochter des geh. Kanzlisten Sp. Mag die Frau auch an Bildung unter ihm gestanden haben, so ist doch das Verhältniß Beider, nach seinem eigenen Zeugnisse, ein sehr gutes gewesen. Im Sommer 1791 zwang ihn seine Gesundheit Braunschweig zu verlassen, und ein Jahr in der Schweiz und Italien zu verleben. Als er nach längerer Seereise über Cadix, Malaga 2c. Anfang Juni nach Braunschweig zurückkehrte, fand er seine Frau, ohne eine Ahnung davon zu haben, an der Schwindsucht schwer erkrankt. Am 25. Juni ist sie gestorben. Der Verlust traf ihn sehr schwer; sein eigenes Leiden, das in einer Verknorpelung der Lunge bestand, ging weiter und am 12. Juli 1793 ist er infolge eines Schlages, den er sich durch eine Erkältung im Bade zugezogen hatte, gestorben. Sein Freund Campe, der seine Tochter Minna an Kindesstatt annahm, ließ ihn neben dem Grabe Lessing's auf dem Magni-Kirchhofe beisetzen. — Stuve's Hauptbedeutung liegt in seiner Thätigkeit als pädagogischer Schriftsteller. Er huldigte den philanthropischen Grundsätzen der Zeit, aber er war kein voreiliger Neuerer, sondern er suchte vorsichtig das bewährte Alte zu erhalten und nur berechtigten Neuerungen Raum zu schaffen. Sein Hauptbestreben ging auf harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, auf gleichmäßige Pflege der körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften. Auch zur Hebung des Mädchenschulwesens hat er 1786 durch seine Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit der Anlage öffentlicher Töchterschulen für alle Stände" kräftige Anregung gegeben. Seine Aufsätze erschienen großentheils in dem „Braunschweigischen Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts", das er mehrere Jahre mit seinen Freunden Campe und Trapp sowie mit Heusinger herausgab. Eine Sammlung derselben gab nach seinem Tode als „Kleine Schriften gemeinnützigen Inhalts" (Braunschweig 1794) J. H. Campe in zwei Theilen heraus, vor denen sich auch Stuve's Bildniß befindet. Als Grundzüge seines Charakters, der allgemeine Anerkennung fand, nennt Campe die Geradheit, den Wahrheitssinn und den Gemeingeist.

Supplement-Band des Nekrologs f. d. J. 1790—93 von Fr. Schlichtegroll (Gotha 1798), S. 34—57. — Chr. G. Schütz, Halle 1835, 2. Bd., S. 489. — Schiller, Braunschweigs schöne Literatur, S. 152—160. — Koldewey, Braunschweigische Schulordnungen. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. — Kirchenbücher zu Braunschweig, Hamm und Lippstadt.

P. Zimmermann.

Stüve: Hermann St. (Stuvius) wurde 1470 zu Vechta geboren. Er genoß in Münster, vermuthlich gleichzeitig mit Tunnicius (s. d.) den Unterricht des Humanisten Murmellius und bezog später die Universität Köln. Durch seinen Eifer für die Wissenschaften hatte er sich des Murmellius' Hochachtung und Zuneigung in hohem Grade erworben; derselbe widmete 1517 ihm, der inzwischen Conrector in Zwolle geworden, seine Opuscula tria tabularum, sowie ihm und seinem früheren Mitschüler in Deventer, Johann Alexander von Meppen († 1527 als Rector der Domschule in Osnabrück), der damals neben St. in Zwolle unterrichtete, auch den Scoparius. In der ersten Widmung lobt Murmellius sehr Stüve's Gedichte und Briefe, in denen er „die Musen selbst lateinisch sprechen zu hören glaube" und ermuntert beider Bestreben, die alexandrinische Lehrweise zu beseitigen. Von Zwolle kam St. als Professor nach Löwen, woselbst er enge Freundschaft mit Konrad Goclenius schloß. Auch hier wurden seine Leistungen allseitig anerkannt und ihm viele Beifallsbezeugungen gespendet; trotzdem kehrte

er in sein Vaterland zurück und starb 1560 als Pastor zu Wildeshausen. Größere litterarische Erzeugnisse hat St. nicht hinterlassen; acht Verse, die des Tunnicius „Carmen de honesta vita et studii ordine praeclarisque scholasticorum moribus“ beigegeben waren, sind allein uns erhalten.

Vgl. Hamelmann, Opera genealogico-historica S. 196 u. 331.

P. Bahlmann.

Stüve: Johann Karl Bertram St., geboren zu Osnabrück am 4. März 1798, † am 16. Februar 1872. St. entstammte einer in Osnabrück einheimischen Familie, deren Glieder seit mehreren Generationen im Rathe gesessen hatten. Der Großvater Johann Eberhard St. war Syndikus und Verfasser einer 1789 erschienenen „Geschichte und Beschreibung des Hochstifts Osnabrück“. Der Vater Heinrich David St., geboren 1757, 1792 zum Rath gewählt, seit 1797 Bürgermeister, hatte in der nun folgenden schwierigen Zeit gegenüber den rasch wechselnden Landesregierungen (1803 Hannover, 1806 Westfalen, 1810 Frankreich) die Interessen der Stadt mit Klugheit und Festigkeit zu vertreten gewußt. Die damit verbundenen aufopfernden Anstrengungen hatten seine Kräfte erschöpft. Als er aus diesem Grunde 1812 sein Amt als Maire niederlegte, wurde er zum Mitgliede des Corps législatif ernannt, starb jedoch bereits im Mai 1813 (vgl. die von St. verfaßte, 1827 als Manuscript gedruckte Biographie: Heinrich David Stüve, zur Erinnerung für dessen Kinder und Enkel). St. war der jüngste von fünf Geschwistern. Lebhaften Geistes und früh gereift, war er aufgewachsen unter dem Eindrucke der gewaltsamen Ereignisse, welche vielfach auch auf das Leben im Elternhause einwirkten, und sich seiner Erinnerung tief einprägten. Für seine Denkweise war bestimmend das Beispiel selbstloser Hingabe an die öffentlichen Interessen, welches ihm der Vater gegeben, und die ernste, etwas zu Sorgen geneigte Gemüthsart der an Geist und Herz ausgezeichneten Mutter, geb. Berghoff. Er empfing seine Schulbildung auf dem Rathsgymnasium, ging jedoch, da ihm die Art des Unterrichts nicht genügte, seine eigenen Wege, zur Besorgniß der Mutter, welche ihn für leichtsinnig hielt, und darin bei seiner vorzüglichen Begabung eine doppelte Gefahr erblickte. Eine Aenderung erfuhr dies nach der Berufung B. R. Abeken's (s. A. D. B. I, 8), dessen geistreiche und fesselnde Behandlung des Alterthums den bevorzugten Schüler zum eifrigsten Studium der Classiker anregte. Diesem Studium, insbesondere der Historiker und Redner, blieb er auch im späteren Leben treu, und wußte daraus für die Bildung seiner politischen Anschauungen reichen Gewinn zu ziehen. In dem Abgangszeugnisse, mit welchem St. Ostern 1817 das Gymnasium verließ, finden sich besonders gerühmt: ejus mores candidi, modestia, animi benevolentia, summum honesti studium cum indefessa in rebus praeclaris assiduitate conjunctum. Niemand zweifle, daß er ut dulce gymnasii decus fuerit sic fore aliquando inter patriae ornamenta numerandum. Für den Beruf des Rechtsgelehrten entschieden, wandte sich St. zunächst nach Berlin, verband jedoch mit dem juristischen zunächst noch ein ausgedehntes philologisches Studium. Seine Lehrer waren: Savigny, Boeckh, F. A. Wolf und Schleiermacher. In hohem Maaße empfand er den erhebenden Einfluß, welchen des letzteren Persönlichkeit und Vorträge auf seine Zuhörer ausübten. Er war eifriger Turner, ohne Jahn's Excentricitäten zu theilen, und nahm mit Begeisterung theil an der Gründung der Berliner Burschenschaft, vertrat jedoch mit der Entschiedenheit der Ansicht, welche ihn schon damals auszeichnete, allen luftigen Reformideen gegenüber den Standpunkt der historischen Entwicklung. Unter den Freunden, welche er in Berlin gewann, war vor allem der junge Joh. Friedr. Frommann aus Jena, mit welchem er bis an seinen Tod in engster Freundschaft, unter unausgesetztem Wechsel tagebuchartiger Briefe, die

treues Spiegelbild seines ganzen inneren und äußeren Lebens enthalten,
nden blieb. Im Herbst 1818 machten die Freunde eine gemeinsame Fuß-
durch Böhmen und Schlesien. Später waren die Besuche im Frommann-
Hause in Jena die einzigen Erholungsreisen, wozu St. sich die Muße
e. — Durch den Berliner Aufenthalt innerlich bereichert und befestigt,
e er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen. War er durch
gny in das historische und quellenmäßige Studium des Römischen Rechts
führt, so ergriff er dort im gleichen Sinne unter Leitung Eichhorn's, dem
sönlich nahe trat, die germanistische Wissenschaft. Eindrücke, welche er in
empfangen und die Lust und Liebe zur geschichtlichen Rechtserforschung,
er den Begründern der historischen Schule verdankte, hatten den Plan
m reifen lassen, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Schweren
ns, aber mit raschem Entschlusse entsagte er demselben, als im J. 1820
che Todesfälle im Kreise seiner Geschwister ihn als Pflicht erkennen ließen,
geliebten alternden Mutter in der Heimath eine Stütze zu sein. Er ent-
sich für die Advocatur und verließ Göttingen im März 1820 nach vor-
r Promotion unter Eichhorn's Decanat, welcher in der Universitätschronik
kte: „magnam is de se spem excitaverat cum insignis omnino per omnem
orum decursum fuisset moribus et assiduitate". Stüve's politische An-
ungen waren während des Göttinger Aufenthalts weiter gereift. Die Zeit-
isse: Sand's That, die Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenverfolgungen
tterten ihn tief, konnten aber sein Vertrauen auf den Sieg eines besonnenen
chritts nicht unterdrücken. Charakteristisch ist die gelegentliche Aeußerung,
eine tüchtige Gemeindeverfassung, nach der doch Niemand frage, wichtiger
als eine Repräsentation, weil sie das Volk weit unmittelbarer zur Theil-
e an den Staatsgeschäften führe, als wenn von Tausenden Einer auf den
ag gehe.

Von der Thätigkeit des Advocaten innerlich nicht befriedigt, die Entfernung
den Pflegestätten der Wissenschaft schwer empfindend, konnte St. eine seinen
ngen entsprechende Beschäftigung in Osnabrück nur in localgeschichtlichen
ien finden. Die Ordnung des städtischen Archivs gab ihm Gelegenheit, in
Quellenmaterial einzudringen. Eine begonnene nicht zum Abschluß gelangte
or-Dissertation über das getheilte Eigenthum führte ihn auf das Studium
äuerlichen Verhältnisse. Sein Gönner, der Landdrost v. Bar, übergab ihm
Manuscript des dritten Bandes von Möser's Osnabrück'scher Geschichte,
en St. 1823 herausgab, nicht ohne schon in manchen Punkten Möser
über selbständige Ansichten geltend zu machen. Seine nächste größere Ar-
war die Fortsetzung einer von Möser's Neffen Friderici und Stüve's älterem
er begonnenen Geschichte der Stadt Osnabrück, welche 1826 erschien. Die
s erwähnte Biographie seines Vaters schloß sich dieser Arbeit an. Neben-
iefen die auf ganz Westfalen und Niedersachsen sich ausdehnenden Vor-
en für die geplante Fortsetzung der Möser'schen Geschichte des Hochstifts.
lne Ergebnisse derselben wurden schon damals in Wigand's Archiv ver-
licht (Beitrag zur Geschichte des westphälischen Handels, 1826; Be-
ungen über den sächsischen Krieg 1070—1125, Bemerkungen über die poli-
Geschichte Westphalens um 1300, beide 1828) und in Spangenberg's
n vaterländischen Archiv (Von der Landesverfassung des Stifts Osnabrück;
hläge zur Beförderung einheimischer Geschichtskunde; Ueber die Entstehung
Gebiets von Osnabrück). Auch auf dem Gebiete der populären Schrift-
rei versuchte er sich schon jetzt. In Ermangelung von Zeitungen wählte
azu den Kalender „der in jedes Haus kommt". Durch Aufsätze mehr poli-
r Färbung suchte er im „Hannoverschen Magazin" zu wirken, was auch

gelang, bis seine Aufsätze von dem Curator des Blattes bedenklich gefunden wurden.

Schon seit 1824 war St. Mitglied II. Kammer. Er hatte die Vertretung seiner Vaterstadt übernommen, fast unwillig darüber, daß der Magistrat keinen Würdigeren hatte entsenden wollen. Die ständischen Sitze waren wenig gesucht und die nicht öffentlichen Verhandlungen im Lande wenig beachtet. Durch das 1819 nach Rehberg's Beseitigung durch Graf Münster eingeführte Zweikammersystem war das Uebergewicht des Adels im Staatswesen noch verstärkt. In zweiter Kammer dominirten die stadthannoverschen Beamten, welche von den Wahlcorporationen oft schon aus Ersparnißrücksichten gewählt wurden. So schrieb St. schon 1823: „Die Stände sind jetzt wenig oder nichts; aber sie sind die Form, welche einst viel Gutes wirken, und, was noch wichtiger ist, viel Böses verhüten kann.“ St. ergriff die ständische Thätigkeit mit vollem Eifer, nutzte jedes Mittel in und außerhalb der Kammer, um seine Kenntniß der Landesverhältnisse zu erweitern, und erlangte durch die so erworbene Sachkenntniß, bei welcher ihm insbesondere der Verkehr mit Rehberg von großem Werthe war, durch die Besonnenheit und den Ernst seines Auftretens bald eine geachtete Stellung. Der rothe Faden, welcher sich durch die Verhandlungen zog, war der Streit um die Exemtionen und gutsherrlichen Rechte des Adels, welche ein gesundes Gemeindeleben nicht aufkommen ließen, von den Berechtigten aber als unantastbar vertheidigt wurden. Stüve's nächste Reformideen, welche schon in den ersten Jahren seiner ständischen Thätigkeit hervortraten, knüpften hier an. Als seinen Zweck bezeichnet er schon jetzt: Entwicklung des Staats auf seiner historischen Basis und Gründung desselben auf ein gesundes Gemeindeleben. Der Umstand, daß St. die Stelle eines Stadtrichters in Osnabrück, um welche er sich 1827 bewarb, nicht erhielt, veranlaßte ihn, sich noch mehr als bisher der politischen Thätigkeit zuzuwenden. Neben den historischen Studien betrieb er mit verdoppeltem Eifer die Lecture der politischen Schriftsteller. Vor allem waren es Macchiavell's Discorsi, Burke's Reden und etwas später Baco, denen er die förderndste Anregung verdankte. Es war die Zeit, in welcher sich seine politische Anschauung zur völligen Reife durcharbeitete und für das Leben feststellte. Ausgegangen von den Ansichten der geschichtlichen Rechtsschule war und blieb er allen theoretischen Constructionen auf dem Gebiete des Staatslebens abhold. Er erkennt aber, daß die Geschichte das Bestehende, wenn auch erkläre, doch nicht ohne weiteres rechtfertige. Sie soll ihm dienen, den ursprünglichen Grundgedanken der Staatseinrichtungen aufzufinden. Darin liegt die Berechtigung der letzteren, welche wegfällt, wenn sie erstarrend in Mißverhältniß treten zu allen anderen Zuständen des Staats. So versteht er Macchiavell's oft citirten Satz: spesso ritirare la republica verso il suo principio. Er erkennt selbst an, daß er damit oft zu denselben Resultaten gelange, wie die Theoretiker. Aber, sagt er: „Ich verlange, daß stets die Voraussetzungen des Alten und ihr Mangel klar sei, und daß man dann langsam nachsinken lasse. Der Unterschied ist praktisch von Gewicht. Jenes führt zum Gränzenlosen, dies aber ist höchst begränzt.“ „Das Treiben aufs Unbegränzte ist der Fehler unserer Zeit. Ich möchte, wenn einmal ein Princip sein soll, dem der Freiheit das der Sammlung der Kräfte entgegenstellen. Auf ihr beruht alles Gemeindewesen und was dem ähnlich ist. Ist eine solche Sammlung von Kräften mit der Ungebundenheit vereinbar, so will ich mich dieser nicht widersetzen. Geht das aber nicht, so ziehe ich die Sammlung vor.“ (1828.)

St. begann nun mit Entschiedenheit einzugreifen. Auch über die praktischen Ziele seiner Politik war er ins Klare gekommen. Sie umfaßte ein Dreifaches: Befreiung von Grund und Boden, Ordnung des Gemeindewesens und Gestaltung

eines einheitlichen Staatshaushalts. Das genüge vorerst; alles andere sei Beiwerk, das sich von selbst bessern werde, wenn diese Grundlagen des Staats, nämlich: Fürst, Volk und Adel zu einander in ein richtiges Verhältniß gebracht seien. Mit dem ersten jener 3 Punkte beginnend, brachte er in der Session von 1829 einen Antrag ein, gerichtet auf: „Befreiung des Grundeigenthums durch Ablösung von Zehnten, Diensten, gutsherrlichen und Meyergefällen, durch Aufhebung der aus dem Leibeigenthum herrührenden Lasten", welcher in zweiter Kammer mit großer Mehrheit angenommen, in erster Kammer unter Führung der Herren v. Schele und v. Schulte hochfahrend abgewiesen wurde. Um die Sache gründlicher vorzubereiten, brachte St. in seinem Buche: „Ueber die Lasten des Grundeigenthums", welches anfangs 1830 erschien, die bestehenden Verhältnisse, das Bedürfniß und die praktischen Wege zur Lösung der Aufgabe erschöpfend zur Darstellung. Das Buch wirkte; auch fanden sich in der ersten Kammer Freunde, welche ihn unterstützten. Die Wiederaufnahme des Antrags führte zu einem gemeinsamen Beschluß, der seine Forderung mit einiger Einschränkung acceptirte. Ein ausführlicher Bericht von ihm über die Session — regelmäßige Publicationen über die Verhandlungen waren immer noch nicht zu erreichen — erschien als Ergänzungsheft zur juristischen Zeitung (Nr. 13) mit einem nach der Julirevolution geschriebenen Vorwort, welches warnend auf die Gefahren hinweist, mit welchen der von Frankreich herüberwehende kosmopolitische Liberalismus Deutschland bedroht.

Im Herbst 1830 wählte die Osnabrück'sche Provinziallandschaft St. gegen die Stimmen der ritterschaftlichen Curie zum Schatzrath, wodurch er in die Lage kam, sich der Thätigkeit in der Ständeversammlung noch freier widmen zu können. Seine Stellung war hier eine immer bedeutendere geworden. Er war Mitglied aller wichtigeren Commissionen. Die Erwiderungen auf die Thronrede flossen regelmäßig aus seiner Feder. Die zunehmende Erregung im Lande, welche anfangs 1831 in Göttingen und Osterode zu Revolten führte, brachte ihn in eine schwierige Stellung zwischen den ins Ziellose gehenden Forderungen der Liberalen, die er vertreten sollte aber mäßigen mußte, und der Regierung, deren Unentschlossenheit eines entschiedenen Treibers bedurfte. Er empfand die Nothwendigkeit, sich vor dem Lande auszusprechen und that dies in der Schrift: „Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover". Er sah voraus, daß das Buch, welches in maßvollster Form, aber sehr freimüthig und mit ungewohnter Sachkenntniß die Fehler des bisherigen Systems darlegte, vielfach Anstoß erregen werde, ließ sich indeß dadurch, und durch den Rath vorsichtiger Freunde, welche wünschten, daß er sich den Weg zu einer leitenden Stellung in der Regierung nicht verlegen möge, nicht von der Publication abhalten. Für dieselbe entscheidend war, daß nur eine offene Documentirung seiner Unabhängigkeit nach beiden Seiten hin ihm die Stellung im Lande erhalten könne, um im Sinne seiner conservativen Reformpolitik mit Erfolg zu wirken. Die in dieser Zeit erfolgte Ernennung zum Beisitzer des Geheimen Raths-Collegii nahm er an, weil sie keine Abhängigkeit mit sich brachte.

Die Entlassung des Grafen Münster und die Ernennung des Herzogs von Cambridge verlegten den Schwerpunkt der Regierung wieder nach Hannover. Ihr zögerndes Verhalten ließ jedoch der Kammer die Initiative. Oeffentlichkeit der Verhandlungen, auf welche St. das größte, Preßfreiheit, auf die er ein mäßiges Gewicht legte, wurden beschlossen. Der vorgelegte Entwurf eines Ablösungsgesetzes erhielt durch Stüve's Hand eine wesentlich veränderte Gestalt, in welcher er Gesetz wurde. Der von anderer Seite gestellte Antrag auf Erlaß eines Staatsgrundsetzes wurde von ihm dahin amendirt, daß dasselbe auf dem bestehenden Recht beruhen, dieses ergänzen, verbessern und durch klare Gesetzes-

worte die Verfassung vor Angriff und Zweifeln schützen solle. Damit war die Regierung einverstanden, welche auch der Cassenvereinigung keinen Widerspruch mehr entgegenstellte. Der Entwurf des Grundgesetzes unter Dahlmann's Mitwirkung bearbeitet, im Herbst einer gemischten Commission aus Regierungsvertretern und Ständemitgliedern zur Vorberathung vorgelegt, ließ in Stüve's Sinne manches zu wünschen übrig. Doch gelang es ihm, inbezug auf die Bildung der Kammern und deren Rechte, die grundlegenden Bestimmungen über das Gemeindewesen, die Stellung des Staats zur Kirche, seine Hauptforderungen soweit durchzusetzen, daß das Ganze als ein acceptables Compromiß erschien. Er verfaßte einen ausführlichen Bericht darüber für die im Verein mit Dahlmann und Pertz unter des letzteren Leitung begründete Hannoversche Zeitung, welche in den nächsten Jahren auch andere Beiträge aus seiner Feder brachte. Erst im Mai 1832 wurde der von der Regierung wiederum modificirte Entwurf den neugewählten Kammern vorgelegt, in welchen die Situation durch den Eintritt radicaler Elemente inmittelst schwieriger geworden war. Es bedurfte längerer Zeit und der ganzen Entschiedenheit Stüve's, bis es ihm im Verein mit seinen Freunden gelang, diese Geister zu bannen und die Verhandlungen auf eine praktische Bahn zu leiten. Auch dann hielt es schwer genug, dem Adel und der von diesem beherrschten Regierung, in welcher ihn nur der Geheime Cabinetsrath Rose wesentlich unterstützte, die nothwendigsten Zugeständnisse abzuringen. Während sich die oft hoffnungslosen Verhandlungen bis zum März 1833 hinzogen, vereinigten sich die Fäden derselben mehr und mehr in Stüve's Hand, dessen ungemeine Arbeitskraft und Ausdauer bis an die äußersten Grenzen in Anspruch genommen wurde. So war das Schlußergebniß wesentlich sein und Rose's Werk, nicht in allen Punkten den Wünschen entsprechend, aber doch eine, wie St. auch bei späterem Rückblick urtheilte, den hannoverschen Verhältnissen wol angepaßte Verfassungsform. Es war der Höhepunkt in Stüve's Leben, der im Hinblick auf die Art und Weise, wie er die in jungen Jahren ungewöhnlichen Erfolge errungen, nicht im Unrecht war, wenn er das Wort Dante's auf sich anwandte: A te fia bello, aver ti fatta parte per te stesso.

Das Staatsgrundgesetz sollte nach Stüve's Meinung seine Folge und Ausführung in einer gründlichen Reform des Verwaltungswesens finden. Die Regierung ließ aber mit den zugesagten Vorlagen von Jahr zu Jahr auf sich warten und die neue Kammer, überwiegend aus Beamten bestehend, zeigte sich schwach. Der wegen der abgerungenen Concessionen frondirende Adel, unter Führung der Herren v. Schele und v. Voß, wandte seine Blicke nach dem Thronfolger, dessen Abneigung gegen die begonnenen Reformen bekannt war. St., welcher im J. 1835 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt gewählt wurde, und dort, wenn auch nicht ohne heftige Kämpfe mit den liberalen Stadtpolitikern, ein neues fruchtbares Feld der Wirksamkeit fand, zog sich in diesen Jahren von dem unerfreulich gewordenen ständischen Leben mehr zurück und trat entschiedener erst wieder hervor, als zu Anfang 1837 die Organisationspläne der Regierung vorgelegt wurden. Hervorgegangen aus der traditionellen Anschauung des Beamtenthums, ließen sie schöpferische Gedanken nicht erkennen und befriedigten insbesondere nicht seine Erwartungen inbezug auf die ihm vor allem wichtige Reform der untersten Verwaltungsinstanz. St., welcher dafür auch in der Kammer nach deren Zusammensetzung wenig Verständniß fand, mußte sich begnügen, seine Ideen, welche schon die Keime seiner eigenen späteren Reformen erkennen lassen, in einem Votum dissensus niederzulegen, welches demnächst in den Actenstücken über den Verfassungskampf (Portfolio II, 242) abgedruckt ist.

Noch vor Abschluß der Verhandlungen erfolgte am 20. Juni der Tod Wilhelm's IV. und die Thronbesteigung Ernst August's, welcher alsbald die

Kammer vertagte, Herrn v. Schele zum Cabinetsminister ernannte und im Patente vom 5. Juli die Erklärung ins Land warf, daß er sich an das Staatsgrundgesetz nicht gebunden erachte, weitere Entschließungen vorbehaltend. St. begann alsbald die Ausarbeitung einer Staatsschrift, um darin die Angriffe gegen das Staatsgrundgesetz zu beleuchten. Da die letzteren nur in ihrer allgemeinen Richtung bekannt, Begründung und praktische Zielpunkte aber nur zu vermuthen waren, galt es, neben dem Rechtspunkt vor allem den materiellen Werth und die politische Berechtigung dieses Verfassungswerks darzuthun. Die Art, wie dies von berufenster Feder geschah, verlieh Stüve's „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes", welche im folgenden Jahre durch Dahlmann herausgegeben wurde, ihre ungewöhnliche Bedeutung. St. war noch mit der letzten Revision der Arbeit beschäftigt, als der König, Schele's Drängen nachgebend, durch das Patent vom 1. November 1837 das Staatsgrundgesetz für erloschen erklärte und damit allen noch festgehaltenen Hoffnungen auf eine bloß materielle Revision ein Ende machte. St., den inmittelst die Göttinger philosophische Facultät beim Jubiläum auf Dahlmann's Vorschlag zum großen Mißvergnügen des Königs als auctorem patriarum rerum gravem fortem propositi tenacem zum Doctor creiert hatte, zweifelte von Anfang an, ob das Land festhalten werde. Für ihn aber gab es weder Furcht noch Hoffnung, sondern allein den Weg der Pflicht. Diese dachte er zu erfüllen im Sinne der Bürgermeister und Syndiken von ehedem, welche furchtlos das Recht ihrer Städte und Landschaften gegen Gewaltacte der Landesherren vertreten hatten, oder des oft von ihm citirten Lampadius, der nach Spittler's Ausdruck nicht drohen und nicht bestechen, aber bis zum unbehaglichen Gefühl des mächtigen Gewaltthätigen sein Recht vorstellen und dadurch selbst einen Oxenstierna zur Billigkeit zwingen konnte. Durch die eigene Betheiligung am Staatsgrundgesetz, überlegene geistige Kraft, Unabhängigkeit der Stellung und Gesinnung zur Führerschaft berufen, nahm er den Kampf auf, in welchem er meistens allein handelnd, damals einer der populärsten Namen in Deutschland, seine Gegner geistig besiegte, einen Erfolg aber gegenüber der Politik der Cabinete nicht erzielen konnte, welche, um den König nicht fallen zu lassen, lieber dem klaren Rechte den Schutz versagten und das Ansehen des Bundestags unwiederbringlich vernichteten. Die zahlreichen Schriften, welche St. während des Verfassungskampfs verfaßte, finden sich abgedruckt theils in den von Detmold zusammengestellten 4 Bänden des Hannoverschen Portfolio, nach Inhalt und Stil leicht kenntlich, theils in dem von Frommann herausgegebenen Deutschen Staatsarchiv. Durch unerhörte Wahlkünste, welche St. in der „Vertheidigung des Magistrats der Stadt Hannover" ans Licht zog, war es der Regierung endlich gelungen, eine beschlußfähige Kammer und mit ihr das Landesverfassungsgesetz von 1840 zu Stande zu bringen. St. war bereit, in die nach dem letzteren 1841 neugewählte Kammer einzutreten, um dort den Kampf fortzusetzen, wurde aber von dieser sowol als von der folgenden, nach erfolgter Auflösung mit neuer Willkür zusammengebrachten Kammer mit frivolen Vorwänden fern gehalten, und konnte infolge dessen bis 1848 am ständischen Leben nicht theilnehmen.

Durch eine willkürliche Urlaubsverfügung auch am Reisen verhindert, war er beschränkt auf die Geschäfte der Stadtverwaltung, in welcher ihn der erfolgreich hingehaltene Kampf mit der Regierung um die Stadtverfassung („Zwei Entwürfe zu einer neuen Stadtverfassung für Osnabrück." Jena, bei Frommann, 1844) fortdauernd in Anspruch nahm, und auf seine geschichtlichen Studien, welche er, die Geschichte des Hochstifts bis 1508 zum Abschluß bringend, immer mehr erweiterte und vertiefte. Zu erwähnen ist noch eine kleine im selben Jahre

bei Frommann erschienene Schrift: „Ueber Reformen in der Verfassung und Verwaltung Hamburgs."

In seinem amtlichen und persönlichen Wirkungskreise der Pflege der socialen Zustände mit Vorliebe zugethan, nahm er sich mit Eifer der Sache der Mäßigkeitsvereine an, und wirkte dafür durch Kalenderartikel, denen später die von 1852 bis an seinen Tod von ihm herausgegebenen und allein geschriebenen „Blätter gegen Branntwein und Berauschung" hinzutraten.

Als zu Ende 1847 die Stände neu gewählt werden mußten, war ein einfaches Fortregieren nach dem bisherigen System schon wegen des unhaltbaren Zustandes der 1840 mit der Cassentrennung wiederhergestellten Königlichen Casse nicht möglich. St., von der Stadt Osnabrück gewählt, hatte schon die Erlaubniß zum Eintritt erhalten, als die Märzereignisse den völligen Zusammenbruch der Cabinetsregierung herbeiführten. Auf des Grafen v. Bennigsen Vorschlag entschloß sich der König, St., den er bei aller Gegnerschaft persönlich achtete und den die einhellige Stimme des Landes als die zur Leitung berufene Persönlichkeit bezeichnete, zum Ministerialvorstand des Innern zu ernennen, während Schatzrath Lehzen die Finanzen, Cabinetsrath Braun den Cultus, Justizrath v. Düring die Justiz übernahm. Das Ministerium, aus vorzüglichen Capacitäten sehr glücklich zusammengesetzt, wie das feste Zusammenstehen seiner Mitglieder während und nach ihrer Amtsführung zeigte, übernahm die Geschäfte am 22. März mit einer Proclamation, welche aus dem Bereiche der Phrasen sofort auf den Weg praktisch greifbarer Reformen hinführte. Diese mit fester Initiative sofort für die Stände, deren Zusammentritt unmittelbar bevorstand, vorzubereiten, war die Aufgabe. Es gelang mit äußerster Aufbietung der Kräfte, namentlich Stüve's, der in diesen Tagen Erstaunliches leistete. Mit der im Ganzen gut zusammengesetzten Kammer — ein Rückgriff auf das formale Recht des Staatsgrundgesetzes war jetzt praktisch nicht mehr in Frage zu ziehen — konnten nun nach rascher Unterdrückung einer vereinzelten, in Hildesheim ausgebrochenen Revolte, unbeirrt durch den Lärm der Volksversammlungen die nothwendigsten Reformen zunächst auf dem Gebiete der Verfassung in verhältnißmäßiger Ruhe vereinbart werden, und zwar unter strenger Einhaltung der im Landesverfassungsgesetze dafür vorgeschriebenen erschwerenden Form. Die Gefahr der Revolution war damit für Hannover beschworen, Dank der eigenthümlichen Fügung, daß hier als Haupt der bisherigen Opposition, und deshalb auch von den Liberalen auf den Schild erhoben, ein Mann an die Spitze trat, der seine Popularität in dem ihn ganz durchdringenden Sinne einer conservativen Reformpolitik verwerthen konnte. Wenn er hiebei, durch den Druck der Zeitströmung genöthigt, in einigen Beziehungen über das Ziel seines ursprünglichen Programms hinauszugehen sich verstand, insbesondere inbezug auf das übrigens vom Adel selbst preisgegebene Standschaftsrecht der Ritterschaften in erster Kammer, und er schon damals nicht die darin liegenden Bedenken verkannte, so bewegte sich doch das Verfassungsgesetz vom 5. September 1848, im Vergleich zu den meisten übrigen Verfassungsbildungen der damaligen Zeit in sehr maßvollen Linien.

Die Hoffnung auf einen ähnlich befriedigenden Gang in der Entwicklung der deutschen Angelegenheiten wurde durch den in der Paulskirche alsbald herrschend gewordenen Geist und die Schwäche der Regierungen hinfällig. Von der Nothwendigkeit einer dem materiellen Bedürfnisse entsprechenden Ausgestaltung der Bundesverfassung längst und tief durchdrungen, sah St. doch auf dem dort betretenen revolutionären Wege kein Heil. Daß er sich nicht scheute, dies mit Entschiedenheit auszusprechen und dem Principe der Volkssouveränität gegenüber dasjenige der Vereinbarung zu betonen, brachte ihn in scharfen Conflict

mit der Frankfurter Versammlung und den Liberalen des eigenen Landes. Das „Schreiben Stüve's an seine Wähler in Osnabrück“, im Juli geschrieben, im folgenden Januar als Broschüre gedruckt, enthält seine Gedanken über die Frankfurter Bestrebungen, wie über die Aufgaben der inneren Politik. Der Conflict verschärfte sich im Winter durch seinen Widerspruch gegen die sofortige Publication der Grundrechte. Da diese Forderung auch in der neuen, durch liberale Elemente verstärkten Kammer die Majorität fand, kam es im Februar zu einem Entlassungsgesuch der Minister, welches aber zurückgewiesen wurde, nachdem die Opposition sich unfähig erwiesen, ein neues Ministerium zu bilden und folgeweise zu einer Auflösung der Kammer, worauf das Land sich umsomehr beruhigte, als der Fortbestand des Ministeriums dem allgemeinen Wunsche entsprach. Nachdem das Reformwerk von Preußen aufgenommen worden, übernahm St., wenn auch ungern, die Vertretung Hannovers bei den Berliner Verhandlungen, in der Meinung, daß kein Versuch zurückgewiesen werden dürfe, welcher Aussicht biete, die verfahrenen deutschen Verhältnisse auf einen haltbaren Stand zurückzuführen, war aber der zweideutigen Radowitz'schen Politik gegenüber so vorsichtig, in der Vereinbarung vom 26. Mai (vgl. darüber seine gleichzeitige anonyme Schrift: „Das Bündniß der drei Königreiche“. Leipzig, Brockhaus, und die Mittheilung an die Kammer vom 10. December 1849) den Rücktritt für den Fall vorzubehalten, daß der Anschluß Süddeutschlands nicht erreicht, das Ergebniß also nicht die Einigung Deutschlands, sondern die Mainlinie werde. St., welcher Preußens Verdienst um Deutschlands Einigung durch die Gründung des Zollvereins stets hoch anerkannt hatte, verfolgte seit jenen Verhandlungen die preußische Politik mit Mißtrauen. Seine eigenen Ideen über eine mögliche Entwicklung der Bundesverfassung mit Vorbehalten für Oesterreich enthält eine im folgenden Winter geschriebene Broschüre: „Deutschlands Bedürfnisse; Sendschreiben an einen Frankfurter Reichstagsdeputirten“, deren volles Verständniß freilich Kenntniß eines Entwurfs voraussetzt, welchen der König im Herbst 1849 dem Fürsten Schwarzenberg hatte mittheilen lassen, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Durch den Conflict mit der Kammer war für die organisatorische Gesetzgebung, welche das Ministerium alsbald nach Abschluß der Verfassungsrevision in Angriff genommen hatte, kostbare Zeit verloren gegangen. Der umfassende Complex von Entwürfen konnte nicht mehr 1849 sondern erst 1850 zur Verabschiedung mit den Ständen gelangen, zu einer Zeit, als die Stellung der Minister schon erschüttert war. Stüve's Organisationsplan begriff in einer Reihe von Entwürfen über die Einrichtung der Landdrosteien und Provinziallandschaften, Aemter und Amtsvertretungen, Städteordnung und Landgemeindeordnung, das ganze Gebiet der allgemeinen Landesverwaltung. Hinzu treten umfassende Entwürfe über Specialgegenstände, Wasserbauwesen und Wegeordnung. Sein Grundgedanke war: Beschränkung der Staatsverwaltung auf ihre nothwendige Thätigkeit, und Sammlung aller im Volksleben vorhandenen Kräfte unter natürlicher Führung der aus dem unnatürlichen Gegensatz zu den Gemeinden befreiten Aristokratie zu einem den Behörden auf allen Stufen organisch angeschlossenen System der Selbstverwaltung. Die mit sicherer Hand gezeichneten Reformpläne, eine gereifte Frucht schöpferischen Geistes, wurden vom Lande freudig begrüßt und von den Kammern ohne wesentliche Aenderungen acceptirt. Allein beim Könige, in dessen Umgebungen das Spiel der Einflüsterungen begann, gewannen Stimmen Gehör, welche sie als demokratisch bezeichneten. Das Verlangen nach Wiederherstellung der Adelskammer wurde lauter. Der König begann den Ministern in ihrer Verwaltung Schwierigkeiten zu machen, welche mit Entlassungsgesuchen beantwortet wurden. Wiederholte Trennungs- und

Ausgleichsversuche, sowie die Schwierigkeit der Nachfolgerschaft eines so populären Ministeriums verschleppten die Entscheidung monatelang, bis endlich im October 1850 einige politische Freunde Stüve's, denen letzterer seinen herben Tadel über eine solche Schwäche nicht vorenthielt, zu einer Combination gewonnen wurden, welche den altersschwach gewordenen König aus der Verlegenheit zog, und den Faiseurs in und außer Landes das Feld für ihre Action frei machte. St. lehnte die ihm angebotenen Stellen im Staatsdienst ab und kehrte in seine Heimath zurück, wo er neben einer vielseitigen Thätigkeit im bürgerlichen Leben und in der Stadtvertretung seine politischen und geschichtlichen Studien wieder aufnahm. Die erste Frucht derselben war seine bedeutende Schrift: „Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen“. Es folgte die „Geschichte des Hochstifts bis zum Jahre 1508“, erschienen 1853. In der Kammer lieh St. den Nachfolgern der Märzminister zunächst seine Unterstützung, um von den Organisationen so viel zu retten wie möglich, mußte jedoch darauf verzichten, nachdem er sich überzeugt, daß sie sich von seinem Grundgedanken der Selbstverwaltung immer mehr entfernten, und legte nach einer scharfen Auseinandersetzung hierüber mit Herrn v. Münchhausen im Sommer 1851 sein Mandat nieder. Unter dem Ministerium des jüngeren Schele auf Wunsch seiner Freunde als Vertreter Mündens wieder eingetreten, übernahm er das politische Referat über den Septembervertrag, den er, obwol von jeher Freund des Zollvereins, unter den obwaltenden Umständen zwar nicht ablehnen konnte, aber doch als einen politischen Fehler betrachtete, zumal er die Hoffnung, dafür Preußens Unterstützung gegen die inmittelst beim Bunde anhängig gemachten ritterschaftlichen Beschwerden zu finden, nicht theilte. Auf Wunsch der Minister, unter denen ihm Herr v. Schele nach Charakter und Gesinnung sympathisch, Herr v. Hammerstein als sein früherer Generalsecretär befreundet war, wirkte St. in vertraulichen Conferenzen bei Ausführung der Organisationen mit, soweit diese noch in Frage kamen, bemühte sich auch ernstlich um eine Verständigung zwischen Regierung und Kammer über einen Ausweg zur Beseitigung der von Frankfurt drohenden Gefahr; freilich erfolglos, weil die Minister die durch seinen Einfluß hergestellte günstige Disposition der Kammer nicht entsprechend benutzten. Entmuthigt durch den Fehlschlag nahm er gleichwol nach der Session im Herbst 1852 nochmals das Wort, um sich in der Broschüre „Ueber die Hannoversche Verfassungssache. Ein Sendschreiben an die Wahlmänner der Stadt Münden“ sowol über die Grundgedanken des Verfassungswerks von 1848, als über die Möglichkeit und Ziele einer Revision auszusprechen, konnte sich aber doch neuen Revisionsvorschlägen gegenüber nicht entschließen, wiederum eine Vermittlerrolle zu übernehmen, zu Gunsten von Propositionen, die er nur halb billigte und die ihm auch eine definitive Sicherung der Landesverfassung nicht verbürgten. Ueberdies durch dringende Geschäfte des 1852 wieder übernommenen Bürgermeisterpostens gebunden, blieb er diesmal den Kammerverhandlungen fern, entgegen dem Wunsche seiner Collegen, welche ihrerseits der Linken gegenüber nicht durchzudringen vermochten. An der Starrheit der letzteren scheiterte auch im folgenden Jahre ein Versuch Stüve's, aus der neuen Kammer durch Wiederaufhebung des voreilig vom Ministerium v. Münchhausen publicirten Provinziallandschaftsgesetzes den Hauptpunkt der ritterschaftlichen Beschwerden aus dem Wege zu räumen. Das Ministerium v. Lütcken verzichtete auf weitere Kompromißversuche, und provocirte durch Ueberreichung der Zimmermann'schen Schrift die Entscheidung des Bundestags. Nach Bekanntwerden jenes Schrittes vereinigten sich die Märzminister nochmals zu einer von St. redigirten Vorstellung beim Könige und überreichten dem Bundestag die von Lehzen unter eingreifender Mitwirkung Stüve's verfaßte, als Bro-

schüre gedruckte „Beleuchtung der K. Hannoverschen Denkschrift". An der abgemachten Sache konnten beide Schritte nichts mehr ändern. Durch die Beschlüsse vom 12. und 19. April 1855 gab der Bund zum zweiten Male das Recht des Landes preis. In der unter dem Druck dieser Beschlüsse zur Berathung neuer Propositionen berufenen Kammer übernahm St. nochmals die Führung, setzte zum allgemeinen Erstaunen zunächst die Bewilligung des Budgets durch und formulirte dann als Referent des Verfassungsausschusses seine Anträge, welche die Verfassungsrevision nicht ablehnten, aber in der Begründung eine vernichtende Kritik der Regierung enthielten. Die letztere unterbrach die eben begonnene Verhandlung durch Vertagung, welcher die Octroyirungen auf dem Fuße folgten.

Stüve's politische Laufbahn war damit zu Ende. Von den folgenden Ständeversammlungen wurde er durch Urlaubsverweigerung ferngehalten. Ein Vorgehen wie 1837 war diesmal, da der Bund bereits gesprochen, von vornherein aussichtslos. Auch die spätere Zeit bot ihm keinen Stützpunkt für erneutes Eingreifen. Agitation in Vereinen und Versammlungen, politisches Parteitreiben überhaupt war niemals seine Sache gewesen. Seiner nächsten politischen Freunde durch den Tod beraubt, seiner Vergangenheit nach außer Stande, sich der jüngeren liberalen Schule, welche demnächst die Führung der Opposition übernahm, in der Gesammtheit der politischen Anschauungen anzuschließen, überdies durch zunehmende Amtsgeschäfte gefesselt, stellte er sich den politischen Ereignissen gegenüber mehr und mehr auf den Standpunkt des aufmerksamen aber unbetheiligten Beobachters. Konnte er sich doch auch mit Beruhigung sagen, daß die wesentlichsten Theile seines jugendlichen Programms, der jetzigen Rückschläge unerachtet, zum Vortheil des Landes verwirklicht blieben. Auch nach Beseitigung des Ministeriums v. Borries mochte er sich zur Uebernahme eines Mandats nicht entschließen. Sein städtisches Amt, ursprünglich nur provisorisch zur Hülfe aus augenblicklicher Verlegenheit übernommen, erforderte das Opfer von 12 Lebensjahren, bis er sich Ende 1864 zur Niederlegung entschloß. Oftmals unerquicklich durch die Unterstellung unter Männer wie v. Borries und v. Lütcken, wie auch durch unnöthige Parteiungen in der Bürgerschaft, bot es ihm doch eine in vieler Hinsicht dankbare Beschäftigung und in Verbindung mit dem Vorsitz im landwirthschaftlichen Verein, wie früher einen Stützpunkt für sein sociales Wirken, dem er als wahrer Bürger- und Bauernfreund selbstlos und unermüdlich seine Kräfte widmete. Erholung fand er, wie in jüngeren Jahren, in seinen immer ausgedehnteren historischen Studien. Litterarische Früchte derselben sind eine Reihe von Aufsätzen in der Zeitschrift des historischen Vereins, eine Monographie über „die Gogerichte in Niedersachsen und Westphalen" (1870) und die Fortsetzung der Geschichte des Hochstifts, von welcher der zweite Band mit einer lesenswerthen, den Kern seiner politischen Anschauung nochmals zusammenfassenden Vorrede, unmittelbar nach seinem Tode im Druck vollendet, der dritte später aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde.

Die Ereignisse des Jahres 1866 fanden St., der sich über die drohende Gefahr nach den seit 1851 begangenen Fehlern niemals getäuscht hatte, resignirt. Er veröffentlichte eine kleine „Denkschrift zur Beurtheilung der Veränderungen welche in den Verhältnissen Hannovers durch die Vereinigung mit Preußen hervorgebracht worden", war aber zufrieden, unter den neuen Verhältnissen zu einer praktischen Wirksamkeit nicht mehr berufen zu sein, und enthielt sich, eine Wahl zum Reichstage ablehnend, auch der Theilnahme an den Agitationen der folgenden Jahre. In seinen städtischen Ehrenämtern, auch im Bürgervorstehercollegium blieb er bis zu seinem Ende thätig.

St. war unverheirathet geblieben, nahm aber, mit dem älteren Bruder († 1871 als Director des Rathsgymnasiums) im väterlichen Hause wohnend,

bis zu seinem Tode an dessen Familienkreise theil. Von Statur klein und zierlich, besaß er eine erstaunliche Arbeitskraft, deren unermüdliche Bethätigung durch eine zuverlässige, in der Jugend gestählte und durch ein äußerst mäßiges Leben erhaltene Gesundheit unterstützt wurde. Auch als nach einer schweren Erkrankung im J. 1869 ein zunehmender Verfall der Körperkräfte sich bemerkbar machte, blieb die geistige Kraft ungebrochen, bis am 16. Februar 1872 ein sanfter Tod seiner Arbeit und seinem Leben ein Ziel setzte. Im J. 1882 wurde ihm vor dem Rathhause in Osnabrück ein Denkmal gesetzt, dessen Sockel als Inschrift die Goethe'schen Worte trägt, die er sich in der Zeit jugendlichen politischen Strebens als eine Art Richtschnur gewählt hatte: „Frei gesinnt, sich selbst beschränkend, immerfort das Nächste denkend, nie vom Weg dem geraden weichend, und zuletzt das Ziel erreichend." G. Stüve.

Stüven: Peter v. St., rühriger Uebersetzer französischer Classikerdramen im 18. Jahrhundert, wurde von bürgerlichen Eltern im Januar 1710 zu Hamburg geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, hieß gleichfalls Peter, seine Mutter Anthonetta war eine geborene Widow, eine Schwester des Senators Conrad Widow, des Mitarbeiters am „Patrioten"; am Sonntag Jubilate 1709 wurden beide in Hamburg getraut (Trauregister der Petrikirche von 1701—1755). Das Taufregister derselben Kirche verzeichnet dann am 29. Jan. 1710 die Taufe des kleinen Peter. Dieser verlebt die Jugendzeit in Hamburg, besucht — am 17. März 1728 unter Michael Richey inscribirt — das akademische Gymnasium daselbst und widmet sich dem Studium der Jurisprudenz. Am 28. März 1735 promovirt er auf Grund seiner „Dissertatio inaug. de eo quod iuris est circa bona communia, post mortem unius coniugum, intuitu superstitis ac liberorum, secundum Statuta Hamburgensia" in Utrecht zum Licentiaten der Rechte, läßt sich als Advocat in seiner Vaterstadt nieder und tritt hier in einen regen Verkehr mit dem Hamburger Dichterkreis, dessen anerkannter Mittelpunkt damals Hagedorn's anregende Persönlichkeit war. In diese Zeit der dreißiger Jahre fällt denn auch seine fruchtbare Thätigkeit als Uebersetzer der französischen Dramatiker. Von schwerer Fieberkrankheit im August 1738 erstanden, verlobt er sich im Sommer des übernächsten Jahres mit einem Fräulein v. Bielfeld in Hamburg, der ältesten Schwester des bekannten Briefstellers und Diplomaten am Hofe Friedrich's des Großen (s. A. D. B. II, 624). Am 20. Juni 1740 schreibt dieser aus Charlottenburg dem zukünftigen Schwager, wie er von seiner Familie aus Hamburg gehört habe, daß jener „der Freundschaft und Liebe zu Gefallen den Musen untreu geworden und seinen Pegasus auf die Weide geschickt habe". „Mais", fügt er hinzu, „tâchez d'accorder toujours votre belle passion avec votre raison, & que le Dieu d'hymen ne vous fasse pas faire divorce avec les Doctes Pucelles." In der That hat sich St. dann auch mit seinem Fortgange aus Hamburg der poetischen Reproduction enthalten, vielleicht weil ihm jetzt die nöthige Anregung fehlte; nur mit kleinen Gelegenheitsgedichten zu Geburts-, Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten wartet er noch bei Hofe auf. Schon im October desselben Jahres geht er nach vorübergehendem Aufenthalt in Hannover nach Berlin mit der festen Absicht, sich hier „vor beständig einen Aufenthalt zu verschaffen". Er hat Glück und wird alsbald bei Hofe von Bielfeld dem gerade zu Besuch weilenden Markgrafen von Bayreuth vorgestellt, „qui a été si satisfait de son esprit, de son savoir, de ses talents & de ses manières, qu'il vient de l'engager à son service, & qu'il l'amenera avec lui à sa Cour." (Bielfeld, 15. December 1740.) Nach kurzem Verweilen in Baireuth wird er zum „Gouverneur von Christian-Erlangen" befördert und eilt nun in Bielfeld's Begleitung nach Hamburg, wo die Hochzeit Ende Mai oder Anfang Juni „mit weit weniger Pracht und unnützem Ceremoniell vollzogen wurde, als es sonst in unserm guten Vaterlande bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich ist". Mit seiner jungen Frau siedelt er sodann nach

Erlangen über, welches sein ständiges Domicil auch für die nächsten Jahre, etwa bis 1746, bleibt. Auf dem Titelblatt der Hamburger Buchausgabe einer seiner Uebersetzungen erscheint er indessen noch 1747 als „hochfürstlicher Bareuthischer Hof- und Regierungsrath“, in welcher Stellung er wohl auch geadelt sein dürfte — Bielfeld citirt ihn freilich von vornherein und stets als Herrn v. St. — und auf einem Hamburger Comödienzettel Schönemann's vom 18. April 1747 als „geheimter Rath von Stüven“, während ihm in einem als Concept auf dem Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel erhaltenen herzoglichen Erlaß vom Jahre 1749 der Charakter eines „in Marggräffliche Brandenburgischen Diensten ehemals gewesenen Ghbten Legations Rath“ beigelegt ist. In dieser Wolfenbütteler Urkunde nämlich ernennt ihn der Herzog Karl am 29. Januar 1749 zum braunschweigischen Legationsrath, wohingegen doch sein Aufenthalt in Braunschweig schon im J. 1746 durch einen bezüglichen Brief Bielfeld's gesichert erscheinen muß. Am 2. Februar 1769 scheidet er aus dem herzoglichen Dienste wieder aus: die Acten geben an, er habe sich mit einer jährlichen Pension von 400 Thalern nach Neumünster zurückgezogen. Hier aber verliert sich die Spur seines Lebens. Weder die Wolfenbütteler Urkunden, in denen mit Anfang der siebziger Jahre sein Sohn als herzoglich braunschweigischer Landdrost erscheint, noch die Kirchenbücher von Neumünster geben über den Tod des Schriftstellers eine Kunde und der Rest seines Lebens bleibt somit völlig in Dunkel gehüllt.

Was nun den Werth seiner Uebersetzungen anlangt — es handelt sich, chronologisch geordnet, um Voltaire's „Brutus“, Racine's „Britannikus“ und Corneille's „Der Graf von Essex“, welche bereits bis 1735 übersetzt und auf die Bühne gebracht sind; Racine's „Phädra“ und Voltaire's „Alzire“ kommen noch bis 1739 hinzu —, so muß uns dieser heute gewiß recht zweifelhaft erscheinen, doch haben die Zeitgenossen ihnen vielen Beifall gezollt und sie lange Jahre hindurch auf der Bühne bejubelt. Mit vielen Andern ist es namentlich Bielfeld, der nicht müde wird, die Eleganz und Treue der Stüven'schen Uebertragungen zu betonen (Progrès des Allemands etc. S. 246), doch sind es gerade diese Eigenschaften, welche wir heute am schmerzlichsten vermissen. Die leichte Grazie und Liebenswürdigkeit des Franzosen hat nur zu viel von ihrem Zauber eingebüßt, und die polternden, schwer zu lesenden Alexandriner des Deutschen, der es mit Wortentstellungen und schiefen Bildern keineswegs genau nimmt, vermögen in ihrer versificirten Prosa oft kaum dem Sinne nach den originalen Gedanken wiederzugeben. Bemerkt zu werden verdient indessen, daß auf die Reinheit der Reime mit einer für jene Zeit doppelt anerkennenswerthen Sorgfalt geachtet ist. Im allgemeinen trifft aber Schütze, der bekannte Hamburger Theaterhistoriker, den Nagel auf den Kopf, wenn er diese poetischen Leistungen „verwässert, doch für das Zeitbedürfniß brauchbar“ genannt hat. Trotz aller Mängel, die ich an anderem Orte eingehender charakterisirt und an Beispielen veranschaulicht habe, sind die Stüven'schen Uebertragungen lange Jahre hindurch auf der Bühne lebendig geblieben, und insbesondere die Neuber, welche der Hamburger Kaufmannssohn auch materiell unterstützte, konnte von Glück sagen, daß sie an solchen Werken ihre Reformideen zu erproben und mit ihrer Hülfe durchzuführen schon früh Gelegenheit gefunden hatte.

Ueber die große Zahl der Aufführungen in Hamburg und auswärts kann ich hier des Raumes wegen keine näheren Angaben machen, und nur im Vorübergehen will ich bemerken, daß der „Essex“ eine Lieblingsrolle Schönemann's war, daß auch Schuch und Koch dieses Werk „mitunter“ noch auf ihre Bühne brachten und „Phädra und Hippolitus“ noch am 2. Januar 1766 in dem neuen Schauspielhause am Gänsemarkt in Hamburg von Ackermann einer Darstellung gewürdigt wird. Ja, noch Lessing hat zwei Aufführungen des „Essex“ auf dem

Hamburger Nationaltheater beigewohnt: ihm bieten sie willkommene Gelegenheit, daran die bekannte Polemik gegen den jüngeren Corneille in der Hamburgischen Dramaturgie (22. und 24. Stück) zu knüpfen.

Von allen dramatischen Arbeiten Stüven's, die immerhin „in jener Kindheitsepoche des Deutschen Theaters" höchst verdienstvolle Bestrebungen waren, darf indessen heute allein noch die Verdeutschung von Voltaire's „Alzire" Anspruch auf allgemeinere Beachtung erheben. Diese letzte und jedenfalls gelungenste seiner Uebersetzungen kam anonym im Herbst 1739 „bey Felginers Witwe, und Bohn" in Hamburg heraus, von des Uebersetzers Freunde Lamprecht mit einer Vorrede begleitet. Abgesehen davon, daß der Reiz und Geist des Originals sich hier keineswegs völlig verflüchtigt hatte, vielmehr sogar etwas wie ein poetischer Hauch und intime Stimmungsmalerei über manche Scenen ausgegossen erscheint, mußte auch die kraftvolle, oft leidenschaftliche Diction energisch zur theatralischen Verkörperung herausfordern. So ist es kein Wunder, wenn sich die Neuber für das ihr gleich bei ihrer Ankunft in Hamburg 1739 übergebene Manuscript der Uebersetzung begeistert und unter allgemeinem Beifall bereits am 14. Mai aufführt, und noch sechsmal in derselben Spielzeit „auf Begehren" wiederholt. Als aber die Neuber im September zur Michaelismesse mit ihrer Truppe nach Leipzig übersiedelt, da wird St. bezw. seine Alzire-Uebertragung die unschuldige Ursache des folgenschweren Bruches zwischen Gottsched und der ihm bis dahin im allgemeinen immer dienstwilligen Comödiantenprincipalin. Bekanntlich hatte das Voltaire'sche Stück gerade eben jetzt auch durch Frau Gottsched — und vorher schon durch den Regimentsquartiermeister Johann Friedrich Kopp — eine keineswegs unerträgliche, wenn auch wortreiche und freier gehaltene Verdeutschung erfahren. Nun zögerte sie keinen Augenblick „zu verlangen, daß ihre Uebersetzung der Alzire vorgezogen werden sollte, und ihr Liebster unterstützte ihre Ansprüche kraft seines kritischen Monopolismus und des Ansehns, das er bey der Bühne erlangt zu haben glaubte". (Reichard.) Die Neuber aber weigerte sich dessen entschieden und hat in der That auch später niemals die Gottschedische Arbeit zur Darstellung gebracht. Dieser unverhüllte Ungehorsam zerriß denn das damals immerhin schon gelockerte Band zwischen beiden vollends und Gottsched verlor somit für alle Zeiten diese thatkräftige und praktisch-gewandte Bundesgenossin seiner Bestrebungen. Stüven's „Alzire" aber hat durch diese Umstände eine weit über ihren ästhetischen Werth hinausgehende Bedeutung in der deutschen Theatergeschichte gewonnen, und den Namen des Uebersetzers aus der großen Schaar der zeitgenössischen Bearbeiter französischer Originale bedeutsam hervorgehoben und dem Gedächtniß der Nachgeborenen überliefert.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Originaldrucke, als deren erster die Buchausgabe der „Alzire" anzusehen ist, heute ziemlich selten geworden sind, und der Historiker mehr oder weniger auf die späteren Drucke der „Deutschen Schaubühne zu Wienn nach Alten und Neuen Mustern" angewiesen ist. Der „Brutus" scheint überhaupt Manuscript geblieben zu sein.

Aus der Litteratur, in der sich verstreute Einzelheiten über St. finden, sei noch hervorgehoben: Schröder, Hamb. Schriftstellerlexikon. — Schütze, Hamb. Theatergeschichte S. 234 u. 236. Hamburg 1794. — Bielfeld, Progrès des Allemands, dans les sciences etc. S. 245 ff.; Lettres familières et autres de monsieur le baron de Bielfeld. A la Haye 1763. (Deutsche Uebersetzung u. d. T.: Des Freyherrn von Bielfeld freundschaftliche Briefe nebst einigen andern. 2. Aufl. Danzig u. Leipzig 1770.) — Hannöversches Magazin 1768. S. 373. — Reichard, Theaterjournal XIII, 56 ff. u. XIV, 53. — Löwen, Schriften IV, 27. Hamburg 1765. — Critische Beyträge XXII, 349. Leipzig 1739. — Ndf. Nachr. v. gel. n. Sachen. 1735. XCIII, 805. —

Eschenburg, Hagedorn S. 16 u. 174. — E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. S. 163 ff. u. 169 ff. — Dr. F. Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottsched's und ihre Beziehungen zu ihm S. 34—59. Dresden u. Leipzig 1891. Ferdinand Heitmüller.

Stwrtnik: August Freiherr v. St., k. k. Feldmarschalllieutenant und Ritter des Maria-Theresienordens, geboren am 14. September 1790 zu Prag, † am 9. December 1869 zu Radkersburg. Ein Sohn des am 24. October 1841 zu Ofen verstorbenen Feldmarschalllieutenants August Frhrn. v. St. trat er am 8. April 1805 als Unterkanonier in das 2. Artillerieregiment, wurde nach dem Kriege zum Cadeten im Bombardiercorps ernannt und im Feldzuge 1809 wegen seines tapferen Verhaltens zum Unterlieutenant befördert. Er rückte durch alle Chargen bei verschiedenen Artillerieregimentern bis zum Major (1834) vor, wurde 1839 Oberstlieutenant und am 29. Mai 1843 Oberst und Regimentscommandant beim 4. Artillerieregiment. Im J. 1848 marschirte er mit dem Reservecorps unter FZM. Graf Nugent nach Italien. Nach der Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee in Verona wurde Oberst St. zum Feldartilleriedirector der Armee ernannt. Beim Angriff auf Vicenza (10. Juni) zeichnete er sich durch die außerordentliche Umsicht aus, mit welcher er eine Batterie placirte, durch deren Feuer die Capitulation der Stadt wesentlich beschleunigt wurde. Am 19. Juni wurde er zum Generalmajor befördert. In der Schlacht von Custoza (25. Juli) übernahm St. persönlich die Leitung einer bei Casa Pietà aufgestellten Batterie, vertrieb durch deren Feuer die Piemontesen aus den Häusern von La Bagolina, wodurch das entscheidende Vordringen der Brigade Edmund Schwarzenberg auf die Höhe von Custoza wesentlich erleichtert ward.

Im Feldzuge des Jahres 1849 zeichnete sich der Feldartilleriedirector in der Schlacht von Novara (23. März) durch seine umsichtigen Anordnungen neuerdings aus und wurde vom FM. Grafen Radetzky in den Berichten stets unter den hervorragend Ausgezeichneten seines Hauptquartiers genannt. Der Feldmarschall äußerte sich u. a. über St. wie folgt: „GM. Baron St. war überall in der Schlacht, wo seine Waffe seiner belebenden Gegenwart benöthigte, und auch die Truppe folgte gern seinem erfahrenen Blicke.“ Das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens und das Commandeurkreuz des Leopoldordens wurden St. für seine hervorragenden Verdienste in den beiden italienischen Feldzügen zu theil. Zu dieser Anerkennung seiner Verdienste trat noch die Ernennung zum Inhaber des 5. Feldartillerieregiments (10. Juni 1850) und später 1858 jene zum Geheimen Rathe. Als der Krieg des Jahres 1859 ausbrach, blieb St., beinahe 70 Jahre alt, aber geistig und körperlich noch immer rüstig, in der Stellung des Feldartilleriedirectors bei der operirenden Armee. Seiner umsichtigen Leitung der Artillerie bei Magenta, sowie seinen übrigen hervorragenden Leistungen seit Beginn des Feldzuges wurde durch die Verleihung des Ordens der eisernen Krone 1. Classe die verdiente Anerkennung zu theil. Nach dem Feldzuge trat er mit 1. October 1859 in den Ruhestand. Er verlebte die Zeit der Muße zu Graz und Radkersburg, in welch' letzterem Orte er, nahezu 80 Jahre alt, starb.

Geistvoll, rastlos thätig, war er streng im Dienste und besaß bei seltenem Scharfblicke ein ausgesprochenes Organisirungstalent. Radetzky wußte dasselbe im vollen Umfange zu würdigen. Die Befestigungen, welche in Pola, in den italienischen Provinzen und an den Küsten Dalmatiens zu jener Zeit ausgeführt wurden, waren von St. beantragt worden. Ein ruhmvoller Veteran, dessen Name mit der Erinnerung an das Jahr 1809 verknüpft ist, hat St. in den

Feldzügen eines halben Jahrhunderts mitgekämpft und oft durch die vorzügliche Verwendung seiner Waffe die Entscheidung der Schlacht günstig beeinflußt.

K. und k. Kriegs-Archiv, Standesacten. — Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 40. — Strack, Die Generale der österr. Armee. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden u. seine Mitglieder, 2. Bd. — Wiener Zeitung 1869, Nr. 292. C. v. Duncker.

Stymmelius: Christoph St. (latinisirt aus Stummel, wie er sich in der Originalausgabe seines ersten Werkes nennt), Dichter, geboren am 22. October 1525 (nicht 1528) in Frankfurt a. O. als zweiter Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Senators Andreas (nicht Franz) St., der dort am 6. October 1550 starb. Nach der Sitte der Zeit wurde er sehr früh, im Winter 1537/38, also 12 Jahre alt, auf der Universität seiner Vaterstadt immatriculirt und hörte bei Jodocus Willichius Livius, bei Witterstadius Institutionen, bei Georg Sabinus Ovid. Mit 20 Jahren zum Magister promovirt, blieb er noch einige Jahre in Frankfurt, ging dann aber nach Wittenberg (12. Mai 1551 inscribirt) und hörte Melanchthon, für das Hebräische Förster. Nach etwa zweijährigem Aufenthalt wurde er Lehrer in Beeskow, dann Hofprediger des Grafen Schulenburg in Lübbenau und 1555 Prediger in Crossen, nachdem er (3. October?) d. J. in Frankfurt zum Doctor der Theologie creirt worden war. Im folgenden Jahr (30. September) wurde er auf Andreas Musculus Empfehlung als Pastor an der Marienkirche und Professor des fürstlichen Pädagogiums nach Stettin berufen, wo er mit kurzer Unterbrechung bis an seinen Tod geblieben ist. Herzog Barnim XI. gab ihn nämlich 1561 seinen zum Fürstentag nach Naumburg gehenden Räthen als sachverständigen Berather mit, und der Kurfürst August von Sachsen behielt ihn einige Jahre zurück, um die verwirrten kirchlichen Verhältnisse in Merseburg zu ordnen. Am 8. April 1566 kehrte er in seine frühere Stellung nach Stettin zurück, die ihm hier angebotene Superintendentur aus Gesundheitsrücksichten ablehnend. In Stettin brannte heftig der kryptocalvinistische Streit, von dem Rector Konrad Bergius und dem Prediger Joachim Frisius auf die Kanzel gebracht, von wo aus denn auch St. die orthodoxe lutherische Lehre verfocht. Wie damals üblich, übertrug man den Streit auf das Gebiet des Persönlichen, bis endlich St., um dem Zank aus dem Wege zu gehen, einen Ruf als Professor nach Frankfurt annehmen wollte. Da (um 1585) wurde sein Gegner Frisius nach Garz a. O. versetzt, er selbst aber konnte sich dieses Ausgangs nur kurz freuen, denn er starb bereits am 19. Februar 1588. St. war zweimal verheirathet, zuerst mit Anna Birck, † am 10. Januar 1555 in Crossen, dann (in Stettin?) mit Barbara Wedelich, die ihm einen am 6. August 1558 in zartem Alter verstorbenen Sohn Jesajas und zwei Töchter gebar, von denen die erste den Bürgermeister Christian in Stendal, die andere, Regina, den Präpositus Veit Smaler in Penkun 1573 heirathete. — Schon im 16. Jahr hatte St. lateinische Verse gemacht; im J. 1545, also 19 Jahr alt, schrieb er in Frankfurt die Comödie „Studentes“, der er seine Berühmtheit verdankt. Sie schildert, dem Acolastus des Gnapheus (s. A. D. B. IX, 279) nachgebildet, die Liederlichkeit des studentischen Treibens seiner Zeit, und gehörte zu den gelesensten Stücken des 16. und 17. Jahrhunderts. Ebenfalls in den Frankfurter Aufenthalt fällt Stymmelius' zweite Arbeit „Judicium Paridis“, dann wurde er nur noch einmal gegen Ende seines Lebens, von dem Gedanken ergriffen, eine lateinische Comödie zu schreiben: „De immolatione Isaac“, geschrieben in der Zeit vom 14. November 1576 bis 8. Januar 1577, wenn auch die Vorrede vom 25. März 1579 datirt. Das Stück schließt sich eng an die biblische Erzählung an, doch fehlt es auch nicht an derb-komischen Stellen. Verschiedene kleinere Gedichte enthalten wichtige Notizen für seine Biographie.

Rasmus, Christoph Stymmelius im Jahresbericht des histor.-statist. Vereins in Frankfurt a. O. 1867, Heft 6 u. 7. — Haase in einem Breslauer Lectionscatalog, Michaelis 1863. — Meyer, Studentica. Leipzig 1857. — Leichenpredigt, geh. vom Superint. Joh. Cogler und dem älteren Bruder des Dichters, Bürgermeister Benedict Stymmel, gewidmet. v. Bülow.

Stynna: Johannes de St. (Stinna), so nennt seinen Verfasser ein Druck des Jahres 1511, dessen Titel ist: „Speculator abbreviatus alias Speculum abbreviatum". Das Werk ist auf Grundlage des Speculum juris des Durantis († 1296) verfertigt, und zwar mit Gelehrsamkeit und eigenem Urtheil, aber unter Vermittlung, wie der Verfasser selbst bemerkt, der von ihm zu Paris gehörten Vorlesungen eines dortigen Professors Joannes de Borbonio. Es ist ein, zum Zweck der Mitnahme auf Reisen, kurz gefaßtes Lehrbuch des kanonischen Rechts und namentlich Processes, welcher im ersten Theile behandelt wird; der zweite Theil gibt eine reiche, theilweise aus der Praxis des Verfassers selbst hergenommene Sammlung von Formularen und Urkunden; der dritte Theil behandelt den Titel de regulis juris. — Ueber der Persönlichkeit des Verfassers dieses Werkes hat lange tiefes Dunkel gelegen, welches erst nach vielfachen fehlgeschlagenen Bemühungen anderer Schriftsteller durch Muther aufgehellt worden ist. Nach dessen unzweifelhaften Ergebnissen haben wir die Arbeit eines Cisterciensermönchs Johannes vor uns, welcher dem Kloster Colbatz in der pommerschen Diöcese Cammin schon etwa seit 1327 als Rechtsbeistand gedient, unsere Schrift 1332 oder 1333 verfaßt hat und 1339—1342 Abt desselben Klosters gewesen ist; er führt bisweilen den Titel magister, bisweilen sogar den eines Dr. theologiae; außerdem können wir seiner eigenen Angabe entnehmen, daß er in Paris studirt hat; ungewiß bleibt aber selbst heute noch, ob er den Beinamen de Stynna, der sicher aus de Zynna corrumpirt ist, führt, weil er aus dem in der Nähe des Klosters Colbatz altangesessenen Adelsgeschlechte von der Zinne stammt, oder weil er, ehe er nach Colbatz kam, Abt des Klosters Zinna zwischen Jüterbogk und Brandenburg gewesen ist; für letztere Annahme spricht eine Urkunde von 1333, in welcher unter den Zeugen ein Frater Johannes de Colbas quondam abbas in Cynna vorkommt. — Für einen in Deutschland lebenden Autor jener Zeit ist seine Leistung eine außergewöhnlich tüchtige.

Aeltere Litteratur: v. Savigny, Rechtsgeschichte VI, 498; v. Stintzing, Populäre Litteratur S. 229—234 u. a. m. — Sie kommen nicht mehr in Betracht seit: Muther, Zur Geschichte des römisch-kanonischen Processes in Deutschland während des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts, I. Das Speculum abbreviatum des Johannes v. Zinna, S. 1—31. — Seitdem: v. Bethmann-Hollweg, Geschichte des Civilprocesses VI, 234—236; und v. Stintzing, Geschichte der Rechtswissensch. in Deutschland I, 14 fg.

Ernst Landsberg.

Styrum: Hermann Otto Graf zu Limburg-St. und Bronchorst, geboren 1645, † 1704, kaiserl. Generalfeldmarschall und Kämmerer, war ein Sohn des Adolphus, Herrn v. Gehmen, Graf zu St., welcher 1657 als dänischer Oberst auf Schonen in einem Treffen mit den Schweden geblieben. St. diente zuerst im Baireuthschen Dragonerregiment und erhielt, nachdem der Freiherr v. Wopping auf sein Dragonerregiment verzichtet hatte, mit kaiserlicher Bestallung (datirt Laxenburg, 5. Mai 1678) in Anerkennung seiner in verschiedenen Feldzügen erworbenen Verdienste dessen Regiment, bei gleichzeitiger Beförderung zum Obersten. Dies Regiment ging später an Sinzendorf über und St. errichtete nach kaiserlicher Bestallung vom 24. Juli 1682 ein neues Reiterregiment. Am 18. Oct. 1684 wurde St. Obristfeldwachtmeister (Generalmajor); er hatte in den Feldzügen gegen die Türken mitgekämpft und zeichnete

sich im folgenden Jahre bei Gran (16. Aug.) ganz besonders aus. 1688 (5. Oct.) wurde er zum kaiserl. Feldmarschalllieutenant ernannt. Am 19. Aug. 1691 war er in der Schlacht bei Slankamen an der Umgehung des rechten Flügels des Gegners hervorragend betheiligt, welche der Obercommandant Markgraf Ludwig von Baden mit ihm, den Generalen Dünewald, Castell und Hoffkirchen und 5 Reiterregimentern unternahm, während gleichzeitig mit dieser Bewegung die gesammte leichte Reiterei sich in ungestümer Attacke auf das feindliche Lager warf. Am 5. Mai 1696 wurde St. infolge der „in Kriegssachen erlangten Experienz auch von langen Jahren her sowohl im Königreich Hungarn wider den Erbfeind christlichen Namens, als im Römischen Reich wider die Kron Frankreich geleisteten und annoch continuirenden, ersprießlichen Kriegsdiensten und in denen vorgefallenen Occasionen jederzeit erwiesenen tapferen Valor", zum Feldmarschall ernannt. Im J. 1701 ging FM. St. mit einer Specialmission, auf Befehl Kaiser Leopold's, aus dem Reiche zum König von England, der sich damals in Holland befand, um demselben Vorschläge wegen der Operationen zu machen, den Stand der kaiserlichen Kriegsrüstungen am Ober-Rhein mitzutheilen, sowie die etwaige Sendung einiger kaiserlicher Regimenter zu der Armee in den Niederlanden in Aussicht zu stellen. Bei der alliirten Armee vor Landau im J. 1702 commandirte er im ersten Treffen. Im Herbst desselben Jahres führte er das Commando auf dem linken Rheinufer. Im J. 1703 bei der Campagne im Römischen Reiche befehligte St. die obere Postirung vom Frickthale, wurde jedoch schon in den ersten Tagen des Monats Januar von dort abberufen und nach Nördlingen versetzt, um den Befehl über die in den Quartieren zwischen Donau und Main in der Grafschaft Oettingen und Hohenlohe bis gegen Frankfurt befindlichen kaiserlichen und Kreistruppen zu übernehmen. Die Infanterie, die unter sein Commando trat, aus fränkischen Regimentern bestehend, zählte noch Ende Februar nicht viel über 4000 Mann, die Reiterei aus Commandirten von 13 kaiserlichen Regimentern zusammengesetzt, war etwa 3600 Mann stark. Am 4. März durchbrach er mit diesem Corps die von den schwachen Truppenabtheilungen der Generale Wolframsdorf und Maffei vertheidigten Schanzen zwischen Neumarkt und Dietfurth. St. führte, nachdem der Markgraf von Brandenburg-Baireuth für längere Zeit nach Berlin abgegangen war, den Befehl allein in der Oberpfalz, wo er infolge der mangelnden Dispositionsfreiheit über die Kreistruppen (die ganze Infanterie bestand aus fränkischen Bataillonen) unthätig bei Neumarkt stehen blieb und den Kurfürsten Max Emanuel dadurch Zeit gewinnen ließ, durch das Heranrücken der Armee Villars' die absolute Ueberlegenheit an Streitern zu haben. Am 10. April brach St. gegen Amberg auf, mußte sich aber mit den aus der Oberpfalz eingetriebenen Contributionen begnügen und den Versuch, Amberg dauerd zu besetzen, aufgeben. Er stand am 23. April bei Hahnbach nördlich von Amberg, in Erwartung des Anrückens des zu seiner Verstärkung bestimmten sächsisch-polnischen Hülfscorps, um nach der Vereinigung mit demselben den Marsch nach Nördlingen fortzusetzen. Da traf die Nachricht ein, daß der Kurfürst von Baiern an der Donau starke Kräfte vereinige und es den Anschein habe, als ob er diesen Strom übersetzen wolle. Infolge dessen brach St. mit seinem Corps unverzüglich auf und führte einen Marsch aus, der zu den tüchtigsten Leistungen der Truppen in dem spanischen Erbfolgekriege gezählt werden muß. Vom Morgen des 24. bis in die Nacht zum 25. April in beiläufig 22 Stunden legte das 7—8000 Mann starke Corps die fast 53 Kilometer lange Strecke von Hahnbach über Sulzbach, Lauterhofen und Neumarkt bis Freystadt am Schwarzachbache zurück. Am 26. wurde der Marsch nach Nördlingen fortgesetzt, wo St. am 29. eintraf und das Lager bei Baldingen bezog, von wo er am 4. Mai aufbrach, um über Göppingen bis

Nürtingen zu rücken. Am 20. September commandirte er in der Schlacht bei Schwenningen und Höchstädt, und der unglückliche Ausgang dieser nöthigte ihn zum Rückzuge, der sich nur durch die heroische und energische Commandoführung des denselben deckenden preußischen Hülfscorps unter Generallieutenant Prinz Leopold von Anhalt nicht zu einer Katastrophe gestaltete.

Beim Jahreswechsel lag St. mit den kaiserlichen Cavallerieregimentern Hannover, Hohenzollern, Lehoczky und seinem Dragonerregiment in Franken und hatte sein Hauptquartier in Amberg. Am 8. Mai marschirte er mit der Cavallerie von Nördlingen nach Heidenheim und bezog am 9. bei Groß-Süßen das Lager. In der Gegend von Schömberg und Balingen wurden die verschiedenen Theile der Reichsarmee vereinigt; aber das alte Uebel dieser Armee, die Uneinigkeit der höheren Führer, trat auch hier wieder zu Tage. Zwischen dem FM. Markgrafen von Baireuth und St. waren über den Vorrang bereits solche Mißhelligkeiten ausgebrochen, daß jener den GLt. Markgrafen Ludwig von Baden ersuchte, St. abzuberufen. Der letztere war aber als älterer General umsomehr in einer mißlichen Lage gegenüber dem Reichsfürsten, als dieser äußerst unentschieden und langsam handelte. Im Treffen bei Donauwörth (Schellenberg) führte er die Reiterei, wurde tödlich verwundet und erlag diesen Wunden bereits am 9. Juli.

Feldmarschall St. galt als tapferer Degen und schneidiger Reiter. Als Obristlieutenant des Baireuthschen Regiments hatte er am 13. Februar 1678 einen Aufsehen erregenden Distanzritt unternommen, indem er die 42 Kilometer (sechs Meilen) lange Strecke zwischen Neustadt und Wien trotz des herrschenden Sturmes in $1^{3}/_{4}$ Stunden zurücklegte und dadurch eine Wette von 1000 Dukaten gewann. Während untadelhafte Bravour ihn auszeichnete, mangelte ihm für die Verhältnisse des großen Krieges häufig der richtige und umfassende Blick. Von seiner Gemahlin, einer Gräfin v. Vehlen, hinterließ er den im J. 1688 geborenen Sohn Otto Ernst, Grafen v. Styrum.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, herausg. von der kriegsgeschichtl. Abth. d. k. u. k. K.-A., Bd. III, IV, V, VI. — Gauhen, Des heil. Röm. Reichs genealogisch-histor. Adels-Lexikon II. — Fuhrmann, Alt- und Neues Wien (1739).

C. v. Duncker.

Styx: Martin Ernst St. wurde am 19. December 1759 zu Riga (Livland) als Sohn des Intelligenzexpediteurs Andreas Ernst St. und dessen Gattin Anna Helene geborne Palm geboren. Er besuchte das Rigaer Lyceum von 1770 an und verließ dasselbe am 24. April 1779, um in Erlangen Jurisprudenz zu studiren. Er änderte aber seinen Entschluß, ging nach Jena und widmete sich dem Studium der Medicin. Hier in Jena erlangte er am 1. Juli 1782 auf Grund seiner Inauguraldissertation „Descriptio anatomica nervi cruralis et obturatorii". Jena 1882. Mit zwei Kupfertafeln, den Grad eines Doctors der Chirurgie und Medicin. Dann besuchte er Göttingen, später Straßburg, und kehrte im nächsten Jahre nach Rußland zurück. Am 12. September 1783 wurde er in St. Petersburg vom Medicinalcollegium examinirt und erhielt das Recht der freien Praxis in Rußland. Von diesem Zeitpunkt an bis zu seiner allendlichen Anstellung als Professor der Medicin an der neuen Universität zu Dorpat führte er ein äußerst unruhiges Leben und wechselte wiederholt seinen Aufenthaltsort. Er war nacheinander 1783 Kreisarzt in Gdow (Gouv. Pskow), dann Kreisarzt in St. Petersburg; von hier wurde er am 1. Januar 1785 nach Orenburg als dirigirender Arzt in das Militär-Bezirkshospital übergeführt. Hier blieb er fünf Jahre; er hatte die Oberaufsicht über alle Lazarethe der im Bezirk Orenburg stehenden Regimenter und mußte deshalb viele Reisen machen. Im

J. 1790 wurde St. als dirigirender Arzt an das Militär-Bezirkshospital nach Reval und 1791 in gleicher Eigenschaft nach Riga versetzt. Aber schon 1793 gab er dieses Amt auf und widmete sich der freien Praxis in seiner Vaterstadt. Er veröffentlichte außer seiner Dissertation eine Abhandlung „Ueber den Mißbrauch des Aderlasses in den nördlichen Provinzen Rußlands“. Riga 1793 und einige medicinische Aufsätze in Journalen: „Beitrag zur Geschichte der verlarvten und ansteckenden Wechselfieber“ in Pfaff-Scheel's Nord. Archiv für Natur- und Arzneiwissenschaft I. Bd., 1. Stück, Nr. 7, S. 43—56. Kopenhagen 1799. — „Sichere Heilart des Keuchhustens“ in Hufeland's Journal der praktischen Arzneiwissenschaft 1799, Bd. VII, St. 4, S. 177—182. — „Bedenkliche Wirkungen der Brechmittel im Magenkrampf“, ebenda Bd. VIII, St. 1, S. 166—170. Am 14. December 1800 zum ordentlichen Professor der Medicin an der neugegründeten Universität zu Dorpat ernannt, war er einer der beiden medicinischen Professoren, die bei der Eröffnung der Universität — 21. April 1802 — zugegen waren. St. als Professor der Diätetik, der Staats- und populären Arzneiwissenschaft und der Materia medica trat mit einer lateinischen Rede „de medicinae popularіae necessitudine et utilitate“ am 22. April sein Lehramt an. (Jäsche's Geschichte der Feierlichkeiten bei der Eröffnung der Universität zu Dorpat 1802. 4°. S. 53—63.) St. war der erste Decan der medicinischen Facultät (vom 24. April 1802—1804), verwaltete auch vom 1. August 1813 bis 1. August 1814 das Amt eines Rectors. Er war ein vortrefflicher Charakter, ein eifriger Lehrer, ein tüchtiger, wohlunterrichteter Arzt, ein strebsamer, fleißiger Gelehrter — eines der ersten Mitglieder der durch Burdach in Dorpat begründeten medicinischen Gesellschaft. Im J. 1826 schied St. nach 25jährigem Dienst als Professor emeritus aus seiner Lehrstellung, doch sollte er nur kurze Zeit sich der wohlverdienten Ruhe erfreuen: er starb am 13. März 1829. St. hat außer den bereits genannten Abhandlungen noch veröffentlicht: „Ideen über populäre Arzneikunde“. Dorpat 1803. 8°. „Handbuch der populären Arzneiwissenschaft für gebildete Stände in den nördlichen Provinzen Rußlands“. I. Theil. 212 S. Riga 1805. Ferner „de Russorum balneis calidis et frigidis“. Pars I. Dorpat 1802. 4°. Ferner einige Programme und Reden; einige Aufsätze in den Abhandlungen der livl. ökonom. Societas, und einige Recensionen in den Rheinischen Mannichfaltigkeiten und in der Salzburger medicinischen Zeitung. St. hatte sich im J. 1804 mit einer Tante des Oberpastors Bärnhoff zu Riga, Catharina Johanna, verheirathet; sie blieb beim Tode ihres Mannes als Wittwe mit zwei Söhnen und einer Tochter zurück. Der älteste Sohn Friedrich, geboren am 5. März 1809, starb als Husarenrittmeister im Kaukasus 1843, der jüngere Sohn Ernst, geboren am 13. November 1810, starb 1848 als praktischer Arzt in Astrachan; die einzige Tochter lebt hochbetagt in Dorpat.

H. J. Köhler, Annales ordinis medicorum ad finem usque anni 1827. Dorpat 1830. — Recke-Napiersky, Schriftstellerlexikon X, 335—336. Mitau 1833.

L. Stieda.

Suarinus: Abraham S., geboren am 15. November 1563 zu Schkeuditz, wo sein Vater Pastor war, studirte zu Leipzig und Rostock Theologie, ward im J. 1584 Magister zu Leipzig, 1586 Nachfolger seines Vaters, 1600 Superintendent zu Delitzsch, 1610 zu Wittenberg Doctor der Theologie und in demselben Jahre Generalsuperintendent und Consistorialassessor zu Altenburg. Er starb am 11. November 1615, erst 52 Jahre alt, und ward an seinem Geburtstage begraben. Er hat mehrere Predigtsammlungen drucken lassen. Ein Sterbelied, das er gedichtet hat, „Dem großen Gott im Himmelsthron“, ist der ihm von Joh. Christiani gehaltenen Leichenpredigt im Drucke beigegeben.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 278 f. — Jöcher IV, Sp. 924. — Richter, Allg. biogr. Lexikon alter und neuer geistl. Liederdichter S. 402. l. u.

Suchensinn, fahrender Sänger des ausgehenden 14. Jahrhunderts, empfing am Rupertstage des Jahres 1392 von Wolfhard Helttampt, dem Landschreiber Herzog Albrecht's des Jüngern von Niederbaiern, für sich und seine Gesellen die Summe von vier Pfund. Die ungewöhnliche Höhe der Gabe, die in Helttampt's Rechnungsbuche unter der langen Rubrik 'Nota Varender läuten' ihres Gleichen nicht hat, deutet wohl darauf hin, daß S. das geschätzte Haupt eines ganzen Kreises von Fahrenden war. Natürlich war er nicht der adelige 'Herr', den Konrad Silberdrat aus ihm macht, sondern höchstens 'Meister'; so bezeichnet ihn die Kolmarer Liederhandschrift. Wie ihn jener authentische Nachweis in Niederbaiern zeigt, so weisen auch die, nicht zahlreichen, Spuren seines Dialekts nach Baiern, und in dieses Land, das in seiner Geschmacksrichtung der alten höfischen Tradition mit zäher altfränkischer Treue anhing, paßt auch Suchensinn's dichterische Physiognomie allein hinein. Schon in der überraschenden Sauberkeit seiner Form, in gewissen archaischen Zügen seiner Technik, die z. B. zweihebig stumpfe Reime noch genau so verwendet, wie die mittelhochdeutsche Blüthezeit, in seinen traditionellen, meist sehr reinen Reimen, in seiner einzigen Strophenform, die identisch ist mit der zweiten Weise Gösli's von Ehenhein und ganz ähnlich Konrad's von Würzburg Nachtweise, in all diesen Dingen verräth er das Studium der alten höfischen Poesie, und es ist kein Wunder, daß man ihn im 15. Jahrhundert mit Neidhart, Frauenlob und Regenbogen in einem Athem glaubte nennen zu dürfen. Aber auch der Inhalt seiner mit Vorliebe vier-, sonst drei- und fünfstrophigen Lieder verräth den Schüler der mittelhochdeutschen Lyrik. Nachtigall rühmt ihm mit Recht nach: 'Der Suchensinn sang lobeleich von Frawen rein'. Er ist so etwas wie ein Minnedichter, besingt nur die Frauen, weiter nichts. Freilich, darin zahlt er der Zeit seinen Zoll, daß er nicht die Geliebte, sondern die Frauen im allgemeinen feiert; über das Lob trägt oft Lehre und Warnung den Sieg davon, und er zieht sich wohl gar weiblichen Tadel zu, daß er nie auf Männer schelte, daß er die Frauen zu stark mitnehme: in einem freien Geleit verspricht er denn auch einmal, seinen Ton zu mildern. Die Frauen sind sein einziges Thema; der barock mit allerlei bürgerlichen Bildern und Phrasen vergröberte Ton des höfischen Minnepreises und der höfischen Minnelehre meldet sich selbst, wenn der Dichter auf andre Stoffe einzugehn sich geneigt zeigt. So weiß er eine Ermahnung an die Juden unterzubringen in einem Liede, das die Frauen als fruchtbare, schöpferische Wesen mit Gott vergleicht, und, wie vor ihm Friedrich von Sunburg, scheut er sich nicht, in das Lob der Jungfrau Maria grob erotische Elemente, bedenkliche Vorstellungen des Minnedienstes einzumischen, die uns in diesem Zusammenhange nicht nur frivol, sondern fast blasphemisch erscheinen. Daß die Zeit anders empfand, geht auch daraus hervor, daß Suchensinn's jüngerer Landsmann Muscatblüt sich hierin, wie auch sonst zuweilen, dem ältern Sänger nachahmend anschloß. Wie S. in das geistliche Lied, das bei ihm natürlich nur der Himmelskönigin gilt, minnigliche Töne fügt, so schmückt er das Lob der irdischen Frau mit den üppigen Farben der hymnischen Bildersprache. Eine Jungfrau, die findet, er bevorzuge zu sehr diu wîp (d. i. die Ehefrauen), beruft sich auf die Jungfrau Maria. S. ist Richter in einem Wettstreit zwischen Priester und Weib, welcher 'Orden' höher stehe: dies, auch von Rosenplüt erwogene Problem, wird von S. selbstverständlich zu Gunsten der Frauen entschieden, denen selbst Gott hofire. Auch die Natur mit all ihren Blumen, Vögeln und Wurzen ist ihm nichts gegen den Reiz der Frau, die tausendmal mehr Freuden gibt; die

sechs Farben, die den Anger schmücken, findet er schöner bei ihr wieder. Er liebt den Natureingang: aber alle Wege führen ihn immer wieder zu seinem Ein und Alles. Er trifft etwa auf dem Morgenspaziergang durch die schöne Natur eine Dame, mit der er plaudert; oder auf eine Klage über den hereinbrechenden Winter mahnt ihn eine Frau, er solle lieber klagen, wenn ein junges Weib seine Ehre vergesse; oder er trifft im Grünen den Waidmann auf der Hirschjagd, den Fischer, der Reusen stellt, und diese entpuppen sich als Allegorien, die nach der weiblichen Tugend jagen und fischen; oder aber das ganze Naturbild selbst wird Allegorie: so bedeutet etwa der Wald das Weib, der Winter die falschen Zungen, die dem Walde sein Laubgewand, der Frau ihr Ehrenkleid rauben. Die ausgeführte Allegorie der beliebten erotischen Jagdgedichte klingt von ferne an, wenn der Dichter seinen nach ihm selbst benannten Hund 'Suche' ausschickt, daß er ihm das Liebste ausfindig mache. Aber die eigentlich minniglichen Züge sind bei ihm ganz selten: die Quälereien, die sich die übermüthige Dame im Minnedienst erlaubt, verwirft er streng; Kuß und Umarmung zwischen Jüngling und Dame kommt nur einmal vor; lieber ist dem Dichter selbst zwischen Knaben und Töchterlein ein moralisch Gespräch. Denn Frau Ehre ist des Weibes beste Patronin, das Ehrenkleid ihr schönster Schmuck: sie soll das Ehrenbanner aufrichten, sich vor der Schanden Schwert hüten, dann blüht ihr der Ehre Rose, dann soll sie in der Ehre Burg thronen. Aber Frau Ehre hat hier doch schon etwas sehr Bürgerliches an sich: Suchensinn's höchstes Ehrgebot lautet: Hab Got liep und dînen êman! Das führt in seiner braven Ehrbarkeit weit ab vom alten ritterlichen Minne- und Ehrencodex. Und doch dichtet S. deutlich für ein ritterliches Publicum. Er redet die bairischen Herren frume oder stolze helde an, eine alte volksmäßige Wendung, die gerade bei bairischen Dichtern von jeher beliebt ist, aber einen etwas unhöfischen Beigeschmack hat. S. mahnt mit der Wünschelgerte seiner Zunge die Frauen, diesen stolzen Helden, die freilich keine Hofschranzen sind, aber Leib und Gut aufs Spiel gesetzt haben, nicht die 'Sprenzler' vorzuziehen; er mahnt aber auch die Ritter, den Damen zu huldigen: ir frumen helde, geloubet mir, ir wært reht als ein wildez tier, und wær niht wîp mit stæter gir ein gnâdenrîche sunne. S. erkennt mit schöner Klarheit den bildenden, idealisirenden Einfluß der Frau, und empfindet ihn um so mehr als nöthig, da die rauhe Zeit gegen solchen Einfluß immer spröder wurde. So ist ihm das Frauenlob eine dichterische Culturaufgabe, und er tröstet sich wiederholt mit der Ueberzeugung: 'sô Suochensin begraben leit, noch wirt von vrauwen gesungen'. Wie in diesen Schlußzeilen zweier Lieder, nennt er sich auch sonst in seinen sämmtlichen Gedichten bei Namen, meist in der letzten Strophe und gerne in mahnender Selbstanrede. Ohne originell zu sein, gehört der Dichter durch die überzeugte Einseitigkeit seiner Stoffwahl, durch den heiligen Ernst, der sich schon in der reinlich gepflegten Form ausprägt, durch seinen Glauben an abwelkende, aber darum nicht minder rühmliche Ideale zu den erfreulichsten und charakteristischsten Erscheinungen der in den Meistergesang überlenkenden Kunstlyrik seiner Tage.

Suchensinn's Dichtungen sind gedruckt in Fichard's Frankfurtischem Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte, Th. III, S. 223—248 (XXIII u. XXIV sind ein Lied); im Liederbuch der Klara Hätzlerin, hsg. von Haltaus, S. 92 f. Nr. 120. 121; in den Meisterliedern der Kolmarer Handschrift, hsg. von Bartsch, S. 562—578; in der Erlösung, hsg. von Bartsch, S. 192; im Deutschen Kirchenlied, hsg. von Phil. Wackernagel II, 483. — Der urkundliche Nachweis in v. Freyberg's Sammlung historischer Schriften u. Urkunden Stuttgart u. Tübingen 1829, II, 148. Roethe.

Suchenwirt (s. die Nachträge).

Suckow (Succow, Succov), Gelehrtenfamilie.

Simon Gabriel S., geboren zu Schwerin am 19. März 1721 als Sohn des 1726 verstorbenen Pastors an der Domkirche Joh. Daniel S., studirte zu Rostock und Jena Philosophie und Theologie, ging 1743 nach Erlangen und hielt dort mit großem Beifall Vorlesungen. Er wurde daselbst 1745 außerordentlicher und 1752 ordentlicher Professor der Philosophie. 1765 übernahm er auch die Professur für Mathematik und Physik, trat dafür aber 1770 die der Logik und Metaphysik ab. Er starb am 16. April 1786. Außer philosophischen Schriften hat er mathematische und physikalische Arbeiten veröffentlicht; erwähnt seien seine „Nachricht von der Kosmologie eines gewissen Engländers Thomas de Albiis" (Erlanger Abhandl. 1746) und „Mémoire sur les différentes propriétés de la mer" (Mém. Acad. Paris).

Lorenz Johann Daniel S., des Vorigen Bruder, geboren am 19. Februar 1722 zu Schwerin, studirte seit 1737 zu Rostock Jura, trieb aber mit besonderer Vorliebe Mathematik, daneben auch eifrig Musik und Malerei. Er ging 1741 nach Jena, promovirte dort im Januar 1746 mit der Schrift: „De acquisitione haereditatis ejusque effectibus secundum jus naturae" und habilitirte sich darauf im April für Mathematik und Physik (incl. Baukunst) mit der „Disputatio de expansione aeris per ignem". Aus den Vorlesungen, die S. als Privatdocent hielt, gingen die „Ersten Gründe der bürgerlichen Baukunst" (Jena 1751) hervor, die in mehreren Auflagen erschienen und denen später die „Ersten Gründe der Kriegsbaukunst" folgten (Frankfurt und Leipzig 1769). Eine Berufung nach Erlangen 1754 ausschlagend, nahm S. im gleichen Jahr eine Stelle am Hamburger Gymnasium an; er begab sich 1755 dorthin, kehrte aber schon im darauffolgenden Jahr nach Jena als ordentlicher Professor der Physik und Mathematik zurück. Er hat als solcher noch mancherlei Schriften über verschiedene Gegenstände veröffentlicht, den „Entwurf einer Naturlehre" (1761), eine „Einleitung in die Forstwissenschaft" (1775), über „Ursache von Ebbe und Fluth" (1766), „Verwandtschaft der Körper" u. a. Er starb als weimarischer Geheimer Kammerrath am 16. August 1801. Eine Selbstbiographie hat er zu Baldinger's Biographien jetztlebender Aerzte und Naturforscher 1. Bd. beigesteuert; sein Schattenriß findet sich im Akademischen Taschenbuch auf das Jahr 1791. Söhne des Lorenz Johann Daniel S. sind:

Georg Adolf S., geboren am 28. Januar 1751 zu Jena, † am 13. Mai 1813 (nach anderer Lesart am 18. März) zu Heidelberg. Er promovirte 1772 zu Jena mit der Dissertation: „Analyses chemicae aquarum Jenensium" und war seit 1774 Professor der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Cameralwissenschaften in Heidelberg, beständiger Secretär der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft daselbst und seit 1805 Geheimer Hofrath. Im October 1781 wird er als Professor auf der kurfürstlichen hohen Schule zu Lautern erwähnt. Entsprechend seiner Lehrthätigkeit hat S. auch über die verschiedensten Dinge geschrieben; doch läßt sich in seinen sehr zahlreichen Schriften ein Grundzug deutlich erkennen: die Verwerthung der Wissenschaft für die Zwecke des Lebens, für Technik und Gewerbe. So führt seine erste Schrift, die er als Professor veröffentlichte, gleichsam als Motto für viele folgende den Titel: „Von dem Nutzen der Chymie zum Behufe des bürgerlichen Lebens ꝛc." (Mannheim 1775). Gerberei, Färberei, Quecksilbergewinnung, chemische und mineralogische Untersuchungen der Baumaterialien sind Dinge, die er in den Kreis seiner Betrachtung zieht. S. hebt auch (und wohl als erster) den Werth des Gypses als Düngemittel hervor (Kurpfälz. physik.-ökon. Ges. 1775). Aber nicht nur auf dem Gebiet der angewandten Wissenschaft hat S. Verdienste; auch die reine Wissenschaft hat er in einigem bereichert; besonders waren es hier Untersuchungen über Verhalten und

Eigenschaften der Gase, die ihn beschäftigten, und in einer bemerkenswerthen Schrift hat er 1782 die Nothwendigkeit des Sauerstoffs für das Pflanzenleben dargethan („Versuche über die Wirkungen verschiedener Luftarten auf die Vegetation". München 1782. — Comment. Acad. Theodoro-Palatinae V. 1784). Söhne von Georg Adolf S. sind: Friedrich Wilhelm Ludwig S. (vgl. u.) und Johann Karl, der 1807 in Heidelberg promovirte und sich dort als Arzt niederließ.

Wilhelm Karl Friedrich S., des Vorigen Bruder, geboren zu Jena am 29. December 1770, studirte zu Jena und Wittenberg Medicin, promovirte 1795 in Jena mit der „Diss. exhibens toxicologiae theoreticae delineationem. Pars I." und habilitirte sich darauf mit dem zweiten Theil derselben. 1801 wurde er außerordentlicher Professor der Medicin und Subdirector der Klinik. 1805 verließ er Jena, um beim Grafen Hochberg zu Fürstenstein in Schlesien Leibarzt zu werden, kehrte aber 1808 zurück, wurde 1811 Mitdirector des klinischen Instituts, 1816 ordentlicher Professor. Er las über Pharmakologie, Toxikologie, Pathologie, allgemeine und specielle Therapie, veröffentlichte mehreres, darunter eine „Pharmakopoe in zwei Theilen" für klinische Institute und war Mitarbeiter an Schmidt's Jahrbüchern. Gestorben am 30. Juli 1848 als Geheimer Hofrath zu Jena. Söhne von Wilhelm Karl Friedrich S. sind: Gustav und Heinrich Emil.

Gustav S., Naturforscher, geboren am 7. Mai 1803 zu Jena, promovirte daselbst 1828 mit einer Schrift über die chemischen Wirkungen des Lichtes, habilitirte sich darauf und wurde weiterhin außerordentlicher, dann ordentlicher Professor zu Jena. Er schrieb „Systematische Encyklopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften" (Halle 1839), sowie zahlreiche Artikel physikalischen und vorwiegend mineralogischen Inhalts in Poggendorff's Annalen, der Zeitschrift f. d. gesammten Naturwissenschaften u. a. periodischen Schriften. Gestorben am 17. August 1867.

Heinrich Emil S., geboren zu Jena 1805, Mediciner, promovirte 1830 zu Jena, war Privatdocent daselbst und in Bonn und wurde 1836 Kreisphysikus zu Jauer. Er veröffentlichte einen „Grundriß der speciellen Semiotik" (Jena 1838) sowie Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften.

Meusel, Das gelehrte Teutschland Bd. 7, 13, 15, 20. — E. G. Baldinger, Biographieen jetzt lebender Aerzte I, 126. Jena 1770. — Poggendorff, biographisch-litterarisches Handwörterbuch I, 1046. — Callisen, medicin. Schriftstellerlexikon XIX, 32. — Hirsch, biographisches Lexikon der Aerzte V, 577.

Jännicke.

Suckow: **Friedrich Wilhelm Ludwig S.**, Arzt und Naturforscher, als Sohn des Professors der Physik Georg Adolf S. (s. o. S. 105), und Neffe von Wilhelm Karl Friedrich S. (s. o.), zu Heidelberg 1770 geboren, studirte und erlangte in seiner Vaterstadt die Doctorwürde 1813 mit der Inauguralabhandlung „Myologiae insectorum specimen, de astaco fluviatili", einer Arbeit, in der er bereits seine große Vorliebe für diesen Zweig der vergleichenden Anatomie bekundete. S., der als Professor der Naturwissenschaften und Custos am Museum zu Mannheim am 21. Juni 1838 starb, hat sich besonders durch seine schönen Arbeiten auf dem Gebiete der Entomologie bezw. der Osteologie der Walfische einen Namen gemacht. Wir führen davon an: „Anatomisch-physiologische Untersuchungen der Insecten und Krustenthiere" (auch u. d. T.: „Naturgeschichte der Insecten" Bd. 1, H. 1, Heidelberg 1819, nebst 11 Kupfern); „Concrementa calculosa im Darmcanale der Wirbelthiere" (Badische Annalen der Heilk. II. 1824); „Ueber den Winterschlaf der Insecten" (Heusinger's Zeitschrift f. organ. Physik I. 1827); „Ueber die Respiration der Insecten, ins-

…r über die Darmrespiration der Aeschna grandis" (ebda. II. 1828); …Geschlechtsorgane der Insecten" (ebda.); „Ueber die Verdauungsorgane …fecten" (ebda. III. 1828) u. s. w.

Vgl. Callisen's med. Schriftstellerlexikon XIX, 8 und XXXII, 476.

Pagel.

…uckow: Karl Adolph S. wurde am 27. Mai 1802 zu Münsterberg …lesien geboren, wo sein Vater damals Rector der Bürgerschule war, er- …on dem letzteren den vorbereitenden Unterricht und besuchte darauf seit …das Gymnasium in Schweidnitz und seit 1819 das Elisabethaneum in …u. Im folgenden Jahre bezog er die Universität der schlesischen Haupt- …und studirte an derselben drei Jahre lang Theologie und Philosophie. …lebte er sechs Jahre lang als Hauslehrer unter den angenehmsten Ver- …en erst in Schildau bei Hirschberg, später in Schmiedeberg, und schrieb …d dieser Zeit seine Novelle „Die Liebesgeschichten", die er 1828 unter …seudonym Posgaru herausgab, und die eine sehr günstige Aufnahme beim …um fand. Es mochte dazu wol auch die geheime, von einigen Journalen …e Vermuthung beigetragen haben, daß Ludwig Tieck der Verfasser sei; … der That „erinnerte die Form der Novelle auffallend an das Vorbild …er Arbeiten, auch widersprach die innere Structur, die Verknüpfung, das …irende Zwischengeflecht und die Art der Charakteristik nicht", wogegen … die Tendenz schwerlich nach dem Geschmack der Romantiker sein konnte. …eine zweite Novelle, „Germanos" (1830), verhielt sich das Publicum …pröder und die dritte, „Idus", die er in der „Urania" (Leipz. 1833) …bdruck brachte, belehrte den Verfasser vollends darüber, daß die ersten …zeugungen nicht immer einen dauernden Ruf verbürgen. S. verließ da- …s novellistische Gebiet. Inzwischen hatte er seine theologischen Prüfungen …standen, auf den Eintritt ins Pfarramt aber verzichtet, um sich der aka- …n Laufbahn zu widmen. Im Herbst 1829 wurde er von der evangelisch- …schen Facultät der Breslauer Universität zum Licentiaten der Theologie …irt, worauf im März 1830 seine Habilitation als Privatdocent in der- …Facultät erfolgte. Im folgenden Jahre unternahm er eine längere Reise …orddeutschland, und bald nach seiner Rückkehr wurde er vom Presbyterium …kirche zu Breslau zum dritten Prediger an derselben erwählt, welches … am 1. Januar 1832 antrat. Am Schlusse des Jahres 1833 wurde er …ßerordentlichen Professor der Theologie an der Breslauer Universität und …um Director des homiletischen Seminars ernannt, das er schon früher …stisch geleitet hatte; auch wählte ihn der Privatverein für den Taub- …nunterricht zum Director der Breslauer Taubstummenanstalt. Nachmals …r zum zweiten Prediger an der Hofkirche auf, und als solcher starb er … April 1847. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Byrons …d; Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen; ein Beitrag zur Kritik …enwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie" (1839), worin er …ft, daß das deutsche Theater durch den Mißbrauch der Musik gesunken … sich wieder durch Musik heben müsse; — „Gedenktage des christlichen …jahrs in einer Reihe von Predigten" (1838); auch gab er eine theo- … Monatsschrift, „Der Prophet" (VII, 1842—45), heraus.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 25. Jahrg., S. 263. — Nowack, …sisches Schriftsteller-Lexikon, 3. Heft, S. 144. Franz Brümmer.

…uckow: Albert Heinrich Wilhelm Ludwig Anton Karl v. S., geboren … December 1828 in Ludwigsburg, Sohn von Karl v. S. (s. u. S. 111), … zunächst die Polytechnische Schule in seiner Vaterstadt, trat im Septbr. …n die Officiersbildungsanstalt Ludwigsburg ein. Am 9. October 1848

wurde er zum Lieutenant im 8. Infanterieregiment ernannt, am 24. [illegible] 1853 zum Oberlieutenant befördert und am 23. Juli 1855 in den G[illegible] quartiermeisterstab versetzt. Am 9. Mai 1859 kam er unter Beförderun[g zum] Hauptmann ins Hauptquartier des 8. Bundesarmeecorps. Als Hauptm[ann] der taktischen Abtheilung des Generalquartiermeisterstabs wurde er spä[ter] der Leitung der Kriegsschule beauftragt. Am 19. März 1866 wurde er [illegible] Während des Feldzugs von 1866 war er Militärbevollmächtigter im [Haupt-] quartier des Prinzen Karl von Baiern und nahm an den Waffenstillsta[nds- und] Friedensverhandlungen mit Preußen theil. Am 14. Mai 1867 wurde er [Oberst-] lieutenant und Adjutant des Kriegsministers Frhrn. v. Wagner, welche[r] der Einführung des preußischen Heeressystems in Württemberg thatkräfti[g unter-] stützte. Am 13. April 1868 wurde er Oberst und Chef des Generalsta[bs,] am 17. Januar 1870 Generalmajor und Generalquartiermeister. Am 2[illegible] 1870 wurde er für den in den Ruhestand getretenen Kriegsminister [Frhrn.] v. Wagner zum Chef des Kriegsdepartements ernannt. Als solcher bewä[ltigte] er mit großem Geschick die Schwierigkeiten, welche ihm beim Antritt se[ines] neuen Amtes entgegentraten, und hatte die Freude zu sehen, daß die württ[em-] bergischen Truppen bei dem bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Kri[ege] ihrer Aufgabe gewachsen waren. Beim Beginn desselben zum Generalgouverne[ur] von Württemberg ernannt sorgte er aufs eifrigste für die Sicherheit des Land[es,] die Ausbildung der Ersatztruppen, für Nachschub an Personal und Material [für] die im Felde stehenden Truppen. Auf seine Veranlassung wurde insbesond[ere] eine „fliegende Colonne“ unter dem Commando des Obersten v. Seubert n[ach] dem südlichen Schwarzwald entsandt, was zur Beruhigung der aufgeregten [Be-] völkerung in jenen von Truppen entblößten badischen Landestheilen wesen[tlich] beitrug. Am 19. Juli 1870 wurde er Generallieutenant und Kriegsmin[ister.] Zur Führung der Unterhandlungen über den Eintritt Württembergs in [den] Norddeutschen Bund und den Abschluß der Militärconvention wurde er im [Sep-] tember 1870 mit dem damaligen Justizminister v. Mittnacht als württemb[ergi-] scher Vertreter nach Versailles geschickt. Am glücklichen Abschluß der am [illegible] bis 25. November 1870 ratificirten Verträge, welche die Gründung des Deut[schen] Reiches mit sich führten, hatte v. S. hervorragenden Antheil. Vom Kö[nig] wurde er hierfür unter dem 30. December 1870 mit dem Großkreuz des F[ried-] richsordens mit Schwertern ausgezeichnet. Auch erhielt er nach dem Fried[ens-] schlusse aus den durch das Reichsgesetz vom 22. Juni 1871 bereit geste[llten] Mitteln eine Dotation. In den auf den Friedensschluß folgenden Jahren [voll-] zog er in denkbar kürzester Frist die Neuaufstellung von Commandobehö[rden] und Truppentheilen, die Beschaffung von Geschützen, Waffen und Muni[tion,] Feldgeräth, Bekleidung und Ausrüstung, die Um- und Neubauten von Kas[ernen] und Spitälern. Im September 1874 bat er um seinen Abschied und w[urde] am 13. September 1874 der Verwaltung des Kriegsministeriums in Gn[aden] enthoben und mit Pension zur Disposition gestellt, erhielt auch in Anerken[nung] der geleisteten ausgezeichneten Dienste das Großkreuz des Ordens der wür[ttem-] bergischen Krone verliehen. Seit seiner Pensionirung lebte er in Baden-B[aden,] wo er am Anfang der achtziger Jahre sich am Fuße des alten Schlosses [durch] den Architekten Fuchs in Stuttgart eine schöne Villa hatte erbauen lassen. [Am] 14. April 1893 endigte eine Unterleibsentzündung in Baden-Baden sein [Leben,] nachdem er noch am 17. November 1890 den Rang eines Generals der [In-] fanterie erhalten hatte.

S. war auch als Schriftsteller thätig und veröffentlichte 1869 in S[tutt-] gart gegenüber der Schrift von Arkolay: „Der Anschluß Süddeutschland[s an] Preußen sein sicherer Untergang in einem französisch-preußischen Krieg“

mannhaft und überzeugend geschriebene Flugschrift: „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet“. Ein ehrendes Zeugniß seiner Verdienste für die deutsche Sache hat dem Verstorbenen Kaiser Friedrich in seinem Tagebuch (Abschnitt I) ausgestellt.

Staatsanzeiger f. das Königr. Württemberg 1893, Nr. 89, S. 659. — Schwäbische Chronik, 1893, Nr. 87, Abendbl., S. 784. — Neues Tagblatt 1893, Nr. 88, 1. Blatt, S. 2; Nr. 89, 1. Blatt, S. 2—3. — Militär-Wochenblatt 1893, Nr. 41, S. 1118—1122. — Oskar Jäger, Versuch einer Darstellung neuester Geschichte, 1875, Bd. III, S. 243.

Theodor Schön.

Suckow: Emma v. S., geborene v. Calatin, Schriftstellerin, wurde am 12. Juli 1807 zu Pappenheim in Baiern als die Tochter des bairischen Feldzeugmeisters Karl Theodor Friedrich Grafen zu Pappenheim und der Maria v. Calatin geboren und erhielt ihre wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung zum größten Theil in München. Hier vermählte sie sich auch am 29. November 1826 mit dem damaligen württembergischen Hauptmann Karl Friedrich Emil v. S. (s. u.), der aus Mecklenburg stammte, zuerst im preußischen Heere gedient hatte und seit 1808 in württembergischen Diensten stand. Die Gatten wohnten zuerst in Ulm, seit 1828 in Ludwigsburg, seit 1833 wieder in Ulm und kamen 1837 nach Stuttgart. Hier begann die schriftstellerische Thätigkeit der Dichterin, die sich nach einem Besitzthum ihres Schwiegervaters den Namen Emma von Niendorf beilegte. Angeregt dazu wurde sie besonders durch den Verkehr mit Nic. Lenau und den schwäbischen Dichtern Gustav Schwab, Graf Alexander von Württemberg, Ed. Mörike, Karl Mayer u. a., vornehmlich aber Justinus Kerner. Viele Jahre hindurch ging sie stets im Sommer, wenn nicht andere Reisen stattfanden, auf 4 bis 6 Wochen nach Weinsberg, nahm dort in einem Gasthofe Wohnung und pflegte den lebhaftesten Verkehr mit dem Kerner'schen Hause und den Gästen desselben. Ihre persönlichen Beziehungen zu diesem Dichterkreise, wie auch ihre scharfen Beobachtungen der Glieder desselben hat sie uns in zwei Schriften mitgetheilt, in dem litterarischen Skizzenbuch „Aus der Gegenwart“ (1844) und in „Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens“ (1855); beide bilden für die Biographieen der schwäbischen Dichter eine ergiebige Quelle. Weiteren Stoff zu schriftstellerischer Thätigkeit boten der Dichterin ihre vielen und ausgedehnten Reisen. Mit Vorliebe bereiste sie Süddeutschland und die Schweiz, 1848 ging sie nach Frankfurt a. M. zum Nationalparlament, in den fünfziger Jahren nach Paris und London, nach dem Tode ihres Gatten (1863) nach Spanien, später nach Italien. Wie sie durch ihr ganzes Leben mit einem Fleiß ohne Gleichen an ihrer Bildung arbeitete, so benutzte sie diese Reisen auch nur, ihr Wissen und Können zu erweitern, und sie erwarb die äußeren Mittel dazu durch eine oft bis an Entbehrung reichende Sparsamkeit. In ihren Reisewerken „Reisescenen in Bayern, Tirol und Schwaben“ (1840); „Wanderungen durch die interessantesten Gegenden der Schweiz und des Elsaß“ (1851); „Aus dem heutigen Paris“ (1854); „Aus London“ (1855) „spiegelt sie Gegenden und Menschen in treffender, sinniger, oft hastiger Weise, aber mit liebenswürdiger Wärme ab“. Ueber die novellistischen Arbeiten der Emma v. Niendorf, „Einfache Geschichten“ (1849), „Erzählungen (1853), „Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen“ (Roman, II, 1863), „Spanische Liebesgeschichten“ (1863), „Befreite Herzen“ (Novellen, 1863) hat sich die Kritik günstig geäußert, und sie bezeugen, daß die Dichterin eine edle, an Herz, Geist und Gemüth reich begabte Frau war, erfüllt von reinem idealem Streben und voll hoher Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle. Im J. 1863 verlor sie ihren Gatten durch den Tod, und sie lebte

seitdem theils in Stuttgart, theils in Baden-Baden. Im Sommer 1875 ging sie nach Rom, wo sie am 7. April 1876 plötzlich an einem Herzschlage starb und am 9. April auf dem protestantischen Friedhof beigesetzt wurde. Ihr Sohn ist der bekannte Militär und frühere württembergische Kriegsminister Albert v. Suckow (s. o. S. 107).

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Suckow: Friedrich Joachim Philipp v. S., als Dichter wie Erzähler, insbesondere als Begründer und vieljähriger Redacteur der „Sundine" bekannt, ward geboren am 26. September 1789 auf dem Gute Goldberg bei Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin als Sohn des Oberforstmeisters v. S. und starb am 10. Januar 1854 zu Wernigerode. Anfangs mit seinen Geschwistern in einer Pensionsanstalt zu Barth erzogen besuchte er sodann mit dem älteren Bruder die Schule zu Schwerin, später noch allein die zu Wismar. Früh für den Soldatenstand eingenommen trat er mit Bewilligung des Vaters schon im 14. Jahre als Fahnenjunker in das zu Berlin garnisonirende Regiment v. Möllendorff, machte als Fähnrich den unglücklichen Feldzug von 1806 mit, kehrte jedoch nach der Capitulation bei Prenzlau zu seinem damals in Wismar lebenden Vater zurück. Zur Vervollständigung seiner Kenntnisse besuchte er aufs neue die Schule daselbst, folgte dann aber dem Beispiele seines älteren Bruders Karl (s. u.), welcher im Mai 1808 königlich württembergische Dienste nahm und machte als Lieutenant bei der Garde zu Fuß im J. 1809 den Feldzug in Vorarlberg gegen die Tiroler mit. Drei Jahre darauf vertauschte er den württembergischen mit dem badischen Militärdienst und zog als Lieutenant bei dem Leib-Infanterieregiment mit nach Rußland. Glücklich heimgekehrt trat er beim Ausbruch der Freiheitskriege als begeisterter Kämpfer in das neuerrichtete Reiche'sche Jägerbataillon, rückte bald zum Officier auf und wohnte vielen Gefechten der nachfolgenden Kriegsjahre besonders in Mecklenburg und in Holland bei, woselbst er sich vielfach hervorthat, so daß er die Anwartschaft auf das später erhaltene eiserne Kreuz erwarb und zum Premierlieutenant avancirte. Im J. 1815 war er eine Zeit lang Commandant von Andernach, gab jedoch bald darauf eines Augenleidens wegen die militärische Laufbahn auf, diente bis 1826 vornehmlich in Hinterpommern als Gensdarmerielieutenant, ward wegen Kränklichkeit aus dem Dienste entlassen und mit Wartegeld pensionirt. Im Spätsommer 1827 wählte er Stralsund zum Aufenthaltsort und lebte daselbst litterarisch thätig mit kurzer Unterbrechung bis zum J. 1844. Hier begründete er sogleich nach seiner Ansiedelung mit dem bekannten Dichter Karl Lappe die Wochenschrift „Sundine", zu welcher er selber als Hauptredacteur zahlreiche sowol poetische wie prosaische Beiträge lieferte und gab auf diese Art der Stadt Stralsund und dem Lande Pommern und Rügen für seine geistigen Bedürfnisse und Interessen ein litterarisches Organ, welches jüngeren und aufstrebenden Kräften mit größter Liberalität eröffnet ward. Außer unterhaltenden und belehrenden Artikeln gab die Sundine eine fortlaufende Chronik aller für Neuvorpommern und Rügen wichtigen Ereignisse und besprach provinzielle und städtische Angelegenheiten. Die Gründung eines neuen Schauspielhauses in Stralsund, die Kunststraße von dort nach Greifswald, der Neu- und Vorpommersche Kunstverein, die Belebung des Schiffsbaues und manche andere Einrichtungen wurden in der Sundine angeregt und gefördert. Dem neugeschaffenen Berufe gemäß lebte er gesellschaftlich zurückgezogen unermüdlich mit der Redaction und schriftstellerischer Production beschäftigt, mit bescheidenen Ansprüchen, wenn auch infolge seiner publicistischen Thätigkeit nicht unangefochten, so daß ihm ein Preßproceß drohte. Um jene Zeit entschloß er sich nach Griechenland zu gehen, für welches Land als Wiege aller höheren Geisteskultur er stets eine

warme Begeisterung im Herzen getragen, schied aus der Redaction seines Blattes und begab sich im Mai 1833 von Berlin, woselbst ihm der geforderte Abschied erst nach abgemachter Untersuchung zu theil werden sollte, über München als Philhellene nach Griechenland. Nach einjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er, von den preußischen Behörden als Deserteur angesehen und genöthigt sich zur Untersuchung zu stellen, zurück, ward durch kriegsgerichtlichen Spruch zu einjähriger Festungshaft verurtheilt und trat dieselbe Ende 1834 im Fort Preußen bei Stettin an, ward jedoch nach einem halben Jahre durch königliche Gnade entlassen. Sodann lebte er, der früheren litterarischen Thätigkeit zurückgegeben in Stralsund, bis ihn seine zunehmende Kränklichkeit zwang, derselben zu entsagen und seinen dauernden Aufenthalt in einem milden Klima zu suchen. Er siedelte nach Wernigerode über, wo er, nachdem er in Nizza vergebens Heilung gesucht hatte, am 13. Jan. 1854 seinem Leiden erlag. Sein frühestes poetisches Werk führt den Titel „Nachklang der Waffen" (1816), zehn Jahre später erschienen „Harfenlieder"; zur 25-jährigen Jubelfeier der Leipziger Schlacht gab er unter dem Titel „Die Fahnenlieder der alten Zeit" ein militärisches Liederbüchlein mit beigefügter Melodieensammlung heraus (1838). Unter seinen Beiträgen zur Sundine heben wir als besonders original und interessant hervor: „Winterliche Reisebilder" (1831); die „Septemberfliegen" (1837); die aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzte Erzählung „Maria Flint" (1838/39); seine Schilderungen Griechenlands „Aus dem Tagebuche eines griechischen Jägers" (1833—36); die „Seebilder" (1835); „Blätter aus dem Tagebuche eines griechischen Jägers" (1836—37). Als selbständige Schrift erschien: „Fortgesetzte Blätter" u. s. w. (1837). Dem litterarisch-geselligen Vereine gehörte er seit 1836 an und trug wiederholt in Poesie und Prosa vor.

Zober, Berichte des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund IX, 39 bis 47. — F. v. Suckow's Tagebücher aus der Zeit von 1837—1852 befinden sich jetzt in der Fürstl. Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode.

Häckermann.

Suckow: Karl Friedrich Emil v. S., geb. am 15. März 1787 zu Goldberg in Mecklenburg als Sohn des mecklenburgischen Hofjägermeisters Gotfried August v. S. auf Goldberg, Moltenow und Niendorf und der Elisabeth Dorothea Ernestine, Tochter des pastor primarius an der St. Georgenkirche zu Wismar Dr. Hahn, trat 1800 als übercompleter Junker in das preußische Infanterieregiment Alt-Larisch in Berlin, wurde 1804 Lieutenant in demselben, nahm Theil (14. October 1806) an der Schlacht bei Jena und Blücher's Rückzug nach Lübeck, wo er in französische Gefangenschaft gerieth. Bei der Reduction der preußischen Armee schied er aus letzterer aus und trat wie sein Bruder Friedrich Joachim Philipp v. S. in württembergische Dienste, in welchen bereits schon früher ein Glied seiner Familie, der am 2. Mai 1728 gestorbene Oberstlieutenant Wolf Ludwig v. S. gestanden hatte. Am 25. Mai 1808 wurde er Lieutenant bei der Garde zu Fuß, nahm 1809 theil an der Expedition gegen die Vorarlberger, wurde 1810 Oberlieutenant in dem Regiment, am 1. März 1814 Hauptmann im Jägerregiment König. Im Februar 1812 zog er mit der württembergischen Armee nach Rußland und nahm theil am ganzen Feldzug, den er in anziehender, fesselnder Weise in seinem 1862 in Stuttgart erschienenen Werk „Aus meinem Soldatenleben" beschrieben hat. Den Feldzug in Sachsen im J. 1813 machte er ebenfalls mit und wurde bei Bautzen (20. bis 21. Mai) durch einen Kartätschenschuß im Knöchel schwer verwundet. 1828 wurde er Major und Bataillonscommandant im 5. Infanterieregiment, 1834 Oberstlieutenant im gleichen Regiment, 1842 Oberst und Commandant desselben, 1848 pensionirt unter Versetzung in das Ehreninvalidencorps. Wegen seiner

militärischen Verdienste war er Ritter der Ehrenlegion und des württembergischen Militärverdienstordens geworden. Sein Tod erfolgte am 7. Januar 1863 in Stuttgart. Am 26. Januar 1823 vermählte er sich zu München mit Emma (nicht Freiin) v. Calatin, der Tochter des am 29. August 1853 verstorbenen kgl. bair. Generalfeldzeugmeisters Karl Theodor Grafen und Herrn zu Pappenheim und der Maria v. Calatin, geb. Eder (geboren am 7. Juli 1807 zu Pappenheim, s. o. S. 109). Sein einziger, ihn überlebender Sohn ist der 1893 verstorbene ehemalige württembergische Kriegsminister Albert Heinrich Wilhelm Ludwig Anton Karl v. S., einer der Vertreter Württembergs beim Abschluß der Versailler Verträge (s. o. S. 107).

Deutsches Adelsblatt 1888, S. 778, 779. — Kriegsministerialacten, Familienpapiere. Theodor Schön.

Sucro: Christophorus S., wegen seiner hervorragenden pietistischen Leichenpredigten erwähnenswerth, führte den Namen S. zuerst in die Gelehrtengeschichte ein. 1685 zu Rathenow in der Mittelmark geboren lag er seinen Studien mit allem Fleiße zuletzt vier Jahre lang auf der Universität Halle ob. Von 1706—1714 war er Director des Pädagogii und Conventualis zu Kloster-Berge bei Magdeburg, dann Regimentsprediger beim Arnheim'schen Regimente zu Fuß. Von da wurde er als Inspector nach Königsberg in der Neumark berufen und am 1. Sonntag n. Trin., 19. Juni 1718, von Dr. Hoffmann eingeführt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Maria Dorothea, ältester Tochter des Oberdompredigers und Consistorialraths Johann Joseph Winkler zu Magdeburg. Diese gab ihm, abgesehen von dem später geborenen Johann Josias (s. d.) schon zu Königsberg folgende drei Kinder: Christophorus Josephus (s. u.), Maria Dorothea, geboren am 5. Mai 1721, Johann Georg (s. u.). In dem Geburtsjahre des letzteren, Herbst 1722, kehrte er aber schon als Consistorialrath und „anderer" Domprediger nach Magdeburg zurück. Seine Abschiedspredigt hielt er über Ezechiel XII, 3. Auf das Wesen der magdeburgischen, etwas von Zinzendorf's Geiste angehauchten vornehmen Pietisten ging er besonders 1739 bei dem Tode einer Tochter des quedlinburgischen Stiftshauptmanns v. Posadowsky, Freiherrn zu Postelwitz, ein. Das Fräulein hatte mitten in der geistlichen Bewegung gestanden und war früher in Quedlinburg auch als geistliche Dichterin aufgetreten. Der „andere" Domprediger bot die Hand dazu, ihr Ende als Hochzeit mit dem Seelenbräutigam zu feiern, jedoch ohne die von der „Wohlseligen" bei ihren Lebzeiten dazu gegebenen Anweisungen noch zu überbieten. „Nun hab' ich meinen Zehrpfennig", hatte sie gesagt, als sie die letzte Betstunde bei dem später von Friedrich dem Großen verfolgten Abte Steinmetz in Kloster Bergen über das Lied „Ringe recht" gehört hatte. Vor ihrem Tode rief sie noch aus: „Siehe um Mitternacht ward ein Geschrei, der Bräutigam kommt, geht ihm entgegen." Dem Leichentexte, den sich die „Wohlselige" über Apocalypse VII, 14—17 bestellt hatte, konnte der weniger schwungvolle „andere Domprediger" kaum gerecht werden. Diese Leichenpredigt wie die spätere Dachrödensche gab er in einem fingerdicken Folianten heraus. Allerdings enthält der Foliant auch die Biographie der Dichterin und einen kleinen Musenalmanach von Gedichten auf sie. Als nunmehriger erster Domprediger hielt Christophorus 1742 die schon erwähnte Leichenpredigt auf Karl Friedrich von Dachröden, geb. am 6. Mai 1705, † am 28. Sept. 1742 als Erbherr auf dem später durch Wilhelm v. Humboldt bekannt gewordenen Gute Burg-Oerner bei Mansfeld und Regierungspräsident zu Magdeburg. Das litterarische Ehrendenkmal des Oberdompredigers ist im Druck noch prächtiger ausgestattet als das der Dichterin. Merkwürdig wird es aber, da die Leichenpredigt nicht mehr den ehemaligen hohen Flug zu nehmen braucht, besonders durch ein Gedicht

auf Dachröden von J. G. Immermann, einem Vorfahren K. L. Immermann's. S. starb am 19. Juni 1751, 66 Jahre alt.

Christophorus Josephus S., sein Sohn, Dichter und Aesthetiker, zu Königsberg in der Neumark am 4. December 1718 geboren, getauft am 8. Decbr. 1718. Für seine Schulbildung wie für die seiner beiden jüngeren Brüder konnte in Magdeburg glänzend gesorgt werden. Als er 1738 in Halle zu studiren begann, kam es ihm noch mehr zu statten, daß seine Mutter, welcher der Vater schon die Berufung nach Magdeburg verdankte, auch mit beiden Baumgarten — einem Theologen und dem Aesthetiker — nahe verwandt war. Auch an seinen von Bodmer, den S. nachahmte, und Dusch belobten Gedichten wurde die Schule von Baumgarten erkannt, doch fehlt ihnen alle lebhaftere poetische Bewegung. 1747 gab er „Versuche in Fabeln und Lehrgedichten", 1748 den „Herbst" und außerdem „Die Landlust" heraus. August Sauer führt zwar „die ersten Keime zu einem Gedichte über den Frühling" von Kleist bis „in den März 1746" zurück. Erschienen ist die erste Bearbeitung von Kleist's Frühling aber erst 1749. Am 19. August 1748 hatte Gleim Kleist's Titel „die Landlust" in „der Frühling" umgewandelt. Das Wort „Landlust" war aber nicht von S. erfunden, sondern „der Landlust" kommt nach Grimm's Wörterbuche schon bei Fischart so wie „die Landlust" bei Hagedorn vor. Leider konnte ich den „Herbst" und „die Landlust", da sie der sonst mit den Schriften der Familie S. reich versehenen kgl. Bibliothek zu Berlin fehlen, nicht einsehen. Bei der hohen Bedeutung der Nachahmung Thomson's könnte es leicht (mit dem Epiktet, über welchen man Johann Josias St. nachsehe) die wichtigste Schrift der ganzen Familie sein. Auch in dem „Druiden", den Christoph Joseph S. besorgte, hat er vielleicht Anregungen gegeben. Er wurde in Halle Magister und die dortigen Verwandten öffneten ihm die akademische Laufbahn. Indessen mußte er sich nun erst von seinen geistigen Anstrengungen im Vaterhause zu Magdeburg erholen. Er verlobte sich mit der dort anwesenden Tochter des angesehenen Kaufmanns Becker aus Leipzig und heirathete sie am 20. Juni 1746. Zu dieser Zeit aber war er bereits Professor am akademischen Gymnasium zu Coburg. Dort wurde ihm die Ertheilung des griechischen Unterrichtes anfänglich schwer, später war er ihr vollständig gewachsen. Den Namen eines öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit führte er von Anfang an ruhmvoll. Da es in Coburg an einem Gelegenheitsdichter fehlte, so versah er auch das undankbare Amt eines solchen mit Eifer. Auf die Schüler und sogar auf seine vielleicht als Wirthin nicht sehr ausgezeichnete Frau soll er durch satirische Gedichte zu wirken gesucht haben, die von allen Betheiligten beachtet und ihm nicht übel gedeutet sein sollen. Um seine zu schwachen Einnahmen zu vermehren, nahm er die Nächte zu Anfertigung von Uebersetzungen zu Hülfe. Auf solche Weise überbürdet und mit seiner Lage unzufrieden starb er, in Coburg hoch geehrt, erst 38 Jahre alt am 8. Juni 1756. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen. Der Professor Harles hatte 1770 die unglückliche Idee, unter dem verfehlten Titel „Kleine deutsche Schriften" nicht etwa eine Sammlung von Aufsätzen aus dem Nachlasse von S. herauszugeben, sondern im wesentlichen eine vielleicht damals nöthige neue Auflage der oben erwähnten „Versuche in Fabeln und Lehrgedichten". Diese hatten allerdings auch in der ersten Auflage kaum den Eindruck einer Gedichtsammlung gemacht wegen des eingemischten Stückes in Prosa und der langen ästhetischen Einleitung. Harles nimmt auch einige der späteren Gedichte von S. auf.

Johann Georg S., einer der Jubelprediger während des siebenjährigen Krieges in Magdeburg, welches damals Residenz war, weshalb der Domadel

nicht mehr die Rolle spielte wie zur Zeit von Christophorus, war als Sohn von Christophorus zu Königsberg in der Neumark am 17. Juli 1722 geboren. Wie Johann Georg's beide Brüder Christophorus Josephus und Johann Josias, so hatte auch er eine Bedeutung in der Universitätsstadt Halle erlangt, wo er 1746 die in der Darstellung an Cicero erinnernde, in Paragraphen eingetheilte Schrift „Die Furcht des Todes mit Gründen der Vernunft bestritten" herausgab. Immerhin bewies er durch diese Schrift, daß er wie seine beiden Brüder ein philosophischer Kopf war. Durch dies Buch scheint er sich den Weg gebahnt zu haben, um nach und nach am Dom zu Magdeburg in alle Aemter und Würden seines Vaters einrücken zu können. Während zur Zeit des ersten schlesischen Krieges, den sein Vater noch erlebt hatte, sich noch keine bedeutende Einwirkung der Kämpfe gegen das katholische Oesterreich auf die Kanzelberedsamkeit in Norddeutschland gezeigt haben mochte, war dies während des siebenjährigen Krieges allerdings der Fall. Wie in der Mittelmark durch Ortmann und durch Sybel in Cleve, so wurden in Magdeburg durch Sack und Johann Georg S. Anstrengungen gemacht, den Schwung der protestantischen Predigt mit Hülfe der neuen Stoffe zu erhöhen, ohne ihrem biblisch-homiletischen Charakter viel zu vergeben. Es liegt von Johann Georg die Dankespredigt über den Frieden mit Rußland, in Gegenwart der Königin und des Hofes gehalten, sowie diejenige auf die Wiedereroberung von Schweidnitz und zuletzt die auf den Frieden von Hubertusburg gedruckt vor. Er starb am 28. Juni 1786 im Alter von 64 Jahren. Er erzeugte vier Töchter und vier Söhne; neben Georg Wilhelm (s. d.): den Criminaldirector und den Kammerrath, beide zu Magdeburg, und den Schloß- und Hofprediger zu Castell in Baiern, wohin dieser von seinem Universitätsfreunde, dem regierenden Grafen zu Castell-Rüdinghausen früh berufen worden war.

Johann Josias S., sein Bruder, Popularphilosoph und Dichter, war das eigentliche schriftstellerische Talent der Familie und scheint sogar zeitweise schon von der Feder gelebt zu haben. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind alle bisherigen Angaben über sein Leben dunkel. Falsch ist schon, daß er zu Königsberg in der Neumark geboren sein soll. In den sehr guten dort befindlichen Aufzeichnungen über die Familie S. wird er nicht erwähnt und kann daher frühestens 1724 in Magdeburg geboren sein. Da er 1760 starb, so blieb er hinter dem Alter der beiden magdeburgischen Prediger seines Namens sehr zurück und wird kaum das Alter seines Bruders in Coburg erreicht haben. Keinem Zweifel unterliegt es, daß auch Johann Josias wie die beiden älteren Brüder unter Baumgarten'scher Aegide in Halle Theologie und Philosophie studirte. 1759 noch hat er dem dortigen Aesthetiker Meier einen Band seiner „Erfahrungen", in welchem auch Bayle citirt wird, durch ein eingeschobenes Gedicht gewidmet. In Halle ließ er 1746 zu einer Zeit, da die prästabilirte Harmonie noch in Hochzeitsgedichten vorkam, sein Lehrgedicht über das noch beliebte Thema „die beste Welt" in Quart drucken; ciceronianische Schlußfolgerungen in Alexandrinern an die fromme Mademoiselle W. gerichtet. Ebenfalls in Quart erschien dann noch in Halle 1747 seine „Sammlung auserlesener Gedichte". Nicht vor 1757 begann er seine Prosaschriftstellerei mit den schon erwähnten „Erfahrungen", von denen der erste Band in zwei Auflagen vorliegt. Mit dem dritten war 1759 auch noch sein Buch „über den Epiktet und seine Lampe" herausgekommen. Schon mit den „Erfahrungen" hatte er wol die populäre Philosophie, wie sie in Zeitschriften nach englischem Muster betrieben wurde, wenn auch nur um ein ganz geringes, hinter sich gelassen. Mit dem Epiktet scheint er sogar einige Anregungen für Wieland's spätere leichte Behandlung von Stoffen aus dem Gebiete der römisch-griechischen Philosophie und

Geschichte gegeben zu haben. Wieland's Theages war allerdings schon vor dem Epiktet erschienen. Er kannte aber jedenfalls 1747—1749 auf Kloster Bergen bei Magdeburg den alten Oberdomprediger Christophorus S., dessen drei Söhne eben damals sämmtlich ihre ersten Schriften in Halle herausgaben. Hat er etwa den jüngsten Bruder persönlich kennen gelernt, so wäre es noch weniger zu verwundern, daß dieser, wie es scheint, wenn auch erst durch die Schrift von 1759 auf Wieland's Prosa in den Romanen einigen Einfluß geübt hätte. Auch die in den Exemplaren der kgl. Bibliothek mit den „Ahndungen" zusammengebundenen „Parallelen von S**** erster Band erstes Stück" schreibe ich Johann Josias zu. Behandlungsweise, Format und Verleger sind dieselben wie in den „Ahndungen". Die Parallelen erschienen in dem Todesjahre von Johann Josias, 1760. In den Ahndungen gibt S. nur zu, daß Träume Fingerzeige und Winke enthalten könnten. Nicht diese Stelle aber ist es, die uns in den Ahndungen heute noch interessiren kann, sondern die, wo der Verfasser des Buches über sich selbst spricht. Mit unklaren Ausdrücken sagt er, daß er beim Oberamtmann Steinert zu Lehnin, dem er das Buch widmet, bei einem Schiffbruche, den er einmal in seinem Leben, vielleicht aber schon um die Zeit, da sein Vater starb, gelitten zu haben scheint, eine Zufluchtstätte gefunden hat. Außer Steinert nennt er noch die ihnen beiden gemeinsamen Freunde Enger, Breymann und Rudolphi als seine Wohlthäter. Hier endlich läßt sich die Frage nicht mehr zurückhalten: wer war eigentlich dieser Popularphilosoph? ist er wirklich wie die bisherigen Nachrichten lauten als Kadettenprediger in Berlin gestorben? Das Kadettencorps wurde während des siebenjährigen Krieges nicht aufgehoben. Es läßt sich aber aus Crousaz, Geschichte des Kadettencorps (Berlin 1857) und Friedrich Gustav Liscow's Kirchengeschichte Berlins (ebenfalls 1857) nicht nachweisen, daß Johann Josias Kadettenprediger war. Eher ließe sich das Gegentheil daraus darthun. Da er nun 1758 in der Johanniskirche in Brandenburg eine Dankpredigt für die Schlacht bei Zorndorf hielt, so glaubten wir schon ihn als Prediger in Brandenburg, nahe bei Lehnin, suchen zu müssen, wo er alle seine popular-philosophischen Schriften bei dem vielleicht dem lehniner Kreise gleichfalls nahe stehenden Buchhändler Halle herausgab. Allein auch in dem vollständig vorhandenen Predigerverzeichnisse der Johanniskirche zu Brandenburg fehlt sein Name. Die Ritterakademie zu Brandenburg stand mit dem Kadettencorps zu Berlin, jetzt zu Groß-Lichterfelde, in einer Verbindung. Man kann daher annehmen, daß er in einer unsicheren Stellung als Prediger oder Lehrer in Berlin und Brandenburg gelebt hat und an einem dieser Orte 1760 gestorben ist. Auf seinen Aufenthalt in Brandenburg scheint auch der Umstand hinzudeuten, daß seine Predigt auf die Schlacht bei Zorndorf in einer ganzen Sammlung auf dieselbe gehaltener Dankpredigten in Berlin erschien, deren Herausgabe S. besorgt zu haben scheint, in welcher aber auf den Beitrag des Pastor Ortmann in Berlitz bei Brandenburg das meiste Gewicht gelegt wird. Die Dankpredigt von Johann Josias gehört zu den besseren. Seine Ermahnung an die Brandenburger „hinterlasset durch eine würdige Feyer der göttlichen Denkmäler unvergeßliche Denkmäler gegen Gott" erinnert schon an Gedanken, die erst viel später in Jahn's Volksthum eine weitere Erörterung fanden. Zuletzt mögen noch zwei Abhandlungen von Johann Josias: „Die vergnügte Einsamkeit" und „Der moralische Nutzen der Poesie" hier genannt werden, über die ich keine näheren Angaben machen kann.

Georg Wilhelm S., Sohn von Johann Georg (s. o. S. 114) ist am 2. Nov. 1758 zu Magdeburg geboren (s. u. S. 116).

Sein Sohn Friedrich Wilhelm Karl S., geboren am 9. März 1789 nicht in Barleben, sondern zu Stendal, wo damals das Regiment v. Knobelsdorff

stand, bei welchem sein Vater Feldprediger war. Er wurde an der Domschule zu Magdeburg Oberlehrer und Professor, gab 1818 eine „Griechische Formenlehre für den ersten Unterricht" heraus (2. Aufl. 1832), veröffentlichte 1834 den geographischen Lehrplan der Domschule im Programme und ließ dann einen geographischen Leitfaden für Gymnasien im Buchhandel erscheinen. Später und auf mehrere Gymnasial-Programme vertheilt erschien noch von ihm eine längere Abhandlung über die tragische Kunst der Griechen in lateinischer Sprache. Er beherrschte das Lateinische auch im mündlichen Ausdruck mit seltener Meisterschaft. Mit bis ins Greisenalter jugendfrischem Herzen vornehmlich der griechischen Dichtkunst ergeben, war er der großen Dichter begeisterter und begeisternder Interpret in der Prima bis ans Ende seines amtlichen Wirkens. Sein Liebling war und blieb allezeit Sophokles. Das ihm anfangs der fünfziger Jahre angetragene Directorat des Domgymnasiums schlug er selbstlos aus. Nach Begehung des fünfzigjährigen Dienstjubiläums erbat und erhielt er seinen Abschied im Herbste 1859. Er siedelte dann nach Erfurt über und starb — ein lebenslang leidenschaftlicher Wanderer — nach während eines Gebirgsmarsches erlittener heftiger Erkältung am 20. Januar 1861, fast 72 Jahre alt daselbst. Die Angehörigen bewahren von ihm eine nicht kleine Sammlung von Gedichten; zumeist sind es Tischreden ernsten und launigen Inhalts, gewürzt durch zahlreiche Beziehungen auf die Sagenwelt der Alten. Zu seinen Söhnen gehört der Generalmajor z. D. Hermann v. S. in Berlin.

Schriftliche Mittheilungen von Herrn v. Sucro, der auch diesen Artikel in der Handschrift und im Satz durchsah, ferner von Immanuel Schmidt (Lichterfelde), Bibliothekar Göritz (Berlin), Superintendent Spieß (Brandenburg), Stadtarchivar Dr. Max Dittmar (Magdeburg), erstem Magdeburgischen Domcustos Gröschel, auch Küster Mahlow zu Königsberg i. N. — Hanstein gab die Biographie von Georg Wilhelm, Harles die von Christophorus Josephus bei. Aus Harles schöpfte der Gießener Schmidt, Nekrolog I, 321 bis 332, aus diesem Meusel XIII, 45, etwas vermehrt Goedeke, 2. Aufl., IV, 18. Auch die unkritischen Angaben über Johann Josias stammen aus Harles, sind aber doch der einzige Beweis, daß die beiden Belletristen Brüder waren.

H. Pröhle.

Sucro: Georg Wilhelm S., geboren am 2. November 1758 zu Magdeburg als Sohn des Consistorialrathes und Dompredigers Johann Georg S. (s. o. S. 114) studirte von Ostern 1778 an zu Halle Theologie, ward darauf Lehrer an der Domschule zu Magdeburg, kam im J. 1782 an das Pädagogium zu Halle, machte 1787 als Feldprediger bei dem Knobelsdorf'schen Regiment den Feldzug nach Holland mit, ward darauf im J. 1789 Prediger zu Bardeleben bei Magdeburg und starb schon am 24. Mai 1793 zu Halle, wohin er sich schwer erkrankt in ärztliche Pflege gegeben hatte. Er hat zu dem bekannten Niemeyer'schen Schulgesangbuch vom J. 1785 acht geistliche Lieder geliefert, von welchen zwei Bearbeitungen älterer von Liebich und Freylinghausen, die übrigen aber seine eigenen sind. Von letzteren fanden dann einige auch Aufnahme in andere Gesangbücher.

Rambach, Anthologie VI, 97. — Richter, Allg. biogr. Lexikon, S. 402. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. VI, 372.

l. u.

Sudan: Claudius S., Jesuit, aus Freiburg in der Schweiz, † am 2. December 1655, hat als Professor in Dillingen 1612 ff. „Theses ex logica et physica Aristotelis" drucken lassen. Nach seinem Tode erschien von ihm zu Innsbruck 1658 „Basilea sacra s. episcopatus et episcoporum Basileensium origo et series".

Hurter, Nomenclator (2) 1, 472. — Werner, Gesch. d. kathol. Theol., S. 64. Reusch.

Sudendorf: Hans Friedrich Georg Julius S., Historiker, wurde im März 1812 zu Badbergen im Fürstenthum Osnabrück als ältester Sohn des dortigen Pastors und späteren Kirchenraths Friedr. Ludw. Christ. S. († 1837) geboren. Seine Mutter, eine geborene v. Dincklage, war die Tochter des Generalmjors v. Dincklage. Durch die Erzählungen der Eltern wurde in dem Knaben früh das Interesse für geschichtliche Dinge geweckt. In dem Vorworte zum 8. Bande seines Urkundenbuches zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg (S. VII) spricht S. über die im elterlichen Hause empfangenen Eindrücke und Anregungen: „Den ersten Unterricht ertheilte mir meine Mutter, es war der Geschichtsunterricht. Er bestand darin, daß sie mir, ihrem erstgeborenen Kinde, aus grauer Vorzeit die schrecklichen Ereignisse ihrer Vorfahren, der v. Dincklage und v. Stockhausen, gern und oft erzählte. . . . Mein Vater, an Jahren und an Lebensansichten sehr verschieden von meiner Mutter, war bisweilen der unfreiwillige Zuhörer und suchte alsdann durch Schilderung der alten eigenthümlichen Einrichtungen der Landgemeinden im Fürstenthum Osnabrück, der dortigen bäuerlichen Verhältnisse, der Schönheiten und Vorrechte des seit undenklichen Zeiten adelig frei gewesenen Bauernhofes, den er einst sein eigen genannt und von seiner Mutter ererbt hatte, sowie der Vorzüge des bürgerlichen Standes und der städtischen Verhältnisse im Knaben der Einseitigkeit und Parteilichkeit vorzubeugen. So weckte die Mutter, ohne es zu wollen, in mir den Sinn für vaterländische Geschichte des Mittelalters, der Vater Verständniß für die darin sich abspiegelnden Verhältnisse.“ Diese Eindrücke aus der Kindheit sind für den Lebensgang Sudendorf's von wichtigstem Einfluß gewesen. Als er mit achtzehn Jahren das Gymnasium zu Osnabrück, das damals unter der Leitung Abeken's, des Erziehers der Schiller'schen Kinder, sich eines großen Ansehens erfreute, absolvirt hatte, widmete er sich auf den Universitäten Göttingen und Halle dem Studium der Theologie. Aber rechte Befriedigung fand er in dem geistlichen Berufe nicht, bald erwachte die alte Neigung für die Geschichte der Heimath. Mehrere glückliche Urkundenfunde ließen ihn, zunächst allerdings in etwas autodidaktischer Weise, mit einigen kleineren Büchern an die Oeffentlichkeit treten. Im J. 1840 wurden die von ihm verfaßten „Beiträge zur Geschichte des Landes Osnabrück bis zum Jahre 1840“ durch seinen Bruder Julius herausgegeben. Zwei Jahre später erschien von ihm das erste Heft einer Geschichte der Vorfahren seiner Mutter, der Herren v. Dincklage, dem 1844 ein zweites folgte. S. gesteht selbst ein, daß er „in dem neuen Fache sein eigener Lehrer war, wie er es auch geblieben ist“. Wol zum Nachtheile seiner Arbeiten, denn bei allem Fleiße und aller Liebe, die er dem Gegenstande entgegengebracht hat, verleugnen selbst die reifsten nicht ganz den Autodidakten. Fast gleichzeitig damit veröffentlichte er in der Münster'schen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde (Bd. 5 u. 6) „Beiträge zur Geschichte der Stadt Osnabrück“ und „Beiträge zur Geschichte des Stiftes Wildeshausen“. Auch später noch zeigte er für die Geschichte seiner Osnabrücker Heimath ein lebhaftes Interesse, wie die beiden in den ersten drei Bänden der Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück veröffentlichten Aufsätze beweisen: „Die Klöster Essen und Malgarten“ und „Nachrichten über die Gründung des Klosters Herssebrock und eine Reise des Bischofs Egilmar von Osnabrück nach Palästina“.

Inzwischen eröffneten sich S. Aussichten, die Theologie vollständig aufzugeben und sich ausschließlich der Beschäftigung mit geschichtlichen Arbeiten zu widmen. Im Auftrage des damaligen Landraths, spätern Landschaftsdirectors des Fürstenthums Lüneburg, Freiherrn v. Hodenberg, schrieb S. die Urkunden

einer Anzahl niedersächsischer Klöster ab, welche Abschriften den später von Hodenberg veranlaßten Ausgaben der Diplomatarien dieser Klöster zu Grunde gelegt wurden. So für den Archivdienst vorbereitet, glaubte er sich um eine Anstellung am königl. Archive in Hannover bewerben zu dürfen. Nach dem ersten mißlungenen Versuche wurde er durch Ministerialrescript vom 13. December 1842 unter Bewilligung einer Remuneration von jährlich 200 Thalern einstweilen und bis auf weitere Verfügung zu den Geschäften des königl. Archivs zugelassen. Außer auf dem Archiv war S. auch auf der königlichen öffentlichen Bibliothek beschäftigt, die unter derselben Verwaltung stand. Mit Eifer wandte er sich jetzt der Veröffentlichung der seiner Obhut mit anvertrauten historischen Schätze zu. Zunächst publicirte er 1844 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die Welfenurkunden des Tower zu London und das Exchequer zu Westminster". Die Edition beruht nicht auf den Originalen, sondern auf älteren in der Bibliothek zu Hannover befindlichen Abschriften. Fünf Jahre später (1849) veröffentlichte S. ein umfangreicheres historisches Quellenwerk: „Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte", von dem 1851 ein zweiter und 1854 ein dritter Band erschien. Der Stoff, der hier zum Abdrucke kam, war theils der königl. Bibliothek, theils dem Archiv entnommen; namentlich bot ihm der sogenannte Codex epistolaris imperatorum, regum, pontificum, episcoporum, eine Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts auf der Bibliothek, über deren Inhalt und Werth er sich in den Vorreden zu seinem Buche ausspricht, ein sehr bedeutendes Material. Aus demselben Codex nahm er auch den größten Theil des Stoffes, der seinem bereits 1850 erschienenen „Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe" zu Grunde liegt.

Trotz dieser umfangreichen Arbeiten verlor S. seine Hauptaufgabe, die Herausgabe eines Urkundenbuches zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts, nicht aus den Augen. Allerdings täuschte er sich zuerst, wie es bei derartigen Unternehmungen fast stets zu geschehen pflegt, über den Umfang des projectirten Werkes, er glaubte nach Ablauf von drei Jahren die Sammlung des urkundlichen Stoffes beendet zu haben, und daß hundert Druckbogen zu dessen Herausgabe genügen würden. Aber von Jahr zu Jahr wuchs ihm der Stoff unter den Händen, ohne daß aber eine feste Aussicht sich ihm eröffnete, die Früchte seines Fleißes durch den Druck der Wissenschaft zugänglich zu machen. Endlich nach langen Verhandlungen wurden 1858 seitens der Behörden die zum Drucke erforderlichen Mittel bewilligt, und bereits im folgenden Jahre hatte S. die Freude, den ersten Band seines Buches („Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande", Hannover 1859) im Druck vollendet zu sehen. Schwere Krankheiten und harte Schicksalsschläge hemmten zwar den schnellen Abschluß seines Unternehmens, aber die seltene Energie seines Willens besiegte alle Hindernisse. Den Druck des zehnten Bandes erlebte er nicht mehr, aber in seinem Nachlasse fand sich das Manuscript dazu druckfertig vor.

An dieses große Urkundenbuch, das zehn starke Quartbände umfaßt, hat S. die beste Kraft seines Lebens gesetzt; ihm hat er viele Opfer gebracht. Sein Buch ist eine reiche Fundgrube für die Geschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Herzöge und ihrer Lande vom Jahre 1252 bis 1406. Jedem der ersten sieben Bände ist eine orientirende Einleitung beigegeben, in der auch andere Quellen als die in dem betreffenden Bande abgedruckten Urkunden benutzt sind. So sehr man auch den Fleiß, der auf die Sammlung des Materials und die Sorgsamkeit des Abdrucks der Urkunden verwandt ist, anerkennen muß, so dürfen doch auch wesentliche Mängel des Buches nicht verschwiegen werden. Der Plan des Ganzen ist nicht scharf und klar umgrenzt, manches ist zum Abdrucke ge-

bracht, das hätte fehlen können; die Inhaltsangaben der Urkunden sind viel zu breit; namentlich haben aber Sudendorf's Editionsgrundsätze mehrfachen Tadel, und mit Recht, erfahren. So hat sich Waitz bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes in einer Abhandlung: „Wie soll man Urkunden ediren?“ (v. Sybel, Historische Zeitschrift IV, 443) gegen Sudendorf's Verfahren in dieser Beziehung ausgesprochen.

Von Sudendorf's äußerem Leben ist wenig zu berichten. Am 1. October 1848 bekam er eine etatsmäßige Stelle als Registrator mit dem Titel Archivsecretär, 1851 wurde er wirklicher Archivsecretär, 1862 erhielt er den Charakter als Archivrath, 1875 wurde er Staatsarchivar. Langdauernde Krankheiten führten seine Pensionirung am 1. Octbr. 1877 herbei. Er starb am 25. Febr. 1879.

Janicke.

Sudendorf: Julius S., Jurist und osnabrückischer Specialforscher, Bruder des Vorigen, war am 9. September 1815 geboren. Nach Beendigung seiner juristischen Studien wurde er (1841) Auditor beim Amte Vörden, wo er mehrere Jahre bei seinem Schwager, dem Drost v. Dincklage, arbeitete. 1844 wurde er Amtsassessor beim Amte Osnabrück und war als solcher mit seinem älteren Collegen Jaques bei der Ordnung und Verzeichnung des Osnabrücker Landdrosteiarchives thätig, aus welchem später das jetzige Staatsarchiv hervorging. Schon ziemlich früh beschäftigte er sich in Verbindung mit seinem älteren Bruder mit historischen, auf seine Osnabrücker Heimath bezüglichen Arbeiten. An der von seinem Bruder bearbeiteten Geschichte der v. Dincklage'schen Familie hatte er Antheil, ebenso an den 1840 herausgegebenen Beiträgen zur Geschichte des Landes Osnabrück. Als 1847 der historische Verein für Osnabrück gegründet wurde, übertrug man ihm das Amt eines Vicepräsidenten, das er bis zu seiner Versetzung als Amtsrichter im J. 1854 verwaltete. In diese Jahre seines Osnabrücker Aufenthaltes fällt eine Reihe sehr dankenswerther Artikel, welche er in den ersten drei Jahrgängen der Zeitschrift des genannten Vereins veröffentlichte. Es sind namentlich Sagen und Volksüberlieferungen, mit denen er sich eingehend beschäftigte. Der Urkundenforschung hatte er sich seit der Trennung von seinem Bruder, der in Hannover Anstellung fand (s. o.), mehr abgewendet. Mit dem Verlassen der Osnabrücker Heimath und der Gründung einer Familie erlosch zwar nicht sein Interesse für die historische Forschung, aber die litterarische Production hörte auf, wenn er auch später noch unermüdlich in der Sammlung von Stoff und Notizen war und bereitwillig aus dem Schatze seiner Kenntnisse mittheilte. Nach fünfzigjähriger Dienstzeit trat er als Amtsgerichtsrath in den wohlverdienten Ruhestand. Er starb am 6. September 1893 auf seinem Gute zu Hilten bei Neuenhaus in der Grafschaft Bentheim.

Janicke.

Suderland. Eine der Grafschaft Mark entstammende, im 14. Jahrhundert mehrfach unter den Geschlechtern der wendischen Städte genannte Familie. Rötger S. war 1326—1342 Rathsherr zu Greifswald, Friedrich S. 1362 bis 1366 Mitglied des Rathes der Stadt Rostock, Arnold S. wird 1365—1382 als Rathsherr und Evert S. vor 1429 als Glied der Zirkelgesellschaft zu Lübeck genannt.

Friedrich S. befehligte im ersten Kriegszuge der Hansa gegen Waldemar IV. Atterdag von Dänemark, den der Lübecker Bürgermeister Johann Wittenborg anführte, eine Rostocker Kogge und gerieth an dem Unglückstage von Helsingborg, 8. Juli (?) 1362, mit Schiff und Mannschaft in dänische Gefangenschaft, ebenso sein College Johann Kale, der ein zweites Rostocker Schiff führte. Beim Abschluß des Waffenstillstands von Wordingborg am 10. Nov. 1362 waren beide noch Gefangene, während ein sonst nicht weiter bekannter

Heinrich Suderland, der sich wol auf Friedrich's Schiff befunden hatte, aus der Gefangenschaft entkommen war. Am 1. Januar 1363 ist S. frei und vertritt die Stadt Rostock als Rathssendebote auf der Versammlung in Stralsund, auf der Johann Wittenborg für schuldig erklärt wurde. Trotzdem die meisten Städte von allzu großer Strenge abriethen, wurde Wittenborg im Sommer desselben Jahres enthauptet. Am 28. Sept. 1362 hatten Magnus und Hakon, die Könige von Schweden und Norwegen, den mit ihnen verbündeten Hansestädten die Insel Oeland mit dem festen Schlosse Borgholm verpfändet und es wurde beschlossen, die Bewachung den betheiligten Städten der Reihe nach anzuvertrauen. Es war das kein angenehmer Auftrag, da zu der großen Verantwortung auch noch die sich sehr bald herausstellende Thatsache hinzutrat, daß die Einkünfte der Insel die Kosten der Verwaltung nicht deckten und der bewilligte Zuschuß viel zu gering war. So kam es denn auch, daß jeder nur ungern daran ging und so bald wie möglich wieder davonzukommen suchte. Wismar, Lübeck und Stralsund hatten unter allerhand Schwierigkeiten ihres Amtes gewaltet; 1365 kam Rostock an die Reihe und entsandte Friedrich S., dessen Amtsjahr am 24. Juni 1366 ablief. Für das nun folgende Jahr sollten Greifswald und Stettin gemeinschaftlich den Schutz Borgholms übernehmen, doch hatten sie noch keinerlei ernstliche Vorbereitungen dazu getroffen und sahen sich, nachdem das Gesuch Stettins, ihnen diese Verpflichtung gänzlich zu erlassen, abgeschlagen worden war, genöthigt, wenigstens Aufschub bis Michaelis zu erbitten. Nothgedrungen mußten die Städte gewähren, was sie nicht ändern konnten und ersuchten S., die Verwaltung bis zu dem genannten Termin fortzuführen, unterließen aber nicht, die säumigen Städte darauf hinzuweisen, daß sie allein und nicht Rostock für etwa in der Zwischenzeit entstehenden Schaden verantwortlich seien. Wie begründet die sich hierin aussprechende Besorgniß war, stellte sich schon in den allernächsten Wochen heraus, indem ungefähr um dieselbe Zeit Herzog Erich von Lauenburg, der Verbündete König Waldemar's, die Uebergabe von Borgholm forderte und im Weigerungsfalle mit Gewalt drohte. S., der sich zu erfolgreichem Widerstand wol nicht stark genug fühlte, befand sich in einer sehr übelen Lage, aus der er sich am besten herauszuhelfen glaubte, wenn er Schloß und Insel ihrem früheren Herrn, König Hakon, wieder übergab und diesem die Vertheidigung überließ. Das Bedenkliche seines Schrittes war ihm nicht verborgen, er that daher, als Hakon, wie zu erwarten, sofort zuzugreifen bereit war, alles mögliche, um sich den Rücken zu decken und ließ sich dessen Versprechen, sofort vier seiner Ritter an die Städte zu senden, um alle Streitpunkte gütlich zu begleichen und wegen Borgholms ein neues Abkommen zu treffen, durch Brief und Siegel beglaubigen. Er hatte freilich nicht mit des Königs schon öfter bewiesener Treulosigkeit gerechnet; wie Wittenborg vier Jahre vorher zwölf Wochen lang vor Helsingborg vergeblich auf die versprochene Hülfe Hakon's und seines Vaters Magnus wartete und darüber Flotte, Ehre und Leben verlor, so wartete auch S. vergeblich auf die Einlösung der königlichen Verheißungen. Als er sich im December 1366 vor der Hanseversammlung zu Rostock wegen seiner Handlungsweise zu vertheidigen hatte, wurde das urkundlich gegebene Versprechen Hakon's gar nicht weiter in Betracht gezogen, auch der ursprünglich Greifswald und Stettin auferlegten Verantwortlichkeit geschah mit keinem Worte Erwähnung (man könnte daraus vielleicht schließen, daß die Uebergabe Borgholms noch vor Ablauf der Besetzungspflicht Rostocks stattgefunden hatte), sondern die Stadt Rostock allein wurde für den Verlust der zwar strategisch wichtigen, finanziell aber recht ungünstigen Position und weiter daraus etwa erwachsende Schädigungen haftbar gemacht. S. büßte sein Verschulden mit dem Tode. Am 16. December 1366 war er vor den versammelten

Rathsſendeboten erſchienen, am 12. März 1367 iſt die Hinrichtung bereits voll-
ogen. König Hakon erfreute ſich des ſo wiedererworbenen Beſitzthums nicht
ange; vielleicht ſchon 1366, ſpäteſtens 1367, ging es an König Albrecht
erloren.

Hanſereceſſe, 1. Abth., Bd. 1—3. — Mecklenburgiſches Urkundenbuch, Bd. 15, Nr. 9092, 9103, 9400. — Hanſiſche Geſchichtsblätter 1 (1871), S. 114—122. — Schäfer, Die Hanſeſtädte und König Waldemar von Dänemark, Jena 1879. S. 310—326, 412, 592—597.

Ad. Hofmeiſter.

Sudermann: Heinrich S., Dr. jur., Syndikus der Hanſeſtädte. Er ſtammte aus einem alten Kölner Patriciergeſchlechte, deſſen Vorfahren aus Dortmund eingewandert waren. In Köln ſpielte die Familie im 15. und 16. Jahrhundert eine maßgebende Rolle. Sowol Heinrich's Vater Hermann, wie ſein Bruder Hillebrand bekleideten öfter die Bürgermeiſterwürde. H. wurde am 31. Auguſt 1520 geboren. Mit 18 Jahren bezog er die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Seine akademiſchen Studien ſchloß er mit der Erwerbung des juriſtiſchen Doctorgrades ab. Wie ſeine ſpätere Wirkſamkeit erkennen läßt, hat er ſich in ſeinen Studienjahren eine gründliche Fachbildung und ein ausgedehntes allgemeines Wiſſen angeeignet. Zu Anfang der 50er Jahre befand er ſich in Köln, noch unſchlüſſig, in welcher Weiſe er ſeine Arbeitskraft bethätigen ſolle. Damals ließ er ſich bereden, den hanſiſchen Dingen ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Sein Vater war als Rathsherr und Bürgermeiſter der alten Hanſe-ſtadt mit ihnen vertraut; oft hatte er Kölns Vertretung auf Hanſetagen und auf hanſiſchen Geſandtſchaften. Unter ſeines Vaters Anleitung lebte S. ſich in die hanſiſchen Intereſſen ein. Er erkannte, daß eine Wiederherſtellung der poli-iſchen Macht des Hanſebundes unter den veränderten Zeitumſtänden nicht mehr möglich ſei. Die Förderung der hanſiſchen Handelsintereſſen namentlich in Eng-and und in den Niederlanden war daher von vornherein der Zielpunkt ſeiner aſtloſen Bemühungen. Es fällt die Geſchichte ſeines Lebens ſeit dem Jahre 552 zuſammen mit der Geſchichte der hanſiſchen Beſtrebungen in beiden ändern.

Vom Jahre 1552—1556 war S. in Kölns Auftrage auf Hanſetagen und ei Geſandtſchaften thätig. In dieſen 4 Jahren hat er nach ſeiner eigenen An-abe nicht weniger als 2 Jahre und 20 Tage auf Reiſen nach Lübeck und ngland verwandt. Auf dem Hanſetage 1556 trat er definitiv als Syndikus den Dienſt der Hanſeſtädte; die Zeitdauer wurde nachträglich zunächſt auf Jahre feſtgeſetzt, dann 1562, 1567 und 1572 der Vertrag erneuert, bis 576 eine völlig neue Beſtallung erfolgte, in der er bis zu ſeinem Tode 1591 erblieb. Seine erſte hanſiſche Thätigkeit fiel in eine trübe Zeit für den hanſiſchen Handel. Die Engländer waren längſt unwillig wegen des Lakenhandels des ölniſchen Drittels in Antwerpen. Im Februar 1552 erklärte König Eduard VI. infach den Heimfall der hanſiſchen Privilegien in England. Im März verbot as Londoner Contor ſeinen Angehörigen allen Handel, in der Hoffnung, durch ieſen Gegenſchlag ſeine Unentbehrlichkeit darzuthun; die Hanſeſtädte folgten mit em gleichen Verbot.

Für den Mai 1553 war ein Hanſetag in Lübeck angeſagt; unter den Kölner Geſandten befand ſich S. Infolge der Beſchlüſſe dieſes Tages reiſte er ach Antwerpen und Brügge. Hier traf ihn die Kunde vom Regierungsantritt er Königin Maria. Sofort ging er nach England hinüber zur Ausnutzung der ünſtigen Lage; ſein Vater folgte ihm trotz ſeines vorgerückten Alters raſch nach. Im November ward die Privilegienbeſtätigung erreicht. S. blieb noch bis zum Januar 1554 in England. Zu Trinitatis war er wieder auf dem Hanſetage

in Lübeck als Kölner Gesandter anwesend. Eine weitere Gesandtschaft nach England ward beschlossen, an der S. theilnahm. Aber deren Erfolg war nur von kurzer Dauer; denn im folgenden Jahre setzten die englischen Kaufleute eine große Beschwerung des hansischen Lakenhandels durch. Aufs neue folgten sich Hansetage und Gesandtschaften. Die Lage in England gestaltete sich aber immer ungünstiger. Die Hanse rief sogar die Vermittlung von Maria's Gemahl, König Philipp's von Spanien, an. Auch eine Sperrung des englischen Handels wurde bei den westdeutschen Fürsten angeregt und zum Theil erreicht, sodaß die Wirkung in England fühlbar wurde.

Mit neuer Hoffnung sah S. dem bald darauf erfolgenden Regierungswechsel in England zu. Aber selten sind Hoffnungen gründlicher getäuscht worden. Bis an sein Lebensende mußte S. gegen die Repressiv- und Expansivpolitik von Elisabeth's Regierung ankämpfen, mit immer geringerem Erfolge. Daß S. in diesem Streite unbedingt unterliegen mußte, war nicht zum wenigsten bedingt durch den Eigennutz und die Spaltung seiner Oberen, der Hansestädte. Traurig waren indeß auch die Zustände auf dem Londoner Contor. Nur selbstsüchtige Interessen, nicht die Rücksicht auf die Ehre des hansischen Bundes bestimmten das Verhalten der wenigen Kaufleute; die alte Hausordnung wurde nicht mehr beobachtet. Der Altermann Peter Eisler wurde trotz grober Mißbräuche im Amte belassen. Nachdem erst brieflich mit der Königin verhandelt worden war, ging im April 1560 eine Gesandtschaft, der S. angehörte, an sie ab. Aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Von seiner ersten Reise nach England nach Elisabeth's Regierungsantritt schreibt sich die gegenseitige Abneigung zwischen S. und den Engländern her, an der auch die privatim im Winter 1579 in den Niederlanden angeknüpften Beziehungen zu den Secretären der Königin nichts änderten. So blieb das Verhältniß zu England bis zu Ende 1563 ein gespanntes. Damals schien im englischen Handelsstreit mit den Niederlanden durch den näheren Anschluß an diese der Hansa ein großer Vortheil zu erwachsen. S. begrüßte den Conflict mit Freuden. Er hoffte, eine gemeinsame Sperre der hansischen und niederländischen Häfen gegen die englischen Waaren durchzusetzen, zumal die Verhandlungen zwischen England und den Niederlanden lange ohne jeden Erfolg blieben. Noch im J. 1572 wurde an S. vom Brüsseler Hofe aus geschrieben, nur eine Einigung der Niederländer mit den Hansestädten werde die Engländer zur Vernunft bringen. Auch auf Frankreichs Beihülfe hoffte er. Er war der Anschauung, man müsse den Engländern Ernst zeigen, da sie keinem Heiligen glauben, er thue denn Wunder. Im September 1564 fand ein Hansetag statt, auf dem S. Vollmacht zu Verhandlungen mit den Niederlanden gegen die englischen Bestrebungen erhielt. Damit kam man der niederländischen Regierung entgegen, die ihrerseits durch Androhung eines Bündnisses mit der Hansa den Engländern Vortheile abzuringen suchte. Eine objective Handhabe für das gemeinsame Vorgehen bot die Schädigung der overyffelschen, geldrischen und friesischen Hansestädte, welche der niederländischen Regierung unterstanden, und deren Handel daher von dieser direct gegen England vertreten werden konnte.

Jedoch war die Hanse zu sehr auf widerstrebenden Interessen aufgebaut. Die Engländer wandten sich nach dem Grundsatze: Divide et impera nach Norddeutschland, wo sie in Emden oder in der Hansestadt Hamburg einen Stapelplatz zu finden hofften. Das Londoner Contor klagte über Hamburgs Entgegenkommen gegen England. S. warnte Hamburg. Zunächst allerdings nahm Emden die Fremden auf. Bald befürchtete man den Untergang des hansischen Handels in England; der Altermann Eisler verließ das Londoner Contor in Unordnung. Da lenkte der Hansetag 1566 wieder ein. Aber es war zu spät; denn verhängnißvoll wurde das egoistische Vorgehen Hamburgs. Im Juli 1567

bewilligte es den Merchants adventurers eine Niederlassung mit zehnjährigem Handelsprivileg. Seit diesem Zugeständniß war den Engländern nicht mehr beizukommen. Zunächst äußerte sich die Folge von Hamburgs Untreue in den verminderten Einnahmen des Londoner Contors. Aber der Hansetag wagte dem mächtigen Hamburg gegenüber nur die bescheidene Bitte um Aufgabe der Residenz. Eine günstige Wendung schien erst durch das Geldbedürfniß der Königin zu Anfang 1573 einzutreten. Das Londoner Contor empfahl die Gewährung einer Anleihe von 40 000 Pfd. Durch die Ablehnung derselben wurden die Engländer schwer gereizt. Noch mehr, als die Königin drei Jahre später von mehreren Hansestädten nur die Bürgschaft für eine Anleihe verlangte und abermals abschlägig beschieden wurde. Der königliche Secretär ließ dem Londoner Contor gegenüber Drohungen laut werden. Dem Fasse wurde der Boden ausgeschlagen, als Hamburg allen englischen Werbungen zum Trotz die Verlängerung des Vertrags mit den Adventurers abschlug. Nunmehr verbat sich die Königin alle weiteren Verhandlungen über hansische Privilegienbestätigung bis zur Meinungsänderung von Hamburg. Nur 4 Personen waren damals noch auf dem Londoner Contor anwesend. Ihnen erschwerte ein königliches Decret den Handel, indem es von ihnen Caution für Nachzahlung des erhöhten Zollsatzes verlangte, bis ein den englischen Interessen günstiger Hansetagsbeschluß gefaßt würde. Als die Engländer den Weg nach Hamburg verlegt sahen, wandten sie sich überallhin, in die nördlichen Niederlande, nach Emden, nach Dänemark, nach Preußen und knüpften sogar mit Nürnberg Verhandlungen an. In Emden und Elbing hatten sie Erfolg. Das machte Hamburg wieder schwankend. Nun versuchten die Hansestädte aus der Fernhaltung der Adventurers eine Reichssache zu machen. S. reiste zu Anfang 1581 nach Prag. Aber englischerseits wurde dafür gesorgt, daß der schwache Kaiser keine durchgreifenden Schritte that. Nochmals ging eine hansische Gesandtschaft 1585 nach England; S. nahm nicht theil. Wieder ward als Vorbedingung für die Verhandlungen die Forderung der Hamburger Residenz gestellt. Hamburg selbst beobachtete eine zweideutige Haltung. Schließlich gewannen die Engländer wieder in der benachbarten Hansestadt Stade einen Stapelplatz. Nicht mit Unrecht äußerte sich S. angesichts dieser Vorgänge dahin, daß ewige Schande das Ende der Hanse sein werde. Wagte es doch das Londoner Contor 1588 die englische Regierung um Vergünstigungen zu bitten mit Berufung darauf, daß den Adventurers die Residenz in Stade gewährt sei; die Demüthigung war dazu noch erfolglos. Der Uebermuth der Engländer stieg; sie nahmen gar keine Rücksicht mehr auf den schwachen Städtebund. Am 30. Juni 1589 kaperte die englische Flotte 68 hansische Schiffe im Hafen von Lissabon. In demüthigster Form mußte man sich um theilweise Rückgabe bemühen. So sehr hatten sich die englisch-hansischen Dinge im 16. Jahrhundert gewandt, seit das zielbewußte Vorgehen der englischen Kaufleute auf die Zerfahrenheit und den Particularismus der Hansestädte stieß. Das Londoner Contor war ein verlorener Posten, den S. zuletzt im J. 1574 bei einer Visitation besuchte.

Während dem hansischen Handel in England der politische und wirthschaftliche Aufschwung des Landes zum Verderben wurde, wurden die niederländisch-hansischen Beziehungen durch die religiösen und politischen Wirren, zuletzt durch den großen Befreiungskrieg aufs empfindlichste geschädigt. Sudermann's Thätigkeit in den Niederlanden mußte sich daher hauptsächlich darauf richten, den Schaden, den die traurigen politischen Geschicke der Lande und die Willkür der Herrschenden der hansischen Niederlassung in Antwerpen zufügten, durch beständige Gesandtschaften und Bitten bei den wechselnden Statthaltern bestmöglich zu heilen. Nur ein großes positives Ergebniß hatte seine Wirksam-

keit zu verzeichnen: den Bau des neuen Hansehauses in Antwerpen. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts war der hansische Handel, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, immer mehr von Brügge nach Antwerpen abgelenkt worden. Im J. 1545 hatte das Brügger Contor einen förmlichen Vertrag mit der Stadt Antwerpen abgeschlossen. Da Antwerpen sowol wie das Contor eine dauernde Niederlassung im Auge hatten, so tauchte allmählich der Gedanke an den Bau eines neuen großen Hansehauses auf; festere Gestalt gewann er anscheinend erst im J. 1557. S. betrieb mit Eifer den Plan. Doch dauerte es bis zum Januar 1562, ehe er durchgeführt werden konnte; denn damals erst ertheilte der Geheime Rath eine theilweise Privilegienbestätigung für das in Antwerpen residirende Contor, wogegen Brügge vergebens sein Stapelrecht geltend zu machen versucht hatte. Nach längeren Verhandlungen wurde im October 1563 der endgültige Vertrag mit Antwerpen über den Bau geschlossen: die Hansestädte sollten zum Bau des Hauses, das in ihr Eigenthum überging und mit dem Grund und Boden auf 124 000 Gulden angeschlagen wurde, 60 000 Gulden beisteuern; für den Rest versprach Antwerpen aufzukommen. Es würde zu weit führen, die Schwierigkeiten zu schildern, mit denen das Contor zu kämpfen hatte, um das Geld zum Bau zu beschaffen, und die zu seiner traurigen Verschuldung, infolge der ungünstigen Zeitverhältnisse sogar fast zum Untergange führten. Daneben hatte das Contor andauernd zwei Hauptbeschwerden, die aus der Unbotmäßigkeit der eigenen Angehörigen entsprangen: die mangelhafte Einrichtung des Schosses und den Handel mit außerhansischen Factoren. Die Schoßwirren hatten ihren tieferen Grund in der privilegirten Stellung Kölns, welches für seine Bürger gegen eine jährliche Reversalsumme Schoßfreiheit beanspruchte und dadurch den Neid der anderen Hansegenossen, namentlich der Danziger hervorrief. Schoßweigerungen wurden fast zur Regel, und da der Schoß das einzige Mittel zur Erhaltung des Contors war, war dessen Bestand ernstlich gefährdet. Im J. 1566 entstand infolge dessen ein langjähriger Schoßstreit am Kammergericht zwischen der Hanse und Köln, der den dortigen Einfluß Sudermann's sehr beeinträchtigte, obwol er ausdrücklich gewünscht hatte, man möge ihn nicht gegen seine Vaterstadt dienen lassen; er hoffte allerdings, daß Köln durch den Schaden des Schoßstreites den Nutzen der Einigkeit empfinden werde. Erst im J. 1584 gab Köln zeitweilig nach, um den völligen Untergang des Contors zu verhüten; der Hansetag pries Kölns Nachgiebigkeit damals als ein von Gott verhängtes Werk.

Die Ordnung der Antwerpener Verhältnisse ließ den ständigen Aufenthalt Sudermann's in Antwerpen räthlich erscheinen, zumal die erstrebten Zollbefreiungen seine Gegenwart in den Niederlanden erheischten. Aber erst im Sommer 1567 siedelte er nach der Scheldestadt über, wo ihm im alten Hansehause Wohnung eingeräumt worden war. Damals hatten die kirchlichen Wirren schon eine ernstere Wendung genommen. Im August 1566 hatte der Bildersturm in Antwerpen getobt. Das Contor selbst war nicht theilnahmlos geblieben und hatte vom Prinzen von Oranien die Gestattung der Augsburgischen Confession begehrt. S. stand, wie zahlreiche Andeutungen erkennen lassen, der Reformbewegung nicht unsympathisch gegenüber; jedoch scheint der vorsichtige Mann persönlich die mildere Richtung im Katholicismus, die durch Cassander vertreten wurde, bevorzugt zu haben. Frau und Kinder hatte S. mit nach Antwerpen genommen, ließ sie aber auf Drängen seines Vaters Anfangs October wegen der besorglichen Zeiten wieder nach Köln zurückkehren. Allmählich wurde der Hausbau vollendet, obwol Hamburg und Lüneburg ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen waren. Am 16. März 1569 wurde das stattliche Gebäude bezogen und gleichzeitig von der Regierung und der Stadt mit mehrfachen

Privilegien ausgestattet. Bereits im Mai mußte S. wegen gefährlicher Erkrankung seines 78jährigen Vaters nach Köln zurückkehren. Erst im Juli 1571 kam er mit Kölner Gesandten wieder nach Antwerpen, wurde aber Anfangs September abermals nach Köln zurückberufen, um den Nachlaß seines inzwischen verstorbenen Vaters zu ordnen.

Die Verhältnisse des Contors waren derweil sehr trübe; die finanzielle Lage hatte sich durch die Aufnahme hoch zu verzinsender Anleihen sehr verschlechtert. Gegen das Gebot der Residenzpflicht auf dem neuen Hause hatten namentlich Kölner und Danziger Kaufleute protestirt. Offener Ungehorsam war aufgetreten. Der Hanseverwandte Matern Schuiff hatte sogar den Contorssecretär Georg v. Laffarden in Brüssel verhaften lassen. Die religiöse Bedrückung traf auch die Fremden. Dazu kamen Versuche der Regierung, gegen die Privilegien die neu eingeführten Abgaben auch vom Contor zu erzwingen. Die traurige politische Lage in den Niederlanden lähmte den hansischen Handel. In diese elenden Verhältnisse fiel die verhängnißvolle Plünderung Antwerpens am 4. November 1576. S. wurde gerufen. Im December war er in Namur beim Gouverneur Don Juan d'Austria; aber er erreichte nur ein „mageres" Schreiben an Antwerpen. Die Stadt selbst aber suchte ihren Schaden durch neue Abgaben zu ersetzen. S. mühte sich ab, das Unheil abzuwehren. Als er endlich einsah, daß eine Restitution der Plünderungsbeute nicht zu erlangen sei, dachte er an eine Compensation des Schadens durch Steuerbefreiung und Erweiterung der Privilegien. Gleichzeitig trat er mit dem Prinzen von Oranien in Verbindung, um Abstellung der holländischen und seeländischen Zölle zu erreichen; denn namentlich der doppelte seeländische Zoll zu Antwerpen und Vlissingen erwies sich allzu ungünstig für den Handel. In jenen schlimmen Tagen waren nur mehr 3 Personen auf dem Contor, welche die Einkünfte an sich zu reißen suchten. Von ihnen hatte S., der ihrem Treiben entgegentreten mußte, keinen Dank. Aber es schien besser zu werden, als im September 1577 der Prinz von Oranien in die Stadt einzog.

Nunmehr kehrte S. nach Köln zurück. Die häuslichen Verhältnisse fand er arg zerrüttet. Seine Frau war gestorben; 6 Kinder hatte sie ihm hinterlassen. Trotzdem mußte er im nächsten Jahre wieder sich einer hansischen Gesandtschaft nach Antwerpen anschließen, wo große Verwilderung eingerissen war. Der Altermann Hans Pretor hatte sich längere Jahre hindurch ein hohes Jahrgehalt selbst zugeschrieben; portugiesische Güter hatte er als hansische mit dem Siegel des Contors gefreit. Man gab an, er sei dem Contor 20 000 Gulden schuldig geblieben. Der Erfolg der Gesandtschaft war erfreulich; sie erlangte eine 20jährige Befreiung von dem Zoll zu Lobith und in Brabant, sowie die Anerkennung des eigenen Gerichtsstandes des Contors. Auch mit Antwerpen wurde ein Vertrag geschlossen. Hätten die Kölner Gesandten sich nicht wieder in einigen Punkten abgesondert, so hätte man vollauf zufrieden sein können, zumal bald darauf der Hansetag eine 10fache Contribution zur Schuldenbefreiung des Antwerpener Contors beschloß. Aber es waren Privilegien und Beschlüsse, die nur auf dem Papier standen. Dem Beschlusse des Hansetags von 1581, S. solle seine Wohnung in Antwerpen nehmen, setzte er offenen Widerstand entgegen. Die politische Lage war ihm zu ungewiß. Keinen Fuß wollte er ohne Geld versetzen. Die maßgebenden Personen auf dem Contor waren ihm unsympathisch. Der Altermann Daniel Gleser hatte ihn gar wie einen Spitzbuben verhöhnt. Die finanzielle Lage des Contors war sehr betrübend. Zu Ende 1583 ging schon das Gerücht, es sei bankerott. Im August 1586 ließ ein Gläubiger die Mobilien öffentlich zum Verkauf stellen; die Gefahr lag nahe, daß das neue Haus verkauft werden mußte. Gleser wagte es, dem alten S. in heftigen

Worten die Schuld an dem Verfall zuzuschreiben, wogegen der Angegriffene sich scharf verwahrte. Aufs neue riefen ihn Eingriffe in die hansischen Privilegien im J. 1589 nach Brabant; hansische Kaufleute waren wegen privater Forderungen an die Stadt Köln von deren Gegner Wilhelm v. Harff gepfändet worden. Trotz aller Bemühungen wurden die privilegienwidrigen Processe nicht niedergeschlagen.

S. stand am Ende seines Lebens, das voll Mühe und Arbeit gewesen war. Alle die langjährigen Anstrengungen, die vielen Reisen, der oftmalige Aufenthalt in Antwerpen, seine Werbungen am Brüsseler Hofe, alles war vergeblich gewesen. Das neue Haus, mit Schulden beladen, von ungetreuen Verwaltern bewohnt, schien nur mehr ein Denkmal der Zerfahrenheit der Hanse zu sein, keineswegs ein Zeichen ihrer Blüthe, zu dem es bestimmt war. Die Ungunst der Zeiten, die Uneinigkeit der Städte, der Ungehorsam der Genossen hatten sich vereint, um des treuen Syndikus rastlose Thätigkeit lahm zu legen. Durch die niederländischen und englischen Dinge war Sudermann's Arbeitsfeld im Dienste der Hanse hauptsächlich begrenzt. Schon sein Wohnsitz im Westen hinderte ihn, den nordischen und östlichen Angelegenheiten nähere Aufmerksamkeit zu widmen. Nur in den ersten Jahren seiner Amtsführung beschäftigte ihn ein Rechtsgutachten über die dänischen und norwegischen Privilegien. Im allgemeinen betrachtete Lübeck den nördlichen Handel als seine alleinige Angelegenheit. Auch in seinem Kriege mit Schweden stand es auf eigenen Füßen. Die alten Hansestädte im fernen Osten überließ man ihrem traurigen Geschicke, den Zankapfel zwischen Rußland und Schweden abzugeben. Reval's Nothschrei im J. 1558 stieß namentlich im Kölner Drittel auf völlige Interesselosigkeit. Die polnisch-preußischen Verhältnisse lagen Lübeck mehr am Herzen, zumal seit 1580 die Bemühungen der Adventurers auf eine Residenz in Elbing gerichtet waren. 1582 erhielt S. den Auftrag eine Instruction für eine Gesandtschaft nach Polen abzufassen, an welcher er selbst theilnehmen sollte, um den Abfall des preußischen Quartiers zu verhüten. Damals kam die Schickung nicht zu Stande. Als S. 1585 von Lübeck nochmals ausdrücklich zur Reise nach Polen aufgefordert wurde, lehnte er ab, ehe er sein rückständiges Gehalt empfangen hätte.

In der That war diese Weigerung gerechtfertigt. In äußerst mangelhafter Weise waren die Hansestädte ihren Verpflichtungen gegen den getreuen Diener nachgekommen. Die Correspondenz Sudermann's während der letzten Jahrzehnte seines arbeitsvollen Lebens ist erfüllt mit bitteren Klagen über seine bedrückte Lage infolge des Undanks der Städte. Betonte auch Lübeck gelegentlich, daß die Unterhaltung des Syndikus eine Ehrenpflicht des Bundes sei, praktischen Erfolg hatten die schönen Worte auf den Hansetagen nicht. S. war ungewiß, ob er unter allerlei Mühsalen einem Herrn mit unzähligen Köpfen weiter dienen solle; er klagte, er werde sich einen anderen Herrn suchen müssen, der ihn unterhalte. Schon als 1576 seine Bestallung zuletzt erneuert worden war, schrieb ihm Moriz Zimmermann, der Altermann des Londoner Contors, er würde ihm die Annahme widerrathen haben. S. sah sich hinterher gezwungen, sein väterliches Erbgut theils zu veräußern, theils schwer zu belasten, um sich und seine zahlreichen Kinder zu ernähren. Volle 14½ Jahre hatte sich der geplagte Mann nur auf Reisen im hansischen Interesse befunden; die Zahl läßt sich aus den eigenen Angaben berechnen, welche er auf dem Hansetage zu Lübeck 1591 vorlegte. Bereits im Vorjahre war er in eine schwere Krankheit verfallen; noch im Februar 1591 quälte ihn ein Magenleiden. Trotzdem machte er sich, ein Greis von 70 Jahren, auf die beschwerliche Reise nach Lübeck, um den Berathungen des wichtigen Tages beizuwohnen und im eigenen Interesse Abrechnung zu fordern. Während der Tagfahrt übermannte ihn die Schwäche. Er

starb am 7. September zu Lübeck; seine Leiche wurde nach Köln überführt. Was die Hansestädte bei seinen Lebzeiten nicht gethan hatten, das thaten sie nach seinem Tode. Sie rechneten mit den Erben ab und empfingen dafür den hansischen Nachlaß des verdienten Mannes, seine Correspondenz, seine Sammlungen, Auszüge und Denkschriften über alle wichtigen Fragen, mit welchen er sich in seinem Amte zu beschäftigen hatte. Die Stadt nahm den Nachlaß in Obhut; ihr Archiv bewahrt den Schatz noch heutigen Tages. Lübeck regte die Ausarbeitung eines „Compendium hanseaticum" aus Sudermann's Nachlasse an; mangels eines fähigen Bearbeiters scheint es nicht zu Stande gekommen zu sein.

Ennen, Der hansische Syndikus Heinrich Sudermann aus Köln (Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1876, S. 1—58). — Derselbe, Zur Geschichte d. hansischen Häuser zu Brügge u. Antwerpen (ebd., Jahrg. 1873, S. 71—74. — Lappenberg, Urkundliche Geschichte des hansischen Stahlhofes zu London. Hamburg 1851. — Keussen, Inventar der Hansischen Acten 1531 ff. im Historischen Archiv der Stadt Köln (handschriftlich).

Keussen.

Sudhoff: Karl Jakob S., Dr. theol., reformirter Theologe, wurde am 11. April 1820 in Luxemburg geboren, wo sein Vater die Stelle eines Steueraufsehers bekleidete. Seiner Mutter folgend wurde er katholisch erzogen, obwohl der Vater dem evangelischen Bekenntnisse angehörte. Nachdem die Familie nach Deutz im Rheinlande übergesiedelt war, besuchte S. das dortige Gymnasium. Da der Vater seinen Wunsch Officier zu werden mißbilligte, entschloß er sich zur Theologie und widmete sich vom Herbst 1841 bis Herbst 1844 zu Bonn diesem Studium. In Tübingen wurden seine schon vorher erregten Zweifel an der katholischen Rechtfertigungslehre theils durch den Einfluß von Beck's Predigten, theils durch eingehende Beschäftigung mit den Schriften des Augustinus, noch verschärft. Nach Bonn zurückgekehrt, übte er sich in der Seelsorge; aber eine Predigt über Hebr. 10, 14, welche Aufsehen erregte, brachte ihn in Zerfall mit seiner Kirche. Unschlüssig, wohin er sich nun wenden solle, begab er sich zunächst nach Frankreich. Hier verweilte er zu Montauban, wo A. Monod ihn anzog, und zu Paris, wo er, in dürftigsten Verhältnissen lebend, sich mit Philosophie beschäftigte. Hier wurde er u. a. befreundet mit dem berühmten Vertreter eines eigenthümlich idealisirten Katholicismus, dem italienischen Philosophen und Politiker Gioberti, dessen Werk über den Primat damals sehr gefeiert wurde. Begeistert für dessen Gedanken, und noch immer dem Protestantismus abhold, übersetzte er die Grundzüge eines Systems der Ethik von Gioberti (Mainz 1844) und veröffentlichte einen Aufsatz über den Fortschritt nach Cesare Balbo, in dem die katholische Kirche als Grundbedingung alles wohlverstandenen Fortschritts bezeichnet ist. In die rheinische Heimath zurückgekehrt, ist er dann doch, trotz wiederholter Abmahnungen Gioberti's, 1847 zur evangelischen Kirche übergetreten. Ob er zunächst der lutherischen oder der reformirten Confession sich zuwandte, läßt sich nicht mehr feststellen; aber wenn S. auch damals mit Geistlichen beider protestantischen Confessionen verkehrte, so hat doch bald die reformirte Lehre den Verehrer Augustin's mehr angezogen. Nachdem er das theologische Examen bestanden, erhielt er 1849 eine Pfarrstelle zu Kreuznach, von wo er bald nach dem nahe gelegenen Grumbach versetzt ward. Ein Synodalvortrag aus dieser Zeit über das Amt der Kirche, Kreuznach 1850, zeigt ihn als Gegner der Separation, wie sie damals von einzelnen reformirten Gemeinden angestrebt wurde, dagegen als Wortführer für eine durch die Arbeiten der neueren Theologie anzubahnende Lehrunion, welche statt einer bloßen Conföderation eine höhere Einheit der Confessionen dar-

stellen sollte. Seine „sieben Sätze über die Union", die er auf einer Conferenz zu Saarbrücken vertrat, haben im Urkundenbuch der Union von Nitzsch Aufnahme gefunden. Entschiedener ist er für das reformirte Bekenntniß eingetreten, als er 1852 von der deutsch-reformirten Gemeinde an die Stelle des emeritirten Pfarrers Zimmer zu Frankfurt berufen ward. Obwohl in der neuen Gemeinde für einen calvinistischen Confessionalismus im Sinne der Erneuerung einer strengeren Kirchenzucht kein Boden vorhanden war, hat S. sich doch in dieser Richtung bemüht, z. B. den Heidelberger Katechismus wieder bei seinem Confirmandenunterricht eingeführt. Wichtiger als diese praktischen Bestrebungen innerhalb seiner Gemeinde, die nicht von dauerndem Erfolge begleitet waren, waren seine gelehrten Arbeiten, und einzelne Zeitbroschüren, durch welche er mit seinem Freunde Ebrard in Erlangen u. a. das Interesse an der reformirten Confession in Deutschland neu erweckte, welches schließlich in späterer Zeit (1884) zu der Gründung eines reformirten Bundes geführt hat. Von den gelehrten Arbeiten, auf welchen der Schwerpunkt seines Wirkens ruhte, erwähnen wir eine lateinische Arbeit von der Uebereinstimmung zwischen den beiden Gnadenmitteln, welche den calvinistischen Standpunkt vertritt und die er zur Erwerbung der theologischen Licentiatenwürde bei der Baseler Facultät 1852 herausgegeben hat. Von großer Belesenheit zeugt seine, vielfach auf selbständigen Studien beruhende „Geschichte der christlichen Kirche, in Vorlesungen dargestellt", Frankfurt, Sauerländer, 1854. Wie seine Vorträge einen zahlreichen Hörerkreis gefunden hatten, so erweckten sie auch im Druck viel Interesse durch die fesselnde Darstellung selbst schwierigerer Gegenstände. Mit sichtlicher Liebe sind die in manchen ähnlichen Werken etwas knapp behandelten Gestalten von Zwingli und Calvin geschildert. Sehr eingehend hat sich S. in einer Reihe von Arbeiten mit dem Heidelberger Katechismus beschäftigt. Bereits 1851 hatte er zu Kreuznach eine Volksausgabe dieser Bekenntnißschrift veranstaltet, die zahlreiche Auflagen erlebt hat. Im J. 1854 gab er dann die fast vergessene, zur Vertheidigung dieses Katechismus von Olevianus verfaßte Schrift: „Fester Grund" (Frankfurt bei Voelcker) heraus, die er mit Anmerkungen und eigenen Abhandlungen begleitete. 1857 erschien als VIII. Theil des Hagenbach'schen Sammelwerks über die Väter und Begründer der reformirten Kirche, sein „Olevianus und Ursinus" zu Elberfeld bei Friderichs, ein Buch, das auf fleißigem Quellenstudium beruht und u. a. die Geschichte der Reformation zu Trier zum ersten Male genauer behandelt. Er beschäftigt sich besonders mit einer Kritik der Ansichten des Marburger Theologen Heppe, welcher in dem Heidelberger Katechismus eine Art von Unionsgesinnung finden wollte. Auf dem Grunde dieser symbolischen Schrift ruht auch seine für den höheren Religionsunterricht geschriebene „Christliche Religionslehre" (Frankfurt, Heyder und Zimmer, 1861). Zur Feier des Jubiläums dieser Bekenntnißschrift gab er 1862 noch ein theologisches „Handbuch zur Auslegung für Geistliche und geförderte Nichttheologen" heraus (Frankfurt, Heyder und Zimmer), dessen erster (systematischer) Theil übrigens doch den Theologen der Neuzeit verräth, wiewohl er die streng-calvinistische Erwählungslehre im zweiten (analytischen) Theile vertheidigt. Zu erwähnen sind hier noch seine Aufsätze in der ersten Auflage der Herzog'schen theologischen Realencyklopädie, welche fast durchweg kirchenhistorischen Inhalts sind und vielfach mit dem Jesuitenorden sich beschäftigen, wozu er durch seine Vergangenheit besonders legitimirt war (in der neuen Auflage meist umgearbeitet). Wie auf gelehrtem Gebiet, so ist S. auch in kirchenpolitischen Fragen für die reformirte Confession entschieden eingetreten. Als während des VII. Kirchentages zu Frankfurt am 24. und 25. September 1854 eine reformirte Conferenz gehalten wurde, sprach er sich gegen die Vilmar'schen Bestrebungen in Hessen entschieden aus, und ließ hernach in dieser Angelegenheit zwei Schriften erscheinen

„Ueber den Bekenntnißstand der reformirten Kirche in Kurhessen", Erlangen, Deichert, 1855 (Abdruck aus der reformirten Kirchenzeitung), und über „Das gute Recht der reformirten Kirche in Kurhessen", Frankfurt, Auffarth, 1855. Seine Polemik gegen die neulutherische Richtung ist eine scharfe. Eine Streitschrift galt auch der römischen Kirche, der er ehedem angehört hatte, „Römisch-katholische Lehre und Praxis", 1853 in zweiter Auflage erschienen, wohl durch die Jesuitenpredigten hervorgerufen, wie viele Frankfurter Broschüren in dieser Zeit. Einige seiner Schriften verfolgen erbauliche Zwecke. 1857 gab er ein „Communionbuch" heraus (Frankfurt, Sauerländer), 1860 veranstaltete er eine Ausgabe des Thomas a Kempis (nebst einem kurzen Gebetbuch für evangelische Christen). Vielverbreitet sind seine Anthologien. 1851 erschienen (in Kreuznach bei Voigtländer) die „Weihestunden", eine nachmals von Thumann illustrirte Gedichtesammlung, welche viel Originalbeiträge zeitgenössischer Dichter, auch einzelne für Sudhoff's tiefernste, manchmal fast weltflüchtige Stimmung charakteristische Beiträge von ihm selbst enthält. Aehnlichen Charakter hat der poetische Theil des Buches „In der Stille", 1853 bei Heyder und Zimmer erschienen, dem er 1860 noch einen prosaischen Theil folgen ließ. Die gelehrten Anmerkungen zu den dichterischen Blüthenlesen sind nicht ohne Werth für die Hymnologie. Von der Art seiner Kanzelberedsamkeit legt Zeugniß ab (außer etlichen Gelegenheitspredigten) eine nach seinem Tode veranstaltete Sammlung „Predigten", Aurich 1870. Aus seiner seelsorgerlichen Thätigkeit ist noch erwähnenswerth die Gründung einer Sonntagsschule, deren es damals noch wenige in Deutschland gab. Infolge seines übermäßigen Arbeitens mußte er frühzeitig der Berufsthätigkeit entsagen. Im J. 1862 wurde er während der Predigt von einer nervösen Affection befallen und mußte, wiewohl er bald wieder einige seiner Arbeiten aufnahm, 1864 in den Ruhestand treten. Nachdem er noch von Basel her zum Doctor der Theologie ernannt worden war, verschied er zu Kreuznach, wohin er sich zurückgezogen, unerwartet an einem Gehirnschlage am 30. September 1865. Er hatte sich zuletzt noch mit den Gedichten von Susanne v. Klettenberg beschäftigt. S. war verheirathet gewesen und hatte drei Kinder. Ein Sohn, Dr. med. Karl Sudhoff, beschäftigt sich mit dem Studium des Paracelsus.

Bei obiger Darstellung wurden eine Skizze von Dr. Zahn in Stuttgart in der reform. Kirchenzeitung von 1882, Nr. 48, sowie Mittheilungen des Sohnes und einige localgeschichtl. Quellen benutzt. Hermann Dechent.

Suevus: Siegmund S. (Schwabe), ein evangelischer Theolog und Prediger Schlesiens, geboren am 26. Juli 1526, † am 15. Mai 1596. Geboren zu Freystadt in Schlesien, wo sein Vater Bürgermeister war, besuchte er die dortige lateinische Schule. Er war ein Schüler des namhaften schlesischen Humanisten Johann Hoppe, und ein Mitschüler des berühmten Chronisten und Begründers der schlesischen Geschichtschreibung und bekannten Theilnehmers an den philippistischen Abendmahlsstreitigkeiten, Joachim Curäus, der gleichfalls ein Freystädter Kind war. Mit einem vom Rath seiner Vaterstadt ihm bewilligten Stipendium bezog er die Universität zu Frankfurt a. O., wo er vier Jahre studirte und „sich sehr wohl und fleißig angelassen hat". Was ihn nach Beendigung seiner Universitätsstudien veranlaßt hat, 19 Jahr alt, die weite Reise nach Reval zu unternehmen, ist unbekannt. Er hatte eine ausgesprochene Neigung und Begabung für die Lehrthätigkeit. So war er in Reval zuerst Privatlehrer bei einem Senator Bolmann, und dann Lehrer an der öffentlichen Schule. Wir finden ihn weiter infolge einer Empfehlung seitens seines Landsmannes Magister Peter Vincentius in Lübeck als Collega an dem dortigen Gymnasium. Von dort ging er nach Wittenberg, um Melanchthon zu hören, an den er von

Johannes Gigas, Prediger in Freystadt, und von Erasmus Benedict, einem Lehrer daselbst, empfohlen war. Außer seinen theologischen Studien übte er sich unter Melanchthon's Leitung mit großem Fleiß im Predigen. Er hielt auf dessen Rath wöchentlich zwei Predigten. Hier legte er den Grund zu seiner hervorragenden homiletischen Tüchtigkeit, um derenwillen er ein vielbegehrter Prediger war. Und dies war die Ursache seines vielbewegten Predigerlebens, welches zum größten Theil das Bild einer für die damaligen Verkehrsverhältnisse auffallenden Unstätigkeit und wechselvollen Veränderlichkeit darbietet.

Der Ausbruch des Krieges zwischen Moritz von Sachsen und dem Kaiser nöthigte ihn, Wittenberg zu verlassen. Er begab sich wieder nach Frankfurt a. O., wo er infolge einer mit großem Beifall aufgenommenen Gastpredigt am 8. Juni 1552 vom Generalsuperintendenten Andreas Musculus ordinirt, und zum Prediger und Pastor in coenobio, d. h. „Klosterprediger", an der Kirche des ehemaligen Karthäuserklosters berufen wurde. Aber nur kurze Zeit blieb er in diesem Amt. Wir finden ihn bald wieder in Sorau als Diakonus. Auch hier war seines Bleibens nur wenige Monate. Er kehrte von dort nach Schlesien zurück. Er folgte hier einem Ruf des Rathes von Breslau in das vierte Diakonat an der Maria-Magdalenenkirche, welches er vom 15. November 1553 bis zum 6. März 1558 bekleidete. Er rückte dann in das dritte Diakonat hinauf, in welchem er bis zum 28. Februar 1560 verblieb, und war zuletzt Archidiakonus an derselben Kirche bis zum 6. Februar 1565. Er sah sich veranlaßt auf dieses Amt zu verzichten. Was ihn dazu bestimmte, ist nicht zu ermitteln gewesen. Er begab sich zunächst nach Freystadt zurück, wo er den berühmten Pastor M. Johannes Gigas in seiner Predigtthätigkeit unterstützte (s. d. Artikel). Bald finden wir ihn wieder als Prediger zu Forst in der Niederlausitz, wohin ihn der Patron der Kirche, Herr v. Biberstein, berufen hatte, fest angestellt. Schon im J. 1566 folgte er einem Ruf nach Lauban in der Oberlausitz als Nachfolger des Magister Colerus im Pastorat. In diesem Amt kam er erst zu einer stetigen ruhigen Wirksamkeit. Als Prediger und Seelsorger erwarb er sich bei dem größten Theil der Gemeinde viel Beifall und Anerkennung. Es wird als bezeichnend für seine wissenschaftlichen Bestrebungen und für seine Verdienste um das Schulwesen besonders hervorgehoben, daß er mit nicht geringen eignen Opfern die umfangreiche Laubaner Bibliothek „zum Besten der Kirchen und Schulen" gründete.

Nach neunjähriger Wirksamkeit in Lauban sah er sich durch allerlei Anfeindungen von seiten solcher Leute, „die ihm vorher Freunde waren", veranlaßt, aus diesem Amt zu scheiden. Er folgte 1575 einem Ruf des Rathes von Thorn zum „obersten Prediger" daselbst. Zunächst hatte er dort einem erkrankten Pastor, Magister Franz Stuler, einem Schwiegersohn seines Ordinators Musculus, der ihn ohne Zweifel auf Grund seiner Bekanntschaft mit ihm von Frankfurt her dem Rath empfohlen hatte, Hülfe zu leisten. Aber schon im dritten Jahre seiner dortigen Wirksamkeit gab er dieses Amt auf. Inzwischen hatten in Lauban die kirchlichen Verhältnisse sich in der Weise verändert und zu seinen Gunsten gestaltet, daß er einer Rückberufung in das Pfarramt daselbst gern Folge leistete. Er verblieb sieben Jahre in diesem Amt. Wie in den früheren, so hat er auch in diesen Jahren mit der Gemeinde Lauban wiederholt die schwersten Zeiten durchzumachen gehabt, Zeiten anhaltender Theuerung, allgemeiner Hungersnoth, schrecklicher Pestilenz, verheerender Feuersbrünste. Unter allem Jammer und Elend arbeitete er als treuer Seelsorger mit Einsetzung aller Kräfte Leibes und der Seele. Insbesondere aber ließ er durch seine Predigten die Macht des göttlichen Wortes gewaltig in die Herzen und Gewissen dringen, indem er mit ungewöhnlicher Beredtsamkeit die schwere Noth der Zeit

als göttliche Strafe und Züchtigung für die im Schwange gehenden Laster und Sünden, und als ernste Mahnung zur Buße darstellte, aber nicht minder den Trost des Evangeliums dem armen Volk verkündigte, welches in großen Schaaren seiner Kanzel zuströmte und unter Gottes gewaltige Hand sich demüthig beugte. Nicht minder hatte er wiederholt Anlaß, seine Stimme mächtig zu erheben gegen römisch-katholische Einflüsse und Eingriffe in das Leben der Gemeinde und gegen derartige Neigungen und Stimmungen in der Gemeinde selbst. Der Bote des Evangeliums bewährte sich auch als tapferer Führer und als mächtiger Rufer im Streit. Dabei nahm er sich auch der jungen Leute, die sich dem Predigtamt widmen wollten, mit Rath und That treulich an. Darauf bezieht es sich, wenn es in dem Bericht über die Einweihung der neuerbauten, zuvor durch Brand zerstörten Hospitalkirche zu St. Elisabeth 1581 heißt, daß S. dabei eine Predigt über die Herrlichkeit der Kirche nach Jesaia 40 gehalten, und „darauf denen Studiosis darinnen zu predigen und sich zu exerciren erlaubet habe". Bis in das achte Jahr stand er in dieser vielseitigen pastoralen Arbeit und in diesem tapfer geführten Kampf und Streit. Da empfing er wiederum von dem Rath zu Breslau einen ehrenvollen Ruf als Pfarrer an der Bernhardinerkirche und Propst zum heiligen Geist. Es zeugt von seinem gesegneten Wirken in Lauban und von der Liebe der Gemeinde zu ihm, daß diese „in gesammten Haufen in die Kirche kam mit der flehentlichen Bitte, bei ihr zu bleiben". Er glaubte aber in jenem Ruf die Stimme des Herrn zu vernehmen und folgte ihm im J. 1584. In diesem Amt verblieb er bis an sein Lebensende.

Er gehört nach den zahlreichen Schriften, die von ihm vorhanden, aber gar nicht bekannt geworden sind, zu den hervorragendsten Predigern Schlesiens in jener Zeit. Er kann wohl, wie sein väterlicher Freund, der schon genannte Pfarrer Magister Johannes Gigas in Freystadt, der seit 1577 in Schweidnitz wirkte, als einer der ersten Homileten betrachtet werden, welche anfingen, in ihren Predigten die analytisch-synthetische Methode anzuwenden. Es ist ihm nicht bloß darum zu thun, den Text „licht und leicht" Schritt für Schritt zu erklären und in der concretesten Weise für die Erbauung der Gemeinde „auszudeuten und auszubreiten", sondern, um den Zuhörer in den Stand zu setzen, das Gehörte leichter zu behalten und eine zusammenschließende Einsicht in die Tiefen des Wortes Gottes zu gewinnen, ließ er es sich bei treuer fleißiger Ausarbeitung der Predigten angelegen sein, den zu behandelnden Predigtstoff übersichtlich nach bestimmten, ihm entnommenen Gesichtspunkten zu ordnen und präcise Dispositionen aufzustellen. Dabei hält er sich durchaus frei und fern von dem in jener Zeit auf den Kanzeln immer häufiger und lauter erschallenden dogmatischen Gezänk. Seine wuchtige Polemik gilt der Gottlosigkeit, „den Werken des Teufels", bei deren Zerstörung er „seinem Herrn Christus nach 1. Joh. 3, 8 zu helfen" für seine Aufgabe erkennt, vor allem aber dem Unglauben und Zweifelglauben, und der aus dem letzteren kommenden Verletzung der Ehre Gottes und des Heils der Seele. Man merkt es allen seinen Zeugnissen an, wie tief er mit seinem kindlich-demüthigen Glauben in dem Wort Gottes und in der eigenen Erfahrung von seiner tröstenden und heiligenden Kraft gegründet ist. Seine Predigten bieten stets frisch sprudelnde Zeugnisse von dem Heil und Leben in Christo mit lebendiger Veranschaulichung der dogmatischen Wahrheiten und ethischen Weisungen des göttlichen Wortes durch Gleichnisse und Bilder aus der Natur, der Geschichte, dem alltäglichen Leben, durch trefflich gewählte Sprüche, biblische Geschichten und Analogieen. Er ist ein Vorläufer von Johann Arnd in dem eifrigen Bemühen, im alten Testament die Parallelen, Analogieen und Vorbilder der neutestamentlichen Heilsgeschichte aufzusuchen und anzuwenden. Er ist aber auch ein Vorläufer von Valerius Herberger in der Ausschmückung

der Rede mit Beispielen aus der Profangeschichte und dem vielgestaltigen Menschenleben, sowie in der Anwendung kühner, dem Zuhörer allernächst liegender Vergleiche.

Ein Beispiel für die oben bezeichnete Textverwerthung in Disposition und Ausführung ist die nach seinem Tode 1597 von dem Laubaner Pfarrer Albrecht Hosemann unter dem Titel „schöne treffliche Predigt" über das Evangelium am 19. Sonntag n. Trinit. Matth. 9, „vom gichtbrüchigen Menschen, welcher durch gute Leute zu dem Herrn Christo getragen wurde, voller Lehr und Trost für bekümmerte Herzen" herausgegebene Predigt. Hier wird Christus als der rechte einige Nothhelfer dargestellt und gezeigt, „wie der Herr Christus uns armen Evakindern an Leib und Seele helfen will", 1. damit, daß er diesem Gichtbrüchigen aus eigener Macht und Gewalt die Sünde vergibt, 2. daß er nicht allein derer, die den Kranken tragen, Glauben sieht, sondern auch seinen Widersachern und Feinden ins Herz sieht und ihre Gedanken vernimmt und 3. daß er diesem kranken Menschen ohne alle äußeren Mittel und Arznei allein mit seinem Wort hilft und ihn gesund macht.

Es fehlt freilich, nach dem nicht mehr so rein wie zu Luther's Zeit gehaltenen Sprachgeschmack, nicht an Ueberladung der Rede mit Gleichnissen und Bildern, an sonderbaren, ins Komische hineinspielenden Redensarten und Wendungen, an wahren Hetzjagden auf Vergleichungen und Bilder, wie bei Valerius Herberger. Aber dies Alles ordnet sich dem höchsten heiligsten Zweck unter, die Zuhörer in christlich-sittliche Wahrheiten des Evangeliums einzuführen und ihren Willen zu bestimmen, in Jesu Christo Heil und Seligkeit für Zeit und Ewigkeit zu suchen, zu finden und festzuhalten. Ueberall merkt man der Rede den warmen Pulsschlag des treuen demüthig-gläubigen Christen- und Pastorherzens an, welches aus eigner tiefer Erfahrung spricht und die Gemeinde mit aller ihrer äußeren und inneren Noth predigend und betend an das Herz Gottes legt.

Zur Charakteristik dieses Predigers und zugleich der Predigtweise der damaligen Zeit, die durch ihn repräsentirt wird, mögen folgende interessante Beispiele dienen. Er sieht sich als Seelsorger veranlaßt, an die durch Zweifel Angefochtenen eine „trewe Warnung für die leidige Verzweiflung sammt nützlichem Bericht, wie und wodurch des Teufels Leitstrik und Zweifel aufgelöst und zertrennt werden" zu richten, „allen angefochtenen und betrübten Leuten, sonderlich in diesen letzten, geschwinden Zeiten", zu Gute gestellt (1572 in Görlitz). Die „ganze Summa" wird zusammengefaßt in den Spruch Jona Cap. 2: „Da meine Seele bei mir verzagte, gedacht' ich an den Herrn, und mein Gebet kam zu Dir in Deinen heiligen Tempel." Nach der Ausführung von vier Punkten, von dem der letzte die Frage betrifft, wie und wodurch der Verzweiflung zu steuern und abzuhelfen sei, erklärt er, diesen Punkt besonders durch gute Sprüchlein, Historien und Exempel „liechte und leichte" zu machen. Er thut das mit Anwendung jener Jonasworte und sagt dann: „Damit führt uns der heilige Geist in seine Rüstkammer und zeigt uns darin einen wunderschönen scharfen glänzenden „Dreiecker", auf der einen Seite das heilige Wort Gottes, auf der andern das heilige Sacrament, auf der dritten aller Gläubigen Gebet. Mit diesem schönen Dreiecker will der heilige Geist rüsten alle, die ihm nicht muthwillig widerstreben." — Eine andere Schrift gegen Hab-, Gewinn- und Genußsucht betitelt sich „Glückstöpfe", wie dieselben bei der jetzigen Welt im Brauche sind, item, was für einen Glückstopf der Teufel im Paradies anrichtete und noch täglich fördert, und wiederumb, was für einen Glückstopf Christus unser Heiland in seiner Kirche angerichtet und durch das Evangelium ausgehen läßt, mit den Gütern des Heils alle Gläubigen ewig reich und selig zu machen (Lauban 1581). — Das schwelgerische und gewaltthätige Treiben der Vornehmen und

Reichen geißelt er in „Herodis Banket oder Gasterey“. Mark. 6, „in welchem etliche fürnehme Sünden und Laster, die der Satan in der Welt zu kochen und aufzutragen pflegt, verzeichnet sind“. Aber die Hauptsache ist ihm, zu zeigen aus Gottes Wort, „warum es unser Herr Gott geschehen lasse, daß seine lieben Christen allhier auf Erden von Teufel und Welt so schändlich und übel tractirt werden“ (Lauban 1569). — In einer Zeit großen Sterbens und anderer öffentlicher Noth tröstet und stärkt er die Gemeinde mit seinem „Kräuterbuch der wohlbestellten Apotheke des heiligen Geistes in der wahren Kirche Gottes“ mit der Ankündigung: „auserlesene schöne Texte aus Sprüchen der heiligen Schrift, an Lehre und Trost wunderkräftig und heilsam in geschwinden Sterbensläuften, so in allen andern Beschwerlichkeiten und Gefährlichkeiten Leibes und der Seele“. Dazu als Ueberschrift das Jeremiaswort: „Heile Du mich, Herr, so werde ich heil“ (Breslau 1587). — Eine Begräbnißpredigt und Schrift „mons myrrhae“ über das Hohelied 4, 6: „Ich will zum Myrrhenberge gehen und zum Weihrauchhügel“ redet von dem Myrrhenberg, „über welchen alle sterbenden Menschen mit Mühe und Arbeit steigen und ernstlich Schweiß vergießen müssen, da allein die Gläubigen, die sich an den rechten Weihrauchstrauch vom Stamm Jesse, nämlich an Christum halten, seliglich überwinden und ankommen“. Es ist eine schöne in sechs Punkten ausgeführte pastorale Ermahnung. „Gedenket des hohen und schweren Berges, den wir armen Evakinder in unserer letzten Heimfahrt ersteigen müssen.“ Und bei dem letzten Punkt, bei dem Ausblick von seiner Höhe auf das jüngste Gericht, führt er mit beweglichen, ergreifenden Worten aus, wie „solchen kümmerlichen Gedanken“ an das Gericht dadurch richtig zu begegnen sei, „daß man sich festhalte an dem schönen wohlriechenden Weihrauchsträuchlein, d. i. der schönen Trostlehre, durch welche wir unsers Heils in Christo stark versichert werden, also daß uns, sofern wir uns nur durch wahren Glauben an Christum halten, niemand vermag von der Liebe Gottes zu scheiden“. Er schließt, und auch wir schließen hier die Charakteristik des Mannes, der bei allem, was er predigt und schreibt, stets seine Treue in der individuellen Seelsorge, in geistlicher, echt pastoraler Gemeindepflege und in dem Eifer, seinen Hörern nicht bloß den Weg in die Schrift hinein zu zeigen, sondern sie auch mit sicherer Hand und festem Schritt und Tritt in die Tiefen und auf die Höhen des Wortes Gottes zu führen, bezeugt, — mit dem herrlichen Bekenntniß: „das erste Weihrauchsträuchlein wider den bittern Gedanken vom jüngsten Gericht ist der Gnadenbund, welchen Gott im Wort und Sacrament mit uns aufgerichtet und durch den Tod seines lieben Sohnes bestätigt hat, nämlich daß er uns aus Gnaden um des theuern Verdienstes Jesu Christi willen alle unsere Sünden verzeihen, den heiligen Geist schenken und ewiges Leben geben will“.

Eine ganz originelle Weise, das alltäglich Nützliche mit dem Heiligen durch Einführung in die Bibel zu verbinden, zeigt sich in der Schrift „Arithmetica historica“, die er unter dem Denkspruch: Gott hat Alles geordnet mit Maaß, Zahl und Gewicht, Weisheit 11, 22, 1593 in Breslau herausgab: „Die löbliche Rechenkunst, durch alle Spezies und fürnehmste Regeln mit schönen gedenkwürdigsten Historien und Exempeln, auch mit hebräischen, griechischen und römischen Münzen, Gewicht und Maaß, deren in heiliger Schrift und guten Geschichtsbüchern gedacht wird, der lieben Jugend zu Gute erklärt, auch denen, die nicht rechnen können, wegen vielen schönen Historien und derselben Bedeutung lustig und lieblich zu lesen“. Besonders „dem allgemein ehrbaren Kauf- und Handelsmann der löblichen kaiserlichen Stadt Breslau“ ist dies ziemlich umfangreiche Buch gewidmet, in welchem eine Menge von Rechenaufgaben gestellt und gelöst werden, die unmittelbar an biblische Geschichten, z. B. die Hochzeit zu Cana, die Heilung des Gichtbrüchigen am Teich Bethesda, anknüpfen und

für das eindringende Denken und Nachdenken dieselben als Ereignisse der Gegenwart vorstellen.

Wie er zu der auch hier bezeugten bewundernswürdigen Vertrautheit mit der heiligen Schrift selbst in Bezug auf das Kleinste und Aeußerlichste gelangt sei, dafür ist ein merkwürdiger Beweis ein auf der Breslauer Stadtbibliothek handschriftlich vorhandener Folioband, den er 1569 angelegt hat, und in welchem er unter dem Titel: „speculum locorum communium coelestis philosophiae" und dem Schriftwort Ps. 119, 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte" u. s. w., welches an der Spitze des die Thür zu einem Tempel darstellenden Titelblatts geschrieben steht, in sechs Hauptabschnitten und vielen Unterabtheilungen nach dem Gang der christlichen Lehre von Gott und der Schöpfung an bis zur Vollendung des Reiches Gottes aurea dicta aus der heiligen Schrift und aus den Schriften der Kirchenväter und der Reformatoren zusammengestellt hat. Diese mit Bienenfleiß angelegte und fortgeführte dogmatisch-ethische Concordanz leitet er mit den Worten ein: „Wer in der Theologie etwas Lobenswürdiges zu leisten wünscht, wird sich nicht begnügen mit der beständigen Lectüre guter Schriften, sondern beflissen sein, recht viel locos communes, besonders über wichtige Fragen, zusammenzustellen."

Außer der heiligen Schrift war er aber auf keinem Gebiet kirchlicher Litteratur mit seinen theologischen Studien mehr orientirt und fundirt, als auf dem Gebiet der Schriften Luther's. Daher spürt man überall in seinen Predigten und Schriften das Wehen des Geistes Luther's. Man merkt es seiner Sprache an, wie Luther's Kraft des Wortes sein Innerstes erfaßt und durchdrungen hat. Alles was er denkt, spricht und schreibt, dringt und drängt in Luther's Weise stets auf den Mittel- und Quellpunkt des Evangeliums von der Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben hin. Wie er mit seinen Studien in Luther's Schriften sich vertiefte und darin lebte, um in Luther's Geist und Kraft von der „alleinseligmachenden Gnade" Gottes und „dem Heil in Christo" zeugen zu können, das ist aus dem Umstand zu nehmen, daß er nach seiner eigenen Aussage schon während seines ersten Dienstes am Wort in Breslau als Archidiakonus an St. Maria-Magdalena 1563 „über die Bücher Luther's, die lateinischen und deutschen, die Wittenberger und Jenenser Tomos ein Register verzeichnet und in Druck gegeben hat". Es war dies aber nicht bloß ein äußerliches Werk litterarischer Statistik, sondern er sagt ausdrücklich, „diese Arbeit habe ihm selbst dazu gedient, daß ihm die Bücher und Schriften des Herrn Dr. Luther desto mehr bekannt geworden und er daher desto mehr Lust geschöpft habe, aus diesen Büchern und denen anderer gelehrter Leute, als aus einem schönen Lustgarten mancherlei schöne Gewächse, Kräuter und Blumen, an Lehren und Trost wunderfaftig und kräftig, ihm selbst und seinen Zuhörern zu Gute, zusammenzutragen".

So spricht er sich zugleich im Blick auf seine übrigen einzelnen Schriften aus in der Vorrede zu seinem Buch „Spiegel des menschlichen Lebens", einem mächtigen Foliobande, in welchem er seine hauptsächlichsten Werke, 21 an Zahl, „auf gutherziger Leute freundliches Begehren" zusammengedruckt herausgegeben hat „zur Lehre und zum Trost, wie man sich gegen Gott und den Nächsten christlich verhalten, und für Gott selig leben und sterben soll" (1. Sept. 1587). In dieser Sammlung sind außer den oben erwähnten Schriften auch noch einige andere von besonderem homiletischen und ascetischen Werth, z. B. 10. „Palma, der schöne Palmbaum mit seinen grünen Zweigen und edlen Früchten, darin Christus und die christliche Kirche lieblich und schön abgebildet sind"; 12. „speculum amicitiae", die christliche Freundschaft im Lichte des Wortes Gottes; 16. „speculum mundi indurati", Spiegel der verstockten Welt, dargestellt in der

Geschichte von den 10 ägyptischen Plagen; 18. „Vom reichen Bergwerk zu Zion“, durch dessen unermeßliche Ausbeute alle Gläubigen ewig reich und selig werden; 19. „Honigseim“ aus dem großen Walde und Blumengarten der heiligen Propheten und Apostel. Das 21. Stück bilden 12 Predigten de praedestinationer, „von der Versetzung zum ewigen Leben“, in deren letzter er als Regel aufstellt, „daß man diesen Artikel auf die rechte reine Lehre von der wahren Gerechtigkeit des Glaubens fundiren und tractiren soll, so daß diese beiden Lehren einander nicht verdunkeln und verwirren, sondern einander licht und leicht erklären, wie Paulus Römer 9—11 die Lehre von der ewigen Vorsehung mit dem vorangegangenen Artikel von der Rechtfertigung verbinde“. Was S. predigte, lehrte und schrieb, das lebte er auch in wahrer Frömmigkeit und Gottseligkeit vor den Augen der Gemeinde bis an sein Ende. Er starb 70 Jahr alt, am 15. Mai 1596. Auf seinem Todtenbett dichtete er ein Lied, welches bei seinem Begräbniß gesungen wurde, und dessen erster Vers lautet:

O Jesu, lieber Herre mein,
Ich bitt' von Herzensgrunde,
Du wollst ja selber bei mir sein
In meiner letzten Stunde.
Mit deinem Geiste steh mir bei,
Dein heilsam Wort mein Labsal sei
Bis an mein letztes Ende.

Sein Bild stiftete die Gemeinde für die große Sacristei der Bernhardikirche mit ehrenden Gedenkworten von Steinberger. Seine Schriften befinden sich sämmtlich in der Breslauer Stadtbibliothek.

Ueber ihn vgl. Jöcher, Allgem. Gelehrtenlexikon IV, 930. — M. Joh. Gottfr. Axt, analecta Freistadiensia oder Freystädt. Chronik bearb. von M. Gottfr. Förster. 3. Th. S. 374. Lissa 1751. — Henelius, Silesia togata II, 22. — Ehrhardt, Presbyterologie I, 334. 337. 354. 361. 372. 377. III[a], 340. — N. Pol, Jahrbücher zu 15. Mai 1596. — Hansi memoria pastor. ev. lutheran. apud Wratislavienses. pag. 47. 53. Lips. 1710. — Oberlausitzer Gesellschaft, 1. Stück der Arbeiten derselben 8—13.

Chr. Fr. D. Erdmann.

Suffrian: Christian Wilhelm Ludwig Eduard S., Schulmann und Entomologe des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 21. Januar 1805 in Minden in Westfalen geboren, wo der Vater, Joh. Christ. Ed. S., damals als Zollinspector und Kreiscalculator angestellt war. Wiederholte Versetzungen desselben in andere amtliche Stellungen führten die Familie in den nächsten Jahren nach Herford und in andere verschiedene westfälische Städte; den ersten Unterricht empfing der Sohn von 1810 an auf dem Gymnasium in Herford. Nach dem 1812 in Höxter erfolgten Tode des Vaters zog die Mutter mit den Kindern nach Driburg bei Paderborn, übergab aber 1814 den Sohn ihrem Vater Dunker in Minden zur Erziehung. In Minden besuchte S. das Gymnasium bis 1818, kam dann nach dem inzwischen erfolgten Tode des Großvaters in das Haus seines Oheims, des Oberbergrathes Dunker, in Halle und trat hier in die lateinische Hauptschule der Francke'schen Stiftungen ein. Bereits Ostern 1821 bestand er — 16jährig — die Abgangsprüfung und widmete sich nun auf der Hallischen Universität vorwiegend mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien, hörte aber auch theologische, philologische und geschichtliche Vorlesungen. Seine Hauptneigung richtete sich damals auf Astronomie; Ostern 1822 wurde er der Gehilfe Winkler's an der Sternwarte, und hat diese Stellung bis zu seinem Abgange von Halle im Herbst 1825 beibehalten. Am 22. December 1824 promovirte er mit einer Dissertation „Ueber die Berechnung der geographischen Länge der Stadt Minden in Westfalen mit beigelegten Formeln zur Berechnung

der Mondlänge und -breite", und wurde darauf zu Ostern 1825 zunächst als Hilfslehrer am Pädagogium in Halle angestellt. Schon im Herbste dieses Jahres nahm er jedoch eine Berufung an das Gymnasium in Aschersleben an; zunächst war er Collaborator, wurde aber schon 1826 dritter, und 1830 zweiter Oberlehrer. Vornehmlich durch die Bekanntschaft mit den damals in Aschersleben wohnenden eifrigen Sammlern, dem Apotheker Hornung und dem Theologen A. Lüben (später Seminardirector in Bremen), wurde S. damals der Entomologie, speciell der Käferkunde zugeführt, in der er den Ruf eines hervorragenden Systematikers und eine entscheidende Autorität sich erworben hat. 1833 wurde er als Oberlehrer an das Gymnasium in Dortmund berufen, aber schon im September 1836 als Director an die Realschule in Siegen versetzt. Die Organisation, welche er dieser Anstalt gab, ist für die übrigen westfälischen und rheinischen Realanstalten vorbildlich geworden und hat die Grundlage für die im J. 1859 erfolgte allgemeine Regelung des Realschulwesens in Preußen gebildet. S. hatte von dem Werthe der realistischen, namentlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung eine sehr hohe, vielleicht zu hohe und einseitige Meinung und hat lange Zeit hindurch, in erster Linie den Behörden gegenüber, die Anschauung vertreten, welche den Schülern der Realanstalten den Zutritt auch zu den Universitäten öffnen wollte; später fühlte er sich durch die Uebertreibungen und Ueberstürzungen der Realschulagitation verletzt und abgestoßen; da sein besonnener und mäßigender Rath unbeachtet blieb, zog er sich mehr und mehr zurück, so daß er bei seinem Tode den Realschulmännern als einer der Ihrigen kaum noch bekannt war. — Der Ruf, den er in Siegen als Director sich erworben, führte im Sommer 1848 seine Berufung an die Spitze des Gymnasiums und der Realschule in Minden herbei; von hier aus war er 1849 Mitglied der durch den Minister v. Ladenberg berufenen Landesschulconferenz, wurde aber bereits 1850 zum evangelischen Provinzialschulrath der Provinz Westfalen ernannt. Mit diesem Amte, welches er in ungewöhnlich ernster Auffassung seiner Amtspflichten (s. L. Wiese, Lebenserinnerungen) 26 Jahre hindurch geführt hat, verband er den Vorsitz in der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Münster, und seit 1873 die Leitung des höheren Schulwesens im Fürstenthum Lippe. Seit 1870 Geheimer Regierungsrath, konnte er, mit Orden und Ehren überhäuft, im December 1874 sein Doctorjubiläum, im April 1875 sein Dienstjubiläum feiern; Ostern 1876 trat er in den Ruhestand und starb in Münster am 18. August 1876. — Bis an seinen Tod blieb sein lebhaftes wissenschaftliches Interesse der Entomologie zugewandt; wie er einer der Gründer und zuletzt Ehrenpräsident der Deutschen entomologischen Gesellschaft war, so enthalten die verschiedenen entomologischen Zeitschriften, namentlich die Stettiner, eine große Reihe umfangreicher Aufsätze aus seiner Feder; seine große Käfersammlung, welche er bei seinem Tode der Universität Halle vermacht hat, galt bei den Fachleuten als die entscheidende Vergleichsstelle bei Artbestimmungen, wie der Erwerb der maßgebenden „Suffrianischen Typen" für alle Museen eifrig erstrebt wurde (Dohrn). Suffrian's nachgelassener wissenschaftlicher Briefwechsel ging an den Herausgeber der Stettiner entomologischen Zeitung, Dr. C. A. Dohrn, über.

Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, 1866, S. 336—338. — C. A. Dohrn, Nekrolog Suffrian's in der Stettiner entomologischen Zeitung von 1877, S. 106—117. An beiden Stellen sind sich ergänzende umfangreiche Schriftenverzeichnisse beigebracht. Die Zeitschriften für Realschulwesen haben nach Suffrian's Tode Mittheilungen über ihn nicht gebracht. R. Hoche.

Sugenheim: Samuel S. wurde am 8. Mai 1811 als Sohn eines israelitischen Handelsmannes in Frankfurt a. M. geboren. Das in frühester Jugend von schweren körperlichen Leiden heimgesuchte Kind wurde von den

zum Kaufmann bestimmt, um dereinst das väterliche Geschäft weiter zu
. Er besuchte bis zum 13. Lebensjahre eine gute Schule, nahm aber
a ab keinerlei Unterricht mehr. Auch den heiß ersehnten Besuch einer
sität durften ihm die Eltern seines schwächlichen Körperzustandes wegen
gestatten. So verdankte S. all sein umfassendes Wissen auf allen Gebieten,
erstaunliche Belesenheit lediglich dem Selbstunterricht. Amt und Würden
r gegen seinen Willen legte man ihm häufig, sogar auf dem Titel seiner
Schrift, den Doctor- und Professortitel bei — hat er nie erstrebt, be-
s eine amtliche Anstellung hat er stets entschieden abgelehnt. In dem
chen Leben seiner Vaterstadt trat er nur mit einzelnen Flugblättern hervor,
nen er am Anfange der 50er Jahre in die Frankfurter Verfassungskämpfe
l beachteter Weise eingriff. Er lebte einfach und zurückgezogen, in den
hsten Familienverhältnissen, bis zu seinem am 15. März 1877 in Frank-
. M. erfolgten Tode. — Das Gebiet, dem S. seine schriftstellerische Kraft
usschließlich widmete, war das der Geschichte. Seine Hauptwerke, deren
t und Tendenz, die der Verfasser in seinen reichhaltigen Vorreden stets
betonte, sollen in Folgendem kurz aufgeführt werden; eine Aufzählung
zahlreichen einzelnen Aufsätze und Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften
nterbleiben. Seine ersten größeren Schriften entstanden unter dem Ein-
der Erhebung des katholischen Clerus gegen die Staatsgewalt in den 30er
. Als eifriger Bekämpfer des römischen Clerus suchte er dessen verderb-
Einfluß auf das deutsche Mittelalter nach den verschiedenen Richtungen
s Licht zu ziehen, und wies mit seinen aus diesem Studium gewonnenen
enten die neuerdings erhobenen Ansprüche der Geistlichkeit als unberechtigt,
erderblich für das gesammte Volks- und Staatsleben zurück. So schrieb
39 sein erstes größeres Werk, „Staatsleben des Clerus im Mittelalter"
n, Reimer, erster Band, aber nicht mehr erschienen), eine von der neueren
ung völlig überholte Arbeit, die an starken Uebertreibungen in der Schil-
der mittelalterlichen, besonders kirchlichen Mißstände leidet. 1842 folgte
ste Band eines größeren Werkes, „Baierns Kirchen- und Volkszustände seit
Anfange des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts"; ein weiterer Band
ht erschienen. Das Buch enthält eine eingehende Darstellung des Lebens
treibens des bairischen Clerus in der Reformationszeit, die an denselben
reibungen leidet wie das Erstlingswerk; der Verfasser läßt dabei auch
h grelle Streiflichter auf Baierns moderne Zustände unter Ludwig I. fallen.
s Sonderabdruck unter dem Titel „Preußisch-Bayerisch-Kirchliches der Gegen-
verbreitete Vorrede des Werkes verwickelte den Verfasser in scharfe Aus-
ersetzungen mit dem bairischen Ministerium Abel, gegen dessen Thätigkeit
tramontaner Richtung jene Vorrede hauptsächlich gerichtet war. 1845
n der erste Band von „Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu
hland 1517—1789"; 1856 folgte der zweite Band, und noch im selben
das ebenfalls zweibändige Parallelwerk „Rußlands Einfluß auf und Be-
gen zu Deutschland 1689—1855"; beide Werke, nicht auf Quellenstudien,
n auf fleißigster Litteraturbenutzung beruhend, wurden hervorgerufen durch das
nde Gefühl der Abhängigkeit des Vaterlandes vom Auslande, welches dem
tisch gesinnten Verfasser die damalige Ohnmacht Deutschlands einflößte. 1847
eine zweibändige „Geschichte der Jesuiten in Deutschland 1540—1773" er-
n, mit welcher er den neuerwachten Sympathieen für die Gesellschaft Jesu
ärfster Weise entgegentrat. 1854 veröffentlichte er die „Geschichte der Ent-
g und Ausbildung des Kirchenstaates", eine von der königlichen Gesellschaft
Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift, ein für den damaligen
der Forschung treffliches Werk. Es folgte 1861 die von der kaiserlichen

Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg preisgekrönte „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts“, eine auf gründlichen Studien beruhende und mit erstaunlichem Fleiße ausgeführte Arbeit. 1866—67 erschien in drei Bänden sein größtes Werk, die „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart“, welches freilich nur bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts gediehen ist. Die geschichtliche Anschauung des Verfassers und die Tendenz der Arbeit spricht die Vorrede zum ersten Bande scharf aus: der Ultramontanismus ist unser schlimmster Feind, die Herstellung der politischen Einheit unser dringendstes Bedürfniß, die unerläßliche Grundlage aller dauernden Freiheit; Oesterreich ist der Hort des Ultramontanismus, Preußen das Bollwerk des Protestantismus, daher ist die endgültige Lösung der deutschen Frage durch die Ereignisse des Jahres 1866 als eine hocherfreuliche Erlösung zu betrachten. Die breit angelegte „Geschichte des deutschen Volkes“ beruht nicht auf den Quellen, sondern auf der bisher erschienenen Litteratur, deren Forschungsergebnisse der Verfasser fleißig verwerthet hat. Die Darstellung ist eine lebendige und frische, läßt aber allzu aufdringlich die subjectiven Anschauungen des Verfassers in den Vordergrund treten und erinnert so lebhaft an die Art der Schlosser'schen und besonders Rotteck'schen Arbeit. Das Werk nimmt bei allen Mängeln unter den zahlreichen „Deutschen Geschichten“ seiner Zeit eine hervorragende Stelle ein. 1872 veröffentlichte S. seine „Aufsätze und biographischen Skizzen zur französischen Geschichte“, frisch und interessant geschriebene Studien aus den Zeiten Ludwig's XIV. und Napoleon's I., und 1874 seine letzte Schrift, „Deutschland im spanischen Erbfolge- und im großen nordischen Kriege 1700—1721“ in der Sammlung F. Herschel's Deutsche Nationalbibliothek. R. Jung.

Suhm: Ulrich Friedrich v. S., sächsischer Diplomat, geboren zu Dresden am 29. April 1691 als Sohn des am 3. März 1720 gestorbenen sächsischen Gesandten am französischen Hofe Burchard v. S., † zu Warschau am 8. November 1740, ist durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Friedrich dem Großen, wovon die im Jahre nach des letzteren Tode im Druck erschienenen, zwischen ihm und dem jungen Prinzen gewechselten Briefe Zeugniß ablegen, bekannt geworden. S. studirte in Genf und wurde dann von seinem eigenen Vater in der diplomatischen Praxis unterwiesen. Schon 1718 durfte er den Feldmarschall Grafen Flemming in amtlicher Eigenschaft nach Wien begleiten. Vom Jahre 1720 an vertrat er den Dresdner Hof als Gesandter in Berlin, verbrachte in dieser Stadt, nachdem er, wie es scheint, politischer Verhältnisse wegen 1730 aus dieser Stellung abberufen worden war, den größten Theil auch der folgenden sechs Jahre als Privatmann, und erhielt darauf zu Ende des Jahres 1736 den Gesandtschaftsposten in St. Petersburg. Hier verblieb er, bis ihn Friedrich kurz nach seinem Regierungsantritt in seine Nähe berief. S. erhielt aus Dresden seine Entlassung in der ehrenvollsten Weise und hatte, um dem Rufe nach Berlin zu folgen, Petersburg bereits verlassen, als er unterwegs erkrankte und starb. Sein fürstlicher Freund schrieb am 16. November 1740, nachdem er seinen Tod erfahren hatte, an den Grafen Algarotti: „Je voudrais plutôt avoir perdu des millions. On ne retrouve guère des gens qui ont tant d'esprit joint avec tant de candeur et de sentiment . . . Sa mémoire durera autant qu'une goutte de sang circulera dans mes veines, et sa famille sera la mienne“. Mit dieser Wärme der Empfindung steht der Inhalt des gedruckten Briefwechsels der beiden Freunde, der die Jahre von 1736—1740 umfaßt, im Einklang. Man erfährt daraus, daß Wolff's Philosophie ein Band zwischen ihnen abgab und S. die Aufgabe zugefallen war, Wolff's „Vernünftige Gedanken

von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch aller Dinge überhaupt" für seinen Gönner stückweise in die französische Sprache zu übersetzen. Das Vertrauen, das S. genoß, erstreckte sich jedoch auch auf geschäftliche Dinge, wie die Aufnahme geheimer Darlehen für die bedrängte Casse des Kronprinzen. In den Acten des kgl. Hauptstaatsarchivs in Dresden ist S. durch zahlreiche amtliche Schriftstücke vertreten; auch findet man daselbst einen vom 25. September 1728 datirten Brief, worin er allerhand Familiennachrichten mittheilt. Der Wappenbrief der Familie ist vom 31. December 1683 datirt. Seine ihm im Tode vorangegangene Gattin war eine geborne v. Lith.

Correspondance familière et amicale de Fréderic Second avec U. F. de Suhm T. 1. 2. Berlin 1787 (= Oeuvres de Fréderic le Grand T. XVI. Berlin 1850. S. 271—448). — Preuß, Friedrich der Große I, 233 u. 463 f. — Derselbe, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden S. 24 ff. Befremdlich ist, daß Oettinger in seinem Moniteur des dates T. 5, 99 entgegen dem Zeugniß seiner gedruckten Briefe angeben kann, daß S. „zu Dresden 29. April, nicht November, 1740" gestorben sei.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Suhr: Lucie Henriette v. S. geborne Nielsen, Schriftstellerin. Sie war geboren in der Stadt Schleswig, wo ihr Vater, Justizrath Nielsen, als Obergerichtsrath lebte, und war verheirathet an den Capitän (Hauptmann) J. N. v. Suhr in Schleswig, zuletzt in Rendsburg. Sie starb am 10. Mai 1850. Als Schriftstellerin bediente sie sich des Namens Agathe, Agathe v. S. und zuletzt Agathe von Suhr. Von ihr ist erschienen: „Die Nebenbuhlerinnen. Ein Roman." 1823. „Der Brünhildbrunnen" in Gardthausen's Taschenbuch Eidora 1824. „Der Fischfang. Ein Märchen." Das. 1825. „Ricardo Abandonato" in Th. Hell's Penelope 1829. „Elisabeth, Gräfin zu Holstein-Schauenburg". Das. 1831. „Ulla, die Shetländerin und andere Erzählungen". 1832. „Judith von Frankreich. Historische Erzählung aus dem 9. Jahrh." in Zeitung für die elegante Welt. 1832 und „König Christian II. Historischer Roman." 1834. 3 Bde., ihr Hauptwerk, dem sie mit besonderem Interesse sich gewidmet. In Fouqué's Blättern, dem Genius der Weiblichkeit gewidmet, den sie besonders hochstellte, dessen Undine ihr über alles ging, und mit dem sie fortwährend in Briefwechsel stand, erschien von ihr: „Die Königin Margaretha". Auch hat sie mehreres von dem Dichter Schack-Staffeld aus dem Dänischen übersetzt, z. B. „Die Lilie und der Thautropfen" in Abendzeitung 1826. Ihr Gemahl beschäftigte sich in seinen freien Stunden gern mit botanischen Studien und hat namentlich wichtige Beiträge zur Algenkunde mitgetheilt in der von Hoppe und Fernrohr herausgegebenen Zeitschrift Flora oder Allgemeine botanische Zeitung 1831—40. Die Ehe blieb kinderlos. Ihre Schwester Sophie Nielsen, verheirathet an den Justizrath Jaspersen, Gerichtshalter auf Nordschau in Angeln, war auch Dichterin und hat unter dem Pseudonym Helene einiges in Zeitschriften mitgetheilt, namentlich in Gardthausen's Eidora.

Lübker-Schröder, Schlesw. Schriftstellerlexikon II, 610. — Alberti II, 446.

Carstens.

Suhr: Christoffer S., Kunstmaler, in Hamburg geboren am 31. Mai 1771, † am 12. Mai 1842. In dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts wurden dem Lohgerber Christoffer S. in Hamburg drei Söhne geboren, welche sämmtlich künstlerisch beanlagt waren, gleich ihrem Urgroßonkel Peter S., der 1682 in Hamburg geboren, seine Laufbahn als Zeichner in einer Tapetenfabrik in Kassel begann und als Kunstmaler in Frankfurt, wo er später, verheirathet, lebte, sie auch wahrscheinlich beschlossen hat. Der auf den obengenannten Christoffer folgende Bruder, Cornelius, geboren am 8. Januar 1781, † am

3. Juli 1857, ging von der Zuckerbäckerei, d. h. Zuckerraffinerie, die infolge der Continentalsperre nicht mehr das nahrhafte Geschäft wie ehedem bildete, zu künstlerischen Beschäftigungen über. Auch der jüngste, Peter, geboren am 17. Juni 1788, † am 20. September 1857, verließ das kaufmännische Geschäft, dem er sich gewidmet hatte, und führte nach 1812 gemeinschaftlich mit seinen Brüdern eine Spielkartenfabrik, deren Waaren als geschmackvoll bezeichnet wurden; doch da er hierbei seine Rechnung auch nicht fand, legte er eine Steindruckerei an. Er hat sich verdient gemacht durch die Aufnahme und Lithographie zahlreicher Hamburger Ansichten, die durch Naturtreue ersetzen, was ihnen an künstlerischer Ausführung etwa fehlen möchte. Christoffer S. dagegen widmete sich von Jugend auf der Malerei, zunächst bei einem Decorationsmaler, bis ihn der Vater, der regelmäßig die Braunschweiger Messe besuchte, dem Professor Weitsch, Inspector an der Salzdahlumer Galerie, zur weiteren Ausbildung übergab. Unter dessen Anleitung übte er sich während zwei Jahre im Copiren. Drei Jahre lang hielt er sich dann in Italien auf, besuchte Wien und Dresden, und erwarb sich durch sein „Urtheil des Midas", 1796, erst 25jährig, in Berlin den Titel eines Professor extraordinarius der Akademie der Künste. Nun kehrte er nach Hamburg zurück, zu einer Zeit, wo nach glänzenden Geschäftsjahren bald aller Handel stockte und jedermann sich aufs äußerste einschränken mußte. Seine Absicht, sich vorzugsweise der Decorationsmalerei zu widmen, wurde überdies durch französische Künstler, die ihn verdrängten, vereitelt. Daher wandte er sich zur Porträtmalerei und lieferte während einer Reihe von Jahren eine große Anzahl Bildnisse in Oel, die zum Theil sehr sorgfältig und sauber ausgeführt sind, und denen eine treffende Aehnlichkeit nachgerühmt wird. Ein gewisser reichsstädtischer Localpatriotismus war ihm eigen. Gleichwie sein Bruder Peter in spätern Jahren Hamburger Ansichten aufnahm, die nach dem großen Brande von 1842 von besonderem historischen Interesse geworden sind, so führte auch Christoffer figurenreiche Bilder aus dem Hamburgischen Volksleben höchst genau und sauber in Aquatinta, auf Kupfer geätzt, aus. Von seinem Bruder Cornelius wurde er bei der Herausgabe dieser Kupferwerke unterstützt. Zum Vorwurf wählte er „Die Hamburgischen Trachten" in 36 colorirten Blättern herausgegeben und vollendet 1802, von denen einzelne Blätter schon bei ihrem Erscheinen, und noch später 1827 in einem großen französischen Kupferwerke von Gatine nachgestochen worden sind. (Mitth. des Vereins f. Hamb. Gesch. 1892, S. 213 ff. u. S. 312 f.) Hieran reihte sich in 120 Blättern der „Hamburger Ausruf", Abbildungen der verschiedenen Straßenverkäufer, die sich durch eine Mannichfaltigkeit besonderer Trachten damals noch unterschieden. Als 1807 bis 1808 unter französischer Herrschaft die spanische Division la Romana in Hamburg einquartirt war, gab S. in 18 Blättern charakteristische Darstellungen dieser Soldaten heraus, und später vier große Blätter, „Die Kosacken im Jungfernstieg", „Die Baschkiren in den Ruinen der abgebrannten Vorstädte", und zwei Ansichten der von Davoust erbauten Elbbrücke. Neben manchen kleineren Figurenbildern erschien ein größeres Werk aus „Hamburgs Vergangenheit". In späteren Jahren ließ er durch seinen Bruder Cornelius Panoramen von Hamburg und der Umgegend aufnehmen und ausstellen. Und da diese Unternehmung Beifall fand, so veranlaßte S. ihn, einen großen Theil Europas zu durchreisen und für diese Panoramen Aufnahmen zu machen, die durch ihre Aehnlichkeit, wenn auch nicht immer durch die Ausführung werthvoll waren. Daneben setzte S. die Porträtmalerei fort, obwohl die Gicht in den letzten Jahren ihn an sein Haus fesselte, das er trotzdem beim großen Brande verlassen mußte. Kurz nach demselben ist er gestorben. Die Kunsthalle in Hamburg bewahrt einige seiner Bild-

nisse, während die genannten Blätter in Aquatinta zu den gesuchtesten Hamburgensien gehören.

Hamburger Künstlerlexikon 1854. W. Sillem.

Suhrland: Rudolf Friedrich Karl S., Historien- und Porträtmaler, geboren am 19. December 1781 zu Ludwigslust, war ein Sohn und Schüler von Johann Heinrich Suhrland (geb. 1742, † 1827), welcher, als Schüler der mecklenburgschen Hofmaler Lehmann und Findorff und des Bildhauers Busch, sich sowohl im Gebiet der Plastik versuchte, als auch in allen Arten der Malerei thätig war, und u. a. auch die Altargemälde in Ribnitz und Ludwigslust vollendete. Unter Leitung seines Vaters durch mehrere wohlgelungene Porträts bekannt geworden, und dem Großherzog Friedrich Franz empfohlen, begab S. sich mit dessen Unterstützung nach Dresden, wo er sich (1799) unter Schönau und Graffi ausbildete, und von dort (1803) nach Wien, wo er den Unterricht Füger's und Maurer's genoß, und sich im Zeichnen nach den Antiken und im Copiren auf der Gemäldegalerie übte; auch erhielt er durch seinen Namen als Porträtmaler mehrere Aufträge in diesem Fach. Seit 1808 in Rom, und von 1812—15 in Neapel lebend, vermehrte er seinen Ruf durch die Ausführung zahlreicher Bildnisse hochgestellter und berühmter Personen, sowie durch eine Reihe von Compositionen, welche vorzugsweise mythologische Stoffe zum Gegenstande hatten, und erhielt, in Anerkennung seines Wirkens, nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1817) die Ernennung zum Hofmaler und Professor. Sein Ruf als Porträtmaler führte ihn auch in der Folge noch wiederholt auf Reisen und zur Ausführung von Bildnissen namhafter Persönlichkeiten, in der Heimath widmete er sich dagegen theils dem Copiren berühmter Originale von Correggio, Tizian, Guido Reni, Carracci, Battoni, van Dyck u. A., theils eigenen Compositionen, welche bald mythologische Stoffe, bald Gegenstände biblischen Inhaltes behandeln, unter welchen namentlich „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“, sowie „Die Predigt von Huß“ bekannt geworden sind. Die letzteren fanden ihre Stelle meistens als Altarbilder in mecklenburgschen Kirchen, die mythologischen Bilder dagegen in den herzoglichen Galerien, u. a. „Helena und Paris“ in Doberan, sowie „Venus und Amor“; „Amor und Psyche“; „Venus, Vulcan und Mars“; „Das Mädchen in der Grotte mit Amor“ und „Der schlafende Jüngling“, nach Geßner, in Schwerin. Er starb im hohen Alter am 2. Februar 1862, sein künstlerisches Wirken vererbte sich jedoch auf seinen Sohn Karl S., gebildet unter Ary Scheffer in Paris, und auf Reisen in England und Rußland, seit 1874 Professor, und als Historien-, Porträt- und Thiermaler thätig; sowie auf seine Tochter Pauline S., vermählt mit dem Geheimen Commerzienrath Soltau in Schwerin, eine Schülerin ihres Vaters und von L. E. Dubufe in Paris, welche gleichfalls Porträts und Genrebilder malte.

Dr. Friedr. Schlie, Verzeichniß d. großherzogl. Gemäldegalerie in Schwerin, 2. Aufl. 1883, S. 85, und beschr. Verzeichniß der Werke neuerer Meister in der Gemäldegalerie zu Schwerin, 1884, S. 93—100. — Fr. Müller, Die Künstler aller Zeiten, f. v. Klunzinger u. Seubert, 1864, III, 633. — Ausstellungskataloge. Pyl.

Suicerus: Johann Caspar S., berühmter zürcherischer Theolog des 17. Jahrhunderts. Geboren am 26. Juni 1620 zu Frauenfeld, wo sein Vater Johann Rudolf S. (Schwyzer) Pfarrer und Decan des Frauenfelder Capitels war (seine Mutter Susanna Lavater war eine Enkelin des mit Zwingli befreundeten Bürgermeister Zürichs Johann Rudolf Lavater), besuchte er die Schulen Zürichs, nachdem er in das Alumnat aufgenommen worden war, dessen Zöglinge zum geistlichen Stand bestimmt waren und in strenger Zucht gehalten wurden. Durch

die namhaften Philologen, die an diesen Schulen lehrten, tüchtig vorgebildet, erhielt er 1640 vom Convent der Examinatoren die Erlaubniß zum Besuche fremder Akademien. So vollendete er in Montauban, Saumur und Paris seine Studien; besonders waren auf ihn von Einfluß die drei berühmten Professoren von Saumur: Amyraldus, Cappellus und Placäus, welche sich nicht an die hergebrachten Formen der Glaubenslehre banden und wegen dieser freieren Stellung als heterodox getadelt wurden, so daß die Zürcher 1637 ihre Angehörigen von Saumur zurückberufen hatten. Im J. 1643 kehrte er nach Zürich zurück und wurde nach bestandenem Examen noch im Herbste desselben Jahres Pfarrer in Basadingen. Aber schon im Sommer 1644 ward er als Lehrer an die gelehrten Schulen in Zürich berufen, und 1646 zum Inspector des Alumnates und Professor der hebräischen Sprache ernannt. Sodann erhielt er 1649 die Professur für Katechetik, 1656 die Hauptprofessur des Griechischen und Lateinischen am unteren Collegium (Collegium Humanitatis), und 1660 eine Chorherrenstelle mit der Professur des Griechischen am oberen Collegium (Carolinum). In dieser Stellung wirkte er bis zum Jahre 1683, wo er wegen geschwächter Gesundheit seine Entlassung nahm; er starb bereits am 29. December 1684. Zum Amtsnachfolger hatte er seinen ältesten Sohn Johann Heinrich erhalten, der schon in seinem 18. Lebensjahre 1666 in Hanau zum Professor der Philosophie und des Griechischen ernannt worden war, aus seinem Zürcher Lehramte aber wegen der vielfachen Maßregelungen infolge seiner freieren Richtung im J. 1705 gern ausschied, um einem Rufe nach Heidelberg zu folgen, wo er noch in demselben Jahre starb; dieser schrieb u. a. einen Commentar zum Colosserbrief.

Neben seiner Thätigkeit im theologischen Lehramte lag dem Vater die Führung der officiellen Correspondenz und die Abhaltung der akademischen Reden im Namen und Auftrage des Antistes, und auch das Amt eines Büchercensors ob. An den dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit nahm er nur insoweit Antheil, als ihn seine amtliche Stellung hierzu nöthigte; er bedauerte dieselben und suchte sie durch seine Vermittlung möglichst zu mildern. So vermochte er bei der Abfassung der gegen seine früheren Lehrer in Saumur und ihre freiere Stellung zur Prädestination gerichteten „Helvetischen Consensusformel" es mit seinen Gesinnungsgenossen durchzusetzen, daß wenigstens keine Verdammung ausgesprochen, nur gewisse Lehrweisen gemißbilligt und die Urheber derselben nicht genannt, ja selbst als Brüder und in den Fundamentalartikeln als rechtgläubig anerkannt werden sollten. Das Hauptverdienst Suicerus' um die Theologie liegt aber in seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen Production, besonders in seinen gründlichen philologischen Arbeiten, wie er denn im kirchlichen Griechisch einer der ersten Gelehrten aller Zeiten war. Sein Hauptwerk ist der berühmte „Thesaurus ecclesiasticus e patribus Graecis ordine alphabetico exhibens quaecunque phrases, ritus, dogmata, haereses et huiusmodi alia spectant, insertis infinitis paene vocibus, loquendi generibus Graecis hactenus a lexicographis nondum vel obiter saltem tractatis, opus viginti annorum indefesso labore adornatum"; er erschien zuerst 1682 zu Amsterdam in zwei Foliobänden, sodann 1728 in zweiter, durch Beiträge von seinem Sohne vermehrter Ausgabe, und 1746 zu Utrecht. Noch heute wird dieses Werk, zu welchem zuletzt 1821 Nothangel Supplemente gab, viel gebraucht (ein Exemplar der zweiten Ausgabe kostet jetzt gegen 60 Mark). Aehnlicher Art sind von seinen zahlreichen Schriften sein „Lexicon Graeco-Latinum et Latino-Graecum", 1683 und das nach seinem Tode erschienene Werk „Symbolum Nicaeno-Constantinopolitanum ex antiquitate ecclesiastica illustratum". Trajecti ad Rhenum 1718; hierher gehören auch verschiedene Arbeiten, die nicht zum Drucke gelangt sind, wie sein „Lexicon Hesychianum", das handschriftlich noch auf der Züricher Stadtbibliothek vor-

handen ist, sowie sein „Lexicon Graecum maius“ und die „Expositio Symboli Apostolici et Athanasiani“, die verloren gegangen sind. Die übrigen, aus den Jahren 1648—1665 stammenden Werke waren gediegene Lehrbücher für Studirende, darunter die „Sylloge vocum Novi Testamenti“, 1648 u. 1659 (neu herausgegeben von Hagenbuch 1744 unter dem Titel „Novi Testamenti Glossarium Graeco-Latinum“) und verschiedene Textausgaben patristischer Werke.

Vgl. A. Schweizer's Biographie Hans Caspar Schwyzer's mit Bild im 23. Stück der Neujahrsblätter zum Besten des Waisenhauses [in Zürich], Neujahr 1860, und desselben Artikel Suicerus in Herzog-Plitt's Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Auflage. XV. Band (1885), S. 52 f.

V. Ryssel.

Suidbert, der Apostel des bergischen Landes, gehörte zu den elf Begleitern des aus einem vornehmen Geschlechte Nordhumbriens stammenden Wilbrord, mit welchen dieser in seinem 33. Lebensjahre um das Jahr 690 zur Bekehrung der Friesen auf das Festland zog. Während Wilbrord 692 nach Rom ging, um sich von dem Papste Sergius den Segen und die Vollmacht für sein Vorhaben zu erwirken und im Auftrage Pipin's über Angelegenheiten der fränkischen Kirche zu berathen, wählten die Genossen S. zum Vorsteher in ihrem Beruf. Er begab sich sodann nach Britannien, und empfing dort von dem Bischofe Wilfried von York, einem eifrigen Anhänger der römischen Kirche, die Bischofsweihe (August 693). Nach seiner Rückkehr wandte sich S. zu den damals noch unabhängigen Boructerern, deren Wohnsitze zwischen Lippe und Ruhr sich befanden, und bekehrte ihrer viele zum Christenthum. Bei dem verheerenden Einfall der Sachsen in das Land (694) wurden die Niederlassungen zerstört und die Bewohner zerstreut. S. ging nach Köln, wo Pipin residirte. Auf Verwendung seiner Gemahlin Plectrudis wies Pipin ihm Land an, welches damals noch auf einer Rheininsel zwei Stunden unterhalb Düsseldorf lag, die in litore (Werd) hieß und sich später mit dem rechten Ufer verband. Hier gründete S. ein Kloster, welches bis zum 14. Jahrhundert Suidbertsinsel oder Werth genannt wurde, später aber wegen seiner vielfachen Beziehungen zu den Kaisern den Namen Kaiserswerth empfing. Pipin's Schenkung bestand in dem Frohnhofe daselbst, Rinthausen genannt. Mit demselben war das Recht zum Holzfällen, zur Weide und zur Abhaltung des Waldgedinges in den Gemarken Lintorf, Saarn, Grind, Rugeshamm, Lohe, Ueberanger, Zeppenheim, Leuchtenberg, Stockum, Derendorf, Ratingen und Flingern verbunden. S. brachte hier seine letzten Lebensjahre in strenger Askese zu, das Licht des Evangeliums über den Bezirk und die benachbarten Gaue verbreitend. Ueber das Todesjahr sind verschiedene Angaben vorhanden, am meisten Wahrscheinlichkeit hat das Jahr 713, in welchem nach den ältesten fränkischen Annalen die depositio Suidbert's stattfand. Als Todestag nennen ältere Kölner Kalendarien den 1. März, welchen auch die Bollandisten angenommen haben. — Es läßt sich nicht verkennen, daß in der Sendung Suidbert's zur Bischofsweihe nach Britannien während der Anwesenheit Wilbrord's in Rom durch seine Gefährten ein Hinweis liegt, daß dieselben, im Gegensatz zu Wilbrord, an der Zugehörigkeit zur britischen Kirche festhalten wollten.

Wenngleich über Suidbert's Leben nur wenig Feststehendes (wir haben als Quelle nur die Angaben seines ihn überlebenden Landsmannes Beda, sowie einen auf diese sich stützenden Sermon des Bischofs Radbod von Utrecht aus dem 10. Jahrhundert und ein Carmen; die Vita S. Suitberti von Marcellin, einem angeblichen Mitarbeiter Suidbert's, ist als Fälschung längst bekannt) auf uns gekommen ist, so bleibt doch sein Name für immer mit der Christianisirung des bergischen Landes verknüpft, und mit Recht darf man ihm den oben ge-

nannten Beinamen geben. Die meisten Kirchen dieses Landes weisen auf Kaiserswerth zurück, und manche, wie z. B. Hünxe und Hiesfeld, mögen direct von ihm gegründet sein. Für die Bedeutung seiner Schöpfung spricht auch der Umstand, daß der Bezirk von Kaiserswerth, zu dem viele jetzt auf dem linken Rheinufer liegende Orte gehörten, im 14. bis 16. Jahrhundert urkundlich „altes Bisthum“ genannt wird. Dem Erzpriester von Kaiserswerth stand das Recht zu, ohne Mitwirkung eines Archidiakons oder Diöcesans, die von dort ausgegangenen Kirchen mit Pfarrern zu besetzen. Der anläßlich der Translation im J. 1264 errichtete Reliquienschrein Suidbert's ist eins der schönsten Denkmäler romanischen Stils am Niederrhein.

K. W. Bouterwek, Suidbert, der Apostel des bergischen Landes. Elberfeld 1859. — Lacomblet's Archiv III. — Rettberg, Kirchengeschichte II. — Krafft's Artikel in Herzog u. Plitt's Realencyklopädie. Wachter.

Sultz: Maria Cleophe, Gräfin zu S., Tochter des Markgrafen zu Baden-Durlach Ernst, der zu Pforzheim residirte. Sie heirathete im J. 1548 den Grafen Wilhelm v. S., der schon im J. 1549 starb, und starb selbst am 28. April 1580. Von ihr erschienen im J. 1570 „Zwei neue Lieder“, auf 4 Blättern in Octav ohne Angaben des Druckers; es sind geistliche Lieder, in denen eine in großem Leid befindliche Seele ihr festes Gottvertrauen ausspricht. Sie sind abgedruckt bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV, 707 ff.

l. u.

Sulz: Karl Ludwig Graf zu S. und Landgraf zu Klegau, Herr zu Vaduz und Blumenegg, des römischen Reichs Erbhofrichter zu Rottweil, kaiserlicher Feldzeugmeister, geboren 1572, † 1617. Ueber die Jugend und ersten Kriegsdienste des aus uraltem schwäbischem Geschlechte entsprossenen Grafen S. fehlt die Ueberlieferung. Im J. 1596 warb er für Erzherzog Albrecht in den Niederlanden ein Regiment und stand mit diesem gegen Frankreich im Felde. Ein Decret Kaiser Rudolf's vom 16. April 1598 bestellt ihn als Oberst über ein von ihm aufzustellendes Regiment deutscher Knechte, das in Ungarn gegen die Türken in Verwendung treten sollte. Zum Obrist-Feldzeugmeister ernannte ihn Kaiser Rudolf im J. 1599 (16. April) für den Feldzug in Ungarn, im folgenden Jahre bekleidete er den nämlichen Posten. 1601 nahm ihn Erzherzog Mathias ebenfalls als Feldzeugmeister in Pflicht (1. Januar). Bei der Einnahme von Stuhlweißenburg (20. September) im nämlichen Jahre befehligte er die Artillerie. Im Jahre 1604 wurde S. Hofkriegsrathspräsident und bekleidete zugleich die Stellung eines Obersten der Stadtguardia in Wien. Am 7. April 1610 wurde er von Kaiser Rudolf zum Obersten Feld-Generallieutenant des nach den Jülich'schen Landen abgeordneten bevollmächtigten Commissärs, Erzherzogs Leopold, Bischofs zu Straßburg und Passau ernannt, und zwar „über den ganzen hellen Haufen unseres Kriegs-Volks zu Roß und Fuß“. Seine Besoldung betrug monatlich 2000 fl. Dies ist das letzte Document, welches sich auf Sulz' Thätigkeit im kaiserlichen Dienste bezieht. Er scheint denselben verlassen, fortan der spanischen Krone gedient zu haben, und soll im J. 1617 zu Trino (bei Vercelli) als General des Königs von Spanien „am hitzigen Fieber“ gestorben sein.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Gauhen, Des heiligen römischen Reichs genealogisch-historisches Lexikon. Leipzig 1740. — Die Hofkriegsrathspräsidenten u. Kriegsminister der k. k. österreichischen Armee. Wien 1874.

C. v. Duncker.

Sulzer: Johann Georg S., eine der hervorragenden Persönlichkeiten des litterarischen und gelehrten Berlin unter der Regierung Friedrich's des Großen, als Aesthetiker, Philosoph und Schulmann eine universelle Thätigkeit

enthaltend, stammte, wie mancher vielgenannte deutsche Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, aus der Schweiz her. Geboren zu Winterthur im Kanton Zürich entweder am 5. oder am 16. October des Jahres 1720 als fünfundzwanzigstes Kind des dortigen Rathsherrn Heinrich S., war er von seinen Eltern zum Theologen bestimmt, sah aber durch den mangelhaften Betrieb des ersten Schulunterrichts seine lebhaften geistigen Interessen nur wenig befriedigt. Nachdem er 1734 beide Eltern an demselben Tage durch den Tod verloren hatte, wurde er von seinem Vormund 1736 bei einem Prediger in Zürich in Pension gebracht, um an dem dortigen akademischen Gymnasium zu studiren. Während er daselbst seinen regelrechten theologischen Cursus durchmachte, warf er sich zugleich, angeborenen Neigungen folgend, auf Mathematik, Botanik und Philosophie; wurde aber außerdem von seinen Lehrern Bodmer und Breitinger in die poetische Litteratur eingeführt und zu ästhetischen Reflexionen über Kunst und Kunstgeschmack entschieden angeregt. Im J. 1741, nachdem er das Examen bestanden hatte und unter die Zahl der ordinirten Geistlichen aufgenommen war, übernahm er in dem schöngelegenen Dorfe Maschwanden die Stelle eines Vicars des dortigen Pfarrers. Seine freie Zeit theilte er zwischen wissenschaftlichen Studien, Naturgenuß und geselligem Verkehr im Hause des Landvogts Scheuchzer; auch schrieb er seinen „Versuch einiger moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur", eine im wolffianischen Stil gehaltene physikotheologische Erbauungsschrift, welche dann von dem Berliner Hofprediger A. F. W. Sack mit Vorrede herausgegeben worden ist (2. Aufl., Berlin 1750). Uebrigens regte sich in ihm jugendliche Reiselust und ein wachsendes Bedürfniß, die Welt, namentlich Deutschland, kennen zu lernen. Gern ergriff er daher die Gelegenheit, als ihm auf Empfehlung des Directors Schultheß in Zürich von einem vermögenden Kaufmann in Magdeburg der Antrag, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen, gemacht wurde. Ende 1743 siedelte S. nach Magdeburg über. Dort arbeitete er eine deutsche Uebersetzung von Scheuchzer's Itinera Alpina sowie einige pädagogische Abhandlungen aus und machte die persönliche Bekanntschaft des vorübergehend zum Besuch anwesenden Hofpredigers Sack aus Berlin, der ihm alsbald die Aussicht auf eine amtliche Stelle in der preußischen Residenz eröffnen konnte. Bei einer Reise nach Berlin trat S. mit Euler, Maupertuis und Gleim in freundschaftliche Beziehungen; und diesen Männern hatte er es zu verdanken, daß er 1747 die Berufung als Professor der Mathematik am Joachimsthal'schen Gymnasium erhielt. Mit Freuden folgte er dem ehrenvollen Rufe, um schon drei Jahre darauf als ordentliches Mitglied in die königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen zu werden. Im Sommer 1750 machte er gemeinschaftlich mit Klopstock eine Reise nach der Schweiz, wo er selbst wie der hochverehrte Dichter des Messias im gastlichen Hause des väterlichen Freundes Bodmer zu Zürich schöne Tage verlebte. In demselben Jahre heirathete S. eine Tochter des Kaufmanns Keusenhof in Magdeburg und begründete sich damit eine höchst angenehme, über die Strapazen seines Gymnasiallehramts hinweghelfende Häuslichkeit. Zugleich aber begann für S. ein Decennium, welches ihn durch theoretische und praktische Unternehmungen neben reger Geselligkeit aufs mannichfaltigste in Anspruch nahm. Mit Ramler hatte er schon vorher die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (1750) herausgegeben. Für die Akademie verfaßte er eine Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen, die nachmals als „Vermischte Philosophische Schriften" (Leipzig 1773) gesammelt erschienen sind. In ästhetischer Hinsicht hielt er an seiner unbedingten Verehrung für Bodmer und an den Grundsätzen der Schweizer standhaft fest, so daß er mit Lessing, Mendelssohn,

Nicolai, — einer jüngeren, weiterstrebenden kritischen Generation, — vielfach in Differenzen gerieth. Im J. 1761 traf ihn ein schwerer Schlag; seine Frau starb infolge einer Niederkunft; tief betroffen von diesem Verlust nahm S. für längere Zeit Urlaub. Er reiste über Magdeburg, Leipzig, Frankfurt und Straßburg in seine schweizerische Heimath und begann hier an seinem schon seit Jahren projectirten Hauptwerk, der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" ernsthaft zu arbeiten. Er legte 1763 die Berliner Professur nieder; ja er machte sich mit dem Gedanken vertraut, sich für den Rest seines Lebens mit seinen zwei unerzogenen Töchtern ganz in sein Vaterland zu stiller Arbeit zurückzuziehen. Indessen gab er diesen Entschluß wieder auf, als ihn der König in einem sehr gnädigen Cabinetsschreiben zum Bleiben aufforderte und bald darauf als Professor an der neubegründeten Ritterakademie (Ecole militaire) anstellte, überdies aber mit einem nahe bei Berlin gelegenen Grundstücke zur Anlegung von Garten und Wohnhaus beschenkte. Seit 1775 war er außerdem Director der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften. Mehrfach wurde er mit wichtigen praktischen Missionen beauftragt; so mit Neuordnung der Akademie, mit Revision des Joachimsthal'schen Gymnasiums und der Schulen zu Kloster-Bergen, Stettin und Stargard. Als ihn jedoch 1771 der Herzog von Kurland in schmeichelhafter Weise zur Begründung eines Gymnasiums nach Mitau einlud, antwortete er nur mit Einsendung eines ausführlichen Organisationsplanes und lehnte im übrigen dankend ab; theils mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand, theils weil er durch seine Stellung in Berlin vollkommen befriedigt war.

Sulzer's umfangreiches Hauptwerk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (Leipzig 1771—74; zweite, verm. Aufl., 4 Bde., Leipzig 1792—94). Es behandelt, unter Verarbeitung eines massenhaften gelehrten Materials und mit ungewöhnlicher Belesenheit, in einer langen Reihe alphabetisch geordneter Artikel sämmtliche allgemeinen Grundbegriffe und Specialfragen der Aesthetik. Unter Anlehnung an das Dictionnaire des beaux arts von La Combe, aber weit darüber hinausgreifend und die kritisch-ästhetischen Arbeiten von Bodmer, Breitinger, Home, Batteux, Ramler, J. A. Schlegel, Baumgarten 2c. verwerthend, beginnt es mit einem Artikel über den musikalischen Ton A und schließt mit dem Artikel über die „Zwischenzeit" in der dramatischen Dichtkunst. Laut der Vorrede sind die zwei von einander unabhängigen Vermögen des Menschen, auf deren Entwicklung die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruht, der Verstand und das sittliche Gefühl; nach dem Artikel „Aesthetik" geht „die Hauptabsicht der schönen Künste auf die Erweckung eines lebhaften Gefühls des Wahren und des Guten". Das ganze Werk wird von einem engen, moralisirenden Grundgesichtspunkt beherrscht, aus welchem denn allerdings manche seltsame Einzelbeurtheilungen und Werthschätzungen hervorgehen. So ist nach Sulzer's Dafürhalten nicht nur Klopstock's Messias, sondern auch Bodmer's Noah ein unübertreffliches Meisterwerk; als höchste Dichtungsgattung wird die Ode gepriesen; Plautus und Molière sollen da am vortrefflichsten sein, wo sie am ernsthaftesten sind; Wieland wird ermahnt, durch Abfassung philosophischer Lehrgedichte für Leibniz das zu werden, was Lucrez für Epikur gewesen ist, 2c. 2c. — Wenn ein solcher Standpunkt den jungen Originalgenies einer dem Streit zwischen Gottsched und den Schweizern durchaus entwachsenen Litteraturperiode zu imponiren nicht im Stande war, so wird man das sehr natürlich finden. Herder schrieb (1771) an Merck: „Sulzer's Wörterbuch ist erschienen; aber der erste Theil ganz unter meiner Erwartung. Alle litterarisch-kritischen Artikel taugen nichts, die meisten mechanischen nichts; die psychologischen sind die einzigen, und auch in denen das langwierigste, darbendste Geschwätze, sowie auch Landsmannschaft und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke

leuchtet." Goethe in seiner für die Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772) verfaßten Recension äußert sich so: „Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten. — Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmer'schen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können." — Immerhin, so begreiflich, wie gesagt, derartige Urtheile aus solchem Munde kommend sind, so behielt das Werk doch seinen sachlichen Werth mindestens als gelehrte Materialiensammlung und Nachschlagebuch. Was Sulzer's übrige Schriften betrifft, so hat außer den bisher genannten sein pädagogisches Buch „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens" vielen Anklang gefunden und mehrere Auflagen erlebt. Beim Hofe fand S. sympathische Aufnahme; er hat dem Prinzen Heinrich, Bruder des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., Unterricht in der Mathematik ertheilt. Interessant ist unter anderem eine längere, von ihm in seiner Selbstbiographie mitgetheilte Unterredung mit Friedrich dem Großen, worin der König sich über philosophische, religiöse und theologische Angelegenheiten mit außerordentlicher Offenheit aussprach und ihn nach zweistündigem Gespräch sehr gnädig mit den Worten entließ: „Je vois que vous êtes fatigué; je vous ferai apeller une autre fois." In der That war S. damals krank, hatte sich im Schloß die Treppen hinauftragen lassen und mußte sich während der Audienz an einen Stuhl gelehnt mühsam aufrecht erhalten. Ueberhaupt kämpfte er während seiner letzten Lebensjahre mit einem hartnäckigen Lungenleiden. Er suchte und fand 1775 auf einer Reise durch Frankreich und Italien Linderung; doch nahmen nach der Rückkehr seine Kräfte mehr und mehr ab. Im Sommer 1778 fühlte er sich durch Schwäche und schmerzhafte Zufälle zu wissenschaftlicher Beschäftigung untüchtig und starb in Berlin am 27. Februar 1779.

Eloge de Mr. Sulzer; Mémoires de l'Académie des sciences de Berlin. Année 1779. — Hirzel an Gleim, über Sulzer den Weltweisen, 2 Bde., Zürich 1779. — Johann Georg Sulzer's Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt. Mit Anmerkungen von Joh. Bernh. Merian und Friedr. Nicolai. Berlin und Stettin 1809. O. Liebmann.

Sulzer: Johann Kaspar S., Arzt, geboren am 17. Juni 1716 zu Winterthur im Kanton Zürich, unter elf Geschwistern das neunte Kind des damaligen Chirurgen und späteren Stadtarztes Jakob S. (1675—1743) und der Johanna Buß von Aarau (1677—1736), studirte Medicin in Straßburg, wo er 1749 mit der Dissertation „Historia morborum quorundam Helvetiis endemiorum" promovirte, und ließ sich dann als ausübender Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Von dort 1748 durch Herzog Friedrich III. (s. A. D. B. VIII, 5 f.) als Leibarzt mit dem Titel eines Hofrathes nach Gotha berufen und nachmals zum Geheimen Hofrath ernannt, verblieb er unter diesem Fürsten und dessen Nachfolger Ernst II. (s. A. D. B. VI, 308 ff.) in der gleichen Stellung bis zu seinem Tode. „Aus seinem Geburtslande, der Schweiz, hatte er", wie Reichard (s. u.) von ihm rühmt, „die angestammte Redlichkeit seiner Vorfahren in seine zweite Heimath mitgebracht", und diese Eigenschaft und seine vorsichtige, der natürlichen Heilkraft möglichst vertrauende Behandlungsweise gewannen ihm bald die Zuneigung des Hofes und der Stadt, sodaß sich seine Praxis ungewöhnlich ausdehnte und ihm ein bedeutendes Vermögen eintrug, von welchem er Bedürftigen gern und reichlich zu spenden pflegte. Um seine nähere und fernere Umgebung machte er sich jedoch vor allem dadurch verdient,

daß er, einer der ersten Aerzte in Deutschland, sich seit den sechziger Jahren angelegentlich um die Einführung der Blatternimpfung bemühte. Das allgemeine Vorurtheil gegen dieselbe vermochte ihn umsoweniger abzuschrecken, als er in dem entbrennenden Kampfe einflußreiche Verbündete fand: den altenburgischen Generalsuperintendenten Gotthilf Friedemann Löber (s. A. D. B. XIX, 45), der jene dringend empfahl und 1769 sogar eine nachher gedruckte öffentliche „Predigt über die Blatterinoculation“ hielt, und vornehmlich den Herzog Friedrich und seine Gemahlin Luise Dorothea (s. A. D. B. XIX, 625 ff.), welche ihm ihre beiden Söhne, den Erbprinzen Ernst Ludwig (s. A. D. B. VI, 308 ff.) und den Prinzen August (s. A. D. B. I, 681), zur Impfung anvertrauten. Unter dem Eindrucke solcher gewichtigen Empfehlungen befreundete man sich in den Herzogthümern Gotha und Altenburg nicht nur bald mit der neuen Erscheinung, sondern es fanden sich auch zahlreiche Fremde bei S. ein, um ihre Kinder von ihm impfen zu lassen. Wegen der ihm eigenen Biederkeit, ärztlichen Erfahrung und gesellschaftlichen Bildung würdigte ihn namentlich die Herzogin ihres Vertrauens und zog ihn auch in den geistreichen Kreis, der sich um sie und die Oberhofmeisterin Juliane Franziska v. Buchwald (s. D. D. B. III, 494) gesammelt hatte. Noch in ihrer letzten Krankheit behandelte er sie und rief, als sich ihr Zustand im September 1767 zu verschlimmern begann, seinen Breslauer Collegen B. L. Tralles zur Berathung herbei, ohne daß jedoch die Kunst der beiden Aerzte die Fürstin zu retten vermochte († 22. Oct. 1767). — Seit 1748 mit Johanna Luise Tavel (1730—1777) von Payerne in der Waadt vermählt, sah er sich nach sechs Jahren von vier blühenden Kindern umgeben, die alle die leibliche Anmuth der Mutter und die geistige Begabung des Vaters geerbt hatten. Die beiden Söhne, Friedrich Gabriel und Ludwig Friedrich (mit dem Rufnamen „Louis“), schwärmten in ihrer Knabenzeit mit H. A. O. Reichard (s. A. D. B. XXVII, 625 ff.) für den „ehrlichen Robinson Crusoe und seinen Freitag“, ohne zu ahnen, daß der jüngere dereinst ähnliche Schicksale in der unwirthlichen Fremde erfahren werde. Der Robinson „begeisterte sie zu dem Entschlusse, ihre Vaterstadt heimlich zu verlassen und wüste Inseln aufzusuchen. Schon waren alle Anstalten zur Ausführung dieses abenteuerlichen Planes getroffen, einiges Geld, Waffen und Kleidungsstücke versteckt, — eben durch das Auffinden dieser Gegenstände kam jedoch das ganze Vorhaben ans Licht.“ Als junge Männer traten sie dann mit Reichard u. A. als Mitspielende auf der von F. W. Gotter begründeten Liebhaberbühne auf, welche, am 27. Januar 1773 eröffnet, „die Wiege des gesammten Theatergeschmackes in Gotha“ geworden ist und „dem Director Abel Seyler und dem späteren Hoftheater“ die Wege gebahnt hat. Goethe sandte für sie seinen neugedichteten „Götz von Berlichingen“ mit den bekannten Versen: „Schicke dir hier den alten Götzen“, und Gotter bezeichnete in seiner Antwort den älteren S., den „Buben, der rüstig ist, von Schweizerblut“, als zur Uebernahme der Titelrolle besonders geeignet. Was dessen Laufbahn betrifft, so hatte er, am 13. October 1749 in Gotha getauft, wie sein Vater Medicin studirt, bereits 1768 in Göttingen den Doctorgrad erlangt und sich dann in seiner Vaterstadt dem ärztlichen Berufe gewidmet. Gleich seinem Vater wurde auch er nachmals Leibarzt, seit 1784 mit dem Titel eines Hofrathes, und lebte später als Brunnenarzt und Geheimer Hofrath in Ronneburg. Voll regen wissenschaftlichen Strebens, pflegte er neben der Heilkunde vornehmlich die Naturgeschichte und bethätigte sich als Schriftsteller durch eine Reihe medicinischer Abhandlungen in Zeitschriften, durch fachwissenschaftliche Besprechungen in Fr. Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ (19.—86. Bd., 1773—87) und durch einen umfänglichen „Versuch der Naturgeschichte des Hamsters“ (1774, 212 S., mit Kupfern), sammelte auch

eifrig Mineralien und trat hierdurch in nähere Beziehungen zu Goethe, der ihn in seinen „Tag- und Jahresheften" „einen treuen Naturforscher und emsigen Mineralogen" nennt und mit ihm — so 1807 in Karlsbad — freundschaftlich verkehrte. Ein Geschenk Sulzer's, einen merkwürdigen böhmischen Gneis, „dessen faserige Textur durch deutliche fleischfarbene Feldspatkrystalle hervorgebracht wird," hielt Goethe für wichtig genug, um ihn in seinem Aufsatze „An Herrn v. Leonhard" eingehend zu beschreiben. Ebenso schätzte ihn die Herzogin Dorothea von Kurland (s. A. D. B. V, 357 f.). Er war deren Leibarzt und ein willkommener Gast in ihrem Ruhesitze Löbichau (Sachsen-Altenburg), bewegte sich also in dem auserwählten Kreise, welchem Jean Paul, die beiden Anselm Feuerbach, der Criminalist und der Archäolog, der Superintendent Jonathan Schuderoff in Ronneburg u. a. hervorragende Männer zeitweise angehörten. In dem hohen Alter, das er erreichte, — er starb am 14. December 1830 in Ronneburg — bekundete sich, wie bei Vater und Bruder, die körperliche Rüstigkeit seines Geschlechtes. — Der jüngere Sohn, „Louis", am 4. October 1751 in Gotha getauft, hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet. Nachdem er sich in holländischen und englischen Häusern als tüchtiger Arbeiter bewährt hatte, begab er sich auf eigene Rechnung nach Nordamerika, erlitt aber dort infolge des ausbrechenden Freiheitskrieges bedeutende Verluste. Er trat nun als Leibgardist in die Dienste des spanischen Gouverneurs von New-Orleans und kehrte dann mit dessen Unterstützung nach Europa zurück, um ein mit Waaren befrachtetes Schiff nach der neuen Welt zu geleiten. Unterwegs verlor er dasselbe an einen nordamerikanischen Kreuzer, während er selbst nach einem kleinen Küstenhafen geführt wurde. Durch List und Kühnheit entzog er sich der Gefangenschaft, rettete sich nach Jamaika und reiste von da wieder heim, um mittels seines erhobenen väterlichen Erbes neue Waaren zu kaufen und damit nach Westindien zu fahren; doch erlitt er wegen verspäteter Ankunft und der Ueberfüllung des Marktes große Einbuße und scheiterte zudem mit seinem Schiffe an der Küste von Kuba. Abermals half ihm sein freundlicher Gönner, der inzwischen von New-Orleans nach dieser Insel versetzte Gouverneur, ohne daß ihm jedoch das Glück bei seinen ferneren kaufmännischen Unternehmungen hold war. Als jener zum Vicekönig von Mexiko ernannt wurde, folgte er ihm dahin, errichtete in seinem Auftrage einen Kurs von Postschiffen im mexikanischen Golf, sah sich aber drei Vierteljahre später durch den Tod seines Gönners aller Früchte seiner angestrengten Thätigkeit beraubt. Er kehrte nun zum dritten Male nach Europa zurück, erwarb in Böhmen einen bedeutenden Landbesitz, verkaufte ihn nach längerer Zeit wieder und ging zuletzt als Bevollmächtigter des Elberfelder Handelsvereines nach Mexiko, wo er am 22. December 1832 im 82. Lebensjahre starb. — Die ältere Tochter, Anna Friederike Luise, am 19. März 1753 in Gotha getauft, schön, lebhaft und begabt, hatte sich nach dem Willen der Eltern und ohne Neigung mit dem bekannten Uebersetzer des Hippokrates, dem herzoglichen Leibarzt und Hofrath Joh. Friedrich Karl Grimm (s. A. D. B. IX, 689), vermählt und betrat als junge Frau mit ihren Brüdern die oben erwähnte Bühne als erste Liebhaberin in Rollen damals beliebter Stücke, wie Goldoni's „Der wohlthätige Murrkopf", Cumberland's „Der Westindier" und Ayrenhoff's „Der Postzug", veranlaßte aber auch durch ein zartes, an sich unschuldiges Abenteuer mit dem sie verehrenden Reichard das plötzliche Aufhören des Liebhabertheaters. „Die reizbare Eifersucht des Gatten flammte fürchterlich auf; die ungerecht mißhandelte Frau erkrankte" und starb bereits vier Jahre später, am 27. December 1777. Reichard hat ihr während ihres Lebens und nach ihrem Hinscheiden in vielgesungenen Liedern gehuldigt (Göttinger Musenalmanach 1776—78), von denen der „Grabgesang" (Gefilde des Todes, Gefilde

der Ruh' u. s. w.) nicht weniger als vier Mal in Musik gesetzt wurde. — Zwei Jahre vor dem Tode dieser Tochter und wol nach demjenigen seines 1697 geborenen ältesten Bruders Jakob sah Johann Kaspar S. die schweizerische Heimath zum letzten Male wieder. Er wohnte damals, im Sommer 1775, einer Sitzung der Züricher „Physikalischen" oder „Naturforschenden Gesellschaft" bei, in welcher der Pfarrhelfer J. K. Lavater „Vermischte physiognomische Beobachtungen, Fragen und Grundsätze" vortrug und der Maler J. K. Füßli als Probe eines von ihm beabsichtigten Werkes eine Aufzählung der schweizerischen Insekten gab (noch im gleichen Jahre als „Verzeichniß der ihm bekannten schweizerischen Insekten" gedruckt). Unter den anwesenden Gästen befanden sich außer S. und einigen Anderen auch Goethe und die beiden Grafen Stolberg. Von dieser Reise brachte er vermuthlich die von seinem Bruder Jakob hinterlassene reichhaltige Münzsammlung (4358 Stück) mit nach Gotha. Er bot sie zum Verkaufe aus und ließ zu diesem Zwecke 1777 einen ausführlichen Katalog derselben drucken: „Numophylacium Sulzerianum numos antiquos Graecos et Romanos aureos argenteos aereos sistens olim Jacobi Sulzeri Vitodurani Helvetii cura studio sumtu adornatum" etc. (2 Bll., 444 S.). Lange wollte sich kein Käufer finden, bis sie endlich Herzog Ernst II. am 22. März 1793, um diesen Schatz nicht zerstreuen zu lassen, um 300 Ldr. für das herzogliche Cabinet auf dem Friedenstein erwarb. Sie wurde auf fürstlichen Befehl als Ganzes aufbewahrt, jedoch ihre besser erhaltenen Stücke gegen weniger gute jenes Cabinets umgetauscht. Sechs Jahre darauf, am 10. April 1799, schied S., fast 83jährig, aus dem Leben. Seine beiden Söhne und die damals noch lebende, 1754 geborene jüngere Tochter Ernestine Auguste Sophie, die Gattin eines Hofrathes Jenichen, stifteten ihm durch die Hand des Bildhauers Friedrich Wilhelm Döll (s. A. D. B. V, 313) ein würdiges Denkmal auf dem jetzt zweitältesten Friedhofe Gotha's.

Ueber Joh. Kaspar Sulzer: Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1799, 10. Jhrg., 2. Bd. (1805), S. 270—274. — Vgl. auch: H. J. Leu, Helvet. Lexikon, XVI. Thl. (1762), S. 745; H. J. Holzhalb, Supplement zu demselben, V. Thl. (1791), S. 691. — A. Klebe, Gotha und die umliegende Gegend, Gotha 1796, S. 205. — Friedr. Schlichtegroll, Historia Numothecae Gothanae, Gotha 1799, S. 68 f. — Chrph. Sachse, Onomasticon literarium, Pars VIII, Utrecht 1803, S. 414. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 220 f. — Goethe-Jahrbuch, hrsg. von L. Geiger, 1. Bd. (1880), S. 371 f. — Ueber Friedr. Gabriel S.: N. Nekrolog, 8. Jahrg., 1830, 2. Thl. (1832), S. 992. — A. C. P. Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lex., 19. Bd. (1834), S. 19 f. u. 32. Bd. (1844), S. 480. — A. Beck a. a. O., S. 147. — Vgl. auch: Goethe's Werke, Ausg. letzter Hand, 32. Bd. (1830), S. 18 u. 49. — Die Gartenlaube, Jahrg. 1859, Nr. 22, S. 311b. — Mor. Geyer, Der Musenhof zu Löbichau, Altenburg 1882, S. 44 f. — Ueber Louis S.: H. A. O. Reichard's Selbstbiographie, überarb. u. hrsg. von H. Uhde, Stuttg. 1877, S. 15—18. — Ueber Luise Grimm, geb. S.: Reichard a. a. O., S. 100 bis 103. (Außerdem gefl. Mittheilungen der Herren: Bibliothekare Charles Biedermann in Winterthur und Dr. H. Georges, Dr. Emil Jacobs und Stadtkirchner E. Böttner in Gotha.) A. Schumann.

Sulzer: Johann Anton S., katholischer Schriftsteller, geboren zu Rheinfelden am 18. September 1752, † zu Konstanz am 8. März 1828. Er machte seine Gymnasialstudien von 1763 an bei den Jesuiten zu Solothurn, studirte 1772—74 Theologie zu Freiburg in der Schweiz, dann Jura zu Freiburg im Breisgau, wo er am 13. Mai 1783 Doctor beider Rechte wurde.

Noch in demselben Jahre wurde er Advocat, 1785 Oberamtmann zu Kreuzlingen, 1798 Bibliothekar und Professor des Kirchenrechts am Lyceum zu Konstanz, 1807 nach der Aufhebung der theologischen Studien Professor der praktischen Philosophie und der Geschichte. Von 1810—1817 war er zugleich Präfect des Lyceums. Seine ältesten Schriften sind: „Fragmente zur Cultur der Religion und Bildung der Bürger, von einem Oesterreicher" (Freiburg 1783); „Gedichte" (1792). Später hat er eine Reihe von populären, gut katholischen, aber nicht bedeutenden Schriften veröffentlicht, u. a.: „Wahrheit in Liebe, in (vierzehn) Briefen über Katholicismus und Protestantismus an Hrn. H. J. Jung genannt Stilling, wie auch an andere protestantische christliche Brüder und Freunde", 1810, 3. Aufl. 1840 (Jung-Stilling veröffentlichte eine „Antwort durch Wahrheit und Liebe auf die an mich gerichteten Briefe des Hrn. Prof. S.", 1811); „Die erheblichsten Gründe für und gegen das katholische kirchliche Cölibatsgesetz", 1820 (gegen Fridolin Huber); „Zwei freundschaftliche Schreiben an Pfarrer Henhöfer" (1824); „Einleitung in die Moralphilosophie" (1824); „Zwei moralphilosophische Abhandlungen: 1. von der Sittlichkeit der Verstellung, 2. von der sittlichen Verbindlichkeit erpreßter Versprechungen" (1825); „Vollständige Beruhigung für studirende Jünglinge, welche . . . in Ansehung der Wahl des geistlichen Standes noch einige Bedenken haben" (1827).

Gradmann, Gelehrtes Schwaben, S. 678. — Beck, Wessenberg, S. 63. — Mittheilungen aus Freiburg und Konstanz. Reusch.

Sulzer: Franz Josef S., Geograph und Historiker, bis auf C. v. Wurzbach (s. u.) nach seinen Lebensverhältnissen fast gar nicht bekannt, wurde in der damals österreichischen, jetzt aargauischen Rheinstadt Laufenburg am 21. Mai 1727 getauft, also wol am vorhergehenden Tage geboren. Sein Vater, Laurenz S. (1685—1740), war Mitglied des städtischen Rathes („Senator") und genoß in seiner Umgebung den Ruf eines biederen, thätigen, wirthschaftlichen und das Wohl seiner Mitbürger eifrig fördernden Mannes. Er hatte sich 1716 mit Maria geb. Leuw verheirathet, diese Gattin jedoch am 8. April 1721 bei der Geburt eines vierten Kindes wieder verloren und am folgenden 28. Juli mit Maria Anna geb. Kienberger eine neue Ehe geschlossen. Von den zwei Knaben und vier Mädchen, welche aus derselben hervorgingen, war Josef S. das dritte Kind und der ältere Sohn. Nach dem Besuche der Laufenburger Schule trat er vermuthlich in eine geistliche Lehranstalt; denn die Ueberlieferung sagt, daß ihn sein Vater für den Jesuitenorden bestimmte, was um so wahrscheinlicher ist, als jener einer strenggläubigen Richtung huldigte, der Rosenbruderschaft angehörte und sich durch Freigebigkeit um die heimischen Kapuziner verdient machte. Auch die kampffrohe Stimmung gegen alles pfäffische Wesen, die der jüngere S. in seinen Schriften offenbart, dessen nachmalige Begeisterung für die Reformen Kaiser Josef's II. und der späte Beginn seiner akademischen Laufbahn mögen auf einen derartigen Vorgang schließen lassen. Erst am 10. Januar 1754, also bereits 27jährig, findet er sich als Student der Physik in der Universitätsmatrikel von Freiburg i. B. eingetragen. Ob er hier oder anderswo noch juridische Vorlesungen gehört hat, ist nicht nachzuweisen. — Von 1759 bis 1773 diente er als österreichischer Hauptmann und Auditor bei Lattermann-Infanterie Nr. 45 und vermählte sich in den sechziger Jahren mit Johanna v. Drauth († am 16. April 1817 in Kronstadt), der Tochter des Kronstädter Senators Josef v. Drauth, womit er zugleich in Siebenbürgen heimathberechtigt wurde. Sie schenkte ihm drei Kinder. Der Sohn Josef Friedrich, geboren am 4. Mai 1767 in Kronstadt, trat — wahrscheinlich 1782 — als Cadet in das Cavallerieregiment Savoyen-Dragoner Nr. 5, bethätigte sich dann bei der Militärausmessung in Klausenburg, übernahm hierauf die Stelle eines Privatsecretärs

beim außerordentlichen bairischen Gesandten Baron Widenhof in St. Petersburg, bekleidete 15 Jahre lang den Posten eines dortigen Geschäftsträgers und schloß sein staatsmänisches Wirken als außerordentlicher bairischer Gesandter und bevollmächtigter Minister am großherzoglichen Hofe in Darmstadt. Nach dem Tode König Max Josef's I. (13. Oct. 1825) in den Ruhestand getreten, verbrachte er seine noch übrigen Lebensjahre in Aschaffenburg und starb dort unvermählt am 23. April 1837. Die ältere Tochter, Johanna, Gattin des k. k. Oberstlieutenants J. v. Thurnfeld, verschied am 19. Novbr. 1833 in Hermannstadt; die jüngere, Luise, wohnte und starb (6. Febr. 1850) in Wien. Sie schuf sich ein dauerndes Andenken durch die Stiftung eines Capitals von mehr als 16,000 fl., dessen Zinsen das k. k. Kriegsministerium laut letztwilliger Verfügung an zwei unbemittelte verwaiste Officierstöchter zu vergeben hat. — 1773 ward Josef S. als Lehrer der Philosophie und der Rechte nach der Walachei berufen, scheint aber diese Stelle bald wieder aufgegeben zu haben, wol deshalb, weil man ihn anfänglich mit der Bearbeitung eines Landesgesetzbuches betraut, dann aber dessen Ausführung vereitelt hatte. Eine Zeit lang widmete er sich nun in Tyrnau bei Preßburg der Bewirthschaftung eines Pachtgutes, sah sich aber wegen seiner freien religiösen Ansichten von den dortigen Geistlichen auf der Kanzel angegriffen, sodaß er das Gut mit einigem Verluste wieder aufgab. Zu Anfang der achtziger Jahre eröffnete sich ihm eine doppelte Aussicht: er hoffte entweder Nachfolger seines Schwiegervaters in Kronstadt zu werden, als man die hervorragendsten Beamten Siebenbürgens in anderen Kronländern verwendete, oder als österreichischer Consul nach der Walachei zu kommen, erhielt aber schließlich doch keines der beiden Aemter. Noch vor Entscheidung der letzteren Angelegenheit unternahm er im Sommer 1782 mit seinem 15jährigen Sohne „eine litterarische Reise" bis nach Vorderösterreich und dem Elsaß. Er gedachte dabei seinem jugendlichen Begleiter ein Stück Welt zu zeigen, aber auch das Geld einzufordern, „welches der k. k. Obervogt der Herrschaft Laufenburg schon seit 20 Jahren" — also vermuthlich seit dem Tode seiner am 22. November 1755 gestorbenen Mutter — „bei der Abhandlung seines väterlichen Vermögens unterschlagen hatte". Auf dieser Reise kehrte er mit Vorliebe in den Klöstern ein, besichtigte die Bibliotheken und suchte den Umgang bedeutender Männer: so Bodmer's, Lavater's, Sal. Geßner's, des Theologen J. J. Heß in Zürich, des Buchdruckers J. Thurneisen und des schon dem Tode nahen Isaak Iselin in Basel. Im Elsaß zeigte er seinem Sohne „die berühmten Kattunfabriken Mülhausen's, des blinden Herrn Hofraths Pfeffel berufene Militärschule, die Festungswerke zu Neu-Breisach und die Ruinen der vormaligen Reichsfestung Alt-Breisach". Während seines Aufenthaltes in Freiburg lernte er die Professoren Frz. Jos. Bopp und Jos. Anton Petzeck kennen. Sie riethen ihm, sich um den Lehrstuhl der Statistik zu bewerben, den Josef II. damals an der Hochschule zu errichten gedachte, und gaben ihm auch Empfehlungsschreiben nach Wien mit. Als sie ohne Wirkung blieben, trat S. wieder in das kaiserliche Heer zurück und zwar mit dem ihm angebotenen Grade eines Rittmeisters und Auditors im Dragonerregimente Savoyen. Im August 1791 ist er dann, 64 Jahre alt, in dem walachischen Städtchen Pitesti gestorben. — Von seinen Schriften ist die werthvollste die auf eigener Beobachtung von Land und Leuten beruhende „Geschichte des transalpinischen Daciens, das ist, der Walachei, Moldau und Bessarabiens, im Zusammenhange mit der Geschichte des übrigen Daciens, als ein Versuch der allgemeinen dacischen Geschichte mit kritischer Feder entworfen" (Des 1. oder geographischen Theils 1.—3. Bd., 1781—82; mit Karten und Plänen). Den zweiten oder historischen Theil, der bereits vollständig ausgearbeitet war, wollte der Verfasser 1790 als „Versuch einer allgemeinen da-

cischen Geschichte" in 2 Bänden auf Vorausbestellung veröffentlichen; doch hat sein Tod diese Absicht vereitelt. Nach v. Wurzbach haben sich ansehnliche Bruchstücke davon erhalten, so namentlich in der Büchersammlung des Hermannstädter Obergymnasiums die an Ausführlichkeit alle bisherigen Darstellungen übertreffende Beschreibung des russisch-österreichischen Türkenkrieges von 1787 bis 1789, die allein 50 Bogen füllt, daneben noch ein Auszug im ungarischen Nationalmuseum zu Pesth. Nur ein ganz kurzes Bruchstück des 2. Theiles: „Ueber den wahren Standort der trajanischen Brücke" ist in der „Siebenbürgischen Monatsschrift" (7. Bd., S. 81—89) gedruckt worden. — Eine zweite Schrift Sulzer's, welche die oben erwähnte Reise von 1782 schildert, trägt den Titel: „F. J. S. Altes und neues oder dessen litteralische (so!) Reise durch Siebenbürgen, den Temeswarer Banat, Ungarn, Oesterreich, Bayern, Schwaben, Schweiz und Elsaß ꝛc. in drey Sendschreiben an Herrn Prediger Theodor Lange, zu Kronstadt in Siebenbürgen" (1782). Nach dem kurzen Vorworte hat ein Unbekannter die darin enthaltenen umfänglichen Briefe ohne Vorwissen des Verfassers herausgegeben; „er fand sie bei dem Empfänger auf dem Tische, steckte sie heimlich ein und ließ sie drucken, weil ihr Inhalt dieses Diebstahls werth war". Trotz der bloßen Andeutung des Namens errieth man doch alsbald den Briefschreiber und griff ihn wegen seiner offenen Darlegung von Uebelständen und Mißbräuchen in mehreren bei v. Wurzbach angeführten Gegenschriften heftig an. — Noch hat S. die „Fragmente aus des Obristlieutenants Friedrich Schwarz v. Springfels Beschreibung der österreichischen Walachei" im „Ungarischen Magazin" (3. Bd., S. 139 ff.) veröffentlicht, und seinen Briefwechsel mit dem Göttinger Professor Michael Hißmann aus Kronstadt, dem Recensenten seiner „Geschichte des transalpinischen Daciens" in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" (1781—83), enthalten die „Blätter für Geist" (Kronstadt 1845, Nr. 22 u. 23) und das von Anton Kurz herausgegebene „Magazin für Geschichte, Litteratur und alte Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens" (2. Bd., Kronstadt 1846, S. 239—243).

C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 40. Thl. (1880), S. 306ᵇ—308ᵇ. — Außerdem vgl.: Sulzer's Altes u. neues (s. o.). — Meusel's Gel. Teutschland, 7. Bd. (1798), S. 741; 16. Bd. (1812), S. 382 u. 20. Bd. (1825), S. 706; Lexikon, 13. Bd. (1813), S. 553 f. — F.-J. Fétis, Biographie universelle des musiciens, 2ᵉ éd., tome VIIIᵉ (1878), p. 167ᵃ. (Gefl. archivalische Aufschlüsse über Sulzer's Geburtsjahr und Familienverhältnisse, die bisher im Dunkeln lagen, verdanke ich Hrn. Rector Fr. Wernli in Laufenburg, eine Notiz Hrn. Universitätsbibliothekar Dr. Fr. Pfaff zu Freiburg i. Br.)

A. Schumann.

Sulzer: Salomon S., Obercantor und Professor, geboren am 30. März 1804 in Hohenems, † am 18. Januar 1890 in Wien. Er war der Schöpfer des modernen Synagogengesanges und hat sich durch seine liturgischen Compositionen den Ruf des bedeutendsten Cantors in diesem Jahrhundert erworben. Als siebenjähriger Knabe Wasserfluthen entrissen, gelobte seine Mutter ihn dem Dienste des Herrn zu weihen. S. zeigte frühzeitig große musikalische Talente. Dreizehn Jahre alt bewarb er sich um die in Hohenems frei gewordene Cantorstelle und wurde für dieses Amt vom Kaiser Franz bestätigt. Er trat diese Stelle jedoch erst 1820 an, bis zu welcher Zeit er Gelegenheit hatte, sich theoretisch und praktisch auf seinem Gebiete weiter zu bilden auf seinen Reisen in Frankreich in Begleitung des Sangmeisters Lippmann und in Karlsruhe, woselbst er sich ein ganzes Jahr aufhielt. S. überahm es, den jüdischen Gottesdienst zu regeln und lehnte seine Compositionen an die alten Synagogen-Melodien an. Sein zweibändiges Werk „Schir Zion" (Wien 1845 u. 1868)

bildet die Grundlage des modernen jüdischen Synagogengesanges. Unter dem Titel „Dudaim" schrieb er ein kleines liturgisches Gesangbuch zum Gebrauche für Schulen, kleinere Gemeinden und für die häusliche Andacht. 1825 wurde S. als Obercantor nach Wien berufen, von welchem Amte er 1884 zurücktrat. Eine mächtige Stimme und ein ergreifender Vortrag, voll der tiefsten Innigkeit machen den Zionssänger Allen, die ihn je gehört, unvergeßlich. Franz Liszt schreibt über ihn: „Er ließ sich vernehmen als hätte er Zions Freudenaccorde auf den Psaltern erklingen gehört, als hätte er die Töne, welche David dem Instrumente entlockt, vernommen, als hätte er den Gesang der Gefangenen zur Zeit Ezechiels an den Ufern des Euphrat vernommen und die Worte des Nehemias und die Befehle Esras, als der Tempel aus seinen Trümmern sich erhob und man das Allerheiligste wieder aufrichtete" (Brüll's Pop.-wiss. Monatsblätter, Jahrg. X, S. 66). S. fand durch sein Wirken reiche Anerkennung bei Künstlern, bei Königen und bei Fürsten und gilt seinen Fachgenossen als der unerreichte Meister, zu dem sie mit Bewunderung und Verehrung aufblicken.

Adolf Brüll.

Sulzer: Simon S., reformirter Theologe, † 1585. Simon S. hat in der schweizerischen Kirche als Antistes zu Basel in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts eine eigenartige Stellung dadurch eingenommen, daß er nicht bloß wie Butzer und Capito zwischen dem schweizerischen und wittenberger Lehrtropus vermittelte, sondern entschieden zum Lutherthum hinneigte und die Baseler Kirche in dieselbe Geistesrichtung hineinzuführen sich bemühte. — S. wurde am 22. Septbr. 1508 als unehelicher Sohn des Propstes Beat S. von Interlaken geboren und verlebte seine erste Jugend auf einer Alp im Haslithal. Eine höhere Bildung hatte er unter Glarean und Oswald Myconius in Luzern sich anzueignen begonnen, als sein Vater starb und ihn in Armuth hinterließ. In einer Barbierstube suchte der Jüngling sich sein Brot zu verdienen, bis Berthold Haller, der Reformator Berns, auf ihn aufmerksam wurde und für Unterstützung desselben aus Staatsmitteln sorgte. So studirte S. jetzt in Basel und Straßburg und wurde in Basel Magister der Philosophie. In Bern erhielt er seine erste Anstellung als Lehrer der alten Sprachen und hatte zugleich im Auftrage des Rathes im ganzen Kanton für Errichtung von Schulen zu sorgen. Nach Haller's Tode sandte ihn der Rath nach Straßburg, um sich mit den dortigen Theologen wegen eines Nachfolgers zu berathen. Die Beziehungen zu Straßburg und den dortigen Theologen Butzer, Capito, Hedio, in denen er seine Lehrer ehrte, führten ihn auch zur Theilnahme an den Unionsverhandlungen zwischen den schweizerischen und wittenberger Theologen. Im J. 1538 reiste S. deshalb selbst nach Wittenberg und besprach sich mit Luther. Diese persönliche Begegnung wurde für S. entscheidend; denn von da an wirkte er entschieden für die lutherische Theologie und speciell für Luther's Abendmahlslehre in seinen amtlichen Stellungen als Lehrer der Dialektik und Rhetorik, dann der Theologie und als Prediger. 1548 verließ er Bern und siedelte nach Basel über, wurde hier 1549 Prediger zu St. Peter und 1552 nach Sebastian Münster's Tode Professor der hebräischen Sprache. 1553 trat er nach dem Tode Oswald Myconius' an dessen Stelle als Pfarrer am Münster und Antistes (oberster Pfarrer) der Baseler Kirche und wurde 1554 noch dazu Professor der Theologie. Neben dieser hervorragenden Schweizer Wirksamkeit bekleidete er im Dienste des Markgrafen Karl von Baden noch die Stelle eines Superintendenten von Röteln. Befreundet mit Jakob Andreä, dem Haupturheber der Concordienformel, bemühte sich S. dieses Bekenntniß auch in Basel zur Anerkennung zu bringen, dagegen den Beitritt seiner Kirche zur „zweiten helvetischen Confession" (von 1566) zu verhindern und die erste Baseler Confession (von 1534), die er nicht abschaffen

durfte, wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Die Gegner haben ihm dabei eine gewisse Schlauheit, mit der er gehandelt, zum Vorwurf gemacht; doch meint Hagenbach, daß er dabei von friedfertigem Sinne geleitet gewesen sei. Sulzer's Ansichten über das Abendmahl sind von ihm selbst in einem wesentlich lutherisch lautenden Bekenntniß zusammengestellt, das er im J. 1578 dem Bürgermeister von Brunn eingab. (Mitgetheilt von Hagenbach, Kritische Geschichte der ersten Basler Confession, 1827, Beilage.) Auch inbezug auf den kirchlichen Gottesdienst wußte es S. bei der Obrigkeit durchzusetzen, daß in Basel das Orgelspiel wieder eingeführt, und daß an den großen Festtagen die sogenannte „Papstglocke" (ein Geschenk Felix V.) geläutet wurde. Beide Anordnungen sind in Basel in Geltung geblieben; dagegen ist auf dem Gebiete der Lehre durch seinen Nachfolger J. J. Grynäus der reformirte Lehrbegriff wieder zur Herrschaft in Basel gebracht worden. S. starb am 22. Juni 1585. Ueber die schriftliche Hinterlassenschaft Sulzer's berichtet Hagenbach, daß das Baseler Kirchenarchiv nach Sulzer's Tode mit den Familienpapieren desselben in die Hände seiner Erben gekommen und dadurch zerstückelt worden sei, und daß sich nur Reste davon in badischen Pfarrhäusern vorgefunden hätten.

Ein Verzeichniß der Schriften Sulzer's befindet sich in (Herzog,) Athen. Raur., p. 26.

Zu vgl. Hundeshagen, Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus, Bern 1842, S. 105 ff. — M. Kirchhofer, Berthold Haller, S. 203. — Hagenbach, Kritische Gesch. d. ersten Basler Confession, Basel 1827. — Derselbe, Die theol. Schule Basels u. ihre Lehrer v. Stiftung der Hochschule 1460 bis zu de Wette's Tod im J. 1849, Basel 1860, S. 15 ff. — Tholuck, Gesch. d. akad. Lebens im 17. Jahrh., S. 321 ff. — Trechsel, Die protest. Antitrinitarier usw. I (1839), S. 218 ff. — Alex. Schweizer, Die protest. Centraldogmen usw., Zürich 1854, I, 440, 462. — Hagenbach's Artikel „Sulzer" in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. XV (1885), S. 61, 62. P. Tschackert.

Summenhart (diese Schreibart ist die beglaubigteste, Summenhard, Summerhart, Sommerhart nicht): Konrad S., geboren zu Calw (Königreich Württemberg), † an der Pest im Kloster Schuttern bei Offenburg, wo er vor dem Chor der Kirche am 20. October 1502 begraben wurde. Als Jahr seiner Geburt wird 1465 und 1467 angegeben, was sich aus den sicheren Angaben seiner Tübinger Thätigkeit als irrig erweist. Den angegebenen Begräbnißtag hat das chronicon coenobii Schutterani, wogegen Eysengrein, Gesner und Martin Gerbert 1501 als Todesjahr angeben. Er machte seine Studien in Paris, wurde hier 1476 baccalaureus — es ist geradezu undenkbar, daß er mit 11 oder gar 9 Jahren diese Würde erlangt habe —, und im J. 1478 Professor in der Artistenfacultät der neugegründeten Universität zu Tübingen. An dieser bekleidete er im J. 1484 das Amt des Rectors, wandte sich jetzt auch der Theologie zu, nahm im genannten Jahre 1484 den Einleitungsact vor, erwarb am 13. October 1487 das Licentiat in der Theologie und wurde am 13. October 1489 feierlich zum Dr. theol. promovirt. Neben dem theologischen Lehramt behielt er das in der Artistenfacultät bei, war 1488 deren Decan und nannte sich noch 1500 „professor artium". Das Amt des Rectors versah er noch 1491, 1496 und 1500. Schriften: „Commentaria in Summam physicae Alberti Magni", zuerst nach dessen Tode gedruckt in Hagenau 1507. Das Werk steht wesentlich auf dem Standpunkte der alten Scholastik. „Tractatus bipartitus de decimis defensivus opinionis theologorum adversus communiter canonistas de quotta decimarum si debita sit jure divino vel humano per Conradum Summenhart de Calw artium atque s. theol. professorem in

alma universitate Tubingensi ordinarie in theologia legentem editus et ibidem lectus solenniterque A. D. MCCCCXCVII per eundem disputatus." Hagenau, 13. November 1497. fol. „Oratio funebris" auf den Tod H. Eberhard's VII. ydus Martii 1496 gehalten, gedruckt Tübingen 1498. 4. „Super decem defectibus virorum monasticorum", Rede, gehalten in Hirsau vor dem Provinzialcapitel 1492, gedruckt Tübingen 1498. 4. „Tract. bipartitus in quo quod deus homo fieri voluit" cet. gehalten in Tübingen 24. December 1494 und 1495, gedruckt daselbst. „Septipartitum opus de contractibus pro foro conscientiae et theologico", zuerst gedruckt Hagenau 1500 (13. October), 4°. Vor allem diese Schrift hat Summenhart einen bleibenden Werth verschafft für alle die mit der Volkswirthschaft zusammenhängenden Fragen: Eigenthum, Kaufgeschäft, Rentenkauf, Gesellschaftsvertrag, Wechsel. Die Theorie des Wuchers (Zinsennehmen) zieht sich durch sie hindurch. Obgleich er auf dem strengen Standpunkte der älteren Zeit steht, bietet sein Werk nicht bloß manche interessante neue Gesichtspunkte dar, sondern ist überhaupt für die Beurtheilung der Zeit und ihrer Wirthschaft von Bedeutung. In der Schrift über den Zehnt negirt er den Charakter der Zehntpflicht als einer im göttlichen Rechte fußenden, und nimmt die Möglichkeit der Beseitigung an.

Konrad Summenhard. Ein Culturbild aus den Anfängen der Universität Tübingen, verfaßt von Dr. F. X. Linsenmann (Zur vierten Säcularfeier der Univ. Tübingen im Sommer 1877. Festprogramm der katholisch-theologischen Facultät. Tübingen 1877.). Diese Schrift berücksichtigt die ganze frühere Litteratur und geht genau auf den Inhalt der Schriften ein, benutzt außerdem die Acten der Universität. v. Schulte.

Sündermahler: Johann Jakob Joseph S., Jurist, geboren zu Staffelstein im Fürstbisthum Bamberg im J. 1712, † zu Würzburg am 21. Januar 1775. Er machte seine juristischen Studien in Würzburg, wurde daselbst 1737 licentiatus und am 18. Mai 1741 Dr. iuris, im selben Jahre Nachfolger von J. A. v. Ickstatt für öffentliches, Natur- und Völkerrecht. Dieses Lehramt hat er bis zum Tode aufs beste ausgefüllt. Schriften: „Opuscula selecta iuris publici doctrinam illustrantia". Spirae et Wormat. 1768. 4. „Rechts- und geschichtsmäßige Erörterung einiger die Concordata nationis germanicae und die der deutschen Nation dieserhalb führende Beschwerden betreffende Fragen" (anonym). „De jure patronatus". Wirceb. 1747. 4. „De iure agendi in causis religionis non cuivis permisso ad illustrandum art. I. § 11. capitulationis caesareae". 1759. 4, eine zweite ib. u. 1761. 4. „De suspensa iurisdictione ecclesiastica ad illustr. § 7. Pacis relig. ex § 16. art. V. Pacis Osnabrug." 1753. 4. „De tutela episcopi impuberis" ib. 1766. 4.

Weidlich, Gesch. II, 376. — Meusel, Lexikon I, 466. — Pütter, Litt. I, 466. — Bönicke II, 87. — Jäck, Panth. Sp. 1113. — Risch, S. 36. v. Schulte.

Sunderreitter: Gregor S., auch Sunderreutter (nach andern Georg S.), aus Wasserburg, daher „Hydropyrgius", ward „Prediger der Kirche Christi zu Augsburg und Mithelfer bei St. Georgen", wie er sich selbst bezeichnet. Er hat biblische Dichtungen anderer herausgegeben, überarbeitet und selbst ähnliche Dichtungen verfaßt. Besonders bekannt ist er als Bearbeiter der Lieder über die Sonntagsevangelien von Nikolaus Hermann, die zuerst mit einer Vorrede von Paul Eber Wittenberg 1560 erschienen waren. Sunderreitter's Bearbeitung erschien 1580, gedruckt zu Laugingen; den Hermann'schen Liedern, die er stark veränderte, fügte er 55 eigne Lieder hinzu. In gleicher Weise gab er poetische Bearbeitungen biblischer Bücher (des Jesus Sirach, der Apostelgeschichte u. a.) von Magdalena Heymair heraus und stellte auch ihnen eigne Lieder an die

Seite. Die Hermann'schen Sonntagsevangelien ergänzte er durch eine ähnliche Arbeit über die Episteln (Lauingen 1580). Nur eigne Dichtungen von ihm enthält, wie es scheint, die unter dem Titel: „David's himmlische Harfen von neuem aufgezogen", Nürnberg 1581 herausgegebene Liedersammlung; sie enthält Lieder über die 150 Psalmen und einen Anhang von drei Liedern; vielen Liedern ist eine Melodie beigedruckt; für einige dieser Melodien ist dieser Druck die älteste bekannte Quelle, doch scheint keine derselben von S. erfunden zu sein.

Ueber S. selbst ist weiteres vom Schreiber dieser Zeilen nicht zu ermitteln gewesen. Ueber die genannten Werke vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 396. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied I, 514. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl. I, 395. — Goedeke, 2. Aufl., II, 168, 170 u. 171. Hinsichtlich des letztgenannten Werkes, David's himmlische Harfen, ist noch zu verweisen wegen des Titels auf: Collectio in unum corpus omnium librorum u. s. f., Frankfurt, Bassaeus, 1592, deutsche Abtheilung S. 64; wegen des Inhalts auf: Blätter für Hymnologie 1884, S. 117 ff., und Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder VI, 66, no. 234. Proben von Sunderreitter's sämmtl. Dichtungen bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, 15—28. l. u.

Sunecke: v. S., Minnesänger. Unter dem Namen Von Sûnegge überliefert die große Heidelberger Liederhandschrift drei Gedichte zwischen zwei unzweifelhaft steirischen Minnesängern, Hermann v. Wildonie und Scharfenberg (s. A. D. B. XXX, 774). Da hier wahrscheinlich ein kleines, in Innerösterreich angelegtes Liederbuch zu Grunde liegt, darf man österreichische Schreibung, û statt ou (s. Weinhold, Bairische Grammatik § 68, Mittelhochdeutsche Grammatik[2] § 137, Kummer, Herrand v. Wildonie S. 81, Anm. 2), voraussetzen und als die richtige Namensform Sounegge annehmen. Somit gehört der Dichter zu dem Geschlecht der freien Herren v. Souneck, auch von Lengenburg genannt, dessen Stammsitz Burg Saneck (im Mittelalter: Souneck) in Untersteier im Sannthal bei Fraslau gelegen ist. Daran kann der mitteldeutsche Reim sumer: kumber, der auf die Aussprache summer: kummer führt, nicht irre machen: er mag auf Nachahmung des litterarischen Vorbilds, des Thüringers Heinrich v. Morungen beruhen. Konrad I. v. Souneck, urkundlich 1220—1237 nachgewiesen, turnirte 1224 mit Ulrich v. Liechtenstein zu Frisach (Frauendienst 66, 5. 72, 17). Meistens gilt er für den Minnesänger, und in der That zeigen dessen Lieder durch Inhalt und Stil mancherlei Beziehungen zu Ulrich v. Liechtenstein, die sich für einen Zeitgenossen und ihm nahe stehenden Landsmann wohl schicken würden. Immerhin kann aber auch Kummer das Richtige treffen, wenn er wegen einer Notiz der Zimmerischen Chronik, die in einer alten Handschrift Lieder des 'v. Souneck' zwischen ganz späten schwäbischen Minnesängern vorfand, und mit Rücksicht auf den angeführten Reim sich dafür entscheidet, den Dichter dem letzten Viertel oder Drittel des 13. Jahrhunderts zuzuweisen und einen der Söhne Konrad's I., die zwischen 1230—1240 geboren waren, für ihn zu halten. In Betracht kommen Konrad II. 1255—1262, Gebehart 1255—1291, Leopold 1255—1278 (als todt erwähnt 1286), Ulrich 1255—1314. Des letzteren Sohn Friedrich (1322—1359) ward 1341 zum Grafen v. Cilli erhoben.

Jedenfalls ist es mir wahrscheinlich, daß der Dichter diesem Geschlecht entstammte, dem wegen seines Zusammenhanges mit Ulrich v. Liechtenstein poetische Interessen von vornherein zuzutrauen sind, daß er also dem hohen Adel angehörte, und man braucht ihn schwerlich mit Schulte (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. 7, 552) wegen der Verschiedenheit seines Wappens in der Handschrift von dem des Freiherrngeschlechts und wegen seiner Stellung in der nach Ständen ordnenden Liedersammlung, wo er unter Ministerialen auftritt, in

ein kärntnerisches Ministerialengeschlecht v. Suneck zu versetzen. Denn in beidem, in Standesbezeichnung wie in dem Wappen, irrt die Handschrift zuweilen. Des Dichters hohe Abkunft prägt sich in seinen Liedern aus. Sie stimmen durchweg den Ton des höfischen Minnesangs der Steiermark an, welchen ich oben (in dem Artikel Scharfenberg s. A. D. B. XXX, 774 und Stadegge s. A. D. B. XXXV, 356) bezeichnet habe: enge Anlehnung an Reinmar v. Hagenau, weniger an Walther; Anklänge an Liechtenstein; zweifelhaft, ob auch an Gottfried v. Neifen. Das Naturgefühl spielt keine Rolle: mich enfröuten bluomen nie noch klê. Wie Ulrich v. Liechtenstein, wie Reinmar stellt S. sich schroff den Sängern gegenüber, die sich um die Jahreszeiten kümmern, den Wintersorgern und den Frühlingslobern. Das erste Lied ist besonders conventionell gehalten: Reflexionen, Wünsche, Bedingungen — weiter nichts. Das zweite ist ein Winterlied; das dritte, etwa in der Weise Heinrich's v. Morungen, mit zweizeiligem Refrain, bringt allgemeinste Huldigungen für die Damen. Es fehlt S. jeder Zug von Volksthümlichkeit und Anschaulichkeit, den doch seine Landsleute Wildonie und Stadegge haben: er vermeidet z. B. die typischen Epitheta. Seine Metrik ist complicirt: er liebt mehr als die andern steirischen Minnesänger das Enjambement, und sein Strophenbau folgt romanischen Vorbildern. Man kann wohl hierin wie in der prononcirten Gegenüberstellung 'in allen welschen und in tiutschen richen' den Ausdruck der besonders exclusiven Bildung eines hochgestellten, vielgereisten Mannes erblicken, so gewagt es auch im allgemeinen sein dürfte, den bestehenden starken Standesgegensatz zwischen freien Herren und Ministerialen in dem Charakter ihrer Dichtung wiederfinden zu wollen.

von der Hagen, Minnesinger I, 348 f. III, 644. IV, 301 f. 883[a]. — Bartsch, Deutsche Liederdichter Nr. 59. — Kummer, Herrand v. Wildonie (Wien 1880) S. 78 ff. 179 ff. 215 ff. — Weinhold, Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts. Wiener Akademierede 1860, S. 221 f. 230. — K. Tangl, Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark Heft 10, S. 89—179. 11, 155—195. 12, 49—83. 13, 47—107. Graz 1861—1864. — Krones, Die Freien v. Saneck. Graz 1883. — Ueberflüssig und verwirrend sind, wie Schönbach, Anzeiger für deutsches Alterthum XIV, 229 mit Recht bemerkt, die Zusammenstellungen von Grimme, Germania XXXII, 425 f. Burdach.

Sunna, westgothischer arianischer Bischof von Merida (c. 586) in Lusitanien, dem alten Suebenreich, empörte sich mit den Grafen Segga, Witterich und Bakrila gegen Rekared I., nachdem dieser den Katholicismus zur Zwangsreligion des Gothenreiches erhoben hatte. Der katholische Bischof von Merida, Mausona, entdeckte die Verschwörung und schlug sie mit Hülfe eines Mirakels nieder. S. weigerte sich die ihm unter der Bedingung des Uebertritts angebotene Begnadigung und Verleihung eines neuen Bischofstuhles anzunehmen; er zog es vor, sich auf einem schlechten Schiff im Meer aussetzen zu lassen, gelangte glücklich nach Afrika, gewann dort Viele für den Arianismus und starb in Clermont in Gallien.

Dahn, Die Könige der Germanen V. Bd., 1870. S. 163. Dahn.

Sunnentag: Thomas S., protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Waldsee (bei Speier) und veröffentlichte 1552 „Ein new geystlich Spil, von dem Ehebrüchigen Weib, Auch von Christo, wie in die Juden wolten versteynigen, vnd von dem blind gebornen, das acht vnd Neündt Capittel Johannis“. Straßburg, bei Jakob Frölich, 1552. 2¾ Bogen 8°. Schlicht und verständig legt er in volksthümlicher und lebendiger Sprache den in jenen unter sich nicht näher zusammenhängenden Erzählungen hervortretenden Gegensatz zwischen der milden Persönlichkeit Jesu und der haßerfüllten Pharisäer-

schaar dar. An das Vorbild der Schweizer Dramatiker erinnern die beiden Prologsprecher, Herold und Narr, sowie die große Zahl der Personen (40). Daß der Verfasser Theologe war, lehrt nicht bloß der Abschiedsgruß: „Der Herr Schaday halt euch in hůt“, sondern auch das predigtähnliche Vorwort, in dem er von jedem Christen verlangt, daß er seinen Nächsten unterweisen solle, „es geschehe durch Predigen, Gsang, Sprüch, Spil oder Comedien, obs sach were, das etliche ab Predigen vnd ermanen nichts thůn wölten, das sie doch durch Christenliche vnd Euangelische Spil oder gsäng möchtend gewunnen werden“. Die in der Bibel überlieferten Worte Jesu gibt S. meist wörtlich in Prosa wieder.

J. Bolte.

Sunno, Gaukönig oder vielleicht schon König einer ganzen Völkerschaft der Uferfranken, neben Genobaud und Markomer genannt als Anführer fränkischer Schaaren, welche im J. 388 mit Durchbrechung des „limes“ unter starken Verlusten der Römer über den entblößten Rhein in Gallien eingedrungen waren: der römische Feldherr Quintinus, der, den Rhein bei Neuß überschreitend, jene im eignen Land angriff, erlitt eine vernichtende Niederlage. Der Stammgenosse jener Könige, der Franke Arbogast, der damals thatsächlich an Stelle des jungen Kaisers Valentinian in Gallien herrschte, verlangte von den Uferfranken die Auslieferung der beiden Römerfeinde Markomer und S., mit denen er in alter Privatfeindschaft haderte, aber beide verständigten sich mit dem Kaiser unmittelbar und stellten Geiseln. Nach Ermordung Valentinian's unternahm Arbogast im Winter 392 einen Feldzug in das Land der Franken, bei dem nur Markomer als Führer der Amsivaren und Chatten genannt wird. Stilicho hat aber später Markomer in seine Gewalt gebracht und in Tuscien eingebannt: als S., offenbar einer der Führer der römerfeindlichen Partei, jenen rächen wollte und zum Kriege gegen Rom trieb, ward er von den Römerfreunden in seinem Volk ermordet, worauf Stilicho Rom ergebene Männer zu Königen wählen ließ; zu Brüdern hat man beide aus Mißverständniß einer Stelle des Claudianus gemacht. An Markomer und S. knüpft sich die lehrreiche Untersuchung über Entstehung des Königthums der Franken bei Sulpicius Alexander und Gregor von Tours; sie beweisen, daß auch bei den Uferfranken (wie bei den Saliern) schon lange vor Chlodovech mehrere Gaukönige neben einander standen.

Quellen: Sulpicius Alexander bei Gregorius Turonensis, historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch I (1884), II, 9. — Claudiani Carmina ed. Birth (1892), Panegyricus in IV. consul. Honorii V, 440; de laudibus Stilichonis I. V, 241—44. — Zosimus, historiae ed. Bekker (1837) IV, 33.

Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II (1881), 394 f. — Deutsche Geschichte I (1883), 599 f.; II (1888), 14. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung II (1881), 80—86. 101, 102 f. — Dahn, Die Könige der Germanen VII (1894), 20 f.

Dahn.

Sunstenau: Heinrich Freiherr S. von Schützenthal, k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren am 24. Juni 1780 zu Neukapella in Slavonien, † am 4. November 1865 zu Wien, ist der Sohn des im Feldzuge 1799 bei dem Sturme auf die Neckarauer Verschanzungen (18. Juni) gefallenen Oberst Sunstenau v. Schützenthal. Als Cadett trat er, nachdem er das zweite Jahr des Studiums der Rechtswissenschaften vollendet und beim Hofkriegsrathe prakticirt hatte, am 17. December 1798 in das 2. Ulanenregiment, und machte die Feldzüge von 1799, 1800, 1805, 1813—15 in Deutschland, Italien und Frankreich mit. Am 1. Juli 1799 wurde er Unterlieutenant beim 3. Cürassierregi-

mente, ward als solcher am 19. November 1800 bei gleichzeitiger Beförderung zum Oberlieutenant, in den Generalquartiermeisterstab transferirt, jedoch am 15. Februar des folgenden Jahres zum 3. Cürassierregiment zurückversetzt. Von dieser Truppe kam er im J. 1802 (31. Jan.) zum 1. Cürassierregiment und vermählte sich im selben Jahre mit Domenica v. Kudriaffsky. Mit Beförderung zum Hauptmann kam er nochmals zum Generalquartiermeisterstabe; nach dem Feldzuge jedoch wieder zur Truppe und zwar als Rittmeister in das 7. Cürassierregiment. Seine Dienstleistung wechselte dann, nach einer Uebersetzung zum 1. Ulanenregiment (1808) wieder mit einer Verwendung im Generalquartiermeisterstabe. In der Schlacht bei Raab (14. Juni 1809) ward er leicht verwundet. Nach beendetem Feldzuge war er bei der Grenzberichtigungs-Commission in Illyrien, unter FML. Baron Zach, dann unter Hofcommissär v. Klobusiczky in Verwendung. 1811 (7. Juli) wurde er Major im Generalquartiermeisterstabe und war bis zum Ausbruch des Krieges 1813 in Wien, theils als Unterdirector der Zeichnungskanzlei, theils im Kriegsarchive mit der Bearbeitung der Geschichte des Feldzuges 1794, endlich als Chef des Landesbeschreibungsbureau thätig. Bei dem Armeecorps des FML. Marquis Sommariva zeichnete er sich im Feldzuge des Jahres 1813 in Tirol und Italien in den Gefechten am Fuße des Monte Baldo, dann im folgenden Jahre bei Monzambano während der Schlacht am Mincio (8. Februar) aus. Im Feldzuge 1815 gegen Murat war Major S. als Chef des Generalstabes bei der Division des FML. Grafen Neipperg, und that sich am 21. April bei dem Uebergang über den Roncofluß durch seine umsichtige Leitung hervor, welche der Corpscommandant in seinem Berichte aus Forli vom folgenden Tage besonders hervorhebt. Später erhielt S. infolge seiner hervorragenden Thätigkeit im Feldzuge gegen Neapel das Ritterkreuz des kgl. sicilianischen St. Ferdinands-Verdienstordens. Nachdem die kaiserliche Armee am 22. Mai ihren Einzug in Neapel gehalten, ward die Gattin Murat's, welche sich mit ihren Kindern in den Schutz des Kaisers von Oesterreich begeben hatte, auf einem englischen Linienschiffe unter der Obhut des Majors v. S. nach Triest eingeschifft.

FML. Baron Bianchi war mit dem größten Theile seiner Truppen nach Südfrankreich marschirt und Mitte August mit seiner Armee über Cuneo, den Col di Tenda und Nizza in der Provence eingetroffen. Major v. S., wieder der Division Neipperg zugetheilt, trug thätig zur Entwaffnung der im Aufstande begriffenen Städte des Languedoc bei. Am 15. Juli wurde er zum überzähligen Oberstlieutenant bei dem 2. Dragonerregimente ernannt, blieb jedoch dem Generalquartiermeisterstabe weiter zugetheilt. Im October recognoscirte er die Alpen-Debouchéen gegen Piemont und führte die Südarmee unter Bianchi über die mit Schnee bedeckten Höhen des Col di Tenda nach Turin.

Im J. 1817 (31. October) zum 5. Cürassierregiment übersetzt, wurde er am 15. März 1819 wieder dem Generalquartiermeisterstabe zur Bearbeitung der Geschichte des Feldzuges 1805 zugetheilt, und am 15. März 1820 zum 1. Dragonerregiment übersetzt, in welchem er am 1. October 1824 zum Oberst vorrückte. S. war schriftstellerisch außerordentlich thätig. Seine „Anleitung zur Erkenntniß, Beschreibung, Zeichnung, freien Aufnahme und Benützung des Terrains, durch Beispiele und Pläne erläutert für Cavallerieofficiere" erschien 1827 (in Wien). Generalmajor im J. 1831 (9. December), schrieb er als Brigadecommandant in Bregenz: „Ueber die Grundstellungen und die sich darbietenden Kriegsoperationen in Süddeutschland für die erste Linie der Bundesheere bei einem Kriege gegen Frankreich". Am 1. October 1839 rückte er zum Feldmarschallieutenant vor, kam als Divisionär nach Großwardein, dann nach Pest, später nach Prag, wurde 1846 Inhaber des 2. Cürassierregiments und

1847 Festungscommandant in Olmütz. Diese Stellung wurde für den bereits …jährigen General durchaus kein Ruheposten. Die Brandung der Revolution …b ihre Wogen auch bis in die sonst so friedliche mährische Festungsstadt, die … eine sehr schwache Besatzung hatte. Als im October 1848 der Marsch … Truppen aus Böhmen gegen Wien bekannt wurde, erschienen Deputationen … dem Festungscommandanten und verlangten, das Anrücken der kaiserlichen …pen gegen Wien zu verhindern, widrigenfalls Studenten und Nationalgarde …isenbahnverbindung unterbrechen würden. Sunstenau's Lage war kritisch. …och gelang es ihm, durch zweckentsprechende Vorkehrungen die Eisenbahn= … intact zu erhalten. Am 14. October langte von Krems über Brünn … Ferdinand und der Hof, mit ihm drei Infanteriebataillone und das …assierregiment in Olmütz an. Vom 14. October bis zum Frühjahr 1849 … der kaiserliche Hof in der Festung, und bis zum 16. December 1848 … FML. S. das Commando in Olmütz, wo sich indessen ein bedeut= … Capitel österreichischer Geschichte abgespielt hatte. Er trat in den Ruhe= … und widmete die ihm noch beschiedene Muße militär-wissenschaftlichen …iten, von denen „Grundsätze der Strategie, mit einem Blicke auf feste Lager … Befestigungen überhaupt" (Olmütz 1852) erwähnenswerth sind. Sunstenau's …dienste wurden durch äußere Ehren hervorragend belohnt. Außer der Ge= …men Rathswürde, war ihm 1845 der erbländische Freiherrnstand verliehen …den. Der König von Baiern hatte ihn durch Verleihung des Großkreuzes … St. Michaelordens ausgezeichnet. Er war zweimal vermählt, hatte jedoch …t aus der ersten Ehe Kinder. Seine zweite Gemahlin war eine geborne Freiin … Miltitz. Außer verschiedenen militär-wissenschaftlichen Aufsätzen in der Oester= …chischen Militärischen Zeitschrift und in der Militärzeitung, sind, wie erwähnt, …here selbständige Werke aus seiner Feder erschienen. Außer den schon an= …ührten sind noch die „Gedanken über die jetzigen Leistungen der Cavallerie" …lmütz 1850) und „Ueberficht der Kriegsoperationen in Italien 1848" (Ol= … 1853) Zeuge seiner schriftstellerischen Begabung und des Wunsches der …nee zu nützen.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon …es Kaiserthums Oesterreich XL. — Oesterr. Militärische Zeitschrift 1865, …V: Nekrolog von Strack. C. v. Duncker.

Suntheim: Ladislaus v. S., Chronist und Geograph, † 1513, ent= …ßte einem Patriciergeschlecht der oberschwäbischen Reichsstadt Ravensburg. …e Studien waren ursprünglich der Theologie gewidmet und zwar scheint er …uf der Universität Wien gemacht zu haben, an welcher er im J. 1460 zum …urator (Geschäftsführer) der rheinischen (d. h. westdeutschen) Nation gewählt …de, wodurch wahrscheinlich wird, daß er dort auch magistrirte und Vor= …ngen zu halten anfing. Abgesehen von einer mehrjährigen Function als …lan am Hofe des Herzogs Sigmund in Tirol († 1496), blieb er auch später …Wien. Gleich nach Sigmund's Tod scheint er dahin zurückgekehrt zu sein; … noch im selben Jahre finden wir ihn als Meßpriester im Stephansdome …end. Auch die dortigen gelehrten Kreise zogen ihn an, er wurde Mitglied … unter der geistigen Leitung des Konrad Celtis stehenden Donaugesellschaft, … wenn er auch den Celtis selbst nicht zu seinen verläßlichsten Freunden zählte …ef v. J. 1503), so war ihm um so mehr der einflußreiche Cuspinian ge= …en. 1498 wurde S. von Kaiser Maximilian zum Hofcaplan, und bald …uf auch zum Hofhistoriographen („Chronikmeister", „Chronikmacher") er= …nt. Der Kaiser hatte großartige Pläne, an deren Verwirklichung S. im …in mit Johann Stabius und Jakob Manlius (Mennel) arbeiten sollte: die

Geschichte des habsburgischen Hauses sollte auf breitester Grundlage neu aufgerichtet, und zu dem Ende deutsche, französische und italienische Archive durchforscht, Chroniken in weitem Umfang studirt, Monumente, besonders Grabmäler mit ihren Inschriften genau untersucht werden. Maximilian interessirte sich namentlich für die genealogische Seite des Unternehmens, und so erschien ihm S. wohl besonders befähigt zur Mitarbeit, weil er im J. 1491 zu den im Kloster Neuburg aufgestellten Stammtafeln der Babenberger den Text geliefert hatte (freilich unter Zugrundelegung von Ebendorfer's Chronik). Um seiner neuen Aufgabe zu genügen, sammelte S. mit großem Eifer Chroniken; er spricht von fünf Reisen, in welchen er viele Länder und Klöster gesehen und viele Historien zusammengebracht habe. War ja doch z. B. eine der ihm vom Kaiser aufgegebenen Arbeiten das „Zusammenstimmen" (kritische Vergleichung) der österreichischen, sächsischen und bairischen Chroniken. Seine eigenen Ausarbeitungen waren theils genealogischer, theils geographischer Natur. Eine habsburgische Stammesgeschichte, bis zu einem mythischen Helden aufwärts und bis zur Gegenwart herabgehend, hatte S. schon 1505 fertig; aber der Kaiser fand sie unbrauchbar und veranstaltete (1509) einen Zusammentritt Suntheim's mit Mennel zu gemeinsamer Ausarbeitung eines neuen Stammbaums, welcher aber wieder bei dem kritischen Stabius keiner Billigung begegnete; S. war fortan nicht mehr hierbei betheiligt. Jahre lang (bis mindestens 1511) arbeitete er dagegen an andern Genealogien von fürstlichen Häusern, welche mit dem habsburgischen näher oder entfernter verwandt waren; viele derselben hat Oefele (SS. rer. Boic. 2, 557—644), die der Welfen Leibniz (SS. rer. Brunsvic. 1, 801—806) veröffentlicht. Sie sind freilich ohne die nöthige Kritik geschrieben und fast werthlos. Ein entschieden größeres Verdienst erwarb sich S. dadurch, daß er, was auch mit zum Plane Maximilian's gehörte, die Herrschaftsgebiete der verschiedenen fürstlichen Häuser beschrieb. Diese durchaus deutsch geschriebenen Schilderungen gab er theils den Genealogien der betreffenden Häuser bei, theils vereinigte er sie in einem für sich bestehenden Buche (zwischen 1498 und 1503). In der ersten Gestalt sind sie bei Oefele a. a. O. zu lesen, von der zweiten veröffentlichten größere Proben Franz Pfeiffer (Das Donauthal im Jahrb. f. vaterl. Gesch. S. 275 ff. Wien 1861) und Jul. Hartmann (das ganze jetzige Württemberg in den Württ. Vierteljahrsh. Jahrg. VII, 1884, S. 125 ff.), während das Manuscript sich noch weiter über Vorarlberg und Tirol, die Bodenseegegend, Baden, das Elsaß, Franken u. s. w. verbreitet. Der vielgereiste Mann giebt hier in anspruchsloser Weise die Früchte eigener Anschauung und unmittelbarer Erkundigung, mannichfach belehrend über alte Topographie und Wirthschaftsgeschichte. All diese Arbeiten fanden sich ungedruckt in dem Nachlaß, über welchen S. am 29. Juli 1512 testamentarisch verfügte. Er starb im Laufe des Januar 1513, nachdem er auch das zuletzt (seit 1504) von ihm bekleidete Kanonikat am Stephansdom altershalber hatte aufgeben müssen.

Aschbach, Geschichte d. Wiener Univ. II, 577 ff. — Ant. Mayer, Geschichte d. geist. Cultur in Niederösterreich 1, 225 ff. — Jahrb. d. kunsthist. Sammlungen des Kaiserhauses Bd. 1, 2, 3, 5 (s. die Regg.), 7, wo die Abh. von Laschitzer über die Genealogie Maximilian's I. — Ulmann, Kaiser Maximilian I. Bd. II, 736. 750. 751.

Heyd.

Sünzel: Fridericus Mosellanus S. (auch Sunczel, Sunczell), promovirt 1502 an der Universität Ingolstadt zum Dr. med.; Lehrer am Gymnasium zu Ingolstadt; Verfasser eines 1499 in Hagenau erschienenen Buches mit dem Titel: „Collecta et exercitata Friderici Sunczel Mosellani liberalium studiorum magistri in octo libros Phisicorum Arestotelis in almo studio Ingolstadiensi."

Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München. Heraus-
gegeben von Franz Xaver Freninger aus München, 1872. — Annales Ingol-
stadiensis Academiae. Herausgegeben von Mederer. Ingolstadt 1782.

R. Knott.

Süpfle: Karl Friedrich S. wurde am 29. August 1799 zu Obertürk-
n im Königreich Württemberg geboren. Wegen seiner schon früh hervor-
enden geistigen Begabung wurde er von seinem Vater für den geistlichen
uf bestimmt. Nachdem er zunächst die lateinische Schule zu Eßlingen und
nn das niedere theologische Seminar zu Maulbronn besucht hatte, vollendete
seine Schulbildung auf dem Lyceum zu Karlsruhe und zeichnete sich vor
n Mitschülern namentlich durch seine Fortschritte in den beiden altclassischen
chen aus. Nach einem nur zweijährigen Studium auf der Universität
bestand er 1820 zu Karlsruhe nicht nur die theologische, sondern auch
hilologische Staatsprüfung. Im Januar 1821 empfing er die Ordination
übernahm das Pfarrvicariat zu Ichenheim, wurde aber schon nach kurzer
wegen seiner vorzüglichen philologischen Kenntnisse als Lehrer an das Karls-
Lyceum berufen. Hier wirkte er auf dem Gebiete des lateinischen, grie-
n und hebräischen Unterrichts mit so hervorragendem Geschick und mit so
Erfolge, daß er bereits im J. 1827 zum Professor ernannt wurde.
s Jahre später verlieh ihm die Regierung in Anerkennung seiner Ver-
den Titel Hofrath. Einer ehrenvollen Berufung nach Schaffhausen als
or leistete er nicht Folge, sondern zog es vor, an der ihm lieb gewordenen
t zu Karlsruhe weiter zu wirken. Erst nach einer vierunddreißigjährigen
mkeit zog er sich von ihr zurück, um in den Ruhestand zu treten und
end seines Lebens in Baden-Baden zu verleben. Dort ist er am 15. Sep-
1871 sanft entschlafen.

on den Unterrichtsfächern, mit denen sich S. als praktischer Schulmann
igte, war und blieb das Lateinische sein Haupt- und Lieblingsgebiet.
Wunder, daß er auch als Schriftsteller auf die lateinische Sprache sein
ichstes Augenmerk gerichtet hat. Wie Bedeutendes er auf diesem Felde
t hat, davon geben seine zahlreichen, größtentheils oftmals neu auf-
t und nicht bloß in Deutschland, sondern über dessen Grenzen hinaus,
terreich, Dänemark und Holland, verbreiteten Schulbücher ein beredtes
ß. Die Sprache Cicero's hatte an ihm nicht bloß einen begeisterten Be-
er und gründlichen Kenner, sondern auch einen feinsinnigen Nachbildner
n. Sie war für ihn gewissermaßen eine lebende Sprache geworden, die
ndlich und schriftlich mit Meisterschaft handhabte. Die Beschäftigung
t hat er bis wenige Tage vor seinem Tode fortgesetzt.

ie von S. verfaßten Werke, die zum Theil auch heute noch in zahlreichen
t Lehranstalten gebraucht werden, sind in chronologischer Ordnung fol-
1) „Aufgaben zu lateinischen Stilübungen", Thl. I, 1832 (19. Aufl.
; Thl. II, 1835 (21. Aufl. 1892). — 2) „Griechische Chrestomathie, ge-
m mit F. S. Feldbausch herausg.", 1833 (1880, bearb. von B. Gerth).
„Ciceronis epistulae sel. Für den Schulgebrauch mit Einl. u. erklär.
kungen," 1836 (10. Aufl. bearb. von E. Boeckel, 1893). Ins Dänische
st von S. Th. Nielsen, 1853. — 4) „Ciceronis orat. sel. XVII," 1837
sel. XVI., 1853). — 5) „Vergilii opera. Für den Schulgebr.", 1842
). — 6) „Ciceronis de off. schol. in usum," 1844 (1849). — 7) „Cice-
Cato mai. et Laelius," 1845 (1849). — 8) „Ciceronis Tusc. disp.,"
(1849). — 9) „Horatii opera," 1846. — 10) „Aufgaben zu lateinischen
bungen," Thl. III, 1847 (11. Aufl. 1890). — 11) „Neue Folge von
aben zum Uebersetzen a. d. Deutschen ins Lat.," 1857 (3. Aufl. 1876). —

12) „Praktische Anleitung zum Lateinschreiben,“ 2 Abthlg., 1862 u. 1865 (2. Aufl. 1874 u. 1876, bearb. von Gruber). — 13) „Uebungsschule der lat. Syntax,“ 1868 (5. Aufl. 1884). — 14) „Uebungsschule der lat. Formenlehre,“ 1871.

Vgl. Th. Löhlein's Aufsatz über Süpfle in Weech's Badischen Biographien, 2. Thl. (Heidelberg 1875), S. 340 f. — Außerdem verdankt der Verf. noch handschriftliche Mittheilungen dem Sohne Süpfle's, Herrn Prof. Süpfle zu Heidelberg. F. Koldewey.

Suppantschitsch: Johann Anton S., deutsch-österreichischer Dichter und topographischer Schriftsteller, wurde am 22. Mai 1788 zu Laibach geboren, woselbst er seine erste Erziehung und Ausbildung genoß, später Theologie studirte und nachdem er diese Studien aufgegeben, sich insbesondere mit philosophischen und historischen Studien beschäftigte. S., welcher zuerst eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause bekleidete, wurde später Supplent am Gymnasium zu Laibach für historische Fächer und in der Folge 1817 Lehrer der Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Cilli in Untersteiermark. 1819 erhielt er eine Professur am Gymnasium in Marburg a. D., woselbst ihm jedoch die Verhältnisse nicht gefielen, sodaß er im J. 1831 mit dem Professor R. G. Puff in Capodistria einen von der Regierung genehmigten Tausch einging und dahin übersiedelte. Das ungewohnte Klima und die geänderte Lebensweise übten jedoch auf S. einen nachtheiligen Einfluß aus, er wurde immer leidender und erlag seinen Leiden in Capodistria am 24. Juli 1833. — S. hatte seine topographischen, historischen und archäologischen Aufsätze großentheils in verschiedenen zumeist österreichischen Zeitschriften veröffentlicht. Gegenstand dieser Aufsätze sind vorwiegend Stoffe aus der Geschichte der Landeskunde oder Heimath ihres Verfassers. Im J. 1818 veröffentlichte er eine Darstellung: „Ausflug von Cilli nach Lichtenwald“ (Cilli 1818), welches unter anderen auch werthvolle historische Notizen über die geschilderten Gegenden enthält. Eine dramatisirte Erzählung: „Der Türkensturm auf Marburg“ zeigte auch eine gewisse dramatische Gewandtheit, insbesondere aber weisen verschiedene epische Gedichte und Balladen, welche S. in Journalen veröffentlicht hatte, auf ein bemerkenswerthes Talent in dieser Dichtform, viele dieser Gedichte behandeln Begebenheiten der steiermärkischen Geschichte. Manche ungedruckte Arbeiten sollen im Nachlasse Suppantschitsch's vorhanden gewesen sein, doch fehlt eine nähere Auskunft über diesen Nachlaß selbst.

Carinthia (Klagenfurter Wochenblatt) f. 1835, Nr. 7. — R. G. Puff, Frühlingsgruß, Graz 1841. — Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., Thl. 40. — Schlossar, 100 Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785 bis 1885, Wien 1893. A. Schlossar.

Suppig. Das Leben und Wirken des Schauspielers S. ist mit dem der Neuberin aufs engste verbunden. Er stammte aus Dresden und trat im Jahre 1731 in die Gesellschaft der Neuberin ein, die im Juli und August dieses Jahres in Nürnberg spielte. Seitdem blieb er der Gesellschaft bis zu seinem Tode treu, der im J. 1750 zu Zerbst erfolgte. Sein Fach war das der jüngeren Prinzen und Liebhaber, in welchen Rollen er ebenso gefiel, als in denen der „Chevaliers“, die damals erst aufkamen und von ihm mit Erfolg gespielt wurden. Seine Anhänglichkeit an die Neuberin brachte ihn in den Verdacht, ihr Geliebter zu sein. Als solcher wird er mehrfach in Friedrich Siegmund Meyer's „Probe eines Heldengedichts“, das die Wirksamkeit der Neuberin verspottet, erwähnt. Es scheint aber, daß die in diesem Pamphlet enthaltenen Beschuldigungen auf Verläumdungen beruhen.

Vgl. (Ch. H. Schmid,) Chronologie des deutschen Theaters o. O. 1775.

S. 70, 92, 108, 144. — Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Leipzig 1848, II, S. 14, 53, 58. — Friedr. Joh. Freiherr v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen, Leipzig 1881, S. 100, 102, 270, 275, 284, 285, 286, 290. H. A. Lier.

Surgant: Johann Ulrich S., Lehrer des geistlichen Rechts und namhafter Homiletiker, gehörte einem angesehenen Geschlechte im Oberelsaß an und wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Altkirch geboren. Schon frühe kam er nach Basel, wo er die Universität bezog und 1466 Baccalaureus wurde. Von dort zog er 1472 nach Paris, wo er Magister wurde, und als solcher kehrte er 1475 in die Heimath zurück, empfing die Priesterweihe und studirte fortan in Basel das geistliche Recht. Schon 1479 zum Doctor promovirt, erlangte er bald eine Professur, sowie auch die Pfarrei von St. Theodor in Klein-Basel und in dieser Doppelstellung verblieb er bis zu seinem 1503 erfolgten Tode. Wiewol er an der Universität in hohem Ansehen stand und vier Mal das Rectorat bekleidete, so war doch seine akademische Lehrthätigkeit für ihn nicht die Hauptsache, sondern sein Pfarramt. Wie Johannes Heynlin, Sebastian Brant und andere mehr, so gehörte auch er zu jenem Kreise rechtgesinnter Männer, welche den traurigen Zustand der damaligen Kirche tief empfanden, jedoch das Heilmittel nicht in einer Aenderung der kirchlichen Lehre suchten, sondern zunächst lediglich in einer allmählichen Reformation der vielfach so sehr entarteten Geistlichkeit. Dieses Bestreben setzte voraus, daß er vor allem in der Besorgung seiner eigenen Pfarrei mit gutem Beispiel voranging; in der That zeugt wenigstens von seinem Fleiß und seiner Sorgfalt noch jetzt das sauber geführte Jahrzeitbuch von St. Theodor, und ebenso das 1490 von ihm angelegte Taufbuch seiner Gemeinde — wol eines der ältesten Bücher dieser Art — welches erst vor einigen Jahrzehnten durch ein Versehen in Besitz eines Antiquars gerieth, der seine Beute sofort an das Britische Museum verschacherte. Hauptsächlich aber suchte S. für die Hebung des geistlichen Standes durch verschiedene Schriften zu wirken, die er dem Drucke übergab. Sein 1502 erschienenes „Regimen studiosorum“ zwar, das er ursprünglich für den jungen, in Paris studirenden Bruno Amerbach, den Sohn seines Freundes, geschrieben hatte, ist nur für die studirende Jugend bestimmt und enthält ein seltsames Gemisch von allerlei Vorschriften über Anstand und sittlichen Lebenswandel, von Gesundheitsregeln und Rathschlägen inbetreff der Studien. Speciell für die im Amte stehenden Geistlichen ist hingegen sein „Homiliarius doctorum“ bestimmt, eine Sammlung von Predigten aus älterer Zeit, die er in einer Handschrift der Münsterbibliothek gefunden hatte und 1493 herausgab. Sein Hauptwerk aber ist das erst 1503 erschienene „Manuale curatorum“, welches sich bald einer großen Verbreitung erfreute, so daß es im Verlauf von zwanzig Jahren zehn Auflagen erlebte. Dieses Buch, eine theoretische und praktische Homiletik, ist überhaupt das älteste Werk dieser Art. Obschon noch ganz auf dem alten Boden der Scholastik stehend, bekundet schon der erste, rein theoretische Theil die Einsicht des Verfassers in die wirklichen Bedürfnisse des Volks, indem er von der Predigt vor allem Einfachheit und Verständlichkeit des Inhalts verlangt, zugleich aber nicht nur vor unwürdigen Späßen und dergleichen warnt, sondern auch vor aller nach Effect haschenden Uebertreibung. Noch werthvoller jedoch ist der zweite Theil mit seinen praktischen Anleitungen und deutschen Vorbildern. Denn dieser umfaßt nicht nur die Predigt im engeren Sinne, sondern überhaupt alle Anlässe, bei welchen der Pfarrer von Amtswegen zu reden hat, und enthält deshalb eine vollständige deutsche Liturgie, wie sie früher nirgends zu finden war. Dieses Buch war daher für seine Zeit eine schöpferische That.

Vgl. Charles Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV et au commencement du XVI siècle, Bd. II, S. 54 ff.

A. Bernoulli.

Surius: Laurentius S., Karthäuser, geboren 1522 zu Lübeck, † am 23. Mai 1578 zu Köln. Er machte seine Studien zu Frankfurt a. d. O. und zu Köln. Hier wurde er mit Petrus Canisius (s. A. D. B. III, 749) bekannt und durch diesen für die katholische Kirche gewonnen. Unter dem Einfluß des Justus Landsperg (s. A. D. B. XVII, 594) entschloß er sich, Karthäuser zu werden; er trat am 23. Febr. 1541 in den Orden und legte am 24. Febr. 1542 die Gelübde ab. 1543 wurde er zum Priester geweiht. Mit kurzen Unterbrechungen blieb er nun bis zu seinem Tode im Karthäuserkloster in Köln, eifrig mit Studien und litterarischen Arbeiten beschäftigt. Pius V., dem er 1570 den ersten Band seines „Lebens der Heiligen" widmete, schrieb am 1. Juli an den Prior: er solle dem gelehrten und durch seine Schriften der Kirche so nützlichen Mann alle Milderungen der strengen Ordensregel gewähren, die sein Alter und die Vollendung seines großen Werkes wünschenswerth machten. Sein erstes größeres Werk ist „Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab a. 1500 ad a. 1564", 1566, mit polemischer Rücksicht auf die Werke von J. Carion (s. A. D. B. III, 791) und J. Sleidanus (s. A. D. B. XXXIV, 459). Das Werk, in welchem der confessionelle Standpunkt des Verfassers stark hervortritt, wurde 1568 von dem Speierer Weihbischof Heinrich Fabricius ins Deutsche, 1571 von Jacques Estourneau ins Französische übersetzt, später mit Zusätzen herausgegeben von Michael van Isselt (s. A. D. B. XIV, 641), 1586 u. 1601. Im J. 1567 erschien von S. „Concilia omnia tum generalia tum provincialia atque particularia", 4 Foliobände, Philipp II. gewidmet. 1570—76 folgte sein Hauptwerk: „De probatis vitis Sanctorum ab Al. Lippomano olim [1550] conscriptis nunc primum emendatis et auctis", 6 Foliobände. Die zweite, von ihm begonnene Ausgabe wurde von seinem Ordensgenossen Jakob Mosander vollendet und mit einem 7. Bande vermehrt, 1581. In der 3. Ausgabe, 1618, ist der Text der alten Vitae, an dem S. allerlei geändert hatte, wiederhergestellt. Eine neue verbesserte Ausgabe ist zu Turin 1875—80 in 13 Octavbänden erschienen (Lit. Handw. 1883, 501). — Außerdem hat S. herausgegeben „Homiliae s. conciones praestantissimorum Ecclesiae doctorum (22) in totius anni evangelia ab Alcuino jussu Caroli M. primum collectae, quibus nunc accedunt in totius anni epistolas conciones exegeticae ex patribus congestae", 1569, die Werke Leo's des Großen, lateinische Uebersetzungen von Schriften von Tauler, Ruysbroek und Suso, von Gropper, Eisengrein und anderen katholischen Zeitgenossen.

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, p. 218. — Niceron 28, 399. — Räß, Convertiten 2, 338. — Hurter, Nomenclator (2) 1, 36.

Reusch.

Sürlin (Syrlin, Sewrlin, Seurlin), Bildhauerfamilie in Ulm, ist 1412 von dem benachbarten Dorf Söflingen her in zwei Gliedern, Lienhart und Hainz, in Ulm eingewandert. Sie hat sich vielleicht auch nach Basel (1441) und Altenstadt, OA. Geislingen (1452—1510) verzweigt. Künstlerisch bedeutend sind aber nur die zwei Jörg, Vater und Sohn, in Ulm, 1458 bis 1521 genannt.

Jörg S. der ältere, 1458—1491 (†), ist als Sohn des Zimmermanns Hainz (1412—47) allem nach zunächst Schreiner gewesen, aber ein solcher, der schon sein erstes bekanntes Werk, ein Pult von 1458, als ein Kunstwerk mit seinem Namen zeichnen mochte. Schreinerarbeit ist auch das nächste, ein vierthüriger Schrank mit reichem Schnitzwerk, von 1465 (im Besitz des Freiherrn

in auf Illerfeld bei Memmingen). Mehr und mehr aber ist er zur
hen Bildschnitzerarbeit herangereift und hat zunächst 1468 und 69 an
reisitz im Chor des Münsters eine Probe seines vollen künstlerischen Ver-
abgelegt, daraufhin von seinen Mitbürgern die Hauptarbeit seines
das großartige, so unendlich reiche Chorgestühl mit ursprünglich 91, jetzt
en, das er 1469—1475 um den Preis von 1188 Gulden fertigte, die
aller Chorgestühle, übertragen erhalten. Nicht mehr erhalten oder agnos-
d zwei weitere Holzschnitzwerke für das Münster: Bilder zu des Kaisers
1473 (möglicherweise nur die Bildwerke, die zu dem einen der mittleren
m Reichsadler u. dgl. als Hauptsitz bezeichneten Stühle auf jeder der
von Chorstühlen gehörten, die bei dem den Anlaß gebenden Besuch des
noch nicht fertig waren und daher jetzt schnell besonders gemacht werden
) und ein „Sarch", d. h. eine Predella mit Figuren zu einer Altar-
1474—80 mit 400 Pfund bezahlt. Erst in seiner späteren Zeit scheint
nn der Künstler auch Bildhauerarbeit in Stein auszuführen getraut zu
Wenigstens geht eher auf seine Hand als auf die des Sohnes die
nsäule des sogenannten Fischkastens, des Marktbrunnens in Ulm, zurück,
lcher die Inschrift Jörg Syrlin angebracht ist und darüber sein Meister-
mit der Zahl 1482 (abgebildet in den Münsterblättern, Heft 3 und 4,
. Ebenso das Steinbild des Ritters Hans v. Stadion († 1459) in der
zu Oberstadion (abgeb. in der Beschr. d. OA. Ehingen, 1893, S. 189),
m oben zu lesen ist: Jörg Sürlin zu Ulm 1489. Hienach konnte der
„Schreiner" Sürlin (1469) jetzt auch als „Steinhauer" benannt werden,
steht nichts im Wege, die Tafel auf dem Fronaltar in Kloster Lorch
s Crucifix bei dem Abtsstuhl im Capitelsaal daselbst (beide nicht er-
, welche 1484 „Meister Jerg Steinhawer ze Ulm" gefertigt hat, auch
n Werk anzunehmen und unsern „Bildhower Jerg" als den anzusehen,
seinem Tode 1491 dem Münster einen Rock geschenkt hat, wie dessen
1498 that. Dagegen will es mir immer weniger möglich erscheinen, daß
dem Dreisitz und dem Chorgestühl nothwendig mit einer ganzen Werk-
ollauf beschäftigte Meister gleichzeitig, wie allerdings eine sehr starke
Tradition will, auch das Sacramenthaus und den Taufstein im Münster
t haben sollte. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, daß diese beiden Werke,
on 1420, und jedenfalls das Sacramenthaus bereits an seinem jetzigen
vorhanden waren, um 1461—72 (großartiger) neu ausgeführt worden
Aber der „Meister von Wingarten", den Haßler aus der Rechnung von
-63 anführt, ist nicht leicht wegzubringen, und ich möchte daher auch
Meister Jörgen Bildhauer", mit welchem die Kirchenpfleger 1468 und 69
3 großer und 10 kleiner Bilder verhandeln, nicht mit unserem Künstler
iren, der ja eben in dem Vertrag mit den Kirchenpflegern 1469 der
er heißt. Es sind auch um jene Zeit oder nicht viel später andere Bild-
mit dem Namen Jörg in Ulm bezeugt. Von anderen Werken in Ulm
nst, die bloß vermuthungsweise auf Sürlin's Hand oder Werkstatt zurück-
werden, sehen wir hier lieber ganz ab. Bezüglich der Streitfrage, wen
amenlose Brustbild am Anfang der einen Reihe der Ulmer Chorstühle
t, möchte ich mich, da es entschieden porträtartige Züge zeigt, dafür aus-
, daß es zwar den lorbeergekrönten Virgil darstellen soll, wie Pressel es
aber dem Dichter die Züge des Künstlers gegeben sind. Daß auch das
ild auf der andern Seite unter dem Namen der Sibylle von Erythrä
e der Hausfrau Sürlin's verewige, ist dann immerhin sehr wahrscheinlich.
r Meister ein berechtigtes Selbstgefühl besaß, geht wol aus dem Umstand
nüge hervor, daß er seinen Namen von Anfang an auf seinen Werken

zur Geltung gebracht hat. War er, wie uns seine Entwicklung anzuzeigen scheint, aus sich selbst heraus allmählich geworden, was er war, so werden wir nach einer eigentlichen Schule, in der er gebildet worden sein möchte, nicht viel zu fragen haben.

Außer einer Tochter, die an den Schreiner Eberhard Holwegk (1491 bis 1512) verheirathet war, ist uns nur ein Sohn des Künstlers bekannt: Jörg S. der jüngere, geboren 1455, † nach 1521. Er tritt uns zuerst entgegen mit einem Entwurf zu dem dreisitzigen Pfarrstuhl im Münster, den er 1475, „20 jor alt,“ gemacht hat, und dann mit der Ausführung desselben 1482—84. Es sind noch Reste davon vorhanden, hauptsächlich drei jetzt an der Kanzel verwendete Figuren von Priestern. 1496 machte er den Riß zu einem Altar für das Münster, 1505 einen Bogen, d. h. wol eine bogenförmige Nische oder eine Art Predella zu den Zwölfboten, im gleichen Jahr einen weiteren Dreisitz für den Chor (Nordseite), der jetzt in der Neithart'schen Capelle steht, 1510 den reichen, selbst wieder eine Kanzel darstellenden Schalldeckel zu der Kanzel. Zuletzt wird er 1521 in Ulm erwähnt als Verfertiger eines Stuhls neben der Neithart'schen Capelle. Seine bedeutendsten Werke finden sich aber anderwärts. Von 1493 oder früher bis 1502 war er für das Kloster Blaubeuren thätig, wo er sicher 1493 das Chorgestühl fertigstellte, 1496 den dreisitzigen Levitenstuhl und 1502 die Kanzel, nach meiner Annahme auch die Holzschnitzarbeit des Hochaltars mit den deificae figurae, welche die Inschrift am Levitenstuhl als vor den Augen des Lesers stehend bezeichnet. Das dem Brustbild des Abts Fabri († 1493) entsprechende Brustbild oben auf dem linken Altarflügel wird von den einen auf Graf Eberhard im Bart, von andern eben auf unsern Künstler gedeutet. 1499 fertigte derselbe einfache Sitzbänke in die Kirche zu Zwiefaltendorf und dann in sieben Jahren von 1514—21 unter Abt Sebastianus Molitor (nach andern 1512—17) für Kloster Zwiefalten selber Bildwerke für Altäre, von denen zwei in der Staatssammlung in Stuttgart erhalten zu sein scheinen. In Ennetach bei Mengen, OA. Saulgau, tragen der Levitenstuhl von 1506, wie die zwei Reihen Chorstühle von 1509 seinen Namen. 1514 war er für Kloster Ochsenhausen thätig. Ein größeres, dem Blaubeurer sehr verwandtes, immerhin weniger bedeutsames Werk sind endlich die von 1512 datirten Chorstühle in Geislingen a. d. Steige. Es zeigt, wie das Blaubeurer, daß der Sohn den Nachdruck mehr auf den architektonischen Aufbau der Rückwand legte, während bei dem Vater die plastischen Theile besonders hervortreten. Doch beweisen die Zwiefalter Bilder, daß auch der Sohn „göttergleiche Figuren“ zu schaffen im Stande war. Noch viel mehr als beim Vater tritt beim Sohne der Künstlerstolz heraus in längeren gereimten Inschriften an seinen Werken. Es haben ihm da wol Humanisten in Ulm und Umgegend solche dargeboten, wie ein Myllius (Martin Miller im Ulmer Wengenkloster?) die Verse zu den Propheten im Geislinger Gestühl, und wie ohne Zweifel schon der Vater das Ulmer Chorgestühl nicht ohne Rath und Beihülfe solcher Gelehrten gemacht hat. Das leider an keinem erhaltenen Werke nachgewiesene Künstlerzeichen des jüngern S. ist das Spiegelbild zu dem des Vaters. Mit I S verbunden erscheint dieses Zeichen auf zwei Kupferstichen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts in Wien und im Britischen Museum, wie Max Lehrs ohne Zweifel mit Recht annimmt, ein Zeugniß, daß Jörg S. auch als Kupferstecher thätig war. Da die Kupferstiche das Weihwasserbecken im Ulmer Münster und dessen Grundriß darstellen, scheint damit S. als Urheber dieses Werkes erwiesen, vgl. Lützow, Geschichte d. deutschen Kupferstichs, 1891, Fig. 21 u. 22.

Wegen der gleichen Eigenheit, wie sie an den Chorgestühlen in Ulm, Blaubeuren und Geislingen vorkommt, der Anbringung von Intarsien an den

Rückwänden, vermuthet E. Wernicke die Hand seiner Schule an den Chorgestühlen der Eßlinger Dionysiuskirche, welche 1518 die Eßlinger Schreinermeister Hans Wech und Antonius Buol ausgeführt haben. Eine unverkennbare Nachahmung des Ulmer Gestühls ist das Memminger, 1501 von den dortigen Schreinermeistern Heinrich Stark und Hans Drapatzhawer begonnen. Jedenfalls nicht auf den jüngeren S. selbst aber wird der Hochaltar in Winnenden zurückgehen, da das Monogramm daran, I und S ineinandergeschlungen, eine andere Art hat als das nachweislich von ihm gebrauchte Künstlerzeichen.

Jäger i. Kunstblatt 1833, N. 103. — Grüneisen u. Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter, Ulm 1854. — Mauch in Ulm. Oberschw. N. R., 3. Heft 1871, S. 7 ff. — Bezold, Zur Syrlinfrage, Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1878, S. 63 f. — Pressel, Ulm u. sein Münster, 1877. — Klemm, Württ. Baumeister und Bildhauer (W. Vrtljh.), 1882, S. 82 u. sonst. — Derselbe, Ueber die beiden Jörg Sürlin (Münsterblätter Heft 3 u. 4, 1883, S. 74—96). — Bach, Das Monogramm Sürlin's, in Lützow's Zeitschr. f. bild. K. 1884, Beibl. Nr. 30 (vgl. Beibl. Nr. 23). — Max Lehrs, ebenda in d. Kunstchronik 1884, Nr. 36. — Probst, Ueber die Urheber der inneren Ausstattung d. Chors d. Klosterkirche zu Blaubeuren, Ulm, Oberschw., 1891, Heft 2. — Baur, Der Hochaltar u. das Chorgestühl im Chor d. Klosterkirche zu Blaubeuren, Blaub. 1893. A. Klemm.

Suso: Heinrich (vielleicht Johannes Heinrich) Seuse (Süse, in latinisirter Form Suso), deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts, ist am S. Benedictentag (21. März), höchst wahrscheinlich im J. 1300 zu Ueberlingen am Bodensee geboren. Er selbst nennt sich von Geburt einen Schwaben und entstammt dem im Hegau ansässigen, adligen Geschlechte v. Berg (de Monte). Seine Mutter war eine Seusin (v. Saus, v. Saussen) aus Ueberlingen; nach ihr, deren Vorbild bestimmend auf sein Leben wirkte, nannte sich später der Sohn. Sie war 'voll Gottes und hätte gern darnach heilig gelebt', doch die Ehe war ungleich: der Vater huldigte der Welt, und so wurde der Mutter das Loos einer 'viel großen Leiderin'. In früher Jugend kam S. mit seinen Eltern nach Konstanz und fand hier wegen seiner außerordentlichen Begabung schon mit 13 Jahren im Inselkloster des Predigerordens (dem jetzigen Inselhôtel) Aufnahme, die sonst nicht vor dem 15. Jahre gewährt wurde. Mit seinem Klosternamen nannte man ihn Amandus, d. i. 'Herzentraut'. Fünf Jahre lang blieb sein Gemüth dort ungesammelt, erst im 18. Lebensjahre vollzog sich in ihm der 'Kehr' und nun beginnt für ihn ein neues Leben, in dem er allmählich aus den 'niederen Schulen' emporsteigt zur 'hohen Schule und ihrer Kunst', 'zu einer ganz vollkommenen Gelassenheit seiner selbst'. Dabei sucht er das äußere Leben dem inneren anzupassen und führt vom 18. bis 40. Lebensjahre ein steter Selbstpeinigung hingegebenes Dasein. In Köln liegt er dem studium generale ob. Sein dortiger Aufenthalt, während dessen seine Mutter starb, fällt in die letzte, anfechtungsreiche Lebenszeit des 'hohen', 'heiligen' Meisters Eckhart, dessen 'süßer Lehre' S. theilhaftig wurde. Meister Eckhart begegnet wiederholt in Suso's Lebensbeschreibung. Er befreite den jungen Ordensbruder von dem ihn fast zehn Jahre lang peinigenden Gedanken, seine Aufnahme in den Orden sei durch Geschenkspenden — das Konstanzer Predigerkloster hatte sich durch Suso's Eltern reichlicher Wohlthaten zu erfreuen — begünstigt worden. Nach Eckhart's Tode sieht er den 'seligen' Meister in einer Vision und erfährt von ihm, er befände sich 'in überschwänglicher Klarheit, in die seine Seele bloß vergottet wäre in Gott'. An ihn knüpft auch Suso's Erstlingsschrift, das Büchlein der Wahrheit, an, in dem S. 'von innerlicher Gelassenheit und vom guten Unterschiede, der zu haben ist in Vernünftigkeit' redet. Es ist eine der schwierigsten Abhand-

lungen unter den Schriften der deutschen Mystiker. Die Erinnerung an Eckhart († 1327) ist hier eine noch ganz frische. Das Werk wurde vielleicht vor Verurtheilung der 28 Sätze Eckhart's (1329), gerade als die Verhandlung über ihn im Gange war, geschrieben, jedenfalls aber nicht sehr lange nach 1327. Es wendet sich namentlich gegen die häretischen Begarden und Brüder des freien Geistes, die auch deutsche Mystiker wie Eckhart in Gefahr brachten. Besonders interessant ist das sechste Capitel, welches uns Aufschluß gibt über Eckhart's Verhältniß zu den häretischen Begarden. S., der Schüler Eckhart's, vertheidigt keineswegs gewisse extravagante, begardisch gefärbte Lehren seines Meisters, er läßt sie vielmehr unberührt oder deutet sie nach seiner eigenen selbständigen Ansicht, oder hält ihnen, ohne sie im einzelnen zu widerlegen, andere richtige Sätze aus Eckhart entgegen, um diesen vom Vorwurfe des Begardenthums zu entlasten. Im allgemeinen behandelt die Schrift eine Reihe von Punkten, in denen die genannten Häretiker nicht richtig dachten; sie betreffen einerseits Gott und die Gottheit, Einheit und Trinität, das Verhältniß der Creatur zu Gott, die Incarnation, die Vereinigung der Seele mit Gott hier und im Jenseits, andererseits die Freiheit und das sittliche Betragen des Menschen. Wenn S. in dem Büchlein so viel von Gelassenheit spricht, 'so hat er hier nicht so sehr das Gelassensein im Auge als vielmehr die Frucht und das Ziel derselben: das Aufgehen in Gott unbeschadet dem Wesen'.

Wann S. von Köln, wo er bereits mit großem Erfolge predigte, nach Konstanz zurückgekehrt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Er versah im Inselkloster das Amt eines Lectors und stand dann demselben auch als Prior vor. In die Zeit seines Konstanzer Aufenthaltes, in die 30er Jahre des 14. Jahrhunderts, fällt die Abfassung seines Büchleins der ewigen Weisheit, das vorherrschend ein Buch praktischer Mystik ist, während das Büchlein der Wahrheit der speculativen Mystik gewidmet war. Das Büchlein der ewigen Weisheit gehört mit zu den gelesensten deutschen Andachtsbüchern in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert; jede unserer größeren Bibliotheken besitzt Handschriften oder doch wenigstens handschriftliche Excerpte aus der Schrift, woraus der Werth des Büchleins, den das Mittelalter ihm zuerkannte, genügend erhellt. Mit Recht hat man es die schönste Frucht der deutschen Mystik genannt. Das Werk umfaßt drei Theile, von denen der letzte der älteste ist: die hundert Betrachtungen und Gebete, wie S. sie täglich bei seinen Venien (Prostrationen) zu sprechen pflegte, bilden die Grundlage für den ersten und zweiten Theil, die eigentlichen Hauptheile der Schrift. S. selbst bezeichnet als Zweck seines Büchleins, das er dann auch in lateinischer Sprache umarbeitete, die göttliche Liebe, die jetzt in manchen Herzen zu erlöschen beginne, in etlichen wieder zu entzünden, die Kalten zu erwärmen, die Lauen zu bewegen, die Unandächtigen zur Andacht zu reizen, die Schläfrigen aber zur Wachsamkeit der Tugenden anzueifern. Vorbild war ihm namentlich der h. Bernhard, den er wiederholt benutzt hat. Seinem Inhalte nach, der in die Form eines zwischen der ewigen Weisheit und ihrem Diener geführten Dialoges gekleidet ist, beschäftigt sich das Büchlein von Anfang bis zu Ende mit dem Leiden Christi. Im ersten Theile sieht S. sich unter das Kreuz des Herrn versetzt und läßt uns Christi und seiner Mutter Marter mitempfinden, damit wir daran die Größe unserer eigenen Sünden, die Nichtigkeit dessen, was wir Leiden nennen, ermessen können. Er schildert die Hinfälligkeit weltlicher Minne gegenüber der göttlichen, das ewige Weh der Hölle, an das alles irdische Leiden nicht hinreicht, wie es andererseits verschwindet vor den unvergänglichen Freuden des Himmels, vor allem aber, und hier erhebt sich die Darstellung des Verfassers, der selbst in der Schule des Leidens so wol erprobt war, zu besonderer Wärme und Schönheit,

wird er nicht müde, uns den Schatz, der im Leiden selbst liegt, zu erschließen. S. spricht hier goldene Worte, die nicht nur vom Standpunkte mittelalterlichen Mönchthums dieses Beiwort verdienen. Auch der Maria, 'der reinen Königin vom Himmelreich', sind als der Mittlerin zwischen Christus und dem Menschen zwei Capitel gewidmet, die erkennen lassen, wie tief S. das Ideal echter Weiblichkeit erfaßt hat. Er zeichnet sie uns mit derselben kindlichen Reinheit und Inbrunst, die später einem Frà Angelico von Fiesole, an den S. auch sonst erinnert, den Pinsel geführt hat. Der zweite Theil mahnt uns, wie wir zu sterben lernen sollen, um mit Christus zu leben, und malt zu diesem Zweck die Qualen eines unbereitet sterbenden Menschen aus, ein Abschnitt, der auch selbstständig wiederholt schon früh gedruckt worden ist (vgl. F. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdruckes bis zum J. 1520, Köln 1890, S. 30 ff.). Sodann erhalten wir eine Anleitung zum innern Leben. Dem Abendmahl als dem wichtigsten Mittel uns die Frucht des Erlösungsleidens anzueignen wird eine eingehende Betrachtung gewidmet und das Ganze klingt in einem Lobe Gottes aus als dem Ziele des Lebens und Leidens, dem Zwecke unseres Daseins. 'In herrlicher Weise offenbart sich in dieser Schrift ein in Liebe an seinen Erlöser hingegebenes Gemüth und eine durch eigene Erfahrung gereifte Gottesweisheit, die ernst und milde zugleich, mit einem Rufen, das aus dem innersten Herzen kommt, von dem Unfrieden zum Frieden führen will, und mit Worten voll Geist und Leben, voll Licht und Schönheit Sinn und Herz ergreift und in ihre Kreise zieht.'

Die lateinische Uebertragung, betitelt Horologium sapientiae, hat S. verfaßt, um sein Werk dem Ordensgeneral Hugo v. Vaucemain (1333—1341) vorzulegen. Die Bearbeitung, die, wie das Original, große Verbreitung fand, schon im 15. Jahrhundert mehrfach gedruckt, auch ins Französische, Englische und Holländische übersetzt wurde (s. C. Schmidt in den Theol. Studien u. Kritiken, 1843, S. 851 f.), fällt also zwischen diese Zeit (vor 1339?); sie ist übrigens eine durchaus selbständige, auch viel umfassender als das deutsche Buch und versteigt sich nicht selten zu einer dithyrambisch-überschwänglichen Ausdrucksweise. Auffallend ist, daß S. erst bei der lateinischen Bearbeitung auf den Titel Horologium sapientiae und die darauf Bezug nehmende imaginäre Vision kam — er sah sein Werk unter dem Bilde einer mit den schönsten Rosen geschmückten Uhr, deren Cymbalschläge die Seele mit himmlischen Klängen erfüllten —, während das deutsche Werk nichts entsprechendes bietet. Im 7. Capitel des zweiten Theiles des Horologium handelt S. über die Brüderschaft der ewigen Weisheit und die Vermählung mit der Weisheit; die lat. Form rührt von S. her, nicht aber die deutsche, wie sie in den bisherigen Gesammtausgaben (Diepenbrock, 3. Aufl., S. 321 ff.) und zwar verkürzt, sowie in manchen Handschriften sich findet. In demselben 7. Capitel citirt S. auch einen Cursus, d. h. Officium de aeterna sapientia. Noch unter der Arbeit am Horologium sapientiae ward gegen S. die Anklage wegen ketzerischer Schriften erhoben: es hieß 'er mache Bücher, in denen stünde falsche Lehre, mit der alles Land verunreinigt würde mit ketzerischem Unflate'. Zu diesen Büchern hat sicher das Büchlein der Wahrheit mit gehört. Fraglich ist es, ob unter dem von S. an einer anderen Stelle seiner Vita genannten 'neuen Büchlein, dem der böse Feind gar feindselig war', das Büchlein der Weisheit verstanden werden darf. Auf dem Generalcapitel zu Brügge in Flandern im J. 1336 wurde der Prior von Konstanz seiner Stelle entsetzt: es ist wahrscheinlich, daß dieser Prior S. war, der jedoch auch nach Niederlegung seines Amtes zunächst in seinem Kloster verblieb. Im J. 1338 wurde der Konstanzer Clerus ebenso wie die Geistlichkeit vieler anderer Städte durch das von Kaiser Ludwig auf dem Frankfurter Reichstage erlassene Gesetz

betroffen, welches befahl, fortan die päpstliche Excommunication und das Interdict unbeachtet zu lassen und den Gottesdienst wieder aufzunehmen bei Strafe der Friedlosigkeit. Konstanz stand auf Seiten des Kaisers. Man hatte der Geistlichkeit bis zum 13. Januar 1339 Frist gegeben: dann sollte überall der Gottesdienst wieder aufgenommen werden. Die Dominicaner, die sich weigerten, verließen die Stadt, nur vier blieben zurück und kamen dem kaiserlichen Befehl nach. S., ein entschiedener Anhänger des Papstes, war schon vorher aus Konstanz gegangen: als Heinrich von Nördlingen (s. A. D. B. XXIV, 8) am 21. Dec. 1338, vom gleichen Schicksal aus der Heimath getrieben, in Konstanz eintraf, war S. nicht mehr dort. Acht der kirchentreuen Brüder seines Conventes fanden ein Unterkommen zu Diessenhoven im Thurgau, von wo sie erst am 25. April 1346 zurückkehrten. Andere Mitglieder des Convents blieben bis zum 15. Jan. 1349 aus Konstanz verbannt (K. Müller, Der Kampf Ludwig's des Baiern mit der römischen Curie II, 99 f., 248 f.). Es ist wahrscheinlich, daß S. zu den ersteren acht gehört hat. Aber auch nach seiner Rückkehr blieben dem vielgeprüften Manne, dem selbst die eigene Schwester einmal tiefen Kummer bereitete, indem sie ihr Kloster verließ und in Sünde fiel, aus der der Bruder sie dann freilich wieder zu tugendhaftem Leben emporhob — ein ander Mal wurde er des Diebstahls, der Brunnenvergiftung bezichtigt —, neue Heimsuchungen nicht erspart. Er sah sich abermals Anfeindungen ausgesetzt und ward hinterlistiger Weise der Unzucht beschuldigt, infolge dessen sich auch frühere Freunde, wie Heinrich von Nördlingen, von ihm abwandten. Obwol seine völlige Unschuld an den Tag kam, ward S. doch schon vorher mit Rücksicht auf die Ehre des Ordens in ein anderes Kloster versetzt. Wir finden ihn, wahrscheinlich seit 1348 in Ulm, wo in jenem Jahre das Interdict aufgehoben worden war. Im Ulmer Predigerkloster ist S. dann bis zu seinem Tode am 25. Jan. 1366 geblieben. Er wurde im Kreuzgange seines Klosters bestattet. In späterer Zeit haben verschiedentlich übrigens erfolglose Verhandlungen stattgefunden betreffs Ueberführung der Gebeine nach Konstanz, wo man noch zu Ende des 17. Jahrhunderts in der Predigerkirche Suso's Capelle zeigte (s. Freiburger Diöcesan-Archiv III, 214 f., 191 f.; Diöcesan-Archiv von Schwaben, hrsg. v. E. Hofele II (1885), S. 68). Gregor XVI. sprach S. am 16. April 1831 selig, die Kirche feiert sein Fest am 2. März. Ueber alte, S. darstellende Gemälde siehe Freiburger Diöcesan-Archiv III, 197, 215, Vetter a. unten a. O. Anm. 57.

In die Zeit seines Ulmer Aufenthaltes fällt die Revision seiner vier Hauptschriften, die S. um das J. 1362 vornahm, 'weil etliche seiner Bücher nun lange in fernen und in nahen Landen von mancherlei unkönnenden Schreibern und Schreiberinnen ungänzlich abgeschrieben seien, so daß Jedermann dazu legte oder davon nahm nach seinem Sinn. Er wollte, daß man ein recht Exemplar fände nach der Weise, als sie ihm zuerst von Gott einleuchteten.' Suso's asketische und mystische Grundsätze sind in diesem von ihm selbst mit bildlichen Darstellungen der mystischen Vorgänge geschmückten Exemplare vollständig enthalten. An der Spitze steht seine Biographie, ein Werk, das schon deshalb unser Interesse erregt, weil es die spätere deutsche biographische Memoirenlitteratur in anmuthigster Weise einleitet. S. beabsichtigte anfänglich, die Aufzeichnungen erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit zu übergeben, entschloß sich dann aber doch schon bei Lebzeiten sie seinen Oberen mitzutheilen, um nöthigen Falls selbst für die Wahrheit des in dem Büchlein Enthaltenen eintreten zu können, damit das Werk nicht nach seinem Tode von Menschen, die es nicht verständen, angegriffen und etwa gar unterdrückt würde. S. fürchtete derartiges namentlich für den zweiten Theil seiner Vita, der sich gegen Schluß mit der Behandlung speculativer Fragen befaßt. Er legte deshalb einen Theil (eben

wol den zweiten) seinem Provincial Bartholomäus v. Bolsenheim, der dieses Amt von 1354 bis 1362 bekleidete, vor; als er ihm auch das übrige (den ersten Theil) zur Durchsicht übergeben wollte, starb der Provinzial, worauf S. das Ganze als erstes Buch für sein Exemplar bestimmte. Daß wir dieses vom Helden selbst inspirirte, autorisirte und herausgegebene Lebensbild besitzen, verdanken wir seinem Beichtkind Elsbeth Stagel, Dominicanerin zu Töß bei Winterthur. Die Stagel stammte aus einem alten Züricher Geschlechte, das seit dem 13. Jahrhundert öfter urkundlich begegnet. Ihr Vater war der Metzger und Rathsher Rudolf Stagel am Rindermarkt zu Zürich, der nebst anderen Mitgliedern seines Geschlechtes wiederholt in Verbindung mit den Frauenklöstern zu Oetenbach und Töß vorkommt. Elsbeth scheint ihre Angehörigen zärtlich geliebt zu haben, in Büchern und Abschriften von ihrer Hand findet sich gern eine Fürbitte an den Leser, ihrer Eltern und Geschwister neben ihr zu gedenken. Elsbeth Stagel ist die erste Schriftstellerin Zürichs. Ihre erste schriftstellerische Leistung scheint der Zeit der Bekanntschaft mit S. vorauszuliegen: es sind die bis jetzt nur in Auszügen gedruckten Lebensbeschreibungen der sel. Schwestern im Kloster zu Töß (s. Baechtold, Gesch. der deutschen Litt. in der Schweiz, Anm. S. 51; Vetter, S. 12 ff., bes. S. 53, Anm. 19), die Elsbeth nach älteren schriftlichen und mündlichen Berichten sowie nach eigenen Wahrnehmungen zusammengestellt hat. Baechtold bezeichnet treffend diese anziehend und lebendig geschriebenen Viten, die ein hochausgebildetes geistiges Leben in jenem Kloster voraussetzen lassen, als ein nicht ganz unwürdiges Seitenstück zu Ekkehart's IV Aufzeichnungen über die berühmtesten Klosterbrüder zu S. Gallen. Zu Töß lebte u. a. seit ca. 1309 die Königstochter Elisabeth von Ungarn († 1337). Elsbeth Stagel muß eine bedeutende Frau gewesen sein, ebenso reich an Geist wie an Gemüth. 'Sie hatte,' sagt S. von ihr, 'einen viel heiligen Wandel von außen und ein englisches Gemüth von innen. Sie schrieb auf, wo ihr etwas Lustliches werden und das sie und andere Menschen fördern könnte zu göttlichen Tugenden'. In die schwierigsten Fragen mystischer Lehre suchte sie einzudringen. Schon vor ihrer Bekanntschaft mit S. hatte sie sich Auszüge aus den Schriften Meister Eckhart's gemacht. Ihr späterer inniger Verkehr mit S. war die Folge eines Besuches Suso's in Töß, bei dem die Stagel ihn kennen lernte. Sie, in jeder Beziehung ihm geistesverwandt, erbittet sich ihn zu ihrem geistlichen Führer. S. räth der für Eckhart begeisterten Nonne, sie solle sich zunächst auf dem Wege des inneren Erlebnisses Erkenntniß sammeln, ehe sie an die hohen speculativen Fragen herantrete. Dieser Weg aber sei der der Nachfolge Christi in Leben und Leiden, der Weg der Demuth, Selbstverleugnung und Buße. Elsbeth legt sich nun starke Selbstpeinigungen auf, allein S., durch eigene Erfahrung gewitzigt, verbietet ihr das: Jesus habe nicht gesagt: nehmet mein Kreuz auf euch, sondern jeder nehme sein Kreuz auf sich. Sie solle sich nur in dem üben, was ihr schwacher Leib ertragen könne; was dem einen Menschen tauge, tauge dem andern nicht, Gott würde sie schon mit andern als selbsterwählten Leiden heimsuchen. Bald darauf wurde die Stagel krank, um nie wieder ganz zu genesen. Ihr inneres Leben, das sie ganz dem Suso's anpaßte, konnte dadurch aber nur noch Förderung erfahren. Von den zahlreichen Schülerinnen, die sich insbesondere in den Frauenklöstern Alemanniens an S. bildeten, hat zweifellos die Stagel ihn am besten verstanden. In ihrer Verehrung für S. zeichnete sie heimlich alles auf, was dieser ihr im Laufe der Zeit von seinem eigenen Leben erzählt hatte. Als S. später dieses 'geistlichen Diebstahls' inne wurde, tadelte sie der bescheidene Priester darum; sie mußte das Schriftstück herausgeben und er verbrannte Alles. Als ihm dann aber noch ein anderer Theil solcher Aufzeichnungen zu Gesicht kam und er diesen gleichfalls verbrennen wollte, da ver-

hinderte dies Gott. Später hat S. diesen Memoiren einige Zusätze in der Person seines Beichtkindes beigefügt und dieser andere Theil liegt uns im ersten Buch des Suso'schen Exemplars vor. Die nach dem Tode der Elsbeth Stagel gemachten Zusätze lassen sich manchmal noch gut erkennen, eben so oft aber auch nicht aus Elsbeth Stagel's Arbeit ausscheiden. Wenn das Material oft ungeordnet und abgerissen erscheint, so erklärt sich das aus der Art, wie Elsbeth Stagel mit den verschiedenen äußeren und inneren Erlebnissen Suso's, sei es mündlich, sei es brieflich — die ursprüngliche Briefform tritt nicht selten noch deutlich hervor — bekannt wurde: wenn S. seinem Beichtkinde aus seinem Leben mittheilte, so brauchte er sich dabei nicht an die Zeitfolge zu binden; zudem treten fast alle zeitlichen Angaben in der Vita in unbestimmter Form, mit einem vorgesetzten 'wol' auf. Diese Thatsache ist nicht immer genügend beachtet worden und voreilige, falsche Schlüsse für die Chronologie von Suso's Leben und Werken waren die Folge. Die Biographie, die uns in zwei Redactionen vorliegt, über deren gegenseitiges Verhältniß die Ansichten auseinandergehen (s. Anz. f. deutsch. Alterthum IX, 138 ff.), zerfällt in zwei Hälften, deren erste sich ausschließlich mit S. befaßt und sein Leben vor dem Beginn des Verkehrs mit Elsbeth Stagel schildert. Die zweite, die mit der Bekanntschaft zwischen beiden beginnt und bis zu Elsbeth's Tode reicht, ist eine Art Anleitung zur Vollkommenheit für seine geistliche Tochter, von den kindlichen Uebungen eines anfangenden Menschen an bis hinauf zu der innigsten, hier möglichen Vereinigung mit Gott, dargelegt an Suso's eigenem Lebensgange. Nur den mystischen Weg lernt die Stagel nicht am Leben Suso's, sondern aus seiner Lehre kennen, in der er sich als ein gründlicher Kenner des Thomas von Aquin und Meister Eckhart's erweist. Letzteren hat er besonders stark im 55. Capitel seiner Vita benutzt, während ein großer Theil des vierundfünfzigsten dem Itinerarium mentis ad deum des Bonaventura entnommen ist. S. erörtert vor seiner geistlichen Freundin den Unterschied von wahrer und falscher Vernünftigkeit und wahrer und falscher Gelassenheit, wobei er, wie im Büchlein der Wahrheit zur besseren Veranschaulichung des Gegensatzes auf die Irrlehren der Brüder vom freien Geiste Bezug nimmt. Er gibt ihr eine Blüthenlese von Sprüchen und Lehren, um, wie er sagt, den äußeren Menschen zu seiner Innerlichkeit zu leiten; ihre Befolgung weise ihn zu seiner höchsten Seligkeit. Unter ihnen befindet sich auch jener Satz, in dem treffend der mystische Heilsweg der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung mit Gott angedeutet ist: 'ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Kreatur, gebildet werden mit Christo und überbildet werden in der Gottheit'. Sodann beantwortet er ihre in das Höchste eindringenden Fragen, was Gott ist, wo Gott ist und wie Gott ist, wie die Dreifaltigkeit bestehen möge in des Wesens Einigkeit; er deutet ihr den wahren Sinn des Entgottet- und Entgeistetwerdens, wieder unter Zurückweisung der von den Brüdern des freien Geistes diesen Begriffen untergelegten Interpretation, und macht ihr den Unterschied zwischen lauterer Wahrheit und zweifelhaften Visionen in Gegenständen der Erkenntniß klar; ob ein Traumgesicht trüglich sei oder nicht, darüber könne keiner dem andern Aufschluß geben, 'nur jener merkt es, der es empfunden hat'. Aber noch ist seines Beichtkindes Wissensdrang nicht befriedigt: sie möchte erfahren, wo und wie das letzte, höchste Ziel unserer Erkenntniß zu suchen sei, so daß sowol das Resultat der inneren Erfahrung und Empfindung als auch die Lehre der Schrift in Uebereinstimmung gefunden werde, welche Frage S. ihr im Anschluß an Meister Eckhart in dem Capitel 'Von dem allerhöchsten Ueberflug eines durch inneres Erlebniß gereiften, vernünftigen Gemüthes' zu beantworten unternimmt, um schließlich ihrem Dürsten nach Erkenntniß mit den Worten Einhalt zu thun: 'Wolauf! Tochter, gieb der Kreatur

Urlaub und laß dein Fragen fürder sein; horche selbst, was Gott in dir spreche. Du magst dich wol freuen, daß dir worden ist, was manchem Menschen vorenthalten ist; wie sauer es dir worden ist, das ist nun alles dahin mit der Zeit. Dir ist nun weiter nichts mehr zu thun, als göttlichen Frieden in stiller Ruhe haben und fröhlich zu harren der Stunde deiner zeitlichen Vergangenheit in die vollkommene ewige Seligkeit.'

Elsbeth Stagel war auch für die Verbreitung der Schriften Suso's bemüht: wir besitzen z. B. von ihrer Hand eine Abschrift des Büchleins der Weisheit. Daß sie des Lateinischen kundig war, erhellt daraus, daß sie jene lateinischen Sprüche, die S. zu den Bildern in seiner Capelle verfaßt hatte, in deutsche Reime übertragen hat; S. fügte sie später seinem Briefbuche an. Auf die Stagel geht aber auch die Sammlung Suso'scher Briefe zurück, aus der S. dann eine Auswahl als viertes Buch in sein Exemplar aufnahm. Hätte nicht Elsbeth Stagel die an sie und andere seiner geistlichen Kinder 'zur Ruhe und Erleichterung einem abgeschiedenen Gemüte' gerichteten Briefe sorgfältig gesammelt — eine Abschrift dieser ursprünglichen Sammlung, des unverkürzten Briefbuches, liegt in einer Stuttgarter Handschrift vor, ist jedoch noch nicht edirt —, S. wäre wol nie dazu gekommen, ein Briefbuch daraus zu machen. Die Briefe dieses ins Exemplar aufgenommenen Briefbüchleins sind mit wenigen Ausnahmen nicht mehr die ursprünglichen, vielmehr hat S. sie zum Zwecke der Veröffentlichung redigirt: er stellte aus dem gesammelten Material elf Briefe zusammen, indem er einzelne kürzte, neue aus Bruchstücken verschiedener Briefe bildete. Von diesem gekürzten Briefbüchlein, in dem S. aus seiner umfassenden Correspondenz in gedrängterer Form die eigentliche Lehre zusammenfassen wollte, müssen bereits vor der letzten Redaction von Suso's Leben Exemplare in Umlauf gewesen sein. Es ist hervorgehoben worden, daß neben der Innigkeit und Liebe, die uns auch aus den andern Schriften Suso's entgegentreten, es in diesen Briefen vor allem die seelsorgerische Weisheit sei, die unsere Bewunderung errege. Es sind die besten Pastoralbriefe, die das Mittelalter hervorgebracht hat. Ihr Verfasser verfügt über jene außerordentliche Gabe, die man die Unterscheidung der Geister nennt. S., der sich in einem dieser Briefe einmal als einen Kärrner Gottes bezeichnet, der aufgeschürzt durch die Lachen fahre, um die Menschen aus der tiefen Lache ihres sündlichen Lebens wieder zur Schönheit zurück zu bringen, ist 'unerschöpflich in den Mitteln, um auf die Adressaten einzuwirken: er lehrt, er ermahnt, er zürnt, er tröstet, er eifert an, er hält wieder die Zügel zurück, er trauert, er freut sich. Kurz, er wird allen alles, um alle zu wecken und für Christus zu gewinnen'. Die Sprache ist gerade in den Briefen oft von fesselnder Anmuth und es berührt um so auffallender, daß derselbe S., der doch wie kaum einer die deutsche Sprache zu handhaben verstand, an anderer Stelle einmal äußert, und auch hier wieder in echt poetischer Weise, Worte, aus einem lebendigen Herzen gesprochen, erkalteten und verbleichten wie die abgebrochenen Rosen, sobald sie auf todtes Pergament kämen und sonderlich in deutscher Sprache.

Suso's Briefe sind weniger Briefe in unserm Sinne als vielmehr geistliche Ermahnungen und Ansprachen, nahe verwandt den eigentlichen Predigten. Von letzteren sind, mit Tauler's Predigten vermischt, nur wenige auf uns gekommen und doch scheint S. auf seinen im Interesse des Ordens unternommenen Wanderungen, die ihn den Rhein auf- und abwärts, ins Elsaß und die nördliche Schweiz, sowie an den Niederrhein bis nach Niederland führten, gerade als Prediger wirksam gewesen zu sein. Wir besitzen von ihm nur Klosterpredigten, an beschauliche Seelen gerichtete Homilien. In sein Exemplar hat keine Aufnahme gefunden, doch berührt sich die Predigt vom guten Hirten nahe mit dem

Briefe 'Wie sich ein Mensch in austragenden Aemtern halten soll' (bei Denifle Brief VII, bei Preger XXI), eine andere mit dem sechsten Capitel des Büchleins der ewigen Weisheit. Da Suso's Speculation in den Predigten dieselbe wie in seinem Exemplar ist, so mochte er nicht für nöthig befinden, sie dort besonders zu berücksichtigen. Das Speculative tritt in ihnen überhaupt mehr zurück als bei Tauler und vollends bei Eckhart. Das Thema seiner Predigten knüpft nur lose an den Text an, eine streng logische Gliederung geht ihnen ab, aber auch sie bekunden sowol in der Tröstlichkeit ihres Inhalts, der in dem mystischen Grundgedanken der Weltentsagung und Gotteshingabe gipfelt, als in der milden Schönheit ihrer Darstellung den liebenswürdigen Geist ihres mit den geheimsten Vorgängen im menschlichen Herzen so wol vertrauten Verfassers. Am meisten Verbreitung hat die durch praktische Tendenz ausgezeichnete Predigt Lectulus noster floridus (Hohel. 1, 15, vgl. Denifle I, 193) gefunden: sie begegnet mehrfach in handschriftlicher Ueberlieferung (Wackernagel, Altd. Predigten S. 552; Cod. Stuttg. theol. et phil. 155 fol. f. 264[b]; Cgm. 456 f. 90; Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung X, 36).

Einstweilen zweifelhaft bleibt, ob S. auch der Verfasser des von Preger (Gesch. der deutschen Mystik II, 344 ff.) aufgefundenen, aber noch nicht herausgegebenen Minnebüchleins ist; manche Stellen erinnern ganz an ihn und doch verräth sich wieder nicht seine Hand darin. Sicher mit Unrecht aber ist in früherer Zeit das Buch von den neun Felsen S. zugeschrieben worden, welches vielmehr nach Karl Schmidt's Nachweis Rulman Merswin (s. A. D. B. XXI, 460) zum Verfasser hat.

Eine eigentlich mystische Lehre Suso's ist nicht zu entwickeln; ein zusammenhängendes, methodisch durchgeführtes System ist in seinen Schriften nicht enthalten. Er vertritt im wesentlichen die Lehrsätze eines Thomas und Meisters Eckhart, ohne sie deshalb einfach zu copiren. Die Klippen, die einen Meister Eckhart gefährdeten, hat er zu meiden gewußt. Ein Gegensatz zur Scholastik ist nirgends wahrzunehmen und man durfte bei S., der mehr als irgend einer den Geist des deutschen Mittelalters zu veranschaulichen geeignet ist, am allerwenigsten von einer evangelischen Grundrichtung reden. Für S. ist überhaupt die phantasievolle, poetische Form, in die er seine Mystik einhüllt, das eigentlich Charakteristische; er will weniger den Verstand anregen als auf das Gemüth wirken und ist uns besonders da sympathisch, 'wo hinter der mystischen Umhüllung das rein Menschliche erscheint, ein tief empfindendes und mitfühlendes Herz hervorschlägt, ein treues, liebevolles Menschenauge hervorleuchtet'.

S. ist der Poet der deutschen Mystik, ein geistlicher Minnesänger, der letzte mittelhochdeutsche Dichter, mit dem die Periode abschließt. Seine Prosa ist Poesie, wie bei Mechthild von Magdeburg (s. A. D. B. XXI, 154) ist auch bei ihm alles Empfindung und Anschauung. Während Meister Eckhart für die Gebildetsten seiner Zeit speculirte und philosophirte, der großen Masse oft unverständlich, Tauler hingegen die Eckhart'schen Gedanken in gemeinverständlicher Sprache für das christliche Leben auszunutzen suchte, wandte S. die mystische Lehre vor allem auf sich selbst an und weil er sie mit reichem dichterischen Sinne von der Seite des Gefühls zu erfassen strebte, so hat er namentlich auf das weibliche Herz gewirkt. Es ist bemerkenswerth, daß S. selbst sein Exemplar mit Zeichnungen geschmückt hat, damit ein frommer Mensch, wie er sagt, in seinem Ausgange der Sinne und Eingang des Gemüths allezeit etwas finde, das ihn von dieser Welt wieder auf zu dem minniglichen Gott ziehe. Seine malerische Begabung spricht sich neben der Freude an bildlichen Vorstellungen auch überall in seinen Schilderungen aus; oft glaubt man geradezu Beschreibungen von Gemälden zu lesen: das beste Zeugniß für die Lebhaftigkeit und

Anschaulichkeit seiner Sprache. S. sagt einmal von sich, er hätte von Jugend auf ein minnereiches Herz gehabt und hat damit selbst sein ganzes Wesen am besten charakterisirt. Die Liebe ist es, die all sein Thun durchdringt und durch keine Qual des Leibes und der Seele, wie er sie mannichfach zu erdulden hatte, konnte dieser reiche Quell in ihm versiegen, der mit seiner klangvollen Sprache auch in unsere Herzen einfließt. Aber nicht nur lyrisch ist Suso's Minnesprache, er hat vielmehr episch sein Leben in der Minne zu fassen gesucht und dieses Leben nach Görres' schönem Wort zu einem großen Epos der Gottesliebe ausgedichtet. Bei S. ist alles Harmonie. Alles dürstet bei ihm nach Schönheit und noch mehr als bei Mechthild von Magdeburg darf hier von einem geistlichen Minnesang die Rede sein. Das Ideal der Weiblichkeit ist von Niemanden höher erfaßt und reiner verehrt worden als von S. Mit Vorliebe knüpft er an die irdische Liebe an, um zur göttlichen emporzuziehen. Er predigt gegen die Liebe dieser Welt, die mit Lieb anfinge, aber mit Leid ein Ende nehme, während die süße Minne zu Gott oft mit Leiden beginne, dann aber immer schöner und glücklicher mache, bis Lieb mit Lieb ewiglich vereint würde. Er gewann mit solchen Lehren gar viele Frauen für das göttliche Leben. Lebensüberdrüssige weiß er aufzurichten, gefallene Frauen wieder zu erheben. Sie sehen ihn in ihren Gesichten, aber er erzählt auch, wie er wiederholt in Lebensgefahr geschwebt habe, weil er adlige Töchter von ihren Eltern weg ins Kloster gelockt, in jene besondere Welt, die da heiße 'der Geist', deren Bewohner 'die Geister und Geisterinnen' genannt seien. Ein Ritter bezichtigt ihn des Raubes an einer geliebten Frau, die sich nun den Schleier vorziehe und ihn nicht mehr ansehen wolle. 'Sie will nur einwärts sehen, das muß er (Suso) mir büßen!' So wirbt er für die Gottesminne und bekämpft die Minne auf Erden, von der wir uns so gern betrügen lassen. Er warnt vor ihren Verlockungen, vor dem süßen Gesang der todbringenden Sirenen, vor dem man sich die Ohren verstopfen müsse, vor den feurige Strahlen der Liebe entsendenden Blicken der Frau Venus, vor Frau Sälde und ihrem schwankenden Glücksrade.

S. ist ein Ritter und Sänger im Solde der Gottesminne, er huldigt ihr wie man es irdischer Liebe thut. In seiner Kindheit hatte er die Gewohnheit, die ersten Blumen, die er im Jahre brach, zum Kranze zu winden und sie der Mutter Gottes, seiner geistlichen Geliebten, zu widmen. Ihretwegen wich er allen Frauen auf der Straße aus und bot ihnen Zucht und Ehre. Er huldigt der ewigen Weisheit, seiner Geliebten, in derselben, nur ins geistliche umgedeuteten Weise, wie es hier auf Erden liebende Jünglinge thun. Wie diese nach alter Sitte in Schwaben beim Beginn des neuen Jahres Nachts umherziehen, um vor den Fenstern ihrer Liebsten schöne Lieder zu singen, so feierte auch er sein ewiges Lieb durch ein Lied. Und nicht anders um Fastnacht, wo die thörichten Leute dieser Welt anfangen ausgelassen zu sein: da begeht er eine himmlische Fastnacht, in der er sich die kurze, vergängliche Lust einer solchen Bauernfastnacht recht klar vor die Seele hält. Oder er pflanzt am ersten Maitage, an S. Walburgentag, an dem man in Schwaben Maien vor die Wohnung der Liebsten steckt, auch seiner himmlischen Liebe einen geistlichen Maibaum, d. h. er befaßt sich mit dem heiligen Kreuzesstamme, der blühender ist mit Gnaden und Tugenden als alle Maien jemals blühten und Blumen trugen. In dieser Weise wird für S. jede irdische Beschäftigung, jedes Ereigniß ein Anlaß zu geistlicher Betrachtung und es bleibt fast keine Seite des irdischen Lebens unberührt. Immer aber redet S. in der höfischen Liebessprache und auf Frau Venus, sowie auf Ovid, den Meister der Minne, beruft er sich mehr als einmal. Es ist schwer unter den vielen Bildern und reichen Gedanken auszuwählen:

alles gibt Zeugniß vom Reichthum seiner Phantasie. In der Natur findet S. den reinsten Abglanz göttlicher Schönheit, ganz besonders in den Blumen des Feldes und des Gartens sieht er die beredtesten Verkündiger göttlicher Liebe, und auch ihm wird gar oft das Hohelied Erreger lieblicher Gedanken und Bilder. S. ist aber nicht nur ein geistlicher Minnesänger; auch die ritterliche Zeit spiegelt sich in ihm besser wider als bei irgend einem anderen Dichter der Epigonenzeit. Bei S. strahlt der Glanz des Ritterthums fast noch ebenso hell wie in dessen schönsten Tagen, die damals schon vergangen waren. Er weiß von der Kunst des Jagens, von den höfischen Tänzen zu erzählen, die freilich im Himmel anders als in dieser Welt getanzt werden. Als adliges Ritterkind kennt er auf das genaueste die Institutionen und Pflichten seines Standes und auch er dient anfänglich als Knappe seinem geistlichen Herrn und erwirbt erst allmählich durch Thaten des Leidens die Ritterwürde.

So dürfen wir als Grundzüge seines Wesens die Liebe, das Schwabenthum, den romantisch-ritterlichen Geist bezeichnen. An Suso's gewandter und aus dem Herzen strömender Rede hat sich nicht nur seine Zeit erbaut, auch im folgenden Jahrhundert wurde er noch viel gelesen und auf die spätere geistliche Litteratur ist er nicht ohne Einfluß geblieben. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, dieses Nachwirken einmal im Zusammenhang zu verfolgen. Johannes Nider hat in seinen Vierundzwanzig goldnen Harfen ein paar Mal Citate aus S. eingestreut (s. A. D. B. XXIV, 743), ohne daß man deshalb ein irgendwie tieferes Eindringen in seine Mystik wahrnehmen könnte. Die in Bartholomäus Ringwaldt's (s. A. D. B. XXVIII, 640) Trewen Eckhart im Capitel 'Wunsch und Wehklagen der Verdampten' (Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung I, 136) erwähnte Parabel von dem Berge, von welchem ein Vöglein alle hunderttausend Jahre ein Sandkorn wegträgt, geht vielleicht auf S. zurück (s. Denifle I, 368). Friedrich v. Spee zeigt sich in Leben und Dichten nahe mit S. verwandt, die späteren pietistischen und mystischen Dichter, zu denen Spee überleitet, bieten manche Berührungspunkte. Daß Herder's schöne Legende Die ewige Weisheit dem Leben Suso's nachgebildet ist, hat Reinhold Köhler in den Berichten der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1887, S. 105 ff. im einzelnen nachgewiesen.

Suso's sämmtliche Werke sind früh gedruckt worden. Die älteste deutsche Ausgabe erschien 1482 zu Augsburg, von dem Ulmer Felix Fabri besorgt; eine zweite, Augsburg 1512, ist nur eine Reproduction der ersten Ausgabe. Denifle hat wahrscheinlich gemacht, daß dem Drucke von 1482 nicht Suso's Original, sondern eine spätere schlechte Handschrift zu Grunde gelegen hat. Surius übersetzte 1555 die Schriften Suso's ins Lateinische und aus dieser Paraphrase sind die französischen und italienischen Uebertragungen hervorgegangen, ja sogar eine Rückübersetzung ins Deutsche, von A. Hofmann, Köln 1661, besorgt. Nach den beiden alten Drucken, aber auch mit Hinzuziehung von Münchener Handschriften gab dann M. Diepenbrock 1829 Suso's Leben und Schriften 'mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache' heraus, mit einer Einleitung von J. Görres (4. Aufl., Regensburg 1884). Für wissenschaftliche Zwecke ist jetzt die allein brauchbare Ausgabe die vom P. Fr. Heinrich Seuse Denifle, Die deutschen Schriften des Seligen Heinrich Seuse aus dem Predigerorden. Nach den ältesten Handschriften in jetziger Schriftsprache hg., Bd. 1, München 1880. Sie ist leider noch unvollendet. Die noch ausstehenden Bände sollen das unverkürzte Briefbuch, die Bruderschaft der ewigen Weisheit, die Predigten, das Horologium sapientiae und anhangsweise das Minnebüchlein bringen. Denifle hat sich bei seiner Erneuerung 'durchaus und zwar fast sklavisch' an die Handschriften gehalten und so gut wie möglich den alten Sprachcharakter gewahrt; trotzdem bleibt eine Veröffentlichung des Originaltextes sehr erwünscht: mit Suso's Sprache

man sich erst dann ersprießlich beschäftigen können. Auch das ziemlich ver-
te handschriftliche Material bedarf noch der Vervollständigung und systema-
n Durcharbeitung; es sei hier nur auf eine Pariser Handschrift (Vetter,
. 47. 62), auf Ms. Berol. germ. quarto 182, auf Catalogue of the library
r. Kloss of Franckfurt a/M. 1835 verwiesen. Das Büchlein der Weisheit,
t der deutsche Text der Bruderschaft der ewigen Weisheit haben auch, ge-
ntlich in gekürzter Gestalt, Aufnahme gefunden in Der ewigk wißheit bet-
lein. Gedruckt vnd vollendet in der loblichen stat Basel durch meyster
oben von Pfortzheim in costen Marx werdemüller vō zürch. Nach christi ge-
als man zalt düsent funffhundert vnd achtzehen iar. In dem anderen tag
Brachmonetz. Fol. 1^b — LXV^b (Exemplar auf der Mainzer Stadtbibliothek).
Heinrici Susonis seu fratris Amandi Horologium sapientiae ed. J. Strange.
o nova. Coloniae 1861. Ueber eine englische Bearbeitung s. Horstmann,
ia X, 323 ff. — Henric Suso's Gudelig Visdoms bog i dansk oversaet-
fra det femtende århundrede udgivet af C. J. Brandt, Kjöbenhavn 1858.
Heyboom, Suso's Hondred artikeln in Nederland: Archief voor Neder-
che kerkgeschiedenis I (1886). — Güldene Sendtbriff vieler Alten Gott-
n Kirchen Lehrer: Als Johann Thaulers, Heinrich Seussen, Johan Creutzers
w. hg. von D. Sudermann 1622. — Preger, Die Briefe Heinrich Suso's.
einer Handschrift des 15. Jahrhunderts hg., Leipzig 1867. Die von
r abgedruckten Briefe sind ein Gemisch aus dem ursprünglichen und dem
ten Briefbuch, vgl. die Polemik darüber zwischen Denifle und Preger in
Zeitschr. für deutsches Alterthum XIX, 346 ff., XX, 373 ff., XXI, 89 ff.;
ger für deutsches Alterthum I, 261 ff. Vgl. auch Vetter, Anm. 62. —
Suso's Leben hat Denifle vor längerer Zeit in Rom wichtiges Material
unden; leider konnte sich der Verfasser dieses Artikels das neue Material
nicht zugänglich machen. Vgl. C. Schmidt in den Theol. Studien und
en 1843, S. 835 ff. und Mémoires de l'Académie royale des sciences
es et politiques de l'Institut de France. Tome II. Savants étrangers.
6—436. — F. Bricka, Henri Suso. Strassb. 1854. — F. Böhringer,
eutschen Mystiker des 14. u. 15. Jahrhunderts, S. 297—441. — C. Greith
n Kath. Schweizerblättern für Wissenschaft und Kunst II (Luzern 1860),
137 ff., 399 ff. und in seiner Schrift: Die deutsche Mystik im Predigerorden,
urg 1861. — J. Bach, Meister Eckhart, S. 164 ff. — E. Böhmer, Da-
, 1865, S. 291 ff. — L. Kärcher im Freiburg. Diöces.-Arch. III, 189 ff. —
Volkmann im Programm des Gymnasiums zu Duisburg, 1869. — Preger
r Zeitschrift f. hist. Theologie, 1869, S. 119 ff. und Gesch. der deutschen
k im Mittelalter II, 309 ff. Vgl. Anzeiger f. deutsches Alterthum IX,
f. — F. Vetter, Ein Mystikerpaar des 14. Jahrhunderts, Basel 1882.
nzugänglich blieb eine populäre Darstellung des Lebens Suso's von Denifle
r Zeitschrift Alte und neue Welt (Einsiedeln) 1883, Heft 10 f. — R. See-
Ein Kampf um jenseitiges Leben. Lebensbild eines mittelalterlichen
men in protestantischer Beleuchtung. Dorpat 1889, vgl. Blätter f. litterar.
halt., 1889, Nr. 44. — Th. Jäger, Heinrich Seuse aus Schwaben (genannt
. Ein Diener der ewigen Weisheit im 14. Jahrh., Basel 1894. — Ueber Suso
Prediger s. Cruel, Gesch. d. deutschen Predigt im Mittelalter, S. 396 ff. und
nmayer, Gesch. d. Predigt in Deutschl., S. 432 ff. Philipp Strauch.

Süß: Gustav S., geboren 1823 in Rumbeck an der Weser, bei Rinteln,
82 in Düsseldorf. Dieser originelle Künstler machte seine ersten Studien
n vierziger Jahren an der Akademie in Kassel, aber, sei es der mangel-
Unterricht oder sein noch schlummerndes Talent, der junge Maler schien
zu großen Hoffnungen zu berechtigen. Aber rasch entfaltete sich seine Be-

gabung, als er an die Düsseldorfer Akademie unter die Leitung tüchtiger Lehrer kam. S. wandte sich mit großer Liebe der Darstellung der Thierwelt zu, und in dieser ganz besonders dem Volk der Hühner und der kleinen Vögel. Er wußte seine gefiederten Modelle mit so viel naivem Humor darzustellen, daß die Bilder eine packende Wirkung ausübten. Ein kleines Gemälde, „Das aus dem Ei gekrochene Küchlein", ist wohl der ganzen Welt bekannt geworden. Seine Illustrationen des plattdeutschen Gedichtes „Het Wettlopen tüschen den Hasen und dem Swinegel", ist von überwältigender Komik und hatte ebenfalls großen Erfolg. Auch eine Reihe von Kinderschriften verfaßte und illustrirte S., der lange Zeit zu den namhaftesten Künstlern Düsseldorfs zählte, wo er vielfach Gelegenheit fand seine geselligen Talente zur Geltung zu bringen.

Louis Katzenstein.

Süß: Vincenz Maria S., archäologischer Schriftsteller und Sammler, wurde zu Weißenbach nächst Strobl am 15. Januar 1802 geboren; daselbst und später in Gastein erhielt er seine erste Erziehung. Er wurde zur Ausbildung im Lehrfache im J. 1816 in das Salzburger Schullehrerseminar gegeben, ward später Lehrgehülfe an der Normalhauptschule in Salzburg, verließ aber bald dieses Fach, trat als Praktikant bei dem k. k. Rentamt zu Zell am See ein und wurde später nach Goldeck, 1824 nach Salzburg zum Rentamte übersetzt. Im J. 1828—1843 finden wir S. beim Salzburger Stadtmagistrate angestellt, zuletzt als Cassieramtscontrollor. Von 1843 an war er städtischer Leihhausverwalter, und zwar bis zu seiner im J. 1863 erfolgten ehrenvollen Versetzung in den Ruhestand. Nachdem er schon 1853 durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Salzburg geehrt worden war, wurden ihm auch späterhin vielfache Auszeichnungen für seine mannichfachen Verdienste zu Theil, insbesondere war S. Ehrenmitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereine. Er starb am 5. Mai 1868 zu Salzburg. Besondre Verdienste hat sich S. durch die Begründung des eigentlich von ihm geschaffenen Salzburger Museums erworben, einer Schöpfung, welche heutzutage in archäologischer, kunst- und culturgeschichtlicher Beziehung eine überaus hervorragende Stelle einnimmt. Von 1833 an, als er es zu begründen begann, widmete S. dem Museum seine vollste ungetheilte Aufmerksamkeit, bis er es bei seinem Tode als schönes so überaus bedeutendes organisirtes Institut zurücklassen konnte. Die litterarische Thätigkeit Süß' betraf zumeist ebenfalls Salzburg, so gab er eine Arbeit: „Die Bürgermeister Salzburgs von 1433—1840" (Salzburg 1840) und „Beiträge zur Geschichte der Typographie und des Buchhandels im . . . Herzogthum Salzburg" (1845) heraus, sammelte eifrig im Lande die Volkslieder und -reime und edirte 1865 die vortreffliche Sammlung: „Salzburger Volkslieder mit ihren Singweisen". Außerdem finden wir vielfach kunst- und culturgeschichtliche Aufsätze aus seiner Feder in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, und besonders verdienen die werthvollen Abhandlungen von ihm in den jährlich erschienenen Berichten des Salzburger Museum Carolino-Augusteum, das er, wie erwähnt, begründet hat, hohe Beachtung.

A. Steinhauser, Vincenz Maria Süß, Gründer und Director des städt. Museum Carolino-Augusteum. Lebensskizze. Salzburg 1869. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich XL. Thl. 1880. A. Schlossar.

Süß-Oppenheimer: Joseph S., als „Jud Süß" allgemein bekannter Finanzmann des 18. Jahrhunderts, an dessen Namen sich eine der unerfreulichsten Episoden der württembergischen Geschichte knüpft. Mütterlicherseits stammte er aus einem vornehmen Frankfurter Judengeschlechte; als sein gesetzlicher Vater galt der Rabbi Issachar Süßkind Oppenheimer, Director einer wandernden Sängergesellschaft, in Wahrheit scheint er aber der natürliche Sohn

des Freiherrn v. Heydersdorff gewesen zu sein, der im J. 1693 schmachvoll cassirt wurde, weil er als Commandant von Heidelberg Stadt und Schloß angeblich zu früh den Franzosen übergeben hatte. Der Ort der Geburt ist ohne Zweifel Heidelberg, das Jahr nach der wahrscheinlichsten Berechnung 1692. An Gelegenheit, sich umfassende Bildung anzueignen, fehlte es dem Knaben nicht, der indessen nur theilweisen Gebrauch davon machte. Abenteuerlust und Sucht, den vornehmen Herrn zu spielen, traten bei ihm frühzeitig hervor und trieben ihn mit 17 Jahren in die Fremde. Zuerst ging er nach Holland, dann über Prag nach Wien. Entfernte Verwandtschaft mit den dortigen Oppenheimern verschaffte ihm Zutritt in vornehme Häuser; hier wurde er in die Geheimnisse des Geldmarktes und in die damaligen Finanzkünste eingeweiht, und bildete sich zum Geschäftsmann aus. Praktisch verwerthete er zunächst die neu erworbenen Kenntnisse im Dienste der Kurfürsten von der Pfalz und von Köln, sowie des Landgrafen von Hessen-Darmstadt: seine Gewandtheit trug ihm verschiedene Hoftitel und ein ansehnliches Vermögen ein. Im Sommer 1732 lernte er im Wildbad, wo er als Curgast weilte, den damaligen Prinzen Karl Alexander von Württemberg und dessen Gemahlin kennen; beide fanden an ihm so großes Wohlgefallen, daß sie ihn alsbald in ihre Dienste zogen. Nachdem Karl Alexander Herzog von Württemberg geworden war, ernannte er S. zunächst zu seinem Residenten in Frankfurt a. M., bald aber berief er ihn nach Stuttgart und verlieh ihm den Titel eines Geheimen Finanzrathes. In kürzester Frist wußte S. sich dem Herzog unentbehrlich zu machen und die ganze Leitung der Staatsgeschäfte in die Hände zu bekommen. Der Herzog bedurfte zur Ausführung seiner Pläne — nach außen Vergrößerung des Landes, nach innen Beschränkung der landständischen Rechte und Gleichberechtigung der katholischen mit der evangelischen Confession — einer starken Militärmacht, und zur Unterhaltung dieser, großer Geldmittel. Solche zu schaffen, war S. der richtige Mann. Sein Genie in Entdeckung neuer Geldquellen war unerschöpflich. Es waren die damals in Deutschland allgemein üblichen Finanzoperationen, die S. auf seinen Wanderungen an fremden Höfen kennen gelernt hatte und nun in Stuttgart einführte, meist in doppelter Hinsicht verwerfliche Operationen, weil sie das Volk aufs härteste drückten und zugleich demoralisirend wirkten, indessen auch einige darunter, deren Anwendung durch Uebung späterer Perioden nachträglich gerechtfertigt worden ist. Prägung schlechten Geldes durch S., der die Münze in Pacht hatte, Handel mit Aemtern und Titeln durch Vermittlung des sogenannten Gratialamtes, Feilheit der Justiz durch die des Fiscalamtes, Steuern, Sporteln und Monopole aller Art waren die Mittel, wodurch S. die Casse des Herzogs und mehr noch die eigene zu füllen wußte; sich selbst bereicherte er überdies durch Handel mit Juwelen, Pferden, Weinen u. s. w., durch Lotterien, Pacht einträglicher Artikel, Annahme von Geschenken, Ausleihen von Geldern und dergleichen mehr. Bei allen Manipulationen wurde der Schein gesetzlicher Form wenigstens bis zu einem gewissen Grade gewahrt. S. begnügte sich mit der Rolle des Rathgebers, der Herzog ordnete an, und die herzöglichen Räthe und Beamten vollzogen die Anordnungen. Nur war es S. mit der Zeit gelungen, die alten redlichen Räthe zu entfernen und fast alle Stellen mit seinen gefügigen Werkzeugen zu besetzen oder die Widerstandskraft der wenigen rechtschaffenen Beamten durch Einschüchterung zu lähmen. Des Juden ganze Macht beruhte auf dem persönlichen Vertrauen, das er bei Karl Alexander genoß. Um sich dieses zu bewahren, schreckte er vor keiner Art von Lüge, Verleumdung und Heuchelei zurück. Er wußte vor allem in dem Herzog den Glauben zu erwecken, daß die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln seinem und des Landes Wohl dienlich seien. Mit echt semitischer Geschmeidigkeit verstand er es, sich in die fürstlichen Launen zu finden und die

Schwächen des Herzogs auszubeuten. Bezeichnend ist nach dieser Richtung sein offenes Bekenntniß: „Ich habe mich in des Herrn Humor zu schicken gewußt, mich die eine Viertelstunde ausmachen lassen, und mich doch gleich wieder präsentirt.“ Die landständische Partei ihrerseits befestigte die unumschränkte Herrschaft des Geheimen Finanzraths durch allzu schroffes Verhalten dem Herzog gegenüber, was hinwiederum S. benutzte, um die Kluft zwischen jenem und den Vertretern seines Volks unüberbrückbar zu machen.

S. scharrte nun die erbeuteten Schätze keineswegs zusammen, verschwendete sie vielmehr zum guten Theil in der Weise eines vornehmen Lebemannes. Sein Haushalt war aufs großartigste eingerichtet, die edelsten und höchststehenden Herren des Landes verkehrten mit ihren Familien in dem Hause des Juden, selbst Besserdenkende wollten sich aus Zweckmäßigkeitsgründen dem Umgang mit ihm nicht ganz entziehen; seine üppigen Gelage, seine glänzenden Ballfeste bildeten den Höhepunkt der Lustbarkeiten in der Residenz. Sein Benehmen war durchaus weltmännisch gewandt, seine Erscheinung vornehm, selbst einnehmend, in nichts verrieth er den Juden, in allen Lebensgewohnheiten war er durchaus Cavalier. Zahllos waren seine galanten Abenteuer mit Schönen aus allen Ständen bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinein. Er wünschte auch geadelt zu werden, aber der Wiener Hof berücksichtigte das bezügliche Gesuch nicht, obgleich der Herzog es befürwortete.

Indessen war Süß' Stellung gegen das Ende der Regierung Karl Alexander's stark erschüttert, namentlich seitdem der letztere sich hatte überzeugen lassen, daß er von seinem Günstling im Juwelenhandel schnöde betrogen worden war. Als S. Verdacht schöpfte, bat er um seine Entlassung und wollte sich mit dem Reste seines Raubes aus dem Staube machen. Dies verhinderte der Herzog, da er nicht wollte, daß das gestohlene Geld aus dem Lande komme, und außerdem von dem in seine geheimsten Pläne Eingeweihten bloßgestellt zu werden fürchtete. Um den Juden sicher zu machen, ertheilte er ihm ein vollständiges Absolutorium für Vergangenheit und Zukunft, wobei dieser sich beruhigte. Heimlich fertigte aber der Herzog vor seiner beabsichtigten Reise ins Ausland eine Ordre aus, laut welcher S. während seiner Abwesenheit verhaftet und auf eine Festung gebracht werden sollte. Am 12. März 1737 fuhr S. mit Karl Alexander nach Ludwigsburg, nach dessen plötzlichem Tode an dem Abend des genannten Tages eilte er nach Stuttgart zurück, um der Herzogin von dem Geschehenen Bericht zu erstatten. Nach der Audienz wurde er auf Befehl der letzteren und des Generals und Oberburggrafen v. Röder, denen jene oben erwähnte Ordre bekannt war, verhaftet. Auf sein Vermögen wurde Beschlag gelegt, er selbst zunächst in seinem Hause bewacht, nach einem mißglückten Fluchtversuch von dort aus am 19. März nach Hohen-Neuffen, und bald darauf nach Hohen-Asperg gebracht. Dort wurde dem Gefangenen eine so harte Behandlung zu theil, daß er mehrere Selbstmordversuche unternahm. Der Proceß schleppte sich Monate lang hin, und die Acten thürmten sich hoch auf. In dem Verhör zeigte S. sich anfangs störrisch, ja übermüthig. Aber in der Folge bequemte er sich zu umfassenden Geständnissen, deren Offenheit keinen ganz ungünstigen Eindruck macht. Um so tadelnswerther erscheint der gehässige Uebereifer der Untersuchungscommission und der siegreichen Partei überhaupt, die, um den verhaßten Juden desto sicherer zu verderben, sich selbst nicht scheute, den verewigten Herzog und seine Wittwe zu beschimpfen. Auch bewegte sich die langwierige Untersuchung keineswegs durchgängig in gesetzlichen Bahnen. Dem öffentlich bestellten Vertheidiger wurden die Mittel zu einem wirksamen Eintreten für den Angeklagten vorenthalten, so daß die ganze Vertheidigung zur leeren Förmlichkeit wurde. Am 13. December 1737 erkannte endlich das Untersuchungsgericht — im Wider-

spruch mit dem Gutachten der ersten juristischen Autorität im Lande, des Tübinger Professors und nachmaligen Kanzlers Harpprecht — auf Tod durch den Strang gegen S. wegen der Verbrechen der Amtserschleichung, des Betrugs, der Majestätsverletzung im engern Sinn und des Hochverraths. Am 29. Januar 1738 wurde der Ahnungslose und von einem glücklichen Ausgang seines Processes Ueberzeugte nach Stuttgart gebracht, zwei Tage später ihm vom Richtercollegium das Todesurtheil verkündigt, das am Morgen des 4. Februar vollzogen wurde: auf der sogenannten Galgensteige wurde S. in einem eisernen Käfig, der über dem im Lande wohlbekannten eisernen Galgen angebracht war, aufgehängt. Den Bekehrungsversuchen von protestantischer Seite hatte er, dem in guten Tagen jede Religion gleichgültig gewesen war, hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, wodurch er sich bei seinen Glaubensgenossen den Nimbus eines jüdischen Märtyrers gewann.

Der Ausgang des häßlichen Handels ist nicht mit Rücksicht auf den Juden, der von dem höheren Gesichtspunkt der Moral aus den Tod mehr als einmal verdient hatte, wohl aber im Interesse der siegreichen landständischen Partei zu bedauern, die, der Stimme des Hasses und den Wünschen einer erbitterten Volksmenge Gehör schenkend, das Recht, zu dessen Hut sie berufen war, beugte und ihre Herrschaft mit einem Gewaltact einleitete. Die Erinnerung an Jud Süß hat sich in Württemberg lange von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, bald haben sich auch Sage und Dichtung seiner immerhin interessanten Person bemächtigt: die weiteste Verbreitung hat Wilhelm Hauff's Novelle Jud Süß gefunden.

K. F. Dizinger, Beiträge zur Geschichte Württembergs und seines Regentenhauses zur Zeit der Regierung Karl Alexander's und während der Minderjährigkeit seines Erstgeborenen. Erstes Heft. Tübingen 1834. — Manfred Zimmermann, Joseph Süß Oppenheimer, ein Finanzmann des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1874. — Vgl. auch Stälin über Karl Alexander in A. D. B. XV, 366 ff. und die dort angeführten Quellen. R. Krauß.

Süßenbach, preußischer Oberforstmeister, war Oberjäger im preußischen reitenden Feldjägercorps, machte als solcher den ganzen siebenjährigen Krieg in der Umgebung König Friedrich's II. mit und wurde zu den Verrichtungen des Generalstabes und der Ingenieurgeographen gebraucht. Er war ein gebildeter Mann, welcher militärische und mathematische Kenntnisse besaß und gut zeichnete. Zeitweise war er dem General v. Wobersnow und dem Generaladjutanten v. Krusemark als Geheimsecretär beigegeben. Sein Kriegsherr war ihm wohlgewogen und machte ihn, nachdem der Friede geschlossen war, zuerst zum Forstmeister, später zum Oberforstmeister in Schlesien. Die in diesen Stellungen ihm gebotene Muße benutzte er um eine Sammlung von Beiträgen zur Geschichte des von ihm mitgemachten Krieges, welche er schon während des letzteren angelegt hatte, zu sichten und zu vermehren. Offenbar hat er dabei den Zweck späterer Veröffentlichung verfolgt; er starb aber bevor es dazu kam und sein Werk ganz vollendet war. Was er hinterlassen hat sind theils eigene Aufzeichnungen über die Vorfälle auf denjenigen Kriegsschauplätzen, auf denen er selbst zugegen war, theils aus zuverlässigen Quellen ihm zugegangene Nachrichten über anderweite Ereignisse und Verhältnisse. Als König Friedrich II. gestorben war, bemühten sich Süßenbach's Nachfolger im Amte eines schlesischen Oberforstmeisters, v. Wedel, sowie der Philosoph Christian Garve, Süßenbach's Arbeit im Interesse der Wittwe und ihrer Kinder zu verkaufen. Jener versuchte König Friedrich Wilhelm II. zum Erwerbe derselben zu bestimmen, dieser gedachte in den Herzogen von Weimar und von Braunschweig oder in dem Leipziger Buchhändler Göschen einen Käufer anzuschaffen. Endlich fand sich ein solcher in der

Person des Erbgrafen Ludwig von Hessen (später Großherzog Ludwig I.), welcher im Mai 1788 den Preis von 100 Ducaten zahlte. Die Sammlung kam nun nach Darmstadt, wo sie sich noch gegenwärtig in der Hofbibliothek befindet; sie umfaßt neun große Mappen, welche der Zeitfolge entsprechend geordnet sind; S. hat zu dem Inhalte derselben bemerkt, was daran seiner Ansicht nach noch fehlt. Die Sammlung, deren Vorhandensein zu jener Zeit weiten Kreisen bekannt war und z. B. von Tielke bei seiner Beschreibung der Schlacht von Zorndorf wörtlich verwerthet ist, gerieth später derart in Vergessenheit, daß selbst ein Forscher wie J. D. E. Preuß sie nur vom Hörensagen kannte. In „Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte“, Berlin 1833, 2. Band, Seite 417, schreibt letzterer: „Das treffliche Werk scheint keinen Käufer gefunden zu haben.“ Erst später erinnerte man sich seiner und Professor A. Schäfer hat es bei der Herstellung seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche in den Jahren 1867 bis 1874 erschien, vielfach benutzt. In der ersten der nachstehend genannten Quellen ist der Inhalt näher angegeben.

Forschungen zur deutschen Geschichte XVII, 579. Göttingen 1877. — Allgemeine Militärzeitung Nr. 35/36. Darmstadt 1844. B. Poten.

Süskind: Friedrich Gottlieb S., Director des königlich württembergischen Studienraths, geboren am 17. Februar 1767 zu Neuenstadt am Kocher, wo sein Vater Johann Gottlieb S. evangelischer Geistlicher war, † am 12. November 1829 zu Stuttgart. Im sechsten Jahr verlor er seinen Vater, mit den fünf Waisen zog die Mutter, eine Tochter des Leibarztes Reuß und Enkelin Joh. Albr. Bengel's, nach Stuttgart; die treffliche Frau erzog ihre Kinder, welchen die großväterliche Liebe die fehlende väterliche ersetzte, sehr gut, und sah sich durch die schöne Laufbahn ihres ältesten Sohnes reich belohnt für ihre mütterliche Sorge († 1811). Mit 16½ Jahren wurde der sehr gut beanlagte Knabe in das evangelische Seminar Tübingen aufgenommen (1783), nach vollendetem fünfjährigem Studium und ⁵/₄jährigem Vicarsdienste unternahm der vielversprechende junge Mann eine größere Reise durch Deutschland (Frühjahr 1790); 10 Monate hielt er sich in Göttingen auf, wo damals mehrere Schwaben als Lehrer wirkten (Planck, Reuß, Osiander, Gmelin, Spittler); mit seinem Landsmann Stäudlin zog er dann über Helmstedt nach Berlin, und kehrte Sommers 1791, nachdem er noch Halle, Leipzig, Jena und andere Städte besucht hatte, in sein Vaterland zurück. Zweieinhalb Jahre lang versah er nun Repetentenstelle am Seminar in Tübingen, in häufigem vertrautem Umgange mit dem älteren Storr, dessen Nachfolger er einst werden sollte, und der auf seine ganze theologische Anschauungsweise großen Einfluß gewann; hierauf war er eineinhalb Jahr Stadtvicar in Stuttgart, 29. Mai 1795 wurde ihm das Diaconat in Urach übertragen, aber schon am 17. October 1798 wurde er, durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten vortheilhaft bekannt, zum vierten Professor der Theologie in Tübingen berufen. Bis 1805 blieb er, später zum dritten Professor und Frühprediger, wie zum Superattendenten des evangelischen Seminars ernannt, in Tübingen, eine rege wissenschaftliche und Lehrthätigkeit in dieser Stellung entfaltend, ein fester Pfeiler der älteren Tübinger Schule. Seine Grundanschauungen stimmen mit denen von G. Chrn. Storr (s. d. Art.) überein; er war der Dialektiker der Schule, ausgezeichnet nicht bloß durch bedeutende Kenntnisse, sondern ebenso durch eine große Schärfe des Geistes. Seine Arbeiten und sein Streben waren überwiegend auf die apologetisch-dogmatischen Grundfragen des Christenthums gerichtet, darum lag er auch stets im Kampfe mit der Zeitphilosophie; mit Kant und Fichte setzte er sich auseinander in der Abhandlung: „Ueber das Recht der Vernunft in Ansehung der negativen Bestimmung der Offenbarung“ (Magazin für christliche Dogmatik, herausgegeben

797), gegen Schelling vertheidigte er den Theismus (ibid. 1802,
2). Doch wird nicht zu leugnen sein, daß er sich dem Einfluß der
dmung nicht ganz zu entziehen vermochte.
ider und nachhaltiger als seine theologische Thätigkeit war die für
Schule, nachdem er am 5. Juli 1805 nach dem Tode G. Chrn.
essen Nachfolger als Oberhofprediger und Consistorialrath in Stutt-
worden war, bald darauf wurde er auch noch Feldpropst und
dienrath. Die große Gebietserweiterung, welche Württemberg in
erhielt, die Aufhebung der altwürttembergischen Verfassung und
rsachten große Aenderungen in Kirche und Schule. Der scharf-
ngsliebende, pünktliche, geschäftstüchtige Mann, kategorisch in Amt
aft, wurde mit vielen der wichtigsten derselben betraut. Insbesondere
mit dem 1. Januar 1809 eingeführte evangelische Liturgie sein
te die schwierige Aufgabe von Storr übernommen, welchen der Tod
t hatte. Auf den bestimmten Befehl des gewaltthätigen Königs
te das pietistische Element ganz daraus fern gehalten werden; die
Formeln und Anschauungen wurden durch rationalistische, trockene
lf oft unverständliche ersetzt. Bei der Aufregung, welche die Ein-
lben, besonders wegen der Weglassung des Teufels in der Tauf-
tionsliturgie, in weiten Kreisen des Landes, hauptsächlich in den
h gesinnten hervorrief, und bei der harten Willkür, mit welcher
ich jeden Widerstand zu brechen suchte, hatte S. einen sehr schweren
gewissenhafte, unabhängige Mann, der sich bei Geschäften durch
chen Rücksichten leiten ließ, wurde von Mit- und Nachwelt oft
ilt in dieser Angelegenheit. Sein Versuch, von dem alten Inhalt
möglich zu retten, stieß bei König und Ministerium auf einen
welcher nicht zu brechen war; so viele Censuren hatte seine Arbeit
daß er sie kaum mehr als die seinige anerkennen wollte. Trotz
nden Verlangens war keine kirchliche Behörde befragt worden, nur
Gewalt setzte alles fest. Die Duldsamkeit, welche er gegen einzelne
e, welche die neue Formel nicht annahmen, zog ihm einen könig-
s zu, welchen er auf Immediatbefehl vor dem Gesammtministerium
e. Den Auftrag, eine neue Kinderlehre und ein neues Confirmations-
uarbeiten, mit welchem er betraut wurde, machten zum Glücke für
tverhältnisse wieder rückgängig. Im J. 1812 wurde er zum
neuerrichteten Oberstudienraths ernannt und damit an die Spitze
n höheren Schulwesens (die Universität abgerechnet) gestellt. An der
g der Bildungsanstalten, besonders der evangelischen Seminare, hat
iden Antheil, und manches von dem damals eingerichteten ist noch
reicher Gültigkeit; wie er bei den Geistlichen die Pflege eines wissen-
nnes zu fördern suchte, da er selbst einen unermüdlichen Bildungs-
so war er bei den Bildungsanstalten darauf bedacht, ihnen den
chten Humanität einzupflanzen. Noch einmal kam er mit König
Conflict, als der König ihn am 9. August 1814 in das „ordentliche
erief, welches über die Trennung der kronprinzlichen Ehe (Wilhelm
nberg und Charlotte Auguste von Baiern) erkennen sollte. Die
, im J. 1808 durch den Druck politischer Verhältnisse mit einander
atten gemeinsam den Antrag auf Trennung gestellt, da ihre Ehe
n worden war, und König Friedrich wünschte aus dem gleichen
Annullirung der Ehe. In einem ausführlichen Gutachten stimmte
Annullirung der Ehe, sondern für Scheidung, und das Ehegericht
Bei einer Privatunterredung des Königs mit S. blieb der charakter-

volle Mann trotz der zu befürchtenden Ungnade bei seiner Ansicht, ein königliches Decret berief nun an seine Stelle den Oberhofprediger d'Autel in die Commission, worauf der königliche Wille erfüllt wurde; die königliche Ungnade hatte S. übrigens nicht zu erfahren, König Friedrich behandelte ihn stets mit Achtung. Im J. 1829 wurde S. zum k. Commissär über das neuerrichtete Katharinenstift ernannt. In unablässigem, eifrigem und segensreichem Wirken brachte S. die letzten Jahre seines Lebens zu, hohe Ordensauszeichnungen erkannten diese Thätigkeit an; streng gegen sich, war er gegen andere oft kalt, untheilnehmend und schroff; der treffliche, gediegene Kern in seinem Gemüthe vermochte die rauhe Schale nicht immer zu sprengen. Im Juli 1829 ergriff ihn ein schweres mit Erstickungsanfällen verbundenes Leiden, von welchem ihn am 12. November 1829 endlich der Tod erlöste. S. ist dreimal verheirathet gewesen; am 24. August 1795 vermählte er sich mit Friederike Louise Volz, Tochter des Amtspflegers in Balingen; 4. December 1814 starb dieselbe, worauf S. am 17. Februar 1817 eine neue Ehe einging mit Amalie Knapp, Tochter des Regierungsraths in Stuttgart, die ihm aber schon am 18. Februar 1818 wieder entrissen wurde; am 6. Juli 1824 heirathete er Wilhelmine Nast, Tochter des Finanzraths; von den 11 Kindern, welche ihm die beiden ersten Frauen geschenkt hatten, überlebten 10 den Vater. — Von seinen Schriften gibt die Broschüre: Zum Andenken an Fr. G. v. Süskind, Stuttgart 1829, S. 19 ein Verzeichniß; es sind meistens Abhandlungen dogmatischen (z. B. Wunder, Offenbarung, Göttlichkeit der Lehre Jesu, Messias, Aufhebung der Sündenstrafen), dogmengeschichtlichen (Opfer des Abendmahls) und exegetischen Inhalts (Aechtheit des Johannesevangeliums, Widersprüche im Evangelium Johannis, über Römer 5, 12), aber auch philosophischen (Prüfung der Schelling'schen Lehre von Gott) Inhalts finden sich; sie stehen im: Magazin für christliche Dogmatik und Moral von J. F. Flatt (von St. 9 an war S. Herausgeber) St. 1. 2. 3. 4. 6. 7. 9. 10. 11. 12. 13. 16. 17; andere im Archiv für Theologie von Bengel, 1 u. 7; nach Süskind's Tode erschienen: „Vermischte Aufsätze meist theologischen Inhalts", herausgegeben von seinem Sohne. Stuttgart 1831; der bedeutendste darunter ist der über Schleiermacher; „Predigten auf alle Sonn- und Festtage." Ludwigsburg 1844; noch ist zu erwähnen die Schrift: „Ueber die Pestalozzi'sche Methode und ihre Einführung in die Volksschulen." Stuttgart 1810. Recensionen von ihm enthalten die Allgemeine (Halle'sche) Litteraturzeitung, die Tübinger gelehrten Anzeigen und die oben erwähnten Zeitschriften.

Quellen, außer der angeführten Broschüre, der Nekrolog (von Prälat Flatt) Schwäbischer Mercur 1829, Chronik S. 641. — Athenäum berühmter Gelehrter Württembergs, 1830, IV, 109. — Hesperus 1829, Nr. 282. — Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche (Landerer-Wagenmann) 1, 1 S. 285 ff.; II, 16, S. 67. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangel. theolog. Facultät in Tübingen, 1877, S. 133. — Landerer, Neuere Dogmengeschichte 1881. — Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Tübingen 1840. — Württembergische Kirchengeschichte S. 545. 56[illegible]. Stuttgart 1893. — Schriftliche autograph. Mittheilungen von der [illegible]

Theodor Sch[illegible]

Süßmayer: Franz Xaver S., Componist, geboren in dem S[illegible] Steyer in Oberösterreich 1766, † zu Wien am 17. September 1803, [illegible] seine musikalische Erziehung im Benedictinerstift Kremsmünster, wo er a[illegible] knabe Verwendung fand und von Georg Pasterwitz theoretisch gebilde[illegible] An tonkünstlerischen Anregungen gebrach es ihm da keineswegs. Nicht nur, die Kirchenmusik sich eifriger Pflege erfreute, im Stiftstheater kam die [illegible] musik kleinen Stils zur Geltung, desgleichen ward auch die Instrumen[illegible]

nicht vernachlässigt. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß in dem Jüngling frühzeitig die Schaffenslust sich regte. Er componirte Sinfonien, Cantaten, allerhand Kirchenmusik (Messen, Motetten, Psalmen) und kurze Singspiele, welche ebendaselbst aufgeführt wurden und ihrer angenehmen Melodien wegen gefielen. Auf die Dauer konnte das abgelegene Kremsmünster den weiter ausgreifenden Plänen des lernbegierigen Kunstjüngers allerdings nicht genügen. Er strebte darnach, in den Mittelpunkt des musikalischen Lebens zu kommen, das damals in der Kaiserstadt hochgehende Wellen schlug. Gedacht, gethan. Er ging nach Wien. Hier, wo damals Mozart und Ditters schufen, Gluck und Salieri lebten, ein wenig später Haydn und nicht lange darauf Beethoven sich bleibend ansiedeln sollten, gelang es ihm, Salieri's Schüler in der Composition zu werden. Zugleich ward er mit Mozart bekannt, zu dessen Musik er sich in aufrichtiger Liebe hingezogen fühlte, und der seinem eigenen Schaffen vielfach zum Vorbild diente. Er ward sein Famulus, Kamerad und einer der „Narren“, an denen der Meister, wenn ihn die Lust hierzu überkam, seine Laune auslassen konnte. „Sauermayer“, wie ihn Mozart öfters scherzend nannte, benützte die Gelegenheit, sich in den Stil seines Freundes völlig einzuleben. Auch äußerlich bekundete sich das. Seine Handschrift ähnelte der des von ihm verehrten Tonheroen so sehr, daß auf den ersten Blick eine Unterscheidung zwischen beiden kaum möglich war. So kam es, daß Mozart, als er bereits leidend und von der Zeit gedrängt, die Krönungsoper „Titus“ so zu sagen aus dem Aermel schütteln mußte, die Dienste Süßmayer's in Anspruch nahm und ihm die Composition der Seccorecitative überwies, welcher Aufgabe er sich zu dessen Zufriedenheit entledigte. Lange Zeit hat man ihm irrthümlicher Weise auch die Composition der Arien der Servilia, des Publio und Annio zugeschrieben, Nummern, welche fast alle in Mozart's Originalhandschrift existiren. Wie eng befreundet das Verhältniß der beiden, an Talent himmelweit von einander abstehenden Musiker gewesen, geht auch aus der Thatsache hervor, daß S., welcher damals (nach einer nachträglichen Aeußerung Seyfried's) „des verewigten Amphion unzertrennlicher Gefährte“ gewesen, bei der ersten Aufführung der „Zauberflöte“ am 30. September 1791 dem am Clavier dirigirenden Meister die Seiten umwendete. In das innigste Verhältniß zur Mozart'schen Muse trat S. vollends bei dessen Schwanengesang, dem „Requiem“, das der todkranke musikalische Prometheus in allen Einzelheiten nicht mehr vollenden sollte. S. hat das herrliche Tonwerk nach den ihm seitens des sterbenden Meisters gewordenen Andeutungen ausinstrumentirt und ist hierbei nicht ohne Geschick verfahren. Dieses übrigens nicht allzu hoch zu veranschlagende Verdienst bildet auch den einzigen Lichtpunkt in seinem künstlerischen Wirken, bloß das Mitthun an Mozart's Requiem rettet seinen Namen vor der Vergessenheit.

Seine eigene Production für die Wiener Opernbühnen begann bald nach Mozart's Tod 1792. Der stets findige, auf Talentenfang bedachte Schikaneder hatte ihn eingefädelt. S. verstand sich dazu, für seine Opernunternehmung einen „Moses“ zu schreiben. Auch das Theater an der Wien brachte 1796 „Moses oder der Auszug aus Aegypten“ von S., und am Christfest 1812 ward „Moses“ als Oratorium in zwei Abtheilungen im k. k. Redoutensaal in Wien zum Besten der in der Versorgung zu St. Marx stehenden armen Bürger, Bürgerinnen und Bürgerskinder bei „zum Erdrücken vollen“ Hause aufgeführt. Der wohlthätige Zweck ward wohl erreicht, aber das Werk erzeugte „die tödtlichste Langeweile“. S. versorgte die Theater fortwährend mit frischen Erzeugnissen seiner flinken Feder, worunter „Der Spiegel von Arkadien“, „Die edle Rache“ (1795), „Der Wildfang“ (1798), „Soliman II. oder die drei Sultaninnen“ (1800), „Gulnare“ (im gleichen Jahre), sowie das Ballet „Der Nußbaum zu Benevent

oder die Zauberschwestern“ den meisten Erfolg hatten und gegen dreißig Jahre lang im Spielplan der Wiener und anderer deutschen Bühnen sich erhielten. Auch als Componist von Cantaten, die zu bemerkenswerthen Ereignissen der sturmbewegten Zeit der 90er Jahre in Beziehung standen, hat sich S. bekannt gemacht. So schrieb er 1796 „Der Retter in Gefahr“, ein Gelegenheitswerk, das zweimal im großen Redoutensaal zum Besten des Wiener Freiwilligencorps, welches unter Führung Erzherzog Karl's an den Rhein beordert war, aufgeführt ward, wobei Dichtung, Composition, Gesang und Instrumentalspiel unentgeltlich auf dem Altar des Vaterlandes geopfert wurden, und das Publicum den patriotischen Schlußchor mitsang. Für die Musik zum Schauspiel „Die Freiwilligen“, das im selben Jahr in Scene ging, ward er vom Kaiser mit einer goldenen Dose beschenkt. Süßmayer's Schreibweise ist glatt, gefällig, sangbar, aber im allgemeinen modemäßig seicht. Nirgends leuchtet eine Spur von Eigenthümlichkeit auf. Eine geschickte Mache, namentlich in der Behandlung der Blasinstrumente, sowie eine natürliche, eingängliche Melodiosität machen sich indeß durchwegs bemerkbar. Lediglich ihr ist der Beifall zu danken, den diese tieferen Gehaltes baren Producte zu ihrer Zeit fanden. Für die beste seiner theatralischen Arbeiten halte ich die heroisch-komische Oper „Der Spiegel von Arkadien“ (Text von Schikaneder, 1794 zuerst gegeben und noch im Sommer 1826 im Josephstädter Theater gespielt), die manch hübsche, niedliche Einzelheiten bietet und über die blanke Mittelmäßigkeit, welche Süßmayer's unnervigen Stil kennzeichnet, sich etwas erhebt. Der glänzende Erfolg dieser Zauberoper hatte seine im nächsten Jahre erfolgte Ernennung zum zweiten Capellmeister an der Hofoper zur Folge. Seine übrigen ziemlich zopfigen Erzeugnisse, die Operetten „Die schöne Schusterin“, „Der Marktschreier“, „Die Liebe im Serail“, das heroische Singspiel „Phasma oder die Erscheinung aus dem Verschwiegenheitstempel“, die Buffoopern „L'incanto superato“, „I due gobbi“ (für London, gemeinschaftlich mit Paer), „Il Turco in Napoli“ (für Prag) sind, wiewohl sie ihn beliebt gemacht, kaum nennenswerth. Wer Süßmayer's Hervorbringungen genauer kennt, dem muß die Behauptung, als hätte er einen erheblichen geistigen Beitrag zu Mozart's Requiem geliefert, wie ein Märchen erscheinen. In den letzten Lebensjahren war der beliebte Tonsetzer, dessen Gesundheit durch ein ungeregeltes Leben vorzeitig untergraben ward, krankheitshalber beinahe beständig ans Zimmer gefesselt und suchte sich durch eifriges Componiren die Zeit zu verkürzen, eine Aufgabe, die seine leicht gehaltene, anspruchslose Musik beim damaligen Publicum überaus erfolgreich besorgt hatte. Max Dietz.

Süßmilch: Johann Peter S. ist heute allgemein als einer der hervorragendsten Vertreter der aufkeimenden Socialwissenschaft des vorigen Jahrhunderts anerkannt. Sein Hauptwerk „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes“, von 1741—75 in vier Auflagen veröffentlicht, wird von Rümelin (Schönberg's Handb. d. Nat.-Oekon. 1882) geradezu als die Grundlegung einer socialen Biologie bezeichnet. Knapp erklärt dasselbe in seiner „Theorie des Bevölkerungswechsels“ (1874) als ein nationalökonomisches und politisches Werk, welches in der Art der realistischen Behandlung der socialwissenschaftlichen Fragen für seine Zeit einzig dasteht. Roscher endlich würdigt Süßmilch's „Göttliche Ordnung“ in seiner „Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland“ als das bedeutendste volkswirthschaftliche Specialwerk seiner Zeit, gleichzeitig als die erste ausführliche Bevölkerungstheorie, welche ihren Gegenstand als Selbstzweck behandelt. Ist doch der Grundgedanke der epochemachenden Theorie Malthus' bereits von S. ausgesprochen. Ebenso findet die erst ein Jahrhundert später systematisch gepflegte Moralstatistik in Süßmilch's „Göttlicher Ordnung“ ihre Verkündigung. Aber auch den Medicinern gilt er

der Begründer ihrer fachwissenschaftlichen Statistik, und zwar dies vor-
durch sein Cap. VII der G. O. (1. Aufl.), betitelt: „Von denen
n und ihrem Verhältniß“; in Verbindung mit dem Cap. XVII
: „Die Sterbenden nach verschiedenen Krankheiten und Jahrhunderten“,
h die Schrift: „Gedanken von den epidemischen Krankheiten und dem
Sterben des 1757sten Jahres“.
dieser vielseitig gewürdigten Bedeutung des ehemaligen Feldpredigers
eutsche Wissenschaft sind die biographischen Nachrichten über denselben
nlich lückenhafte. Als Hauptquelle gilt bis heute die Schrift des Zeit-
Christian Förster aus dem Jahre 1768: „Nachricht von dem Leben und
des Herrn Oberconsistorialraths Johann Peter Süßmilch“. Diese
hreibung weist bereits auf eine frühere im 18. Theil des in jenen Tagen
reiteten „Neuen gelehrten Europa“ hin. Allein Förster erklärt sofort,
lbst weit mehr und sicherere Nachrichten besitze als diese biographische
denn seine Quellen seien theils eigene handschriftliche Aufzeichnungen
s, theils authentische Mittheilungen der nächsten Verwandten und
esselben. Und in der That enthält selbst Formey's Akademie-Nachruf
de l'Académie Royale de Berlin, 1767) gegenüber den Nachrichten
nichts wesentlich Neues.
diese Biographen stimmen darin überein, daß die Familie S. dem
en Böhmen entstammt, wo ihr schon von Kaiser Maximilian I. das
mt auf der Lausitzer Grenzfeste Tollenstein übertragen worden war.
erreste, nahe der Station Niedergrund der böhmischen Nordbahn, sind
e sichtbar. Nachforschungen des verdienstvollen Historiographen der
r. Moschkau, in einem gut erhaltenen Waisenbuch des Ortes Tollen-
ewahrt im Museums-Archiv der benachbarten Ruine Oybin, bestätigen
theilungen, insofern in dieser Quelle für die Jahre 1600—1634
Süßmilch als Richter genannt ist. Dessen Sohn Christof starb nach
lls aufgefundenen Sterbematrik des nahen St. Georgenthal i. J. 1669
d. Nordböhm. Excursionclubs IX). Ein zweiter Sohn, Elias, der
im Erbrichteramt, ward der Urgroßvater des nachmaligen Akademikers
Peter S., dessen genannte Vorfahren, erfaßt von der nach Böhmen
den Reformation zum Protestantismus übergetreten waren. Nur der
nnte Elias S. hatte sich bei seiner zweiten Verheirathung auf An-
r Braut wieder der römischen Kirche zugewandt. Dessen Sohn Elias
dagegen, an ausländischen Universitäten zum praktischen Juristen
det, verweigerte den neuerlichen Glaubenswechsel, und wurde darum,
sehen von den strengen Maßregeln der Gegenreformation unter Ferdi-
, von den Verwandten der Stiefmutter derartig verfolgt, daß er ins
flüchten mußte, und aller Mittel entblößt, schließlich bei dem großen
Friedrich Wilhelm in Brandenburg Söldnerdienste nahm. Ob seiner
ualitäten in die bevorzugte Zahl der Leibtrabanten eingereiht und hier
Wachtmeisterlieutenant befördert, gewann er noch überdies die besondere
Fürsten. So blieb er denn auch nach seiner Verheirathung in dessen
trotzdem er mit seiner Frau ein Landgut in Zehlendorf bei Berlin er-
atte. Erst nach der Schlacht bei Fehrbellin gab er den Kriegsdienst
jedoch deshalb der Gewogenheit des Kurfürsten verlustig zu werden,
uf seinen Wegen von Berlin nach Potsdam bei „seinem alten Süß-
zukehren pflegte.
einzige überlebende Sohn dieses Kriegsmannes, ebenfalls Elias be-
hielt eine vorzügliche Erziehung, welche nach der Sitte jener Tage noch
sen in fremde Länder vervollständigt wurde. Auf einer seiner Fahrten

kam dieser Enkel des letzten Erbrichters von Tollenstein auch nach Böhmen auf den Stammsitz der Familie. Hier wurde ihm der Erwerb des ansehnlichen Nachlaßvermögens seines Großvaters in Aussicht gestellt, wenn er nach dessen Beispiel zur römisch-katholischen Kirche übertreten wolle. Allein, gleich dem Vater blieb er dem lutherischen Bekenntniß treu. Er kehrte nach Brandenburg zurück, um hier gänzlich der Landwirthschaft zu leben. Doch übersiedelte er nach seiner bald erfolgten Verheirathung nach Berlin, wo er ein ansehnliches Getreidegeschäft begründete. Seiner Ehe entsproß am 3. September 1707 der Sohn Johann Peter S.

Derselbe verlebte seine erste Jugendzeit zumeist bei den Großeltern, hochangesehenen Bürgersleuten in Brandenburg, woselbst er auch den ersten Unterricht erhielt. Gut vorbereitet kam er vorerst an das Gymnasium der Neustadt Brandenburg, und 1716 an jenes „zum grauen Kloster" in Berlin. Daselbst genoß er den Unterricht der hervorragendsten Schulmänner seiner Zeit. Nur hat S. als gereifter Mann an diesem Unterricht auszusetzen, daß allzu viel der Zeit auf den Sprachunterricht verwandt, und dieser selbst noch überdies nach einer sehr schwerfälligen Methode betrieben wurde, so daß thatsächlich mehr für die Schule als für das Leben gelehrt und gelernt worden sei. Als eine Ausnahme hievon bezeichnet er den Conrector Frisch, welcher, durch die ersichtliche Vorliebe des Knaben für die Naturwissenschaften angeregt, demselben in der Naturgeschichte besonderen Unterricht ertheilte. Bald durchstreifte denn auch der Schüler mit größtem Eifer die Umgebung Berlins nach Mineralien und Pflanzen und gelangte gerade dadurch zu einer selbständigeren Beobachtung der Dinge, als sie der bloße Sprachunterricht zu bieten vermochte.

Im J. 1724 durfte S. der feierlichen Eröffnung des reorganisirten anatomischen Instituts in Berlin beiwohnen. Die Lectionen an dieser Anstalt erregten in ihm ein derartig lebhaftes Interesse für die medicinischen Studien, daß er noch in demselben Jahre die Vorlesungen über allgemeine Medicin, über Anatomie, Botanik und Chemie besuchte und bereits am Schluß des Jahres das öffentliche Examen aus der Osteologie ablegte mit einem Erfolge, welcher geradezu die Bewunderung des prüfenden Hofraths Buddeus erregte. Daß nach alledem seine Neigung dahin ging, ein tüchtiger Mediciner zu werden, ist erklärlich. Allein die Eltern hegten gegen den Stand der Aerzte eine unüberwindliche Abneigung; sie wünschten in ihrem Sohne durchaus einen Rechtsgelehrten zu sehen. Zu dem Zweck wurde derselbe vorerst noch auf die berühmte Lateinschule des Waisenhauses zu Halle geschickt, wo er denn auch bald wieder eifrig der Vorbereitung für die juristischen Studien oblag.

Allein nach Absolvirung der Lateinclassen empfand S. ein gänzlich unwiderstehliches Interesse für das Studium der Theologie. Er bemerkt, es sei ihm selbst unerklärlich, wie der Theologie gegenüber ihm plötzlich alle andern Wissenschaften gleichgültig geworden seien; und zwar dies in einem Grade, daß es ihm unmöglich erschien, seine Neigung noch fernerhin dem Willen des Vaters zu unterwerfen. In Würdigung dieser Stimmung erhielt er denn auch schließlich die Einwilligung der Eltern. So bezog er im Frühjahr 1727 die Friedrichs-Universität zu Halle, welche die berühmtesten Theologen jener Zeit an ihrem Sitz vereinigte. Gleichzeitig betrieb er das Studium des Hebräischen und der verwandten orientalischen Sprachen mit einem Eifer, daß selbst die Gesundheit dadurch gefährdet wurde. Sein Wissen zu ergänzen, ging S. im folgenden Jahre nach Jena, „weil dort die Philosophie in größerer Freiheit als anderwärts gelehrt wurde". In kurzem war er hier mit dem Magister Zimmermann, dem vornehmsten Vertreter der philosophischen Facultät, aufs innigste befreundet.

Als ein psychologischer Schlüssel für das große Interesse, welches S. später für die Arbeiten der politischen Arithmetiker Englands bewies, kann außer seinen naturwissenschaftlichen Vorstudien die auch von Förster berührte Thatsache aufgeführt werden, daß gerade in jenen Tagen die sogenannte mathematische Methode der Forschung und ihre Anwendung selbst auf die Gebiete der Philosophie allgemein begeisterte Aufnahme fand. Alle Wissenschaft galt für seicht und verworren, welche nicht auf dem Grunde der Mathematik gewonnen war. Auch S. wurde dadurch zu den eingehendsten mathematischen Studien angeregt. Er betrieb dieselben wiederum mit derartigem Erfolg, daß er bald zum Correpetitor der Mathematik an der Facultät vorgeschlagen wurde. Gleichzeitig hatte er die Vorlesungen des berühmten Physikers Hamberger besucht, und sich immer mehr in den Gedanken hineingelebt, einst als akademischer Lehrer sich gänzlich der Wissenschaft zu widmen. Allein auch hierin begegnete er dem Widerstreben der Eltern.

In diesem entscheidendem Momente traf ihn der Antrag, im Hause des Feldmarschalls v. Kalkstein in Berlin die Erziehung der Söhne zu übernehmen. Nach reiflicher Ueberlegung erklärte er sich hiezu bereit. Doch verließ er Jena erst, nachdem er noch i. J. 1732 seine öffentliche „Dissertatio physica de cohaesione et attractione corporum“ (Präside G. E. Hambergero defensa) veröffentlicht hatte, in welcher er die Ansicht der englischen Gelehrten von der physischen Attraction und ihren Wirkungen bekämpfte. S. hatte die Absicht, dem Uebergangsstadium des Erziehers höchstens zwei Jahre seines Lebens zu widmen. Allein der inzwischen erfolgte Tod seines Vaters bewog ihn, noch zwei Jahre in der ihm lieb gewordenen Familie zu verbleiben. Im J. 1736 übertrug ihm der Feldmarschall die Stelle eines Feldpredigers in seinem Regimente mit der Erlaubniß, vor deren Antritt noch eine Reise nach Holland zu unternehmen, um seine Erfahrungen zu bereichern. So kam S. erst im nächsten Jahre zur neuen Amtsthätigkeit, nachdem er noch im August 1736 ordinirt worden war. Von Holland heimgekehrt, vermählte er sich mit der jüngsten Tochter des Hofjuweliers Lieberkühn in Berlin.

Im J. 1740 wurde S. vom Domcapitel zu Brandenburg als Prediger nach Etzien (heute Etzin) und Knoblauch berufen. Da aber soeben der erste schlesische Krieg ausgebrochen war, und das Kalkstein'sche Regiment als eines der ersten nach Schlesien dirigirt wurde, hielt er es für seine Pflicht, dasselbe nicht zu verlassen, sondern auf den Kriegsschauplatz zu begleiten. Die Vorrede der im J. 1741 veröffentlichten ersten Auflage seiner „Göttlichen Ordnung“ datirt denn auch: „Auf dem Marsch zu Schweidnitz“; ein Beweis, wie selbst das Getümmel eines Kriegslagers ihn nicht aus seinen Meditationen und Arbeiten herauszureißen vermochte.

Erst Ende 1741 übersiedelte er nach Etzien. Allein nicht lange sollte er die Stille einer ländlichen Seelsorge genießen; schon im nächsten Jahre wurde er vom König als Consistorialrath nach Berlin berufen, wo er sehr bald nicht nur als Prediger, sondern auch als Mann der Wissenschaft eine derartig hervorragende Stellung einnahm, daß bereits im J. 1745 seine Aufnahme in die Akademie erfolgte; und zwar, wie dies der Nachruf Formey's hervorhebt, ganz besonders im Hinblick auf das bedeutsame Werk vom J. 1741.

Im J. 1750 wurde das Oberconsistorium reorganisirt und S. zu dessen Mitglied ernannt. Als solches suchte er nach dem Selbstbekenntniß in seiner „Göttlichen Ordnung“ vor allem die vollkommenere Einrichtung und Führung der Geburts-, Trauungs- und Sterberegister zu fördern, im übrigen Religion und Politik möglichst in Einklang zu bringen. Gleichzeitig hielt er an der Akademie wiederholt Vorlesungen „über die Materie seiner Göttlichen Ordnung“.

Aus diesen Vorträgen entstand allmählich die zweite Ausgabe des epochemachenden Werkes. S. veröffentlichte dieselbe im J. 1761, nachdem er für die erste Ausgabe „außer Deutschland auch aus Holland, England, aus der Schweiz, aus Dänemark und Schweden zahlreiche Beweisthümer von der guten Aufnahme erhalten hatte, dieselbe überdies vergriffen war, und viele auswärtige Gelehrte ihn um eine neue Auflage ersucht hatten". Diese zweite Ausgabe ist eine durchaus neue Arbeit von dem doppelten Umfange der ersten. „Von einer nüchternen Theodicee erhebt sich dieselbe zu einem nationalökonomischen und politischen Werk, dessen für jene Zeit allumfassende und erschöpfende Vollständigkeit später nicht wieder erreicht worden ist" (Knapp l. c.). Das Werk fand denn auch allgemein eine derartige Aufnahme, daß bereits im J. 1765 eine dritte Ausgabe desselben veranstaltet werden mußte. Charakteristisch für die obberührte Grundströmung jener Tage ist das der ersten Ausgabe vorgedruckte „empfehlende" Vorwort des bekannten Philosophen Christian Wolf zu Halle, welcher das Werk Süßmilch's „als eine Probe bezeichnet, wie die Wahrscheinlichkeitstheorieen zum Gebrauch im menschlichen Leben verwerthet werden können"; eine Auffassung, welche später in einem Laplace und Quetelet ihre hervorragendsten Vertreter finden sollte, auch neuerlich in einer besondern Richtung der mathematischen Statistik unserer Tage zur Aufnahme gelangt ist.

Die vierte Auflage der G. O., die heut verbreitetste, ist um einen Band Anmerkungen vermehrt und datirt vom Jahre 1775. Sie wurde von dem Schwiegersohn, Prediger Baumann, besorgt; denn S. selbst war bereits am 21. März des Jahres 1763 durch einen Schlaganfall in schmerzlichster Weise in seinen vielseitigen Bestrebungen unterbrochen worden. Allerdings vermochte er nach einer längeren Cur in Teplitz seine frühere Thätigkeit wieder aufzunehmen, indem er, abgesehen von der Drucklegung mehrerer Predigten und der dritten Ausgabe der G. O. noch 1766 die umgearbeitete Akademieschrift von 1756 veröffentlichte, betitelt: „Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern vom Schöpfer erhalten hat". Allein bald traten neuerliche Lähmungen ein, welche am 22. März 1767 den Tod des ausgezeichneten Realisten und Theologen herbeiführten, nachdem er nahezu das 60. Lebensjahr erreicht hatte. Von den zehn Kindern seiner Ehe war ein Sohn bereits im zarten Kindesalter verstorben. Ein zweiter stand zur Zeit des Todes des Vaters in königlichen Diensten in Schlesien; der dritte war Student an der Universität Frankfurt. Von den sieben Töchtern war zur selben Zeit nur die älteste verheirathet.

Der Biograph Förster erhielt von der Wittwe ein Verzeichniß der hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Dieselben sind in einem Anhang seiner Lebensbeschreibung veröffentlicht. Ausgenommen sind nur einige Predigten und unbedeutendere Manuscripte. Die bedeutenderen derselben sind auch in Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller abgedruckt. Es sind außer den im obigen Text bereits genannten noch folgende. Obenan die interessante Untersuchung: „Schnelles Wachsthum und Erbauung der königlichen Residenzstadt Berlin; in zweyen Abhandlungen erwiesen" (1752). Ebenso die bereits erwähnte Schrift von 1758: „Gedanken von den epidemischen Krankheiten und dem größern Sterben des 1757ten Jahres; in einem Sendschreiben an die Verfasser der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen und auf deren Verlangen entworfen." Im J. 1759 erschien das „Essai sur le nombre des Habitans de Londres et de Paris" in den Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de Berlin, eine Uebertragung aus dem Deutschen. Nach Förster war S. auch Autor der 1751 pseudonym veröffentlichten Schrift: „Der Brandenburger Patriot oder unparteiische Beurtheilung der errichteten und von Sr. kgl.

Majestät in Preußen octroyrten Handlungsgesellschaft", in zweyen Sendschreiben ntworfen und nach ihrer Möglichkeit und vortheilhaften Beschaffenheit betrachtet on Philopatrius.

An interessanten Manuscripten waren hinterlassen: „Réflexions sur le raité L'homme Machine". Ferner: „Mémoire sur la diminuation des ariages et des naissances de quelques provinces de S. M. Roi de Prusse epuis l'an 1734 jusqu' à 1740"; „Dissertatio problematica, num navigatio et xpeditio in terras australes utilis esse possit, et ubi primae sedes sint stabiendae". Ferner: „Abhandlungen, worin erwiesen wird, daß der westliche Theil on Europa, besonders Teutschland, zu Julius Cäsars Zeiten nicht vielmal volkicher gewesen sein könne als es anjetzo ist; ja, daß es damals nicht die Hälfte er jetzigen Einwohner ernähren können" (gegen des Präsidenten Montesquieu Lettres persanes"). Weiter die Schriften: „Dissertation von der Gefahr oßer Städte"; „Berechnung des Schadens, welchen die preußischen Lande durch pidemische Seuchen und Kriege in den drei Jahren 1756—58 erlitten haben"; Anmerkungen zu des Herrn Brownringgs (Bevölkerungs-)Rechnung von Bristol", der Akademie der Wissenschaften gelesen am 28. Novbr. 1754; „Dissertatio, ß die Menschen nach einer gewissen Regel sterben", gelesen in der Akademie n 28. Nov. 1755. Endlich: „Vorschlag zu einer „Historia naturalis patriae".

Abgesehen von diesen vorwiegend bevölkerungsstatistischen und politischen nterſuchungen trieb S. auch die eingehendsten Sprachstudien. Hievon sind verentlicht in den Mémoires de l'Académie de Berlin 1745: „Réflexions sur la nvenance de la Teutonique avec celles de l'Orient"; ferner im Dictionnaire la Langue Bretonne par Louis le Pelletier (Paris 1752) ein „Verzeichniß utscher Wörter in der Altbritischen Sprache". Zu einem „Glossario Britnico" waren Materialien hinterlassen, an welchen er sein ganzes Leben hinrch mit außerordentlichem Eifer gearbeitet haben soll. Außerdem fanden sich e Menge Studien linguistischen, theologischen und geschichtlichen Inhalts. Ein rzeichniß der gedruckten Predigten ist auch bei Meusel l. c. aufgenommen.

Das Hauptwerk seines Lebens blieb jedoch „Die göttliche Ordnung in den änderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt, dem Tode und Fortpflanzung desselben erwiesen," nach der Erklärung im Vorwort „angt durch des vortrefflichen Derham Physico-Theology, or a demonstration eing and Attributes of God from his works of creation", ein Werk, welches, bereits in sechs Auflagen und in mehrfacher deutscher und französischer rsetzung weit verbreitet, auch S. noch in Jena in die Hand gekommen war. darin aufgenommenen „durchaus neuartigen Beobachtungen der Engländer nt, Petty, King, Arbuthnot u. A. über die Listen der Geborenen, Genen und Verheiratheten hatten seine Begierde zu eben solchen Untersuchungen unwiderstehlich angeregt; und als ihm nach seiner Rückkehr von der Unit dazu dienliche Verzeichnisse von Berlin wie aus dem ganzen Lande zuch wurden, fand er eine derartige Uebereinstimmung mit den Wahrngen der Engländer, daß er hierdurch noch mehr angereizt wurde, Alles nenzutragen, was er in dieser Richtung nur immer aufzutreiben ver-"

nd in der That überragt S. alle seine Vorgänger und nächsten Nachfolger den Reichthum des Stoffes; Beweis dessen seine Ausbeutung durch die n bis herab auf Quetelet. Diesen außerordentlich umfassenden Stoff weiß überdies in einer derartig ungezwungenen, natürlichen Weise zu gliedern it feinem Tact auszunützen, daß er gegenüber seinen Vorgängern geradezu r erste Systematiker desselben bezeichnet werden muß. Hiebei ist er stets

der eminente zielbewußte Methodiker im Sinne der heutigen Statistik. „
Beobachtung großer Massen ist der Weg zur Erkenntniß der Regelmäßigkei
den scheinbar zufälligen Erscheinungen.“ . . . „Man muß erst eine Menge
zelner und kleiner Fälle und viele Jahre sammeln, und ganze Provinzen
sammennehmen, um dadurch die verborgenen Regeln der Ordnung und Ge
mäßigkeit ans Licht zu bringen.“ . . „Dann erst lernt man einsehen, wie ü
einstimmend die Regeln dieser Ordnung sind“ (G. O., 2. Aufl., I, § 17).

S. ist auch der erste, welcher Material und Methode der neuen Wissens
in den Dienst der philosophischen Fragen seiner Zeit und der Menschheit ü
haupt zu stellen weiß. Wenn er hiebei die in den Veränderungen der men
lichen Gesellschaft zu Tage tretende Ordnung als den Willen und das G
des außer der Welt stehenden Gottes auffaßt, so ist dies nur im Einklang
seinem theologischen Standpunkt, welcher schon in dem vorgesetzten Motto
Cicero's Quaestiones Tusculanae (I. 1.) zum Ausdruck kommt („Non temer
fortuito sati et creati sumus, et profecto est quaedam vis, quae generi cons
humano“), und in der Vorrede noch eingehend gerechtfertigt wird „durch die
sicht, den Nachweis zu liefern, daß alle Veränderungen in der menschlichen
sellschaft nur der Ausfluß der göttlichen Weisheit und des göttlichen Wil
seien, welche auch alle freien Handlungen des Menschen vorausbestimm
Allerdings wurde gerade dieser Standpunkt im Verein mit der oft wahr
naiven politischen Anschauung vornehmlich der Grund jener unverdienten N
achtung, welche die G. O. nach dem Tode des Autors nahezu ein Jahrhun
hindurch erfahren sollte. Schon daß Malthus, sein unmittelbarer Nachfolger
der Bevölkerungslehre und gleich ihm Deist und Theologe, einen gänzlich
schiedenen Standpunkt einnahm, und mit diesem nahezu die ganze nachfolge
Discussion beherrschte, mußte das Werk Süßmilch's in den Hintergrund dräng
denn Malthus denkt sich Gott thätig nur bei der Erschaffung der Welt und
Menschheit, von da an aber beide ihrer selbständigen Entwicklung nach den
sie gelegten natürlichen Gesetzen überlassen. Insbesondere die menschliche Ges
schaft gilt ihm als ein Wesen, durchaus abhängig von den natürlichen äuße
Einflüssen, und innerhalb dieser in ihrer Entwicklung gebunden an die nat
lichen innern Triebe, soweit dieselben nicht der Herrschaft des Intellects und
durch diesen geweckten moralischen Kraft unterworfen werden können. Die A
fassung bei Malthus ist darnach wesentlich eine naturwissenschaftliche, denn
betrachtet die Gesammtentwicklung der Gesellschaft außerhalb der Sphäre
Intellects der Menschen als eine naturnothwendige, während S. hiefür Gott se
als den „unendlichen und genauen Arithmetiker“ aufruft, welcher „alles Zeitl
und Natürliche nach Maaß, Zahl und Gewicht bestimmt“ (G. O., § 17).

Mit diesem Standpunkt mußte der Philosoph S. noch mehr in den Hin
grund treten, sobald die Weltanschauung der Encyklopädisten: „Es gibt
bewegte Materie und außerhalb derselben keinen Geist,“ zu immer allgemein
Herrschaft gelangte. Ebensowenig konnte der Politiker S. in den Wirren
französischen Revolution und ihren Folgen Beachtung beanspruchen. Daß en
auch die bevölkerungs-politischen Ansichten Süßmilch's ihren Anhang verli
mußten gegenüber dem gerade entgegengesetzten Bevölkerungsprincip, wel
Malthus aus dem von S. in der G. O. selbst gelieferten Material ganz
sonders in dem zweiten Buche (Cap. 11 u. 12) seines „Bevölkerungsversu
deducirte, war die natürliche Folge des Ansehens und der raschen Verbreitu
welche die von Malthus verkündeten neuen Ideen erfuhren.

Für die Geschichte der Wissenschaft aber bleibt S. allzeit von Bedeut
dadurch, daß er die aus der Experimentalwissenschaft Englands in der zwe
Hälfte des 17. Jahrhunderts hervorgegangene realistische Richtung der Sta

wissenschaft, die von Graunt-Petty begründete „neue Wissenschaft der politischen Arithmetik“ mit derartig ausgezeichnetem Erfolge fortsetzte, daß seine „Göttliche Ordnung“ für alle Zeit einen der hervorragendsten Marksteine derselben bildet, und S. selbst als der erste Systematiker derselben angesehen werden muß.

Vgl. außer den im Text genannten Autoren und den zumeist kurzen Notizen der verschiedenen Handbücher der Statistik noch R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, 1858, Bd. III. — J. E. Wappäus, Allgemeine Bevölkerungsstatistik, 1859—61. — A. v. Oettingen, Die Moralstatistik, 1.—3. Aufl. Ganz besonders aber G. F. Knapp, Theorie des Bevölkerungswechsels, 1874, 2. Abth. „Geschichte“. — W. Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland, 1874. Endlich A. Gabaglio, Teoria Generale della Statistica. Parte Storica. Ediz. 2, 1888 und V. John, Geschichte der Statistik, 1884. I, 241 ff. V. John.

Sustermans: Justus S., Maler, der in Antwerpen 1597 das Licht der Welt erblickte. In der Kunst hat ihn Willem de Vos herangebildet, aber in seinem Vaterlande blieb er nicht lange, sondern zog frühzeitig nach Italien und siedelte sich in Florenz an, wo er bis zu seinem Tode, der 1681 ihn erreichte, thätig war. Die italienische Kunstweise fesselte ihn frühzeitig und insbesondere die Schule der Carracci und des Caravaggio beeinflußte seine Kunstweise fortdauernd. Die Großherzoge Cosmus II. und nach diesem Ferdinand II. beehrten ihn mit vielen Aufträgen, die den Künstler zu fortdauernden Arbeiten bethätigten; er wurde zum Hofmaler ernannt und der Großherzog hatte eine große Achtung für seine Kunst und hielt sich öfters in seinem Atelier mit Vorliebe länger auf, weshalb S. nie in sein Vaterland zurückkehrte. Er malte viele historische Darstellungen und Bildnisse; letztere legten den niederländischen Charakter keineswegs ab. Hervorzuheben ist sein umfangreiches Bild für die Galerie in Florenz, das die Huldigung der toskanischen Stände an den Großherzog Ferdinand II. darstellt. In diesem Gemälde sind viele Bildnisse dargestellt, worunter auch das seine vorkommt. Ein Hauptbild seiner Thätigkeit ist ferner ein zweites, das er für den Dogenpalast ausführte. Dargestellt ist da die Königin Katharina Cornaro, wie sie die Insel Cypern an Venedig verschenkt. Zu seinen Werken gehören ferner mehrere Bildnisse der Großherzoge, sowie des Kaisers Ferdinand II., der ihm aus Wien einen Adelsbrief schickte. In der kaiserlichen Galerie zu Wien befinden sich noch verschiedene Bildnisse seiner Hand, so der Erzherzogin Claudia (von Medici), Gemahlin des Erzherzogs Leopold, und mehrerer berühmter Persönlichkeiten. Von historischen Compositionen sind zu nennen: eine Grablegung Christi, die sehr edel aufgefaßt ist und der Tod des Seneca; beide befinden sich in Berlin und in Pommersfelden das Bild mit Mars, Venus und Amor. Viele seiner Bilder sind gestochen worden, so die erwähnte Huldigung in Florenz von Mogalli, der auch das venezianer Bild mit der Königin Cornaro stach. Der Herzog von Guise ist von J. Morin gestochen, auf welchem Stich er den Maler „Citermans“ nannte. Solche Fehler kommen oft und verschieden vor; der Cardinal Leopold, von A. Clouet gestochen, der den Meister Sertermanni nennt. Sein Eigenporträt befindet sich in Florenz, ferner hat ihn van Dyck gemalt und darauf radirt. In erster Auflage führt das Blatt den Namen Jodocus Citermans, in späterer Herausgabe wird er: Justus Suttermans bezeichnet. Neben van Dyck schätzte auch Rubens den Künstler sehr und nannte ihn eine Zierde seines Vaterlandes.

Siehe: Immerzeel. — Kramm. — Wibiral (A. van Dyck).

Wessely.

Sustris: Friedrich S., Maler und Baumeister, der in Amsterdam angeblich 1526 das Licht der Welt erblickte und dann von seinem Vater Lambert

den ersten Unterricht in der Kunst empfing. Frühzeitig ging er nach Italien, blieb einige Zeit in Venedig und siedelte dann nach Florenz über, wo er sich lange aufhielt und Mitglied der Akademie wurde. Vasari erwies ihm seine Freundschaft und in seinem Werke, das 1568 erschien, sein besonderes Lob; er nennt ihn Federigo di Lamberto Fiamingo und dieser war auch dessen Mitarbeiter bei der Ausführung des Trauergerüstes nach dem Tode des Michel Angelo. Wie lange S. in Florenz thätig war, ist unbekannt; nach 1579 befand er sich in München, wo er Hofmaler und Architekt des Herzogs Wilhelm V. wurde. Er wird in dieser Zeit ein Baumeister genannt und es wird ihm der Plan zur Jesuitenkirche in München zugeschrieben; es bleibt aber unentschieden, ob er nur den Plan entworfen oder darnach auch bei der Ausführung thätig war, denn wenn Kupferstecher auf Stichen nach ihm zugeschriebenen Gemälden ihn Maler und Architekt des Herzogs Wilhelm nennen, so weiß man nicht, ob auf solchen Blättern nur der Zeichner des Entwurfs oder auch der Bauführer beim Bau gemeint wird. Es werden in dieser Richtung noch verschiedene Gemälde genannt, die ihm zugeschrieben werden, so die Himmelfahrt Mariae in der Kapuzinerkirche in Landshut, die Verkündigung der Maria in der Galerie zu Göttingen; sein Bildniß als h. Lukas, der die Madonna malt und andere. Es kommen viele Stiche nach seinen Werken vor, welche die Kupferstecher Joh. Sadeler, Kilian, J. Custos, Alex. Vallée ausführten. Einige Stiche hat auch S. selbst herausgegeben, wie er auch Handzeichnungen, Entwürfe zu Waffen und Geräthen herausgab. Nach gewöhnlicher Angabe starb der Künstler 1599 in München.

Siehe Nagler. — Sighart, Gesch. der bild. Künste im Königr. Baiern.

Wessely.

Sutell: Johannes S., der Reformator von Göttingen und Schweinfurt, wurde zu Altenmorschen b. Melsungen 1504 geboren. Nach vollendetem Studium in Wittenberg war er Rector in Melsungen, bis er 1530 nach Göttingen zum Pfarrer an St. Nicolai berufen wurde, als die Stadt wider den Willen ihres Landesherrn Erich's I. von Braunschweig-Calenberg die lutherische Lehre annahm. Im Verein mit Heinrich Winckel und Justus Winter arbeitete er für dieselbe eine Kirchenordnung aus, welche Luther's Zustimmung erhielt und zu Wittenberg 1531 (4°) gedruckt wurde. 1537 wurde er Superintendent daselbst. Sein früherer Landesherr Philipp von Hessen bedurfte aber seiner Hülfe, als die Stadt Schweinfurt (welche 1542 den Landgrafen zu ihrem Schutzherrn erkoren hatte) ihn um einen evangelischen Prediger zur Einführung der Reformation bat: auf seine Veranlassung siedelte S. 1542 nach Schweinfurt über, gab der Stadt ebenfalls eine Kirchenordnung (gedruckt Nürnberg 1543, 4°) und hatte nach verschiedenen Streitigkeiten mit dem ehemaligen katholischen Pfarrer, der die Hülfe des Bischofs von Würzburg in Anspruch nahm, mit seinen Bemühungen vollen Erfolg. Als Göttingen sich ihn von Landgraf Philipp 1543 wieder erbat, wies dieser die Bitte mit der Begründung ab, daß S. „nicht nur den Bürger und den gemeinen Mann in Schweinfurt an sich hangen, sondern auch herauß umb Schweinfurt herumb der Adel und der Bauersmann große Neigung zu ime habe.“ Erst als Karl V. 1547 Schweinfurt zwang die hessische Schirmvogtei aufzugeben, verließ auch S. die Stadt und zog wieder nach Göttingen; kurz darauf (bereits Ostern 1547) war er als Pfarrer in Allendorf a. d. Werra wirksam. Im folgenden Jahre gab er den wiederholten Wünschen des Göttinger Rathes nach und nahm die Pfarrerstelle zu St. Albani daselbst an; später wurde er dort Superintendent. Wahrscheinlich infolge von Zwistigkeiten unter den Geistlichen übernahm er dann (nicht vor 1555) die Superintendentur zu Northeim und starb dort am 26. (oder 28.) August 1575.

Außer den erwähnten zwei Kirchenordnungen gab er heraus: „Von der grausamen Zerstörung der Stadt Jerusalem. Mit Holzschnitten und einer Vorrede Luthers“ (Wittenberg 1539, 4°) und „Historia von Lazaro“ (Wittenberg 1543), eine Sammlung von 11 Predigten.

Staatsarchiv in Marburg. — J. M. Sixt, Reformationsgeschichte der Reichsstadt Schweinfurt, 1794. — W. Havemann, Die Kirchenreformation der Stadt Göttingen, 1842. — H. Chr. Beck, M. Joh. Sutellius, Schweinfurt 1842. Kretzschmar.

Suter: Johann Rudolf S. (I.), Chronist und Numismatiker, geboren am 1. April 1655 in Zofingen (Aargau), entstammte einem dortigen altbürgerlichen Geschlechte, das sich in der Geschichte der Stadt vielfach ausgezeichnet hat. Der jüngste von vier Söhnen des Rathsherrn Hans Rudolf S., durchlief er die heimischen Schulen, darunter die sogen. Lateinschule, und widmete sich von 1670 an mehrere Jahre den theologischen Studien auf der Akademie in Bern, wandte sich dann aber der Rechts- und Staatswissenschaft zu. Um 1680 wieder heimgekehrt, war er zuerst als Notar und St. Urbanschaffner (Verwalter eines Klosterhofes) thätig, bis ihn kurz darnach das Vertrauen seiner Mitbürger in das Collegium der „Zwanzig“ (Gemeindevertreter) und in den Großen und Kleinen Rath berief, worauf er 1685 zum Stadtschreiber und 1708 zum Schultheißen erhoben wurde. Seit 1681 mit Susanne Katharine Leu in kinderloser Ehe vermählt, starb er, durch kluge und kräftige Leitung des Gemeinwesens hochverdient, am 18. Januar 1730. — Schon in Bern hatte er eine rechtswissenschaftliche Abhandlung „De matrimonio“ (1679) geschrieben und vertheidigt; in Zofingen verfaßte er eine Reihe geschichtlicher und numismatischer Arbeiten, die theils im Druck erschienen, theils handschriftlich überliefert sind. G. E. v. Haller bespricht sie in seinem u. a. Werke: deshalb mag hier, um in den Titelangaben Raum zu sparen, auf ihn verwiesen werden. Die bekannteren sind folgende: „Numi bracteati Zofingenses, oder der in Hochlobl. Canton Bern gelegenen Stadt Zoffingen uralte Müntz“ u. s. w. (1712, Mscr., 216 S. 4°; Stadtbibliothek in Zofingen); „Kurtze Beschreibung desjenig entstandenen Kriegs, welcher Anno 1712 entstanden . . . wegen des Abts von St. Gallen und der Landleuten in Toggenburg“ (Mscr., 426 S. und 179 urkundliche Beilagen in 4°; Stadtbibliothek in Zofingen); „Continuation der Beschreibung über der Stadt Zoffingen Alterthum, underschiedliche Fata, etliche Gerechtsamkeiten“ u. s. w. (1721, Mscr., 157 S. Fol.; in Zofingen); „Beschreibung über der Stadt Zoffingen Müntz-Gerechtsamkeiten“ u. s. w. (1721, 18 S. Fol.; Druckschrift wie alle weiter angeführten), davon der Auszug: „Recapitulation aus der publizierten Beschreibung der Müntz-Gerechtigkeit“ (1721, 10 S. 4°); „Unseren . . . Gnädigen Herr. Herren und Oberen Hochlobl. Republic Bern . . . vorgestellte Deduction über dero angehöriger Stadt Zoffingen Conventional-Rechte, krafft so wohl deren von Zoffingen Instruments der Capitulation, als auch hingegen außgestellter Reversal-Schrifft de Anno 1415.“ (1721, 11 S. Fol.); „Eine nochmahliche Exposition, durch welche der Statt (so!) Zoffingen Gerechtsame zu Müntzen ferner explaniert, solche auch auß Krafft des Capitulation-Instruments und der Reversal-Schrifft de Anno 1415. selbst klarlich demonstriert . . . wird. Anno MDCCXXIV.“ (9 Bl., 71 S. Fol.); „Scriptum apologeticum oder Schutz-Schrifft, in gegenstellung der Antworten über die der Stadt Zoffingen Müntzens-Gerechtigkeit bißhin bekannt gemachte einwürff“ (o. J., 12 S. Fol.) und „Schema oder Kurtzer Entwurff über der Statt (so!) Zoffingen Berechtigung zu Müntzen“ u. s. w. (o. J., 6 S. Fol.). — Wie bereits in der Abhandlung über die Bracteaten, so vertheidigte S. auch in den anderen numismatischen Schriften das angebliche Münzrecht seiner Vaterstadt, weshalb er denn bis zum heutigen

Tage den Beinamen „der Münzschultheiß“ führt. Er glaubte nämlich
habe schon vor dem Uebergange an Bern (1415) das Münzrecht besess
es auch fernerhin nicht verlieren können, weil die neuen Herren den Zo
damals ihre alten Freiheiten und Vorrechte bestätigt hätten. Daraufhin
man es im J. 1721, vermuthlich auf Suter's Antrieb, neue Prägstöcke
schaffen und eine Anzahl Münzen vom halben Kreuzer bis zum Fünfbatze
(20 Kr.) als Probe schlagen zu lassen. Diese Kühnheit erregte einen
Sturm des Unwillens bei der Berner Regierung: man forderte den Schult
zur Verantwortung nach der Hauptstadt, verhandelte dann zwar in Gü
ihm und den übrigen Abgeordneten, ließ sich aber durch keine Vorstellung
wegen, die Münzgerechtsame des unterthänigen Ortes anzuerkennen, ohn
bei dem damaligen Stande der Forschung überzeugende Gründe für diese
rung vorbringen zu können. Ebensowenig vermochten S. und seine Ge
das Münzrecht Zofingens zu erweisen, sodaß der bis 1726 sich hinziehende
zuletzt doch nicht zum Austrage kam. Was damals dunkel war, ist jetzt
los: Zofingen hat das Münzrecht niemals besessen, und wenn man unt
österreichischen Herrschaft daselbst Münzen prägte, die in einem begrenzte
biete umliefen, so gehörte doch die Münze dem Landesherrn, auch dann
wenn er sie, wie es in der That geschehen ist, sammt ihren Einkünfte
weise an die Stadt verpfändete.

H. J. Leu, Helvet. Lex, 17. Thl. (1762), S. 782; H. J. Hol
Supplement, 5. Thl. (1791), S. 710. — J. J. Frikart, Tobinium lit
(1809, Mscr.), S. 83—86. — (Derselbe,) Tobinium politicum, Jo
(1825), S. 17, 67, 135 u. 181; Tobinium genealogicum, 2. Bd., Zof.
S. 193 u. 194. — Egb. Fr. v. Mülinen, Prodromus e. Schweizer. Hi
graphie, Bern 1874, S. 159. — Der Unterzeichnete i. d. „Argovia“, 1
Aarau 1881, S. 58 f. u. 66 f. — Vgl. auch: G. E. v. Haller, Bib
der Schweizer-Geschichte, 4. Thl. (1786), Nr. 21—27 u. 681; 5. Thl. (
Nr. 1838. — Kleine Mitteil. d. Mittelschweiz. geogr.-kommerz. Gese
in Aarau, I. Jahrg., 4. Heft, Aarau 1893, S. 61. (Ein Oelbildni
ter's in der Zofinger Stadtbibliothek.) A. Schuma

Suter: Anton Joseph („Seppli“) S., Landammann von App
Inner-Roden, geboren am 20. Juli 1720, † am 19. März 1784. S. st
aus einer angesehenen Familie des Landes Appenzell. Ueber seine Jug
ist nichts bekannt geworden. Er genoß auf alle Fälle nur der einfachsten
bildung, hatte aber viel natürlichen Verstand, die Gabe witziger Unterh
und „ein gefällig aufgeräumtes Wesen“. Bei solchen Eigenschaften w
als Wirth im Bade Gonten (westlich von Appenzell) ein in weitern
populärer Mann. Fast einstimmig wählte ihn die Landsgemeinde im J.
als die Reihenfolge wieder einmal an Appenzell-Inner-Roden kam, zum
vogt in der gemeineidgenössischen Herrschaft Rheintal. Es geschah mit
gehung des in öffentlichen Geschäften erfahreneren, aber vornehm stolzen
ammanns Johann Jakob Geiger, der die einträgliche Stelle als Belohnu
seine dem Lande seit längerer Zeit geleisteten Dienste zu erhalten gehoff
und seinem glücklichen, von rasch erworbener Volksgunst getragenen
diesen Erfolg niemals verzeihen konnte. Als Landvogt führte S. ein
Regiment. Wol im Gefühle unzureichender Kenntnisse scheute er sich
seine Autorität zur Geltung zu bringen; bei sorglosem Aufwand war
entfernt, sich zu bereichern. Nach seiner Rückkehr, 1762, wurde er regi
Landammann und erhielt sich, abwechselnd mit Geiger, acht Jahre lang i
Stellung. Er galt als Vorsteher der kleinen Bauernschaft gegenüber der
schen Herrenpartei, und man erfährt, daß er den Haß der letztern mehrte,

ihrem selbstsüchtigen Anspruch, bei Fallimenten die landesfremden Gläubiger auszuschließen, mit Festigkeit entgegentrat. Immerhin bezeichneten diese Jahre die Periode seines höchsten Glücks und Ansehens. Da begann er, sei es in der Hoffnung, den bleibenden Dank der Menge zu erwerben, sei es, um seinen erschütterten häuslichen Angelegenheiten aufzuhelfen, 1769 einen Streit mit der rheintalischen Gemeinde Oberriet, die seit Jahrhunderten die Alp Sämtis auf appenzellischem Territorium als unbestrittenes Eigenthum besaß. Nach durchaus willkürlicher Interpretation der Urkunden und gewaltsamer Anwendung des Zugrechtes nahm er schließlich (März 1775), übrigens in vollem Einverständniß mit dem Landrath, die Alp gegen die eigenmächtig angesetzte Auslösung von 6000 Gulden in Besitz. Dieses Vorgehen führte sein Verderben herbei. Die eidgenössische Tagsatzung trat mit großem Nachdruck für die beraubte Gemeinde ein und machte durch einen Spruch vom 26. Juli 1775 den einseitig abgeschlossenen Handel rückgängig. Sofort erhoben sich nun die Gegner Suter's, um sich an ihm zu rächen. Sie entschlugen sich jeder Verantwortlichkeit und schoben alle Schuld an dem für das Land nicht eben ehrenvollen Ausgang des Processes auf ihn. Sie ließen ihn die Kosten tragen, entsetzten ihn förmlich seiner Aemter, confiscirten sein Vermögen und verurtheilten ihn während seiner Abwesenheit auf einer Wallfahrt in maßlos hervorbrechender Leidenschaft, ohne Vorladung und Verhör, als einen Rebellen und Friedensstörer zu 101jähriger Verbannung aus der Schweiz (15. Sept.). Durch ein Schreckensregiment unterdrückten sie jeden Widerspruch seiner Freunde und jeden Versuch zu seiner Rehabilitation. Völlig verarmt hielt sich S. in den folgenden Jahren mit seiner Familie in Konstanz auf und bemühte sich vergeblich um sicheres Geleit und unparteiische Untersuchung der gegen ihn aufgeworfenen Klagen. Er konnte sich nicht enthalten, bisweilen das Gebiet von Appenzell-Außer-Roden zu betreten, obgleich ein hoher Preis auf seine Einlieferung gesetzt war. Da verleitete zu Anfang des Jahres 1784 der Gastwirth Buff im Dorfe Wald eine ältere Tochter Suter's, ihn, den Vater, zu einem Besuche einzuladen, und lockte ihn dann auf innerrodisches Gebiet (7. Februar). Hier wurde er festgenommen, auf einen Schlitten gebunden und in strenger Kälte über Altstätten nach Appenzell geführt, um dort der blinden Rache seiner Feinde anheimzufallen. Sie beschuldigten ihn ohne jeden genügenden Beweis, einen bewaffneten Ueberfall geplant zu haben, ließen ihn auf barbarische Weise foltern und sprachen ihm das Leben ab, nachdem er stillschweigend zugestanden hatte, was man von ihm wissen wollte. Noch am gleichen Tage, 19. März, wurde er mit dem Schwerte hingerichtet. — Das Ereigniß rief in der ganzen Schweiz große Aufregung hervor. S. war nicht ganz frei von persönlicher Verschuldung. Sein rasches, im Grunde unverdientes Emporkommen hatte ihn übermüthig gemacht und zu Handlungen verleitet, die das Land in eine peinliche Lage brachten. Aber die über ihn verhängte Todesstrafe war kläglich begründet und stand außer allem Verhältniß zu seiner Schuld. Er starb als das Opfer des Familienhasses, der Parteiwuth und der höchst ungenügend entwickelten Rechtsverhältnisse. In dem „Suter-Handel“ spiegelt sich die Entartung des politischen Lebens der schweizerischen Demokratien im 18. Jahrhundert. Eine im J. 1829 auf Verlangen der Nachkommen und Verwandten Suter's durchgeführte Revision der Procedur stellte sein ehrenvolles Andenken wieder her.

Siehe: Monnard, Geschichte d. Eidgenossen während d. 18. und d. ersten Decennien d. 19. Jahrhunderts, II. Theil (Zürich 1848), S. 440 ff. mit der dort angeführten Quellenlitteratur. Außerdem ist zu vergleichen: Eidgenössische Abschiede VII, 2, S. 748; Hardegger und Wartmann, Der Hof Kriessern (St. Gallische Gemeindearchive 1, 1878), S. 252 ff. und Dierauer, Müller-

Friedberg (St. Gallen 1884), S. 22. Der 1884 in Trogen anonym erschienenen kleinen Schrift: „Landammann Suter. Criminalgeschichte aus Appenzell-Innerroden“ ist ein Bildniß Suter's nach einem Oelgemälde der Gemeindebibliothek Trogen vom J. 1769 beigegeben. Dierauer.

Suter: Kaspar S., von Horgen, geboren um 1520 als Sohn des in der Schlacht bei Cappel gefallenen Schmiedes Hans S., gehörte einer angesehenen Familie des Kantons Zürich an, die seit dem Streite um das Erbe des letzten Grafen von Toggenburg (1437) bis zum zweiten schweizerischen Religionskriege (1531) bei dreißig Gliedern auf dem Felde der Ehre verloren hatte. Ein Hans S. hatte nach dem blutigen Treffen auf dem Gubel (1531) die Friedensvermittelung zwischen Zürich und den katholischen Orten angebahnt. Da die Familie S. auch nachher immer noch mit den Urschweizern freundschaftliche Verbindungen unterhielt, war nach dem Wiedererstarken der streng evangelisch gesinnten Partei für S. im Heimathlande bald jede Wirksamkeit unmöglich. Kaspar, der wahrscheinlich in Deutschland seine Bildung als wandernder Student gewonnen, begab sich daher zu seinen Anverwandten nach Zug und gewann hier durch Protection der ihm befreundeten Familie Kollin als Lehrer und Schreiber sein Auskommen. Allein mehr als das stille Leben des Schreibers lockte ihn das edle Waffenhandwerk an. Schon im J. 1542 machte S. unter den in französischem Solde stehenden Schweizern den Feldzug über den Montcenis nach Piemont mit. Er wohnte der Eroberung von Coni, Pignerolo, Chierasco und Mondovi bei. Als im folgenden Jahre der talentvolle spanische General Marchese de Guasto die Schweizersöldner durch eine Kriegslist zur Räumung von Mondovi bewog und dann treulos überfallen ließ, befand sich S. unter den Getäuschten, die nach Rache schrieen. Am Ostermontag 1544 nahmen diese in französischem Solde stehenden Schweizer bei Cerisole und Carignono blutige Rache an den Spaniern und S. stimmte freudig „ein hüpsch nüw Lied von der Schlacht in Bemond“ — in der Weise des „Toller- oder Genower Liedes“ — an, das zwar keinen besondern poetischen, wol aber einen historischen Werth besitzt, da es ein anschauliches Bild der berühmten Doppelschlacht entwirft und durch die oft wörtliche Anlehnung an das alte Sempacherlied ein gewisses Interesse erweckt. Die religiös-vaterländische Gesinnung trug dazu bei, daß das Bemunderlied im 16. und 17. Jahrhundert oft nachgedruckt und als Trutzlied gesungen wurde.

Als S. 1544 nach der Abdankung der in Piemont stehenden Schweizertruppen nach Zug zurückkehrte, hoffte er, Gott werde die durch diesen Sieg wieder hochgepriesene Eidgenossenschaft in Ruhe und Frieden erhalten. Allein der religiöse Zwiespalt erweiterte sich bald wieder, namentlich durch die in streng reformatorischem Sinne geschriebene große Schweizer Chronik des Johannes Stumpf. S. betrachtete nicht nur diese tendenziöse Darstellung als einen Mißgriff, sondern verhehlte sich auch keineswegs, daß Stumpf allzu summarisch die Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft behandle und zu rasch über die dunkeln, weniger ehrenvollen Zeiten hinwegeile. Er wollte deshalb eine umfassende, unparteiische, auch auf fremden Geschichtsquellen beruhende Geschichte der Schweiz zu Tage fördern, zu der er seit 4 Jahren das Material gesammelt hatte. Nicht weniger als 300 Kronen will S. für dieses 1100 Bogen umfassende Werk verwendet haben. Infolge einer Besprechung mit den 1549 in Baden versammelten Tagsatzungsgesandten von Zürich, Zug, Solothurn und Schaffhausen hatte S. seinem Werke auch eine Sammlung der eidgenössischen Bundesbriefe und Staatsverträge beigefügt. Allein Suter's Chronik blieb ungedruckt. Nur einzelne Capitel derselben, wie die Beschreibung der Schlacht von Marignano sind uns durch Copien in andern Werken erhalten. S. bearbeitete zunächst einen Auszug

aus diesem großen Werke, in welchem neben Witterungsberichten namentlich die Capitel über Wilhelm Tell und die Vertreibung der österreichischen Vögte in der Zeit der Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich von Interesse sind. S. benutzte bereits das Tellenspiel als Geschichtsquelle. Daneben schrieb S. eine neue Chronik über die Religionskriege von 1528—1531 und eine Chronik von Zug, die nach ihrem Fortsetzer gewöhnlich als Chronik Johann Kollin's von Zug citirt wird. Daneben beantwortete er noch in einem Liede das Spottgedicht des Nördlinger Liederdichters Lukas Lercher (1549). Als die Publication der Chronik auf Schwierigkeiten stieß, griff S. wieder zum Schwerte und machte 1552 und 1553 in französischem Dienste die Feldzüge nach Piemont mit, die er kurz in der bei Matthias Apiarius in Bern 1554 gedruckten „warhaften und grüntlichen Histori, was sich in zweyn Jaren im Piemondt zugetragen" beschrieb. Nach der Eroberung von Camerano, am 4. Octbr. 1554, ging S. auf Beute aus, wurde von den Landleuten erschossen und vor dem Schlosse am Berge begraben, wie sein Waffengefährte Samuel Zehender von Bern in seinem Tagebuche bezeugt. S. war ohne Zweifel ein vielversuchter Soldat, dem aber eine poetische Ader wie kritischer Sinn und Darstellungsgabe fehlten, obwol ihm ein richtiger Blick nicht mangelte. In seinem Schreiben an die Tagsatzung gesteht S., daß eine zu große Offenheit und Mangel an unterthänigem Benehmen ihm eine passende Lebensstellung im Vaterland verschlossen und ihn auf die Bahn eines Reisläufers gewiesen habe.

Zuger Neujahrsblatt 1885, 3—9. — Geschichtsfreund, Einsiedeln 1891, XLVI, 305—310. — v. Liliencron, Histor. Volkslieder IV, 508, S. 247 bis 252. — Bächtold, Gesch. der deutschen Literatur in der Schweiz 402 (121). — Anzeiger f. schweizer. Geschichte, 1865, 22—25. — Rilliet, Ursprung der schweizer. Eidgenossenschaft, ins Deutsche übertragen v. C. Brunner, S. 256 ff. — Rochholz, Tell und Geßler, S. 420 ff. — W. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstädte, S. 105—110. — Tobler, Histor. Volkslieder, Frauenfeld 1884, II, 97 ff. Th. v. Liebenau.

Sutner: Georg Karl v. S., königl. bair. Staats- und Reichsrath, geboren am 30. October 1763 zu München als der Sohn eines bürgerlichen Bortenwebers, vollendete auf der Universität Ingolstadt seine Rechtsstudien als graduirter Licentiat 1785, trat nach kurzer Praxis zu Dachau 1786 in das öffentliche Geschäftsleben als innerer Rath des Münchener Magistrats, wurde durch den Kurfürst Karl Theodor in den Adelstand erhoben 1787, dann 1792 städtischer Archivar, kaiserlicher Notar und 1797 Stadtsyndikus, 1804 Bürgermeister der kurfürstl. Haupt- und Residenzstadt München, von den Verordneten der damaligen Landschaft zum sechsten, außerordentlichen Verordneten des Bürgerstandes und zu den von der Staatsregierung angeordneten Landtags-Vorbereitungen als berathendes Mitglied beigezogen. S. erwarb in kurzer Zeit ausgezeichnete Verdienste um das Wohl der Stadt und die Bürgerschaft und genoß unbegrenztes Vertrauen, „so daß jeder einzelne Bürger in ihm minder den entscheidenden Richter und Vorgesetzten, als den freundlichen, theilnehmenden Rathgeber, den sorgsamen, wohlwollenden Vater Aller betrachtete, von welchem in jeder Bedrängniß Rath und Hülfe zu erwarten war: sein Name galt jedem Bürger heilig". Im J. 1805 wurde S. landschaftlicher Oberaufschlags-Einnehmer und trat dann nach der 1806 erfolgten Auflösung der früheren Municipalverfassungen 1807 als Oberaufschläger in den bairischen Staatsdienst, wo er nun noch schneller sich emporschwang und 1808 zum Rath der Steuer- und Domänensection im k. Staatsministerium der Finanz, 1814 zum Vorstand der Staatsschuldentilgungs-Commission, 1817 zum Ministerialrath, 1819 zum Staatsrath im ordentlichen Dienst mit Beibehaltung der Stelle als Vorstand der

Schuldentilgungs-Commission befördert und 1828 zum Reichsrath ernannt wurde. Im J. 1810 ging S. als Mitglied der zur Uebernahme dieses Landes bestimmten Hofcommission nach Salzburg; 1834 ernannte ihn der König zum Spruchmann bei dem Bundesschiedsgerichte von Seite der Krone Baierns. Schon 1795 erfolgte Suter's Aufnahme als ordentliches Mitglied der historischen Classe in die Akademie der Wissenschaften und die wiederholte Bestätigung 1807 durch König Max I. und 1827 durch König Ludwig I.; 1811 erhielt er das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens und 1820 die Commandeur-Insignien desselben. Sutner's Schwerpunkt lag in der genialen Behandlung der Finanzen. Trotz der Kriegsjahre, welche neue Anleihen erforderten, trotz der Uebernahme einer theilweisen ungeheuern Schuldenlast aus den neuerworbenen Provinzen (Franken, Schwaben, Nürnberg, Regensburg, Salzburg und Tirol) und der großen Anforderungen für Herstellung einer neuen Armee mit allem Kriegsmaterial war es bis Ende September 1814 Herrn v. S. dennoch gelungen, die Staatsschuld im Administrativwege um 9 Millionen zu vermindern. Obwol in der Folge abermals schwere Unbilden in verschiedenen Perioden das Staatsschuldenwesen drückend berührten, wußte S. durch Vereinfachung des ganzen Organismus, durch Verminderung des Personals in allen Zweigen der Administration, durch Zinsfußreduction u. dgl. neue, erfreuliche Resultate zu erzielen, so daß der Finanzminister Graf v. Armansperg am 11. Februar 1825 die bündige Erklärung gab, von der bairischen Staatsschuld seien in der Zeit von 1818 bis 1825 über 14 Millionen getilgt worden und zwar, wie belobend rühmend und ausdrücklich hervorgehoben wurde, durch die ausgezeichneten Dienste des Staatsraths v. S., welcher das unbedingte Vertrauen seiner Monarchen besaß und in huldvollster Weise bei jeglicher Gelegenheit Zeichen ihrer höchsten Anerkennung erhielt. Auch als Historiker bethätigte sich S. frühzeitig durch mehrere Arbeiten. Dazu zählt in erster Reihe die auf statistischen Forschungen beruhende Abhandlung „München während des dreißigjährigen Krieges“ (1796), die „Berichtigungen der Unruhen bei dem Regierungs-Antritte der Herzoge und Brüder Ernst und Wilhelm von Baiern-München“ (1797); über „Die Verfassung der älteren städtischen Gewerbs-Polizey in München, von ihrem Entstehen bis zum XVI. Jahrhundert“ (1813). — S. starb am 27. December 1836; seine Thätigkeit im Gebiete der historischen Literatur wie im Finanzfache wurde vielfach anerkannt von Westenrieder, Zschokke, und von Jos. Anton v. Mussinan durch eine eigene akademische Denkrede (München 1837) geschildert; sein Bildniß haben A. Gatterer und G. Bodmer auf Stein gezeichnet. — Sein Sohn Joh. Nep. v. S., geboren am 8. März 1798, wurde 1834 Regierungsrath, 1840 Oberrechnungsrath, 1843 Sectionschef im Finanzministerium, 1849 Vorstand der Staatsschuldentilgungs-Commission, 1871 Geheimrath; dieser treue Diener dreier Könige und hochverdiente vielfach ausgezeichnete Beamte starb hochbetagt am 23. Februar 1884.

Hyac. Holland.

Sutner: Josef S., Dichter, geboren am 18. März 1784 am Zellbach nächst Dietramszell (Landgerichts Wolfratshausen) als der Sohn eines Kleinschmiedes und Schlossers; wurde, weil eines Fußübels wegen nicht zum väterlichen Handwerk tauglich, im Klosterseminar seiner Heimath und dann auf dem Gymnasium und Lyceum zu München gebildet. Da ihm die Mittel fehlten die Universität zu besuchen und ein Fachstudium zu absolviren, trat S. als Schreiber zu administrativen Aemtern und 1809 in provisorischer Eigenschaft in den Staatsdienst, verweilte in der Cameralpraxis im damaligen Regen-, Salzach- und Isarkreise, bis ihn endlich 1830 unter dem Finanzministerium des Grafen v. Armansperg eine definitive Anstellung erreichte, starb aber schon am 19. No-

cember 1835 zu München. Beinahe ebenso treuherzig wie der arme Sülzbacher Weber und Meistersinger Michael Beheim berichtet auch S., wie er die liebliche Kunst der Poesie gefunden habe: „In früher Jugend gewann ich Apollo lieb; er hieß mich einen Sohn der Natur, ein Kind der Wahrheit und schenkte mir seine Liebe. Zum Beweise seiner Gunst gab er mir eine Leier mit sieben metallenen Saiten: Die tiefe Baßseite war der Wahrheit geweiht, die zweite der Religion heilig, die dritte pries des Vaterlandes Ahnenwürde, die vierte Arkadien, die fünfte tönte der Liebe, die sechste den Gefühlen der Freundschaft und die siebente der Satyre und scholl durchdringend in die Ohren der maskirten Welt. Die erste Saite verstummte, weil ich meine Mitspieler, die sparsam in abgelegenen Winkeln zerstreut waren, nicht hörte; die zweite verscholl ohne Echo; die dritte überstimmte ein über die Gränzen des Vaterlandes gekommener Chor von türkischen Trommeln ... die sechste schwieg, als mich im Unglücke meine ältesten Freunde verließen und dem Zeitgeist nachliefen . . . Gewöhnlich war meine Gemüthsstimmung der Vater dieser Laute; daher in früheren Jahren ein Forte, in den jüngeren Jahren ein melancholisches Piano vorherrschend ist. Der Patriot findet einige Eichenblätter und der Freund der Minne grüne Myrthenzweige ... Ich habe mich nicht geschämt die Tugend zu preisen, wenn ich sie auch am Bettelstabe fand und das Laster zu geißeln, wenn es auch gemacht zu sein schien, Ehrfurcht gebieten zu wollen" ... Im J. 1822 erschien sein „Karl der Große" betiteltes Gedicht in „drei Balladen" (91 S. 8°, mit Anmerkungen und einer Abbildung der sagenhaften „Reismühle" im Würmthale, gezeichnet von Buziger, gestochen von C. Schleich junior; in zweiter Auflage 1835, XVI u. 96 S. 8°). Darauf folgten die „Vermischten Gedichte" (München 1824 bei Fleischmann), mit einem Titelbild nach Altmutter, gestochen von Schleich sen. und einer Vignette (Ansicht von München) gezeichnet von „Hanfftingl" (sic) — dem nachmals so berühmten Lithographen —, gestochen von E. Schleich junior; die Dedication ist an die Kronprinzessin Elise Ludovika von Preußen gerichtet mit XXI Seiten; die folgenden Seiten 23—310 enthalten eine Anzahl Balladen (z. B. Heinrich von Kempten, Agnes Bernauer — mit „Porträt" von J. M. Mettenleiter —, Isenbart Gf. zu Altdorf, Maria von Brabant, Hans Pienzenauer, Hans Dollinger, Ferdinand Gf. zu Arco u. s. w.), welchen (S. 311 bis 319) historische Anmerkungen beigegeben sind. Ein episches Gedicht „Theodo" in 6 Gesängen wurde „auf Kosten des Verfassers gedruckt" (München 1825, IX u. 198 mit histor. Anmerkungen, Titelblatt von J. M. Mettenleiter). Die „Vermischten Schriften" (München 1828 bei W. Michaelis, 488 S. 8°) bringen des Dichters Porträt nach E. Buziger (1822), gestochen von C. Schleich sen. mit der Dedication an den durch seine Seltsamkeiten berühmten Freiherrn Theodor Hubert v. Hallberg-Broich (den sog. Eremiten von Gauting). Das Buch enthält als Nachlese zu den Vermischten Gedichten „Spaziergänge" um München, an der Isar und Donau, über die Berge in das nördliche Italien und Verona; dazu „Gnomen" und sehr harmlose „Satyren" immer wieder mit Anmerkungen; allerlei Idyllisches und Prosaisches nebst patriotischen Anklängen (Vermählung des Herzogs Maximilian zu Tegernsee) und Balladen (die Türkenfahne in der Frauenkirche). Das Beste ist vielleicht die „An die Kanone" gerichtete, freilich an Schiller's Glocke erinnernde Dichtung. Sonst gebraucht S. mit großer Vorliebe den nach Christian Ewald v. Kleist's (Frühling) Vorgang verlängerten Hexameter mit möglichster Mißhandlung von Metrum und Wohlklang der Sprache; anerkennenswerth sind auch einige Anklänge an die deutsche Mythologie, welche indessen noch so ziemlich in der Vorstellung und im Kostüm der Jeunesse dorée sich bewegen. Ein Cyclus von dreißig Sonetten ist „Plato's Schüler der Liebe" (München 1831, 36 Seiten 12°) betitelt und mit dem

Idealporträt seiner verklärten „Mira“ ausgestattet; der Ertrag von 250 Exemplaren dieses Büchleins war zum Besten eines Militärwaisenknaben bestimmt. Zur Verherrlichung seiner Heimath Dietramszell und zum Abschluß seiner poetischen Thätigkeit erschien „Der Minnesänger“ (München 1835, 76 S. 8°), eine „Legende mit zwanzig Liedern“ mit einem Titelbild nach A. Rhomberg (gestochen von Helmsauer), einer musikalischen Composition für Singstimme und Clavier von M. Lindmeir und der Dedication an die Gräfin Anna v. Arco-Valley geb. Gräfin Marescalchi. Außer diesen genannten poetischen Erzeugnissen verfaßte S. eine Abhandlung als „Vorschlag zur Gründung einer Wittwen- und Waisencasse für Staatsdiener und auch für andere Stände, welche daran freiwillig Antheil nehmen wollen“ (München 1833) und eine historische Denkschrift „Die Burgruinen von Wittelsbach“ (München 1834, 31 S. 4°), welche der glückliche Autor zur Nachfeier der Enthüllung des Nationaldenkmales zu Oberwittelsbach am 26. August 1834 auf dem Rathhaussaale zu Aichach vortrug. S. lieferte auch Beiträge zu den damals bestehenden Zeitschriften „Eos“, „Conversationsblatt“, zur „Bürger- und Bauernzeitung“ u. s. w. und konnte sich rühmen „der Wahrheit, der Kirche und dem Throne mit kräftigen Worten jederzeit gehuldigt zu haben“.

Vgl. s. Autobiographie in A. v. Schaden's Gelehrtes München, 1834, S. 124. — Goedeke, Grundriß 1881, III, 775. Hyac. Holland.

Sutner: Philipp S., Historienmaler, geboren 1814 zu München, genoß Schlotthauer's Unterricht an der Akademie, arbeitete 1839 als E. Steinle's Gehülfe an den Fresken des Schlosses Rheineck, fand 1840 zu München Verwendung bei Heinrich v. Heß, welcher ihm von den Wandgemälden der Basilika mehrere kleine Bilder übertrug, die S. theils nach den Cartons von Schraudolph, Müller u. A., theils nach eigener Composition ganz vorzüglich ausführte. Im J. 1842 veranlaßte ihn Ainmüller zum Eintritt in die kgl. Glasmalerei, wo S. an den Schöpfungen dieser Anstalt (insbesondere an den Fensterbildern für die Auer-Kirche) großen Antheil hatte und seine rühmliche Technik glänzend bewährte. Der anspruchslose und bescheidene Mann starb am 15. Juni 1852.

Vgl. Venanz Müller, Handbuch v. München 1845, S. 180. — Nagler, Lexikon 1848, XVIII, 17. — Kunstvereins-Bericht für 1852, S. 50. — Stubenvoll, Basilika, 1875, S. 52. Hyac. Holland.

Sutter: Josef S., Historienmaler, geboren am 28. November 1781 zu Linz, begann seine Studien unter Füger's Leitung an der Akademie zu Wien, wo er ganz in der Richtung dieser Schule ein großes Oelbild „Tod des Mathatias“ malte, verließ aber dieselbe, nachdem er die Bekanntschaft mit Overbeck und dessen Freunden (Franz Pforr, Ludwig Vogel, Jos. Wintergerst u. s. w.) gemacht hatte, wodurch er mit der seither herrschenden akademischen Partei zerfiel, welche sich durch die abfällige Beurtheilung einer von S. 1811 gemalten „Medea“ bitter rächte. Als Overbeck 1810 mit seinen Freunden nach Rom ging, wo es ihnen gelang, eine neue Aera zu gründen, mußte S., welcher seine ohnehin nicht sorgenfreie Existenz durch eine frühzeitige Heirath noch erschwerte, in Wien zurückbleiben, bis Overbeck's aufopfernde Freundschaft auch für S. die Reise nach Rom ermöglichte (1816). Hier untermalte er für Overbeck einige Bilder und fertigte einige religiöse und historische Compositionen, darunter auch das Oelgemälde „Kaiser Albrecht's Hund“, welches 1820 in den Besitz der Kaiserin Karolina Augusta gelangte. Bei jenem zu Ehren des bairischen Kronprinzen Ludwig am 29. April 1818 veranstalteten deutschen Künstlerfeste, welches durch Rückert's Dichtung unvergänglichen Ruhm erlangte, lieferte auch S. mit der Figur eines hl. Lukas einen Beitrag zur prachtvollen Decoration der Villa Schultheis. Als Cornelius später seine großartige Thätigkeit in der Glyptothek

begann, benützte er die Beihülfe des mittlerweile nach München übersiedelten S., welcher die „Geburt der Venus“ (nach der Composition des Cornelius) malte und dann auch unter Clemens Zimmermann an dem kunstgeschichtlichen Freskencyclus im südlichen Corridor der alten Pinakothek Beihülfe leistete. S. fand, gleichfalls durch Heinrich v. Heß, Verwendung an der Bilderfolge der Basilika, wo ihm einige der kleineren Scenen aus dem Leben des hl. Bonifacius, theils nach eigenen Entwürfen, theils nach den Cartons von Heß, Schraudolph, Joh. Bapt. Müller übertragen wurden. Auch leistete ihm damals sein 1810 zu Wien geborener Sohn Daniel S., welcher in der Folge keine weitere Bedeutung erreichte, vielfache Beihülfe. Um 1838 übersiedelte S. nach Linz, wo der beständige Kampf mit Widerwärtigkeiten, welcher den Maler zeitlebens verfolgte, abermals begann. Seiner durch Overbeck, Schnorr, Cornelius und Heß geläuterten Kunstanschauung, an welcher der vielgeprüfte Mann unentwegt festhielt, stand keine ebenmäßige schöpferische Kraft und technische Fertigkeit zur Seite. S. erwies sich immer als charakterfest, einsichtsvoll, eifrig, voll guten Beispiels, aber auch voll unverwindlichen Mißtrauens auf die eigenen Fähigkeiten; Overbeck hielt ihn hoch und werth, ermunterte ihn durch zahlreiche Briefe und blieb mit Rath und That zeitlebens sein „Schutzgeist“. In seinem großen Bilde „Der Einzug in Jerusalem“, wo Overbeck allen seinen Freunden ein Denkmal setzte und ihre Bildnisse mit voller Aehnlichkeit anbrachte, geht S. unmittelbar nächst seinem Freund und Meister im Gefolge des Herrn. Von Jugend auf an Entbehrung gewöhnt, trug S. sein Geschick mit Muth und Ausdauer; er „rang in mannhaftem Fleiße sich durch die Kunst ein kärgliches Auskommen zu schaffen, bis das Schwinden seines Augenlichtes auch seine Arbeitskraft lähmte und seinen Lebensabend mit den Schrecken bitterer Noth umgab.“ Aber auch in dieser drückenden Lage blieb er nicht ganz verlassen. Zwei geachtete Landsleute, die den unter der unansehnlichen Hülle verborgenen Adel seines Charakters erkannten, griffen ihm unter die Arme, ebenso der unermüdliche Overbeck, welcher, um die Freude des Gebens zu genießen, lieber an sich selbst darbte. Eine Operation, welcher sich S. 1858 zu Wien unterzog, gelang nach 52 leidensreichen Tagen, sodaß S. wenigstens wieder die Feder und theilweise auch den Pinsel zu führen vermochte, bis ihn am 12. Mai 1866 der Tod von seinen bitteren Erfahrungen erlöste.

Vgl. Raczynski, 1840, II, 607; III, 315 u. 436. — Nagler, Lexikon, 1848, XVIII, 17 ff. — Rob. Lecke, Beschreibung d. Basilika, 1850, S. 25 ff. — Wurzbach 1880, 41, 5 ff. — Howitt-Binder, Overbeck, 1886, I, 109 ff.; II, 256 ff.

Hyac. Holland.

Suttinger: Daniel S., Ingenieur-Geograph, geboren am 2. December 1640 zu Penig (Sachsen), † um 1690 zu Dresden (das genauere Datum fehlt). Als Sohn des in kleinen Verhältnissen lebenden Töpfermeisters Sottinger — so schrieb sich die Familie ursprünglich — hatte S. muthmaßlich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und wir können uns kein richtiges Bild von der Art und Weise seines Studienganges machen. Man hatte angenommen, S. habe in Leipzig studirt, sei dann ins kursächsische Heer eingetreten und im Gefolge des Markgrafen Hermann von Baden nach Wien gekommen, allein nach den archivalischen Forschungen Haradauer's kann hiervon keine Rede sein. Diesen zufolge steht es vielmehr fest, daß S. um 1672 in die Wiener Stadtmiliz, die sogenannte „Stadtguardia“, als einfacher Pikenier eingetreten ist und daß ihm im J. 1676 der Auftrag ertheilt wurde, ein „Modell“ der Stadt Wien anzufertigen. Um ihn für diese Arbeit besser zu befähigen, gab man ihm 1677 Rang und Gehalt eines Feuerwerkers und bald danach einen Freipaß, der ihm gestattete, sich das Innere eines jeden Hauses der Kaiserstadt zu besehen. Das

Modell wurde 1680 abgeliefert, und damit war auch ein Wendepunkt in Suttinger's Leben eingetreten. Die Stadt Wien nahm ihn nämlich mit 300 Gulden Jahressold in ihre Dienste, und in dieser Stellung nahm er Antheil an der furchtbaren Belagerung, während welcher Männern seines Faches die beste Gelegenheit geboten war, sich hervorzuthun. Als er 1685 aus nicht näher bekannten Gründen pensionirt worden war, trat er im Jahre darauf als Hauptmann in die sächsische Feldartillerie über, als welcher er jedoch Zeichenstift und Feder ebensowenig wie früher rasten ließ.

S. war ein sehr geschickter Planzeichner mit guten geometrischen Kenntnissen, und seine Darstellungen sind für den Historiker der Situationszeichnung um deswillen von großem Interesse, weil in jenen die alte Manier, Terrainverschiedenheiten perspectivisch aufzufassen, sich mit den neueren und strengeren Anforderungen eigenartig verbindet. Aus dem Jahre 1684 hat man von ihm: „Wienn in Oesterreich auff Ihrer kayserl. Majestät allergnädigsten Befehl in Grundt gelegt und in gegenwärtigem Riß gefertigt ꝛc.“; die sehr saubere Federzeichnung ist farbig ausgeschmückt. Eine andere, noch heute im Besitze der Stadt befindliche Pergamentzeichnung hat die Aufschrift: „Ware Abbildung der weitberühmbten kayserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien. Gerissen durch D. S.“ Letztere Ansicht wurde durch die Firma Weigel im Kupferstiche vervielfältigt. Insbesondere jedoch gaben die von ihm mit durchlebten Kriegsereignisse S. Veranlassung zur Entfaltung seines Talentes, wie zwei von ihm herrührende Diagramme beweisen („Türkische Belagerung der Kayserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien in Oesterreich“ [1683]; „Grundriß und Situation der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien in Oesterreich, wie selbe von den Türken belagert und attaquiret und durch die glücklichen und sieghaften Waffen der Christen entsetzet worden. In Grundt gelegt und in gegenwärtigem Federriß verfertigt durch D. S.“ [1687]). Diesen Plänen hat man es zu danken, daß man sich insbesondere von dem anscheinend äußerst verworrenen, in Wirklichkeit aber nach einem klug erdachten Systeme angelegten Netzwerke der türkischen Approchen noch jetzt eine treffende Vorstellung zu erwerben im Stande ist.

Auch als Schriftsteller im engeren Sinne ist S. zweimal hervorgetreten. Dem letzterwähnten Belagerungsbilde ist eine „Kurtze Relation“ über die Entsetzungsschlacht vom 9. September 1683 beigegeben, und auch eine zweite Schrift dankt der Wiener Schreckenszeit ihre Entstehung. Bald nach Beginn der Belagerung war Suttinger's Freund, der berühmte Fortificationsmeister Rimpler, tödlich verwundet worden, und so konnte er sich nicht mehr vertheidigen gegen die Angriffe, welche später seitens des schweizerischen Militärschriftstellers Werdmüller gegen seine Lehren erhoben wurden. An seiner Statt übernahm S. die Vertheidigung, welche den Titelworten nach zu schließen („Der in Wien todte, ehrliche Sachs Georg Rimpler, allen dessen Feinden entgegen gehalten“; Dresden 1687) an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig gelassen haben dürfte.

Kabdebo, Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien, 16. Bd. — Haradauer, Mittheilungen der Geographischen Gesellsch. zu Wien, 1884. — Zedler, Universallex. der Künste u. Wissenschaften, 41. Bd., Leipzig-Halle 1744, Sp. 485.
Günther.

Süvern *): Johann Wilhelm S. war einer der eigendenkenden willensmächtigen Männer, welche die Reform des preußischen Staates nach dem Til-

*) Nachfolgender Artikel dient, weil er die Geschichte der Reform des Unterrichtswesens seit 1808 aus den Acten darstellt, zugleich als Ergänzung für die früheren Artikel: Altenstein, Wilhelm v. Humboldt, Nicolovius, Schleiermacher, Schuckmann, überdies enthält er Angaben über nebensächliche bei dieser Reform betheiligte Personen.

siter Frieden herbeigeführt haben. Er war die treibende Kraft in der Reform des Schulwesens. Trat er nach außen hinter den leitenden Verwaltungschefs Humboldt und Altenstein zurück, so wird doch aus den Acten der Geschäfte die große Bedeutung dieser ungeheuren Arbeitskraft sichtbar. Das Leben der meisten Männer, die an dieser Reform mitwirkten, zeigt eine Epoche der Entwicklung und Vorbereitung, eine Zeit des gemeinsamen Schaffens, worauf dann die Periode des Stillstands und der Enttäuschung folgt.

Süvern's Entwicklung. Johann Wilhelm S. wurde am 3. Januar 1775 zu Lemgo im heutigen Lippe-Detmold geboren. Sein Vater war dort erster Prediger und Scholarch. Der Knabe wuchs in strenger häuslicher Zucht auf, früh zeigte sich bei ihm der Sinn für Geschichte, Ordnung und Klarheit des Denkens lagen in seinem Wesen. Nach der Einrichtung der Zeit war für seine philologischen, geschichtlichen und philosophischen Neigungen nur das Studium der Theologie offen. Er begann dasselbe 1793 in Jena. Diese Universität war damals neben Göttingen der Mittelpunkt der höheren Studien in Deutschland; noch gehörte Schiller derselben an, wenn ihn auch Krankheit und dann die Rückkehr zur Poesie schon der akademischen Thätigkeit mehr entfremdeten; Fichte war auf der Höhe seines Wirkens. Diese beiden großen Männer bestimmten den Gang seiner Bildung. Unter den dortigen Philologen gewann Schütz Einfluß auf ihn. Als er nach zwei Jahren zu Hause einen Versuch im Predigen machte und dessen Mißerfolg den Unwillen des Vaters erregte, entfremdete ihn das der Theologie noch mehr. Nun trat ihm während seines 1½jährigen Aufenthaltes auf der Universität Halle Friedrich August Wolf gegenüber, die Prolegomena desselben waren eben 1795 erschienen, und von ihm lernte er nun die Alterthumswissenschaft als ein selbständiges Ganzes betrachten und zur ästhetischen Cultur der Menschheit in Verhältniß setzen. Die Richtung seines Lebens war nun entschieden.

So vorbereitet trat er 1796 in das eben begründete philologisch-pädagogische Seminar ein, welches der berühmte Schulmann Gedike dirigirte. Diese imperatorische Natur hat (geboren 1754) als Freund des großen Ministers Zedlitz in leitenden Stellungen durch die Verbindung der Unterrichtsideen von Locke, Rousseau und Basedow mit dem neuen Humanismus die späteren Reformen vorbereitet. Die Verbindung von Sprache mit Sachen soll nach ihm im Sinne von Gesner und Heyne nicht vermittelst lateinischer Compendien, sondern vermittelst der großen alten Schriftsteller selber im Unterricht herbeigeführt werden. Die griechischen als die Originalschriftsteller sollen eine verstärkte Berücksichtigung erfahren. Die geistigen Kräfte sollen durch strenge Grammatik, Interpretation, sachliche Versenkung in eine fremde Welt zu freier Entwicklung gebracht werden. Dieser preußische Neuhumanismus unterscheidet sich von dem Jenas, Göttingens oder Leipzigs durch die Legirung mit dem Geiste der Aufklärung, mit der Methode der Philanthropine und mit der Richtung der Bureaukratie auf zielbewußte Regierung der Gymnasien. In allem diesem war Gedike der Träger des preußischen Neuhumanismus. Als Organ der Verbreitung dieser pädagogischen Richtung war von ihm das philologisch-pädagogische Seminar 1787 errichtet worden. Dasselbe wurde der Typus der heute so ausgedehnten Einrichtungen von Seminaren für Schulamtscandidaten, im Gegensatz zu denen für Studirende. Seine Mitglieder waren Schulamtscandidaten. Sie hatten dem Unterricht zuzuhören und selbst zu unterrichten; hieran schlossen sich pädagogische Erörterungen mit ihnen; aber auch ihre wissenschaftliche Fortbildung wurde gefördert. Durch das von Gedike geleitete Seminar sind außer S. auch Bernhardi, Spilleke, Köpke und Schleiermacher hindurchgegangen. Vier Jahre hindurch gehörte S. demselben an. Er empfing

sein pädagogisches Gepräge durch Gedike. Aber er wie Bernhardi und Schleiermacher brachten die reichere freiere Idealität in diese Schulung mit, welche zu dieser Zeit bereits vermöge der Einwirkung von Gesner, Heyne und Fr. A. Wolf, von Fichte, Pestalozzi und Schiller erworben wurde.

Hiervon zeugen auch die Arbeiten, welche S. während dieser Zeit seiner Berliner Schulung veröffentlichte. Sie handelten über Pindar, Aeschylus und über „Schiller's Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie" (1800). Es bewies für einen Schulmann jener Tage eine bemerkenswerthe Freiheit der Seele, daß er eine zeitgenössische deutsche Dichtung zum Gegenstand einer tiefdringenden Untersuchung machte. Es war im echten Geiste dieser späten deutschen Renaissance, und es berührte sich mit Humboldt's Schrift über Hermann und Dorothea, daß er dieses größte deutsche Drama durch Vergleichung mit den schönsten Producten des griechischen tiefer zu verstehen und nach seinem Werthe zu bestimmen unternahm. Wenn er den Chor vermißte, so gehörte dies zu den Anregungen, welche auf die Versuche mit diesem zunächst in der Braut von Messina geführt haben mögen. Es war doch ein Zeichen der Gesundheit seiner Seele, daß er in der dramatischen Bewältigung eines nationalen Stoffes Schiller's große That erkannte. Wenn er dabei Sophokles als Muster dem lebenden Dichter vorhielt und wenn er dem Charakter und der Freiheit gegenüber die Bedeutung des Schicksals für das Tragische betonte: so antwortete ihm hierauf Schiller ganz überlegen und mit der ihm eigenen Größe, welche er in jede Lebensäußerung zu legen wußte. „Die Sophokleische Tragödie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." (Schiller an S., 26. Juli 1800.) Faßt man alles zusammen, so hatte sich doch S. noch in Jünglingsjahren eine bedeutende innere Bildung erworben, welche auf dem Zusammenhalten der geschichtlichen Kräfte der Welt in einem universalhistorischen Bewußtsein begründet und auf die Verwerthung desselben für sein Volk und seine Zeit gerichtet war.

Die Jahre der Anwendung begannen. S. war 25 Jahre alt, als er durch Gedike als Rector und erster Professor mit einem für jene Zeit ansehnlichen Einkommen an das alte Gymnasium der Stadt Thorn gesandt wurde. Dort verheirathete er sich mit der Tochter des Kaufmanns Klugmann in Marienburg. Er versuchte sich mit jugendlichem Eifer an der Reform der Anstalt, welche noch nach altem Zuschnitt mit ihrem Lehrziel in die Aufgaben der Universität hineinreichte und auch von der ungebundenen Freiheit derselben mehr als wünschenswerth Gebrauch machte. Indeß traf er auf einen zähen unbesiegbaren Widerstand der alten Herren. So nahm er denn gern das im Frühjahr 1803 ihm angebotene Directorat des Elbinger Gymnasiums an. Er fand auch dort eine Anstalt von veraltetem akademischen Zuschnitt. Derjenige unter den vorhandenen Lehrern, welcher zunächst vom Magistrat für das Rectorat ins Auge gefaßt worden war, hatte dieses abgelehnt, weil er — die einträgliche Advocatenpraxis nicht aufgeben wollte, die er bis dahin neben dem Schulamt geübt. Die Geldmittel waren knapp; als das Unglück von 1806 hereinbrach, wurden sie noch knapper: aber hier traf nun der jugendliche Enthusiasmus Süvern's auf

Verständniß und Vertrauen bei der Bürgerschaft. So konnte von S. eine außerordentliche Wirkung ausgehen. Nach der Schilderung eines damaligen Schülers (bei Passow, S. 16) „lauschten die Schüler mit gespanntem Ohr, wenn er mit seiner klangreichen, volltönenden Stimme uns die Chorgesänge im Originale und in gelungener Uebersetzung vorlas", oder Horaz, Tacitus erklärte oder lateinisch über die römischen Alterthümer sprach. „Des großen stattlichen Mannes Gesichtszüge waren scharf ausgeprägt; ich habe ihn nie lachen, die hohe Stirn selten heiter gesehen; sein Auge wurde freundlich, die breiten Lippen öffneten sich, noch ehe er sprach, wenn er mit unsern Leistungen zufrieden war. Wenn er sich sehr unangenehm berührt fühlte, dann bewegten sich die Augenlider mit ihren langen Wimpern rasch auf und nieder."

Auf diesem Lehrwirken beruhte nun auch der Anfang seiner Reformthätigkeit. Denn von der Schulstube sind schließlich alle wirklich haltbaren Reformen ausgegangen, niemals vom grünen Tisch. Wie die großen Rectoren des 17. Jahrh., knüpfte er seine Reformgedanken an eine vorliegende Aufgabe, und wandte er sich mit seinen Ideen über die Lösung derselben an das Publicum mit dem gedruckten „Entwurf eines neuen Einrichtungs-Plans für das Elbingsche Gymnasium" (1804). Dieser Entwurf bildet das denkwürdige Mittelglied zwischen den Schulplänen der letzten Generation, insbesondere Gedike's und Meierotto's und den Reorganisationsarbeiten Süvern's nach seinem Eintritt in das Ministerium. Gedike, die Philanthropine, Fichte, Pestalozzi, die ästhetische Renaissance verbinden sich in diesem Entwurf Süvern's. Eben diese Verbindung des neuen Geistes mit dem gediegenen Wesen des preußischen Beamtenstaates hat von da ab Süvern's organisatorischen Arbeiten ihre Bedeutung gegeben. So zeigt der Elbinger Plan, wie S. bereits damals die Principien der späteren Gymnasialreformen besaß. Schon suchte er im Gewirr der vorhandenen Schulen, deren jede im wilden Wachsthum sich auszubreiten strebte, planmäßige Abgrenzungen durchzuführen. Der damaligen Lage entsprechend legte er hierbei die Abstufung von Bürgerschule, Mittelschule und Gelehrtenschule zu Grunde, nahm nun die Schüler der Bürgerschule in die 6. und 5. Classe des Gymnasiums herein und gestattete ihre Befreiung vom Latein, nahm alsdann die Schüler der Mittelschule in die 4. und 3. Classe und dispensirte sie vom Griechischen; hierauf begann nach seinem Plan mit der 2. Classe die Gelehrtenschule, mit dieser aber dachte er sich in freiem Verhältniß eine Handelsschule verbunden. So strebte er von Anfang an ein System von Schulen an, in welchem freie Bewegung mit klarer einheitlicher Gliederung verknüpft wäre. Ferner hat S. schon in diesem Elbinger Plan der Gelehrtenschule das hohe Ziel der neuen humanistischen Bildung gesteckt. In freier persönlicher Aneignung sollten die größten Schriftsteller der classischen Welt für das Leben aufgenommen werden. Die griechischen Autoren sollten nicht mehr länger hinter den lateinischen zurückstehen. Ja dieser Plan scheute nicht vor dem Wagniß zurück, Aeschylus, Aristophanes, Pindar und Plato als wesentliche Bestandtheile der classischen Welt in die Lectüre aufzunehmen. Endlich suchte dieser Plan die erziehende Kraft im Unterrichte, die selbstthätige Entwicklung im Zögling, die freiere Bewegung in der Schule überall zu stärken; daher er denn auch dem alten Classensystem gegenüber dem Fachsystem Spielraum zu verschaffen strebte.

Nur Weniges von diesen neuen Ideen konnte S. an der verrotteten Anstalt in Elbing durchführen. Zwar wuchs der Ruf derselben und die Zahl ihrer Schüler, aber gerade damals fehlte überall Geld, und die Regierung wollte nur unter der Bedingung einer durchgreifenden Reform des ganzen städtischen Schulwesens Zuschüsse gewähren. Diese war aber nicht erreichbar. So nahm S.

schon im Herbst 1806 einen Ruf an die Universität Königsberg als Professor der alten Litteratur an, im Frühjahr 1807 siedelte er dahin über. Die Pläne der Gymnasialreform, welche ihm aus angestrengtem Schuldienst erwachsen waren, hatten nur bescheidene Frucht gezeitigt, aber sie waren gleichsam gesammelte Kraft für die kommende Zeit, und nun war eine Lage des Staats eingetreten, welche Reformen zur Nothwendigkeit machte. S. selbst trat in Lebensverhältnisse, welche für den fertigen Mann und seine fertigen Pläne auch den rechten Wirkungskreis herbeiführen sollten.

Mit S. zog die neue große Art, das Alterthum aufzufassen und für nationale Bildung zu verwerthen, in Königsberg ein. Vor ihm war mit dem Strom der Flüchtlinge von Berlin Fichte Ende 1806 nach Königsberg gekommen und war hier halb als ordentlicher Professor der Philosophie, halb in politischem Dienst vorübergehend wirksam. Er fand nun in S. einen Gesinnungsverwandten. Im Herbst 1808 kam dann der politisch gedankenreiche Historiker Hüllmann. So gewann an der Universität auf der Grundlage des alten redlichen rechtschaffenen kantischen Geistes, wie ihn Krug vertrat, der neue historisch-philosophische Geist Raum. Am stärksten machte sich nun doch S. geltend. Einige Zeit nach dem Beginn seines Wirkens, im Sommer 1807, ging in dem unerhörten Frieden von Tilsit das alte Preußen unter. Der Hof hielt sich in diesem Zeitraum in Memel und Königsberg auf. Hier war auch der Sitz eines Theiles der Behörden. So durfte S. nun in Königsberg zu den leitenden Personen in Beziehung treten. Er trat in den Gesichtskreis des Hofes, Stein's und anderer politisch ausgezeichneter Männer durch seine Vorlesungen über die politische Geschichte Europas seit Karl dem Großen. Diese wurden von ihm zunächst im Winter 1807/8 an der Universität vorgetragen. Aber sie machten solches Aufsehen, daß er bestimmt wurde, sie gleichzeitig „vor einem in jeder Hinsicht bedeutenden Kreise von Männern und Frauen zu halten". Sie waren von einem großen Bewußtsein der weltgeschichtlichen Aufgabe Deutschlands erfüllt. „Unter Preußens Führung muß Deutschland werden, wozu es von der Natur berufen zu sein scheint, das wahre Vermittlungsland von Europa, das mit starkem Arm seine Völker im Osten und Westen, im Süden und Norden auseinander hält und vereinigt, und ohne herrschen zu wollen, gleichwie Europas Herz, so auch sein Haupt sei." Das Bewußtsein des germanischen Geistes über sich selbst wurde in diesen Reden wie in denen Fichte's an die deutsche Nation erweckt. Eine Abschrift derselben wurde von der Königin Luise gelesen, studirt und mit Randbemerkungen versehen. Die Königin fand sich in dem eigensten Gefühl ihrer fürstlichen Aufgabe durch sie gestärkt. Von ihr gingen die Abschriften zu dem Frhrn. vom Stein, der darüber urtheilte, „der Verfasser ist ein äußerst achtungswerther Mann wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse, wegen seines reinen, edlen Charakters". Auch die edle Prinzessin Wilhelm faßte das lebhafteste Interesse für diese Vorlesungen Süvern's, sie bedauerte, daß Stein nicht S. zum Erzieher des Kronprinzen vorgeschlagen habe. Da gegen die Befähigung des Erziehers des Kronprinzen dazu, diesen lebhaften und begabten Knaben zu leiten, sich Bedenken erhoben, so wurde durch Scheffner, welcher der Königin nahe stand, S. empfohlen. Die Königin wünschte ihn lebhaft als Erzieher ihrer Kinder; S. selbst war bereit, die Aufgabe zu übernehmen; über deren Natur und Größe sprach er sich in einer Erklärung für das königliche Paar männlich und edel aus. Der König konnte sich indeß damals noch nicht zu der Veränderung entschließen, aber aus all diesen Beziehungen entsprang nun doch, daß der Frhr. vom Stein dem König neben Nicolovius S. als Mitglied der obersten Unterrichtsbehörde vorschlug, daß dies dem König genehm war und daß

seit 1809 S. als Staatsrath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums des Innern gewirkt hat.

Süvern's organisatorische Thätigkeit während der Reform des Unterrichtswesens. Am Beginn der Wirksamkeit Süvern's in der Regierung möge die Schilderung eines Zeitgenossen stehen. „Beim ersten Begegnen machte er den Eindruck einer sehr bedeutenden Persönlichkeit; er war groß gewachsen, sein Bau ebenmäßig, seine Stirn wölbte sich über den tiefen blauen Augen hoch und frei; der Ausdruck seiner Physiognomie war überwiegend ernst, seine Stimme ungemein wohl- und volltönend, er sprach mit gemessener Ruhe und seine ganze Haltung war vornehm, aber doch Vertrauen einflößend."

Ich finde schon im Sommer 1808 in den Acten einen Antheil Süvern's an den Geschäften der Unterrichtsverwaltung. Auch an dem großen Gang der Politik im folgenden Herbst war er als begeisterter Anhänger des Frhrn. vom Stein betheiligt. Als zu dieser Zeit Stein's Stellung durch das Auffangen seines Briefes an Wittgenstein ins Schwanken gerieth und nur noch die Wahl zwischen seiner Entlassung oder einem entschiedenen Vorwärtsgehen war, entwarf in Stein's Auftrag S. einen königlichen Erlaß und einen Aufruf; sie fanden nicht die Billigung des Königs. Süvern's Name stand neben dem von Scharnhorst, Gneisenau, Nicolovius, Schön und Grolmann in der Eingabe vom 14. October 1808, welche den Minister aufforderte, auf die Berufung allgemeiner Reichsstände hinzuwirken. Ein Gedicht von ihm, das am 27. October in der Königsberger Zeitung erschien, enthielt als Thema das schöne Wort über den Freiherrn, das nachher Arndt aufnahm: „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein." Ende August 1808 finde ich ihn dann schon regelmäßig thätig in der Unterrichtsabtheilung, gemeinsam mit Nicolovius. Damals war Stein noch im Amt, dieses währte vom 4. October 1807 bis 24. November 1808. Die Verwaltung hatte ihren Hauptsitz in Königsberg. Ein Vierteljahr, vom 29. Februar bis 31. Mai 1808, war Stein wegen der Abzahlung der französischen Contribution in Berlin gewesen, nunmehr war er wieder in Königsberg die Seele der Geschäfte. In diese Monate voll eingreifender Maßregeln den Sommer hindurch bis zum Austritt Stein's am 24. November 1808 fällt der Anfang von Süvern's Mitwirkung an der Reform der Elementarschulen nach Pestalozzischen Grundsätzen. Hierauf arbeitete S. seit dem 24. November 1808, dem denkwürdigen Tage, an welchem die von Stein angestrebte einheitliche Organisation der obersten Staatsbehörde Thatsache wurde, unter dem Minister des Innern Grafen Dohna. Und zwar fiel nach dieser Organisation unter den Minister des Innern neben anderen Departements auch das des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Es wurde durch einen Geh. Staatsrath verwaltet, welcher dem Minister gegenüber eine sehr selbständige Stellung erhielt. Dieser Geh. Staatsrath leitete die dritte Section im Ministerium des Innern. Dieselbe umfaßte die geistlichen und die Unterrichtsangelegenheiten. Hierdurch wurde erst die Möglichkeit einer einheitlichen Gesetzgebung und Verwaltung auf diesem Gebiete herbeigeführt. Nachdem Niemeyer die Leitung dieser Section abgelehnt hatte, wurde sie dem damals zufällig in Privatangelegenheiten auf deutschem Boden befindlichen Gesandten Wilhelm v. Humboldt am 6. Januar 1809 von Königsberg aus angetragen, und dieser nahm sie alsbald an. Bei dieser Neuordnung der Cultus- und Unterrichtsbehörde erhielt nun S. die abgegrenzte Stellung in derselben, in welcher er von da ab wirken sollte. Er wurde Staatsrath in der Unterrichtsabtheilung. Die Direction sowohl der Cultusabtheilung als der Unterrichtsabtheilung erhielt Nicolovius. Schon vor der Berufung Humboldt's, am 1. Januar 1809, ging der Universität die amtliche Anzeige zu, daß S. zum 1. Januar 1809 in diese Stellung berufen sei. So wirkte S.

zunächst unter Humboldt gemeinsam mit Nicolovius in Königsberg. Dann kehrten nach dem Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich, Ende des Jahres 1809, Hof und Staatsbehörden nach Berlin zurück. Diese Umsiedelung vollzog sich vorzugsweise während des Decembers 1809. Von da ab lebte und wirkte S. bis zu seinem Tode in Berlin. In diesem Verhältniß befand er sich solange, bis dann die Einrichtung eines besondern Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten unter Altenstein 1817 andere Ressortverhältnisse herbeiführte. Schon unter Schuckmann war S. Mitdirector der Unterrichtsabtheilung geworden. Dann trat 1818 Schulze in das Ministerium, erhielt das Referat über das Gymnasialwesen und bald auch über die Unterrichtsangelegenheiten. Durch diese Veränderungen wurde S. aus seiner einflußreichen Stellung in die höhere aber weniger wirksame eines Mitdirectors der Unterrichtsangelegenheiten hinausmanövrirt. Damit begann denn die dritte und letzte Epoche seines Lebens, in welcher er von der Reaction aus der leitenden Stellung im Unterrichtswesen verdrängt, wie andere große Männer der Reformepoche resigniren mußte.

Ich betrachte nun seine Thätigkeit in den zehn Jahren der Höhe seines Wirkens, von 1808—1818, wie sie sich in den Acten darstellt. Es gibt kein Ziel der Unterrichtsorganisation, das für alle Zeiten gültig wäre. So beruht darauf eine productive Epoche des Unterrichtswesens, daß aus den Schulstuben, Classenzimmern und Hörsälen ein solches neues Ideal hervordringt und daß nun in der Regierung Personen vorhanden sind, dasselbe in dem Rahmen einer gegebenen gesellschaftlichen Ordnung zu verwirklichen. So war es damals. Darin lag die Kraft, welche uns heute noch aus den verstaubten Acten jener großen Zeit zuströmt, daß ein zusammenhängendes, nach den Bildungsstufen der Gesellschaft abgestuftes Ideal alle damals zusammenwirkenden Personen erfüllte und daß dasselbe in innerem Verhältniß zu der ganzen gesellschaftlichen Ordnung stand. Die Bildungsordnung der aufgeklärten Selbstherrschaft war unfähig geworden, den von der französischen Revolution entfesselten Kräften gegenüber wirksame Gegenkräfte zu entwickeln. Da war es nun ein lebendiger Quell ungeahnter Kraftentfaltungen in unserer Nation, welche dann zur Verwirklichung unseres nationalen Staates geführt haben, daß in den Ländern deutscher Zunge, im Zusammenhang mit unserer inneren Bildung, der schlichte Dienst, der frohe muthige Versuch in der Schulstube, im Classenzimmer, die wirkliche pädagogische Arbeit mit einem Gefühl von Heiligkeit umgeben war: Lehrer, Philosophen, Fürsten, Staatsmänner und Publicum haben in diesem Gefühl zusammengewirkt. So entstand in den Philanthropinen, durch Rochow, durch Pestalozzi, durch die Gymnasialpädagogen, kurz durch das pädagogische Genie und das pädagogische Experiment eine Fülle neuer Einsichten, welche dann von den Leitern des preußischen Unterrichtswesens, neben ihnen von Niethammer in Baiern und von andern anderswo benutzt werden konnten. Und zwar mußte nach dem Gesetz der Correspondenz zwischen den Theilen eines jeden gesellschaftlichen Systems, das wohlthätig wirken soll, in Preußen das Schulwesen nothwendig in dem Sinne reformirt werden, daß es den durch Stein, Hardenberg und Scharnhorst herbeigeführten Veränderungen des gesellschaftlichen Systems angepaßt wurde. Aus der Zeit Friedrich's des Großen und seiner aufgeklärten Selbstherrschaft wurde der Grundgedanke festgehalten, daß der Staat der Erzieher aller seiner Bürger sei. Die landrechtliche Fürsorge des Staats für den Einzelnen blieb Fundament. Diesen obersten Gesichtspunkten entsprach die Heeresverfassung Scharnhorst's. Im Zusammenhang mit dieser, dazu nach der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, der Zünfte und Verkaufsmonopole, galt es die Selbstthätigkeit jedes Einzelnen in Land und Stadt zu entwickeln, dies aber doch in dem noch bestehenden religiösen

Lebenszusammenhang und unter Pflege des Gemeinsinns. Entsprechend der Städteordnung mußte die Schule, ihre Erhaltungslast wie ihre Regierung, mit Magistraten und Stadtverordnung in Beziehung gesetzt werden. Die Erziehung der Beamten, Geistlichen und höheren Lehrer mußte in diesen leitenden Classen zur Bewältigung der neuen Aufgaben auch neue und freiere Kräfte erwecken sowie die vorhandene ästhetische Bildung durch geschichtliches Bewußtsein mit dem Staat verknüpfen. Neue Mittelpunkte für die den Gemeingeist fördernde historische Geistesrichtung mußten in den Universitäten geschaffen werden. Und war der Plan der Reorganisation Preußens bei Stein einheitlich bis zu den Reichsständen hin gedacht, so forderte dieser Plan auch ein einheitliches System der nationalen Erziehung, welches in einer klaren Schulgliederung der neuen Gesellschaftsgliederung entspräche. Die Richtung auf ein klar und uniform gegliedertes System der Schulen war in der preußischen Reform ebenso mächtig als die auf die Erweckung der Selbstthätigkeit in derselben. Die Monarchien des 18. Jahrhunderts mußten durch Centralisation des Unterrichtswesens unter dem Staat die einheitliche Kraft der Regierung in deren Wirken auf vielfach zufällig zusammengerathene Landestheile verstärken. Dieses Zeitalter der Aufklärung mußte überall Regel, Uniformirung, ungehemmtes Wirken der Staatsraison in gleichartig und glatt wirkenden Formen anstreben. Auch hier war soeben Napoleon allen anderen Monarchien vorausgegangen, und die Augen Europas waren auch in dieser Rücksicht auf seine Verwaltung gerichtet (vgl. Hermann Niemeyer, Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807). Hatte er einen Mechanismus geschaffen, für welchen ihm selbst bald das Vorbild eines militärischen Ganzen, bald eines Heeres von Jesuiten vorschwebte, welche nicht von Rom sondern von der Kraft des Monarchen aus geleitet würden: so strebte man in Preußen auch hier, die Ergebnisse des französischen Verwaltungsgenies mit dem deutschen Sinn für freie Selbstthätigkeit zu verbinden. Eine ungeheure Aufgabe, welche aus dem Zusammenwirken aller dieser Momente erwuchs! Nur in einem Schulgesetz schien sie gelöst werden zu können. In dieser höchsten Aufgabe sammelten sich immer mehr alle Kräfte der edlen Seele Süvern's. Sein Herz brach, als ihre Lösung vor seinen Augen mehr und mehr in unerreichbare Ferne entschwand.

Die Reform des Volksunterrichts war die Grundlage für dies Alles. Sie war zugleich die bedeutendste und reifste Leistung dieser ganzen Gesetzgebung. Der eiserne König Friedrich Wilhelm I. ist der Vater des preußischen Volksschulwesens gewesen. Seine Verordnungen von 1717 und 1736 sprechen das Princip des Schulzwangs zuerst aus. Er erlangte die armseligen Mittel zur Unterhaltung der Lehrer, welche damals zumeist noch Handwerker waren und den Unterricht als Nebenbeschäftigung behandelten, aus einem Fond, den er hierfür gründete, aus Privilegien, welche diesen Handwerkern ertheilt wurden, und aus Beiträgen der Gemeinden. Ein wirklicher Lehrerstand bildete sich dann unter Friedrich dem Großen, als 1748 in Berlin das erste Schulmeisterseminar errichtet und die Anstellung von Küstern und Schulmeistern an ein Examen und ein Zeugniß über dasselbe gebunden wurde. Auch entstand unter dem Könige der Aufklärung eine gesetzliche Grundlage und eine gleichmäßige Regelung des Volksschulwesens durch das General-Landschulreglement von 1763 und weiterhin durch das von ihm geschaffene allgemeine Landrecht in dessen zwölftem Titel. Die Durchführung des berühmten ersten Satzes dieses zwölften Titels: „Schulen sind Veranstaltungen des Staates" stellte dem Staate in Bezug auf Verwaltung, ökonomische Fundirung und pädagogische Technik eine große Aufgabe. Sie wurde nach der Lage der Zeiten trotz des edlen Strebens von Zedlitz und Rochow und der litterarischen Unterstützung derselben durch mehrere

in dieser Rücksicht verdienstvolle Berliner Aufklärungsschriftsteller nur langsam
fördert. Auch unter Friedrich Wilhelm III. empfindet man in den Verhandlun
überall den Athem der großen pädagogischen Bewegung, welche die Philanthro
einleiteten, und für die dann Pestalozzi zum schöpferischen Mittelpunkt wu
Doch gelangten die Reformpläne des Ministers Massow trotz seines Eifers und se
Arbeitskraft zu keinem Ergebniß. Die berühmten Erhebungen von 1798 ergal
nichts als eine unermeßliche und auch heute noch hochbelehrende Papierma
Visitationsreisen des Ministers, welche in drei verschiedenen Jahren sta
fanden, waren ebenso ergebnißlos. Ein Nationalschul- und Erziehungspl
wurde von dem Minister dem Könige vorgelegt — ebenfalls unnützes Papier. A
über Pestalozzi suchte man sich zu unterrichten; waren doch eben damals des
Ideen in verschiedenen Ländern Europas Gegenstand der Erörterung, und
Deutschland waren Türk und Plamann für sie. Aber ein vom Utilitarism
der Aufklärung beherrschter Minister, der am liebsten die Universitäten in Fa
schulen aufgelöst hätte, war nicht geeignet, Pestalozzi zu begreifen. Die in
Routine der Aufklärung verholzte oberste Schulbehörde wurde trotz der Beri
von Plamann und Jeziorowski zu keiner folgerichtigen Benutzung der Meth
veranlaßt.

Erst als Stein und seine Genossen auf die Erweckung aller selbstthäti
Kräfte in der Nation ihren Plan einer Reorganisation des Staates gründe
mußte in diesem auch der Volksunterricht seine Stelle einnehmen, und nun w
Pestalozzi's Grundgedanke, nach welchem die selbstthätige bildende Kraft
Menschennatur in jedem Kinde von unten auf methodisch zu entfalten ist,
seinem Werthe verstanden, und die von ihm geschaffene Technik wurde
Heilmittel für die Schäden der Erziehung zu nützen versucht. Denn das
nun das Entscheidende, daß diese Ideen des großen Propheten der mode
Volkserziehung in einer inneren Uebereinstimmung mit den Gedanken der Sta
männer und Philosophen dieser Epoche standen. Eine neue Epoche des Un
richtswesens ist immer in einer solchen Uebereinstimmung des pädagogischen
nius und seiner Technik mit den Bedürfnissen und Ideen einer ganzen Zeit
gründet. Humboldt (W. VII, 53) schrieb schon 1793: „Alles kommt schlech
dings auf die Ausbildung des Menschen in höchster Mannigfaltigkeit an." S
hob in seinem Plan vom 24. November 1808 hervor, was die neue Orga
tion des Staates am meisten von der Erziehung zu erwarten habe; diese
„durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede G
kraft von innen heraus entwickeln". Fichte, Schleiermacher, Fr. A. Wolf
von demselben Ideal getragen. Die edle Königin Louise las mit tiefem Ant
unsterblichen Roman des armen Mannes, Lienhard und Gertrud. Es wäre un
dieser allgemeinen Bewegung, welche mit dem pädagogischen Genius der E
Uebereinstimmung war, nach dem zu suchen, welcher diese Bewegung der pre
Schulverwaltung mittheilte. Dennoch war es von Bedeutung, daß die Unterr
waltung in Nicolovius einen vom edelsten Streben beseelten Mann besaß, we
eigener Anschauung Pestalozzi kannte. Nicolovius hatte mit Stolberg 1
Pestalozzi verweilt und seit dieser Zeit im Ton zärtlichster gegenseitiger Fre
einen Briefwechsel mit ihm unterhalten. Von ihm ist nun auch das erste
dende Schriftstück abgefaßt, so weit ich die Acten kenne. Am 23. Aug. 180
er auf einen Versuch, die vorhandenen Methoden der Landschulen, die
das Erlernen von Lesen und Schreiben gerichtet gewesen seien, durch die
Pestalozzi's zu ergänzen, welche es doch erst durch eine innere Bildung e
im späteren Lebensalter auch vom Lesen und Schreiben Gebrauch zu
Und er schlägt die beiden Maßregeln vor, welche dann zur Ausführung
sind. Es sollen Zöglinge zu Pestalozzi gesandt, und es soll ein Norm

errichtet werden, für dessen Leitung Zeller als der geeignete Mann erscheint. Nun tritt auch S. in dieser Angelegenheit auf; mit großer Entschiedenheit für Pestalozzi schließt er sich Nicolovius am 26. August an; er möchte nur, daß unter Jeziorowsky ein zweites Institut begründet werde; am 31. August entwickelt er dann ausführlicher in seiner sehr methodischen und etwas pedantischen Art, die Verbesserung des Elementarunterrichts ziehe notwendiger Weise die der Gelehrtenschulen nach sich; ja, man finde sich solchergestalt gedrängt, die im Oberschulcollegium längst schwebenden Verhandlungen über einen allgemeinen Schulplan als schätzbares Material zu benützen und in einem anderen Geiste, sowie in schnellerem Tempo, womöglich unter Mithülfe einer neuen Enquête eine planmäßige Veränderung des ganzen Schulwesens herbeizuführen. So benutzt er die Situation, seine weitausgreifenden Pläne zu fördern.

Die beiden von Nicolovius vorgeschlagenen Maßregeln wurden rasch mit dem zutrauensvollen Enthusiasmus jener Tage ins Werk gesetzt. Sie hatten einen sehr verschiedenen Erfolg.

Die Berufung Zeller's wurde ohne die erforderliche Kenntniß der Natur dieses hochbegabten, aber innerlich maßlosen Mannes mit einer Eilfertigkeit ins Werk gesetzt, welche aus dem Wunsche der Reformregierung nach entscheidenden und weithin sichtbaren Maßregeln hervorging.

Karl August Zeller war am 15. August 1774 in Hohenentringen geboren. Er war aus einer Familie von Geistlichen und Prälaten. Er hatte die theologischen Anstalten mit Auszeichnung durchlaufen. Durch Storr war er im Bibelglauben befestigt worden. Ein Besuch bei Pestalozzi in Burgdorf 1803 gewann ihn für diesen. Auf seinen Reisen mit einem Edelmann suchte er dann hervorragende Pädagogen, wie Campe, Salzmann, Zerrenner, auf. Schon 1806 gab er in Zürich drei Schulmeistercurse und schrieb seine in vier Auflagen erschienene Schulmeisterschule. Nun hielt er sich 1807 längere Zeit in Ifferten bei Pestalozzi auf. Dann leitete er in Hofwyl einen Lehrgang für bernische Schullehrer. Dort wies ihm die landwirthschaftliche Armenschule Fellenberg's die Mittel, mit der Reform Pestalozzi's landwirthschaftlichen Unterricht für arme Kinder und Verbreitung von landwirthschaftlichen Einsichten im Volke zu verbinden. Nun lernte ihn daselbst König Friedrich von Württemberg kennen, und so wurde er 1809 in seine Heimath als Schulinspector zu einer ähnlichen Wirksamkeit zurückberufen. So war er der preußischen Regierung für ihren Zweck die gegebene Person. Pestalozzi selbst betrachtete ihn als besonders begabt für ein Wirken dieser Art. Aber er bezeichnete ihn zugleich Nicolovius gegenüber als eitel, unruhig und gewaltthätig. Er erkannte in ihm eine geniale Lebendigkeit, Annäherung des Fühlens an das Volk, außerordentliche Gewandtheit in den ersten Unterrichtsschritten, im Mechanismus des Lesens, Schreibens, Singens und zum Theil auch der Sprache. Habe er aber in kurzer Zeit Erstaunliches gewirkt, dann trete Stillstand und Scheinwesen ein; denn er trage das Höchste der Sache weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen. Zeller seinerseits nahm den Ruf an, da seinem Streben in Württemberg nur unzureichende Mittel zur Verfügung gestellt und volles Vertrauen niemals entgegengebracht wurde. Nach der vornehmen, wenn auch unvorsichtigen Art dieser Männer der Unterrichtsreform erhielt er als Regierungsrath einen ansehnlichen Gehalt und für den Fall seines Ausscheidens die Zusicherung einer für jene Zeit sehr hohen Pension. Nun wurde also nach dem Plane, welchen Zeller Ende des Jahres 1808 vorlegte und den am 2. Januar 1809 ein Schreiben Dohna's genehmigte, das große, ländlich gelegene Waisenhaus in Königsberg ihm als Stätte und Grundlage einer Centralmusterschule überwiesen.

Er wollte hier wie vordem im Kanton Zürich, eine Musterelementar-

schule errichten und Curse für Geistliche, Studenten und künftige Elementarlehrer halten. Mit enthusiastischem Vertrauen wurde er empfangen. Nachdem er durch Hunger und Schläge die ihm zugewiesene Horde von Waisenhausexpectanten gebändigt, verging der Winter 1809/10 mit Unterricht, Uebungen in der Industrie und in der Landwirthschaft und mit militärischen Uebungen der Kinder. Der König und die Königin besuchten im December das junge Institut und Handschreiben derselben drückten ihre Zufriedenheit aus; die Königin schrieb: „Ich feierte einen schönen Gottesdienst in Ihrer Anstalt. Ich liebte Gott in den Menschen wie noch nie"; die Freundin Jean Paul's hätte gern auch für seine irdische Glückseligkeit etwas gethan. Eine Schrift des bekannten Kantianers Jachmann über Zeller's Methode, welche die Berührungspunkte derselben mit Kant's Lehre vom schaffenden Vermögen der Menschennatur entwickelte, war dem neuen Institut sehr nützlich. Ende des Jahres 1809 war die Schule so weit entwickelt, daß die Vorbereitungen für die Kurse begannen. Dies forderte eine nähere Verbindung mit den Provinzialregierungen. Daher wurde auf Zeller's Antrag als Zwischeninstanz zwischen der Section und dem Normalinstitut eine Commission eingesetzt, welche aus den Bevollmächtigten der einzelnen Regierungsdepartements unter dem Präsidium von Auerswald bestehen sollte und der Scheffner und Busolt angehörten. Zeller selbst wurde mit dem Titel eines Oberschulraths Mitglied dieser Commission. So sah Zeller seinen Wunsch erfüllt, auf die Schulverwaltung selbst Einfluß zu gewinnen. Hiermit war aber ein noch entschiedenerer Fehler als durch seine Berufung begangen worden.

Zeller's Eitelkeit ließ ihn rein äußere Erfolge durch Machtentscheidungen anstreben. Die Commission selbst gerieth bald in Zerwürfnisse mit der Section. Sie machte sich zum Organ maaßloser Forderungen Zeller's. Dieser hatte ein System von Einrichtungen im Kopfe, durch welches vom Staate aus die neue Methode vermittelst der Curse an seinem Institut bis in die einzelnen Schulen durch staatliche Maßregeln verbreitet werden sollte. Die Section ihrerseits bestand mit Recht auf dem Princip, „die bessere Methode sich ohne Zwang und allein durch die Kraft ihres inneren Werthes ausbreiten zu lassen"; die Commission könne nur auffordern zu kommen und zu sehen, nicht zwingen dazu. Noch unangenehmer mußte die Section von dem Antrag der Commission berührt werden, um für Zeller mehr Geld flüssig zu machen, die Zöglinge aus der Anstalt Pestalozzi's zurückzunehmen. Die Schwierigkeiten stiegen, als nun seit dem Beginn des Juni die beiden ersten Curse stattfanden. Schon die Bekanntmachungen der Commission hatten durch ihre bureaukratische Manier verletzt. Zunächst waren von denen, welche sich gemeldet hatten, die Geistlichen einberufen worden, dann Alle, welche dem Lehrerstande angehörten. Im ganzen machten 102 Geistliche den Cursus durch. Sie verhielten sich zu Zeller's Bedauern fast nur zuhörend, anstatt am Unterrichten sich mitzubetheiligen. Die ostpreußischen Geistlichen fanden den Gang zu weitläufig und zu schwierig, insbesondere die Sprachzeichenlehre bei ihren Landkindern unanwendbar. Dagegen lobten sie die Methode für Rechnen und Gesang. Im ganzen waren sie doch bereit, für die Methode unter ihren Lehrern zu wirken. Mit einer viel größeren Begeisterung nahm die bunte Versammlung von Präceptoren, Rectoren, Cantoren, Studenten, Organisten und Schulmeistern, darunter auch einige Pfarrer, welche den darauf folgenden Cursus bildeten, die neue Methode auf.

Mitten in diese arbeitsvollen Wochen fiel nun auch die äußerste Spannung zwischen Zeller und der Commission. Schon am 30. Januar hatte er geschrieben: „Mit bangem Herzen sehe ich meine Verhältnisse mit jedem Tage verwickelter werden. Eine Menge Menschen drängt sich herbei, die unreife Frucht

kosten. und die Nacht will nicht mehr hinreichen, so mancherlei sich durch-
kreuzende Aufgaben zu lösen. Meine Gesundheit nimmt von Tag zu Tag mehr
ab, nur der Umgang mit meinen lieben, herrlich sich entwickelnden Kindern
widersteht schwach noch dem Trübsinn, der mich physisch und geistig abstumpft.
Mit Freuden gäbe ich die Hälfte oder zwei Drittel meiner Besoldung sammt dem
verliehenen Titel ab, um als Lehrer und Erzieher meinen Kindern und der Er-
weiterung des wissenschaftlichen Gebietes der Methode zu leben!" Am 18. Juni
erklärte er der Section, daß er nur aushalten könne, wenn die Commission auf-
gelöst und sein directes Verhältniß zur Section wiederhergestellt würde. Am
2. Juli 1810 hatte sich sein Verhältniß zu der Commission schon so gestaltet,
daß er sein Gesuch um seine Entlassung niedergeschrieben hatte. Dies war durch
die Veränderung bedingt, die sich im Schooße der Commission vollzogen hatte.
Sie hatte längst aufgehört, sein Instrument zu sein. Sein begeisterter, alter Ver-
ehrer Scheffner hatte sich zurückgezogen. Im Frühjahr 1810 war aus der west-
preußischen Regierung ein Fachmann, der Regierungsrath Graff, in die Com-
mission eingetreten. Er war in das Institut selbst eine Zeit lang eingezogen,
um sich ein sicheres Urtheil zu bilden. Er hatte nun auch den beiden Conferenzen
beigewohnt. Seine entschiedene Mißbilligung gerade dessen, was Zeller abweichend
von Pestalozzi ausgesonnen hatte, war allbekannt. Dies waren die Umstände,
welche den Geist der Commission geändert und nothwendiger Weise Conflicte mit
Zeller herbeigeführt hatten. Zeller's excentrisches Gemüth litt so, daß seine
körperlichen Kräfte nun auch zu versagen begannen. „Ohne mich zu verthei-
digen", schrieb er an jenem Tage, „duldete ich die giftigen Urtheile der Schwätzer-
welt dieses Landes mit religiöser Fassung, bis ich die Umrisse des großen Planes
gezeichnet hatte. Ich muß es bei diesen bewenden lassen. Ich kann in den
Verhältnissen, in welchen ich gegenwärtig lebe, dieses Maaß von Arbeit nicht
länger tragen." Diesem Briefe fügt er dann bei: „Ich hatte Vorstehendes kaum
geschrieben, unter Empfindungen, die ich nicht auszudrücken wage, als der Herr
Geheime Staatsrath v. Schoen höchst unerwartet ins Zimmer trat. Was dieser
Edle sprach und that, um meinen gesunkenen Muth wieder aufzurichten,
brauche ich den Freunden, die ihn kennen, nicht zu wiederholen. So setze ich
denn ferner das Leben und die Ehre ein, aber nur für die Sache, die ewige,
nicht für die Form, die vergängliche, und bitte daher jetzt nur um Abänderung
der letzteren, die ich — ohne Freund, ohne Freundin in dieser Papierwelt allein
empfend — für wesentlich zu halten begann." Am 21. Juli forderte er mit
Ungestüm nochmals die Aufhebung der Commission. „Kriegsrath Scheffner scheint
der Sache längst müde; Herr Präsident Wißmann hat dabei doppelte Geschäfte."
Mit verhaltenem Haß setzte er dann hinzu: „Herr Regierungsrath Graff hat
wenigstens als Commissar sehr selten etwas zu thun, während seine Collegen in
Marienwerder auf seine Mithülfe sehnlich warten." Zugleich sprach er den
Wunsch aus, selber alsdann als Commissar der Section zur Verbesserung der
Elementarschulen in Preußen legitimirt zu werden.

Die Section hielt nunmehr die Zeit für gekommen, dem Wunsch Zeller's zu
entsprechen, welcher auf die Auflösung der Commission gerichtet war. Am 4. Aug.
1810 beantragte sie dies bei dem Könige in folgender Weise: Die Commission
war für die Herbeiführung der Curse eingesetzt; „der Cursus ist nun mit einer
Anzahl von etwa 100 zum Theil einberufenen, größtentheils aber freiwillig ein-
gekommenen Geistlichen bereits im Juni vollendet. Die Geistlichen werden jetzt
die ihnen erklärte und anschaulich gemachte Methode für sich ferner studiren und
üben, und sobald Einer von ihnen erklärt, er sei im Stande, selbst die Schul-
meister seines Sprengels darin zu unterrichten, wird eine Schulmeisterschule von
ihm eröffnet werden." In diesem Stadium der Sache könne sonach die ganze

Leitung der Maßregeln für die Ausbreitung der Methode in den einzeln Regierungsdepartements den Schuldeputationen derselben unter der Aufsi der Section überlassen werden. Dies war der Antrag der Section, u ihm entsprechend wurde durch Cabinetsordre vom 16. August 1810 die Co mission aufgelöst. Dagegen wurde der Wunsch Zeller's nicht erfüllt, du diese Ordre zum Commissar für die Schulreformen in Preußen ernannt werden. Vielmehr schied er nach dem Antrag der Section nunmehr gänzli aus der äußeren Verwaltung. „Für Zeller — erklärte die Section — dürfte auch in der That zuträglicher und dem Zwecke, wofür er berufen ist, der E ziehung von Kindern und der Unterweisung von Lehrern, günstiger sein, wen er lediglich diesem sich zu widmen in Stand gesetzt, aller unruhigen und störende Sorgen, die mit den Gedanken an die äußeren Anstalten für die Verbreitun der Methode verknüpft sind, entübrigt und von den darauf sich beziehenden G schäften, woran er als Mitglied zuerst der ostpreußischen Regierung, dann d Elementarunterrichts-Commission Theil nahm, gänzlich entbunden würde. Section des öffentlichen Unterrichts hat die Absicht, ihm eine öffentliche Stellu zu geben, durch welche das bewirkt wird. Sie ist Willens, ihn persönlich unmittelbarer Verbindung mit sich allein zu erhalten, ihm aber würdige u zuverlässige Männer, so lange er in Königsberg ist, den Regierungsrath Scheff und Pfarrer Röckner, zu seiner Berathung und zur Aufsicht über das Insti in Ansehung seiner inneren Angelegenheiten — wozu keine Behörde der Na der Sache nach geeignet ist — zur Seite zu stellen, seine Thätigkeit allein die Erziehung der ihm anvertrauten Kinder, auf die Vervollkommnung der thode, auf die Unterweisung und Uebung der ihm zuzusendenden Schullel und die Organisation neu anzulegender Normalinstitute zu richten." Also nur schied Zeller ganz aus der Verwaltung aus, sondern er ward selber u eine wenn auch zunächst milde Controle gestellt.

Denn auch Zeller's Thätigkeit in den Räumen seines Waisenhauses beg der Gegenstand pädagogischer Bedenken zu werden. Nachtheilige Gerüchte breiteten sich und kamen der Section zu Ohren. Es handelte sich nicht um was im Geiste Pestalozzi's geschah, sondern um die Excentricitäten seines o nalitätssüchtigen und im Experimentiren mit Kindern wenig gewissenhaften Schü In diesem trat nun besonders der schwäbische Pietismus hervor, und zwar allen Zügen jenes besonders unheimlichen Muckerthums, das sich regellosen schwä rischen Affecten hingiebt. So wurde denn Graff in der Stille zu einem Be über Vorgänge im Waisenhause aufgefordert. Sein am 10. August 181 statteter Bericht erzählte von erstaunlichen Dingen. Zeller hielt es für den n wendigen Gang der religiös-sittlichen Entwicklung, die Kinder durch die reli sittlichen Irrthümer des Heidenthums und Judenthums zur christlichen Wah zu führen. „Der einzelne Mensch muß, nach seiner Meinung, den Weg d laufen, den die Menschheit durchlaufen hat." Was für ein abenteuerlicher danke, die Kinder von der Thierheit durch Heidenthum und Judenthum Christus zu führen! Aber, was noch viel schlimmer war, der Schulreform benutzte nun diesen abenteuerlichen pädagogischen Gedanken zu einer religi Disciplin von mehr als pietistischem, von wahrhaft jesuitischem Chara Eine solche Disciplin entsprach allen Neigungen seines unheimlichen Charak Es erschien ihm nöthig, die Zöglinge so in seine Gewalt zu bringen, da willenlose Werkzeuge in seiner Hand wurden. Ein Heer von Verirrungen Mißhandlungen der jungen Gemüther erschien im Institut. Körperliche Zü gungen ohne Maaß, die als religiöse Büßungen sich darstellten, monat Beichte, geheime Geständnisse von Sünden in der Kapelle, Bußzettel, Prüfun

Versuchungen, der Mißbrauch der christlichen Symbole, sowie der biblischen Erzählungen und Gleichnisse, die brennenden Kerzen und das Räuchern.

Das Hauptmittel der Disciplin waren die Bußen. „Die Hauschronik ist voll von Beispielen, daß die Zöglinge sich Buße auferlegen. Eine Unnatürlichkeit und Heuchelei." In der Nacht wurden Strafactus in der Kapelle gehalten, welche, wie die Hauschronik an einer durchgestrichenen Stelle sagt, „die sonderbare Wirkung hatten, daß die Sträflinge unter heftigem Schluchzen die Lehrer umhalseten und küßeten, Beßerung und Treue gelobten und anhaltend lang weinten, wie sie nie würden gethan haben, wenn der Lehrer sie selbst gezüchtigt hätte". „Zeller erzählte mir, daß er selbst bei einem Vorfalle sich aus der Capelle ins Nebenzimmer begab, sich den Hemdsärmel aufgestreift und sich blutig gepeitscht, dann mit dem blutigen Arme unter die Kinder getreten sei, die darauf fast bis zur Vernichtung geweint hätten. Ein ehemaliger 12—13jähriger Zögling des Instituts erzählte mir diesen Vorfall folgendermaaßen: Zeller habe, als viele Zöglinge sich Buße hätten auflegen müssen, in der Capelle zu ihnen gesagt, er wollte für sie die Buße übernehmen und dadurch sie von ihren Sünden reinigen. Darauf sei er in das Nebenzimmer gegangen und nach einer Weile wieder unter den Zöglingen, die sich während dessen ins Lehrzimmer hätten begeben müssen, erschienen, und habe ihnen erzählt, sein Arm sei blutig gepeitscht. Viele von den Kindern haben nicht daran geglaubt." Ein zweites Mittel, von welchem diese religiöse Disciplin einen umfassenden Gebrauch machte, waren die Beichten. Einer der Schüler erzählt hierüber: „Einzeln wurden die Kinder in die Capelle gerufen, wo sie Z. ihre Geständnisse machen mußten. Die Klügeren gaben unbedeutende Vergehen an, als Unaufmerksamkeit in der Geographie, Nachbleiben im Singen u. dergl. Wer noch Thiermensch und nicht in den Bund mit Gott aufgenommen war oder wieder excommunicirt war, kam nicht in die Capelle, sondern mußte vor der Thüre stehen, oder auf der Schwelle knieen." Die verwerflichste Classe unter diesen Maßregeln religiöser Disciplin waren aber die Prüfungen. „Durch die Erzählungen von Abraham, der auf Befehl seinen Sohn Isaak schlachten will, hatte Zeller die Prüfungen eingeleitet. Diese Prüfungen können mit keinem zu harten Namen belegt werden. Sie sind ein teuflisches Spiel, das mit der Religion, mit den Kindern, mit den elterlichen und kindlichen Verhältnissen getrieben wird. Außerdem, daß auf Zeller's Anordnung den Kindern im Namen ihrer Verwandten Uhren, Geld, unterschlagene Briefe durch den Aufwärter zugesteckt werden, um sie aus dem Institute zu locken, wurde sogar der Vater eines Zöglings, dessen älterer Sohn Lehrer an der Anstalt ist, von diesem auf Zeller's Befehl dazu bewogen, wie schwer er auch daran ging, einen Brief an seinen Sohn zu schreiben, worin er ihn durch allerhand verführende Gründe von Z. abtrünnig zu machen suchte." Auch die Eintheilung der Zöglinge in Mündel, Freie und Vormünder, die Einführung von Gerichten, welche aus den Zöglingen formirt wurden, so eines Achtungsgerichts, eines Hausgerichts und eines Friedensgerichts, erwiesen sich als nachtheilig. Beruhten sie auch auf dem richtigen Gedanken, daß selbst ein niedrig stehendes Kind gerade das Urtheil seiner Genossen über sich respectirt, so waren dies doch nicht angemessene Formen, ihn zur Geltung zu bringen, zumal der selbstherrliche Mann auch hier vorwiegend sein eigenes Urtheil vollstrecken zu lassen wußte. Mindestens wunderlich war dann noch Zeller's eifriges Streben, für seine Zöglinge Uniformen und eine Bewaffnung zu erhalten; sie sollten nach einem Vorgang in der Schweiz im Feuer exerciren. Diesen brennenden Wunsch trug er dem König in einem persönlichen Schreiben vor; in diesem berief er sich auf eine Aeußerung Goethe's in den „Wahlverwandtschaften"; insbesondere erbat er sich Fahnen, Säbel und Flinten für seine militärische Einrichtung des Instituts. Der König entschied

entsprechend dem eingeholten Urtheil der Section, welche sich dahin äußerte, „Zeller möge das Gründliche dem Glänzenden und Aufsehenerregenden vorziehen." Ein Dutzend Cadettengewehre ließ ihm der König doch einhändigen.

Man kann nicht genug die geduldige Festigkeit von Nicolovius und S. rühmen, welche in dem wachsenden Lärm für und gegen Zeller unablässig den echten Pestalozzischen Kern in der Thätigkeit dieses hochbegabten Mannes zu erhalten strebten. Vieles war nun doch in Gang gebracht. Eine ganze Zahl von Geistlichen war überzeugt worden. Sie wirkten im Sinne der Reform. So entwickelte der Prediger Natorp in Quielitz seine Schule so musterhaft im Sinne der Reform, daß sich Lehrer und Prediger einfanden und Curse eingerichtet werden konnten. In dem benachbarten Lossow entstand unter dem Prediger Neumann und seinem Cantor Menzel eine wirkliche Musterschule, an welcher mehrere Wochen hindurch schon im Sommer 1810 vor 20 Lehrern Curse abgehalten werden konnten. Sowol Neumann als der Prediger Frosch in Crane strebten die Ergebnisse Rochow's mit denen Pestalozzi's zu verbinden. Als damals Neumann Rekahn, die Wirkungsstätte Rochow's besuchte, fand er das Leben dort noch ganz von dem Erziehungseinfluß dieses außerordentlichen Mannes bestimmt. So war auch in Rochow eine lebendig fortwirkende Kraft gegeben. Besondere Theilnahme verdiente und fand das Institut von Plamann, das von Pestalozzi bestimmt war, seitens der Unterrichtsverwaltung. Hierhin gab dieselbe zunächst Zöglinge, und später ermöglichte sie durch einen Zuschuß den Fortbestand der Anstalt. Für Zweiginstitute wurden Kumetschen und Züllichau ins Auge gefaßt. Alsdann war eine lebendige pädagogische Bewegung in Stettin durch das Zusammenwirken des trefflichen Schulrathes Bartholdy mit dem genialen Mathematiker und Lehrer Graßmann und dessen Bruder entstanden. Eine Armenschule wurde hier ohne Geräusch zu einer Musterschule gemacht und dies Unternehmen mit dem Lehrerseminar und mit Schullehrerconferenzen in Verbindung gesetzt. Die Unterrichtsverwaltung faßte im Sommer 1812 einmal den Gedanken, Zeller dorthin zu senden. Doch wie überall gegen ihn wegen der Gerüchte über seinen Charakter Widerstand sich erhob, so wünschte man auch in Stettin die selbständig begonnenen Unternehmungen weiter ohne Störungen durchzuführen, und die Unterrichtsbehörde mußte das gelten lassen.

Zugleich aber war die Section scharf, vielleicht zu bureaukratisch scharf gegen die Ausschreitungen Zeller's vorgegangen. Schon vom 22. August 1810 liegt ein ausführliches Rescript an Zeller vor, welches die Abstellung der ganzen von ihm geübten religiösen Disciplin fordert, die Schülergerichte abgestellt wissen will, die Mängel der Curse mit den Geistlichen genau heraushebt, und in Scheffner und dem Pfarrer Röckner wurden ihm nun nach diesem neuen schärferen Rescript doch eine Art von Aufsehern bestellt. „Der Pfarrer Röckner wird auch durch einige Wochen zu Ihnen ins Institut ziehen, um Ihnen bei der Reform der Erziehungsmaßregeln behülflich zu sein, dahin zu sehen, daß nur Mißbräuche abgeschafft werden, das wesentlich Gute aber bleibe in reinerer und vollkommenerer Gestalt. Außerdem wird die Section, so oft zur Einrichtung eines neuen Instituts geschritten wird, gleich einen Director desselben ernennen, der entweder in der Methode vorläufig schon unterrichtet und geübt genug ist, um nur noch Ihrer näheren Anweisung zur Ausführung derselben im Institute zu bedürfen, oder von Ihnen sogleich praktisch darin eingeweiht werden muß, so daß immer bei Ihrem Uebergange in einen anderen Wirkungskreis Ihr Nachfolger für den verlassenen gleich dasteht." „Die der Section obliegende Verantwortlichkeit, ja die Rücksicht auf die Erhaltung des öffentlichen Vertrauens zu Ihnen hat sie zu diesen Maßregeln bewogen, die freilich mit den von Ihnen gemachten Anträgen nicht ganz übereinstimmen, die aber weder drückend, noch Ihrer Ehre nachtheilig sein können. Der Regierungsrath

ner und der Pfarrer Röckner sind Männer, die es mit Ihnen und der Sache
lig meinen, zu denen Sie schon Zutrauen hegen und in näheren Verhält-
noch mehr gewinnen werden. Es würde der Section höchst erfreulich sein,
Sie in Verbindung mit diesen Männern Ihre ganze Methode mit sich
n Uebereinstimmung brächten, Ihre nun gewonnene Muße dazu und zu
diger Ausarbeitung der Lehrmittel anwendeten, sich zur Ruhe von manchem
Streben stimmen ließen, mehr auf gründliche als glänzende Wirksam-
gingen, nicht von Menschengunst Eingang ihrer Sache erwarteten und
haschten, sondern sie lieber im Stillen pflegten, allein der höheren in ihr
Kraft vertrauend und auf diese Weise die in hohem Grade, wie Ihnen
rborgen sein kann, gegen Sie gereizte öffentliche Meinung wieder aus-

se Maßregeln der obersten Behörde schränkten Zeller auf den Kreis
welchem er wirklich nützen konnte. Aber das erste übermäßige Zutrauen,
den milden Nicolovius bei der Regelung seiner Stellung bestimmt hatte,
nicht wieder gut machen. Das persönliche Urtheil der Leiter der Section
Charakter des Mannes war, wie ein vertraulicher Brief an Bartholdy
rbittert und einseitig geworden. Zeller seinerseits fand sich in seinen
ngen getäuscht; er hob heraus, daß in der Schweiz und in Württemberg
iger Mittel und Fürsorge, aber auch freiere Bewegung als in diesem
staate ihm gewährt worden waren. Ein Ausgleich, der vielleicht bei
lchen Institute in Berlin durch die persönlichen Berührungen herbei-
worden wäre, wollte auf dem Wege von Rescripten und Repliken sich
en. Aber das war nun doch entscheidend, daß die von Pestalozzi ge-
Methode überhaupt wol für die ersten Stufen der Erziehung ausreichte,
aber noch nicht die ausgebildeten Lehrmittel und die vollendete Technik
Kinder über den Anschauungsunterricht hinaus zur wirklichen Aneignung
Stoffes zu führen und so eine in sich geschlossene Ausbildung auch nur
ftigen Lehrers herbeizuführen. Pestalozzi ist das größte pädagogische
r Menschheit gewesen. Er erfaßte die Aufgabe der Erziehung des
ls innere Entwicklung der bildenden selbstthätigen Kraft in ihm; er er-
Einheit und den realen Zusammenhang in dieser Entwicklung; er fand
Genie die Aufgabe des Lehrers: Kindersinn, Nähe an die Kinderseele,
nik, die der Entwicklung der Kinderseele sich anschmiegt; er that den
chtlichen Schritt zur ersten Aufstellung einer pädagogischen Technik,
m Entwicklungsgange der Kinderseele entspricht und die durch anhaltende,
iche Versuche in der Schulstube von diesem Princip aus durchgebildet
var; und wie sein Ausgangspunkt die Einheit der bildenden Kraft ge-
r, so entsprang hieraus als Zielpunkt der Schularbeit das Ideal des
n Unterrichts. Er rief hierdurch eine Revolution ohne Gleichen hervor.
e er selber Autodidakt, ja von Natur unfähig zu einer systematischen
g des Wissens war, das etwa ein tüchtiger Seminarlehrer besitzen muß:
hieraus das Tumultuarische seiner Experimente und theilte sich seiner
nit. Mit dem Griffe des Genies erfaßte er den Kernpunkt. Ich ver-
en im Sinne der modernen Psychologie zu verdeutlichen. Es gibt im
Menschen einen erworbenen, gestalteten Zusammenhang seines seelischen
Dieser besteht aus einzelnen Zusammenhängen, welche im ausgebildeten
en den Hintergrund und die schöpferische Grundlage aller bewußten Vor-
smachen. Pestalozzi erkannte nun, daß die schöpferische bildende Kraft
chen von der richtigen Ausbildung solcher Zusammenhänge und der so
gefestigten und geregelten Selbstthätigkeit des Menschen abhängig ist.
nnte er nicht in abstracto, sondern indem er durch den Versuch die wohl-

thätige Wirkung derjenigen regelmäßigen und geordneten Selbstthätigkeit erfaßte, welche die am meisten elementaren und homogenen unter diesen Zusammenhängen durchbildet. Er bevorzugte vier unter diesen Zusammenhängen: Zahlordnung, Raumverhältnisse, den gesetzmäßigen Zusammenhang in der Sprache, und die Musik. Weil er den Kern der geistigen Bildung des Menschen damit traf, empfand jeder Schüler die unermeßliche Fruchtbarkeit seines Princips. Da er aber weder vollständig noch wissenschaftlich klar diesen Kern erfaßte, gelangte weder er noch seine Schule zu einem wirklich befriedigenden Ergebniß. Insbesondere wurden sie der Sprachlehre nicht Herr. Denn Sprache ist nicht wie Zahl, Raum und musikalische Tonverhältnisse ein homogenes System, das von Innen entwickelt werden kann. Ueber das Spiel mit der Beschreibung der Sprachwerkzeuge sagte einer der besten Kritiker Zeller's: So wenig man zur Bewegung die Kenntniß der Lage der Knochen nöthig hat, so wenig diese dilettantischen Beschreibungen und Demonstrationen zum deutlichen und richtigen Sprechen. Wurde so Ordnung, Zusammenhang, Festigkeit, Gestaltung zunächst auf den am leichtesten bearbeitbaren Gebieten durchgeführt, mißlang die Erreichung dieses Zieles schon auf dem Gebiet der Sprache: so waren die höchsten, die religiös-sittlichen Zusammenhänge dem Pestalozzi wol in ihrer ganzen Tiefe bewußt, aber sie wurden von ihm noch nicht methodisch durchgearbeitet. Zeller war von all' den Problemen, die so aufgewühlt wurden, genial bewegt; er verbreitete Leben, wohin er kam; aber er fand nicht den Weg zur Herstellung einer regulär in sich geschlossenen Bildung, zur Gestaltung einer für das Leben ausgerüsteten Person, noch weniger zu der Ausbildung tüchtiger künftiger Seminarlehrer.

Unter diesen Umständen that die Behörde, was sie konnte. Sie erhielt sich den Glauben an die Reform. Sie benutzte Zeller von jetzt ab consequent nur in der Richtung, in welcher seine Begabung lag. Sie ließ ihn Schulen gründen oder umformen, welche als Normalinstitute für die Verbreitung der Methode nützlich sein konnten. Als er soviele seiner besten Schüler aus dem Königsberger Waisenhause mitnehmen wollte, daß dieses dadurch als Normalschule zerstört worden wäre, widerstand sie ihm. So war nun sein tumultuarisches Genie für Braunsberg, Marienwerder, Gumbinnen, Tilsit, Memel mit Nutzen wirksam. In Marienburg hielt er vor 85 Lehrern und Geistlichen seine Curse. Bei Insterburg gründete er auf dem Gut Kumetschen die nach der Königin lithauisch Karalene genannte Anstalt für polnische Zöglinge, aus denen Lehrer gewonnen werden sollten. Das war doch das Entscheidende, daß so durch dies wandernde pädagogische Genie die Methode Pestalozzi's in diesen so zurückgebliebenen östlichen Provinzen ausgebreitet, daß Centren für die Ausbildung von Lehrern dort geschaffen und so Lehrerseminare Pestalozzischer Richtung vorbereitet wurden. Und überall, wohin Zeller kam, theilte er die Färbung seines Wesens dem pädagogischen Verfahren mit. Durch ihn sind wichtige Züge der preußischen Schule Pestalozzi's zuerst ausgebildet worden. Die Religiosität Pestalozzi's empfing hier eine positiv-christliche Färbung, worauf dann freilich auch Nicolovius, Schleiermacher, Gaß, Bartholdy einwirkten. Freude an dem Gesangwesen als einem Belebungsmittel der Gemeinschaft, tieferer musikalischer Sinn verbreiteten sich durch den Lehrerstand. Der Zeichenunterricht erhielt in seiner Verbindung mit dem Schreibunterricht die ihm zukommende Bedeutung. Vor allem aber die körperliche Ausbildung, die militärische Uebung, verbunden damit ein fröhlicher Gemeinsinn, welcher zu der Hingabe an den Staat vorbereitete, entfalteten sich hier.

1811 verheirathete Zeller sich mit Charlotte Rottmann aus Dirschau. Nun wurde ihm sein Wanderleben beschwerlich. Andererseits absorbirten nun noch die Vorbereitungen zum Befreiungskriege Mittel und Interessen. Vor allem

nun doch die Verwaltung seiner müde. Es ist schwer zu sagen, ob vielleicht länger seine excentrische Begabung sich hätte erhalten können. ls erschien der Verwaltung nunmehr der Arbeitsaufwand hierfür nicht n Verhältniß zum Nutzen. Er erhielt das Staatsgut Münsterwalde bei werder, mit der Verpflichtung zu Gutachten und commissarischen Geschäften stpreußen. Bis 1822 lebte er dann dort auf seinem Besitz, danach n, Creuznach, Wetzlar, Bonn; auch in Württemberg machte er dann noch- en Versuch, sich bei einer Lehrerbildungsanstalt zu bethätigen, suchte noch- eine Disciplinarmaßregeln einzuführen und hielt auch hier nicht aus. Er dann in seiner Heimath 1840. Seine Schöpfung in Königsberg aber auch unter den nächsten Directoren ihre inneren Mängel und das de ungünstige Urtheil nicht überwinden. Und die Unterrichtsverwaltung h nach den Erfahrungen mit ihm gegenüber den genialisch organisirenden hkeiten leider von da ab sehr zurückhaltend.

andere Maßregel der preußischen Unterrichtsverwaltung, welche der ng der Methode Pestalozzi's diente, bestand in der Sendung künftiger u Pestalozzi und an die nach seinen Grundsätzen eingerichtete Pla- e Anstalt. Ihr Erfolg entsprach vollständig den großen Erwartungen, e Verwaltung an sie knüpfte, und den bedeutenden Geldmitteln, welche ndte. Von vornherein verhehlte man sich nicht, daß die Wirkungen aßregel nur sehr langsame sein könnten. In der That hat es auch nd Jahre gedauert, bevor diese Wirkungen sich ganz entfalteten. Aber rafen dann auch die ausdrücklich und naturgemäß mehr auf sofortige e berechnete Berufung Zeller's erheblich an nachhaltiger Kraft.

i gleichzeitige Schreiben theilten im September 1808 Pestalozzi die preußischer Zöglinge mit. Nur ein Wort des Herzens an den alten denen Meister war der enthusiastische Brief von Nicolovius: „Die Tage, it Dir gelebt habe, wirken noch fort, wie eine fromme Wallfahrtsreise e Leben eines Gläubigen heiliget." Ein Schreiben Schrötter's, das abgefaßt war, enthielt für die Verhandlungen mit Pestalozzi die e. „Die Sendung geschehe, damit sie den Geist seiner ganzen gs- und Lehrart unmittelbar an der reinsten Quelle schöpften, nicht bloß Theile davon kennen lernten, sondern alle in ihrer wechselseitigen Be- und ihrem tiefsten Zusammenhange auffaßten, unter Anleitung ihres gen Urhebers und seiner achtungswerthen Gehülfen sie üben lernten, im mit ihm nicht ihren Geist allein, sondern auch ihr Herz zum vollkom- rziehungsberufe ausbildeten und von demselben lebendigen Gefühle der dieses Berufs und demselben feurigen Triebe für ihn erfüllt würden, hem beseelt der menschenfreundliche Pestalozzi sein ganzes Leben ihm " Ueber Dauer und Kosten des Aufenthalts, über die Gesichtspunkte Auswahl der Zöglinge wurde Nachricht erbeten. Pestalozzi forderte vor inheit der Sitten, Natursinn, Einfachheit der Ansichten, damit ihr Herz kommenen Erziehungsberuf sich ausbildete; er wünschte einen Aufenthalt Jahren; die Kosten desselben würden bei mäßigen Lebensbedürfnissen -60 Louisdor sich belaufen. An Nicolovius schreibt er (10. März 1809): fte mein Leben durch auf einen König, dem diese Kraft gegeben wäre." ächst wurden Preuß und Kawerau gesandt, dazu wurde Henning, welcher Lehrer in Basel befand, auf Pestalozzi's Empfehlung ebenfalls unter die ufgenommen, alle drei wurden auf 3 Jahre mit einer jährlichen Aus- von 360 Thalern gesandt, und es war in Aussicht genommen, noch e junge Leute zu Pestalozzi zu senden.

Die Instruction, welche S. für diese Zöglinge abfaßte, zeigt klarer als irgend ein anderes Actenstück seine Auffassung von der Reform der Elementarschulen. „Nicht eben das Mechanische der Methode sollen sie dort erlernen; das können sie auch anderswo und lohnte der Kosten fürwahr nicht. Auch das soll nicht ihr Höchstes sein, die äußere Schale derselben durchbrochen zu haben und in ihren Geist und innersten Kern gedrungen zu sein, bloß der Geschicklichkeit zum Unterricht halber. Nein, erwärmen sollen sie sich an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben ist, was er ursprünglich wollte, was, nach Allem zu urtheilen, die eigentliche Idee seines Lebens war und wovon die Methode nur als schwacher Ausfluß, nur als Niederschlag erscheint. Unbefangen hingeben sollen sie sich dem freien pädagogischen Leben und Wirken, das dort herrscht wie nirgendwo, das täglich neue interessante Erscheinungen treibt, täglich zu den bedeutendsten Versuchen Gelegenheit gibt; einwirken lassen sollen sie auf sich die kräftige, herrliche Natur in der schönen Zeit, da sie für ihre Eindrücke noch am empfänglichsten sind. Und diese Zusammenwirkung der Natur und der im heiligen Kreise geschlossenen, erwachsenen und jugendlichen Menschenwelt des Institutes soll in ihnen entzünden jeden Funken des Geistes und des Gemüths, der noch schlummert und sie umspielen, bis sie ihr Innerstes trifft und sie sich finden und erkennen: der Mensch sei nur eine einfache Natur, die auf die mannigfältigste Weise im Individuum sich gestaltet und mit dem Sinne für jede eigenthümliche Gestaltung die Liebe zu ihr ihnen aufgeht und der Trieb, sich ihr anzuschließen und in ihrer Entwicklung sie zu leiten; bis auch sie (durch Erziehung) dahin kommt, sich selbst zu finden und zu bilden.“ Dies sind Worte, die ganz so in Schleiermacher's Monologen stehen könnten.

Aus dieser Denkart entsprang nun in dieser einzigen Epoche, deren Charakter durchaus die Einführung der Goethe-Kant-Schiller'schen idealen Persönlichkeitslehre war, eine Verbindung des Sinnes für die Individualität und der Fürsorge für die einzelnen Personen mit den großen Gesichtspunkten des preußischen Beamtenstaates. Diese Verbindung gibt dem Zeitalter überall sein Gepräge: auf ihr beruht das Deutschland unseres Jahrhunderts und seine Erfolge. Nirgends kommt diese Gemüthsverfassung, wie sie sich nun auch in S. ausprägte, in der Arbeit desselben reiner zum Ausdruck, als in seinem väterlich warmen Verkehr mit diesen Eleven von Ifferten. Ich weiß in seinem ganzen herrlichen Beamtenwirken nichts, was mehr Verehrung erwecken müßte. Hierin war er mit Humboldt ganz in innerer Uebereinstimmung.

Bald nach den erwähnten drei Eleven wurde Ksionzek aus Ostpreußen gesandt; dann kam im Herbst 1809 der bisherige Privatlehrer Dreist nebst zwei seiner Aufsicht anvertrauten Knaben aus Schmiedeberg in Schlesien. Das Interesse und die Personenkenntniß, mit welcher Humboldt diese Zöglinge begleitete, werden in einem Briefe desselben an Pestalozzi (15. August 1809) sichtbar. „Die Section hält Ksionzek für das reinste Gefäß, Ihre Liebe und Kraft und den Geist Ihrer Methode aufzunehmen. Er hat wahren inneren Beruf zu einem Apostel der Armen. Aber des Meisters Scharfblick wird auch den guten Keim, der in Jedem der übrigen liegt, zu entdecken und seine Geschicklichkeit zu entwickeln, Kawerau's mit großer Charakterstärke und rüstiger Denkkraft verbundene Härte und Trockenheit zu mildern, Preuß' mit Sinnigkeit vergesellschaftete Weichheit zu stärken wissen.“ Den näheren Briefwechsel mit den Eleven führte S. zunächst im Namen der Section, dann seit dem Herbst 1809 in seinem eigenen. So wünschte es Humboldt (17. Oct. 1809), die Berichte der Eleven an die Section sollten solchergestalt in eine freie private Correspondenz verwandelt werden. „Die jungen Leute werden alsdann noch ungezwungener, ihren

Anlagen angemessener und selbst ausführlicher schreiben, und man
ungemein wichtig ist, ihre Ansichten besser und genauer kennen lernen.
wird der Briefwechsel mit ihnen leichter und angenehmer sein."
hatten durchgängig auf Universitäten studirt. Es waren unter ihnen
de pädagogische Talente. In den damaligen kritischen Zeiten gaben
stitut durch ihr Wirken einen Halt. So entstand in dem persönlichen
mit ihnen ein Vertrauensverhältniß seltenster Art. Auch empfanden
st so. „So nahm", schrieb Henning (27. März 1810) an S., „seit
d Athen nicht mehr blüh'n, wol keine Regierung sich der Bildung
ung der Bürger des Staates an; so väterliche Worte der Liebe und
wurden wol noch nie von Regierenden an ihre Untergebenen gerichtet.
an dem wir Ihre Briefe empfingen, war uns wie unserem Vater
um den wir uns sogleich versammelten, ein Tag der Erhebung und
r Jubels."
nvergleichlich ist doch, was damals geschah! Es ist die Sturm- und
de des Erziehungssystems unseres Jahrhunderts. Wie in der Poesie
e auch in der Erziehung von Rousseau ausgegangen. Die von Pestalozzi
ewegung athmet überall Erdgeruch des Ländlichen, Naturkräftigen,
meinnützigen Geist. Das bemächtigt sich der preußischen Eleven. Sie
Sprache der Stürmer und Dränger wie Pestalozzi. Sie durchleben
le des Instituts, als ob ihre ganze eigene Zukunft in diesem läge.
damals erfuhr dieses die furchtbarste seiner vielen Krisen. Zwei
hiedenartige Persönlichkeiten, Schmid und Niederer, stritten sich um
auf Pestalozzi und das Institut. Sie vertraten die zwei Seiten,
alozzi vereint waren. In Niederer war sein grübelnder, experi-
Tiefsinn zu müssiger Beschaulichkeit und unfolgerichtigem Tasten
In Schmid war sein Streben nach einer Technik, das ja bei
schon als Mechanisirung des Unterrichts aufgefaßt werden konnte,
nder Tiefe äußerlich und wirklich mechanisch geworden. So ver-
se Beiden einander nicht, und da in Beiden viel Unedles war,
einander zu verdrängen. In dem Jahre 1810 erhielten nun diese
n acuten Charakter. Die herrschsüchtige Härte Schmid's, das maß-
efühl der thätigen und geschickten Halbbildung in ihm führte zu seinem
Als einfacher tiroler Knabe war er in die Anstalt gekommen. Er
lles Pestalozzi und seiner eigenen rastlosen Energie. Von Morgens
hatte er selbstherrlich in den Räumen des Schlosses gewaltet, lehrend
dnung aufrechterhaltend. Die Ausbildung der Zahlen- und Formen-
durch ihn geschehen. Den sicheren Gang des Instituts hatte er er-
d wie erleichtert fühlten sich doch Alle, als dieser urwüchsige Gewalt-
seiner muskelstarken tiroler Naturkraft, mit dem Blick des Raub-
seiner harten Stimme und der unheimlichen Kälte seines Wesens
auf ihnen lastete. Aber zugleich zeigte sich bald, wie die angestrengteste
ntergeordneter Kräfte ihn nicht ersetzen konnte. Dazu kam nun, daß
810 ein Pamphlet Schmid's auch von außen den Ruf des Instituts
In der Schweiz selbst wandte sich die öffentliche Ansicht gegen die
der Berner Conservative Ludwig v. Haller erklärte in den Göttinger
pril 1811, dieselbe sei „dahin berechnet, den Zöglingen Gleichgültig-
neigung gegen die christliche Religion, Haß gegen alle natürlichen
zufriedenheit mit den socialen Zuständen und revolutionäre Ge-
inzuflößen". Hier ist nun die Festigkeit bewundernswürdig, mit
preußische Schulverwaltung, insbesondere Süvern als Bearbeiter dieser

Dinge, den Glauben an das Institut und die dortigen Eleven bewahrte. „Die Fortdauer des Vertrauens", so schreibt Pestalozzi am 29. Nov. 1810 an S., „welches ich von Ihrer Person und Ihrer Section genieße, gereicht mir in einem Augenblick, in welchem meine Lage mehr als gewöhnlich mit Unannehmlichkeiten bekleidet ist, zu einer großen Erquickung, und das Benehmen der preußischen Eleven Kawerau, Henning, Preuß und Dreist versichert mich, daß die Section nie Anlaß haben wird, dieses große Vertrauen zu bereuen. Diese Männer schließen sich immer enger und enger für den Zweck ihrer Bestimmung an einander und leben demselben mit Treue und Liebe".

Kawerau war die kraftvollste Natur unter diesen älteren Eleven. Er war der Sohn eines Maklers zu Elbing, in Königsberg hatte er studirt und sich dort Zutrauen erworben, er hatte einen lebendigen, pädagogischen Trieb gezeigt, so war er Anfang 1809 zum Eleven bestimmt worden. Er war damals 19½ Jahr alt. Humboldt sprach Pestalozzi den Wunsch aus, er möge „Kawerau's mit großer Charakterstärke und rüstiger Denkkraft verbundene Härte und Trockenheit mildern". In Yverdon wurde er von selbst zum Mittelpunkt der Genossen und trat Pestalozzi besonders nahe. „Ich bin", schrieb dieser am 29. November 1810 an S., „unendlich froh, daß Kawerau bleibt. Es ist ein Muth und ein Leben in diesem Manne, der die Anderen Alle stärkt und belebt". „Kawerau", schrieb Henning, „hat viel bewußtloses göttliches Wesen in sich; ich habe wol noch nie einen so reinen und kräftigen Jüngling gesehen. Pestalozzi sagte mir neulich, wenn Kawerau mir nicht in Anfertigung der Sprachübungen geholfen hätte, so hätten wir noch kein Unterrichtsmittel nach meinem Sinn darüber. Jetzt haben wir es". Als Preuß zurückberufen wurde, um an einem litthauischen Institut zu arbeiten, bat Kawerau: „O, lassen Sie ihn dort nicht allein stehen, erlauben Sie es, daß der Freund dem Freunde beistehe". Es wurde ihm nicht gewährt. Es war der Traum der Freunde, auf dem Lande gemeinsam an einem Normalinstitut zu wirken. Hiervon ist dann in den Bunzlauer Anstalten etwas verwirklicht worden. Im Frühjahr 1811 kehrte er nach Deutschland zurück. Er war zunächst an einer Schule in Elbing thätig, wurde dann an den Anstalten vor Bunzlau Oberlehrer, Seminardirector in Jenkau, Königsberg und Bunzlau, dann Regierungsschulrath in Köslin, und hat überall die Reform mächtig gefördert. Eine hervorragende Natur ganz anderer Art war Dreist. Derselbe war ein Schüler Schleiermacher's und von diesem war er empfohlen worden. „Ich hatte ja", schreibt er an S., „so gute Bildner und Erzieher im Leben. Die Bibel, einige Alte, Pestalozzi, Goethe und meinen Schleiermacher". Er lebte nun in der Verbindung der Ideen Schleiermacher's mit der Erziehungsmethode Pestalozzi's. Er war entschlossen, nicht eher zurückzukehren, bevor er die neue Methode, die er vortrefflich und allgemein anwendbar fand, ganz beherrsche. Es war natürlich, daß er sich an Niederer näher anschloß. 1812 kehrte er dann zurück, er bildete sich in der Anstalt Plamann's als Lehrer fort, darauf arbeitete er als Oberlehrer an den Bunzlau'schen Anstalten die Organisationspläne für die verschiedenen Zweige derselben aus, alsdann wurde er im Sommer 1827 für die Leitung der Seminar- und Volksschulsachen nach Berlin in das Ministerium berufen. Er erwarb sich Altenstein's Vertrauen in hohem Grade. Man fühlte etwas Geniales in ihm. Sein inniger Freund Henning war zu Rügenwalde in Hinterpommern geboren. Er war in Basel als Lehrer am Bernoulli'schen Institut zwei Jahre thätig gewesen, als er von Pestalozzi vernahm, was von Preußen aus für die Sache der Erziehung geschähe. Auf seine Bitte wurde er dann unter die Eleven aufgenommen. „Mag", so schilderte er an S. die Eindrücke, die er nun gewann, „die hiesige große Anstalt viele Mängel haben, Eines, was sie vielleicht vor allen Erziehungsanstalten Europas auszeichnet,

bleibt ihr doch, nämlich die heilige Liebe, die hier in den Herzen so mancher Lehrer wohnt, die das Heilige in jedem Kinde erkennt und den aufwachsenden Menschen mit Ehrfurcht und Liebe zu Gott behandelt". Er war auch schriftstellerisch in der Durchbildung der Methode thätig. Die Arbeit an einem Planiglobium brachte ihn mit Karl Ritter, dem künftigen großen Geographen, in Berührung. Dieser ist bekanntlich ebenfalls von der pädagogischen Bewegung ausgegangen und seine Briefe an Pestalozzi bezeugen seine tiefe Verehrung für denselben. Zu dessen Geburtstagsfeier war er in Yverdon erschienen, wo man sich handschriftlicher Aufzeichnungen von ihm und seiner Karten bediente, und es war für Henning eine große Freude, daß Ritter von seiner Arbeit für den geographischen Unterricht Kenntniß nahm und sie vollständig billigte. 1812 kehrte Henning nach Deutschland zurück, war am evangelischen Seminar zu Breslau und dann an den Bunzlauischen Anstalten thätig und wurde hierauf Seminardirector in Köslin. Preuß war der Sohn eines Predigers in Tilsit, er hatte in Königsberg studirt, im Frühjahr 1809 wurde er zum Eleven bestimmt und 1811 wurde er von da zurückgerufen. Er machte sich zunächst in Braunsberg, wo Haller ein Institut organisirte, mit der Einrichtung desselben bekannt, dann wurde er nach Karalene gesandt, um bei der Organisation mitzuwirken, und ist dort dauernd thätig gewesen. Von Patzig schreibt Pestalozzi am 29. Juni 1810: „Er wird uns Allen täglich lieber und lebt mit Festigkeit, Ruhe und Gemüthlichkeit, thätig und anspruchslos in unserer Mitte". So hoffte er von ihm, daß er in der Einheit des Geistes mit Henning, Dreist, Kawerau und Preuß einst dem Vaterlande zu dienen geschickt sein werde. Auch er wurde am Seminar in Karalene angestellt. Kratz war der Sohn eines Tischlers in einer kleinen schlesischen Stadt, machte das Elisabeth-Gymnasium durch und studirte in Heidelberg Theologie und Pädagogik. Dann war er mit dem Geld von Gönnern zu Pestalozzi gekommen und wurde auf seinen Wunsch unter die Eleven aufgenommen. Doch fand man dort allmählich, daß er nur das Aeußere der Methode sich anzueignen vermöge. Er selbst wünschte sich, Landschullehrer zu werden. Seine Briefe an S. haben etwas unbestimmt Ueberschwängliches. Er ist als zweiter Lehrer am evangelischen Seminar zu Breslau gestorben. Eine andere merkwürdige Persönlichkeit war Marsch. Er war schon zwölf Jahre Schullehrer zu Grünberg gewesen und hatte dort auch eine Sonntagsschule errichtet, als sein heißester Wunsch, zu Pestalozzi zu gelangen, ihm nun durch die Unterrichtsverwaltung befriedigt wurde. Ein Schreiben an den König liegt dann vor vom 18. Januar 1810, in welchem er seine Auffassung des Instituts darlegt und bittet, zum Bericht über die Methode in die Heimath zurückberufen zu werden. Er war mit dem Institut nicht zufrieden; sollte die zweifellos echte Entwicklungsmethode nicht zu einem elenden Mechanismus oder zu einem geisttödtenden Charlatanismus herabgewürdigt werden, so müsse sie die Sache erfahrener und wahrer Pädagogen bleiben. Wie er sie nun aber in der Anstalt theilweise von untergeordneten Köpfen äußerlich gehandhabt fand, glaubte er Pestalozzi seine Bedenken gegen das Institut selbst aussprechen zu müssen. Pestalozzi umarmte ihn, gab ihm in Vielem Recht, Reformen des Instituts waren ja immer nach neuen Gesichtspunkten im Gange, Marsch wußte freilich schon voraus, wie auch diese den Charakter desselben nicht ändern würden. War doch Schmid unter dem Eindruck hiervon einmal dazu fortgegangen, sich gegen dieses und jedes Institut überhaupt auszusprechen. Nach seiner Rückkehr war dann Marsch in Züllichau bei Steinbart thätig. Der Geist dieser Anstalt erfüllte ihn mit Enthusiasmus; er erscheint als eine Natur von den höchsten Zielen und der reinsten Hingebung; Geldrücksichten kannte er nicht; es bleibt doch Pestalozzi's höchster Ruhm, daß er ein solches apostolisches Feuer zu entzünden vermochte. Marsch erlebte nun die Freude, daß Züllichau

in ein Normalinstitut umgewandelt wurde. Auch Curse für Elementarlehrer hat er später in Potsdam gehalten. Die sonderbarste Figur unter diesen Zöglingen war Kzionzek. Verwachsen, von knabenhaftem Aussehen, aber von bedeutendem Verstande, maßlos in seinem Selbstgefühl, bis zum Cynismus geneigt zu versuchen, was er von den Genossen und der Section zu erreichen vermöchte, ein rechtes Product dieser pädagogischen Sturm- und Drangperiode, wie sie auch in Leuchsenring u. a. Vertretern der entsprechenden poetischen Epoche auftreten: so hat er selbst einen Menschenkenner wie Humboldt getäuscht. Hatte doch dieser in dem oben erwähnten Brief Kzionzek, als er ihn Pestalozzi sandte, demselben als das reinste Gefäß bezeichnet, welches Pestalozzi's Liebe und Kraft aufnehmen könne. Von der Methode selbst begeistert, fand Kzionzek doch den Betrieb derselben im Institut ungenügend und die Lehrer außer Schmid mechanisch. „Der hiesige Unterricht ist fast in allem, was nicht Zahl, Raum und Schall ist, äußerst mangelhaft, unvollkommen und lange nicht das, was die Menschen im Auslande davon träumen und was er nach der Idee selbst sein könnte. Z. E. der Sprachunterricht ist durchgängig schlecht, Geographie, Geschichte und die Behandlung griechischer und lateinischer Sprache ist alt. Ueberhaupt wenn die Geisteskräfte der Kinder durch Form-, Zahl- und Größenlehre schon sattsam entwickelt worden sind, so gibt man ihnen nichts Reales, woran sie die entwickelten Kräfte üben könnten. Das liegt in dem Charakter des Pestalozzi". Er zerfiel mit Pestalozzi, mit Kawerau und anderen preußischen Genossen. Nur vor Niederer, dessen Natur der seinen ähnlich war, hatte er Respect, und er liebte Preuß zärtlich, mit diesem kehrte er auch in die Heimath zurück. Die Geduld Süvern's ihm gegenüber ist unbeschreiblich. Er konnte doch nicht hindern, daß der zu regelmäßiger pädagogischer Thätigkeit wenig Begabte die großen auf ihn gesetzten Hoffnungen täuschte. Zum Schluß seien noch als andere Eleven folgende genannt: der Schlesier Rendschmidt, der dann am Breslauer Seminar wirkte, der Rheinländer Braun, ein sehr begabter Mann, der Director am Neuwieder Seminar geworden ist, der Preuße Steger, der Director des Königsberger Waisenhauses war, die Brüder Bernhard, Schulinspectoren in Halle, der ältere dann Regierungsschulrath in Stettin, die Schlesier Hänel und Titze, der spätere Schulrath Runge und Beltrusch. Am Plamann'schen Institut bildete sich als Eleve der Regierung der Theologe Harnisch aus, dessen Lebensgang und große pädagogische Leistungen aus seinen Schriften bekannt sind. Indem man dies Alles überblickt, wird ersichtlich, wie die Errichtung, Umwandlung und Fortentwicklung der preußischen Lehrerseminare, die Ausbreitung einer besseren Methode von ihnen aus nur durch diese Eleven der Regierung möglich geworden ist. Man sieht zugleich, welche Arbeit für S. hier zu thun war. Es liegt in dem echten pädagogischen Talent etwas dem Künstler Analoges. Es wirkt seiner selbst unbewußt; nur ruckweise bemächtigt es sich wissenschaftlicher Kenntnisse. Und nun wurden gar in dieser schöpferischen pädagogischen Epoche alle diese Eleven in eigenes Mitschaffen hineingezogen. Nur eine Natur wie S. war im Stande, die Einzelnen in ihrer Natur zu erkennen, ihre Freiheit zu schonen und doch väterlich über ihrem Leben und ihrer Thätigkeit zu wachen.

Die Organisation des Unterrichtswesens. In der Section war eine Centralstelle für die Unterrichtsverwaltung der gesammten Monarchie geschaffen. Eine einheitliche organisatorische Leitung war von dieser Centralstelle aus ermöglicht. Und indem man das Unterrichtswesen als eine selbstständige, auf eigenartigen wissenschaftlichen Voraussetzungen und praktischen Erfahrungen beruhende Function innerhalb des Staatsorganismus erkannte, war ein bedeutender Schritt vorwärts gethan zu einer strengen Sonderung der Erziehungsfragen von den kirchlichen Interessen. Die letzteren wurden mit

fester Consequenz in die gebührenden Schranken zurückgewiesen. Noch in letzter Stunde hatte die Geistlichkeit einen Versuch gemacht, ihren früheren Einfluß auf das Schulwesen zu behaupten. Die Oberconsistorialräthe Hecker, Ribbeck, Nolte und Hanstein begründeten diesen Anspruch durch den Hinweis auf die allgemeine Sittenverderbniß. Ja sie forderten eine größere Herrschaft der Geistlichkeit über die Schulen, als sie bisher bestanden hatte. Nicht nur wie bisher sollten die Superintendenten die Aufsicht über die Kirchen und die Schulen haben und die Consistorien jeder Provinz zugleich die oberste Provinzialbehörde sämmtlicher Schulen derselben Provinz bleiben, sondern es sollte auch die oberste unter dem Namen des Oberschulcollegii fundirte Behörde, ihres besonderen Namens und Titels ungeachtet, noch ferner aus dem jedesmaligen Personale des Oberconsistoriums im Lande bestehen. Und die Pastoren Dobbermann in Leutmannsdorf und Neumann in Cossow bei Frankfurt, welche in mehreren Schreiben Ende 1808 in ähnlicher Weise Wünsche äußerten, waren nicht die einzigen, welche hierin mit den Berliner Consistorialräthen übereinstimmten. Aber die von S. verfaßte und durch Schroetter dem König vorgelegte Antwort vom 25. November 1808 widerlegt diesen Standpunkt schlagend: „als ob es möglich sei, durch Befehle und Vorschriften, durch gewisse Anordnungen inbetreff der Verwalter der Religion und des Schulwesens und der Anstalten für dasselbe seinen inneren Geist, wie es so nöthig ist, zu erneuen und ihm höheres Leben einzuflößen". Es würde so gleichsam als ein Anhang des geistlichen Wesens betrachtet.

Nun aber war der zukunftvollste Verwaltungsgedanke Humboldt's, neben die Section wissenschaftliche Deputationen zu stellen, in welchen pädagogisches Wissen und Talent in einer noch freieren Weise für das Schulwesen zur Geltung gelangen sollten. Dies war ein aus dem freien, tiefen Geiste der Epoche geborener Gedanke. Beide Verwaltungsbehörden, die Section und die Deputationen, sollten gerade durch ihr Zusammenwirken einen größeren Einfluß auf die inneren und äußeren Angelegenheiten der einzelnen Schulanstalten gewinnen. Die Fortschritte der Wissenschaft sollten so direct und stetig für den Schulbetrieb verwerthet werden. Große Pläne! Sie wurden noch unter seiner Verwaltung in Angriff genommen. Aber sie sind durch die entgegenwirkenden Kräfte schließlich ihrer ursprünglichen Idee beraubt und dem starren, mechanischen Formenwesen angepaßt worden, das wieder zur Geltung gelangte.

Suchen wir Entstehung und Wesen dieser wissenschaftlichen Deputationen zu erfassen. Humboldt war von dem Wunsche beseelt, die wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik, welche die Zeit in reicher Fülle zeitigte, für die Praxis nutzbar zu machen. So ergriff er die im Publicandum vom 16. December 1808 ausgesprochene Idee einer als Deputation zu organisirenden Behörde. Der Name war wol der in Uhden's Denkschrift über das Erziehungswesen im ehemaligen Königreiche Polen (August 1808) erwähnten geistlichen und Schuldeputation entnommen. Es wurde nun durch königliche Cabinetsordre vom 4. December 1809 die Einrichtung der drei wissenschaftlichen Deputationen in Berlin, Königsberg und Breslau befohlen. Schon Anfang 1809 hatte Humboldt seine Ideen zu einer Instruction entworfen, welche zunächst die Berliner Deputation im Auge hatte. Darnach sollte diese den wissenschaftlichen Theil des Geschäfts betreiben, während der praktische der Section zufiel. Im größen Stil war ihre Aufgabe gedacht. Die Deputation sollte jede Regung pädagogischen Sinnes in der Nation erfassen; durch sie sollten die Wünsche, Vorschläge und Pläne, welche aus den Bedürfnissen der einzelnen Gemeinden zuströmten, methodisch verarbeitet und das Ergebniß auf dem Verwaltungswege zurückgeleitet werden. Man sieht, wie eine Einheitlichkeit der Unterrichtsleitung erstrebt wurde,

welche aber ihre Thätigkeit auf die lebendige Wechselwirkung mit dem Schulzimmer gründete. Die Deputation sollte aber nicht nur Pläne und Vorschläge, die ihr von einzelnen Personen und dem Publicum übersandt wurden, prüfen, sondern auch unaufgefordert ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen, vorhandene Mißbräuche und mögliche Verbesserungen der Section mittheilen. Gerade diese beiden wichtigsten Aufgaben der Deputation ließ nun die vorläufige Instruction vom 25. Februar 1810 doch unberücksichtigt; die übrigen ihr von Humboldt zugedachten Functionen wurden bestätigt, nämlich: die Prüfung neuer Unterrichtsmethoden oder Erziehungssysteme, Entwerfung neuer Lehrpläne und Beurtheilung schon vorhandener, Auswahl von Lehrbüchern, welche die Section vorschreibt oder genehmigt, Vorschläge zu Stellenbesetzungen und endlich Prüfungen. Zusammensetzen sollte sich die Deputation, ihrer Aufgabe entsprechend, aus Männern, „die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium, mithin denjenigen Fächern widmen, welche alle formelle Wissenschaft umschließen, durch welche die einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können". Sie bestand aus sechs ordentlichen und mehreren außerordentlichen Mitgliedern, mit auswärtigen Correspondenten und einem Director an der Spitze. Als erster dieses Amtes war von Humboldt Fr. Aug. Wolf ausersehen, aber trotz der bewunderungswürdigen Langmuth, mit welcher der große Staatsmann allen Wünschen des reizbaren Gelehrten entgegenkam, verzichtete dieser nach wenigen Wochen seiner Amtsverwaltung; am 26. März übernahm der ihr bisher als ordentliches Mitglied angehörige Schleiermacher interimistisch, am 26. April definitiv das Directorat der Deputation.

Als Humboldt am 23. Juni 1810 sein Amt als Chef der Unterrichtssection niederlegte, hinterließ er in S. einen Mann, welcher unermüdlich seine Pläne weiter verfolgte. Wie dieser rastlos thätige und selbst unter großen Widerwärtigkeiten treue Diener des Staates überhaupt in Humboldt's Geiste weiter wirkte, suchte er nun auch dessen ursprüngliche Idee zu verwirklichen: die Deputation soll im Centrum der pädagogischen Bestrebungen der Nation stehen. Er knüpfte in dem denkwürdigen Promemoria vom 30. Januar 1811, welches uns später bei der Geschichte des Schulplans noch eingehender beschäftigen wird, an die Aufgabe der correspondirenden Mitglieder an, wie sie in der erwähnten Instruction vom Februar 1810 vorgezeichnet war. Die ursprüngliche Absicht war nicht bloß, wie er ausführt, die jetzt herausgehobene, daß diese Mitglieder gewisse Aufträge der Deputation an entfernten Orten ausrichten, sondern auch, daß sie mit ihren resp. Deputationen eine beständige Correspondenz über die Angelegenheiten des Schul- und Erziehungswesens unterhalten und sie dadurch in den Stand setzen sollten, ihre Vorschläge praktischer zu machen, als sie außerdem vielleicht sein würden. Zu den Correspondenten wünschte er, im Gegensatze zu den auswärtigen Mitgliedern, welche dann die bisherigen äußerlichen Functionen übernehmen könnten, an jeder gelehrten Schule oder auch sonst an höheren Schulen wo möglich den Rector, vielleicht auch außerdem einen der oberen Lehrer ernannt zu sehen. „So wird man die wissenschaftlichen Deputationen zu Mittelpunkten von pädagogischen Societäten constituiren, in welchen neue und fruchtbare Ideen schnell in Umlauf gesetzt, Rathschläge so schnell gewonnen als ertheilt, Erfahrungen mitgetheilt und zu Resultaten verarbeitet, Anstalten zur Förderung der gemeinschaftlichen großen Angelegenheit, z. B. Correspondenzen der Schulen unter einander zur Reife gebracht würden, in denen jedes Mitglied, jede Schule leicht von allen anderen profitiren, vornehmlich aber schnell den Einfluß des Centrums aufnehmen könnte". Dadurch wäre ein vortreffliches Mittel gegeben, um manche Fragen, welche das Departement nicht geradezu dem Corps der Pädagogen vorlegen kann, zu vielseitiger Discussion zu bringen, Meinungen abzuhören, ehe es selbst Schritte

thue und die Stimmung zu erforschen und zu lenken. In diesen näheren Bestimmungen, in welchen die Keime für die dann später sich herausbildenden Directorenconferenzen liegen, glaubte S. die Grundidee der wissenschaftlichen Deputationen vollständiger ausgebildet zu haben. Ebenso suchte er einen innigeren Contact zwischen dem Departement und der Schulpraxis durch die Institution der Localrevisionen herzustellen und war auch in diesen das Amt der späteren Schulräthe anbahnenden Bemühungen von dem Streben nach lebendiger und reger Wechselwirkung mit der Praxis geleitet. Gedanken solcher Art, welche auf eine angemessene selbständige und einheitliche Organisation gerichtet sind, gehört die Zukunft. Aber Süvern's ideale Forderungen fanden bei Schuckmann kein Verständniß. Es blieb bei den Bestimmungen von 1810. Bedeutung blieb den Deputationen indeß noch, weil sie die Aufgabe eines Unterrichtsgesetzes verfolgten.

Nur wenn das alte System der Schulaufsicht eine Aenderung erfuhr, versprach die Reform praktische Erfolge. Humboldt nahm daher gleich im Beginn seiner Amtsthätigkeit die Umgestaltung dieser Verhältnisse in Aussicht. Er hat mit bewunderungswürdigem Geschick und feinfühligem Verständniß für die Gerechtsamen der Commune die sich ihm hier bietenden Schwierigkeiten überwunden. Es war keine leichte Arbeit, welche es hier zu bewältigen gab. Man vergegenwärtige sich die bisher in unumschränkter Vollmacht waltenden Magistrate und Patrone, welchen in § 5 der für das Oberschulcollegium entworfenen Instruction vom 22. Februar 1787 ausdrücklich versichert worden war, daß ihrem Rechte der Vocation nicht im geringsten Eintrag geschehen solle; und man wird begreifen, wie berechtigt die Bedenken des Sectionschefs der Gesetzgebungscommission Klewitz und später Uhden's waren, in der von Humboldt beabsichtigten Weise die Patronatsrechte beschränken zu wollen. Aber die vom Staate bereits in Angriff genommene Lehrerbildung hatte nur dann einen Zweck, wenn derselbe auf die Besetzung der Stellen Einfluß gewann. Humboldt bestimmte auf Grund von Süvern's Entwurf (1. Aug. 1809) daher mit rücksichtsvoller Behandlung und Anerkennung der historischen Zustände, daß von den Patronen für jede vacante Stelle der Deputation drei Personen vorgeschlagen würden, aus welchen nach stattgehabter Prüfung dann eine ausgewählt würde. Außerdem mußte der Oberbehörde freistehen, im Falle der erkannten Unbrauchbarkeit alle drei Subjecte zu verwerfen, dann könnten die Patrone entweder drei neue Candidaten wählen oder der Oberbehörde die Ernennung ganz überlassen. Um den kleineren Communen durch die Forderung der Auswahl von drei Candidaten keine unnützen Beschwerden zu bereiten, stellte Humboldt anheim, den Vorschlag von dreien nur bei Stellen anzuordnen, die 300 Thaler jährlich und drüber trügen, bei den anderen es dagegen beim Alten zu lassen. Gegen den radicalen Vorschlag von Klewitz, lieber eine directe Aufhebung der Patronatsrechte zu vollstrecken, „weil ein offener, gerader und durch die Forderungen des allgemeinen Besten motivirter Umsturz des fremden Rechts weit weniger kränkend erscheint als öffentliche Anerkennung desselben mit dem Vorbehalt jedesmaliger Vereitelung im Fall des Gebrauchs", machte Humboldt geltend, daß im Vergleich zu der früher beliebten Methode, den Patron durch Staatsbehörden auf diesen oder jenen Mann zu lenken, die seinige offener und angemessener sei.

Auf Grund dieser am 20. Octbr. verfaßten Vertheidigung erfolgte nun Ende 1809 noch von Königsberg aus die Instruction des Königs. Sie entschied inbetreff aller städtischen Schul- und Erziehungsanstalten, die von Privatpersonen abhängen, mögen diese nun städtische Communen oder kirchliche Gemeinden und Collegien oder Gutsbesitzer oder Stiftungscuratoren sein, in Humboldt's Sinne; gegen

seinen Vorschlag sollten auch die kleineren Gemeinden diesen Bestimmungen unterliegen. Zu endgültigem Abschluß kamen die Verhandlungen erst mit der Einrichtung von Prüfungscommissionen im folgenden Jahre.

Als Humboldt sich gegen den radicaleren Antrag der Gesetzgebungscommission erklärte, ließ er sich nicht bloß von dem politischen Gesichtspunkt möglichster Berücksichtigung des Bestehenden und Traditionellen leiten, sondern er wurde vorwiegend durch das ideale und weitsichtige Streben bestimmt, durch Betheiligung der Communen an der Schulaufsicht innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen das Interesse der Bürgerschaft für die Fragen der Erziehung und des Unterrichts zu pflegen und eine Beziehung zwischen derselben und der Section herzustellen. Schon seine Erläuterung zu Süvern's Entwurf über die Schulcommissionsfrage vom 23. Mai 1809, welche er einer späteren sorgfältigen Redaction zu unterwerfen gedachte, sprach diese Grundsätze klar und entschieden aus. „Es ist keine rechte Theilnahme der Bürgerschaft am Schulwesen denkbar, wenn ihnen nicht ein bedeutender Einfluß auf dasselbe verstattet wird; von einer solchen Theilnahme aber kann man sich mit Recht theils für die Unterstützung desselben, theils für die Benutzung der Anstalten und die eigene häusliche Erziehung großen Gewinn versprechen". Mit richtigem Blicke erkannte er auch die Gefahr, welche einer gedeihlichen Schulentwicklung aus der Unbeständigkeit und dem häufigen Wechsel der Regierungspersonen erwächst und sah in dem continuirlicheren Zusammenhange, welcher einen Gemeindeorganismus auszeichnet, ein heilsames Gegengewicht.

Diese Motive riefen nun die Schulcommissionen oder städtischen Schuldeputationen ins Leben. Der erwähnte Entwurf Süvern's vom 23. Mai 1809, der erste in dieser Angelegenheit, stellt das Ziel auf: „sämmtliche städtische Lehr- und Erziehungsanstalten unter Einer Leitung und Aufsicht zu verbinden und durch Theilnahme der Bürgerschaft vermittelst ihrer Repräsentanten daran, dieser ein inniges Interesse wie an den gesammten Angelegenheiten der Stadt, so auch am Schul- und Erziehungswesen derselben einzuflößen". Zu dem Zweck beabsichtigte S. die Einrichtung zweier Behörden: die Deputation sollte die äußeren Angelegenheiten der städtischen Schul- und Erziehungsanstalten und das Schulcollegium die inneren Angelegenheiten des Schulwesens verwalten. Humboldt, dem dann auch Nicolovius in seinem Gutachten vom 28. Juli 1809 beipflichtete, hielt eine solche Trennung nicht für zweckmäßig, und ebenso verwarf er die noch weiter gehende Scheidung der Behörden, wie sie S. für die Berliner Verhältnisse vorgeschlagen hatte: in eine Direction der Gymnasien und ein besonderes Schulcollegium für die übrigen Lehr- und Erziehungsanstalten Berlins: da gerade bei Schuldirectionen das Homerische εἷς κοίρανος ἔστω sehr gut sei. Süvern's Vorschlag über die Zusammensetzung der städtischen Schulcollegien, welcher den Laien zu großen Spielraum gewährte, wurde von Humboldt dahin abgeändert, daß die Hälfte der Mitglieder aus literatis bestehen sollte. Für diese sollte dann die von S. angedeutete Wahlmethode Geltung haben, daß aus drei vorgeschlagenen Candidaten die Regierung einen auswähle. Dagegen könnten nach Humboldt die Stadtverordneten des betreffenden Magistrats die andere Hälfte der Mitglieder in freiem Ermessen selbst bestimmen. Verständigkeit, Rechtlichkeit und Beliebtheit befähigten sie zu ihrem Amte; von jeder wissenschaftlichen Qualität müsse man absehen. Dem Geistlichen der Stadt wollte Humboldt nicht wie S. die Mitgliedschaft in dem Schulcollegium, wol aber die Controlle über den Religionsunterricht zugewiesen wissen. Seine Beobachtungen habe er dem Schulcollegium mitzutheilen „und, jedoch nur für diesen Punkt, sich als Mitglied zu gerieren". Zu dem Paragraphen über den Director des Collegs bemerkte Humboldt, daß derselbe ein wissenschaftlich gebildeter Mann sein und zu den von

er Regierung gewählten Mitgliedern gehören müsse. In der den Schulcolle-
ien von S. zugewiesenen Function erblickte Humboldt eine zu große Be-
schränkung der Wirksamkeit der Rectoren. „Mir scheint", so schrieb er hierzu,
vielmehr das wahre Mittel, die Schulen zu heben, gute Rectoren zu wählen
nd diesen viel Freiheit zu lassen". Gegen S. nahm Humboldt die königlichen
Institute von der Aufsicht der Schulcollegien aus.

So formulirte nun Humboldt die anzuordnenden Schul- und Aufsichts-
ehörden als:

1) die Directoren oder Rectoren,
2) das städtische Schulcollegium,
3) die Staatsbehörden, nämlich die Geistliche- und Schuldeputation der
Provinz und die Section des öffentlichen Unterrichts.

Der Fortgang dieser Verhandlungen erlitt durch den bereits erwähnten
Versuch einer einstweiligen Regelung der Patronatsrechte, welche sich als ein
dringendes Bedürfniß herausgestellt hatte, eine längere Unterbrechung. Erst am
26. Juli 1810 kamen die Verhandlungen über die städtischen Schuldeputationen,
wie sie von nun an allein noch genannt werden, durch einen neuen Ent-
wurf Süvern's, der überall die früheren Bemerkungen Humboldt's verarbeitete,
wiederum in Gang. Nicolovius fügte seiner Anordnung, den Entwurf bei
sämmtlichen Räthen der Section zum schriftlichen Votum circuliren zu lassen,
die Bitte hinzu, „diese schon so lange aufgehaltene Sache nach Möglichkeit zu
fördern".

Wohl machte Schleiermacher am 17. November 1810 mehrere Ausstellungen,
unter denen besonders der Einwand gegen die im Entwurf beabsichtigte mög-
lichste Berücksichtigung von Schulen verschiedener Confession durch entsprechende
Vertretung in der Schuldeputation deswegen interessant ist, weil die Ein-
wendungen gegen eine gesonderte Vertretung der lutherischen und reformirten
Schulen die starke Unionstendenz des Theologen durchblicken lassen; auch wurde
sein Vorschlag, für die kleineren Städte, denen die Wahl von 6 Mit-
gliedern schwer werden dürfte, eine Abänderung zu treffen, von Ancillon am
21. November recipirt; doch ging der Entwurf mit wenigen formellen Ab-
änderungen im Wesentlichen so, wie er auf Grund von Süvern's erstem Ver-
suche durch Humboldt redigirt war, nach wiederholter Redaction am 26. Juni
1811 an Schuckmann, welcher ihn am 9. Juli für die Absendung nach Star-
gard, Königsberg (Neumark und Ostpreußen), Marienwerder, Gumbinnen,
Breslau und Liegnitz bestimmte.

Diese Verordnung bestimmte nun im einzelnen zunächst über die Zusammen-
setzung der Schuldeputationen, daß je nach der Größe der Städte dieselben aus einem
bis höchstens drei Mitgliedern des Magistrats, ebensoviel Deputirten des Stadt-
verordnetencollegii, einer gleichen Zahl des Schulwesens kundiger Männer und
endlich einem besonderen Vertreter derjenigen Schulen bestehen sollten, welche den
Schuldeputationen untergeordnet würden, ohne doch städtischen Patronats zu sein.
Ferner sollten in den großen Städten die Superintendenten, inwiefern sie nicht
schon zu ordentlichen Mitgliedern der Deputation gewählt sind, das Recht haben,
n derselben die Schulangelegenheiten ihrer Diöcesen vorzutragen.

Ueber die Wahl wurde festgesetzt, daß in großen und mittleren Städten
ie vom Magistrat und den Stadtverordneten gewählten Schuldeputirten für
ede mit sachverständigen Mitgliedern zu besetzende Stelle je drei Subjecte der
Geistlichen- und Schuldeputation der Provinzialregierung vorschlagen sollten.
Aus diesen hebt die letztere eins aus. In den kleineren Städten von nicht mehr
ls 3500 Einwohnern ist der Superintendent der Stadt oder sonst der erste
Prediger des Orts von Amts wegen als sachverständiges Mitglied zulässig;

liegen Bedenken vor, so entscheidet die Section nach Vorlegung der Gründe. Die Sachverständigen müssen thunlichst Geistliche sein, dürfen aber nicht ausschließlich aus solchen bestehen. Ist eine gelehrte Schule am Ort, so wird die Besetzung einer Sachverständigen-Stelle mit dem Rector oder einem der ersten Lehrer empfohlen. Nach § 181 der Städteordnung werden die Stellen immer auf sechs Jahre besetzt. Die früheren Mitglieder dürfen wieder gewählt werden.

Die Schuldeputationen haben auf genaue Befolgung der Gesetze und Verordnungen des Staats zu sehen und namentlich „den regelmäßigen und ordentlichen Schulbesuch sämmtlicher schulfähigen Kinder des Orts zu bewirken und zu befördern". Den Rectoren der größeren Schulen müssen sie aber innerhalb der durch die Gesetze des Staats gezogenen Grenzen die freieste Wirksamkeit lassen. Die Specialaufsicht der Prediger und Schulvorsteher wird durch die Errichtung der Schuldeputationen nicht aufgehoben, sondern nur mit der allgemeinen Oberaufsicht derselben in Beziehung gesetzt. Bei der Beaufsichtigung der Töchterschulen sind die verständigsten und achtbarsten Frauen zu Rathe zu ziehen. Die Schuldeputationen haben für die jedem Orte angemessene Anzahl von Schulen zu sorgen. „Das Interesse ihrer Mitbürger für das Schulwesen sollen sie zu beleben und dasselbe zu einem der wichtigsten Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit und Pflege zu machen sich bemühen."

Noch einmal machte Hanstein (18. October und 30. November 1811) den Versuch, einen höheren Einfluß der Geistlichkeit auf das Schulwesen zu gewinnen, als ihn die eben skizzirte Instruction einräumte. Wie er im ersten Schreiben bemerkte, däuchte ihn nicht rathsam, in den kleineren Städten den Predigern das Präsidium in den Conferenzen der Schuldeputationen zu nehmen. Die mehrfach beobachtete Oppositionssucht der Magistrate gegen die Geistlichkeit und ihr Mangel an Bildung lasse das Schlimmste für die Schule befürchten. Aber in würdiger und consequenter Weise wies das Departement das geistliche Ansinnen mit der schönen und diese Reform so klar charakterisirenden Begründung zurück, daß gerade in der Vereinigung der drei Theile: Magistrat, Geistlichkeit und Bürgerschaft der Hauptwerth der Institution liege. „Diese drei Theile mußten näher vereinigt werden, um mit gemeinschaftlichen Kräften und ohne Eifersucht für die Sachen zu wirken, und besonders mußte die Bürgerschaft mehr in das Interesse derselben gezogen werden."

Aus dem Geiste all dieser Bestimmungen entsprang nun aber, daß dem Mißbrauch der Patronatsrechte durch eine geregelte Prüfungscommission gesteuert werden mußte. Die Discussion hierüber wurde zugleich mit den Verhandlungen über die Reglementirung der Patronatrechte eingeleitet. Schon im März 1809 begannen auf Humboldt's Veranlassung die ersten Unterhandlungen. An ihnen betheiligten sich außer S. noch Schmedding, Uhden und Wolf. Als Resultat ergab sich zunächst die Nothwendigkeit eines doppelten Examens für Unter- und Oberlehrer: eine Benennung, die von S. herzurühren scheint. Sein Entwurf vom 15. Sept. 1809, welcher die Nothwendigkeit der Examina begründete und nähere Bestimmungen über sie gab, wurde noch Ancillon und Nicolovius im März 1810 zur nochmaligen Begutachtung vorgelegt; trotz des Bedenkens Schmedding's, welcher in der Verfügung die Gefahr eines Zunftzwanges erblickte, wurde er dann von Humboldt unter ausdrücklichem Hinweis darauf, daß diese Einrichtung der einzige Damm sei, „den man dem Mißbrauch der Patronatsrechte entgegensetzen könne", in einem Schreiben vom 11. April bestätigt; durch Edict vom 12. Juli 1810 erhielt er Gesetzeskraft.

Durch diese administrativen Maßregeln war nun erst die äußere Möglichkeit geschaffen, die schon mehrfach angeregte Idee eines allgemeinen Schulplanes ihrer Verwirklichung entgegenzuführen und diesen zur Norm des gesammten

Schulwesens der Monarchie zu machen. Der Gedanke einer das ganze Unterrichtswesen umfassenden Reform taucht in den vorliegenden Acten zum ersten Male in dem schon früher erwähnten Schreiben Süvern's vom 31. Aug. 1808 auf. Dann findet sich ein Schriftstück Süvern's vom 20. Sept., welches ursprünglich für den König bestimmt war, aber von Schroetter reponirt wurde. In diesem weist S. die gründlicher Sachkenntniß entbehrenden neologischen Bestrebungen des Kronprinzenerziehers Delbrück durch das Bemerken zurück, daß „mit Einführung einer angemessenen Lehrart in den Elementarschulen dem ganzen System des öffentlichen Unterrichts einen neuen und haltbaren Grund zu bereiten bereits die einleitenden Vorkehrungen getroffen seien". In einem von Schroetter an den König am 25. Nov. 1808 abgesandten Bericht, welchen gleichfalls S. entworfen hatte, wurde dann ein Grundriß binnen kurzem vorzulegen versprochen, in welchem alles, was zur Organisation einer für ein geistig und physisch kräftiges Geschlecht berechneten Nationalerziehung erforderlich sei, in zusammenhängender Ausführung einer Grundidee behandelt werden sollte.

Der neu zu entwerfende Plan sollte aus der gründlichsten Einsicht in die bestehenden Verhältnisse hervorgehen. An die einzelnen Provinzialregierungen ergingen daher Ende des Jahres 1808 Aufforderungen, über den inneren und äußeren Zustand sämmtlicher Lehranstalten genau zu berichten. Uns liegen die verschiedenen von den Regierungen angestellten Erhebungen aus der Zeit von 1808 bis 1811 vor. Die neu-ostpreußische, preußisch-litthauische, ostpreußische, pommersche, neumärkische, kurmärkische und schlesische Regierung: alle sind sie mit ausführlichen Berichten über den Zustand des jeweiligen Schulwesens der betreffenden Bezirke vertreten, und sie alle entwerfen ein trauriges Bild von demselben.

Noch während diese umfassende Enquete im Gange war, suchte die Section schon den Schulplan zu fördern. Und so ging der wissenschaftlichen Deputation, welcher die Bearbeitung desselben übertragen wurde, am 21. Mai 1810 ein von Humboldt und S. unterzeichnetes Rescript zu, welches für die Grundsätze der Section über die verschiedenen Arten von Schulen im preußischen Staate auf die am 14. Mai an die Geistlichen- und Schuldeputationen der Provinzialregierungen erlassene Verfügung verwies. Zugleich fügte die Section die Arbeiten des aufgelösten Schulcollegii über den allgemeinen Schulplan und das neue Abiturientenreglement bei und forderte auf, „ohne Verzug diese wichtige Angelegenheit, auf welche schon seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit gespannt ist, und deren Beendigung von allen Seiten dringend gewünscht wird, vorzunehmen." Inzwischen entfaltete sich auch schon ein reges Leben in praktischer Schulverbesserung einzelner Provinzen. Dies zeigen am besten die von S. der ostpreußischen und neumärkischen gemachten Verbesserungsvorschläge und besonders Schleiermacher's thatkräftiges Eingreifen in die ihm aus früherem eigenen Augenschein bekannten pommerschen Schulverhältnisse.

Die Deputation zeigte sofort eine rührige Thätigkeit. Schon am 21. September konnte Bernhardi an Stelle des abwesenden Directors der Deputation Schleiermacher einen vollständig ausgearbeiteten Entwurf eines Lehrplans für gelehrte Schulen vorlegen, welcher sogleich den Schulen übergeben werden könne. So nahe glaubte man schon seinem Ziele zu sein. In der That wurde dieser Entwurf die Grundlage für den ganzen auf die Gymnasien bezüglichen Theil des Planes. Da ging im November Nicolovius' interimistische Leitung des Departements, welche er seit Humboldt's Austritt geführt hatte, zu Ende, und an seine Stelle trat nun Schuckmann. Dieser Personenwechsel gab S. Anlaß, in der Denkschrift vom 30. Januar 1811 nochmals die für die Schulreform maßgebenden Pläne und Ziele ausführlich zu entwickeln.

Ueberall spricht in diesem denkwürdigen und für Süvern's Unterrichtspläne so sehr bezeichnenden Promemoria ein Geist, welcher all die großen Ideen jener gewaltigen Zeit der Schleiermacher, Humboldt, Wolf, Fichte von persönlicher Selbstbestimmung, Wahrung und Anerkennung individuellen Lebens, organischer aus der Natur der Dinge sich selbst ergebender Entwicklung in sich aufgenommen hat. Mit der schärfsten Verurtheilung der früheren alles persönliche Leben ertödtenden Maßregeln wendet er sich gegen die landläufige Gewohnheit, durch Edicte und Reglements dem schlimmen Stande der Schulen aufzuhelfen. Die Folge war eben eine steife, tabellenmäßige Regelmäßigkeit, die, was vom eigenen Leben noch da war, vollends ertödtet hat. Nur durch Belebung des inneren Geistes, welcher in keine Formeln und Vorschriften gefaßt werden kann, nur durch die Erweckung eines lebhaften Interesses für das Erziehungswesen und durch die Ausbildung der Einsicht in den Nutzen desselben für das Gedeihen des Staates darf man hoffen, dem angestrebten Ziele näher zu kommen. Das Ideal wäre, daß sich durch die im Leben der Schule praktisch thätigen Männer aus ihrer Arbeit heraus ein tüchtiger Plan bildete, den man nachher nur zu redigiren brauchte. Das also ergab sich ihm als die oberste Regel für die Abgrenzung der im Schulplan festzulegenden Ordnung und der individuellen Freiheit der Lehrer und Anstalten: er war von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Schulverfassung ganz durchdrungen, aber der selbstthätige Geist der Lehrer und der Anstalten mußte innerhalb derselben eine ganz freie Bewegung behaupten. Der Mann, welcher selbst Jahre lang seinen Fleiß und sein Denken der Arbeit im Schulzimmer gewidmet hatte, erkannte mit klarem Blicke, wie fruchtlos, ja wie schädlich ein Unternehmen sei, welches ohne Rücksicht auf die realen Verhältnisse von außen herantretend Ordnung zu schaffen suchte. Wußte er doch, wie es gerade in der Erziehung und im Unterricht auf freie und unbehinderte, aus Einsicht und gutem Willen entsprungene Thätigkeit für die Erreichung günstiger Resultate ankomme, wie Zwangsmaßregeln alle frische, fröhliche Arbeit zu verbittern im Stande sind, weil die Individualität, welche es einzusetzen gilt, nicht zu ihrem Rechte kommt! Wußte er doch auch aus eigener Erfahrung, wie leicht in der so schwer controllirbaren Thätigkeit des Lehrers hemmende, von außen aufgezwungene Maßregeln umgangen werden können! Aus der eigenen Praxis, in welcher er mit den verschiedensten Anstalten bekannt geworden war, hatte er die Lehre gewonnen, daß jede Schule für sich einen eigenartigen Charakter habe, welcher sich nach Localität und Zeit verschieden gestalte, ja daß selbst die einzelne Schule nicht drei Jahre mit sich selbst übereinstimme. Um keinen Preis durfte die so erforderliche Schulverfassung bis ins Einzelne gehen. Schon lagen, wie S. hervorhob, Anzeichen vor, auf welchen Widerstand allzu sehr ins Einzelne gehende Bestimmungen stoßen würden. Die Königsberger wissenschaftliche Deputation, die Professoren Etzler, Kayßler und Manso hatten sogar an dem in seinen Grundzügen vortrefflichen Entwurf der Berliner Deputation, welcher ihnen zur Begutachtung zugesandt war, die schematische Detaillirung des Einzelnen beanstandet.

Aus allen diesen Erwägungen ergab sich für S., daß der Schulplan als höchste Aufgabe betrachten müsse, das Ziel des in den einzelnen Schulen und Classen zu Leistenden festzustellen; dagegen sollte inbezug auf die Methode, durch welche die einzelnen Anstalten diesen Forderungen zustrebten, ihnen das Meiste noch selbst überlassen bleiben. Bei der Aufstellung der Ziele sollte eine ins Detail gehende Vorschrift vermieden werden. „Wie man zur Lösung einer verwickelten und weitläufigen Aufgabe immer nur von den allgemeinsten Principien aus gelangt, so muß man, dem Verfahren einer vorsichtigen, dessen, was sie will, sich bewußten und es festhaltenden Regierung gemäß, auch in dieser

ichtigen Angelegenheit von den allgemeinen Grundsätzen, worin Ueber-
ung der vielen, welche hier mitwirken sollen, am leichtesten möglich ist,
; man muß den Kreis anfangs etwas weit ziehen, der alle vereinigen
d jedem seinen, wenngleich noch etwas zu freien Spielraum, innerhalb
n lassen." Für die Ausführung des großen Unternehmens schlug S.
Wege vor. Es lag ja einmal der von ihm in mehreren Partien als
fflich charakterisirte Entwurf der Deputation vor. Aus diesem ließen sich
allgemeinen Grundsätze der Schuleinrichtung, besonders für die gelehrten
ulen leicht ausziehen. Andererseits war er selbst mit dem Entwurf eines
glements für das städtische Schulwesen beschäftigt. Sollte die Deputation
gesammte Arbeit übernehmen, so mußte sie sich wegen der bei Aufstellung
r Principien maßgebenden Punkte mit S. in Verbindung setzen. Im anderen
alle war nur nöthig, das in der Deputation bereits vorhandene Material S.
r Verfügung zu stellen. Beide Verfahrungsweisen bei der großen Arbeit wur-
n nun doch nebeneinander festgehalten und mit einander in Verbindung gesetzt.
er Plan der Deputation für die Gymnasien lag jetzt noch der Section zur
urchsicht vor. Er sollte zunächst zu einer Instruction fortgestaltet werden.

Schuckmann hatte, wie er am 5. Febr. bemerkte, Süvern's Promemoria „mit
rgnügen gelesen". S. dankte alsdann in einem Schreiben an die wissenschaft-
e Deputation am 10. Februar für die Einsicht und den Fleiß, „mit welchem
die Deputation des Auftrags entledigt hat, einen Plan zur Einrichtung der
hrten Schulen zu entwerfen". Am 17. April meldete ein Schreiben des
artements die beendete Durchsicht des ersten Entwurfs und forderte in Be-
tung einer Reihe beigefügter Erinnerungen besonders mit Rücksicht auf den
Schlusse ausgesprochenen Zweck die Umarbeitung dieses Entwurfs in Form einer
ruction. Diesem Zwecke gemäß sollte eine Paragrapheneintheilung vorgenommen
en. Im besonderen wies man nochmals darauf hin, „daß es ein organisiren-
einen ganzen Zweig der Staatsverwaltung umfassendes und belebendes Gesetz
soll". Unter Schleiermacher's Vorsitz begann eine neue lebendige Thätigkeit
er Deputation, welche den angegebenen Intentionen gemäß, den früher ent-
enen Plan dem nächsten praktischen Zwecke anzupassen suchte. Da der Plan,
die Deputation selbst ihn charakterisirte, „die von allen Seiten erwogenen und
gemeinsame Ueberlegungen befestigten Grundsätze und Ansichten der Depu-
n enthielt", so wurde derselbe natürlich der Neubearbeitung zu Grunde gelegt,
schon am 26. Mai überreichte die Deputation den neuen Entwurf, in welchem
öglichste Vollständigkeit und Kürze und im Ausdruck statt der hypothetischen
n des Vorschlages eine bestimmtere Objectivität als im früheren Entwurfe an-
ebt hatte. Wie weit sie die an sie ergangenen Erinnerungen benutzt und be-
hatte, ließ sie in dem beigefügten Begleitschreiben durch Hinweis auf verschie-
Paragraphen erkennen. Dagegen erklärte sie dem Departement, daß von
n Schema nicht abgesehen werden könne. Gelte es doch nach der Erklärung
Section der Schule ein Ziel vorzustellen. Hierdurch sollte jede Schule in den
d gesetzt sein, sich ihren individuellen Kräften entsprechend den Anforde-
en zu nähern (§§ 1, 6, 7). Noch im November 1811 ging dieser Ent-
an Fr. A. Wolf zur Begutachtung. Seine Antwort an S. vom 13. Ja-
1812, welche sich durch äußere Umstände verzögerte, verhielt sich im ganzen
tigend, „sowohl in Ansehung der darin enthaltenen Grundsätze als vieler
lner Anordnungen". Allerdings fand er, daß die Anforderungen in den
en Lehrobjecten zu hoch gestellt sein möchten; doch begründete er dies Be-
n lediglich mit dem damaligen Mangel an guten Lehrern, von denen die
en kaum ein paar Seiten eines schwereren Prosaikers, geschweige eines grie-
en Dramatikers ohne Lexikon zu verstehen im Stande sein möchten.

Soweit waren die Verhandlungen über den Schulplan gediehen; da glaubte man wenigstens nach dem hier gewonnenen Maßstabe die Abiturientenprüfungen regeln und so einen Theil der durch die letzten Verhandlungen gezeitigten Resultate in die Praxis umsetzen zu können.

Seitdem man die Unzulänglichkeit von Gedike's Entwurf über Prüfung der Abiturienten, welcher durch das Edict vom 23. December 1788 in Kraft getreten war, für die fortentwickelte Schulpraxis erkannt hatte, waren mehrere Versuche von Niemeyer und Nolte in den Jahren 1805 und 1806 zur Verbesserung unternommen worden. Jedoch ohne praktisches Resultat. Die ganze vorausgehende Darstellung hat gezeigt, daß jegliche Voraussetzung für einen glücklichen Erfolg fehlte. Erst die Humboldt-Schleiermacher-Süvern'sche Reform, welche durch einen gänzlichen Umbau die gründliche Basis für alle weiteren Unternehmungen schuf, ließ nun eine günstige Erledigung auch dieser Angelegenheit hoffen. Im Mai 1811 wurde Wolf von Schuckmann mit dem Auftrage betraut, sein Gutachten über die bisher angefertigten Entwürfe abzugeben. Es ist öfter angenommen worden, daß Wolf einen entscheidenden Einfluß auf die Prüfungsordnung für Abiturienten geübt hätte. Da er indeß an den Verhandlungen der Deputation über den Schulplan keinen Antheil nahm, das Abiturientenreglement aber in seinen Anforderungen den hier gewonnenen Resultaten über die Lehrziele der höheren Anstalten entsprechen mußte, so ist wohl anzunehmen, daß in diesem Prüfungsreglement weniger Wolf's Ideen als die der Deputation wirksam wurden. Schon nach dem dritten Schreiben Wolf's an Schuckmann (14. Juni 1811) scheint sich die Verbindung zwischen beiden gelockert zu haben. Am 18. Juli 1812 konnte der Departementschef die vollendete Prüfungsordnung dem Könige vorlegen. Durch Edict vom 12. October trat die Instruction in Wirksamkeit.

Sofort nach der Erledigung dieser Sache, welche doch mit dem Schulplan in innigster Beziehung stand, suchte S. den Abschluß desselben herbeizuführen. Am 18. November ließ er den vom Religionsunterrichte handelnden § 24 des Entwurfes vom Mai bei der Section des Cultus zur näheren Prüfung vorlegen. Am 29. Nov. und 7. Dec. liefen Sack's und Ribbeck's Gutachten ein, und Süvern's Schlußredaction konnte nun auf der Grundlage der Instruction vom Mai 1811 stattfinden.

Inzwischen waren auch die Vorarbeiten für die Organisation der Elementarschulen weiter gediehen. Am 11. October 1812 hatte Natorp von S. den Auftrag erhalten, eine Instruction aufzustellen, welche die allgemeinen Grundsätze, nach denen Elementarschulen einzurichten sind, für die administrirende Behörde, die Schulvorstände und Lehrer enthalte; am 5. December lief diese ein und wurde dann von S. seinem Entwurfe zu Grunde gelegt.

Beide gemeinsam: die Hauptinstruction für die Einrichtung der öffentlichen allgemeinen Schulen des preußischen Staates, welche doch insbesondere auf die Gymnasien sich bezog, und die Instruction für die Einrichtung der Elementarschulen überreichte nun S. am 7. Februar 1813 dem Departement. Hiermit schien man vor dem Abschluß zu stehen.

Wir betrachten jetzt den Entwurf in seinen Grundzügen.

Der bei der Neuorganisation des Staates 1808 zum Leiter des Unterrichtsdepartements ausersehene Niemeyer hatte schon 1805 an den damaligen Minister v. Massow ein Gutachten über eine Umgestaltung des höheren Schulwesens eingesandt; was aber in dieser Hinsicht in der Zeit seit 1808 im Schoße der wissenschaftlichen Deputationen zu Berlin sowohl wie zu Königsberg vor sich ging, ist von so wesentlich anderem Charakter als dieser Versuch des „flachen Pädagogen seiner Zeit", wie ihn Fr. A. Wolf nennt, daß es kaum

mehr als den Namen mit diesen Bestrebungen gemein hat. Hier suchte man ein Schulgesetz aufzustellen, welches dem Weben und Leben des neu erwachten Geistes der Nation, wie er sich um die Wende des Jahrhunderts regte, angepaßt war. Die französische Revolution hatte die gesellschaftliche Ordnung, in welcher sich eine zur Staatsleitung bevorrechtete und eine gehorchende Classe gegenüberstanden, grausam vernichtet. Das Volk war sich seiner Kraft und Selbständigkeit bewußt geworden. Zumal lernte sich der mittlere Stand, wie er Vertreter der gewerblichen, industriellen, künstlerischen Interessen war, als ein wichtiger Factor im socialen Leben fühlen. Die Männer, welche in der großen Leidenszeit mit thatkräftiger Hand in die Geschicke des Staates eingriffen, zählten in ihrem Kreise tüchtige Söhne des Volkes, welche aus eigener Kraft emporgekommen waren. Eine neue Gliederung der Stände vollzog sich. Ueber dem Landvolke erhob sich das frei und selbständig sich regende Bürgerthum, und auf diesem gemeinsamen Boden beider eine geistige Aristokratie, welche berufen war, die leitende Stellung im Staate einzunehmen. Die Einsicht in diese sociale Neugestaltung der Verhältnisse wurde für die Eintheilung der Schulen und die Abgrenzung der Lehrziele maßgebend. Eine Anstalt, wie die Ritterakademie zu Liegnitz, nach Wöllner's Instruction vom 1. Mai 1795 ein „zum Besten des schlesischen Adels hauptsächlich gestiftetes Institut", erfuhr wegen des dort herrschenden Princips, die bürgerlichen Kreise von der Theilnahme am Unterrichte auszuschließen, von dem Director des Posener Gymnasiums, Wolfram, in einem Schreiben an die Section vom 29. März 1809 die schärfste Kritik. „Es ist", so schrieb er, „von selbst einleuchtend, daß ein Institut von solcher Bestimmung und Verfassung, und worin noch solche Maximen befolgt werden, nicht für den Geist unseres Zeitalters paßt." Hier zeigt sich deutlich das Streben, in der Organisation des Schulwesens Bevorzugungen des Adels außer Kraft zu setzen, die Aristokratie des Beamtenthums und des Geistes mit dem Geburtsadel in denselben Schulen zu vereinigen und so eine einfache durchgreifende Gliederung der Schulen zu gewinnen. Wie die ganze Eintheilung der Schulen hierdurch bestimmt wurde, bezeugt Bernhardi's Bemerkung in seinem Programm vom Jahre 1809, in dem er Zahl und Bedeutung der Lehrobjecte behandelte: „Wir bestimmen die Classen der Stände, um dadurch einen Maaßstab für die Bildung der Nationalität auf einer Schule zu erhalten." (Ansicht über d. Organ. d. Schulen, 1818, S. 22 ff.) „Drei Classen von Ständen sind es, auf welche die Schule zu achten hat, der Studirende, der Künstler, der Handwerker." Diesen drei Classen haben auch drei Gattungen von Schulen zu entsprechen: die gelehrte Schule, die Künstlerschule und die Bürgerschule.

Diese aus der Lage und den Idealen der damaligen Gesellschaft entspringende Dreitheilung ist dann auch im Schulgesetzentwurf zu Grunde gelegt worden. Und unsere gegenwärtige Anordnung der Schulen mit den wieder ins Leben gerufenen Bürger-, jetzigen Realschulen entspricht genau demselben Eintheilungsprincipe.

Zum ersten Male faßte eine deutsche Verwaltung den Plan, das ganze Schulwesen als ein integrirendes Glied des ganzen Staatsorganismus zu ordnen. Eine solche Organisation hatte in revolutionärem Geiste Condorcet 1791/92 entworfen, Napoleon hatte sie im Sinne des französischen Cäsarismus ausgeführt: nun stellte dieser Organisation des französischen Schulwesens Deutschland seine eigene gegenüber.

Wie überlegen waren zunächst die Intentionen dieser deutschen Reform der mechanischen Trennung der heutigen Schulen. Damals versuchte man dem Schüler die Möglichkeit zu geben, von einer Anstalt auf eine höhere überzugehen. Dabei erstreckte sich bis auf dieses Gebiet ein merkwürdiger Zug in dem Denken der Zeit. Wie mit der Willensstellung, welche im 17. Jahrhundert auf die Herrschaft über die Natur gerichtet gewesen war, die constructive Naturwissenschaft dieser

Epoche zusammenhing, so diente doch auch die speculative Construction der geschichtlichen Welt in dem Zeitalter von Fichte, Schleiermacher und Hegel dem Willen, Leben und Gesellschaft aus den Principien einer geschichtlichen Vernunft zu organisiren. In diesem Sinne hatte schon das Programm Bernhardi's aus der Unterscheidung der körperlichen und geistigen Arbeit die Schulen als Bürgerschulen, Künstlerschulen und Gelehrtenschulen gegliedert. So construirte nun auch Bernhardi speculativ die praktisch so wichtige Aufgabe, eine möglichst enge innere Verbindung der drei Classen von Schulen herbeizuführen. Das „Ineinandersein der höheren Elementarschule, der höheren Stadtschule und eigentlichen gelehrten Schule", welches im ersten Entwurf des Schulplans für gelehrte Schulen vom 21. September 1810 gefordert wurde, läßt deutlich die Beeinflussung durch Schelling'sche Sätze erkennen. Zumal wenn man bedenkt, daß nach Bernhardi's Absicht, wie er sie in dem oben erwähnten Programme aussprach, in jeder oberen Classe einer Stufe als Andeutung der unvollendeten Bildung ein Object gelehrt werden sollte, welches dann erst auf der höheren Stufe auszubilden wäre: das Lateinische in der 5., das Griechische in der 3. Classe und auf der obersten Stufe die allgemeine Encyklopädie, welche aber nicht, wie bisher, die Hauptcapitel der einzelnen Wissenschaften geben und so eine „flache Vielwisserei" begünstigen, sondern die Bedeutung der Wissenschaft „ganz im allgemeinen" kennen lehren sollte (S. 47 f.). In der weiteren Ausarbeitung des Plans durch S. und Schleiermacher traten diese Constructionen glücklicher Weise zurück. Zugleich überwog aber auch über den zukunftsreichen Gedanken einer inneren Verbindung der Schulen das Bestreben, die strenge Einheit einer auf die alten Sprachen gegründeten Bildung auf den Gymnasien durchzuführen. So wurde die Encyklopädie als der Aufgabe der Schule entgegen aus ihrem Kreise verbannt, und der Gefahr, die untere und mittlere Stufe des Gymnasiums zu vorbereitenden Anstalten für einzelne Stände herabzusetzen und dadurch die beabsichtigte Einheit der höheren gelehrten Schule zu vernichten, trat der Entwurf vom 26. Mai 1811 durch den Zusatz entgegen, „daß in dem Gymnasio, dessen Zweck die Vorbereitung zur wissenschaftlichen Bildung ist, alle drei Arten als eine Anstalt enthalten sind, sofern dadurch nicht der wissenschaftliche Charakter der Gymnasien vertilgt wird und die unteren und mittleren Classen nicht etwa in Specialschulen für einzelne Stände oder in Erziehungsanstalten zur technischen Brauchbarkeit ausarten." (Vgl. §§ 2 u. 5.) (Ebso. §§ 2, 6 im Entw. vom 17. 2. 1813.)

Die Unterscheidung einer jeden Stufe in zwei Classen wurde im Entwurfe aus dem Fortgang von der receptiven zur spontanen Thätigkeit auf jeder Stufe abgeleitet. Diese Begründung bediente sich der Schleiermacher'schen Terminologie vom Empfangen und Produciren und rührte so wahrscheinlich von ihm her; sicherlich nicht von Bernhardi, welcher, wie uns sein Programm zeigt, sich damit begnügte, die untere Classe jeder Stufe als die vorbereitende für die nächst höhere zu bezeichnen. „Auf diesem Wege, so hieß es in dem ersten Entwurfe, ist die Deputation dazu gekommen, eine Abtheilung von sechs Classen als den Normalriß in gelehrten Schulen anzusehen." Hier bereits wurde auch die in den späteren Entwürfen immer festgehaltene Bestimmung über die Dauer der Lehrcurse der einzelnen Stufen getroffen. Der untersten Stufe sollten 2, der nächst höheren 3, und endlich der höchsten 5 Jahre zugewiesen werden, und zwar so, daß für VI, V, IV je 1 Jahr, für III und II je 2 und für I 3 Jahre festgesetzt waren. Demnach war der ganze Gymnasialcursus auf 10 Jahre berechnet. Bei dem in Aussicht genommenen Anfangsalter von 9 Jahren für die unterste Classe konnte der Schüler mit 19 Jahren die Universität beziehen.

Das große Bildungsideal dieser Epoche, wie es Goethe, Schiller, Humboldt, Schleiermacher in unsterblichen Werken ausgesprochen hatten, Erweckung und harmonische Ausbildung aller im Menschen schlummernden Kräfte, sollte an den späteren

Generationen realisirt werden. Jeder ein Glied des Ganzen und doch jeder vollendet in sich: das ist der Grundaccord aller die Aufgabe der Schule betreffenden Vorschriften. „Ausbildung der Totalität der Kräfte soll inbezug auf die einzelnen Gegenstände entwickelt werden.“ (Entwurf vom 21. Sept. 1810.) „Die Grundkraft der menschlichen Natur in den verschiedenen Zweigen anzuregen, zu wecken, im allgemeinen zu üben und zu entwickeln,“ um als wirksames Glied in das gemeinsame Leben der Gesellschaft einzugreifen: das ist die Aufgabe der Schule (Entw. v. 16. Mai 1811, § 4). Unharmonische Ausbildung und Einseitigkeit durch zu rasches Voreilen in einem oder mehreren Lieblingsobjecten des Schülers ist zu verhindern. (Ebd. § 9.) Dem entsprach dann im letzten Entwurfe vom 17. Febr. 1813 die Bestimmung über das Ziel der Schule, welches im Gegensatze besonders zu den philanthropinistischen Bestrebungen einer encyklopädischen Anhäufung von Wissensstoffen in den Köpfen der Schüler, zu der auch von Wolf verurtheilten „Schulpansophie“ festgestellt und mit Beziehung auf Cicero's Satz: equidem — hoc putarem philosophia nobisque dignum — vitam nostram, consilia, voluntates, non verba corrigi (De fin. IV, 19) folgendermaßen beschrieben wurde: das Ziel der Schule ist nicht ein todtes Wissen noch ein bloß fertiges Können, sondern das Wissen und Können ihrer Schüler soll aus ihrem lebendigen Sein entspringen, wodurch allein es auch wieder im Leben fruchtbar werden kann. „Je mehr die Schule diesen Zweck erreicht, desto vollkommener und solider wird sie den Grund einer kräftigen Nationalbildung legen.“ (§ 2, 1. Vgl. auch § 10, 2.)

Hieraus ergab sich als weitere Aufgabe der Schule ihre erziehliche Thätigkeit. Schon in dem Berichte der Königsberger Deputation vom 19. Mai 1810, welche mit regem Eifer unter der Direction des Geschichtsprofessors Hüllmann, unterstützt von dem pädagogischen Genie Herbart's einen Lehrplan für die beiden gelehrten Schulen Königsbergs ausarbeitete, hieß es, der Theorie Herbart's vom erziehenden Unterrichte entsprechend: „Die Lehrschulen sollen zugleich Erziehungsschulen sein: dann wird vieles schlummernde Herrliche geweckt werden.“ Der wahrscheinlich von Schleiermacher herrührende Theil des Berliner Entwurfs von 1810, welcher den Religionsunterricht behandelt und der dann in seinen Grundzügen in die späteren Entwürfe überging, spricht inbezug auf die Erziehungsaufgabe der Schule dieselben Ansichten aus. Und zwar dachte dieser Abschnitt sich die Verwirklichung der Erziehungsaufgabe des Unterrichts, ähnlich wie Herbart, durch das aus der angemessenen Behandlung des Gegenstandes erweckte Interesse, durch das auf der Schule herrschende Leben und durch den Geist der Disciplin auf eine mehr unbewußte Weise herbeigeführt. Was sonst noch für diesen Zweck zu thun war, bestand nicht etwa, wie es Bernhardi in dem oben erwähnten Programm aussprach (S. 9), in besonderen neben dem Religionsunterrichte stattfindenden ethischen Lectionen, sondern war diesem allein zuzuweisen. „Der Religionsunterricht kann keinen anderen Zweck haben, als auf die übereinstimmende Richtung aller Kräfte zur Selbstthätigkeit für das Gute und Rechte als solches anregend zu wirken, und dieser Zweck ist in dem der Schulen, wenn darin nicht bloß gelernt, sondern die geistigen Kräfte überhaupt entwickelt werden sollen, nothwendig mitgegeben.“ Man fühlt aus diesen Worten noch die geheime Polemik gegen die einseitige Auffassung von der Aufgabe der Schule heraus, welche den Religionsunterricht aus dem Kreise der Lehrgegenstände verbannen wollte. Diese Frage wurde sogar noch während der Vorberathungen zum ersten Entwurfe in der Deputation lebhaft erörtert. Und hierbei wird nicht zum wenigsten Schleiermacher's Begründung die größere Mehrzahl der Mitglieder, welche sich für die Zweckmäßigkeit des Religionsunterrichtes entschieden, zu ihrem bejahenden Urtheile bestimmt haben.

Wie sehr war nun doch auch für diesen Schulplan die Reform Pestalozzi's die Grundlage. Seitdem man von Pestalozzi gelernt hatte, daß für die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten die Entwicklung des Auges, der Sprache und der Hand von entscheidender Bedeutung seien, war auch Zeichnen und Gesang in die Reihe der Unterrichtsgegenstände mit aufgenommen worden. Deutlich tritt in dem entsprechenden Theile des Entwurfs ihre Beziehung zu Pestalozzi'schen Ideen, wie es auch S. anmerkte, bei der Begründung ihres Unterrichtswerthes auf. Die Verbindung des Gesangsunterrichtes mit der Sprach- und Zahlenlehre entspricht der Beziehung welche zwischen dem Zeichenunterricht und der Formenlehre besteht. Und die ausdrückliche Bedeutung des letzteren besteht darin: das Vielseitige und Wesentliche an einem Gegenstande mit freiem Auge richtig beurtheilen und jeden Gegenstand der Natur und des Kunstfleißes in den genauesten Umrissen darstellen zu lernen.

So suchte man das Ideal allgemeiner harmonischer Ausbildung aller menschlichen Anlagen zu verwirklichen und den Zögling für die höhere Aufgabe vorzubereiten, welche seiner nach dem Abgange von der Schule harrte. Nach deren Beschaffenheit bestimmt sich im weiteren das wissenschaftliche Ziel, welches die Schule zu verfolgen hat. In welchem Grade hier Schleiermacher'sche Ideen von Einfluß gewesen sind, läßt eine Vergleichung seiner Ansicht von Universität und Schule erkennen, wie er sie bereits im J. 1808 in seinen „gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" ausgesprochen hat. Hier finden wir zunächst die auch im Entwurfe des Schulplans auftretende Anschauung von dem engen Zusammenhange zwischen Gymnasium und Universität und von dem Charakter des ersteren als einer vorbereitenden Schule für die Universität. Diese hat nun den allgemeinen Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zusammenhang alles Wissens, sonach den systematisch philosophischen Geist zu pflegen; sie hat in den ihr zugewiesenen Jünglingen jene Idee der Wissenschaft zu erwecken (S. 24, 33, 35, 49), wie sie ihren Ausdruck in der reinen Philosophie, der Speculation findet. So ergibt sich als Aufgabe der Schule, welche dem ihrem Wesen am meisten entsprechenden Namen Gymnasium gemäß durchaus gymnastisch, Kräfte übend ist, auf der einen Seite eine elementare Behandlung des gesammten Wissensinhaltes in bedeutenden Umrissen, auf der anderen aber die besondere Berücksichtigung dessen, „worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusammenhangs am frühsten kann deutlich gemacht werden" (S. 25 f.). Methodische Uebung der intellectuellen Kräfte und vorbereitende Anregung des wissenschaftlichen Geistes sind die beiden Pole, um welche sich die Thätigkeit der Schule zu bewegen hat. Aber einen Eingriff in ein fremdes Gebiet würde es bedeuten, wenn sie mit philosophischem Unterrichte spielen wollte, „um vorzuspiegeln, als sei es nur ein leerer Schein, mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen und den Universitäten" (S. 40). Diese Gedanken durchweben nun die ganze Tendenz der Entwürfe, und zwar so, daß ihre wörtliche Fassung uns allmählich immer lebhafter die Züge des Schleiermacher'schen Geistes vergegenwärtigt. Während im ersten nur noch allgemeiner der Zweck der gelehrten Schulen als Erwerb von Kenntnissen und Entwicklung der geistigen Kräfte bezeichnet wird, da ja die Universität beides auf ihnen voraussetze, verlangt § 15 des zweiten Entwurfs eine solche Behandlung des Unterrichts, „daß diejenigen, welche die Universität beziehen, zur Auffassung der philosophischen Ansicht, welche dort herrscht, gehörig vorbereitet sind". Am deutlichsten kommt dann die Absicht Schleiermacher's im Entwurfe vom Februar 1813 im Zusammenhange mit seiner gleichfalls oben berührten Zurückweisung des propädeutischen Unterrichts auf Schulen § 10, 3 zur Geltung: „Philosophie, Logik, Aesthetik, Rhetorik als besondere Fächer gehören noch nicht für die Schule. Diese soll nur zum philosophischen Selbstdenken anleiten und zum Studium der

Philosophie vorbereiten. Die richtige und strenge Behandlung jeder Wissenschaft wird das beste Mittel zur Erwerbung eines philosophischen Geistes sein, und sowol die Denkkraft formell bilden, als auch den Sinn der Jugend für das eigentliche Object der Philosophie wecken, ohne welchen kein echtes Philosophiren möglich ist, der aber in dem jugendlichen Alter, für welches die Schule bestimmt ist, noch nicht in gehöriger Fülle und Kraft vorhanden sein kann". In demjenigen Theile des ersten Entwurfs, welcher die einzelnen Unterrichtsgegenstände behandelte, verlangte man auf der oberen Stufe die Ausübung einer Unterrichtsmethode, welche auf mannichfache Weise das Bedürfniß der philosophischen Behandlung der Gegenstände aufrege; und die mechanische Wissenschaft und Physik, welche zum Vortrag kommen sollten, erhielten ihre Begründung als vorbereitende Mittel für die höheren Ideen der Natur. Daß bei einer solchen Beziehung der einzelnen Lehrgegenstände auf die allgemeine Ausbildung eine theilweise Dispensation von einzelnen Unterrichtsobjecten nicht angängig war, kam im Entwurfe von 1813 zu entschiedenem Ausdrucke (§ 9).

Die Zweitheilung der Unterrichtsdisciplinen in sprachliche und reale, welche uns in unserem Plane begegnet, war ja die herrschende gewesen. Aber welch' anderem Geiste entsprang die Handhabung dieser Unterscheidung in dem neuen Plane. Einst war sie hervorgegangen aus dem praktischen Bedürfnisse, neben die sprachliche Bildung eine Reihe historischer, naturwissenschaftlicher und technischer Kenntnisse zu stellen. Der Entwurf tadelt scharf den fragmentarischen Charakter, welcher dieser Behandlung anhaftete. Wie die Schule als Vorbereitungsanstalt für die Universität schon einen Vorbegriff von der Einheit alles Wissens in der Philosophie zu geben hat, ohne doch, wie wir sahen, diese selbst zum Gegenstande ihrer Behandlung zu machen und wol gar die absolute Einheit des Wissens selbst zu erstreben, müssen doch auf ihr die beiden Seiten aller Erkenntniß, nämlich das geschichtliche und naturwissenschaftliche Wissen, ihre Stelle haben: eine Darlegung, welche deutlich den Einfluß der Schleiermacher'schen Betrachtung von der vollständigen Einheit des endlichen Seins als eines Ineinander von Vernunft und Natur aufweist (Univ. S. 58 u. Ethik Schw. § 54 ff.). Die nothwendige Voraussetzung, weil eine wissenschaftliche historische Auffassung erst ermöglichend, ist die Sprachkenntniß. Und unter diesem Gesichtspunkte hatte bereits Bernhardi auf die Wichtigkeit derselben in seinem Programm hingewiesen. „Selbst der Philosoph und Mathematiker entbehren bei fehlender Sprachkenntniß der Kenntniß des wahren Umfangs und der allmählichen Entstehung ihrer Wissenschaft. Bei dem Historiker, bei dem, welcher auf eine universelle Art an der ästhetischen Cultur anderer Nationen Antheil nehmen will, fällt dieses noch mehr und sinnlicher in die Augen" (S. 32). Daneben kam auch das ästhetische Bildungsideal des Zeitalters zum Ausdruck. Obwohl es sehr irrthümlich wäre, in diesem den bestimmenden Antrieb der Gymnasialreform zu erblicken. In der Sprache und Litteratur der classischen Völker erkannte man mit Recht das wichtigste Bildungsmittel des ästhetischen Vermögens. Dazu trat endlich noch ein tiefer reichender universaler Gesichtspunkt. Man glaubte in ihrer Pflege ein Gegengewicht gegen eine einseitig nationale Ausbildung zu finden, indem neue und alte Sprachen durch Vernichtung räumlicher und zeitlicher Beschränkung — auch dieser Gesichtspunkt war von Bernhardi angedeutet (Progr. p. 34) — die universelle humane Anlage des Menschen begünstigten.

Eine Betrachtung des speciellen Planes zeigt, welche überaus hohen Anforderungen man zu stellen gesonnen war. 36 Wochenstunden sollten außer dem technischen Unterrichte in jeder Classe gehalten werden. Erst auf Schleiermacher's Bedenken hin, dessen Gutachten vom Juli 1814 u. A. auf die Gefahr einer übermäßigen Anstrengung hinwies, setzte man die Zahl der wöchentlichen Stunden

auf 32 herab; zu ihnen kamen dann noch an den freien Nachmittagen des Mittwochs und Sonnabends Gesang und Turnen.

Ueberblicken wir die Stellung des Schulplans im Zusammenhang der ganzen Reformgesetzgebung. Von der Uebertragung der Pestalozzi'schen Methode ab hängen alle Maßregeln innig mit einander zusammen. Die Ideen der individuellen Bildung und der Erweckung der Selbstthätigkeit, des Anschauungsunterrichtes, der Gestaltung der Seele durch das humane Ideal des Alterthums wirken in allen Maßregeln der Schulgesetzgebung. Es ist daher eine einseitige Ansicht, wenn man aus der ästhetischen Auffassung des Alterthums die damalige Reform der Gymnasien ableitet. Und mag man immerhin über die speculative Einkleidung dieser Ideen in den ersten Entwürfen lächeln: wir werden überhaupt gut thun, den Tiefsinn der damaligen Speculation in der Verkleidung ihrer schematischen Constructionen anzuerkennen: auch ist es leicht, ihren Gehalt in unsere Sprache zu übersetzen. Wie diese Pläne nun waren, haben sie die Bildung mehrerer Generationen in Deutschland bestimmt. Es ließe sich nachweisen, daß kein Theil unserer Bildung, auch nicht die militärische auf ihren höchsten Stufen, diesem bestimmenden Einfluß entzogen gewesen ist. Zwar wurde der Schulplan nicht Gesetz. Auch auf diesem Gebiete wie auf dem der Verfassung machten sich übermächtige Gegenwirkungen geltend. Aber die andere Seite der Sache ist doch gewesen, daß dieser Plan ausgearbeitet wurde und dann dalag, daß er für die leitenden Personen die Norm bildete und solchergestalt eine innere organische Einheit in allen Maßregeln auf lange hin möglich war. Es wird immer ein denkwürdiger Vorgang bleiben, wie damals ein großes Unterrichtswesen in allen seinen Zweigen nach einer stillwirkenden Norm auf organische Weise zu einem innerlich übereinstimmenden System durchgebildet worden ist. Der Napoleonischen Organisation in ihrem romanischen regimentalen Charakter trat so dies deutsche Schulsystem mit seinem Princip selbstthätiger Kraft als ein echter Ausdruck des germanischen Geistes gegenüber. Ein Vorgang, in welchem nationale Kräfte sich in scharfem Gegensatz gegen einander formirten, welche sich dann später mit einander messen sollten.

Geschichtliche Momente von großer Stärke haben den Schulplan nun nicht zum Gesetz werden lassen. Wenige Tage vor der Uebergabe des eben besprochenen Planes hatte der König von Breslau aus den Aufruf an sein Volk erlassen, in welchem er alle Kräfte der Nation für den gewaltigen Freiheitskampf in Anspruch nahm. Der Krieg verschlang alle anderen Interessen. Und als er nun endlich beendigt war, da verrauchte allgemach die Begeisterung, welche sich die Jahre hindurch an der schönen Idee einer gänzlichen sittlichen Erneuerung des Volkes durch die Schule genährt hatte.

Gegenwirkungen, Enttäuschungen und Ende. Die einseitige classische Richtung, wie sie in dem Bestreben ihren Ausdruck fand, das Gymnasium zu einer Vorbereitungsanstalt für Gelehrte und zu einem Unterbau der das philosophische Studium fördernden Universität zu machen, stieß auf den schärfsten Widerstand bei den Vertretern der Real- und Specialschulen. Die Neuordnung des Staates, welche mit der Wiedererwerbung der Provinzen jenseits der Elbe in ein neues Stadium getreten war, rief (30. April 1815) die Consistorien ins Leben, deren Aufsicht außer den unmittelbar dem Ministerium unterstellten Universitäten auch die Unterrichts- und Bildungsanstalten überwiesen wurden und degradirte die drei wissenschaftlichen Deputationen zu Berlin, Breslau und Königsberg zu Prüfungscommissionen für Candidaten des höheren Schulamts (19. und 23. December 1816). S. allein wandte zwar noch seine durch angestrengte Thätigkeit vor der Zeit aufgeriebene Kraft der alten Lieblingsidee zu und suchte, selbst an der schnellen Erledigung der Gesammtaufgabe eines allgemeinen Unter-

richtsgesetzes schon verzweifelnd, wenigstens einzelnen Theilen der Schulordnung Gesetzeskraft zu geben (Schreiben an Schuckmann vom 23. Febr. 1816). Aber Schuckmann's Antwort vom 23. April desselben Jahres nahm ihm auch diese Aussicht. Altenstein, welcher das inzwischen zum besonderen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten erhobene Departement übernahm, war zwar anfangs von regem Interesse für ein allgemeines Schulgesetz erfüllt (vgl. s. Schreiben an Klewitz vom 3. Mai 1819 und dessen Antwort vom 22. Mai); aber die Schwierigkeiten, welche die Prätensionen der katholischen Geistlichkeit und endlich die Kostenfrage bereiteten, ließen auch ihn von einem solchen Plane abstehen.

S. selbst zog sich seit dem Sommer 1818 auf seine Stellung als Mitdirector der Unterrichtsabtheilung und auf das Referat über die Akademie der Wissenschaften, welcher er seit 1815 angehörte, zurück. Die Restaurationszeit, das vorsichtige Verhalten Altenstein's, das S. als Schwäche erschien, Mißverhältnisse persönlicher Art, Kränklichkeit: dies Alles ließ S. immer mehr seine Thätigkeit einschränken. Er zog sich vom geselligen Verkehr zurück. „Meine Gesundheit, schrieb er am 17. März 1826, hat sich Gottlob sehr gebessert. Die Ruhe, der ich genieße, Heiterkeit des Geistes, durch wissenschaftliche Beschäftigung gefördert, und ein gleichmütiges Betrachten des Weltlaufs, wie es durch Erfahrung endlich gewonnen wird, haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen. Uebrigens ist mein amtliches Verhältniß noch dasselbe. Was hat auch ein Individuum ohne Protection und Connexion für Ansprüche oder was kann es erwarten?" Die alte Jugendneigung für das griechische Drama ergriff wieder seinen Geist; sein Verhältniß zur Akademie ward ihm Anlaß, in einer Reihe von Abhandlungen, die wie Bruchstücke einer Schrift über das antike Drama angesehen werden können, Aristophanes und die Tragödie zu behandeln: „Ueber den Kunstcharakter des Tacitus" (1823), „Ueber einige historische und politische Anspielungen in der alten Tragödie" (1824), über Aristophanes' Wolken (1826), über Aristophanes' Drama, benannt das Alter nebst Zusätzen zu der Abhandlung über die Wolken (1827), über Aristophanes' Vögel (1827), über die Absicht des Oedipus auf Kolonos (1828). Aber er kehrte als ein Anderer zu diesen Lieblingsbeschäftigungen seiner Jugend zurück. Die ästhetische Zergliederung war ehemals sein Absehen gewesen. Wenn irgend eine Beschäftigung den Sinn für die Beziehungen geistiger Arbeit zu politischen Verhältnissen entwickeln mußte, so war es die bisherige Stellung Süvern's gewesen. Er verfolgte nun die Beziehungen des griechischen Drama zum Staatsleben der Athener. So wurden diese seine letzten Arbeiten einflußreich in Bezug auf ein Verfahren, den politischen Absichten künstlerischer Werke nachzugehen und diese in ihrem lebendigen Zusammenhange mit dem Gesammtleben aufzufassen. Er starb am 2. Octbr. 1829 und ist auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe begraben, an der Seite alter Genossen seines geschichtlich denkwürdigen Wirkens.

Quellen: Diese Darstellung beruht auf einer Sammlung von Auszügen aus den Acten des Unterrichtsministeriums und des Geheimen Staatsarchivs, welche zum Zwecke der Fortsetzung des „Schleiermacher" von mir gemacht worden ist. Neben den bekannten Schriften über das Unterrichtswesen dieser Zeit, unter welchen vor allem Varrentrapp's Johannes Schulze hervorzuheben ist, wurde über S. die anziehende kleine Schrift von W. A. Passow (Zur Erinnerung an S., Thorn 1860) benutzt. Interessante amtliche Briefe Süvern's enthalten u. A. der IV. Band von Morf, Zur Biographie Pestalozzi's 1889 und W. Harnisch, Der jetzige Standpunkt des gesammten preußischen Volksschulw. 1844. — Die Abschrift seiner Vorlesungen in Königsberg für die Königin Luise hat sich erhalten. Wilhelm Dilthey.

Suyderhoef: Jonas S., vorzüglicher Zeichner und Kupferstecher, geboren in Leiden 1612. Er blieb seinem Vaterlande treu, wo er bei Soutman den Unterricht genoß. Ueber seinen Lebensgang ist nichts bekannt; war doch sein Geburtsjahr bis zur neuesten Zeit unbekannt; desto glänzender ist sein Ruf, als seine Arbeiten allgemein bekannt wurden. Man besitzt von ihm hervorragende Arbeiten und rühmt die historischen Darstellungen ebenso sehr, wie die Wahl der Genrescenen. Sein Hauptwerk liegt in den zahlreichen Blättern, die er für das Bildniß wählte. Der Künstler hat in den dargestellten Bildnissen doppelt deren Schönheit und ihrer Stiche Vorzüglichkeit betont; es sind berühmte Persönlichkeiten einer großen Periode von trefflichen Malern dargestellt, für seine Kunst ausgewählt worden und die Wiedergabe ihrer Stiche ist so gelungen, daß damit ein dreifacher Ruhm gefördert wurde, der Ruhm des Dargestellten, des Malers und des Stechers zugleich. So entstanden gestochene Bildnisse nach van Dyck, Fr. Hals, Rembrandt, Lucas von Leiden, Honthorst, de Kayser, P. Soutman und vieler mehr; viele hat S. auch selbst der lebenden Wirklichkeit entlehnt. Bei den Bildnissen nach Hals, insbesondere von Swalm, ist die treffliche Nachbildung der Behandlung des Malers hervorzuheben. Allgemein bewundert muß auch das Blatt werden, das die vier Bürgermeister von Amsterdam nach dem Gemälde des T. Keyser darstellt und der Friedensschluß zu Münster nach G. ter Burch, der als Hauptblatt gerühmt werden muß. Dasselbe gilt von dem Sturz der gefallenen Engel, welches Blatt aus zwei Theilen besteht und das trefflichste Blatt ist, das nach Rubens gestochen wurde. Große Schönheiten enthalten auch die Genrecompositionen, in denen S. viele Gemälde von A. van Ostade trefflich wiederzugeben verstand. Der Künstler hat stets seine Blätter mehr oder weniger mit der Radirnadel vorgearbeitet und sie dann mit dem Grabstichel vollendet. Diese Arbeitsweise ist Ursache, daß des Meisters erste oder doch frühe Abdrücke von tadelloser Schönheit und Stärke sind, durch mehrere Abdrücke aber bald die Wirkung der Radirnadel einbüßen. Das ganze Werk des Meisters besteht aus 130 Blättern, die den Ruhm des fleißigen Stechers emporheben, da seine Thätigkeit nicht eine große Reihe von Lebensjahren ausfüllte. Viele seiner Blätter sind mit einem Jahre bezeichnet; das letzte wird vom Porträt des A. Bloemaert getragen, es ist 1669, und wol das letzte, das noch die Arbeiten des Meisters bezeugt. Dieser dürfte also 1612 bis 1668 gelebt haben. Vom J. 1631 wird wol seine Arbeit begonnen haben.

Nagler. — Wussin. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Svantenius: Enoch S., 1576 als Sohn des Notars Georg Schwandt zu Malchin geboren, studirte zu Straßburg unter Pappus und Marbach und erwarb sich dort den Magistergrad. Nachdem er einige junge Edelleute auf ihrer Tour durch Italien geleitet hatte, wandte er sich nach Wittenberg, von wo er 1604 als Conrector an die Schule zu Bordesholm berufen wurde. Bald rückte er zum Rector und Prediger daselbst auf, aber schon 1610 verließ er diese Stellung, die ihm durch allerlei übele Erfahrungen und durch Intriguen der reformirten Hofpredigerpartei am Hofe zu Gottorp verleidet war, und siedelte nach Rostock über. Durch eine mit vielem Beifall aufgenommene Rede „De syncretismo ecclesiae et scholae“ zog er die Aufmerksamkeit der verwittweten Herzogin Sophia auf sich, deren Empfehlung er die 1612 erfolgte Ernennung zum Pastor an der Pfarrkirche zu Güstrow verdankt. Zwölf Jahre lang war es ihm dort noch zu wirken vergönnt, bis er am 2. September 1624 vom Tode abgerufen wurde. Außer der erwähnten 1610 zu Rostock gedruckten Rede gibt es von ihm noch einen „Regenten-Spiegel des Königs David aus dem 101. Psalm“ (Güstrow 1618).

Seb. Meier, Oratio funebris in obitum M. Enochi Schwantenii. Gustrovii 1624. — Thomas, Analecta Gustroviensia, Catalogus biographicus, p. 39. — Moller, Cimbria literata II, 877.

Enoch S. (II.), des Vorigen Sohn, geboren am 15. Januar 1618 zu Güstrow, besuchte seit 1634 die Universitäten Rostock und Greifswald, wurde 1646 Diakonus, 1653 Archidiakonus zu St. Jakobi in Rostock. Am 13. Mai 1647 promovirte er zugleich mit seinem Bruder Christian, der Pastor zu Lüssow war, zum Magister und feierte am selben Tage seine Vermählung mit Katharina, der Tochter des verstorbenen Professors der Theologie D. Johannes Tarnow. Im J. 1650 trat er in die akademische Lehrthätigkeit ein, erwarb 1662 zu Greifswald die Würde eines Doctors der Theologie und wurde 1668 vom Rath der Stadt Rostock zum außerordentlichen, ein Jahr darauf vom Herzog Christian Louis, der ihn persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. In dieser Eigenschaft war ihm noch 5 Jahre, bis zum 30. Juli 1674, zu wirken vergönnt. Er genoß den Ruf eines gelehrten Theologen und scharfsinnigen Disputators, eines trefflichen Predigers und eifrigen Seelsorgers.

Fr. Wolfius, Programma ad exequias Enocho Suantenio indicendas. Rostochii 1674. — Herm. Becker, Trewer Diener Christi Gewissens-Ruhm. Rostock 1674. — Schriften: Zedler, Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 1495.

Enoch S. (III.), des Vorhergehenden ältester, am 11. März 1652 zu Rostock geborener Sohn, lag an den Universitäten Kiel und Rostock den Studien ob und erlangte am 5. October 1671 zu Rostock den Magistergrad, worauf er längere Studienreisen nach Preußen, Dänemark, den Niederlanden und England unternahm. In die Heimath zurückgekehrt wurde er auf Vorschlag der Facultät von dem Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow zum Professor poeseos ernannt und trat dieses Amt am 7. November 1678 mit einem in lateinischen Versen abgefaßten Vortrage an, wie denn überhaupt seine Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache und besonders in der lateinischen Versification von den Zeitgenossen überaus gerühmt wird. Im J. 1686 berief ihn der Lübecker Rath an Stelle des nach Hamburg übersiedelnden Abraham Hinckelmann zum Rector des dortigen Gymnasiums, welches Amt er in trefflicher Weise 31 Jahre lang verwaltete. Am 23. Juli 1717 starb er und wurde in der St. Katharinenkirche daselbst beerdigt. Die Zahl seiner Schriften ist außerordentlich groß und beläuft sich auf weit über 100, wovon allerdings Gedächtnißreden und Gelegenheitsgedichte die große Mehrzahl bilden.

J. H. v. Seelen, Athenae Lubecenses I, p. 77—84; IV, p. 496 ss. — Godofr. Ludovici, Schul-Historia V, 330—334. — Moller, Cimbria literata II, 877 ff. — Zedler, Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 1495—1498.

Ad. Hofmeister.

Svarez: Karl Gottlieb S., der Bearbeiter des preußischen Landrechts, wurde am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geboren als ältester der beiden Söhne des dortigen Rathsherrn und Advocaten Gottfried S. und der Katharina Dorothea, Tochter des Pfarrers Gerhard zu Topliwoda im ehemals niederschlesischen Fürstenthum Münsterberg. Seine Herkunft und seine Lebensverhältnisse waren lange Zeit von Dunkel umgeben. Noch in seinem Todesjahre klagten die Herausgeber der „Beiträge zur Kenntniß der Justizverfassung in den preußischen Staaten", daß es ihnen unmöglich sei, eine Biographie und ein Bild von S. zu liefern, weil er so anspruchslos gewesen und keine Nachrichten über sich hinterlassen habe. Später wurden einige Anhaltspunkte ermittelt und in Kamptz' Jahrbüchern niedergelegt; völlige Klarheit brachte jedoch erst der Geh. Ober-Justizrath Stölzel, vortragender Rath im preußischen Justizministerium und

späterer Präsident der Justiz-Prüfungscommission, in seinem vom Justizminister Friedberg angeregten, 1885 in Berlin erschienenen Werke „Karl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Hiernach darf Folgendes als feststehend angesehen werden. Der Lehnschulze und Schuster Peter Schwartz verließ infolge des Einfalls der Schweden von 1676 seine pommersche Heimath und siedelte nach Frankfurt a. O. über. Sein Sohn Michael Schwartz war hier, später in Züllichau, dann in Crossen Buchdrucker und Buchhändler. In Crossen wurde ihm am 24. August 1693 ein Sohn Gottfried geboren, der sich in der Jugend ebenfalls Schwartz nannte, auf der Universität sich jedoch als Schwaretzius immatriculiren ließ. Diese Bezeichnung behielt er auch später bei, jedoch unter Weglassung der lateinischen Endung, also als Schwaretz, bis er endlich, das w in v ändernd, sich Schvarez nannte. Sein Sohn Karl Gottlieb machte hieraus Svarez und nannte sich so lebenslang, wenn auch Andere ihm hiernach die anscheinend auf spanische Herkunft weisende Bezeichnung Suarez gaben. Svarez' Kindheit war von den Schrecknissen der schlesischen Kriege erfüllt, ja das Haus seines Vaters, der zuerst Advocat in Hirschberg, seit 1736 in Schweidnitz war, wurde hiervon ganz besonders betroffen. Er hielt als Protestant und geborener Märker zur Sache König Friedrich's und wurde infolge dessen Mitglied des Magistrats, den der König bei seinem Besuche in Schweidnitz im Januar 1741 an Stelle des oppositionellen Magistrats einsetzte. Die ersten Siege Friedrich's bestärkten den Advocaten S. derart in seinem Vertrauen zur Befestigung der Zustände Schlesiens, daß er 1745 ein stattliches Hauswesen ankaufte. Dieses war jedoch ein Vorwerk vor der Stadt und Festung und wurde daher bei der zweiwöchigen österreichischen Kanonade von 1757 und sodann nochmals beim österreichischen Ueberfall der Festung am 1. October 1761 sehr stark mitgenommen. Mit 16 Jahren ging S. Ostern 1762 von der Schule seiner Vaterstadt ab und wurde am 30. März, behufs Studiums der Rechte, bei der Universität Frankfurt a. O. immatriculirt. Die Familie war zwar durch den Krieg in die allertraurigsten Verhältnisse versetzt, das Studium wurde ihm aber dadurch ermöglicht, daß das 1761, vor des Vaters Tode, ihm verliehene v. Heyne'sche Schulstipendium ihm auch für das erste Studienjahr belassen und ihm dazu das Hahn-Scholze'sche Stipendium auf 3 Jahre verliehen wurde. Im übrigen ließ die Großmutter, welche nach dem Tode des Pfarrers Gerhard mit dem Diakonus Hoffmann in Liegnitz in zweiter Ehe kinderlos lebte, die Versorgung der Enkel sich angelegen sein. Ueber Svarez' Studienzeit weiß man nur, daß er bei Böhmer und Darjes hörte und mit diesem bemüht war, eine wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, die aber erst 1766 als „gelehrte Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste“ die königliche Bestätigung erhielt, worauf er, obwol bereits von der Universität abgegangen, in die zweite Ordnung dieser Gesellschaft aufgenommen wurde. Nach dem Ende seiner Studienzeit im Herbste 1765 widmete er sich mit den Geschwistern zunächst der Herstellung des väterlichen Hauses in Schweidnitz, welches im August 1762 durch eine dritte österreichische Beschießung abermals gelitten hatte. In dem Zustande, in den es S. nunmehr brachte, dient es noch jetzt als Restaurationsgebäude des Schweidnitzer „Volksgartens“. Hiernach trat S. als Auscultator bei der Oberamtsregierung in Breslau ein und nachdem er hier am 17. Mai 1766 das betreffende Examen abgelegt, wurde er am 21. Juni zum Referendar bestellt. Schon bald lernten die Vorgesetzten seine amtliche Thätigkeit schätzen. Als daher die Minister v. Schlabrendorf und Carmer Ende der 1760er Jahre, infolge von Beschwerden über die unordentliche Bearbeitung des Justizwesens einiger schlesischer Städte, Anordnungen trafen, wonach die Bearbeitung der Justizsachen bestimmten Magistratspersonen, getrennt von den Verwaltungssachen, übertragen

werden sollte, wurde S. am 9. August 1768 mit der Revision der Justizverfassung in Schweidnitz beauftragt. Diese Aufgabe löste er zu solcher Zufriedenheit, daß er am 24. Mai 1769 zum Pupillenrath befördert wurde und der Minister Carmer im Berichte an den Großkanzler v. Jariges die guten Erfolge des jungen Mannes besonders hervorhob. Die erste für weitere Kreise wohlthätige und verdienstvolle Thätigkeit desselben bestand in der Beihülfe, welche er dem schlesischen Minister Carmer leistete in der Ausführung der vom König ertheilten schwierigen Aufgabe, die Zustände Schlesiens zum Besten des preußischen Staats umzuformen, da es in seiner Gesetzgebung nicht zeitgemäß fortgeschritten und in seiner materiellen Entwicklung durch den Krieg zurückgekommen war. Es sollte neben der Justizreform hauptsächlich auf Hebung des allgemeinen Wohlstands hingearbeitet und es sollten die Verhältnisse des Staats zu der in Schlesien herrschend gewesenen katholischen Kirche, namentlich inbetreff der Schule, geregelt werden. In der Heranziehung des jungen S. zu dieser Aufgabe hatte Carmer sich nicht getäuscht. S. lebte sich auch in die nichtjuristischen Theile der Aufgabe bald mit solcher Sicherheit und solchem Erfolge ein, daß Carmer ihm die Hauptarbeit überließ, sowol beim Aufbau des Systems, wie dem Credite des schlesischen Grundbesitzes abzuhelfen sei, als bei Bildung von Vereinen zur Besserung der Landwirthschaft und bei der Reform des Schulunterrichts. Zunächst handelte es sich darum, den Nothstand Schlesiens durch Hebung der Landwirthschaft, des Handels und der Gewerbe abzustellen. Unter Svarez' ganz besonderem Einflusse erstattete Carmer am 12. Juli 1769 hierüber an den König einen Bericht, der auf den Vorschlag hinauslief, den Pfandbriefen die Eigenschaft des Geldes zu verschaffen, indem man die neuen Pfandbriefe denen des Fürstenthums Schweidnitz-Jauer, den wegen ihrer Ausfertigung auf Pergament sogenannten ledernen Briefen nachbilde, die S. in Schweidnitz näher kennen gelernt und auf die er zuerst Carmer's Blick gelenkt zu haben scheint. Nachdem der König diese Vorschläge genehmigt hatte, erhielt S. von Carmer den Auftrag zur Abfassung von Erläuterungen derselben für die Kreisdeputirten. Diese Erläuterungen erschienen als namenlose Druckschrift unter dem Titel „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des schlesischen Adels". Die ganze Schrift athmete Ueberzeugungstreue und reformatorischen Muth des 23jährigen, der sich darin als gewandter Finanzpolitiker erwies. Im Anschluß an diese Arbeiten fiel S. die ganze geschäftliche Leitung bezüglich des Landschaftsreglements zu, welches den Hauptberathungsgegenstand des ersten allgemeinen schlesischen Landtags von 1770 bildete. Hiernach ist's klar, daß er für Breslau für unentbehrlich galt, als er sich zum Staatsexamen rüstete; es wurde ihm daher auf Carmer's Wunsch gestattet, die betreffenden Arbeiten hier zu machen. Sie fielen dermaßen zur Zufriedenheit aus, daß er am 10. Mai 1771 wegen seines „Fleißes und Geschicklichkeit" zum Rath bei der Breslauer Oberamtsregierung ernannt wurde. In welcher Weise er den Studien obgelegen hatte, geht u. a. hervor aus seiner 1771—73 namenlos erschienenen „Sammlung alter und neuer schlesischer Provinzialgesetze" (aus der Zeit 1504—1760). Nach dem Zustandekommen der Landschaft legte der Minister Carmer ihr eine ausführliche Denkschrift über deren umfassende Zwecke vor, die von S. verfaßt war. Ebenso ging aus seiner Feder die Eröffnung über Bildung der patriotischen Gesellschaft zur Herstellung und Unterhaltung des Credits hervor, die Carmer am 1. März 1771 den schlesischen Ständen zugehen ließ. Nach dem Zustandekommen dieser Gesellschaft erkannte der Minister den Werth der von S. geleisteten Beihülfe dadurch an, daß er ihn unter die Zahl der von Staatswegen ernannten Mitglieder aufnahm. Als 1777 das ganze neue Finanzsystem Carmer's in einer Schrift des dänischen Justizraths

Struensee angegriffen wurde, trat S. in der namenlosen Schrift „Bemerkungen über die schlesische Landschaft, besonders bei den jetzigen Zeitläuften“ als Vertheidiger auf. Nicht geringeren Antheil als bei den erwähnten Verhältnissen hatte S. als Carmer's rechte Hand in der Jesuitenfrage Schlesiens und in der Verbesserung des schlesischen Schulwesens. Sein Reformplan wurde am 18. August 1774 vom König genehmigt und als „Schul-Reglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz“ verkündigt. Auch bei den Ausführungsarbeiten war S. überall thätig. Sodann verfaßte er eine gegen die Jesuiten gerichtete „Instruction für die Priester des Schulinstituts in Schlesien“ und eine ausführliche Denkschrift Carmer's gegen den Anspruch des breslauer Bischofs, daß das katholische Schulwesen allein in seine Hand gelegt werde. Mit der Proceßform wurde S. in ähnlicher Weise und ebenso eingehend, wie bei obigen Angelegenheiten befaßt. Nachdem 1774 ein Project Carmer's in Berlin verworfen war, ließ dieser von seinem bewährten Beirathe einen neuen Entwurf ausarbeiten und Ende des Jahres 1775 dem Könige vorlegen. Als Carmer zur Besprechung desselben mit dem Könige und dem Großkanzler Fürst sich nach Potsdam und Berlin begab, befand sich S. in seiner Begleitung. Er war außerhalb der Conferenzen mit großem Einflusse thätig, namentlich verfaßte er Gegenbemerkungen wider die Einwendungen gegen den Entwurf. Diesmal drang jedoch seine Arbeit nicht durch und im Gefühl arger Enttäuschung kehrte er nach Breslau zurück. Als der Großkanzler Fürst aber im December 1779 infolge des gegen den Müller Arnold verhandelten Processes plötzlich entlassen war, zog S. als des neuen Großkanzlers Carmer geschätztester Rath hoffnungsvoll in Berlin wieder ein. Er wurde im Juli 1780 „zur Assistenz bei Ausarbeitung des Gesetzbuchs“ berufen und vom Großkanzler in sein vor dem Königsthore, jetzt am Alexanderplatz liegendes Haus aufgenommen, in dem er mit ihm 15 Jahre wohnte. Es begann hiermit die größte und verdienstvollste Thätigkeit Svarez', zu der alle seine bisherigen Studien und zum Besten Schlesiens geleisteten Arbeiten sich als die geeignetste Vorschule erwiesen. Die große Justizreform für Preußen wurde auf Grund eines vom Könige genehmigten Programms Carmer's in Angriff genommen, der dabei die Hauptlast von vorn herein auf S. legte. Ein Schreiben, welches dieser in Carmer's Auftrag an den Advocaten des pariser Parlaments de Villeneuve richtete, gab Auskunft über den zur Ausführung des Reformplanes einzuschlagenden Weg. Svarez' Gehülfen waren Volckmar, Pachaly und Klein, der ebenfalls in Carmer's Haus aufgenommen wurde. In einer gewissen Verbindung zu dieser seiner amtlichen Thätigkeit standen Vorträge, welche S. in der Berliner Montagsgesellschaft hielt. Von ihnen sind drei noch vorhanden, welche die Frage behandeln: Inwiefern müssen Gesetze kurz sein; über den Einfluß der Gesetzgebung in (statt auf) die Aufklärung, und über den Zweck des Staats. In Gemäßheit der am 5. Januar 1787 ins Leben getretenen Umbildung des Justizministeriums wurde S. zum Geheimen Oberjustizrath ernannt. Als solcher hatte er den Vortrag über alle Generalien im Departement des Großkanzlers sowie über die Privatjustizsachen im Departement des Justizministers v. Zedlitz. Nachdem der königliche Erlaß vom 14. April 1780 die Proceßreform in die Wege geleitet hatte, ließ Carmer durch S. den 1775 verfaßten Entwurf der Proceßordnung unter Berücksichtigung der damals dagegen erhobenen Monita umarbeiten. Es gelang schon nach wenigen Wochen, worauf S. einen „Vorläufigen Unterricht für sämmtliche Justizbedienten über den Unterschied der alten und der neu einzuführenden Proceßordnung“ verfaßte, der mittelst Rescripts vom 15. August 1780 den Gerichten zu dem Zwecke zugefertigt wurde, sie auf die Einführung der Proceßordnung vorzubereiten und mit ihm

Hauptgrundsätzen vertraut zu machen, auch zu Anzeigen etwaiger Bedenken aufzufordern. Ferner verfaßte er einen anonym erschienenen „Briefwechsel über die gegenwärtige Justizreform“ in der Absicht, dem neuen Werke Freunde zu gewinnen. Im März 1781 wurde die Gesetzcommission ernannt, wozu S. die Vorschläge gemacht hatte. Sie wurden genehmigt und die Namen durch Svarez' eigenen Namen ergänzt. Sodann kam es darauf an, ein Bild, wie die Rechtspflege im Lande praktisch geübt werde, durch eigene Anschauung zu gewinnen. Zu diesem Zweck bereiste der Großkanzler 1781 und 82 mit S. die Provinzen. Der Fortgang der Arbeiten wurde hierauf längere Zeit gehemmt durch den im Januar 1782 anhebenden Untersuchungsproceß gegen den Staatsminister v. Görne, der als Vorstand der Seehandlung Staatsgelder im Betrage von mehr als einer Million zu großartigen Gutsankäufen veruntreut hatte. Das erste Verhör Görne's hielt der Großkanzler unter Zuziehung von S., dem alsdann die Hauptarbeit zufiel, als Carmer die Oberleitung über die zur Führung der Untersuchung niedergesetzte besondere Commission übernahm. Sodann nahm die Justizreform ihren Fortgang, indem S. in Carmer's Auftrag als Annexe der Proceßordnung eine neue allgemeine Depositalordnung und eine neue allgemeine Hypothekenordnung verfaßte. Erstere erhielt am 15. September 1783 die königliche Genehmigung. Inmittelst hatten Selchow in Göttingen und Schlettwein in Gießen die Proceßordnung öffentlich kritisirt und als ersterer hierbei S. den Verfasser nannte, erließ dieser im „Deutschen Museum“ eine abwehrende Erklärung, wonach er nur den größten Theil der in der Proceßordnung vorkommenden Materialien unter des Ministers Direction in Ansehung des Stils und der Fassung bearbeitet habe. Wenngleich er für die Idee dieses Gesetzes nicht verantwortlich ist, so war er doch sein überzeugungstreuer Vertheidiger. Als solcher trat er auf mit einer für das größere Publicum bestimmten „Vergleichung des neuen Processes mit dem alten“, die er 1782 anonym in deutscher und französischer Sprache veröffentlichte. Darin wurden mit kurzen lebendigen Worten und in einer jedermann verständlichen Form die wesentlichsten Gegensätze der alten und der neuen Gerichtsverfassung gegenübergestellt. An diese Arbeit reihte sich behufs weiterer Vertheidigung der Proceßordnung die Fortsetzung des oben erwähnten „Briefwechsels“. Darin wies S. den Vorwurf zurück, daß der neue Proceß den Richter zum Despoten erhebe, kritisirte die frühere Reform Cocceji's und that bezüglich der Proceßreform den Ausspruch, daß man, soweit als menschliche Vermuthungen reichen können, sicher annehmen dürfe, diese neue Ordnung werde solange bestehen, „als gesunder Menschenverstand das Ruder führt“. Zu Svarez' Schmerze fand im Pariser Journal der Encyklopädisten, die für die wissenschaftliche und philosophische Richtung der Zeit tonangebend war, ein Angriff des Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur auf die neue Proceßordnung eine günstige, diese selbst eine sehr abfällige Beurtheilung. Dies veranlaßte ihn zu einer ausführlichen Antwort an die Redaction der Zeitschrift, er sandte sie jedoch schließlich nicht ab und sie wurde 1785 durch eine besondere in deutscher und französischer Sprache erschienene Schrift ersetzt, welche sich als eine von anderer Seite bewirkte Umarbeitung jenes Svarezischen Schreibens herausstellte. Rebeur antwortete mit einem Pamphlet gegen S. und sandte es nach dem Thronwechsel dem neuen Könige, der es jedoch als ungebührlich zurückwies. Erfreulicher war die private Correspondenz, die er Namens des Ministers mit denjenigen zu unterhalten hatte, von welchen schriftliche Aeußerungen über die Proceßordnung eingingen. Alle solche den verschiedensten Kreisen angehörigen Stimmen fanden die eingehendste Beachtung. Die zahlreichen von S. entworfenen und von Carmer unterzeichneten Dankschreiben für eingereichte Monita enthielten eine sachliche Entgegnung bis ins einzelnste. In gleicher Weise wurden die von Ge-

richten eingesandten Monita behandelt; schließlich wurde 1792 ein Auszug aus sämmtlichen Monitis nach der Reihenfolge der einzelnen Paragraphen der Proceßordnung angefertigt und jedem Monitum die gutachtliche Aeußerung von S. beigefügt, worauf dieser die Proceßordnung umarbeitete, die dann am 6. Juli 1793 als Allgemeine Gerichtsordnung verkündigt wurde. Nach dem im Cabinetsbefehle vom 14. April 1780 vorgezeichneten Plane eines neuen Gesetzbuchs sollten die Provinzial- und statutarischen Rechte der einzelnen Provinzen gesammelt und statt des recipirten römischen Rechts ein allgemeines subsidiarisches Gesetzbuch für die gesammten preußischen Staaten angefertigt werden. Nachdem die Landescollegien 1784 vollständige Sammlungen der Provinzialrechte eingesandt hatten, bildete die Erledigung des zweiten Theils jenes Planes die Hauptaufgabe von Svarez' arbeitsreichem Leben. Beim Beginn der Arbeit legte er in einer Denkschrift die Grundsätze nieder, nach welchen er zu verfahren gedenke. In Gegenwart Klein's, welcher die Materialien zu sammeln hatte, pflegte S. dem Großkanzler fortlaufend Vortrag zu halten, dann brachte er die Materialien in eine gewisse Form und Ordnung, prüfte die eingegangenen Monita, ergänzte Klein's Bericht und nahm hiernach die eigentliche Fassung der Gesetze vor. Die Materialien zu dieser Entstehung des Allgemeinen Landrechts sind in 88 Folianten niedergelegt. Aus ihnen geht klar hervor, daß S. das Element war, welches das ganze Werk zusammenhielt. Der erste Theil dieser seiner 14jährigen Thätigkeit gehört der Zeit Friedrich's d. Gr. an, der zweite stand unter dem Einflusse, welchen der Thronwechsel im Gefolge hatte, ein dritter enthält die Geschichte der Umwandlung des Entwurfs in das Allgemeine Landrecht. In die zweite Periode fällt Svarez' Abfassung eines Rescripts zur Beschwichtigung der gegen das Wöllner'sche Religionsedict vom 9. Juli 1788 erhobenen Bedenken und seine Abfassung des Censuredicts vom 19. December 1788. Bei Veröffentlichung des letzten Theils des Entwurfs des Allgemeinen Gesetzbuchs forderte ein aus Svarez' Feder geflossener Vorbericht wiederum zur Einreichung von Gutachten auf. Hieraus nahm Schlosser Anlaß, im J. 1789 „Vier Briefe über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preußischen Gesetzbuchs insbesondere" zu veröffentlichen. Dadurch wurden noch manche andern Einwendungen veranlaßt, infolge dessen S. eine Anweisung zur Abfassung eines Auszugs aus denselben abfaßte. Alle in diesen Auszug aufgenommenen Einwendungen wurden von S. Punkt für Punkt begutachtet und so entstand der für Ermittelung des Willens des Gesetzgebers bei Auslegung des Landrechts werthvolle, 38 Folianten füllende Theil der Materialien, eine unerschöpfliche Fundgrube für den Commentator und zugleich diejenige Arbeit Svarez', in welcher sein überall eindringendes kritisches Talent und sein unermüdlicher Fleiß gipfelte. Gleichzeitig hiermit arbeitete er den gedruckten Entwurf des Gesetzbuchs zu einem neuen Entwurfe um. Das von S. verfaßte Publicationspatent des Allgemeinen Gesetzbuchs vollzog König Friedrich Wilhelm II. am 20. März 1791. Im Anschluß an die große Arbeit sprach sich S. im Vorberichte zum Schlußbande des Entwurfs über die sachgemäße Umgestaltung der bisher üblich gewesenen Vorträge an den Universitäten über Römisches Recht aus; später machte er hierüber positive Vorschläge. Als im J. 1791 der Kronprinz Friedrich Wilhelm in die Rechtswissenschaft eingeführt werden sollte, fiel, wahrscheinlich auf Carmer's Empfehlung, die Wahl auf S., obwol er der Richtung Friedrich Wilhelm's II. und Wöllner's nicht angehörte. Die Vorträge dauerten das Jahr 1791 hindurch bis in die ersten Monate des Jahres 1792 und dabei behandelte S. das neue Gesetzbuch, welches im Juni 1792 in Kraft treten sollte, bereits als das geltende Recht. Er arbeitete einen kurzen Leitfaden für diese Vorträge aus und schrieb sie dann, auf Wunsch des Kronprinzen, nieder. Das Concept dieser Vor-

träge ist aus Svarez' Nachlaß in den Besitz des preußischen Justizministeriums übergegangen, die Reinschriften befinden sich im preußischen Hausarchiv. Er schloß die Vorträge mit einer Ansprache, in welcher er dem Kronprinzen sagte: „Ich habe Ihnen mitunter dreiste Wahrheiten gesagt, welche den Ohren der Fürsten selten willkommen sind; aber ich hielt es für meine Pflicht, dies zu thun. Denn es kommen die Zeiten, wo Ew. kön. Hoheit Dero Person und künftig Dero Thron mit Leuten umgeben sehen werden, denen es an Muth oder an Uneigennützigkeit fehlt, ihrem Gebieter unangenehme, aber nothwendige Wahrheiten vorzutragen. Möchten doch Ew. Kön. Hoheit sich in diesen Zeiten zuweilen an gewisse Grundsätze erinnern, die Ihnen ein Mann sagt, der keine andere Regel seiner Handlungen kennt, als seine Pflicht und die innigste Zuneigung für sein Vaterland und dessen erhabenen Beherrscher." S. hatte in diesen Vorträgen auf dem Grunde der Worte weiter gebaut, die Friedrich d. Gr. seinem Neffen beim potsdamer Obelisken sagte. Besonderen Nachdruck legte er auf Staats- und Völkerrecht; für das Privatrecht galt ein cursorischer Ueberblick als genügend. Vielfach erläuterte er die aufgestellten Grundsätze durch geschichtliche Beispiele aus dem Alterthum und der deutschen Vergangenheit wie Gegenwart; bald lieferte ihm Rom, Athen oder Karthago, bald England oder Frankreich, Rußland und Oesterreich einen schlagenden Vergleich. Einfach, klar, präcis und in einer gewissen philosophirenden Richtung waren diese sämmtlichen Vorträge gehalten. Seine Thätigkeit am Gesetzbuche beendete S. mit einer Art von Rechenschaftsbericht in Klein's Annalen. Die infolge des kammergerichtlichen Erkenntnisses in Sachen des Predigers Schulz in Giesdorf am 18. April 1792 vom König verfügte Suspendirung des Gesetzbuchs auf unbestimmte Zeit traf S. hart, er legte jedoch nicht die Hände in den Schoß. Die von ihm verfaßte Gegenvorstellung des Großkanzlers vom 2. Mai wurde freilich zurückgewiesen, der gänzlichen Aufgebung des Werkes suchte er aber vorzubeugen durch Vollendung des von ihm schon seit Mai 1788 vorbereiteten populären Auszugs aus dem neuen Gesetzbuche. So entstand der „Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der preußischen Staaten". Als Verfasser wurden auf dem Titelblatte „zwei preußische Rechtsgelehrte C. G. S. und C. G." genannt. Damit waren S. und Goßler gemeint, der größte Theil der Arbeit rührt aber von ersterem her. Vier Wochen nach dem Erscheinen dieses Buches, im Mai 1793, wurde infolge politischer Ereignisse die Frage nach Zurückziehung der Suspension des Landrechts in den Vordergrund geschoben und für deren Bejahung dieser „Unterricht" mit ins Feld geführt. Im Januar 1793 war zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland die zweite Theilung Polens vereinbart. Für die Verschmelzung dieses neuen preußischen Erwerbs mit dem Hauptlande konnte die Gestaltung der Rechtsverhältnisse der neuen Unterthanen nicht gleichgültig sein. Die Sonderrechte wollte man Südpreußen unbedenklich lassen, aber es entstand die Frage, welches Recht hier subsidiarisch gelten solle in den Fällen, in welchen das Provinzialrecht nicht ausreichte. Hierüber entstand im Mai 1793 eine lebhafte Correspondenz zwischen Danckelmann und dem Großkanzler oder vielmehr Namens desselben mit S., der zur Einführung des für Preußen suspendirten Gesetzbuchs in Südpreußen rieth. Danckelmann hielt diese Einführung in bloß einer Provinz für bedenklich, zumal der König nicht geneigt sein dürfe, die von ihm beanstandeten, das Staatsrecht betreffenden Stellen, welche hauptsächlich den Anlaß zur Suspension gegeben, in einer Provinz eingeführt zu sehen. Diese Eröffnung wurde von S. geschickt benutzt, indem er das Unzutreffende des aus vermeintlicher Staatsgefährlichkeit des Gesetzbuchs hergeleiteten Vorwurfs ausführlich darlegte und für die Aufhebung der Suspension überhaupt eintrat. Als hierauf Danckelmann das Bekenntniß ablegte, daß er sich mit dem

mühsam und vortrefflich ausgearbeiteten Gesetzbuche nicht befreunden könne, weil der Staatsbürger darin nur vom Gesetze, nicht vom Rechte Kenntniß haben müsse, stellte S., als ein Act der Selbstvertheidigung, die Gründe entgegen, welche es geboten hätten, dem Gesetzbuche die Form zu geben, in der es erschienen war. Nunmehr stellte das Staatsministerium, ohne daß von Südpreußen ferner die Rede war, beim Könige den Antrag, dem Großkanzler die Revision des Gesetzbuchs anzubefehlen, und insbesondere bestimmte, in einer Denkschrift des Justizministers und Chefpräsidenten des Kammergerichts, Goldbeck, näher bezeichnete Stellen wegzulassen. Die dem entsprechend am 17. November 1793 ergehende königliche Ordre stellte die Einführung des also umgeänderten Gesetzbuchs für alle Provinzen in Aussicht. Während nun der Großkanzler zur Rettung des Werks seine Stütze bei Wöllner, Danckelmann, Bischofswerder und Goldbeck suchte, rechnete S. noch immer auf die Möglichkeit, das Gesetzbuch unverändert zu erhalten und unternahm, in einer umfangreichen Ausführung die Vorwürfe der Gegner zu widerlegen. Er hob hervor, daß das Werk in staatsrechtlicher Beziehung völlig unverfänglich sei, indem es nichts enthalte, als was „Preußens Monarchen von Despoten unterscheide, die sie nie hätten sein wollen", und daß Diejenigen, welche behaupteten, es stehe auf den Grundsätzen der französischen Constitution, in blindem Eifer diese zeitlich dem Gesetzbuche vorgehen ließen, während doch das letztere längst vor dem September 1792 abgeschlossen gewesen sei. Im December 1793 veranlaßte S. den Großkanzler, einen letzten Versuch zur Rettung dessen zu machen, was noch zu retten sei und er entwarf zu diesem Zweck eine Denkschrift, in welcher die für Umformung der anstößigen Stellen sprechenden Gründe entwickelt waren. Unter Nichtbeachtung dieser Vorschläge erhielt Carmer Ende December 1793 den Auftrag, Goldbeck bei der Bearbeitung zuzuziehen. Dies geschah, für Carmer aber fiel die schwierige und zeitraubende Arbeit auf S. Dieser unternahm es mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, jeden Paragraphen des Gesetzbuchs auf die Frage zu prüfen, ob er im Verhältniß zum Bisherigen etwas Neues enthalte; denn dies war der Haupttheil der nunmehr sich ergebenden, in ihrer Tragweite von Goldbeck nicht übersehenen Aufgabe. Dabei tauchten massenhaft Stellen auf, in welchen Neuerungen gefunden werden konnten. Goldbeck hatte an sie nicht gedacht, sondern hatte in seiner Denkschrift nur das Verbot des Geisterspuks und drei Punkte aus dem Privatrecht als Neuerungen bezeichnet. S. beschränkte sich aber nicht darauf, die einzelnen in Betracht kommenden Stellen aufzuzählen, sondern er legte auch dar, aus welchen Gründen manches nicht für neu zu halten sei, was neu scheine. Diese Ausführungen hatte er im Staatsrathe vorzutragen und er drang fast überall damit durch. Nachdem das Gesetz unter dem Namen des Landrechts zum zweiten Male verkündigt war, stellten die Deputirten der Kur- und Neumark die Bitte, es wegen der darin vorkommenden Abweichungen vom Römischen Rechte nochmals zu suspendiren; die Ablehnung dieses Gesuchs erfolgte auf Grund einer energischen Denkschrift Svarez'. Dessen Hauptthätigkeit war hiermit beendet. Der im Februar 1795 an Carmer's Stelle zum Großkanzler ernannte Goldbeck hatte bei der Schlußrevision des Landrechts Svarez' Vorzüge so schätzen gelernt, daß er ihn ebenso an seine Seite zog, wie Carmer es gethan. Schon bald, im Juni 1795 sah Goldbeck sich auf S. als Gehülfen angewiesen, als nach der Dienstenthebung Danckelmann's die Oberleitung der Justizangelegenheiten Südpreußens in die Centralinstanz gezogen war. S. entwarf ein ausführliches Patent „über die Einrichtung des südpreußischen Hypothekenwesens" und im Anschluß hieran eine Bekanntmachung, in der die Bedingungen der Zulassung bedrängter südpreußischer Schuldner für ein Moratorium festgestellt wurden. Beide Entwürfe erlangten, nachdem S. mit Goldbeck auf einer

gemeinsamen Dienstreise nach Thorn und Posen sich über die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge vergewissert hatten, am 10. und 12. August 1795 Gesetzeskraft. Dann folgte am 10. October eine von S. verfaßte neue Instruction inbetreff des südpreußischen Hypothekenwesens. Neben diesen Arbeiten beschäftigte er sich mit einer gemeinsam mit Goßler unternommenen „Unterweisung für die Parteien zu ihrem Verhalten bei Processen und anderen gerichtlichen Angelegenheiten nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung". Dieses Werk erschien im April 1796. Endlich wurden er und Goßler im Sommer 1796 noch mit der Abfassung des Entwurfs einer revidirten Criminalordnung betraut. S. begann die Arbeit, führte sie aber nicht zu Ende. Seine Gedanken über die hierbei zu befolgenden Grundsätze legte er in einem Gutachten nieder und stellte auch den Plan für das Ganze auf, aber ein Unterleibsleiden hemmte seine fernere Thätigkeit. Im Frühjahr 1797 genas er noch einmal von einem gefährlichen Anfall und einige Monate später, als sein Schüler, der Kronprinz, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, belebten sich seine Hoffnungen auf eine neue Zeit. Zwei Angelegenheiten waren es, die S. nun noch beschäftigten. Die eine betraf die Frage nach der Einführung eines landschaftlichen Creditsystems in Südpreußen. Während Hoym dessen Einführung betrieb, erklärte S. sie für zu frühzeitig. Als Hoym ein Jahr später einen neuen Versuch machte, verfaßte S. die näher begründete Ablehnung des Großkanzlers. Ungleich wichtiger für ihn war die Bearbeitung des märkischen Provinzialgesetzbuchs. Er verfaßte nämlich einen Immediatbericht über die Säumigkeit der märkischen Stände und schlug vor, der König möge sich über die zu befolgenden Grundsätze in einem Regulative aussprechen. Dieser Vorschlag wurde am 1. April 1798 genehmigt, den Ausgang dieser Sache erlebte S. jedoch nicht mehr. Ende März verfiel er in eine heftige Krankheit, durch die er auch verhindert wurde, an der Einweihungsfeier der durch Ordre vom 11. April 1798 neu organisirten Akademie der Wissenschaften theilzunehmen, als deren vom König ernanntes Directorialmitglied er eingeführt werden sollte. Als er sich dem Tode nahe fühlte, wandte er sich an den König mit der Bitte, die Existenz seiner Gemahlin zu sichern. Umgehend ward ihm von Potsdam aus ein Trosteswort, welches alle drückende Sorge verscheuchen und die Erinnerung an mannichfache Widerwärtigkeiten in den letzten Jahren abschwächen mußte. In der Ordre, die ein Denkmal wahrhaft königlicher Dankbarkeit war, hieß es: „Ich kenne den ganzen Umfang Eurer Verdienste um den Staat, für den allein Ihr 33 Dienstjahre gelebt und in demselben mit einer beispiellosen Anstrengung Euere seltenen Talente und allumfassenden Kenntnisse lediglich dazu angewendet habt, meinen Staaten die Segnungen einer so vollkommenen Justizverfassung zu verschaffen, als solche noch nie ein Staat besessen hat." Wenige Tage später, am 14. Mai 1798 verschied S. nach sechswöchentlichem Krankenlager und wurde am 19. Mai auf dem Luisenstädtischen Kirchhof von Berlin an einer von ihm selbst gewählten Stätte beerdigt, die gegenwärtig mitten im belebtesten Theile der Großstadt liegt. Nachrufe brachte die Spener'sche Zeitung vom 17., die Vossische Zeitung vom 19. Mai. In Biester's Berlinischen Blättern wurde S. von Geh. Oberfinanzrath v. Beyer dichterisch gefeiert und in den Jahrbüchern der preuß. Monarchie vom Oberamtsregierungsrath Gerhard mit einer Ode. Kircheisen ließ, als er 1810 Justizminister wurde, im Garten des damaligen Justizministeriums einen Denkstein setzen, welcher später in den Garten des neuen Ministerialgebäudes übergeführt wurde. Die Juristische Gesellschaft in Berlin stiftete 1876 eine Eisenplatte am Grabe, welche ein Relief mit Brustbild in Goldbronce und die Inschrift trägt: „Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpfe-

rischer Kraft ausführte.“ Die Wittwe Johanna Dorothea, geb. am 25. März 1755 als Tochter des Oberproviantmeisters Arndt in Breslau, starb in Berlin am 20. Juni 1827 kinderlos. Wippermann.

Swanenburg: Wilhelm S., Zeichner und Kupferstecher, geboren in Leiden 1581. Zum Künstler wurde er durch Saenredam herangebildet und lebte in Delft, wo er am 15. August 1612 starb. Er arbeitete als Radirer und mit dem Grabstichel nach eigener Erfindung, die besten Werke aber nach guten Meistern. In der Zeichnung erscheint er vielfach manierirt; doch haben viele seiner Stiche einen hohen Werth, da sie die Werke berühmter Meister zu weiterer Kenntniß bringen, die sonst der Unkenntniß verfallen wären. Unter den Bildnissen ist das des Grafen Ernst Casimir von Nassau nach P. Morelse hervorzuheben. Nach diesem Maler hat er auch biblische Compositionen gestochen, unter denen Esau, der sein Recht der Erstgeburt verkauft (1609) und die Auferstehung Christi (1610) besonders zu erwähnen sind. Noch hervorragender erscheinen die Stiche Christus in Emmaus (1611) und Loth mit seinen Töchtern (1612), beide nach Rubens, von denen insbesondere das letztere im glänzenden Charakter Saenredam's entstanden ist. Nach Abr. Bloemaert entstanden verschiedene geistliche Allegorien, ein Urtheil des Paris, in vier einzelnen Figuren, nach Mierevelt, die „Weinlese“ und die große „holländische Kirchweih“, beide nach Vinckenbooms. Ein sehr seltenes Hauptblatt ist schließlich das anatomische Theater der Universität zu Leiden mit der Ansicht dieser Stadt, nach einer Zeichnung von J. Corn. Woudan, in großem Format.

Siehe: Nagler. — Immerzeel. Wessely.

Swanevelt: Hermann S., Maler und Radirer, geboren zu Woerden um 1620. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Gerard Dow, und zwar zuerst in figürlichen Darstellungen. In jungen Jahren siedelte er nach Rom über, wo er durch Claude Lorrain und dessen Vorbilder in einen Landschaftsmaler umgewandelt wurde. Die figürliche Darstellung ließ er dabei nicht ruhen; er zeichnete neben der Landschaft und in dieselbe Figuren und Thiere weiter fort. Bei Gemälden von Landschaften suchte er eine ideale Wirkung zu erzielen, worauf die Wahl und Ausführung der Farbe hinzielte. In dieser Richtung unterstützte ihn die Schönheit der Natur, die er fleißig studirte, wie außerdem die Denkmäler des alten Rom. Er war in dieser Weise so dem Studium ergeben, daß er sich ihm selten entziehen ließ. Er lebte meist in der Stille der Einsamkeit, dem Studium der Natur ergeben; deshalb nannte man ihn einen Eremiten. Seine Gemälde, die meist nur geringe Größe haben, fanden überall Sammler, und darum werden viele Sammlungen mit seinen Werken vermehrt. Im Musée Royal zu Paris befinden sich vier seiner Gemälde; in London, in Luttonhouse, ist ein sehr feines Bild mit klarer Farbe; ein großes Bild, als Seltenheit, in Dresden. Außerdem findet man des Künstlers Werke in Berlin, Frankfurt, Wien und sonst. Viele seiner Bilder sind gestochen worden, so von Woollet, Smith, Eichler, Primavesi, Volpato, Mauperché, J. Mason u. A. Wie als Maler, so hatte S. auch einen hohen Ruf als Meister des Stiches. Er hatte eine besondere Manier in der Behandlung des Stiches, wobei er ein Blatt mit der Radirung begann und es dann mit dem Grabstichel vollendete. In der freien Landschaft liebte er großartige Baumformen und führte sie so sorgfältig aus, daß sie die Wirkung von Gemälden besitzen. Der Baumschlag ist ganz originell behandelt; er ist in Form von Halbmonden durchgeführt, und nebenbei sind horizontale kleine Striche angebracht, wodurch Harmonie erreicht wird. Die Ansichten von römischen Gebäuden und Ruinen sind treu nach der Natur ausgeführt; den Aetzungen hat er nur vorsichtig den Grabstichel beigegeben, zuweilen auch die kalte Nadel verwendet. Da der Künstler ursprünglich von der Figuren-

zeichnung ausging, so hat er auch der Landschaft Staffagen beigefügt. In den Landschaften finden wir biblische und mythologische Compositionen. Die Sammlung besteht aus 116 Blättern. Der Künstler kam nicht mehr in sein Vaterland zurück; er starb in Rom im J. 1690.

Siehe: Bartsch, II. — Kramm. — Nagler. Wessely.

Swart: Jan S., Maler aus Gröningen in Ostfriesland, wo er 1469 das Licht der Welt erblickte. In jungen Jahren kam er nach Italien, hielt sich längere Zeit in Venedig auf, wo er die Werke der beiden Bellini, des Tizian und Giorgione studirt hatte. Auch verschiedene Studien führte er in Italien aus, die er nach seiner Rückkehr zum Wohle seiner Schüler, die er um sich versammelt hatte, verwenden konnte. Aus Italien kehrte er 1522 in sein Vaterland zurück und hielt sich in Gouda auf. Der Meister hatte in Venedig religiöse Compositionen ausgeführt, aber auch Landschaften gemalt, bei deren Ausführung ihm Schoorl zum Muster diente. Der Künstler starb in Gouda im J. 1535. Nach ihm werden mannichfache Kunstwerke angeführt; aber alle solche Angaben sind nicht als ganz sicher anzunehmen. Im Museum zu Brüssel ist ein Flügelbild des Meisters, das die Anbetung der Weisen darstellt; ein ähnlicher Gegenstand befindet sich in der Pinakothek zu München. Weigel besaß eine Zeichnung, die Maria bei Elisabeth darstellt, und beim Erzherzog Karl (jetzt in der Albertina) befindet sich eine Zeichnung mit dem Kindermord, die bezeichnet ist: Swarte Jan 1526. Auch ein Holzschnitt wird für unseres Meisters Werk gehalten; er stellt „Christum im Nachen dem Volke predigend" dar, mit dem Monogramm J. S.

Siehe: K. van Mander. — Siret. — Immerzeel. — Kramm.

Wessely.

Sweder von Culemborg, Bischof von Utrecht, aus dem vornehmen, später gräflichen Geschlecht des Namens, war 1414 Dompropst von Utrecht geworden, wahrscheinlich durch Parteiverbindung und Familieneinfluß, obgleich er sonst sehr wenig seinem geistlichen Berufe gemäß lebte und namentlich als ein gewaltthätiger und roher Herr bekannt war. Dennoch scheint er gehofft zu haben, nach Friedrich v. Blankenheim's (s. A. D. B. VIII, 43) Tode dessen Nachfolger zu werden; als Dompropst war er ja der erste Geistliche des Stiftes. Jedoch bei der Wahl erhielt er nur wenige Stimmen und gab denn auch seinen anfänglichen Widerstand gegen die Wahl Rudolf v. Diepholt's (s. A. D. B. XXIX, 562), der zwar die meisten, aber nicht die Mehrheit der Stimmen erworben hatte, auf. Als aber der Papst die Wahl zu bestätigen sich weigerte und den Bischof von Speier an dessen Statt ernannte, kaufte er Letzterem dessen Rechte ab und wußte die päpstliche Confirmation zu erwerben. Allein bloß die fünf Capitel ließen sich zu seiner Anerkennung bewegen. Die Stadt Utrecht, die Ritterschaft und Alles, was sonst auf Seiten der Lichtenberger Partei gegen die mit den holländischen Kabeljau's verbündeten Lockhorsten stand, schlossen sich dem Widerstand der drei mächtigen Städte Overyssels, welche Rudolf gleich anerkannt hatten, an. Als es S. aber gelang, Amersfoort zu gewinnen und die Verbindung der beiden Theile des Stiftes zu unterbrechen, unterwarf sich (Sommer 1425) die Stadt Utrecht durch einen Vertrag, der aber schon am Tage seines Einzugs von S. durch Ermordung eines Hauptes der Lichtenberger und bald durch allerhand andere Gewaltacte gebrochen wurde. Bloß der Beistand des Herzogs Philipp von Burgund und der Kabeljau's verhinderte fürs erste Sweder's Gegner, in Utrecht das Uebergewicht zu erringen. Als 1426 die Hoekschen in Holland siegreich waren, empfand Utrecht gleich den Rückschlag. Johann von Reuesse bemeisterte sich der Stadt durch einen Handstreich, und die Staaten des

Stifts forderten S. auf, für seine Gewaltstreiche Genugthuung zu leisten. Als er sich dessen weigerte, entsetzten sie ihn vorläufig aller seiner Gerechtsamkeiten. Die Capitel suchten einen friedlichen Ausweg zwischen den Parteien; Stadt und Ritterschaft riefen Rudolf zurück. Als Letzterer am Ende des Jahres auch Amersfoort erobert hatte, war S. gezwungen, nach Culemborg zu seinen Verwandten zu fliehen. Indessen war die Sache schon lange in Rom dem Papste zur Entscheidung vorgetragen und mit allen dort üblichen Mitteln verfochten. Eugen IV. entschied zuletzt (Ende 1432) zu Gunsten Rudolf's. S. wurde zum Bischof von Cäsarea i. p. i. ernannt. Doch obgleich auch Philipp von Burgund ihn hatte fallen lassen, gab S. seine Sache nicht auf. Er hatte schon im voraus beim Baseler Concil appellirt und erwirkte dort durch persönliches Erscheinen die Aufhebung der päpstlichen Entscheidung und seine Anerkennung. Dagegen aber erhob Philipp von Burgund Beschwerde, und so mußte der Rechtsstreit von neuem durchgefochten werden. Da starb S. im September des Jahres 1433. Seine kurze Herrschaft war in jeder Hinsicht eine unheilvolle: weder als Landesherr noch als Geistlicher hatte er etwas geleistet. Wenn auch sein Gegner Rudolf keineswegs ein ausgezeichneter Bischof war, S. gegenüber gaben ihm bald fast Alle den Vorzug. Nur wenige Capitelherren haben an Sweder's Seite ausgeharrt, sind ihm nach Basel gefolgt und haben versucht, einen Nachfolger aufzustellen. Mit seinem Tode ist das Utrechter Schisma factisch beendet.

Vgl. Heda, De episcopis Ultrajectinis. — A. Matthäus, Analecta und Rerum Amersfort. scriptores. — Chronicon de Trajecto. — Origines Culenborgicae. — Burman, Utrecht'sche Jaarboeken. — Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland II, 1. — Löher, Jacobäa von Baiern. — Hefele, Conciliengeschichte. — de Hullu, Bijdrage tot de geschiedenis van het Utrechtsche Schisma, wo auch die neuentdeckte, unedirte Fortsetzung des Beka verwerthet ist.

P. L. Müller.

Sweelinck: Jan Pieter S., auch Jan Pieterszoon genannt, der Begründer des modernen Orgelspiels und der Instrumentalformen, geboren im April 1562 zu Amsterdam, † am 16. October 1621 ebendort. Die in den Lexica verzeichneten Daten und der Geburtsort sind durch aufgefundene Documente widerlegt. Sein Vater, Pieter S., war Organist an der alten Kirche in Amsterdam und starb 1573; er kann daher auf die musikalische Ausbildung seines begabten Sohnes nur geringen Einfluß ausgeübt haben. Wahrscheinlicher ist es, daß die Rathsherren von Amsterdam für eine gründliche Ausbildung Sweelinck's Sorge trugen und ihn zum Behufe dessen nach Venedig sandten. Doch auch hier lassen uns die Quellen im Stich; denn wir können nicht mit Bestimmtheit einen der dortigen Meister als seinen Lehrherrn bezeichnen; war es Zarlino, war es Gabrieli? Selbst Cyprian Rore wird genannt, doch ist dies eine Unmöglichkeit, da Rore schon 1565 in Parma starb, wogegen Zarlino erst 1590 und Giovanni Gabrieli 1612 starb. S. hat zwar mit besonderer Vorliebe sich die Lehrwerke Zarlino's einzuprägen gesucht und umfangreiche Auszüge in der Uebersetzung niedergeschrieben, sowie zahlreiche Musikbeispiele über jeden Lehrsatz beigefügt (die Handschriften in mehreren Copien liegen auf der Stadtbibl. in Hamburg); dennoch läßt sich dadurch immer noch nicht beweisen, daß er Unterricht bei Zarlino genossen hat. Ebenso unbekannt ist es, wann er nach Amsterdam zurückkehrte und als Organist angestellt wurde. Erst im J. 1581 (er war damals 19 Jahre alt) läßt sich aus den alten Rechnungen nachweisen, daß er Organist an der alten Kirche war, also denselben Posten wie sein Vater bekleidete. Sein Gehalt betrug 100 holländische Gulden nebst freier Wohnung. Im J. 1586 stieg er auf 200 und 1590 auf 300 Gulden. Im Mai des letzteren Jahres trat er in den Stand der Ehe mit Claesken Dirksdochter van

Medemblik, mit der er sieben Kinder zeugte, von denen sich wieder einige als Musiker auszeichneten, ohne jedoch nur im entferntesten in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten. Letzteres war seinen Schülern vorbehalten, unter denen sich Namen einst großen Rufes befinden, als Scheidt, Jakob Prätorius, Melchior Schild, Steigleder u. A. Sweelinck's Ruf als Lehrer war so bedeutend, daß sich Schüler aus aller Herren Länder um ihn drängten und Mattheson ihm scherzhaft den Namen Organistenmacher beilegte. S. genoß aber auch von seinen Mitbürgern nicht nur hohe Verehrung, sondern die reiche Kaufmannschaft setzte sie zugleich in klingende Münze um und sammelte ein Capital, von dessen Zinsen S. sorglos leben konnte. So einfach das äußere Leben Sweelinck's erscheint, so bedeutungsvoll ist sein Wirken für die Entwicklung der Instrumentalformen geworden. Der Gesangssatz hatte den Text und den Cantusfirmus zum Führer, während der alte Instrumentalsatz eine Uebertragung eines Gesanges mit hinzugefügter Figurirung, oder ein planloses Durcheinander darbot. Es finden sich zwar hin und wieder bereits Ansätze von einer thematischen Bearbeitung, und die Tänze dieser Zeit lassen manchmal das Bestreben erkennen, eine Dreitheiligkeit der Form einzuführen; doch sind alle jene Erscheinungen vorübergehend, wie unabsichtlich, nur instinctiv das Richtige ahnend; erst in Sweelinck's Orgel- und Claviercompositionen tritt mit Entschiedenheit und völligem Bewußtsein das Bestreben hervor, aus einem Hauptthema mit einigen Nebenthemen den Satz kunstvoll auszubauen. Wir besitzen von ihm eine Phantasie (gedruckt in meiner Ausgabe der Sweelinck'schen Orgelcompositionen, Berlin bei Simrock, S. 20), welche die Urahne aller Fugen genannt werden kann. Sie ist aufgebaut auf einem wuchtigen chromatischen Thema, welches bis zum Schlusse in der Umkehrung, Engführung und Verkürzung den Satz beherrscht; dabei setzt ihm aber S. als Begleiter noch zwei Themen entgegen, die er wieder in der verschiedenartigsten Weise contrapunktisch benützt und dabei keine trockene Verstandesarbeit erzeugt, sondern in genialer Weise wie spielend die kunstvolle Arbeit seiner lebhaft angeregten Phantasie als Grundlage dienen läßt. Allerdings darf man an sie nicht den Maßstab einer Bach'schen Fuge anlegen, denn es fehlt ihr hauptsächlich die Abwechselung, die Bach durch die Zwischensätze zu erzielen wußte, ganz abgesehen von den Themen selbst, die Bach für seine Fugen schuf und die schon in sich den kräftigeren Keim der Entwicklungsfähigkeit trugen. Dennoch, vergleicht man die spätere Litteratur bis zu Seb. Bach, so finden sich nirgends so bestimmte Bestrebungen wieder, wie sie in obiger Phantasie, der Tripelfuge, zu Tage treten. Selbst seine Schüler (leider sind ihre Compositionen für Orgel außer denen von Samuel Scheidt so spärlich auf uns gekommen, daß man sich kaum über ihre Leistungen ein Urtheil erlauben kann) sind ihm auf diesem Wege nicht gefolgt; dagegen haben sie die von S. ebenfalls angeregte Form der Variation mit Vorliebe gepflegt. Sweelinck's Orgelcompositionen sind äußerst selten; es sind bis jetzt erst 17 Nummern aufgefunden, die sich zum größten Theile in Berliner Bibliotheken befinden (abschriftlich nun auch in Amsterdam). 10 Compositionen besitzt die Bibliothek des grauen Klosters zu Berlin, 3 befinden sich im Ms. 191 der königl. Bibl. zu Berlin und 4 in der Privatbibliothek des Geh. Raths R. Wagener in Marburg. Dennoch genügt diese geringe Ausbeute, ihn nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Als sehr glücklich läßt sich auch die Idee bezeichnen, Variationen über ein Thema, gewöhnlich über ein Volkslied, zu schreiben. Bei keinem seiner Vorgänger ist diese Form angeregt. Sie verdient hauptsächlich deshalb eine glückliche genannt zu werden, da sie am ehesten den Weg zur dreitheiligen Form zeigte, die das Volkslied kraft seiner Ursprünglichkeit schon von jeher besaß. Sweelinck's Leistungen sind hier noch schwach; bedeutender ist darin sein Schüler Scheidt, der auch den Choral mit Vorliebe

als Cantus firmus und zu Variationen, die er mit „Versus“ bezeichnet, verwendet; doch artet seine Schreibweise oft in eine ellenlange leere Spielerei mit Tönen aus, die ihn wieder seinem Meister gegenüber zurücksetzt, der, obwol auch er schwer zum Abschlusse gelangt, dennoch immer wieder durch überraschende Wendungen das Interesse wach zu erhalten weiß. Wie vortheilhaft sich Sweelinck's Schreibweise von denen sämmtlicher alten Orgelmeister bis zu Bach und Händel unterscheidet, wie er durch seine wahrhaft liebenswürdige und einschmeichelnde Erfindungsgabe alle anderen in den Hintergrund drängt, beweist am besten die Erscheinung, daß sich seine Compositionen immer mehr in unseren heutigen historischen Concerten einbürgern und stets den erwünschten Erfolg hervorrufen. — Sehr reich ist die uns erhaltene Gesangslitteratur Sweelinck's, die schon zu seiner Zeit durch mehrfachen Druck veröffentlicht wurde. 1619 erschienen in Antwerpen 37 fünfstimmige Motetten in 6 Stb., Cantiones sacrae betitelt, ferner eine zu 4—7 Stimmen bearbeitete Psalmenausgabe in 5 Büchern in Haarlem und Amsterdam von ca. 1612—1621 veröffentlicht, von der der Berliner Buchhändler Georg Runge 1616 und Martin Guthe 1618 eine Auswahl von 51 Psalmen mit deutschem Text in 2 Bänden veröffentlichten. Die Originalausgabe hat französischen Text, und den Bearbeitungen liegt die französische Psalmmelodie zu Grunde; jedoch hat sich bisher von der Originalausgabe, außer dem 3. Buche, nur die Tenorstimme entdecken lassen; die deutsche Ausgabe ist für uns daher von großem Werth, da sie in Berlin und Liegnitz in vollständigen Stimmbüchern vorhanden ist. Von einer kleinen Anzahl derselben hat der Verein zur Beförderung der Tonkunst, Abtheilung für Musikgeschichte, in Amsterdam eine Neuausgabe in Partitur mit Clavierauszug veranstaltet. Außerdem schrieb S. noch 2 Bände Chansons zu 2, 3, 4 und 5 Stimmen; doch besitzen wir davon bis jetzt nur einzelne Stimmbücher. In wie regem Verkehr man in damaliger Zeit selbst bis zu den weitestentlegenen Punkten Europas stand, beweisen die Hochzeitsgesänge, die S. seinen Freunden und ehemaligen Schülern zur Erhöhung der Feier sandte, so 1608 seinem Schüler Jacob Prätorius in Hamburg und 1617 seinem Freunde Johann Stobäus in Königsberg. Sweelinck's Gesangscompositionen schließen sich noch eng an die Schreibweise des 16. Jahrhunderts an, besonders in seinen Motetten, Psalmen und Hochzeitsgesängen; nur in den bis jetzt bekannt gewordenen Chansons von 1612, die sich dem Sologesange mit begleitendem Bassus continuus nähern, neigt er, aber auch nur zum Theil, der neuen italienischen Weise zu. Wenn sich seine Motetten und Psalmen von denen seiner Zeitgenossen und Vormänner dennoch unterscheiden, so beruht der Unterschied in der lebhaften Gefühlsempfindung Sweelinck's und in dem Bestreben, eine motivartige Behandlung in seinen Gesangsätzen durchzuführen, die bei den Meistern des 16. Jahrhunderts weniger hervortritt. In Amsterdam hat sich unter dem Dirigenten S. de Lange ein Gesangverein für alte Gesangsmusik gebildet, der sich die Aufgabe gestellt hat, die alten Meister seines Heimathlandes besonders zu pflegen. S. nimmt hierbei die erste Stelle ein. Ich hatte Gelegenheit, von dem Chore eine Reihe Sweelinck'scher Gesangswerke in vorzüglicher Weise vortragen zu hören. Vorzüglich sowol, was die Klangfarbe und Stimmbildung der Sänger betrifft, als die Sicherheit und Vortragsweise. Bis dahin hielt ich die Gesangscompositionen Sweelinck's für geringere Leistungen als seine Instrumentalwerke. Der Gesang des Amsterdamer Chorvereins hat mich eines Besseren belehrt. Dieselbe interessante und liebenswürdige Motivwelt, die man in seinen Orgelcompositionen findet, kehrt in anderer Behandlung auch in seinen Gesangswerken wieder und verleiht ihnen das Unterscheidende von denen seiner Zeitgenossen. Sein Porträt befindet sich in der 6. Ausgabe des oben genannten niederländischen Vereins; dort auch seine Bio-

graphie von Tiedemann. Documente u. A. sind in den Bouwsteenen Bd. 1 u. 2 zu finden. Rob. Eitner.

Swellengrebel: Jan Gerard Hendrik S., Mathematiker, geboren am 30. März 1821 in Utrecht, † ebenda am 12. Mai 1854. Er lebte wiederholt in Bonn und gehörte der Schar jüngerer Geometer an, welche um Plücker sich vereinigten und dessen Anregungen folgten. Insbesondere ist diese Anlehnung in Swellengrebel's beiden größeren Veröffentlichungen wahrnehmbar: „Neun verschiedene Coordinatensysteme" (Bonn 1853) und „Analytisch-geometrische Untersuchungen über die allgemeinen Verwandtschaftsverhältnisse von Coordinatensystemen" (Bonn 1855). Die letztgenannte Schrift ist nach Swellengrebel's Tode durch J. Klein herausgegeben worden und enthält im Vorworte biographische Notizen über den Verfasser. Cantor.

Swerinckhuizen: Caspar S., reformirter Theolog des 16. Jahrhunderts, kommt auch unter dem Namen Grevinckhoven vor, und war, wenn nicht der Vater, ein Anverwandter des bekannten remonstrantischen Predigers Nicolas Grevinckhoven (s. A. D. B. IX, 650). 1550 zu Dortmund geboren, kam er 1579 als reformirter Prediger nach Rotterdam und trat auf der Nationalsynode 1586 eifrig für die Unterzeichnung der kirchlichen Formulare ein. Daher war er auch ein Gegner des Hubert Duifhuis (s. A. D. B. V, 452), Predigers von St. Jacob zu Utrecht, wegen seines freieren Verhältnisses zu Lehre und Ritus. Er erkannte ihn nicht als reformirten Lehrer an. Ebenso führte er eine scharfe Polemik wider die Taufgesinnten und die Katholiken und wechselte besonders mit dem damals sehr bekannten Jesuiten Franciscus Costerus (s. A. D. B. IV, 515) mehrere Streitschriften. Costerus verfaßte 1598 und 1599 zwei Apologien für die katholische Lehre zur Widerlegung eines von S. herausgegebenen Büchleins, wie auch 1600 einen „Seyndtbrief aen C. Grevinckhoven", zur Widerlegung der von ihm aufgestellten „Tweede defensie" und „Dialogen". Auch richtete Coster 1598 ein Schreiben zu seiner Vertheidigung an die Staaten von Holland und Zeeland. Als Bekämpfer der Taufgesinnten kennen wir S. aus einem „Grondelyc bericht van den Doope en de Wederdoope" 1599. Seine Gemeinde schätzte ihn als tüchtigen Prediger und empfand seinen am 18. September 1606 eingetretenen Tod als großen Verlust.

Glasius, Godgel. Nederland und Harderwyk, Geschied. van Rotterdam. bl. 14. J. C. van Slee.

Swerts: Jean S., Historienmaler, geboren zu Antwerpen am 25. December 1820, † am 11. August 1879 zu Marienbad in Böhmen — (anderweitige Angaben vom Ableben am 14. oder 15. August sind irrig). S., zeitfolgend der siebente „Director" an der Prager Akademie der bildenden Künste, zählt nebst Kadlik und Trenkwald zu den tüchtigsten und erfolgreichst wirkenden Leitern dieser Kunstschule. Ueber sein künstlerisches Werden ist nur bekannt, daß er vom Gymnasium seiner Neigung nach im 19. Jahre an die Antwerpener Akademie überging, wo sich ihm 3 Jahre später Gottfr. Guffens beigesellte, und daß Beide von da ab zu untrennbarer Collegialität verwuchsen. Denn Alles, was sie für weiter anstrebten, geschah gemeinsam. Vereint gingen sie aus der Vorschule in den Malunterricht zu Nicaise de Keijser über; bezogen hiernach ein gemeinschaftlich eigenes Atelier; wanderten, angezogen vom Rufe Paul Delaroche's, mit einander nach Paris, und 1850 wieder, durch das Ansichtigwerden der Compositionen Overbeck's zu den Evangelien und der apokalyptischen Reiter von Peter Cornelius bewogen, auf längere Zeit nach Deutschland. Besonders interessirt für München, dort in regem Verkehr mit den hervorragendsten Künstlern, festigte sich in S. auch wahrnehmbar der seine späteren Werke durchleuchtende Zug deutschen Wesens. Mehrere in seinem Nachlaß vorgefundene cyklische Ent-

würfe ließen überdies nachweisen, daß er, angeregt von den Münchener monumentalen Wandmalereien, ähnliche Ausführungen anstrebte und, heimgekehrt, sich alsbald um solche bewarb — freilich wieder im Vereine mit Guffens. Zulaß hiefür schien gegeben in der neuerbauten Notre Dame-Kirche zu St. Nicolaus bei Antwerpen. Die dermalen herrschenden Vorurtheile gegen Freskomalereien ließen indeß über „eine Probe" nicht hinauskommen. Als solche malte S. die heil. Jungfrau, umschart von Zufluchtsuchenden. In Aussicht auf spätere Fortsetzung unternahmen Beide inzwischen noch die längst geplante Reise nach Italien, wo sie insbesondere dem Studium der altitalischen, vornehmlich dem der Florentiner Meister, oblagen. Der nach zwei Jahren Zurückkehrenden harrte dann schon der bestimmte Auftrag für eine nach Zulaß der Mittel fortzusetzende Auszierung der Notre Dame-Kirche, die, allerdings vielfach unterbrochen, erst im Verlaufe von 20 Jahren zur Vollendung kam. — Ein bedeutender Erfolg war jedoch schon im Stadium der ersten Fortsetzung errungen worden. Ihre Wandmalereien hatten Aufsehen erregt und trotz vieler Widersacher Anerkennung seitens der echten Künstler gefunden. Beweis dessen wurden ihnen 1855 neidlos die umfangreichen Fresken im eben fertig gestellten Antwerpener Börsengebäude übertragen. Ohne Ahnung des obschwebenden Verhängnisses arbeiteten sie schon ins dritte Jahr an dieser ihren Ruf begründenden Aufgabe, als das Unerwartete geschah: die Börse sammt ihrem Kunstschmucke durch den Brand vom 2. zum 3. August 1858 vernichtet wurde! Nur ein Theil der benutzten Cartonzeichnungen, den die Künstler schon vorher nach Hause genommen hatten, war gerettet; zwei der bedeutendsten, die „Hansa" und „Der Verkehr mit Venetien", an deren Uebertragung ins Gemälde sie eben arbeiteten, verfielen dem Feuer, blieben bloß in Photographien erhalten für die nachherige Ausführung als Oelgemälde.

Noch selben Jahres von der Regierung nach München entsendet zur Besichtigung der ersten historischen Ausstellung deutscher Kunstwerke, erstattete S. auch eingehenden Bericht hierüber, der zur Folge hatte, daß 1859 eine Nachausstellung der großen Cartonzeichnungen zu den monumentalen Werken von Cornelius, Schwind und Kaulbach, abwechselnd in Brüssel und in Antwerpen, veranstaltet wurde. — An diese Mission schlossen die wieder gemeinsam ausgeführten Fresken in der neuen St. Georgkirche zu Antwerpen; 1864 folgten die im Stadthause zu Ypern. — Eine weitere glanzvolle Aufgabe vollbrachten sie im Schöffensaale zu Courtray, bestehend in Darstellungen aus der Culturgeschichte der Stadt. Guffens wählte die Wandfläche an der Langseite des Saales gegenüber den Fenstern, um in möglichster Ausdehnung den feierlichen Abschied Beaudouin's, des Grafen von Flandern, vor seinem Kreuzzuge (1202) darstellen zu können. S. wählte die Fläche der Breitseite über der Thüre für die Darstellung der „Schlacht des éperons d'or", welche die Vlämingen 1302 gegen die einbrechenden Franzosen bestanden. Mit sichtlich patriotischer Begeisterung componirt, zeigt sich in der kraftvollen Durchführung zugleich die sichere Meisterhand. — Vollständig gegensätzlich dem Ernste dieser Darstellung ist die andere, rechts vom Kamin angebrachte: „Dirk van Assenede liest der Gräfin Beatrice von Flandern und ihren Damen sein Gedicht ‚Floris und Blanchefleur' in Courtray vor"; denn blühende Schönheit, gehoben durch den Anreiz der Dichtung auf den dem Dichter lauschenden Frauenkreis, wird hierin zugleich durch seine Zeichnung und leuchtende Farbe zur wahren Augenweide für den Beschauer. (Die Farbenskizze zu diesem Gemälde war auf der Prager Kunstausstellung des Jahres 1876 zu sehen.)

Das linksseitige Gegenstück von Guffens zeigt den Apostel Flanderns, St. Eligius (Eloi) als Bekehrungsprediger. Von S. kamen noch in die Flächen der Fensterseite die Gestalten von drei denkwürdigen Männern Courtray's: Abbé

Siger, Philipp von Elsaß und St. Amand. — S. stand damit auf der Höhe seines Schaffens mit weithin hochgeachtetem Namen, auch verdient ausgezeichnet von seinem Monarchen durch Verleihung des Leopoldordens — aber auch darin wieder gleichgehalten mit seinem treuen Genossen, und es ist bis dahin richtiger Weise mit Reber zu sagen: „S. und Guffens sind so unzertrennlich verbunden, daß beide Namen beinahe zur untheilbaren Künstlereinheit geworden." — Das Jahr 1874 brachte zwar eine räumliche, doch immer noch keine geistige Scheidung. S. folgte dem Rufe nach Prag an Stelle des an die Wiener kaiserl. Akademie berufenen Directors Trenkwald. Sein Wirken hier war ein äußerst fruchtbares; vorbildlich durch edlen Geschmack in der geschichtlichen wie in der religiösen Composition, nicht minder durch sein klares, dabei wirkungsvolles Colorit, umgab ihn auch bald ein zahlreicher, in seinem Geiste thätiger Schülerkreis. Seiner Stellung in dem bisher fremden Lande das Fremdsein zu benehmen, erschloß er zugleich seine Behausung für bestimmte Zusammenkünfte mit den heimischen Künstlern und Kunstfreunden. Die also bestimmten Gesellschaftsabende erhielten noch besonderen Anreiz durch das Beisein der ebenso liebenswürdigen als geistreichen Hausfrau. — Tiefgreifende Trauer kürzte freilich diese Zusammenkünfte. Im September 1876 verlor S. seinen 21jährigen Sohn Walter; am 13. November 1877 seine verehrte Gemahlin Maria Josepha, geb. van Hoorenbeke. — Diese ihn niederbeugenden Verluste betrafen ihn zudem während einer großen — seiner letzten — monumentalen Ausführung in der St. Annen-Capelle im Prager St. Veits-Dome, bestehend in einer Bilderreihe aus dem Leben von St. Anna und Maria, und den Hauptmomenten aus dem Leben Jesu. Dazu kamen noch die Farbenzeichnungen für die Glasgemälde der Capellenfenster mit den Gestalten der Patriarchen. — Inzwischen schon kränklich, 1879 vom Arzte zur Gesundung nach Marienbad empfohlen, erlag der stattliche, anscheinend lebenskräftige Mann dennoch dort dem bereits weit vorgeschrittenen Herzleiden. Die Trauer über seinen unerwarteten Heimgang war eine weitgehende und fand in Prag, wie in Belgien nachhaltigen Ausdruck. Der Kunstverein für Böhmen widmete dem Künstler an der Stätte, wo sein Name mit seinem letzten großen Werke monumental geworden — in der St. Annen-Capelle — eine Votivtafel mit folgender Inschrift: „D. O. M. A. MDCCCLXXIX Societas fovendis per Bohemiam artibus occupata altare in honorem sanctae Matris Annae erigi parietesque una cum fenestra picturis exornare curavit opera Josephi Mocker architecti, Joannis Swerts pictoris, Ludovici Schimek sculptoris." — Die Künstlerschaft Antwerpens widmete ihm eine treffliche, von François van Havermaet ausgeführte Marmorbüste, welche im Vorsaale der königl. Akademie aufgestellt, am 26. Mai 1881 unter Theilnahme von Angehörigen des Verewigten, des Bürgermeisters, der Schöffen und Stadträthe, der gesammten Künstler — darunter Abbé Franz Liszt — und anderer angesehenen Männern feierlichst enthüllt und der Stadt zum Eigenthume übergeben wurde. Im Anschluß an diesen Pietätsact begab sich die Versammlung in die St. Georgskirche zu einer solennen Todtenmesse und war der Katafalk mitten unter den Wandmalereien, welche der Künstler im Verein mit Guffens hier ausführte. Zu bleibender Erinnerung war aber noch für eine Gedenktafel vorgesorgt worden mit dem Porträt-Medaillon von S., flankirt von den Genien der Kunst und der Poesie. Die zugehörige Inschrift enthält den kurzgefaßten Lebenslauf und die Erinnerung an sein künstlerisches Schaffen in diesem Gotteshause. Dem an die Theilnehmer der Feier vertheilten „Souvenez-vous dans vos prières de l'âme" etc. sind auch die Ehrentitel von S. beigefügt: „Officier des belgischen Leopoldordens; Ritter des weimar'schen Ordens vom weißen Falken; des preußischen vom Rothen Adler; des badischen vom Zähringer Löwen; des päpstlichen von

St. Gregor; des luxemburgischen der Eichenkrone; Mitglied des Institut de France, der Akademien zu Antwerpen, München, Dresden ꝛc.

Die Schaffensweise von S. ist gleich einer Vereinigung der der Läuterung unterzogenen belgischen Farbengebung mit der Strenge und Schlichtheit der Form, wie sie bei den großen italischen Meistern des 14. und 15. Jahrhunderts, in der Wiederspiegelung und von Eigenart durchdrungen bei den deutschen Romantikern Overbeck, Cornelius und Schwind vorfindlich. Er ist originell dadurch, daß trotz dieses Zusammenfließens scheinbar bekannter Elemente doch jedes seiner Werke den Stempel der Eigenart trägt, sich von ureigener Empfindung belebt zeigt. Er war darum ein eben so feinfühliger Bildniß- wie Geschichtsmaler im Gebiete der Profan- wie der Kirchengeschichte.

Gegenstand seines ersten 1841 in Courtray ausgestellten Bildes war: „Christus überträgt an Petrus das Primat der Kirche.“ Im Folgejahre brachte er auf die Ausstellung in Brüssel „Die drei Frauen am Grabe Jesu“, und führte sich damit schon als berufener Künstler ein, dem bloß noch die Klarheit über die zu nehmende Richtung abging, die er dann allmählich durch die obenerwähnten Reisen gewann, so daß sein erstes großes Gemälde in der Notre Damekirche zu St. Jacob ihn bereits in voller Reife zeigte. Unter den späteren Werken ragte aufsehenerregend vor: „Der Empfang der venetianischen Gesandten in Antwerpen“, 1862 ausgestellt auf der internationalen Ausstellung in München. In Prag kamen außer den gedachten Malereien in der St. Annen-Capelle und der Farbenskizze „Dirk van Assenede“ noch eine Reihe vorzüglicher Bildnisse — darunter das des Cardinal-Erzbischofs Fürsten v. Schwarzenberg — und eine „Erinnerung an Italien“ in die Oeffentlichkeit. Das letzte Gemälde von S., darstellend die Scene, wie Cardinal Fürst Schwarzenberg dem neugewählten Papst Leo XIII. den Fischerring St. Petri an den Finger steckt, blieb unvollendet.

S. trat auch als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit durch eine im Verein mit Guffens verfaßte Beschreibung seiner Kunstreise in Deutschland unter dem Titel „Souvenirs d'un voyage artistique en Allemagne“, wovon 1858 bei Max. Kornicker in Antwerpen eine zweite Auflage mit deutscher Vorrede erschien.

Journal des Beaux-Arts Belgique 1876, Nr. 19; 1879, Nr. 16; 1881, Nr. 11. — De Vlaamsche School, 1879, S. 149 (der 24. Jahrgang derselben Zeitschrift enthält auch ein ziemlich vollständiges Werkeverzeichniß nebst Abbildungen). — Hommage à la Mémoire du Peintre Anversois Jean Swerts, Antwerp. 1882. — Bohemia 1879, Nr. 220. — Reber, Gesch. d. neueren deutsch. Kunst. — Künstler aller Zeiten ꝛc. von Klunzinger-Seubert. — Baudri, Organ f. christl. Kunst 1859, 1860, 1864. — Deutsches Kunstbl. 1855. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. Eigene Aufzeichnungen.

Rudolf Müller.

Swestermüll(n)er: Konrad S., Arzt zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Von seinen näheren Lebensumständen ist weiter nichts bekannt, als daß er „in der ertzedie doctor“, Leibarzt des Kurfürsten Johann von Brandenburg war und „am Tage Stephani 1493 in gleicher Eigenschaft von den Herzögen Magnus und Balthasar von Meklenburg bestallt“ wurde. Am 8. Januar 1496 forderte der Kurfürst seinen Leibarzt von den Herzögen zurück, da derselbe nicht entlassen sei. Indeß verweigerten diese die Ueberlassung des Arztes, welcher zwei Jahre in ihrem Dienste gewesen sei. Eine nochmalige Aufforderung des Kurfürsten war ebenfalls ohne Erfolg. S. lebte noch um 1505. Der Wortlaut seiner Bestallung, der ältesten in Mecklenburg aufbewahrten dieser Art, findet sich bei

Blanck, Die Meklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart S. 5.

Pagel.

n: Gerhard van S., berühmter Arzt, hochverdient um den
fschwung in Oesterreich, wurde geboren am 7. Mai 1700 zu Leiden.
aus einem altholländischen Geschlecht; ein Adrian van S. gehörte
der Edelleute an, der sich 1566 gegen die Spanier bildete. Das
rfiel in zwei Linien, von denen die eine der protestantischen, die
katholischen Confession anhing. Gerhard entstammte der zweiten.
ltern beraubt, zeigte er Fleiß und Beharrlichkeit; schon im 16. Jahre
e Hochschule Löwen, wo er sich mit philosophischen Wissenschaften
zwei Jahre darauf kehrte er nach Leiden zurück, wo er sich unter
en Albinus († 1721), besonders aber unter Hermann Boerhaave (ge-
ganz der Medicin widmete. Boerhaave, den sein Schüler Albrecht
mmunis Europae praeceptor nannte, wurde Swieten's bewunderter
in ihm den Sinn für exakte Forschung weckte, ihn voraussetzungslose
lehrte und ihn auf die Bedeutung der Geschichte der Medicin wies.
der griechischen Aerzte las S. wie sein Lehrer Boerhaave in der Ur-
e mit Liebe erwählte Wissenschaft nahm des Jünglings ganze Kraft
, so daß sein Körper zu erliegen drohte. Im J. 1725 erhielt er
ürde, trat dann als Privatlehrer auf und wirkte als Stellvertreter
, als diesen 1727 eine gichtische Lähmung der Beine im Berufe
er, der damals in Leiden studirte, schrieb in sein (durch Ludwig
nt gewordenes) Tagebuch: „v. S., ein gescheiter Mensch, liest über
d." Nach Boerhaave's Tod 1738 blieb er, als Katholik vom Staats-
hlossen, in Leiden. Ich habe 9 Jahre, sagt er 1749 in einem
schriebenen Briefe an die Kaiserin Maria Theresia, in Leiden ohne
und ohne eine Besoldung medicinische Vorlesungen gehalten. In
riefe erwähnt er, daß der Haß gegen die katholische Religion ihn
n der Vorlesungen veranlaßt habe; die Studenten aber, erzählt er
en sich empören: er besänftigte sie durch das Versprechen, er werde
chriftlich abfassen, die er ihnen nicht laut vortragen könne. Bereits
n der erste Band seiner Commentaria zu Boerhaave's Arzneilehre.
uhm, den das Buch in Fachkreisen erlangte, wurde S. von dem
nitz der Kaiserin Maria Theresia empfohlen. Trotz den Ränken, die
als Arzt der geliebten Schwester der Kaiserin ins Werk gesetzt wur-
zherzogin Marianne — sie starb im Wochenbett, seine sorgfältige
war vergeblich — trotz diesen Ränken berief ihn Maria Theresia
eich.

Juni 1745 traf er in Wien ein, das ihm zur Heimath werden
regte er den durch die Jesuiten niedergehaltenen Geist der Forschung
ebieten des Wissens an, besonders aber auf dem der Arzneiwissen-
wol ein Gegner der Freidenker, wiewol durchaus gläubiger Katholik,
gegen Aberglauben und Dunkelmänner rücksichtslos auf, in seinen
n durch die Gunst der Kaiserin gefördert, deren Vertrauen, ja deren
ihm bis zu seinem Tode verblieb, obgleich oder gerade weil S. zu-
gegen Maria Theresia fest und überzeugungstreu auftreten konnte.
Privatleben haben wir nur wenige Nachrichten. Er lebte in glück-
nit Marie Lambertine Therese Ter Beek van Coesfeld, die ihm drei
zwei Töchter gebar. Von den beiden überlebenden Söhnen war
des Vaters Todesjahr außerordentlicher Gesandter in Berlin. Gott-
in Verehrer Lessing's; daß er auch Mozart's Gönner und Förderer
Otto Jahn in Mozart's Leben dargestellt. — Swieten's Arbeits-
nvergleichlich. Streng im Dienste, war er nach dem Vorbild seines
reich gegen die Armen und Kranken, denen er nicht bloß durch seine

ärztliche Kunst half. Freimüthig und offen, selbstbewußt auch gegen die G
haßte er Gleißner und Heuchler. Von der Neigung zu herrischer Härte
jedoch nicht frei zu sprechen. Riß ihn aber sein heftiges Naturell zuwei
einer Ungerechtigkeit hin, so war er nicht zu stolz, seine Uebereilung zu be
Selbstlos förderte er das Wohl des Staates und der Wissenschaft. Als L
der Kaiserin und ihrer Familie genoß er unbedingtes Vertrauen, obwo
seine Kunst gegen schreckliche Krankheiten nicht ausreichte. Als Josepha, J
Gattin, Ende Mai 1767 an den Blattern starb, lag Maria Theresia
selben Krankheit darnieder, und Wien bangte um ihr Leben. Mitte J
besserte sich ihr Zustand, so daß sie sich am 22. im Stephansdome
zeigen konnte. Die Kaiserin sah S. als Retter ihres Lebens an und
ihn reichlich: schon 1758 war er in den Freiherrenstand erhoben worden.
leidend, erkrankte er Ende März 1772 schwer an einer Geschwulst
Fußzehe. Das Uebel verschlimmerte sich im Frühling, der Fuß wurde
Alle Zehen des Fußes wurden ihm abgenommen: S. litt heldenm
Schmerzen und sagte den nahen Tod voraus. Am 13. Juni besucht
Kaiserin, der Kranke dankte ihr mit Thränen für ihre Güte und imm
Gunst. Am 18. Juni starb er auf seinem Landhause zu Schönbru
Abend des 20. wurde die Leiche in Wien in der Augustinerkirche beige

Swieten's Verdienste um den Fortschritt der Wissenschaft in
werden deutlich, wenn wir die Zustände vor seiner Wirksamkeit etwas
Seit Rudolf II. hatten die Jesuiten auf allen Gebieten des öffentliche
sellschaftlichen Lebens allmählich die Herrschaft in die Hände bekommen.
die sog. Sanctio pragmatica 1623 wurde die philosophische und theolo
Facultät dem Orden ausgeliefert: die medicinische und juristische verfielen
mehr. Im Beginn des 18. Jahrhunderts wurde es zwar etwas besser; Karl
genehmigte 1735 die von der niederösterreichischen Regierung gemachten
schläge der Reform der Universität, aber die Lehrmethode und der Betrieb
Wissenschaften blieben doch im wesentlichen dieselben. Vergeblich hatte der
Leibniz, von Prinz Eugen unterstützt, durch Gründung einer Akademi
geistige Leben in Oesterreich zu heben gesucht. Auch Gottsched's Bemüh
— er war 1749 mit seiner Frau in Wien — fanden keine ernstliche Beach
Ebensowenig hatte Josef v. Petrasch (s. A. D. B. XXV, 516) mit einem
gehenden und fleißigen Entwurf Glück, den er dem Reichsgrafen v. Ha
1750 übersendete. Graf Khevenhüller schaffte sich mit oberflächlichen und
würdigen Bedenken die unbequeme Angelegenheit vom Halse. An dem W
stand der Jesuiten oder ihrer Zöglinge scheiterte alle und jede redliche Bemüh
Was Platen hundert Jahre später von den niedergetretenen Süditalienern
das paßt ganz auf den traurigen Zustand des österreichischen Volkes. Da
S. drei Jahre nach seiner Ankunft in Wien thatkräftig ein. Dem Auftra
Kaiserin gemäß arbeitete er einen Reformplan zunächst für die medicini
Studien aus, den er 1749 der Kaiserin überreichte. Er verlangte u. a
den öffentlichen Unterricht passende Räumlichkeiten, geeignete Lehrer mit
reichendem Gehalte, Ernennung der Professoren durch die Kaiserin statt
das Consistorium; er wies auf die Wichtigkeit der Botanik und Chemie
die bisher nicht gelehrt worden waren; die Prüfungen endlich sollten von lä
Schranken befreit werden, andererseits rieth er größere Strenge und Or
an. Das am 7. Februar 1749 erschienene Patent über die Reform der
cinischen Facultät war im Sinne der Vorschläge Swieten's. Dieser selbst
zum Director der Facultät ernannt. Zwar protestirte sie, aber vergeblich
von S. angeführte Thatsache, daß von 600 in das Bürgerspital aufgenom
Kindern 580 starben, war vernichtend. S. trat selbst als Lehrer a

sorgte für Berufung der rechten Männer an richtiger Stelle. Durch ihn wurde sein Studiengenosse bei Boerhaave Anton Haën (s. A. D. B. X, 311) 1754 aus dem Haag berufen als Professor der medicinischen Klinik; nach Swieten's Tode wurde er Leibarzt der Kaiserin: hochverdient nennt ihn Haeser (Geschichte der Medicin II, 618) um den klinischen Unterricht an der Wiener Universität und um die Förderung der Diagnostik, hauptsächlich durch die Anwendung des Thermometers. Auch der Botaniker Jacquin (1727 geboren zu Leiden) wurde durch S. berufen; in Jacquin's Hause und mit seiner Familie verkehrte bekanntlich Mozart viel. Neben Haën wirkte Anton Störk aus Schwaben (1731 geboren), der besonders die Arzneimittellehre verbesserte, ein Lieblingsschüler Swieten's. Der geistvolle Maximilian Stoll aus Württemberg (1742 geboren) folgte zuerst ganz seinem Lehrer van Haën, bis er eigene Wege der Forschung wandelte. Auch der Anatom Lorenz Gasser; ebenso Ferdinand Leber; der um die Erkenntniß der Pest verdiente Chenot; Heinrich Crantz, der in der Geburtshülfe wesentliche Verbesserungen einführte, sie alle verdankten S. ihre Stellungen. Allmählich erlangte die Wiener Schule den Ruf Leidens. Von ihren späteren Schülern zeichneten sich besonders aus: Leopold Auenbrugger († 1809), der Erfinder der Percussion des Brustkorbs, der mit Haller im brieflichen Verkehr stand; der Physiolog Klinkosch, Professor in Prag, der die Entstehung der Knochen aus Bindegeweben untersuchte.

Der Reform der medicinischen Facultät folgte die der übrigen. Die Universität wurde 1752 Staatsanstalt. In diesem Jahr gelangten die Reformvorschläge für die theologische und philosophische Facultät zur Wirksamkeit; ein Jahr darauf auch für die juristische: 1755 wurde das neue Haus der Universität gebaut, und ein Jahr darauf erfolgte die Uebergabe. Gewiß, die Rechte der Universität wurden durch S. geschmälert, die Ernennung der Studiendirectoren bewies, daß die Regierung die Gewalt über die Universität haben wollte. Freiheit der Wissenschaft im heutigen Sinne gab es nicht. Aber nicht vom heutigen Standpunkte darf die Maßregel beurtheilt werden. Ohne sie hätten die Kirche und die Jesuiten die Wissenschaft dauernd geknebelt. Nur der Staat konnte der freien Forschung die Wege bahnen. Aber S. hatte nicht alles erreicht: die Ernennung zweier Jesuiten zu Directoren der theologischen und philosophischen Facultät war gegen seinen Willen erfolgt. Seine Anstrengungen erlahmten jedoch nicht. Durch die Studiencommission unterstützt, erreichte er die Absetzung beider Directoren. Die dem Orden nicht feindliche Kaiserin fügte sich seinen Vorschlägen aus Rücksicht auf die Staatsinteressen, aber energisch wollte sie dem Orden nicht zu Leibe gehen. So kam es, daß der Antrag der Studiencommission 1760, die Protestanten und Reformirten zur Promotion zuzulassen und in den Diplomen den Zusatz auctoritate pontificia neben dem caesarea zu streichen, von Maria Theresia abgelehnt wurde. Die Auflösung des Ordens durch Breve des Papstes Clemens XIV. vom 21. Juli 1773 hat S. nicht mehr erlebt.

Mit der Hebung der Wissenschaften an der Hochschule mußte, das sah S. ein, auch eine größere Freiheit im Gebrauch der wissenschaftlichen Hülfsmittel Hand in Hand gehen. Schon im Jahre seiner Uebersiedelung 1745 war er von Maria Theresia zum Vorsteher der Hofbibliothek ernannt worden. Durch ihn wurde Adam Franz Kollar (s. A. D. B. XVI, 472) als erster Scriptor angestellt, der um die Ordnung der Bibliothek sich sehr verdient gemacht hat. Bei seiner Ankunft in Wien fand S. die Jesuiten als Gewaltherren der Bücherpolizei. Der Haß gegen den Protestantismus hatte in Oesterreich zu einer Verschärfung der Bücheraufsicht geführt, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bestanden hatte. Die von den Jesuiten beherrschte Universität hatte dann die

Censur übernommen. Später war eine Theilung zwischen ihr und der Regierung eingetreten, als zur Zeit Josef's I. die Staatsgewalt sich die Prüfung politischer Bücher vorbehalten hatte. Eine Reform der Bücheraufsicht schien nothwendig, als zahlreiche Schriften der Gegner, die Maria Theresia als Nachfolgerin Karl's VI. bekämpften, auch in die österreichischen Länder gelangten. Die Kaiserin wandte sich an S.: er sollte die Vorschläge des Directoriums, d. h. der Centralstelle für die politischen Geschäfte der Landesregierungen, begutachten. Ihm gelang nicht die völlige Ausschließung der Jesuiten von der Censur. Maria Theresia entschied 1751, daß zur Beurtheilung der Bücher allgemeinen Inhalts sowie der theologischen je ein Jesuit zu der Commission zugezogen werden solle; die der philosophischen und medicinischen wurde S. übertragen. Auf seinen Vorschlag wurde der übliche unwürdige Ueberfall der Drucker und Buchhändler abgeschafft, die nicht einmal immer die Kenntniß verbotener Bücher hatten: dafür sollte ein Verzeichniß der verbotenen Bücher — index librorum prohibitorum — den Buchhändlern und der Censurcommission in den Provinzen zugestellt werden. Aber S. ruhte nicht im Kampf gegen die Väter der Gesellschaft Jesu. Ein Ereigniß kam ihm zu Hülfe. Montesquieu's Esprit des lois, 1748 erschienen, gelangte zwei Jahre darauf nach Wien. Die Jesuiten verschwärzten das Buch bei der Kaiserin; „noch im J. 1750", so schreibt Sonnenfels, „konnte es Stand und Glück kosten, wenn man es sich anmerken ließ, in dem esprit des lois geblättert zu haben. Ich habe den Aufsatz in Händen gehabt, worin der Censor-Jesuit Stellen anführt, die er aus dem Zusammenhang gerissen, andre, die er verstümmelt, andre, die er ganz verfälscht hatte." Diese Verfälschung gab S. die Waffen gegen seine Gegner in die Hand. Auf eine Beschwerde Montesquieu's entschieden 1725 die Revisoren der historischen und politischen Litteratur die vollständige Freigebung des Buches: die beiden Jesuiten Viel und Pol wollten es nur den Gelehrten zugänglich machen. Die Mehrheit der Mitglieder, S. an der Spitze, stellte sich auf die Seite der Revisoren. Die klare Darlegung Swieten's bewirkte, daß Maria Theresia das Buch freigab. Montesquieu wurde dadurch der Freund und Bewunderer des großen Arztes. Dieser erneuerte den Kampf, als Graf Schrattenbach, ein Anhänger der Jesuiten, Präsident der Censurcommission wurde: S. blieb Sieger und wurde 1759 zum Vorsitzenden ernannt, nachdem Schrattenbach seines Präsidiums enthoben war. Freilich war der Geschäftsgang schwerfällig genug. Auch war S. ein strenger Censor. Der Freund unbedingter Denk- und Gewissensfreiheit wird sich für sein Verhalten nicht begeistern, denn mit Platen wird er jedem Zwingherrn des Wortes zurufen: Du willst der Rede setzen ihre Schranke, Einkerkern Schrift und Wort? Umsonst! es wälzt sich jeder Gluthgedanke Bacchantisch und unsterblich fort. Der unbefangene Josef sprach sich schon 1765 gegen die allzu strenge Censur aus, die der „so erwünschten Erweiterung der Kenntniß und Wissenschaft hinderlich falle". S. trat, obwol Gegner der Jesuiten, nicht als Rächer der Gedankenfreiheit auf. Aber man vergesse nicht, daß er vorsichtig sein mußte, wollte er das Vertrauen der streng kirchlichen Kaiserin sich erhalten. Verbot sie doch auch Sonnenfels noch im J. 1766, auf die Beschwerde des Cardinals Migazzi, in seiner Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" Gegenstände zu erörtern, „die in das geistliche und Staatsrecht einschlagen". Gegner der Freidenker und gläubiger Katholik, meinte S. die nöthige Freiheit in der Untersuchung der Wahrheit nicht gewähren zu können. Kein Wunder darum, daß er Machiavelli verdammte, daß ihm Rousseau ein mauvais sujet war, wie er Johann Nicolaus Meinhard, dem von Lessing warm gerühmten Uebersetzer italienischer Dichter, der sich über die Wegnahme seiner Bücher beklagte, in einer Audienz 1763 erklärte. Dieser von Nicolai über Meinhard erzählte Vor-

fall wird von denen erwähnt, die über S. als Censor sich geäußert haben; ich muß aber bemerken, daß ein noch nicht beachteter Brief Meinhard's selbst an Gellert vom 28. October 1763 das nicht erwähnt. Meinhard sollte im Auftrage Gellert's einige Bücher einem österreichischen Grafen übergeben. Sie wurden einige Tage nur von der Censur vorenthalten. Meinhard schreibt: Ein Unfall von geringerer Wichtigkeit ist mir hier an meinen Büchern widerfahren, die vor der Censur ein strenges Examen ausgestanden haben. Meine erste Besorgniß war für unsere geistlichen Bücher und für die, die Sie uns für den Grafen .. mitgegeben. Aber der Präsident in diesem Büchergerichte, der berühmte Baron v. S. beruhigte mich mit diesen Worten: nous vous regardons comme frères et vous n'avez rien à craindre pour vos libres de dévotion; pour les ouvrages de M. Gellert, nous les admirons et les respectons. Das Urtheil über Gellert ist bezeichnend. Gellert galt, wie Erich Schmidt in seinem Buch über Lessing sagt, in Oesterreich noch für einen führenden Poeten, als die Generation Klopstock's, Lessing's, Wieland's über das sächsische Regime zur Tagesordnung überging.

Von den französischen Schriftstellern war besonders Voltaire dem Censor S. verhaßt; dessen Pucelle, pièces nouvelles und poésies badines verurtheilte er. Voltaire rächte sich in Prosa und in Versen:

Tu peux bien empêcher les malades de vivre,
Tu peux les tuer tous, mais non pas un bon livre.

Ariosto's „rime satire“ fanden ebenfalls keine Gnade. Und von deutschen Schriften hielt er u. a. Wieland's Agathon für gefährlich, ebenso eine französische Uebersetzung seines Don Sylvio. Auch viele Jugendschriften Lessing's verurtheilte der strenge Mann: libellus iam damnatus in aliis et plura alia turpia continens, heißt es in den angemerkten Stellen. Sie beziehen sich auf das ernste, Fragment gebliebene Gedicht Lessing's „Die Religion“, auf das schelmische „Der Eremit“; auch stark scherzhafte Epigramme, wie auf den Turan, die Thestylis, die Nachahmung des 84. Sinngedichtes im 3. Buche des Martial gaben S. Aergerniß. Der Eremit war schuld, daß auch später ein Band der Schriften Lessing's verboten wurde. Von deutschen Dichtern früherer Zeit wurden Frischlin's Werke verworfen, die „Agrippina“ Lohenstein's, der Simplicissimus; dagegen nahm S. Opitz und Hoffmannswaldau auch gegen die Kaiserin in Schutz. Was würde man sagen, schrieb er ihr französisch in sonderbarer Begründung, wenn wir sie in einer Zeit verdammten, wo diese classischen Bücher zur Reform der deutschen Sprache so viel beitragen?

Zeigt sich S. demnach als Censor nicht weitherzig und vorurtheilsfrei, so stand er doch seinen Mann, wo das Recht des Staates gegen die herrschende Kirche in Frage kam. Und der Kampf wurde ihm nicht leicht. Maria Theresia stellte sich nicht immer auf seine Seite. So wurde das 1763 erschienene Buch des Trierer Bischofs Hontheim, der unter dem Namen Justinus Febronius schrieb, auf Anstiften Migazzi's verboten. Febronius, auf jansenistischen Grundsätzen fußend, griff den römischen Hof an und redete einer gründlichen Reform der Kirchenverfassung das Wort. Erst 1769 wurde das Buch, wenn auch unter Beschränkungen, freigegeben. Dagegen blieb S. im Kampf für die Freigebung von Marmontel's Belisar im wesentlichen Sieger.

An der Bemühung des Grafen Pergen, der, ein Gegner der Jesuiten-Gymnasien, das gesammte Schulwesen verbessern wollte, für den Unterricht in deutscher Sprache und für weltliche Lehrer eintrat, nahm S. noch insofern Antheil, als er den Antrag, eine Oberschulbehörde einzusetzen, warm unterstützte: in einem Briefe vom 7. October 1771 lehnte der Greis jedoch den Vorsitz in der Commission zur Reform der Volksschule ab. Aus der Reform wurde nichts: die

Kaiserin billigte nicht die Ausschließung der Ordensgeistlichen. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens fielen die Gymnasien an den Staat zurück, allein schon 1820 gelang es den Jesuiten wieder, als Gymnasiallehrer zu wirken, bis das Jahr 1848 auch hierin Hülfe brachte. Nach dem Tode Swieten's wurden die Fesseln der Censur noch drückender. Zwar regte sich nach Aufhebung des Ordens ein freierer Geist, aber eine wesentliche Besserung der Verhältnisse erfolgte nicht. Die Furcht vor der Vergiftung des Geistes durch Bücher, äußert Nicolai 1781, war in Oesterreich allgemein. Nicolai's Hoffnung, Josef's Regierung werde eine ganze Nation nicht mehr wie unmündige Kinder betrachten, ging zwar in Erfüllung. Josef gewährte 1787 dadurch völlige Preßfreiheit, daß in Wien vor erhaltener Censur Schriften abgedruckt werden konnten. Aber der gebeugte, verzweifelnde Kaiser, der zu überstürzt und nicht stet genug die Reformen hatte durchführen wollen, widerrief durch das Decret vom 20. Januar 1790 dieses große Recht.

In der Wissenschaft suchte S. seinen Ruhm als Erklärer seines Lehrers, dessen Aussprüche er für Orakel hielt. Weniger Forscher als Mann der That auf allen Gebieten des Lebens, wies er bescheiden den Ruhm des Pfadfinders von sich. Die Erläuterung der Institutionen Boerhaave's überließ er so dem „sublimius ingenium" Haller's. Ueber sein Hauptwerk „Commentaria in Hermanni Boerhaave aphorismos de cognoscendis et curandis morbis." Lugduni Bat. 1742—1772 V. 4° (und öfter, auch deutsch) urtheilt Hecker, im Anfang sei S. zu sehr von seinem Lehrer abhängig, von der Mitte an aber gestalteten sich die einzelnen Abschnitte des Werkes zu abgerundeten Monographieen. Dazu verhalfen S. seine Sammlungen, deren man nach seinem Tode 30 Foliobände fand. Wissenschaftliche Untersuchungen zu fördern war S. stets bereit. Ein wenig bekanntes Beispiel zeuge dafür, das ich J. G. Zimmermann, dem ersten Biographen Albrecht v. Haller's, verdanke. Als Lessing's Freund Christlob Mylius 1752 im Auftrag einer Gesellschaft von Gelehrten, zu deren Präsidenten Haller ernannt war, sich zu einer Forschungsreise nach Amerika anschickte, schlug S. Mylius vor, er solle unter sehr günstigen Bedingungen die Reise antreten. Schon war Mylius bereit, aber die Vorstellungen Haller's veranlaßten ihn, das Anerbieten abzulehnen.

An dem Streit mit Haller, den Swieten's Schwager führte, nahm er selbst keinen Antheil. Ueber den Streit hat Zimmermann Bericht gegeben: außer L. Hirzel hat ihn keiner in neuerer Zeit beachtet. Haller hatte in einem Auszug seiner Commentationen über Boerhaave bei aller Hochachtung vor seinem einstigen Lehrer einige Fehler hervorgehoben. Indem er S. kritiklose Bereitwilligkeit vorwarf, alle Anschauungen und Hypothesen Boerhaave's zu vertreten, äußerte Haller: ein geistvoller Mann — es war Werlhof in Göttingen — habe daher gesagt: S. commentire als Katholik, Haller als Protestant. Nortwyk, der Schwager Swieten's, griff darauf Haller scharf an. In der Erwiderung betonte Haller, sein Lehrer sei nicht unfehlbar gewesen: S. habe mehr den praktischen, er selbst den theoretischen Theil der Arzneikunst Boerhaave's behandelt. Später im J. 1773 urtheilt Haller in einer Anzeige der Lobrede des Arztes Baldinger auf S. sehr zurückhaltend, aber nicht ganz unfreundlich: „Große Verdienste um die hohe Schule zu Wien und um das medicinische Wesen hat der Freiherr allerdings, in der Gemüthsverfassung aber war er von seinem Lehrer weit unterschieden." Daß S. als Censor auch Haller's Gedichte und kleine Schriften in Oesterreich unmöglich zu machen versucht habe, wie Haller selbst nahe legt und Hirzel glaubt, ist durchaus nicht nachweislich.

An Haller's kühnen und umfassenden Geist ragt S. allerdings nicht heran. Aber er war ein ehrlicher, thatkräftiger, ein ganzer Mann. Nicht immer frei

Einseitigkeit und eigenwilliger Heftigkeit, ein echtes Kind der Aufklärungs-
m Guten wie im Schlimmen, führte er, muthig und zugleich vorsichtig
tend, in äußerst schwierigen Verhältnissen und von heimlichen wie offenen
rn umringt, die in Oesterreich zu jeder Zeit dem freudigen Aufschwung
eister sich entgegengesetzt haben, das Erreichbare und Mögliche mit echt
discher Zähigkeit und Festigkeit durch. Vor nun gerade 20 Jahren (1873)
Wilhelm Scherer in einem Vortrag „über das geistige Leben Oesterreichs
ittelalter" auf die Thatsache hingewiesen, wie selten in Oesterreich ein
uentes Fortarbeiten der Nachfolger das Werk eines tüchtigen Mannes
und sein Andenken ehrte: der alte Feind Oesterreichs, die Weichlichkeit
Genußsucht, der Mangel an Hartnäckigkeit und Hingebung untergrabe nei-
lles, was schon aufrecht zu stehen und hoch zu ragen scheine. So Scherer.
die hervorragendsten Deutschen in Oesterreich mehr von der Zähigkeit und
haftigkeit eines S. gehabt hätten, da manche ihn durch Geistestiefe und
swärme doch weit überragten, gewiß, der hochbegabte deutsche Stamm
heute in Oesterreich nicht um seine Existenz gegen Czechen und Slawen
gen nöthig haben.

Litteratur in Goedeke's Grundriß IV, 2. Aufl., § 222, S. 183 v. Unter-
meten. — Dazu Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland IV,
—854. — Ad. Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreich. Censur, 1847,
129 f., 183. — Albrecht Haller's Tagebücher hg. v. Ludwig Hirzel, 1883,
110. — Hecker, Geschichte d. neueren Heilkunde, 1839, S. 353 f. Aus-
liches Urtheil über Swieten's Hauptwerk S. 372—392. — J. Kelle,
Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich, 1876, S. 235—236. — Haeser, Ge-
hte d. Medizin, 1881, II³, 617—619; vgl. 638. — Wilhelm Scherer,
träge und Aufsätze, 1874, S. 146. — Erich Schmidt, Lessing II, 306.
. — Der Brief Meinhard's an Gellert in Gellert's sämmtl. Schriften,
7, IX, 217. Daniel Jacoby.

Swieten: Gottfried Freiherr v. S., Staatsmann, geboren bei Leyden
lland im J. 1734, † in Wien am 29. März 1803, war der Sohn des
d Freiherrn v. S., Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia. Er kam im
45 mit seinen Eltern nach Wien und vollendete seine Studien an der neu
ten theresianischen Ritterakademie. Auf Wunsch seines Vaters und durch
einflußreiche Stellung begünstigt, widmete sich Gottfried v. S. zunächst
plomatischen Laufbahn und versah in dieser ereignißvollen Zeit die Ge-
haftsposten in Brüssel, Paris, Warschau und Berlin. Wenige Jahre nach
ode seines Vaters gab er diese Laufbahn auf und wurde im J. 1777
Präfecten der k. k. Hofbibliothek ernannt, welche Stelle sein Vater durch
ahrzehnte bekleidet hatte und er selbst bis zu seinem Tode bekleidete. Sein
liches Streben, die Benutzung und den wissenschaftlichen Werth dieses
utes zu fördern, scheiterte an seinem Mangel an Ausdauer bei Bewältigung
chwierigkeiten und seinen anderweitigen, mehr künstlerischen Neigungen.
en wurde die Hofbibliothek unter S. wesentlich bereichert. Er erwarb für
e im J. 1780 die alte Wiener Stadtbibliothek, einst ein Bestandtheil der
Kaiser Friedrich II. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründeten
rschule, welche aus 76 Handschriften, 351 Incunabeln und 3905 Werken
d, 1783 zahlreiche Schätze der aufgehobenen Klöster in Krain, Tirol und
mark, im J. 1782 kostbare Blätter Rembrandt'scher Kupferstiche aus der
'schen Sammlung in Paris, im J. 1784 wichtige französische Kupferstich-
1786 eine zahlreiche Auswahl von Büchern und Kupferstichen aus der
lung des Grafen Camus de Linar, dann 10 000 gedruckte Werke aus der
lung des Grafen La Vallière und 1794 eine große Zahl von Kupfer-

stichen aus der Sammlung des Fürsten de Ligne, wozu der damalige Custos der Hofbibliothek, Adam Bartsch, als Kunstforscher und Kunstkenner berühmt (s. A. D. B. II, 112), viel beigetragen haben mag. Von Kaiser Josef II. hochgeschätzt, wurde S. 1781 Präses der Studien- und Büchercensur-Hofcommission und nahm in dieser Eigenschaft auf das Schulwesen und das geistige Leben Wiens großen Einfluß. Er überwachte persönlich den Gang der Prüfungen, unterstützte aufkeimende Talente durch Ertheilung von Stipendien und half dabei selbst aus eigenem Vermögen mit. Die Wiener Dichter Blumauer, Denis, Mastalier, Retzer u. A. fanden an S. einen wohlwollenden Gönner und er sicherte deren Fortkommen durch Aufnahme in den Staatsdienst. Ein leidenschaftlicher Freund der Musik, trug er durch Veranstaltung großer Productionen der Werke von Bach und Händel in seinem Hause und in den Palästen des Adels wesentlich zur Pflege classischer Vorbilder bei. In seinem Hause verkehrten Haydn und Mozart, mit welchen er bis an deren Lebensende in regem Verkehr stand. S. war es auch, welcher frühzeitig die Bedeutung Beethoven's erkannte und demselben Gelegenheit gab, sich weiter auszubilden. Als nach dem Tode Kaiser Josef's II. die bisherigen Unterrichtseinrichtungen abgeändert wurden, legte er sein Amt als Präses der Studien-Hofcommission nieder und blieb nur noch Präfect der Hofbibliothek. S. starb unvermählt.

Wurzbach, Biographisches Lexikon XLI, 50. K. Weiß.

Swinthila: Westgothenkönig (621—631). Der tüchtige König Sisibut (612—621) (s. A. D. B. XXXIV, 418) hatte schon bei Lebzeiten die Wahl seines Sohnes Rekared II. zu seinem Nachfolger zu sichern vermocht: als dieser aber bereits zwei Monate nach seinem Regierungsantritt starb (16. April 621), ward S. gewählt, der unter Sisibut sich als Feldherr gegen die Aufständischen in Asturien und in den baskischen Grenzlanden wacker bewährt hatte. Er wies auch als König zunächst einen Versuch der Basken zurück, in das tarraconische Spanien vorzudringen: er überraschte sie in den Felsenpässen (von Alava und Rioja?) so plötzlich mit seinem Heere, daß diese „bergdurchschweifenden Stämme“ sich ohne Widerstand unterwarfen, Geiseln stellten und sich verpflichteten, selbst mit zu bauen an einer vom König geplanten Veste Oligitum, die vor allem bestimmt war, gerade gegen die Basken die Grenze zu sichern. Den größten Ruhm aber erwarb sich S. dadurch, daß er die Halbinsel völlig von den Byzantinern säuberte, die unter Justinian, von den katholischen Bischöfen und deren Günstling Athanagild ins Land gerufen, sich achtzig Jahre lang in den Küstenfestungen behauptet hatten. Sisibut hatte freilich schon einen großen Theil dieser Vesten bezwungen: aber S. vollendete nun das Werk: mit der an ihm gerühmten Raschheit überfiel er die Byzantiner, schlug sie in offener Feldschlacht, nahm den einen Patricius gefangen, gewann den zweiten für sich und bedrängte nun die führerlosen Besatzungen in ihren letzten Vesten in Algarbien der Art, daß sie endlich das Land räumten und sich einschifften: erst jetzt war es erreicht, daß ganz Spanien und Portugal unter gothischer Herrschaft stand. Vielfach erinnert S. an König Leovigild (s. A. D. B. XVIII, 406), den Gewaltigen, der zuerst Portugal (das Suebenreich) den Gothen erworben hatte: auch S. — „der Vater der Armen“ hieß er im Volk — nahm sich der Kleinbauern, der geringeren Freien gegen die verderblich anschwellende wirthschaftliche und politische Uebergewalt der weltlichen und zumal der den Staat bereits beherrschenden geistlichen Großen an. Sehr verständigermaßen trachtete der König auch danach, wenn nicht die Krone grundsätzlich erblich zu machen, doch die bei der nächsten Thronerledigung zu erwartenden Kämpfe um die Krone — bildeten sie doch die Regel! — dadurch zu verhüten, daß er (wie Sisibut und Leovigild) schon jetzt seinen Sohn Rikimer als seinen Mitkönig und dereinstigen Nachfolger

rkennen ließ. Daß er dies durchzusetzen vermochte, verdankte er wol nur dem anz seiner Kriegsthaten: denn der geistliche und der weltliche Adel vertheidigten s so staatsverderbliche Wahlwesen als die wichtigste Schanze ihrer herrschenden ellung im Reiche. Vielleicht erbitterte gerade dieser Erfolg die beiden über- chtigen Stände noch schärfer gegen den König. Daß er den Bischöfen, die sen Staat seit Rekared I. beherrscht und zu Grunde gerichtet haben, so daß dem ersten Anfall maurischer Räuber nach Einer verlorenen Schlacht erliegen ßte, nicht geneigt war, erhellt daraus, daß er in den zehn Jahren seiner gierung auch nicht einmal eine Kirchenversammlung berief (deren jährlichen sammentritt zahlreiche Concilienschlüsse verlangt hatten), diese gefährlichen eresmusterungen der Geistlichkeit, die schon durch die bloße Zurschaustellung der cht der Bischöfe diese jedesmal erhöhten. Gegenüber den beiden herrschenden nden zusammen — den Bischöfen und dem trotzigen Weltadel — gewährte schwache westgothische Königthum nicht ausreichende Mittel des Widerstandes. Geistlichen, erbittert durch die allerdings gesetzwidrige Unterlassung der Be- ung eines Reichsconcils, untergruben — so darf man nach vielen Vorgängen Gothenreiche und anderwärts kecklich vermuthen — in unablässig frommem er die einzige Stütze des gottlosen Königs, die Liebe und das Vertrauen des ngeren Volkes, wozu Strafen, über hochverrätherische Verschwörer verhängt, den Vorwand lieferten.

Für das schlechte Gewissen und die Vaterlandsliebe der verbündeten Priester d Junker — denn dieser reichsverderberische Adel verdient den Namen: er setzte nen Trotz und Vortheil über das Wohl und das Gesetz des Staates — ist bezeichnend, daß sie doch nicht zu hoffen wagten, den tapferen und bei den meinfreien immer noch beliebten König zu stürzen, ohne Hülfe des alten Erb- ndes: — des merowingischen Frankenreichs. Vaterlandsliebe hat bei jenen beiden änden im Westgothenreiche gegenüber den Anforderungen der Partei eben niemals geringste Bedeutung gehabt. Sie erkauften schamlos und ehrlos die Hülfe der anken durch Preisgebung eines nationalen Kleinods, noch reicher an Ruhmes- an Goldeswerth. Sisinanth (s. A. D. B. XXXVI, 421), der von dieser Partei hobene Gegenkönig, bisher ein comes in der stets unsicheren septimanischen Land- aft des Gothenreiches, bot dem Merowingen Dagobert I. (s. A. D. B. IV, 689), Sohne Chlothachar's II. und Enkel Fredigundens, als Preis für seine Waffen- fe das edelste Stück des gothischen Staatsschatzes: jenes fünf Centner schwere dbecken, das dereinst Held Thorismund (s. d.), der Besieger Attila's, von Aëtius dem Sieg auf den catalaunischen Feldern als Beuteantheil erzwungen hatte. gierige Merowing ging mit Freuden auf einen Handel ein, bei dem er in ung und Gegenleistung gewann und schickte zahlreiche Hülfstruppen. Sisinanth zwei Feldherrn Dagobert's führten die vereinten Septimanier und Franken die Pyrenäen und, da die Verschworenen in Spanien ihnen zufielen, statt bekämpfen, gelangten sie ohne Schwertstreich bis Saragossa: hier wollte S. entgegentreten: allein die Uebermacht der Feinde und der Verrath in eignen Lager waren so stark, daß Alles, auch sein eigner Bruder Gaila, von fiel und Sisinanth allgemein als König anerkannt wurde (16. April 631). errathene verschwindet, wie so mancher König dieses Reiches, der die Ueber- der Bischöfe nicht hatte dulden wollen, mit seinem Sohn in einem Kloster: Vermögen seines Hauses ward eingezogen. Die versprochene Goldschüssel Sisinanth den Gesandten des Merowingen aus, doch die Gothen, den des nationalen Kleinods nicht ertragend, nahmen es mit Gewalt zurück Dagobert mußte sich mit einer Entschädigung von 20000 Solidi zufrieden (= 240000 Mark). Das nun von Sisinanth einberufene Concil bestrafte

den Verräther Gaila, der, wie es scheint, neuen Verrath spann, durch Einziehung seines Vermögens und befestigte den vollen Sieg des Krummstabes über die Krone; den Vorsitz führte derselbe fromme und heilige Isidor, Metropolit von Sevilla, — einer der größten Gelehrten und Lehrer des ganzen Mittelalters — der ehedem den „Vater der Armen" bis zum Himmel erhoben hatte mit seinem Lob: jetzt fand er für den gestürzten Helden kaum Worte des Tadels genug.

Quellen und Litteratur wie unter Sisibut und Sisinanth; genauere Angaben s. Dahn, Die Könige der Germanen V (1870) S. 184—190.

Dahn.

Swoboda: Karl S., auch Svoboda geschrieben, wurde am 14. Juli 1824 zu Planic in Böhmen geboren und von seinem Oheim Wenzel Alois S., Professor am Kleinseitener Gymnasium zu Prag, erzogen. Auf Verwendung des Graf Franz Thun, der eine Zeichnung Swoboda's gesehen hatte, durfte er als Schüler in die unter Chr. Ruben's Leitung stehende Prager Akademie eintreten. S. wendete sich hier dem Fache der Historienmalerei zu und wählte mit Vorliebe Stoffe aus der Specialgeschichte seines Heimathlandes, ein Umstand, der viel dazu beitrug, seinen Namen bei den Czechen populär zu machen. Er galt in gewissen Kreisen als der erste slavische Maler der neueren Zeit, doch hat er es nicht verstanden, diesen Ruf zu behaupten, da er von jüngeren Kräften bald überflügelt wurde. Seit dem Jahre 1851 lebte er in Wien, wo er zahlreiche und ehrenvolle Aufträge erhielt. Eines seiner Gemälde: „Karl V. auf der Flucht vor Moritz von Sachsen", im J. 1859 vollendet, wurde im J. 1864 aus Staatsmitteln für die Galerie des Allerhöchsten Kaiserhauses angekauft und befindet sich seit dem Jahre 1876 in der Gemäldegalerie der k. k. Akademie in Wien. Im Rudolphinum zu Prag wird ein anderes Gemälde von S. aufbewahrt. Es stellt „die besiegten Mailänder vor dem Kaiser Friedrich Barbarossa und seinem Bundesgenossen König Vratislav von Böhmen" dar. Im J. 1863 im Auftrag der Verbindung für historische Kunst gemalt und von dieser für 2000 Thaler angekauft, kam es im J. 1868 als Gewinn nach Prag. Unter den Fresken des Belvedere auf dem Hradschin in Prag rühren sechs von S. her. Ebenso lieferte er für den Repräsentationssaal der bischöflichen Residenz in Czernowitz eine Anzahl von Fresken. S., der in Wien in behaglichen Verhältnissen lebte, starb plötzlich an einem Schlaganfall am 12. September 1870.

Vgl. Wurzbach XLI, 67—74. — C. v. Lützow, Geschichte der Kais. Kön. Akademie der bildenden Künste. Wien 1877. S. 114. — Ders., Katalog der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien. Wien 1889. S. 384. — [Victor Barvitius], Katalog der Gemäldegalerie im Künstlerhause Rudolphinum zu Prag. Prag 1889. S. 228. — Andreas Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1873. II, 581.

H. A. Lier.

Swoboda: Rudolf S., Landschaftsmaler, wurde am 23. Januar 1819 in Wien als Sohn eines Wollhändlers geboren und wie sein Bruder Eduard an der Wiener Akademie zuerst unter Mößmer und dann unter Dallinger zum Landschafts- und Thiermaler ausgebildet. Längere Reisen in Oberitalien, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland dienten dazu, seinen Anschauungskreis zu erweitern. Seit dem Jahre 1839 trat er bei den Ausstellungen der Wiener Akademie Jahr für Jahr mit einem oder mehreren Gemälden auf, für die er für jene Zeit ziemlich hoch zu nennende Preise fordern durfte. Die meisten dieser Bilder zeigten eine Verbindung von Landschaft und Thierstück, und zwar verstand sich S. ebensogut auf die Darstellung von Rindvieh, als auf die von allerlei Jagdwild. Im J. 1842 erhielt er für eine „Waldpartie mit prächtigem Baumschlag und einer mittelalterlichen Jagdstaffage" die große goldene Medaille der k. k. Akademie der Künste in Venedig. S. war einer der Gründer des heute

noch bestehenden „Oesterreichischen Kunstvereins", der seit dem Jahre 1850 seine Wirksamkeit begann und viel zur Belebung des Kunstinteresses in Wien beitrug. Auch gehörte er der k. k. Akademie der Künste und dem Wiener Albrecht-Dürer-Verein als Mitglied an. In den letzten Jahren seines Lebens durch Kränklichkeit im Schaffen behindert, starb S. am 24. April 1859.

Vgl. Wurzbach XLI, 74—77. — Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens, 1788—1888. Wien 1888. S. 188, 189.

H. A. Lier.

Syburg: Friedrich Wilhelm v. S., königlich preußischer Generalmajor, der ältere von zwei Brüdern, welche in den Kriegen Friedrich's des Großen als Generale dienten, war am 1. Juli 1709 in Preußen geboren. Sein Vater war russischer Oberst, seine Mutter eine v. Tettau aus dem Hause Sandlacken. Er ward 1722 in das preußische Cadettencorps aufgenommen und trat 1730 als Gefreiter-Corporal beim Infanterieregimente v. Dönhof (Nr. 13) in das Heer. 1735 wurde er zum Secondlieutenant, am 2. Dec. 1744 zum Hauptmann und am 5. Juli 1749 zum Major befördert. Als solcher zog er in den siebenjährigen Krieg und rückte während desselben zum Generalmajor auf. 1759 erhielt er das Infanterieregiment Nr. 13, welches er 1762 mit Nr. 16 vertauschte. S. starb am 30. August 1770 auf seinem Gute Wackern bei Königsberg i. Pr. Er wird gleich bei Beginn des siebenjährigen Krieges als Major beim Regimente Itzenplitz wegen seines tapferen Verhaltens au poste de Sallsel, wo Panduren ihn angriffen, rühmend erwähnt (Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen XIV, 93); für Auszeichnung in der Schlacht bei Lobositz am 1. October 1756 erhielt er den Orden pour le mérite. Am meisten aber wird sein Name gelegentlich des am 15. Februar 1761 bei Langensalza gelieferten Treffens genannt, in welchem er an der Spitze einer Abtheilung von 6 Bataillonen und 25 Schwadronen mit 20 Geschützen in Gemeinschaft mit dem hannoverschen General v. Spörcken die Franzosen und Sachsen unter den Generalen Stainville und Graf Solms schlug. Im Feldzuge des Jahres 1762 leistete er an der Spitze einer größeren Abtheilung bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen gute Dienste; bei Hochkirch und später bei Torgau, wo er eine der beiden zum ersten Angriffe verwendeten Grenadierbrigaden befehligte, war er verwundet worden. Außerdienstlich machte er sich durch die unbegrenzte Verehrung bemerklich, welche er seinem Kriegsherrn zollte. Was dieser gesagt oder gethan hatte, war für ihn bewundernswerth und unübertrefflich. Wer nur das Geringste daran auszusetzen fand, zog Syburg's ganzen Zorn auf sich.

Fortgesetzte neue genealogisch-historische Nachrichten, 121. Theil, Leipzig (Heinsius) 1771. — J. Mebes, Beiträge zur Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Staates und Heeres, Berlin 1861, I, 505.

B. Poten.

Sydow: Karl Leopold Adolf S., geboren am 23. November 1800 in Berlin, kam gleich nach erfolgter Taufe ins elterliche Haus nach Charlottenburg, wo sein Vater Bürgermeister war. Als eines von sieben Kindern, verlebte er seine Jugend unter dem Druck der Kriegsjahre in den kümmerlichsten häuslichen Verhältnissen. Den ersten Unterricht genoß er in der Dorfschule des Ortes; vom 9. bis 12. Lebensjahre durfte er an dem Privatunterricht theilnehmen, den einige wohlhabende Familien ihren Kindern gewährten. Die Ereignisse der Kriegsjahre, besonders die sich in der Nähe Charlottenburgs abspielenden, wie die Belagerung von Spandau, die Explosion des Juliusthurms daselbst, der Donner der Schlacht von Großbeeren, der Durchzug Napoleon's mit seinen Scharen, was alles wiederholt persönliche Gefahren mit sich brachte, blieben trotz der Jugend des Knaben von nachhaltigem Eindruck für sein Leben. Ostern 1812 bezog S. das Gymnasium zum „grauen Kloster" oder, wie es damals hieß, das „berlinisch köllnische

Gymnasium in der Klosterstraße" unter dem Director Professor Joh. Joachim Bellermann. Täglich mußte der Knabe den eine Meile weiten Weg durch den damals völlig unwegsamen Thiergarten, der beide Städte trennt, machen. Der Unterricht war ihm freigegeben, für seinen Unterhalt konnte ihm der Vater aber nur 15 Pfennige täglich mitgeben, so daß er von Untersecunda an schon begann, Nachhülfestunden zu geben, infolge der Anstrengung und schlechter Ernährung aber körperlich zurückblieb. 1815 wurde er vom Propst Pappelbaum confirmirt, und 1819 von Marheineke bei der Berliner Universität immatriculirt, nachdem er als primus omnium die Abiturientenprüfung glänzend bestanden hatte. Da verlor er im Winter 1819 den Vater, und mußte nun neben seinem Studium, das ihm überhaupt nur durch Stipendien ermöglicht worden war, durch weiteren Privatunterricht seiner Mutter, die mit den sechs andern Kindern nach Berlin gezogen war, einen großen Theil des Haushaltes bestreiten helfen. Schon im zweiten Semester hörte er Schleiermacher, der zum ersten Mal „Das Leben Jesu" als eigene Disciplin einführte, dessen begeisterter, treuester Schüler er wurde, und bei der Herausgabe von dessen Werken er sich später auch betheiligte. Bis an sein Lebensende blieb er sich des tiefgreifenden Einflusses dieses Lehrers auf seinen ganzen Bildungsgang bewußt. Eine weitere bedeutende Einwirkung verdankte er dem tiefsinnigen Menken, welcher ihn aus engen pietistischen Banden, in die er kurze Zeit zu gerathen drohte, endgültig befreite, und dem Kirchenhistoriker Neander, der ihn zu sich heranzog, seinen Studiengang regelte und ihn von da ab in väterlicher Freundschaft überwachte. Als Turner wurde er auch in die „demagogische Untersuchung" verwickelt, hatte sich aber nur einer Vernehmung vor dem Universitätsgericht zu unterziehen, die ohne weitere Folgen blieb. Als er sich 1822 zum ersten theologischen Examen rüstete, wurde ihm auf Verwendung seiner Lehrer, die ihn nicht aus den Augen verloren hatten, die Stelle als „Repetent" oder „Civilgouverneur" am Berliner Cadettencorps angeboten, die er auch annahm. Sein Examen mußte er nun hinausschieben, da seine Thätigkeit einen großen Theil seiner Zeit absorbirte, und ihn die wachsenden Ansprüche seiner Geschwister zu angestrengtem Privatunterricht und Nebenverdienst nöthigten. Dazu bedurfte sein Körperzustand in jener Zeit Schonung, wo er während eines einzigen Studienjahres von einem kleinen Jüngling zu der imposanten Höhe von 6 Fuß 3 Zoll herangewachsen war, und zwei böse Lungenentzündungen überstanden hatte. So blieb er fünf Jahre in der Repetentenstellung, ehe er seine Prüfungsarbeiten abgab. Am 9. März 1827 war der Termin des mündlichen Examens, nach dessen Beendigung ihm „in allen Fächern" das Prädicat „vorzüglich gut" ausgestellt wurde, zugleich mit der Bemerkung, daß er von dem zweiten Examen überhaupt zu entbinden sei. Wenige Monate darauf erhielt er die Stelle als Geistlicher am Cadettencorps, worauf er im Mai 1828 Rosalie Ziegler, die Tochter eines Polizeirathes und Vorstehers des Fremdenbüreaus, heimführte, mit der er in zwölfjähriger, glücklichster Ehe lebte, bis sie nach schwerem Krankenlager erlöst wurde und ihn mit sieben kleinen Kindern zurückließ. Bis zum Jahre 1836 wirkte S. noch am Berliner Cadettencorps, als Friedrich Wilhelm III., der häufig sein Zuhörer in der Garnisonkirche gewesen war, ihn als seinen Hof- und Gardedivisionsprediger nach Potsdam berief. Nicht ganz vier Jahre wirkte er noch dort unter den Augen seines ihm sehr wohlwollenden Patrons, als durch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. an Stelle der bis dahin fast stillen Atmosphäre des Hofes und öffentlichen Lebens eine ganz andere Strömung trat. Kaum ein Jahr war vergangen, als S. von demselben den Auftrag erhielt, als Mitglied einer Commission nach England zu gehen, um die kirchlichen Zustände dort zu studiren, in erster Linie darüber zu berichten, mit welchen Mitteln dort, dem rapiden Anwachs der

Bevölkerung gegenüber, den kirchlichen Mängeln abgeholfen würde, da in Berlin schon damals, ähnlich wie in London seit einem Jahrhundert, die kirchlichen Versorgungsmittel hinter den neu erwachten Bedürfnissen lebendiger Religiosität zurückgeblieben waren. S. speciell hatte noch den Auftrag, über das von England und Preußen gegründete „Bisthum von Jerusalem" ein Gutachten abzugeben, eine Sache, an der der König seit seiner Jugend hing, und zu deren Anbahnung er bereits Bunsen als Gesandten hinübergeschickt hatte. Mit diesem gemeinsam sollte auch S. die liturgischen Arbeiten, Gesang, Gebetbuch, Liturgie und Agende für die Gemeinde ausarbeiten, — eine Aufgabe, der sich derselbe mit allen Kräften unterzog, erschwert dadurch, daß er drüben erst die Sprache erlernen mußte. Kurz vor seine beabsichtigte Heimkehr fällt der Höhepunkt des Kampfes für die Befreiung der presbyterianischen Kirche aus den Banden staatlichen Patronats. Zur Austragung dieses Conflictes tagte in Edinburgh die „general assembly", der mit einem vollständigen Bruch, mit der Loslösung von 200 Geistlichen von der established church endigte, welche in feierlichem Zuge die Kirche verließen, um eine „freie Gemeindekirche" zu gründen. S., der diesem Act beigewohnt hatte, erhielt bei seiner Rückkehr nach London in der Abschiedsaudienz, die er bei der Königin Victoria hatte, von dieser und dem Prinz Gemahl den Auftrag, „für ihre Regierung ein kirchenrechtliches und kirchenpolitisches Gutachten" über diesen Vorgang auszuarbeiten. Der Urlaub dazu wurde von Preußen bewilligt, sein Aufenthalt drüben dehnte sich aber bis zu 2½ Jahr aus. Dies Gutachten, welches er englisch schrieb und in welchem er sich für „die freie Kirche" entschied, übersetzte er später ins Deutsche unter dem Titel: „Die schottische Kirchenfrage zu Nutz und Frommen unsrer vaterländischen Verhältnisse". Ostern 1844 kehrte S. nach Potsdam zurück, und mußte einsehen, daß seine Anschauungen mit denen seines königlichen Auftraggebers mehr und mehr auseinander gingen. Es hatte sich eigentlich bei seiner Mission darum gehandelt, ob auch in Preußen presbyteriale oder bischöfliche Verfassung, zu welcher letzteren der König neigte, zur Geltung kommen sollte. Die kirchliche Bewegung war aber inzwischen in Preußen auch in Fluß gekommen, und S. wurde unmittelbar nach seiner Rückkehr als zweiter Vorsitzender in die Provinzialsynode und 1846 in die Generalsynode berufen, wo er auch hier, besonders in der Commission, die über das Ordinationsgelübde berieth, mit Nitzsch den freien, das Binden an die alten Formeln ablehnenden Standpunkt vertrat, und „Bekenntnißfreiheit" verlangte. So gingen seine Ueberzeugungen mit denen des Königs allmählich immer weiter auseinander, und S., der nicht anders konnte, als sich selbst treu bleiben, folgte im J. 1846 einem Rufe des Berliner Magistrats, und vertauschte die Hofpredigerstelle mit der Stelle eines Geistlichen an der „Neuen Kirche" zu Berlin, an der er dann 30 Jahre bis zu seiner Emeritirung in Segen gewirkt hat. Das zweite Jahr in der neuen Stellung brachte die Umwälzung der politischen Verhältnisse und die Märzrevolution 1848. Die auf den Barrikaden und im Straßenkampf Gefallenen wurden, da die Neue Kirche im Centrum der Stadt liegt, zur Recognoscirung für die Ihrigen dort aufgebahrt, und von einer Estrade, die auf der großen Freitreppe der Kirche errichtet war, wurden die 183 Särge in feierlichem Zuge zu der Gruft, die man im Friedrichshain für sie bereitet hatte, getragen. S. war von der Stadt als Sprecher für die evangelischen Angehörigen der Gefallenen ernannt. Gleich darauf trug ihm die Stadt auch das Mandat eines Berliner Wahlkreises für die neu einberufene Nationalversammlung an. Maßvoll und besonnen, aber furchtlos und frei, trotz vieler Anfeindungen, ja sogar trotz zweier Attentate, verfocht er auch in den aufgeregtesten Zeiten politischen Wogens seine Ueberzeugung, und erst als er einsah, daß seine milde versöhnliche Art keinen Raum fand in der

Kluft, die sich zwischen Radicalismus und Reaction aufgethan, legte er sein Mandat nieder und zog sich aus dem politischen Leben ausschließlich auf sein Amt zurück. Er war eine durchaus friedfertige Natur, und sein ganz auf das Bauende und Erbauende gerichteter religiöser Charakter fand sich nur schwer in die ihm von den Verhältnissen aufgedrungene Aufgabe und in die Kämpfe, in die er durch seine Wahrheitsliebe gedrängt wurde. Deshalb wurde sein Kampf nie ein negativer, radicaler, und wurde von ihm nur mit den Mitteln des Rechts und der tiefsten Ueberzeugung geführt. Jahrzehnte hindurch, wo er auf der Höhe seiner Kraft stand, scharte sich eine der größten Personalgemeinden um ihn, die sich aus den Gebildeten der Stadt zusammensetzte, welche bei ihm Gemüth und Verstand befriedigt fühlte und die bei ihm Versöhnung zwischen Glauben und Denken fand, wenn er auch oft ziemlich hohe Anforderung an die Kraft des Denkens seiner Hörer stellte. Mit einer Apostelerscheinung verband sich bei ihm ein Zauber des Organs, eine Ruhe des Wesens und völlige Abwesenheit jeglichen Kanzeltons. Er sprach immer frei. Eine Reihe seiner Casualreden, welche auf besonderen Wunsch gedruckt erschienen, mußte er unmittelbar, nachdem sie gehalten, aus dem Gedächtniß herstellen, wie z. B. die Grabreden beim General Brause, Ludwig Tieck, Dr. Jonas, Dr. Krause, die Rede bei der Grundsteinlegung des Schillerdenkmals ꝛc. ꝛc. Mit seinen Freunden Jonas, Eltester, Krause u. A. rief er die „Zeitschrift für die unirte Kirche“ ins Leben, an deren Stelle später unter seiner Mitwirkung die „Protestantische Kirchenzeitung“ trat. Dem Gustav-Adolf-Verein, diesem Werk des Friedens, weihte er einen hervorragenden Theil seiner Kraft und Zeit, trat Jahr auf Jahr für ihn sowie für den Unionsverein, sowie auch später für den „Protestantenverein“, zu dessen Begründern er gehörte, durch zahlreiche Vorträge für die Sache der protestantischen Freiheit ein. Einer dieser Vorträge über „den persönlichen Teufel“, den er in den fünfziger Jahren im Unionsverein hielt, hatte ihm bereits eine Verwarnung des königlichen Consistoriums eingetragen. — Die Werke des freisinnigen, milden Unitariers William Ellery Channing übersetzte er mit seinem Freunde, dem Stadtschulrath Schultze, aus dem Englischen. — In Anerkennung all dieses seines segensreichen Wirkens ernannte ihn die theologische Facultät von Jena im J. 1858 zum Ehrendoctor. So hatte er unter Ehren und Anerkennung einerseits und Anfechtung allerlei Art andererseits sein 72. Jahr erreicht und glaubte die Zeit seiner Hauptkämpfe wohl vorüber, da traf ihn durch Conferenzbeschluß das Loos, unter den von Seiten der Zuhörer zur Besprechung gewünschten Themata im Unionsverein über „die wunderbare Geburt Jesu“ zu reden. Er hatte darin aus der Schrift nachzuweisen gesucht, daß die jüdische Vorstellung von der Gottessohnschaft oder Messianität eine völlig andre gewesen sei, als die später aufgekommene christliche Lehre, und daß im Neuen Testament selbst an den entscheidenden Stellen Jesus als Joseph's Sohn bezeichnet sei. Infolge eines kurzen Zeitungsreferates forderte das Consistorium S. zunächst zur Einreichung des Manuscripts auf und am 4. März 1872 zu vorläufiger mündlicher Vernehmung vor, der am 27. Mai die Eröffnung der Disciplinaruntersuchung folgte. In diese Zeit fiel das 50jährige Amtsjubiläum Sydow's, von dem selbstverständlich die Behörde keine Notiz nahm, dagegen Magistrat, Stadtverordnete, Gemeinde ꝛc. ihn in ungeahntester Weise ehrten. Zwei Stiftungen für „evangelische Wittwen und Waisen“ und für „niedre Kirchenbeamte“, die seinen Namen trugen, wurden unter andern gegründet. Erst am 2. Januar 1873 fällte die Behörde das Urtheil und erkannte auf Amtsentsetzung Sydow's und sofortige Herabsetzung des Gehalts auf die Hälfte. Dieser Spruch entfesselte einen Sturm der Geister über Deutschland und über seine Grenzen hinaus. Zu Hunderten zählten die Adressen und zustimmenden Kundgebungen, die ihm zugeschickt wurden, und entgegengesetzter

rt an die betreffende Behörde gingen. Zwölf Berliner Geistliche erklärten sich in diesem Spruch als mitverurtheilt, die Jenenser theologische Facultät trat für ihn en. Universitäten schickten Deputationen an den Magistrat als Patron, achtzig Familienväter erlangten durch ihr energisches Auftreten, daß der Confirmandenunterricht wenigstens nicht unterbrochen wurde, sondern die Einsegnung zum Schluß auch noch von ihm erfolgen dürfe, ebenso wie Amtshandlungen freigegeben wurden und das Urtheil schließlich nur die Kanzel und das Gehalt traf. Eine wunderbare Fügung war es, daß an dem Tage, an dem S. seinen Vortrag gehalten hatte, Dr. Falk als Nachfolger des Cultusministers v. Mühler ernannt worden war, und dieser an Stelle des erkrankten Oberkirchenrathspräsidenten Matthis den Präsidenten Hermann aus Heidelberg berufen hatte. So reichte S. seine Recursschrift ein, als die Physiognomie der äußeren kirchlichen Zustände eine wesentlich andere geworden war, und am 25. Juni 1873 cassirte der Oberkirchenrath als oberste Instanz das absetzende Urtheil des Consistoriums und gab S. seiner Gemeinde wieder. Noch einmal begann er, getragen von der Liebe und Verehrung derselben, seine Wirksamkeit, bis ihn drei Jahre später körperliche Gebrechlichkeit nöthigte, den Abschied zu nehmen. Noch sechs Jahre konnte er sich in geistiger Frische seines friedlichen Lebensabends erfreuen, und ging am 23. October 1882 nach kurzem Krankenlager heim. M. S.

Sydow: Emil v. S., königlich preußischer Oberst, Militärgeograph und Kartograph, am 15. Juli 1812 zu Freiberg im Königreiche Sachsen als der Sohn eines seiner Zeit als belletristischer Schriftsteller geschätzten preußischen Pensionär-Majors v. S. (s. u. S. 280) geboren, besuchte bis zu seinem 15. Lebensjahre das Gymnasium zu Erfurt und wurde dann, da er Soldat werden wollte, als Hospitant zum Besuche der Divisionsschule zugelassen, trat bei dem dort garnisonirenden 31. Infanterieregimente in den preußischen Militärdienst, wurde mit achtzehn Jahren Officier und schon drei Jahr später Lehrer an letztgenannter Anstalt, zumeist — und zuletzt ausschließlich — mit dem Unterrichte in den geographischen Fächern betraut, deren Pflege seine Lebensaufgabe wurde. Er gehörte mit Roon zu denjenigen Männern, welche der Meinung sind, daß die Militärgeographie eine selbständige Wissenschaft sei und als solche behandelt werden müsse und daß es unrichtig wäre, zu behaupten, daß sie nebst der ihr nahe verwandten Geländelehre nur in Verbindung mit den bezüglichen reinmilitärischen Fächern aufgefaßt werden könne. 1843 als Mitglied der Ober-Militär-Examinationscommission nach Berlin berufen, übernahm er daneben 1849 den geographischen Unterricht des Prinzen Albrecht von Preußen (geboren 1837) und bald nachher die Vorträge über Militärgeographie an der Allgemeinen Kriegsschule, jetzt Kriegsakademie; diese Vorträge hat er bis an sein Lebensende gehalten. Nur in der Zeit von 1855 bis 1860 erlitten sie eine Unterbrechung, weil S. während derselben aus dem Dienste geschieden in Gotha lebte, wo im J. 1855 Justus Perthes die von Dr. A. Petermann herausgegebenen Mittheilungen über wichtige Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie ins Leben rief und S. seine Thätigkeit dieser Zeitschrift und kartographischen Arbeiten widmete. 1860 aber kehrte Letzterer als Major in den Militärdienst und nach Berlin zurück, wurde dem Generalstabe attachirt und 1867 zum Abtheilungschef im Nebenetat desselben ernannt, 1870 wurde er Oberst. Er starb zu Berlin am 13. October 1873 an der Cholera. Der Ruf einer wissenschaftlichen Autorität sei ihm für immer gesichert, sagte Feldmarschall Graf Moltke in einem seinem Andenken gewidmeten Nachrufe. — E. v. S. begann seine Thätigkeit als Kartograph schon 1838 mit der Herausgabe einer in 64 Sectionen erschienenen Weltkarte. Es folgten derselben eine Reihe anderer Veröffentlichungen auf dem Gebiete des Kartenwesens, welche fast alle eine große Zahl von Auf

lagen erfahren haben, so ein „Schulatlas“ in 42 Blättern, ein „Methodischer Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde“ in 34 Blättern, eine „Karte von Thüringen und dem Harz“, ein „Atlas zur deutschen Uebersetzung von Thiers' Geschichte der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs“, ein „Hydrotopischer Atlas“ in 27 und ein „Orographischer Atlas“ in 24 Blättern, sowie verschiedene Netzatlanten. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist, abgesehen von dem erläuternden Beiwerke zu den Atlanten, in Zeitschriften, namentlich in den obengenannten Mittheilungen, in „Unsere Zeit“ und in den Beiheften des Militär-Wochenblattes niedergelegt. In letzteren erschien auch, zuerst als 1. bis 3. Beiheft des Jahrganges 1869, die sodann selbständig herausgegebene, zuletzt in ihrem dreizehnten Jahrgange 1883 mitgetheilte „Registrande“ der geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabes, deren eigentlicher Schöpfer S. war. — Großes Verdienst hat er sich um die reiche Ausstattung mit brauchbaren Karten erworben, welche die preußischen Heere in die Feldzüge der Jahre 1866 und 1870/71 begleiteten.

Militär-Wochenblatt Nr. 89 vom 18. October 1873. B. Poten.

Sydow: Friedrich v. S., Dichter und Schriftsteller, wurde am 23. Mai 1780 in Langensalza als Sohn des damaligen Obersten v. S. und seiner Gemahlin, der jüngsten Tochter des sächsischen Generallieutenants und Kriegspräsidenten v. Zeutzsch, geboren. Als der Vater, ohne Vermögen zu hinterlassen, nach kaum einem Jahre starb, zog sich die Mutter mit ihren Kindern, Friedrich und dessen älterer Schwester, nach dem Städtchen Thum bei Annaberg zurück, wo Friedrich nun durch Privatunterricht herangebildet wurde, bis er an seinem Confirmationstage als dreizehnjähriger Knabe in das kurfürstlich sächsische Infanterieregiment Prinz Maximilian trat. 1798 wurde S., der sich auch beim Regimente durch Selbststudium und Privatstunden weitergebildet und inzwischen in verschiedenen Orten des Erzgebirges garnisonirt hatte, zum Officier ernannt und kam nun nach Dresden. 1806 wurde er einem neugebildeten Grenadierbataillon zuertheilt, mit dem er auch an der Schlacht bei Jena theilnahm, kam dann, als Napoleon den Sachsen im December 1806 Frieden gewährt hatte, als Platzcommandant nach Reichenbach im Voigtlande und wurde im Juli 1808 als Adjutant wieder in sein Grenadierbataillon zurückversetzt, um mit demselben nach Warschau zu gehen, das mit dem neugegründeten Herzogthum Warschau an den König von Sachsen gekommen war. In Glogau, wohin das Bataillon im Februar 1809 verlegt wurde, erhielt S. die Ernennung zum Premierlieutenant des Regimentes Prinz Maximilian, das sich bereits auf dem Marsche befand, um an dem neuen Feldzuge Frankreichs gegen Oesterreich theilzunehmen. Jedoch auf dem Wege nach Wittenberg wurde S. von einem feindlichen Commando überfallen, gefangen genommen und nach Leipzig geführt. Von dort unter der Bedingung, nur nach Auswechslung wieder gegen Oesterreich zu kämpfen, in Freiheit gesetzt, ging er nach Dresden, wo die Bedingung erfüllt und er einem Ersatzbataillone zuertheilt wurde, das jedoch des bald erfolgten Friedensschlusses wegen in Dresden stationirt blieb. Hier vermählte sich S. nun auch mit Wilhelmine v. Griegern (s. unten S. 282), deren Vater ihm allerdings nur unter der Bedingung, die militärische Laufbahn aufzugeben, seine Einwilligung zugesagt hatte. So erbat S. denn im Sommer 1811 von Freiberg aus, wohin er inzwischen als Adjutant versetzt worden war, seine Entlassung, die ihm auch gewährt wurde. Als jedoch 1812 von neuem der Krieg ausbrach, sah er sich genöthigt, mit seiner Civilstellung in Freiberg wenigstens die eines dortigen Etappencommandanten zu verbinden, in der er so außerordentliche Umsicht bewies, daß er, als der Krieg sich auch nach Sachsen zog, zum Delegirten der Provinz ernannt, mit dem Marsch- und Quartierwesen, sowie mit den Spann- und Lieferungsgeschäften betraut

wurde. Auch hier zeigte er bei vielen Gelegenheiten große Entschlossenheit und militärische Umsicht. Nach dem Uebertritt der Sachsen zu den Verbündeten meldete sich auch S. wieder zu den Rüstungen gegen Frankreich und wurde mit der Bildung und Einübung eines Landwehrbataillons beauftragt, das im Frühling 1814 als Reservebataillon nach Dresden bestimmt wurde. Nach dem Frieden wurde er als Landwehrchef nach Schneeberg versetzt, faßte jedoch hier den Entschluß, in preußische Dienste überzutreten und wurde nun dem 1. thüringer Landwehrregiment zuertheilt, mit dem er nach Magdeburg kam, dann aber 1816 als Capitän 1. Classe zum 31. Linienregiment nach Erfurt versetzt. Hier war er nun thätig, bis ihm im J. 1828 ein Fußleiden die Nothwendigkeit auferlegte, seinen Abschied zu nehmen, der ihm auch mit Pension und der Ernennung zum Major bewilligt wurde. S. blieb mit seiner Familie zunächst noch zwei Jahre in Erfurt, siedelte aber dann, als die drei ältesten Söhne aus dem elterlichen Hause kamen, mit der Gattin und drei jüngeren Kindern nach Sondershausen über. Hier widmete er nun, neben vielfachen gesellschaftlichen Pflichten und städtischen Aemtern, seine Hauptarbeitskraft der litterarischen Thätigkeit, die er bereits seit seinem ersten Abgange von der militärischen Laufbahn mit Glück und Eifer verfolgt hatte. Er übernahm die Redaction des Sondershausener Unterhaltungsblattes, schrieb Romane und Erzählungen, die zumeist eine einfache, klare Darstellungsgabe verrathen und dabei doch spannend genug gehalten sind, um die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schlusse wach zu halten, wie: „Alfred von Seltow“ (1811); „Fantasien geschäftsfreier Stunden“ (1813); „Erzählungen und Gemälde“ (1823); „Der berüchtigte Wildschütz des sächsischen Erzgebirges Karl Stülpner“ (1832); „Der Grandmusketier“ (1834) u. a., und wußte sich auch durch Gedichte und Dramen in einfachen, meist glatten Versen Anerkennung zu erringen, wie: „Freimaurerlieder“ (1815); das Drama „Die Fürstenbraut“ (1822), das freilich, wie er auch selbst bekennt, „mehr die poetische Darstellung eines historischen Familiengemäldes, als eine kunstgerechte, in allen ihren Fugen den Forderungen der Bühne entsprechende Leistung“ ist, wozu ihm eine Begebenheit aus dem Geschlechte seiner Mutter den Vorwurf lieferte; ferner die Gedichtsammlung „Poetische Zwischenspiele in der Prosa des Lebens“ (1834); das Trauerspiel „Woldemar oder der Sturm auf Villarosa“ (1834) u. a. Eine große Anzahl seiner späteren Schriften sind den gesellschaftlichen Umgangsformen und der leichten häuslichen Belehrung gewidmet, wie: „Der Mann von Welt“ (1834); „Das Buch der Toaste“ (1843); „Die Jungfrau“ (1836); „Geschenk für Verlobte und Neuvermählte“ (1843) u. a. S. starb an einem Nervenschlage am 10. Decbr. 1845; er hinterließ außer seiner Wittwe 3 Söhne und 2 Töchter. Von seinen Kindern haben sich mehrere später gleichfalls einen Namen gemacht.

Vgl. Asträa. Taschenbuch für Freimaurer, Jahrg. 1846. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1845, daselbst findet sich auch eine Aufzählung seiner Schriften; eine weniger vollständige, aber genauere gibt Goedeke's Grundriß III, 620.

Max Mendheim.

Sydow: Friedrich Bernhard Oskar v. S., der älteste Sohn des Schriftstellerpaares Friedrich und Wilhelmine v. S., wurde am 28. Januar 1811 zu Freiberg in Sachsen geboren, besuchte von 1821 bis 1830 das Gymnasium zu Erfurt, wohin sein Vater im J. 1816 als Capitän 1. Classe versetzt worden war, und bezog 1830 die Universität Berlin. Hier widmete er sich, besonders unter Schleiermacher's und Neander's Leitung, dem Studium der Theologie. Nachdem er sodann die üblichen Prüfungen bestanden hatte, wurde S. 1836 erster Lehrer an der königl. Töchterschule auf der Friedrichstadt und dem damit verbundenen Lehrerinnenseminar; 1839 kam er als Prediger und Schulinspector an die Militär-Knabenerziehungsanstalt nach Annaburg im Kreise Torgau und

schrieb hier bereits seinen erst im J. 1880 (Leipzig bei E. Ungleich) veröffentlichten „Tancred. Ein Lebensbild aus den Zeiten der Kreuzzüge", in dem er in anmuthigem Gewande dichterischer Erzählung die geschichtliche Gestalt eines der Haupthelden des ersten Kreuzzuges darzustellen versucht. Im J. 1843 wurde S. dann Divisionsprediger in Erfurt, 1847 Militäroberprediger des 2. Armeecorps in Stettin und im October 1857 Superintendent und Pfarrer zu Altenkirchen auf Rügen, wo er am 13. Juli 1886 starb. Im J. 1868 hatte ihn die Universität Greifswald durch Ertheilung der Würde eines Doctors der Theologie geehrt. S. ist zwei Mal verheirathet gewesen: in erster Ehe, aus der ein Sohn und eine Tochter stammen, mit einer geb. v. Bülow, in zweiter mit einer geb. v. Hagen, die ihm noch 3 Knaben und 3 Mädchen gebar. Max Mendheim.

Sydow: Wilhelmine Friederike Karoline v. S., Schriftstellerin, wurde als jüngere Tochter des dänischen Hauptmanns Karl Friedr. v. Criegern und dessen Gattin, einer geb. v. Kracht, am 26. November 1789 in Thumitz in der sächs. Oberlausitz geboren. Hier in Thumitz lernte sie auch den Officier Friedrich v. S. (s. o. S. 280), einen Freund ihrer Brüder, kennen, verlobte sich 1807 mit ihm und wurde am 6. Dec. 1809 dessen Gattin. Nach der Pensionirung ihres Gemahls, den sie in die verschiedensten Garnisonen begleitete, lebte sie zunächst mit ihrer Familie in Erfurt und siedelte 1830 mit dieser nach Sondershausen über, wo sie lange Jahre als Vorsteherin eines Frauenvereins wirkte, dessen Zweck Unterstützung und Belehrung der Armen war. Mit einer lebhaften Phantasie begabt und schon seit früher Jugend für die Dichtkunst begeistert, nahm sie nach ihrer Vermählung auch an der schriftstellerischen Thätigkeit ihres Gatten theil und trat nun auch, zunächst unter dem Pseudonym Isidore Grönau, mit selbständigen Schöpfungen, Romanen und Erzählungen, hervor (ihr erster Roman „Die Grafen von Nordheim oder das Räthsel von Friedburg" erschien 1825). Nachdem ihr 1845 der Tod den Gatten entrissen hatte, zog sie zu ihrem verwittweten Sohne Oskar, der damals als Divisionsprediger in Erfurt lebte, später zu ihrer verheiratheten Tochter nach Schleusingen, wo sie am 25. Juni 1867 starb.

Als Romanschriftstellerin steht Wilhelmine v. S. kaum über den für die breitesten Leserkreise schreibenden Zeitgenossen. Wenn sie sich auch überall als geistvolle und kenntnißreiche Frau erweist, so kramt sie doch ihre Kenntnisse oft allzu stark aus und bringt beispielsweise in ihren historischen Romanen so viel historische Einzelheiten an, die zu der Handlung in gar keiner Beziehung stehen, daß ihre Darstellung dadurch breit und langathmig wird und an Interesse eher verliert als gewinnt, obgleich W. v. S. flott und kräftig schreibt. Ihre Abenteurerromane, zu denen eine andere Gruppe ihrer Werke zu zählen ist, sind gleichfalls flott und spannend geschrieben, erheben sich aber, besonders was die Mittel, die Spannung lebendig zu erhalten anbetrifft, auch nicht über die gewöhnliche Höhe ähnlicher Werke.

Ein Verzeichniß ihrer Werke gibt Brümmer's Dichterlexikon und Goedeke's Grundriß III, 620. Max Mendheim.

Sylburg: Friedrich. — S. wurde im J. 1536 zu Wetter, einem nicht weit von Marburg gelegenen Städtchen der preußischen Provinz Hessen-Nassau, als der Sohn eines dortigen Ackerbürgers geboren. Auf der Schule seiner Vaterstadt, der er die Grundlage seiner Bildung verdankte, waren seine Lehrer die Rectoren Joh. Fönilius und Justus Vultejus, von denen der Letztere später Pädagogiarch und zuletzt Professor der hebräischen Sprache zu Marburg wurde. Auch der gelehrte Pfarrer des Ortes, Joh. Pincier (s. A. D. B. XXVI, 148), von dem unter dem Namen Elias Palingenius mehrere Schriften über das heil. Abendmahl veröffentlicht worden sind, nahm sich des begabten Jünglings an und erklärte ihm die Schrift des Kirchenvaters Theodoret über die Vorsehung.

Von Wetter ging S. auf die Universität Marburg, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium der beiden altclassischen Sprachen und der Geschichte beschäftigte. Sodann nach Jena. Die von J. A. Fabricius in seiner Bibl. Graec. III, 169 vorgebrachte und dann vielfach nachgeschriebene Angabe, S. sei dort ein Schüler Lorenz Rhodomann's gewesen, erweist sich schon dadurch als unrichtig, daß dieser seiner Zeit vielgepriesene griechische Verskünstler und Historiker zehn Jahre jünger war als S. und erst 1591 nach Jena gekommen ist (s. A. D. B. XXVIII, 393). Im J. 1559 befand sich S. in Genf und wendete sich von dort nach Paris. Hier schloß er sich eng an den gelehrten Buchdrucker und Buchhändler Henri Estienne (Henricus Stephanus) an, um sich von ihm noch tiefer und gründlicher in die Kenntniß der griechischen Sprache einführen zu lassen. Zum Dank dafür hat er später seinem Lehrer für dessen bekannten Thesaurus Graecae linguae (1572, 5 Bde.) werthvolle Beiträge geliefert, ohne daß dieser, als sich die Gelegenheit dazu darbot, zu einer ähnlichen Dienstleistung sich hätte bereit finden lassen. Neben den altsprachlichen Studien benutzte S. seinen Pariser Aufenthalt auch dazu, sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr von Paris nach Deutschland übernahm S. an der Lateinschule zu Neuhaus bei Worms neben dem Rector Pithopöus und dem Conrector Crell die dritte Lehrerstelle, folgte aber nach einiger Zeit einem Rufe nach Lich in der Wetterau als erster Rector einer Schule, die dort von den Grafen von Solms ins Leben gerufen wurde. Auch an seinem neuen Wohnorte widmete sich S. neben seiner Unterrichtsthätigkeit im Lateinischen, Griechischen und Französischen mit rastlosem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien und ließ als Frucht derselben 1580 zu Frankfurt eine Bearbeitung der „Institutiones in Graecam linguam“ des Niederländers Nicolaus Clenardus (Cleynaerts, s. A. D. B. IV, 322) erscheinen. Dieses Werk, das zum ersten Male 1530 zu Löwen in die Oeffentlichkeit getreten, dann aber wiederholt neu aufgelegt war, umfaßte nur die griechische Formenlehre. S. erweiterte dieselbe durch umfangreiche Anmerkungen und fügte außerdem noch als ganz selbständige Zugabe eine Syntax hinzu, die, wenn man den damaligen Stand der Sprachwissenschaft als Maßstab anwendet, Anerkennung verdient. Jedenfalls fand das Werk den Beifall der Zeitgenossen. Der ersten Ausgabe in 4° folgten verschiedene andere, theils in demselben Formate, theils in 8°, und schließlich hat der gelehrte Gerh. Joh. Vossius es für der Mühe werth gehalten, die Clenard-Sylburg'sche Grammatik noch einmal einer Ueberarbeitung zu unterziehen und sie 1650 neu herauszugeben. Auch die hessischen Landgrafen wußten Sylburg's Kenntniß des Griechischen zu schätzen und boten ihm gegen Ende des Jahres 1581 die erledigte ordentliche Professur der griechischen Sprache auf der Universität Marburg an. S. aber lehnte die ehrenvolle Berufung ab, um durch das akademische Amt nicht in seiner schriftstellerischen Thätigkeit behindert zu werden. Bald verzichtete er auch, um noch mehr Muße für seine gelehrten Arbeiten zu gewinnen, auf das Rectorat zu Lich und zog nach Frankfurt a. M., wo er für die berühmte Wechel'sche Buchdruckerei — Andreas Wechel hatte dieselbe infolge der Protestantenverfolgung in Frankreich 1573 von Paris an das Ufer des Mains verlegt — als Corrector sowie als Bearbeiter und Herausgeber griechischer Schriftsteller thätig war. Von seinen eigenen Werken widmete er die Ausgabe des Aristoteles (5 Bde. 4°, 1584 bis 1587) den hessischen Landgrafen Wilhelm IV., Ludwig IV. und Georg I. Wilhelm IV. ließ ihm dafür als Zeichen seiner Anerkennung aus den Einkünften der Marburger Universität einen jährlichen Ehrensold zufließen, „damit er dadurch zur Bearbeitung und Herausgabe anderer gelehrter Werke Aufmunterung erhalten möge“. Im J. 1591 siedelte S. dann nach Heidelberg über, wohin ihn vor allem der Reichthum der kurfürstlichen Bibliothek an griechischen Hand-

schriften lockte. Hier trat er zu dem gelehrten Buchdrucker Hieronymus Commelius (s. A. D. B. IV, 436) in ein ähnliches Verhältniß, wie er es in Frankfurt zu den Besitzern der Wechel'schen Officin gehabt hatte, erhielt 1595 eine Anstellung an der Bibliothek, starb aber bereits am 17. Februar 1596, nach einem Vermerk in den Acten der Artistenfacultät, „febri ardente et pestilentiali", nach der Inschrift des ihm von seinem Erben gewidmeten Grabsteins „nimiis vigiliis ac typographicis laboribus consumptus". Wenige Tage vor seinem Tode hatte er für die zu besetzende Professur der griechischen Sprache mit Aemilius Portus auf der engeren Wahl gestanden, und vielleicht war es nur der Zweifel an seinem Wiederaufkommen, der bei der Entscheidung gegen ihn in die Wagschale fiel. Verheirathet war er mit der ältesten Tochter seines ehemaligen Lehrers, des Pfarrers Pincier zu Wetter, doch ist über seine Familienverhältnisse so gut wie nichts bekannt. Seine vorzügliche Privatbibliothek fiel zunächst an seinen Erben, den Doctor beider Rechte Joh. Friedr. Gernandus aus Wetter. Was später daraus geworden ist, liegt völlig im Dunkel.

S. gehört zu den bedeutendsten Kennern der griechischen Sprache und Litteratur, die das 16. Jahrhundert aufzuweisen hat. Wie gewandt er die Sprache selbst zu handhaben verstand, zeigen seine zierlichen griechischen Gedichte und seine Uebertragung des Heidelberger Katechismus ins Griechische. Von seiner Bearbeitung der Grammatica Clenardina ist bereits oben die Rede gewesen. Die von ihm veranstalteten Ausgaben einer nicht geringen Anzahl griechischer Schriftsteller sind mit großer Genauigkeit und Sorgfalt gearbeitet und lassen überall Scharfsinn und Feinheit in der Beobachtung des Sprachgebrauchs erkennen. Seine eigenen Verbesserungen wagte er aus übertriebener Aengstlichkeit und Bescheidenheit meist nicht in den Text aufzunehmen, sondern theilte sie in den Anmerkungen mit, in denen sie sich nur allzu leicht der Beachtung entziehen. Einen ganz besonderen Vorzug bilden die den Ausgaben beigegebenen, mit äußerster Sorgfalt zusammengestellten sprachlichen und sachlichen Indices. Außer dem bereits erwähnten Aristoteles edirte er u. A. die Reisebeschreibung des Pausanias (Frankfurt 1583, fol., nach den Vorarbeiten des 1576 verstorbenen Heidelberger Professors Wilhelm Xylander, eig. Holzmann, neu aufgel. Hanau 1613, fol.), Herodot (Frankfurt 1584, 8°), die sämmtlichen Werke des Dionysius von Halikarnaß (2 Bde., Frankfurt 1586, fol.), eine seiner vortrefflichsten Arbeiten, deren Werth namentlich von dem Historiker Niebuhr sehr hoch gestellt wurde, Apollonius Dyskolos *περὶ συντάξεως* (Frankfurt 1590, 4°), das Etymologicum magnum Graecum (Heidelberg 1594, fol.), die gnomischen Dichter Theognis, Phokylides, Pythagoras, Solon u. a. (Heidelberg 1597, 8°), ferner von den griechischen Kirchenvätern Clemens Alexandrinus (Heidelberg 1592, fol.), Theodoret's Werk *Ἑλληνικῶν θεραπευτικὴ παθημάτων* (Heidelberg 1592, fol.), Justinus Martyr (Heidelberg 1593, fol.), Andreas von Kreta's Commentar zur Apokalypse (Heidelberg 1596, fol.), sodann auch einige christliche Dichter, des Apollinaris Paraphrase der Psalmen (Heidelberg 1596, 4°) und des Nonnus Paraphrase des Johannesevangeliums (Heidelberg 1597, 8°). Seine Sammlung der „Scriptores historiae Romanae" (3 Bde., Frankfurt 1588 f., fol.) enthält neben den griechischen auch die lateinischen Quellenwerke der römischen Kaisergeschichte. Außerdem hat er von lateinischen Schriftstellern nur die Scriptores de re rustica (Heidelberg 1595, 8°) herausgegeben; wie sehr er aber die lateinische Sprache beherrschte, zeigen neben seinen Briefen, Vorreden und Anmerkungen auch die Uebersetzungen, die er den griechischen Texten beigefügt hat. Sein Katalog der in der Bibliotheca Palatina vorhandenen griechischen Handschriften (abgedr. Miegii Monum. piet. et litt. Frankfurt 1631, 4°) läßt erst erkennen, welch schmerzlichen Verlust Heidelberg, ja, welchen Verlust ganz

Deutschland 1623 durch die Fortführung jenes unvergleichlichen Bücherschatzes nach Rom erlitten hat.

Vgl. J. G. Jungius, Vita Frid. Sylburgii (Berleburgi et Francof. 1745). — Fr. Creuzer, De Frid. Sylburgii vita et scriptis orat., in Nova Acta soc. Lat. Jenensis ed. Eichstädt, vol. I (Lips. 1806), S. 79—102. — K. W. Justi, Friedrich Sylburg, in Strieder's Hessischer Gelehrten-Geschichte, Bd. 18 (Marburg 1819), S. 481—494. Auch als Sonderdruck, Marburg 1818. In diesem Werke findet sich auch die ältere Litteratur über S. angegeben. — Schoell, Biographie universelle ancienne et moderne, vol. 18 (Paris 1826), S. 301 ff. — Fr. Creuzer, Frid. Sylburgi epistolae quinque ad Paulum Melissum (Francof. 1827). Auch in Creuzer's Opera sel. (Lips. 1854), S. 195—213. — L. Kayser, Heidelberger Philologen im 16. Jahrhundert, abgedr. in der Festschrift zur Begrüßung der 24. Philologenversammlung (Leipzig 1865), S. 142—147. — Die Schriften Sylburg's werden verzeichnet bei Jungius a. a. O. S. 35—38, in Jöcher's Gel.-Lexikon, Bd. IV, Sp. 956 f., in Zedler's Univers.-Lexikon, Bd. 41, Sp. 555—557, am vollständigsten bei Justi a. a. O. S. 490—492. F. Koldewey.

Sylla: Nicaise de S. oder Sille, niederländischer Staatsmann, wurde 1543 in Mechelen geboren und widmete sich dem Studium der Rechte. Von seinem früheren Leben ist wenig bekannt; erst 1576 trat er in das öffentliche Leben, als er als Deputirter der Stadt Namur in der Versammlung der Generalstaaten saß. Er schloß sich mit Eifer der nationalen und oranischen Partei an, erfüllte schon im November dieses Jahres eine Mission nach Gelderland, um diese Provinz zum Anschluß an die nationale Bewegung zu ermahnen und verblieb auf der einst gewählten Seite, als Namur von Don Juan d'Austria auf die des Königs zurückgebracht wurde. 1578 Secretär des Staatsraths, nahm er theil an der Sendung Philipp's von Marnix zur Erledigung der endlosen Streitigkeiten zwischen Groningen und den Ommelanden. Nachdem die nationale Regierung nach dem Norden verlegt war, wurde er Pensionär der Stadt Amsterdam und ist also gewiß zum Calvinismus übergegangen. Als solcher war er eine feste Stütze Oldenbarnevelt's und wurde dreimal als Gesandter nach Dänemark abgeschickt. Als er 1600 starb, sorgte Oldenbarnevelt für seine Familie, was ihm aber von Sylla's Sohne schlecht gelohnt wurde, der 1618 als einer der Fiscale bei Oldenbarnevelt's Proceß betheiligt war.

Vgl. Bor. — van Meteren. — Wagenaar. — Arend u. s. w.

P. L. Müller.

Sylvanus: Johann S. (Silvanus), Antitrinitarier, † (enthauptet) 1572. In die Geschichte des frommen Kurfürsten Friedrich's III. von der Pfalz fällt wie ein dunkler Schatten die traurige Katastrophe der Hinrichtung des pfälzischen Predigers Johann Sylvanus. Diesen finden wir 1570 als reformirten Prediger und Inspector zu Ladenburg in der Pfalz, nachdem er früher katholischer Domprediger in Würzburg, darauf lutherischer Pfarrer zu Calw gewesen war. Sein Gesinnungsgenosse war Adam Neuser, protestantischer Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg. Beide erscheinen als Männer von wenig festem Charakter und ohne tieferen sittlichen Ernst. Sie waren mit dem trinitarischen Dogma der christlichen Kirche zerfallen, leugneten auch die Lehre von der Gottheit Christi. Daher suchten sie Beziehungen mit den Unitariern in Siebenbürgen anzuknüpfen, ja sie kamen sogar auf den Gedanken, mit dem türkischen Sultan Selim II. in Briefverkehr zu treten. Die Führerrolle hatte dabei Adam Neuser, der Verführte war S. Ihn überredete jener, 1570, als gerade unter Kaiser Maximilian II. ein Reichstag zu Speyer gehalten wurde, mit ihm dahin zu reisen und sich für ihre Zwecke des dort anwesenden siebenbürgischen Gesandten zu bedienen. Dies

gelang. Neuser gab dem Gesandten einen Brief an den Sultan und an den bekannten Socinianer Georg Blandrata nach Siebenbürgen mit. Diese Briefe, in denen berichtet war, daß ihre Absender Anhänger in Deutschland hätten und nichts mehr wünschten, als sich mit dem türkischen Sultan zu verbinden, kamen in „unrechte" Hände. Als nämlich der Kaiser Max dem siebenbürgischen Gesandten die von diesem erbetene Allianz aus dem Grunde abschlug, weil dessen Nation die Dreieinigkeit Gottes und die Gottheit Christi leugne, antwortete dieser, daß ja selbst Fürsten und angesehene Theologen in Deutschland dieser Lehre beigetreten seien, und zog die Briefe Neuser's und Sylvan's hervor, die er dem Kaiser überreichte; der Kaiser aber gab sie an den Kurfürsten weiter; so kam diese Angelegenheit vor die Landesregierung der Briefschreiber und brachte sie nach damaligem Rechte in einen peinlichen Proceß. Sie wurden des Arianismus angeklagt und der Hinneigung zum Islam verdächtig gefunden. Die Heidelberger Theologen Ursin, Olevian u. A., welche der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz um ein Gutachten ersuchte, gaben mit alttestamentlicher Strenge als Schüler Calvin's die Erklärung ab, daß die Angeklagten des Todes schuldig seien, also durch das Schwert oder den Henker oder andere Mittel „vom Leben zum Tode gerichtet" werden sollten (der Wortlaut des Gutachtens ist abgedruckt bei Struve, s. unten S. 217—226); die weltlichen Räthe riethen zur Milde und wollten ihnen den Schoß der versöhnenden Kirche nicht verschlossen gehalten wissen. Der Kurfürst war geneigt, der milderen Ansicht zu folgen; aber die Theologen bearbeiteten ihn derartig, daß er sich entschloß, den einen der Ketzer, S., zum Tode zu verurtheilen. Am 23. December 1572 wurde dieser in Heidelberg auf öffentlichem Markte im Beisein des Stadtrichters und des Rathes enthauptet. Er starb, wie die Theologen nach allen Seiten berichteten, „als frommer Christ". Der Kurfürst sorgte freigebig für dessen unschuldige Familie, für seine Wittwe und seinen zwölfjährigen Sohn, welcher aus kindlicher Liebe die lange Gefangenschaft des Vaters getheilt hatte. Der andere Schuldige, Neuser, konnte die Flucht ergreifen, kam durch Siebenbürgen bis in die Türkei und trat dort zum Islam über. (Ein Brief von ihm an den Sultan befindet sich in Struve [s. unten] S. 229—234.)

S. hatte ein Buch geschrieben, betitelt: „Wahre christliche Bekenntniß des uhralten Glaubens von dem einigen wahren Gott und von Messia Jesu dem wahren Christen, wider den drey persönlichen Abgott und zwey genaturten Götzen des Wider-Christs, aus Gottes Wort mit Fleiß zusammengetragen, und in solcher Kürtze beschrieben. Anno 1570." Dasselbe war, sehr sauber geschrieben, handschriftlich unter seinen Schriftstücken bei seiner Verhaftung vorgefunden, ist aber nicht gedruckt worden. Aus seiner früheren Zeit werden von Sandius (s. u.) angeführt: „Contra Eutych. errorem", Germanice 8°; „Adversus Johannis Marpach libri (ni fallor) duo."

Zu vgl. B. G. Struve, Pfälzische Kirchenhistorie (Frankfurt 1721 in 4°), S. 214 ff. — Sandius, Bibliotheca Anti-trinitariorum (Freistadii 1684), S. 60. — Fock, Der Socinianismus I (1847), 238 ff. — Ludwig Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II (1845), S. 45 ff. — A. Kluckhohn, Friedrich der Fromme, Churfürst von der Pfalz (1877—79) S. 378—383, und Derselbe, Briefe Friedrich's des Frommen, Bd. I (1868), Bd. II (1870) an mehreren Stellen (vgl. II, S. 1084 sub voce Silvan). — Klüpfel's Art. Friedrich III. in Herzog's Real-Encyklopädie. 2. A. Bd. IV, S. 688 ff. — Gillet's Art. „Ursinus" ebendaselbst Bd. XVI, S. 238 ff.

P. Tschackert.

Sylvius: s. Egranus Bd. V, S. 692.

Sylvius: Petrus S., katholischer Schriftsteller der Reformationszeit, ge-

boren um 1470 zu Forst in der Niederlausitz, † 1547 (?). Er wurde 1491 zu Leipzig als Petrus Penick de Forst immatriculirt, im September 1501 Baccalaureus, am 7. März 1508 Magister. In seinen Schriften nennt er sich regelmäßig S., nur vereinzelt Forst oder Pienitius. 1508 trat er zu Leipzig in den Dominicanerorden, wollte, da er wegen Kränklichkeit das Ordensleben (namentlich die Klosterkost) nicht vertragen konnte, während des Noviciates austreten, ließ sich aber bestimmen, 1509 die Gelübde abzulegen und wird bald darauf auch zum Priester geweiht worden sein. Wegen andauernder Kränklichkeit wurde er 1514 zu Rom, wohin er deshalb gereist war — er kam auf dieser Reise auch nach Loretto —, mit Genehmigung Leo's X. säcularisirt, trug aber, wenigstens die ersten Jahre, noch das Ordenskleid. Im J. 1524 war S. Prediger zu Kronschwitz (Cronspitz) bei Weida; im November wurde er Pfarrer zu Weida, aber bald von den Lutheranern vertrieben. Anfangs 1525 wurde er Pfarrer in Lohma bei Schmölln, aber auch von dort bald vertrieben. Er lebte nun einige Jahre ohne Anstellung in Leipzig und Dresden. 1528 erhielt er von Herzog Georg eine Kaplanei in Rochlitz. Dort scheint er nicht über das Jahr 1537 hinaus sich haben halten zu können. Seine letzten Schriften sind 1536 gedruckt. Daß er erst 1547 gestorben sei, hat man daraus geschlossen, daß er in W. Eysengrein's Catalogus testium veritatis unter diesem Jahre erwähnt wird. — S. fing schon vor der Leipziger Disputation von 1519 an gegen Luther zu schreiben. In einer der ersten Schriften, die er drucken ließ, im August 1525, verzeichnet er 25 Tractate, die er bereits geschrieben, aber wegen seiner Armuth nicht habe drucken lassen können. In einem späteren Schriftchen sagt er, er habe „all sein Geld, das er überkommen, in die gedruckten Büchlein gesteckt und seinem Leibe abgebrochen"; in einem andern: er habe (bis 1534) „28 Büchlein auf sein Unkost, doch mit Hülfe und Förderung christlicher Herren (wie es scheint, unter anderen des Herzogs Georg und des Leipziger Magistrats) in Druck gebracht". Von 1524 bis 1536 sind einige dreißig deutsche Schriftchen von ihm gedruckt worden, nur drei zweimal. In fast allen wird in Prosa oder in Versen gegen Luther und die Reformation polemisirt. 1527 besorgte er eine neue Ausgabe des Schriftchens von Johannes Cochläus „wider die reubischen und mordischen Rotten der Bawern" (1525) und eines „Sermons des Abts zu Cellen [Paul Büchmann] in Aufnehmung der Reliquien Sancti Bennonis". 1530—33 gab er einige Predigten von Andreas Proles (s. A. D. B. XXVI, 661) heraus. — Die Weise der Polemik von S. zu charakterisiren, genügt eine Stelle, an der er (1534) sagt: Luther sei „nicht allein über alle Ketzer und Erzketzer der allerunchristlichste, verführlichste und verdammlichste, sondern eigentlich ein besessen teuflischer Mensch, ein Rohr und Posaune der bösen Geister, ein vornehmlichster und sonderlichster Vorläufer des lautern Antichrists, durch Wirkung des bösen Geistes empfangen und geboren". Luther erwähnt S. nie. Sein neuester katholischer Biograph, N. Paulus (s. u.), sagt, er habe die zahlreichen Tractate von S. „nur mit geringem Interesse durchgelesen. Der Verfasser weiß in seiner Polemik kein Maaß zu halten; in seinen Anklagen ist er nicht selten übertrieben, in seinen dogmatischen Ausführungen oft zu oberflächlich; zudem spricht er eine Sprache, welche die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellt".

J. K. Seidemann, M. Petrus Sylvius, ein Dominicaner der Reformationszeit, im Archiv für Litteraturgeschichte, 4. Bd. (1875), S. 117—153; Ders., Die Schriften des Petrus Sylvius, verzeichnet und besprochen, ebenda 5. Bd. (1876), S. 6—32, 287—310. — N. Paulus, Petrus Sylvius, im Katholik 1878, I, 49—67. (S. 65 wird ein von Seidemann übersehenes Schriftchen angeführt, 7. und 8. Sermon von A. Proles, 1533.)

Reusch.

Symanski: Johann Daniel S., Dichter, geboren zu Königsberg in Pr. am 8. September 1789, † zu Berlin am 25. März 1857. Einer angesehenen Bürgerfamilie entsprossen, widmete er sich seit Ostern 1807 (nicht 1805) dem juristischen Studium (am 28. März ist er in das allgemeine, am 13. April in das juristische Album der Albertina eingetragen). Nachdem er bereits die Referendariatsprüfung bestanden hatte, trat er im Februar 1813 als freiwilliger Jäger in das ostpreußische National-Cavallerieregiment ein, wurde seit dem Juli 1815 einige Monate beim Corpsdepot des Garde- und Grenadiercorps und weitere 15 Monate als Diätarius beim 4. Departement des preußischen Kriegsministeriums beschäftigt, bis er am 1. Juli 1817 das ebenfalls subalterne Amt eines Expedienten beim Medicinalstabe der preußischen Armee erhielt, welches er bis zum 1. Januar 1845, wo er in den Pensionsstand trat, bekleidete. Die Aufnahme seines Namens in größere Darstellungen der Geschichte der deutschen Dichtkunst verdankt S. einer sehr großen Anzahl dichterischer Erzeugnisse in verschiedenen Arten der lyrischen Poesie, die, von seiner Studentenzeit bis in die zwanziger Jahre hinabreichend, gewöhnlich in der engsten Beziehung zu den Tagesereignissen stehen und, soweit sie vorliegen, von aufrichtig patriotischem Sinne zeugen; ihr dichterischer Werth ist, wenn sie auch nicht eben ungeschickt und bisweilen angenehm lesbar sind, ihrem flüchtigen Zweck entsprechend kein besonders hoher. Sie sind entweder als flugblattartige Einzelschriften oder, zumeist mit ähnlichen Arbeiten Anderer vereinigt, theils in kleineren einbändigen Sammlungen, theils in Zeitschriften erschienen, deren Herausgeber oder wenigstens Mitherausgeber er selbst gewesen ist. Von diesen letzteren haben einige, die satyrischen oder polemischen Inhalts waren („Die Geißel", Königsberg 1814; „Der Freimüthige für Deutschland", Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung, Berlin 1819 f.; „Der Zuschauer", Zeitblatt für Belehrung &c., Berlin 1821—23), das Schicksal gehabt, von der Regierung in ihrem Weitererscheinen durch Verbot verhindert zu sein. Da es aber trotz aller Bemühungen leider nicht gelungen ist, auch nur von einer dieser verbotenen Zeitschriften ein einziges Exemplar aufzutreiben, so muß es unentschieden bleiben, ob Symanski's oder seiner Mitarbeiter Muse bei der Regierung Anstoß erregt hat; in seiner amtlichen Stellung wenigstens hat ihm offenbar seine dichterische und schriftstellerische Thätigkeit nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitet. Er schrieb auch vielfach litterarische und Theaterberichte.

(J. E. Hitzig) Gelehrtes Berlin im J. 1825, Berlin 1826, S. 281 f. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtkunst, III. Bd., S. 192, 248 u. 639 f.; dazu höchst dankenswerthe Mittheilungen aus Acten des k. preuß. Kriegsministeriums. Die Angabe Goedeke's, daß S. im December 1840 als Geh. Justizrath in Königsberg gestorben wäre, beruht auf dem Mißverständniß der im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1840, S. 1420 enthaltenen Todesmeldung seines Bruders. — Inbetreff der von Hitzig angeführten „Diss. de origine carminis elegiaci. Regiom. 1809. 8 maj." dürfte ebenfalls ein Irrthum obwalten, da auch über sie nichts weiter auszumachen ist.

K. Lohmeyer.

Symonis: Daniel S. (Salemyndonis), dramat. Dichter, 1637—1685. S. ist 1637 in Wusseken bei Köslin als Sohn des dortigen Predigers Peter S. und der Barbara Wocke geboren. Er besuchte zuerst die Schulen in Köslin und Kolberg und ward am 17. August 1655 in das Pädagogium in Stettin aufgenommen. Zu gleicher Zeit ließ er sich in Frankfurt immatriculiren (Matrikel herausgegeben von E. Friedländer II, 53). Er hat dann Medicin vornehmlich in Königsberg studirt. Als er von der Universität zurückkam, fiel es ihm ein, für seinen kranken Vater, der Archidiakonus und Schloßprediger in

Köslin war, einmal zu predigen. Als das besser ging, als er dachte, entschloß er sich Theologe zu werden, ging noch einmal auf die Universität (1660 wieder in Frankfurt immatriculirt, Matrikel II, 86) und kehrte 1662 nach Köslin zurück, wo er seinen Vater mit Predigen unterstützte. So kam es, daß er zu Ehren des Herzogs Ernst Bogislav von Croy einst eine Predigt hielt, die er 1665 drucken ließ und dem Herzog widmete. Dadurch kam er zum Rectorate, zuerst in Schivelbein, dann in Rügenwalde. Im J. 1671 ward er dort Pastor und Präpositus und am 4. Juli vom Generalsuperintendenten Dr. Christian Groß in der Schloßkirche eingeführt und der Synode vorgestellt. Mit dem Magistrat der Stadt kam er oft in Streit. Am 22. October 1685 starb er an der Wassersucht. Seit dem 9. Mai 1669 war er mit Dorothea Krüger verheirathet und hatte drei Kinder.

Aufnahme findet S. hier nur wegen seiner ersten Schrift, die er als Student in Königsberg veröffentlichte. Sie führt den Titel: „Der Frygier Aennas, Wi Er nach Smärzentsündlichem Abläben seiner ädlen Kreusen entslagung der trübsäligen Dido mit der huldreichen Lavinie besäliget, izzo bey der Libsäligsten Deutschinne in beruheter annämligkeit befridet worden. Stargard in Verlegung Jacob Hennings Buchhändlers.“ Die Zuschrift ist datirt Königsberg in Pr. den 8. Weinm. im J. 1658 und unterschrieben von Daniel Simonis von Köslin aus Pommern, der Arznei-Weisheit Beflissener. Auf die Widmungszuschrift an mehrere pommersche Edelleute folgt eine „allgemeine Lobrede an die durchleuchtige, großmächtige und unüberwindlichste Königin Deutschinne“ von Salemyndonis. An diese schließt sich ein „Trauerspiel von der Dido. Aus dem IV. Buch von Aeneas“. Das Drama in 5 Aufzügen ist in Versen abgefaßt und behandelt die Liebesqual der Dido ohne jede lebhafte Handlung. Neben Dido, Anna und Aeneas treten auch Götter auf. Auf jeden Aufzug folgt ein Chorgesang. Am Schluß stehen einige in deutsche Verse übersetzte Oden des Horaz. Den Haupttheil des Buches nimmt aber eine prosaische Uebersetzung der Aeneide mit langen Anmerkungen ein. Wie schon der Titel des Werkes zeigt, gehört S. zu den Anhängern Zesen's und ist natürlich von den Königsberger Dichtern beeinflußt. Das Trauerspiel ist ohne jeden poetischen Werth und hat nur litterarhistorisches Interesse. Das Werk, welches Gottsched (Nöth. Vorrath I, 199) und Goedeke (Grundriß III, 214) anführen, ist in der kgl. Bibliothek in Berlin und in der Bibliothek der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde erhalten. In dem letzteren Exemplar fehlt die Widmungszuschrift, dagegen hat es ein mit Bildern geziertes Titelblatt: „Teutsch eingekleideter Virgilius von D. S. Stargart 1659.“

Sonst sind von S. Leichenpredigten, Entwürfe und Dispositionen zu Predigten in der Bibliothek des Marienstiftsgymnasiums in Stettin erhalten. Der Stil ist in allen Schriften sehr affectirt und oft fast unverständlich.

Die biographischen Angaben nach freundlicher Mittheilung des Herrn Superintendenten Leesch in Rügenwalde. — Ueber Symonis handelt sonst Haken, Diplomatische Geschichte Köslins, S. 302 f., wo auch die meisten seiner Schriften aufgezeichnet sind. M. Wehrmann.

Syo: Karl Josef de S., praktischer Jurist, geboren am 26. März 1810 in Düren (preuß. Rheinprovinz) als Sohn eines Weinhändlers, † am 11. Mai 1884 zu Köln am Schlagfluß, der zu einer Lungenentzündung trat. Er legte die Volksschule und das Gymnasium in Düren zurück, machte am 16. Septbr. 1828 das Maturitätsexamen, studirte in Bonn seit 30. Octbr. 1828 erst zwei Semester Theologie, sodann fünf Semester die Rechte, machte nach Zulassung des Justizministers, welcher die Entbindung vom folgenden sechsten juristischen

Semester vom Ausfall des Examens abhängig machte, am 14. Juli 1832 in Köln die erste juristische Prüfung, arbeitete als Auscultator in Köln, legte hier am 8. Januar 1834 die zweite Prüfung „gut" zurück, wurde, nachdem er daselbst die Referendarzeit zugebracht und die dritte Prüfung in Berlin bestanden hatte, am 23. Novbr. 1836 zum Landgerichtsassessor ernannt und am 19. December in Köln eingeführt. Mit Erlaß vom 13. März 1837 wurde er zum Friedensrichter ernannt und am 1. April ihm Wipperfürth angewiesen, wo er auch im J. 1840 Mitglied des katholischen Kirchenvorstands wurde, am 1. Mai 1841 zum Friedensgericht Aachen II versetzt, am 25. Septbr. 1844 vom König „in Betracht seiner Uns angerühmten Tüchtigkeit, Berufstreue, zuverlässigen rechtschaffenen Gesinnungen und übrigen guten Eigenschaften" zum Landgerichtsrath in Aachen, am 1. Octbr. 1863 zum Appellationsgerichtsrath in Köln ernannt. Hier blieb er seit 1. Octbr. 1879 als Oberlandesgerichtsrath thätig. Als er im J. 1882 das 50jährige Dienstjubiläum feierte, wurde ihm der Rothe Adlerorden 3. Cl. mit der Zahl 50 verliehen. — Beantragt war vom Präsidenten Dr. Heimsoeth der niedrigere Kronenorden 3. Cl. mit der Motivirung (neben den auf die Amtsführung bezüglichen Angaben): „er ist streng kirchlicher Katholik. Aeußerungen einer staatsfeindlichen Gesinnung sind von ihm nicht bekannt." — Wegen Schwäche war er am 28. Octbr. 1833 als untauglich zum Militärdienste erklärt. Er gehörte dem preußischen Abgeordnetenhause vom Jahre 1851 bis zu seinem Tode an, war von vornherein Mitglied der „katholischen Fraction", betheiligte sich als solches an allen bedeutenden Handlungen der Partei: so 1852 an dem Antrage, die Ministerialrescripte gegen das Studium in Rom aufzuheben, an dem Antrage vom 9. März 1853 auf Dotation der katholischen Kirche in Grundstücken, und stand in allen Fragen und Abstimmungen zur Mehrheit der katholischen Fraction wie des Centrums. Persönlich war er ein durchaus hochachtbarer Mann, fern von Fanatismus, liebenswürdig und pflichttreu. — Die biographischen Angaben fußen auf Acten. — Seine einzige litterarische Arbeit ist: „Das die Kirchenfabriken betr. Decret vom 30. Dezbr. 1809 übersetzt und unter Berücksicht. der darauf bezügl. preuß. Gesetze erläutert." Köln 1861, 1864 (mit Erläuterung der erzbischöfl. Verordnung vom 31. Jan. 1849 u. a.).

v. Schulte.

Syrbius: Johann Jakob S., lutherischer Theologe, † 1738. Syrbius' Bedeutung liegt nicht sowol auf dem theologischen als vielmehr auf dem philosophischen Gebiet; dogmatisch in den Bahnen des vom Pietismus angehauchten milden Lutheraners Buddeus wandelnd, nahm er Wolf gegenüber eine selbständige Stellung ein und bekämpfte zu Gunsten einer milden Orthodoxie vom Standpunkte eines besonnenen Eklekticismus die Wolf'sche Argumentationsweise besonders in seinen Schriften „Institutiones philosophiae primae" etc. 1726, Bericht von 1725 und 24 Punkte von 1727 (s. unten). S. wurde am 16. (nach andern am 26.) Juni 1674 zu Wegmar, einem Dorfe im Ohrdruff'schen Gebiete in Thüringen geboren. Von seinem Vater, dem dortigen Prediger M. Joh. Heinrich S., zuerst unterrichtet, dann auf der Schule zu Ohrdruff und auf dem Gymnasium zu Gotha vorgebildet, bezog S. als 19jähriger Jüngling 1693 die Universität Jena, wo er hauptsächlich Theologie, aber auch Philosophie, Geschichte und Sprachen studirte. 1696 promovirte er als Doctor der Philosophie und that sich durch Vorlesungen und Disputiren so vortheilhaft hervor, daß die philosophische Facultät ihn 1701 zu ihrem Adjuncten ernannte. 1704—1707 leitete er auf Grund einer Vocation von seiten des Herzogs Johann Wilhelm zu Eisenach das dort angelegte theologische Seminar als Ephorus, kehrte aber 1707 nach Jena zurück, um hier eine ordentliche Professur für Logik und Metaphysik zu übernehmen. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie

und bei Gelegenheit der Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession auch Doctor der Theologie. 1734 rückte er in eine ordentliche Professur der theologischen Facultät ein, konnte dieselbe aber nicht lange mehr verwalten, da er bereits am 8. November 1738 (als Prorector der Universität) starb.

Von ihm sind bekannt: „Dissertatio de cultu Bacchi inter gentiles“ (Jena 1698); „Diss. de numero et serie categoriarum“ (ebd. 1699); „Diss. de sabbato gentili“ (1699. 1726); „Diss. de Pythagora intra syndonem noscendo“ (Jena 1701 4° u. 1702, ist Disputatio pro loco und enthält eine Einleitung in die Physik der Pythagoräer); „Epistola ... de methodo humanioris doctrinae“ (1703); „Diss. de autoritate scripturae S. inter gentiles“ (Eisenach 1704); „Diss. de discrimine affectuum spiritualium et naturalium“ (1706); „Programma de definitione sapientiae“ (Jena 1707, anonym); „Ausführliche Abfertigung der unbefugten Beschuldigungen u. s. w.“ (Jena 1709, worin er des D. Buddeus disquisitio theologica wider Wernsdorf und andere vertheidigt); „De re scholastica recte instituenda“ (1711); „Synopsis philosophiae rationalis“ (Jena 1716, diese Schrift kam 1717 unter dem Titel „Institutiones philosophiae rationalis eclecticae“ zu Jena und stark vermehrt noch einmal [1723 ebd.] heraus); „Synopsis philosophiae primae“ (Jena 1716, neu herausgegeben unter dem Titel „Institutiones philosophiae primae novae et electivae“ [Jena 1720, neue, vermehrte Ausg. 1726], enthält eine allgemeine philosophische Erkenntnißlehre); „Conspectus philosophiae naturalis eclecticae“ (Jena 1717); „Diss. de origine Atheismi“ (Jena 1720); „Kurze Anweisung zur Weisheit und allen dahin unmittelbar gehörigen Wissenschaften“ (Jena 1724); „Bericht wegen der Wolf'schen Philosophie“ (1725 in Ludovici 1. Theil der Historia der Wolf'schen Philosophie § 330, S. 249—259); „Diss. de desiderio hominis infinito“ (1726, 4 B.); „Vierundzwanzig Punkte, die S. an der Wolf'schen Philosophie auszusetzen hatte“ (1727, gedruckt in Ludovici, 3. Theil seiner Historie der Wolf'schen Philosophie § 141); „Diss. de tenenda fidei christianae professione“ (1730); „Diss. de Pauli in urbem Romam ingressu“ (1731, 15 B.); „Diss. de determinata futurorum contingentium veritate“ (1738). (Die Titel einiger anderer, minder bedeutenden Publicationen bei Zedler s. unten.)

Vgl. Progr. funebr. Acad. Jenensis, B. C. Richardi Commentatio de vita et scriptis professorum Jenensium, p. 114—117. — Götten's Jetzt lebendes Gelehrtes Europa, II. Thl., S. 654 ff. und III. Thl., S. 384. — Ranfft, Leben und Schriften der Chur-Sächsischen Gottesgelehrten, Thl. II, S. 1042 ff. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 41 (1744), S. 1054 ff., hier auch noch eine Anzahl anderer Schriften und Recensionsjournale, in denen S. erwähnt wird. P. Tschackert.

Székely: Johann Friedrich v. S. (Szekuly und andere Schreibweisen, die vorstehende ist die eigene), preußischer Oberst, ein Sohn von Michael v. S. (s. u.), 1739 in Ungarn geboren, trat 1758 in die Reihen des preußischen Heeres, ward 1763 zum Stabsrittmeister beim Husarenregimente v. Lossow (Nr. 5), am 19. März 1769 zum Rittmeister, am 15. November des nämlichen Jahres zum Escadronchef beim Husarenregimente Nr. 7, damals v. Malachowsky, seit 1775 v. Usedom, ernannt, erhielt während des Bairischen Erbfolgekrieges für Auszeichnung im Gefechte bei Brix, am 5. Febr. 1779, wo er die Avantgarde führte und dem feindlichen Dragonerregimente Lobkowitz in den Rücken fiel, den Orden pour le mérite, ward am 30. December des nämlichen Jahres Major, am 7. Juni 1786 Oberstlieutenant, am 13. August 1790 Oberst in dem genannten Regimente, welches seit 1792 Trenck hieß. Als im letzteren Jahre der Krieg gegen die französische Republik begann, stand S. allgemein in dem Rufe, daß er ein hervorragend tüchtiger Führer leichter Truppen sei. König Friedrich

Wilhelm II. war ihm sehr gnädig gesinnt und berief ihn daher, als die Leistungen seiner höheren Officiere im Parteigängerkriege nicht befriedigten, im März 1793 an den Rhein. Székely's Ruf war ein so guter und so weit verbreitet, daß ein kurhessischer Officier, der Oberst Schreiber, damals Commandeur des Leibhusarenregiments, noch im März jenes Jahres mit keiner andern Absicht nach Frankfurt a. M. reiste als um, wie er in seinem „Tagebuch während meiner Rhein-Campagne" schrieb, dieses lumen mundi et belli kennen zu lernen. Wie er Schreiber enttäuschte, der ihn den nichtigsten, unfähigsten und unverlässigsten Führer nennt, der ihm je vorgekommen, sich wundert, daß seine Anmaßung, Prahlerei, Aufgeblasenheit und Großsprecherei in einer kriegsgebildeten und erfahrenen Armee wie die preußische noch Eingang und Eindruck finde, und alle braven Officiere beklagt, die unter einem solchen Führer vor dem Feinde dienen müssen, so erwies er sich sofort im Felde. Das erste, was er that, war, daß er, am 14. März 1793 mit einer Abtheilung von 1400 Mann bei St. Goar über den Rhein gesetzt, seinen Untergebenen, den Lieutenant v. Gauvain, schmählich im Stiche ließ. S. hatte diesem zunächst auf dessen Drängen die Erlaubniß gegeben, einen Ueberfall des Städtchens Stromberg zu unternehmen. Der Versuch gelang. Gauvain wollte seinen Erfolg ausbeuten und sich auch der Stadt Bingen bemächtigen, wurde aber durch S. daran gehindert, welcher ihn in den härtesten und wenig angemessenen Ausdrücken der Unvernunft und Tollkühnheit beschuldigte und ihm befahl, sich auf die Besetzung von Stromberg zu beschränken. Als Gauvain, die ihm gestellte Aufgabe erfüllt glaubend, demnächst zu S. zurückkehrte, trieb dieser ihn unter groben Beleidigungen mit der Weisung auf seinen Posten zurück, denselben zu halten bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. Gauvain kam dem Befehle pünktlich nach, indem er sich am 20. März bei der Vertheidigung des Schlosses Goldenfels gegen einen weit überlegenen Feind niedermachen ließ („Die Vertheidigung des Schlosses Goldenfels ꝛc." im Militärwochenblatt, Berlin 1893, Nr. 21); S. sorgte nur für seine eigene Sicherheit. Sein Ruf und seine Ehre waren unwiderbringlich verloren. Das allgemeine Urtheil über ihn lautete so ungünstig wie möglich. Empörendste Grobheit und Anmaßung gegen seine Officiere, Rohheit, Prahlerei und cynische Reden bei seinen Soldaten, Habsucht, Bedrückung und Menschenquälerei der bürgerlichen Bevölkerung, Kriecherei seinen Vorgesetzten gegenüber — sind die Charakterzüge, durch welche Zeitgenossen Székely's Eigenart kennzeichnen. Auffallend ist dabei, daß es diesem glückte, sich trotz der gegen ihn vorhandenen Mißstimmung in der Gunst des Königs zu erhalten. Es gibt dafür nur die Erklärung, daß S. verstand den Monarchen zu belustigen. Das Eintreffen Blücher's, welcher in seinem „Campagne-Journal der Jahre 1793 und 1794" (Berlin 1796, neue Auflage durch Knorr, Hamburg 1866) sehr ungünstig über ihn urtheilt und ihn auch an Ort und Stelle in seiner ganzen Erbärmlichkeit bloßstellte, trug dazu bei, daß S. schließlich vom Kriegsschauplatze entfernt wurde. Am 31. December 1793 erschien sein Name zum letzten Male in den Armeebefehlen am Rhein. Aber er trat hier nur ab um an der Weichsel von neuem zum Vorschein zu kommen.

Es geschah während des polnischen Aufstandes. Bei der Belagerung von Warschau traf S. mit dem Könige zusammen, welcher ihm seine Gunst noch immer nicht entzogen hatte. Daher entsandte er ihn jetzt als selbstständigen Anführer einer zur Unterdrückung von Unruhen in Südpreußen bestimmten Truppenabtheilung, aus dem Füsilierbataillon v. Hinrichs, drei Schwadronen Trenck-Husaren nebst zwei reitenden Geschützen bestehend. S. begann seine Thätigkeit mit dem Erlasse eines vom 30. August 1794 aus Sochaczew datirten, höchst ungeschickten Aufrufes an die Bewohner der im Aufstande befind-

lichen Gegenden, that aber militärisch nichts um die Empörung zu bekämpfen, sondern blieb unentschlossen bei Inowrazlaw stehen bis die Polen ihn fast umstellt hatten. Am 29. September Abends brach er, um sich ihnen zu entziehen, auf. Inzwischen hatte Lieutenant Beyer dem Feinde bei der Vertheidigung des Klosters Labischin heldenmüthigen Widerstand geleistet. Beyer opferte sich wie Gauvain es gethan hatte. Vergebens griff S. den General Dombrowski in der Nacht zum 30. September bei Labischin an und zum zweiten Male wurde er von diesem am 2. October bei Bromberg geschlagen. Bei letzterer Gelegenheit wurde sein Corps ganz zersprengt, er selbst fiel schwer verwundet in Gefangenschaft und starb am 6. October 1794 zu Bromberg. — S. hinterließ zwei natürliche Töchter, welche durch königliches Diplom vom 18. September 1793 legitimirt waren.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 108. Bd., 2. Heft, Berlin 1860 (nennt weitere Quellen, denen noch die Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls von Boyen, Leipzig 1889, hinzuzufügen sind). — Rheinischer Antiquarius, II. Abth., 9. Bd., Coblenz 1860.

B. Poten.

Székely: Michael v. S., preußischer Generalmajor, der Sohn eines österreichischen Obersten, welcher im J. 1722 sein im Tolnaer Comitate in Ungarn belegenes Gut Warschad verkaufte, im August 1702 geboren, seit 1726 in kursächsischen Diensten, trat 1733 in preußische, in denen er am 20. October zum Premierlieutenant bei dem in Ostpreußen stehenden Regimente Nr. 1 ernannt, im folgenden Jahre aber zu dem märkischen (Nr. 2) versetzt wurde. Mit diesem zog er 1740 in den 1. Schlesischen Krieg, ward nach der Schlacht bei Chotusitz im Mai 1742 Major, kam am 8. Mai 1743 als solcher zu den vom Oberst Graf Hoditz neuerrichteten braunen Husaren (Nr. 6), ward 1745 Oberstlieutenant und im September 1750 Commandeur des von jetzt an seinen Namen führenden Husarenregiments Nr. 1, früher Dewitz. Mit diesem zog er 1756 in den Siebenjährigen Krieg, bei dessen Vorfällen sein Name verschiedentlich rühmend genannt wird. Der König zählte ihn zu seinen guten Cavallerieofficieren. Er focht bei Lobositz, rückte im Frühjahr 1757 mit der Avantgarde des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in Böhmen ein, ward vom Könige, als dieser vor der Schlacht bei Kolin anordnete, daß ein Theil von Székely's Regimente zu der von ihm befehligten Armee stoßen sollte, persönlich mit heranbeordert, bestand mit Seydlitz am 19. October das Gefecht bei Gotha, focht bei Roßbach und bei Leuthen und ward am 25. März 1758 zum Generalmajor befördert. S. kränkelte damals. Der König, welcher an die Krankheit nicht recht glaubte, schrieb an Keith, daß er glaube S. geheilt zu haben, da er demselben jene Ernennung in einem besonderen Schreiben mitgetheilt habe. Es war aber nicht der Fall. Székely's Gesundheit hatte allerdings gelitten; sie nöthigte ihn noch in dem nämlichen Jahre um seinen Abschied zu bitten, welchen er mit einem Ruhegehalte erhielt. Er ist 1770 auf seinem Gute Radau im Kreise Rosenberg in Oberschlesien gestorben.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 4. Theil, Berlin 1791. — Politische Correspondenz Friedrich's des Großen, 14. Bd. ff.

B. Poten.

Sztáray: Anton Graf S., k. k. Feldzeugmeister, Commandeur des Militär-Maria-Theresienordens, geboren zu Kaschau 1740 (nach anderen 1732), † zu Graz am 23. Januar 1808. Aus einer altadeligen Familie Ungarns stammend, trat derselbe 1759 als Fähnrich bei Leopold Pálffy-Infanterie (jetzt

Nr. 19) ein, focht am 12. August desselben Jahres schon bei Kunnersdorf, am 23. Juni 1760 bei Landshut, am 15. August bei Liegnitz und vor Schweidnitz, welches Laudon am 1. October 1761 durch Ueberfall und Sturm eroberte, mit solcher Auszeichnung, daß er zum Hauptmann im Infanterieregimente Nr. 52 ernannt wurde. In diesem Regimente wurde er 1772 erster Major, am 16. August 1773 Oberstlieutenant und erhielt am 25. October 1778 das vacante Khun'sche Grenadierbataillon, mit welchem er in den Bairischen Erbfolgekrieg zog und am 11. Januar 1779 den Feind bei Freihermersdorf so geschickt in der Flanke angriff, daß er hierfür als auch wegen seiner besonderen Bravour und Tapferkeit zum Obersten im ersten Szekler Grenzregimente befördert wurde, und als solcher mit einem Bataillon am 17. Februar den feindlichen Angriff auf die Stellungen am Pfaffenberge abwies. Im Türkenkriege 1788 — als Oberst beim Infanterieregimente Nr. 33 — war er bei dem Angriffe auf Sabac, welcher vom 23. zum 24. April stattfand, erfolgreich thätig, rückte in die Palanka und besetzte deren Wall. Im J. 1789 wurde S. Generalmajor und erkämpfte sich in dieser Charge bei der Erstürmung der Vorstädte Belgrads am 30. Septbr. das höchste militärische Ehrenzeichen dadurch, daß er als Commandant der 14. Colonne den hinter den Palissaden stehenden Feind mit ausnehmendem Muthe in Flanke und Rücken angriff und dessen hartnäckige Gegenwehr endlich besiegte. Nach den Niederlanden 1792 entsendet, gewann er am 23. Mai desselben Jahres das Treffen bei Florenne, indem er den Feind in der Flanke faßte und so schlug, daß sich dieser eilends bis auf das Glacis von Philippeville zog. Erst die Kanonen dieser Festung hielten den Verfolger ab, welcher dem Feinde drei Kanonen und eben so viele Munitionskarren abgenommen hatte, noch focht er in diesem Jahre bei Mairueux und la Grisnelle am 11. Juni, wo es ihm als Commandant der 2. Colonne wieder gelang, das Gefecht durch einen Flankenangriff zu unsern Gunsten zu entscheiden, bei der Einschließung von Lille am 25. September, wo er den Feind aus der Vorstadt Five vertrieb und trotz des feindlichen Versuches, dieselbe wieder zu erobern, festhielt und endlich in dem Gefechte bei Blaton, Baisieux und Marguin am 24. October, wo er den Gegner nach einem hartnäckigen Gefechte wieder nach Lille zurückwarf. Vom Jahre 1793 liegen keine Daten über seine Leistungen im Felde vor, erst 1794 — nachdem er 1792 noch Feldmarschallieutenant geworden war — finden wir ihn am 18. Mai bei dem feindlichen Ausfalle aus Menin, den Windmühlenberg daselbst mit dem Bajonnete erstürmend und am 13. Juni bei dem Angriffe auf die feindliche Stellung bei Hooglede, Paschendale und Rousselare; hier commandirte er die 3. Colonne, eroberte anfangs das Dorf Beveren, mußte aber später nach hartnäckiger Vertheidigung und von allen Seiten angegriffen sich zurückziehen. Im J. 1795 commandirte S. unter Wurmser im Monate October in Erkrankung des Feldzeugmeisters Baron Alvinczy den linken Flügel der Oberrheinarmee und war bei der Eroberung Mannheims im November mit der Leitung der 3. Angriffscolonne beauftragt. Nach der Schlacht bei Malsch am 9. Juli 1796, in welcher er die 2. Colonne befehligte, erhielt er im August den Befehl sich mit Hotze und Liechtenstein zu vereinigen und in die Flanke des Feindes zu dringen, ging am 27. August bei Bruck über die Regnitz, marschirte am 28. desselben Monats nach Hochstadt, wodurch er die französischen Communicationen bedrohte. Als er hierauf die Annäherung der feindlichen Colonnen gegen Würzburg erfuhr, beschloß S. sich dem bedrängten Punkte zu nähern, rückte am 2. September vor und focht mit seinen und des Feindes leichten Truppen mit abwechselnden Glücke bis gegen Abend. Am 3. morgens bedeckte ein dicker Nebel den Horizont, der die Bewegungen der Oesterreicher begünstigte. S. war vorgerückt und stand im Nebel verhüllt vor Lengfeld auf

en Büchsenschuß vor der feindlichen Stellung, entschlossen sie anzugreifen, so-
ld der Himmel sich aufheitern würde. Ein kraftvoller Entschluß, dessen Er-
lg sich auf das Unerwartete der Unternehmung und auf die richtige Berechnung
ründete, daß die französische Position auf den Anhöhen diesseits Lengfeld keine
Tiefe, folglich nicht viel Stärke hatte. Als sich der Nebel verlor, stürmten die
Oesterreicher die Anhöhen von Lengfeld; die Ueberraschung brachte den Feind
in Verwirrung. Er wurde geworfen, Lengfeld selbst genommen und da Hotze
zugleich von dem Galgenberge aus die Aumühle angriff, mußten die Franzosen
das ganze Thal bis Würzburg räumen und vermochten nicht mehr selbst durch
wiederholte Angriffe die verlorenen Anhöhen wieder zu gewinnen. Der Erz-
herzog anerkannte auch, von welcher Wichtigkeit für den Erfolg der Schlacht von
Würzburg das entschlossene Vorgehen Sztáray's war und dieser erhielt hiefür
außer Capitel das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens. —
Bei dem Uebergange der Franzosen über den Rhein war S. am 20. April 1797
in einen Kampf um den Besitz des Ortes Diesheim verwickelt, der mit beispiel-
loser Hartnäckigkeit auf beiden Seiten geführt wurde, bis es endlich den Fran-
zosen gelang ihre geschulten überlegenen Streitkräfte zu vereinigen und so den
Sieg zu erzwingen. Die beabsichtigte Reinigung des rechten Rheinufers von den
Franzosen war somit den Anstrengungen der Oesterreicher nicht gelungen, aber
S. hatte noch nicht die Erreichung dieses Vorhabens aufgegeben und für den
21. einen allgemeinen Angriff angeordnet. Der grauende Morgen dieses Tages
erschien und schon war S. auf der Höhe von Hochbühn angekommen, um den
Angriff auf Diesheim in Person zu leiten. Doch ein unglücklicher Zufall hin-
derte ihn daran. Vor der Front haltend, fällt aus Unachtsamkeit ein Schuß,
der S. so gefährlich verwundet, daß er weggetragen werden und das Commando
übergeben mußte. Im Feldzuge 1799 befehligte er ein Armeecorps (18 Ba-
taillone, 64 Escadronen) zur Beobachtung des Schwarzwaldes, ließ am 3. De-
cember die Franzosen beim Rückzuge bei Wiesloch angreifen, nahm die Stadt und
verfolgte den Feind über dieselbe. Anfangs des Feldzuges 1800 erhielt der in
diesem Jahre zum Feldzeugmeister beförderte S. die Beobachtung der aus-
gedehnten Strecke von der Murg bis an den Neckar zugewiesen und schloß sich,
nachdem er das Rheinthal, den Schwarzwald und das Neckarthal in Hin- und
Hermärschen durchzog, am 11. Mai in Blaubeuren an die Armee an, mit
welcher er am 16. Mai bei Ulm focht. Nach dem Frieden von Luneville er-
folgte seine Ernennung zum Commandirenden in Inner- und Oberösterreich,
Februar 1806 trat er in den Ruhestand. S. blieb unvermählt. Persönlich
tapfer, bewies er Umsicht und Ausdauer in allen seinen Unternehmungen.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 42. Thl., Wien 1881.
— Winterfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden rc. Wien 1857. — Ge-
schichte d. 52. Inf.-Regiments. Wien 1871. — Carl, Geschichte d. Feld-
zuges 1796 in Deutschland. Wien 1862. — (Derselbe,) Geschichte d. Feld-
zuges 1799 in Deutschland. Wien 1819.

Sch.

Sack*): **August Friedrich Wilhelm S.**, berühmter protestantische
Kanzelredner, hervorragender apologetischer Schriftsteller und einflußreiches Mi
glied des preußischen Kirchenregiments zur Zeit Friedrich's des Großen, wur
im J. 1703 zu Harzgerode im Fürstenthum Anhalt-Bernburg als ältester So

*) Zu Bd. XXX, S. 152.

des dortigen Bürgermeisters Daniel S. geboren. Die Mutter, eine geborene Voigt, war die Tochter eines fürstlich bernburgischen Hausbeamten. Die Familie Sack stammte aus Nordhausen, doch bekleidete bereits der Großvater unseres S. das Bürgermeisteramt in jenem anhaltinischen Städtchen. Letzterer verlebte im Hause seiner allgemein geachteten Eltern eine glückliche Kindheit, indem er seinen ersten Unterricht in der Schule zu Harzgerode empfing. Da er der Confession seines Vaters gemäß im streng reformirten Glauben erzogen wurde, so trat ihm auch die Lehre von der Prädestination und Gnadenwahl nahe, die ihn schon als zehnjährigen Knaben auf das lebhafteste beunruhigte. Von seinem 15. Jahre an besuchte er die Gymnasien zu Bernburg und Zerbst und bezog 1722 die Universität zu Frankfurt a. O., um sich dem Studium der evangelisch-reformirten Theologie zu widmen. Nach Vollendung seiner, namentlich von Cläffen, Jablonski, Grillo und Hermann geleiteten Studien übernahm er als Hofmeister im Hause des Predigers der französischen Gemeinde in Stettin von Mauclerc die Erziehung eines Neffen desselben, eines jungen Herrn von Milzonneau, den er 1726 auf die Universität nach Frankfurt begleiten mußte. Hier widmete er sich in seiner freien Zeit namentlich dem Studium der Kirchengeschichte; begann auch zuerst sowol deutsch als französisch zu predigen. Nachdem er noch im selben Jahre sein Erzieheramt aufgegeben hatte, ging er zu seiner eigenen Weiterbildung nach Holland, hier einem Rufe nach Gröningen folgend, um einen jungen friesischen Edelmann, van Haaren, in Religion und Philosophie zu unterweisen. Er lebte mit ihm im Hause des gelehrten und frei denkenden Juristen Joh. Barbeyrac. Früher in die durch Einführung der helvetischen Consensusformel in der Schweiz hervorgerufenen theologischen und kirchlichen Streitigkeiten verwickelt, hatte sich Barbeyrac namentlich in seiner Stellung als Rector der Akademie von Lausanne als Gegner jener Formel wie jedes Symbolzwanges erklärt, wie er auch den Arminianismus, um dessen Berechtigung es sich bei diesem Streite handelte, in Schutz nahm. Der Einfluß dieses Mannes auf S. war für dessen weitere Entwicklung entscheidend. Letzterer wurde dadurch dem streng reformirten Confessionalismus dauernd entfremdet und zur Beschäftigung mit der remonstrantischen Theologie geführt, so daß man mit Recht auch in seinen späteren Ansichten eine Verwandtschaft mit dieser Richtung bemerkt hat. Es erschloß sich ihm auf diese Weise aber auch ein Verständniß des Lutherthums im Sinne Friedrich Wilhelm's I., der im J. 1722 durch ein denkwürdiges Schreiben an die Vororte Zürich und Bern gegen die eine papistische Intoleranz verrathende und die Eintracht unter den Evangelischen hindernde Verpflichtung auf die formula consensus protestirt hatte. Auf Wunsch seiner Eltern kehrte S. in die Heimath zurück und nahm die Stellung als Erzieher des Erbprinzen von Hessen-Homburg an im Hause der trefflichen Mutter des Prinzen, der Landgräfin auf Schloß Hötersleben bei Magdeburg. Er legte sich hier eifrig auf das Studium Wolff's, Baco's, Cartesius' und Locke's. Daneben versäumte er aber nicht das Studium der heil. Schrift und fand, was ein herrschender Zug der damaligen Bildung war, auch Freude an einer genaueren wissenschaftlichen Betrachtung der Natur. Die Landgräfin, eine Frau von aufrichtiger und gesunder Frömmigkeit, gab S. nicht selten Gelegenheit zum Halten asketischer Vorträge vor kleineren Versammlungen. Als er der Landgräfin im J. 1736 einen Band gedruckter Predigten widmete, hat er sich in der Vorrede mit warmem Danke über den großen Gewinn, den seine christliche Erkenntniß und sein religiöses Gemüthsleben aus ihrem Beispiel gezogen, ausgesprochen. So sehen wir, wie sich sein Interesse mit den vielseitigen neuen Bildungselementen verknüpfte, die sich durch den Einfluß der neueren Philosophie und der Naturwissenschaften in Verbindung mit dem Eindringen englischer und französischer Cultur, nachdem die deutsche durch

der dreißigjährigen Krieg fast vernichtet war, in unserem Vaterlande seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts schließlich verbreiteten. Der edlen gräflichen Familie blieb er auch in späteren Jahren Freund, Berather und Seelsorger.

Im J. 1731 folgte S. einer Berufung zum dritten Prediger an der deutschen reformirten Gemeinde zu Magdeburg, nachdem er ein ihm durch den preußischen Oberhofprediger Jablonski angebotenes Pfarramt im preuß. Litthauen ausgeschlagen. Friedrich Wilhelm berief den neuen Prediger auf Vorschlag des Presbyteriums der Gemeinde am 16. Juni 1731. Ehe Letzterer das Amt antrat, mußte er sich aber in Halle examiniren und ordiniren lassen. Er erwarb sich bald das volle Vertrauen seiner Gemeinde und einen höchst anregenden, liebenswürdigen Freundeskreis in gebildeten Familien, namentlich auch aus der dortigen französisch-wallonischen Colonie. Seine Predigten erzielten nicht nur große Theilnahme, sondern erregten sogar Aufsehen. So wurde er schon im J. 1735 veranlaßt, zwölf derselben drucken zu lassen, denen im J. 17[illegible] eine zweite Sammlung folgte. In kurzer Zeit mußten mehrere Auflagen erscheinen. Es nimmt uns daher nicht Wunder, daß er 1737 zum ersten Prediger an seiner Kirche und bald darauf (1738) auch zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen im Herzogthum Magdeburg ernannt wurde. Die einer praktischen Frömmigkeit dienenden Anregungen, welche vom Halle'schen Pietismus ausgingen, fielen auch bei S. auf fruchtbaren Boden. So setzte er in Magdeburg die Errichtung eines reformirten Armen- und Waisenhauses für die deutsche und die wallonische Gemeinde, zu welchem die Glieder beider Gemeinden reichlich beisteuerten, und das auch der König wesentlich förderte, ins Werk. Ebenso sind später in Berlin auf seine Anregung das Domhospital und das Domleibrentenhaus, welches gegen eine billige Rente Wohnungen auf Lebenszeit gewährt, gegründet worden. In dieser Stadt fand er nun auch den Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Durch seine Predigten war er in nähere Berührung mit dem sächsischen Minister Grafen Manteuffel getreten und durch diesen mit dem von Friedrich Wilhelm I. hochangesehenen und viel vermögenden Propst Reinbeck (A. D. B. XXVIII, 2) bekannt geworden. Als im Beginn des Jahres 1740 der dritte Hof- und Domprediger zu Berlin, Noltenius, gestorben war, ließ der König den ihm warm empfohlenen S. nach Berlin kommen und ihm nach seiner Ankunft ein Neues Testament überreichen mit dem Befehl, aus diesem zu predigen. Zwei Sonntage hintereinander predigte demgemäß S. vor dem Könige, und zwar zu dessen vollster Zufriedenheit. S. erhielt die Stelle und ward zugleich zum Kirchen- und Consistorialrath ernannt, d. h. zum Mitgliede des reformirten Kirchendirectoriums und des Brandenburgischen Consistoriums. Auch gab der König dem neuen Hofprediger in einer merkwürdigen Audienz, die er, bereits von dem Uebel erfaßt, das seinem Leben bald ein Ziel setzen sollte, vom Bette aus ertheilte, höchst charakteristische Anweisungen und Lehren zur Führung des übertragenen Amtes. Er ermahnte ihn vor allen Dingen, christliche Gesinnung und kirchlichen Frieden zu befördern; vornehmlich solle er sich an das Neue Testament halten, „und", fügte er hinzu, „ich will ihm sagen, was die Hauptsache in der Religion ist: Gott fürchten und Jesum Christum lieben, und recht thun, das Andere ist Alles —". Sack's Sohn, der uns von dieser Audienz berichtet, bemerkt dazu: „Hier entfuhr dem Könige ein etwas starker, der theologischen Sprache ganz fremder Ausdruck, den ich hier nicht wiederholen mag." Friedrich der Große schlug nach des Vaters Tode durchaus nicht den Weg einer neuen Kirchenpolitik ein, sondern schützte im wesentlichen die vom [illegible] Vater geschaffenen kirchlichen Einrichtungen und deren Vertreter, wenn er sich auch für seine Person am kirchlichen Leben wenig betheiligte. Denjenigen [illegible] Geistlichkeiten, die seine Achtung besaßen, ließ er sogar in ihrer [illegible]

größte Freiheit. So trat er zwar auch zu S. in kein näheres Verhältniß; aber er bestätigte ihn nicht nur in den ihm von Friedrich Wilhelm I. übertragenen Aemtern, sondern ließ ihn zum ersten Hofprediger aufsteigen, erweiterte mehrfach seinen amtlichen Wirkungskreis und sicherte ihm den weitreichendsten Einfluß wie innerhalb der ganzen Landeskirche, so am königlichen Hofe. S. trat seine Stellung in der preußischen Hauptstadt unmittelbar nach Ostern 1740 an. Da Friedrich Wilhelm I. bereits am 31. Mai desselben Jahres starb, so fügte es sich, daß seine formelle Vocation als eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich's II. von diesem am 1. Juni unterzeichnet wurde, wie S. denn auch in demselben Jahre mit seinem Könige die irdische Laufbahn beschloß. In Anerkennung seiner trefflichen Kenntnisse und seines wissenschaftlichen Strebens wurde S. im J. 1744 zum ordentlichen Mitgliede der physikalischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften erwählt und bestätigt. Sack's Zeit und Arbeitskraft war jedoch durch seine ausgedehnte kirchliche Thätigkeit und seine anderweitigen Beschäftigungen so sehr in Anspruch genommen, daß er sich nicht weiter an den Arbeiten der Akademie betheiligen konnte. Bereits im J. 1760 ließ er sich demgemäß zum Veteran derselben erklären, nahm indessen auch ferner an ihren Sitzungen regelmäßig theil und erfreute sich an allen Fortschritten der Wissenschaften. Als Friedrich II. im J. 1750 das Oberconsistorium als Centralbehörde der lutherischen Kirche Preußens einsetzte, ernannte er auch S. zum Mitgliede desselben und zum Oberconsistorialrath. Und Letzterer wurde einer der thätigsten Arbeiter dieses Collegiums. Im folgenden Jahre wurde er zum Visitator des reformirten Joachimsthal'schen Gymnasiums bestellt, für dessen Gedeihen er sich auch im Verein mit dem tüchtigen Director Heinius eifrig bemühte. Fünfzehn Jahre bekleidete er dieses Schulamt, bis er es in die Hände seines Freundes Sulzer (s. o. S. 146) legen durfte.

Eine unmittelbare Folge seines Pfarramtes war die ausgebreitete seelsorgerische und katechetische Thätigkeit, die er am preußischen Hofe ausübte. Der trefflichen, aber, wie bekannt, ein schweres Schicksal tragenden Königin Elisabeth Christine stand er tröstend und rathend zur Seite. Sie übersetzte sechs seiner Predigten ins Französische, welche im J. 1778 zu Berlin im Druck erschienen. Als bald nach Beginn des siebenjährigen Krieges der königliche Hof zu seiner Sicherheit von Berlin nach Magdeburg übersiedelte, folgte später auch S. demselben auf Befehl des Königs dorthin, um die Unterweisung des Thronfolgers und der königlichen Jugend in der Religion fortzusetzen. Dem Confirmationsunterricht des künftigen Königs hat er sich mit großem Eifer gewidmet. Er hat später einen ausführlichen Rechenschaftsbericht über diesen Unterricht erstattet. Man darf schließen, daß er nicht ohne Besorgniß hinsichtlich des Charakters dieses Prinzen gewesen ist, obschon uns keine directe Aeußerung nach dieser Richtung hin vorliegt. Im J. 1762 wurde der Prinz, ehe er zur Armee abging, von S. auch in Magdeburg confirmirt. Zuversichtlicher widmete sich S. dem Religionsunterrichte anderer Glieder des Königshauses. Ueberhaupt genoß er am preußischen Hofe ein wohlverdientes Ansehen. Er war seinem König und dessen Hause ein treuer, uneigennütziger Diener und ein guter Preuße, welcher von der providentiellen Bestimmung des brandenburgisch-preußischen Fürstengeschlechtes zum Heile Preußens und Deutschlands und von der engen Verknüpfung der Sicherheit der evangelischen Kirche mit dem Bestehen der preußischen Monarchie auf das innigste durchdrungen war. Dafür, daß die evangelische Kirche überhaupt einen inneren lebendigen Antheil an den weltgeschichtlichen Kämpfen Friedrich's d. Gr., besonders im siebenjährigen Kriege nahm, fehlt es uns nicht an bedeutsamen Zeugnissen, unter denen die Predigten, mit denen S. die preußischen Siege, die Schlachten und Friedensschlüsse dieses großen

ges in das Licht des göttlichen Wortes stellte, einen hervorragenden Platz
aupten. Von diesen scheinen uns die im Druck veröffentlichten Dankpredigten
den Schlachten bei Lobositz, Prag und Zorndorf, von welchen die letztere
Englische übersetzt wurde, und die nach den Friedensschlüssen zu Petersburg
Hubertsburg gehaltenen am meisten beachtenswerth zu sein. Daß es sich
eine große Entscheidung für die geistige Welt in diesem Kriege handele, steht
rem Prediger lebendig vor der Seele. In der Predigt nach der Schlacht
Prag veranschaulicht er in kurzen, klaren Zügen auch die Folgen, die ein-
ten wären, wenn Gott seinen Knecht, unsern König hätte verlassen wollen.
der Gipfel des Unheils, das uns in diesem Falle getroffen hätte, erscheint
die Vernichtung des Protestantismus und der geistigen Freiheit des deutschen
rlandes. Seine durchweg in diesem Geiste während der schweren Kriegszeit
ltenen Predigten haben an ihrem Theile dazu mitgewirkt, den Muth und
Ausdauer des preußischen Volkes zu erhöhen.

Als einen wichtigen Theil seiner pfarramtlichen und kirchenregimentlichen
igkeit erachtete es S., damit den bereits deutlich kundgegebenen Intentionen
drich Wilhelm's I. entsprechend, für die Zurüstung der jungen Theologen
geistlichen Amte zu sorgen. Als Vorgesetzter aller reformirten Candidaten
t er im persönlichen Verkehr auf ihr inneres Leben, wie auf ihre theologische
praktische Ausbildung zu wirken. Diejenigen unter ihnen, welche es wünsch-
pflegte er des Sonntags nach der Nachmittagspredigt in seiner Wohnung
ersammeln, und wissenschaftliche und pastorale Fragen mit ihnen zu be-
hen. Aus der Schilderung eines Theilnehmers ersieht man, daß S. sich
angelegen sein ließ, die jungen Theologen zur Duldsamkeit in Rücksicht
confessionelle Streitigkeiten zu ermahnen und sie vor der älteren Methode,
trockene Dogmatik und gelehrte Exegese auf die Kanzel zu bringen, zu
en, indem er ihnen den großen Unterschied, der zwischen der gelehrten
logie und der praktischen Religion bestehe, zum Bewußtsein zu bringen
. Er warnte seine Schüler vor allem Gekünstelten und Auffälligen nicht
in der Predigt, sondern auch in der Ausbildung ihrer Ueberzeugungen,
ren Reden und Handlungen. Ueberhaupt sollten die Prediger vor allem
richtigkeit und Redlichkeit des Geistes" beweisen. Seine Ansicht über die
chenswerthe pastorale Ausbildung hat er übrigens in einem Gutachten über
Errichtung eines theologischen Seminars zu Halle noch ausdrücklich aus-
uchen. Wir ersehen daraus, daß er gerade zum Zweck jener Trennung prak-
r Religionserkenntniß und theoretischer Theologie „eine gründliche theo-
sche Gelehrsamkeit" für erforderlich hielt, ohne welche das Allgemeine und
hwendige in der Religion von der spitzfindigen, unnützen Dogmatik oder dem
nhaft Dunkelen nicht unterschieden werden könnte. Es ist erklärlich, daß
lutherische Candidaten sich Sack's Unterweisungen zu Nutze zu machen
ten, und daß er bereit war, diesen in derselben Weise, wie den reformirten
dienen. Eine weitere Gelegenheit, seine Principien der theologischen Toleranz
er preußischen Landeskirche zu verbreiten, hatte er als Mitglied der höchsten
lichen Behörden. Und so war er auch ein offener Vertreter der evangelischen
on, die seit dem Uebertritt Johann Sigismund's zur reformirten Confession
Ideal der Kirchenpolitik der Hohenzollern geworden war, dessen Erreichung
erst Friedrich Wilhelm III. erleben sollte. Aus Veranlassung des Streites,
hen der bekannte Hauptpastor Goeze zu Hamburg im J. 1764 gegen Base-
eröffnete, und worin er auch die Reformirten angriff, schrieb S. im J. 1768
Schrift unter dem Titel: „Ein Wort zu seiner Zeit von einem christlichen
ken", worin er sich gegen den protestantischen Scholasticismus, gegen die
kdäbliche Verbindlichkeit der Bekenntnißschriften und die Verkennung der

höheren Autorität der Heiligen Schrift, wie auch gegen die fanatische Verwerfung der natürlichen Religion und der berechtigten Ansprüche der Vernunft auf die Gestaltung der christlichen Lehre aussprach. Und gerade hierbei faßte er die Frage der Union der beiden evangelischen Kirchen ernstlich ins Auge. Er empfahl dieselbe im Interesse der Verbreitung wahrer christlicher Gesinnung, welche aus der ererbten streitsüchtigen confessionellen Theologie nicht hervorgegangen sei und die ebenso wenig auf dem sich daneben in der Gegenwart kundgebenden, nur einen gelegentlichen theologischen Waffenstillstand hervorrufenden religiösen Indifferentismus beruhe. Die Union ergab sich ihm aus der unumgänglichen Fortführung der reformatorischen Arbeit und hing ihm mit der Ausbildung einer besseren Theologie zusammen, welche das Wort Gottes „für die einzige Richtschnur des Glaubens“ halte, welche dahin strebe, daß den Gemeinden „das Evangelium so verkündigt werde, als es Christus und seine Apostel verkündigt haben“, welche sich daher bescheide, über unerforschliche Geheimnisse etwas feststellen zu wollen und so gerade den Ansprüchen der Vernunft und des Gewissens Rechnung tragen könne. Merkwürdig ist, daß er noch wenig Aussicht auf ein Zustandekommen der Union in solchem Geiste zu sehen glaubte. „Wären keine eigensinnigen und zanksüchtigen Geistlichen“, sagt er, „und die brüderliche Vereinigung beider Kirchen hinge nur von den verständigen Laien ab, so wäre diese Vereinigung bald zu hoffen. Ein Werk, jetzt von ebenso großer Nothwendigkeit und von noch größerem Nutzen für das Christenthum und für die menschliche Gesellschaft, als die ganze erste Reformation war.“ Die hemmende Macht des Klerus und der orthodoxen Theologen erschien ihm jedoch als so groß, daß er meinte, es könnte vielleicht nur das Einschreiten eines frommen Fürsten Hülfe bringen. Er kann sich der Befürchtung nicht verschließen, daß, falls kein Retter erstehe, „nach der jetzigen Lage des Christenthums und der menschlichen Erkenntniß in einer Zeit von 50 Jahren die Religion des Evangelii theils dem Unglauben, theils dem Aberglauben wird weichen müssen“.

Die vielseitige praktische Thätigkeit, die S. in Berlin ausübte, entfremdete ihn weder seinen früheren wissenschaftlichen Interessen, noch einem fortschreitenden ernsten theologischen Studium. So machte er sich allmählich heimisch in den Werken der Kirchenväter und Reformatoren; so erweiterte er seine Kenntniß der arminianischen Theologie; so widmete er eine besondere Aufmerksamkeit dem sogenannten schweizerischen Triumvirat, jenen drei reformirten Theologen Werenfels, Osterwald und Turretin, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Schweiz und von da aus in weiteren Kreisen ihrer Kirche die Bahn für eine freiere Theologie im Streite mit der alten Orthodoxie brachen und zwischen der letzteren und dem Arminianismus vermittelten. Daneben setzte er das Studium Locke's fort und suchte auch Fühlung mit der englischen und französischen Theologie. Ihn fesselte namentlich der antideistische, doch manche Berührungen mit Locke zeigende Samuel Clarke, welchen man als den Begründer des rationalen Supranaturalismus bezeichnet hat, und dessen principieller Standpunkt einen unverkennbaren Einfluß auf ihn ausübte. Auch von Foster, einem baptistischen Prediger, der freilich dem Deismus sehr nahe stand, aber sich durch eine klare und gefällige Form der Rede auszeichnete, fühlte sich S. angezogen, so daß er zu der Uebersetzung der heiligen Reden desselben eine Vorrede schrieb, wie er auch einige andere Uebersetzungen theologischer Schriften aus englischer Feder mit Vorreden versah. Unter den reformirten Franzosen wirkten auf ihn in theoretischer Rücksicht Bayle, in homiletisch-praktischer Saurin. Daß er daneben auch von den Schriften der englischen, französischen und deutschen Deisten und Freigeister Kenntniß nahm, ist selbstverständlich. Die lebhafte Wechselwirkung, in der seine geistige Arbeit aber mit der nicht deutschen refor-

ologie stand, documentirt sich in dem Umstande, daß verschiedene
ften und Predigten ins Englische, Französische und Holländische über-
t. Mit vielen der in Wissenschaft, Litteratur und Kirche hervor-
sei es älteren, sei es jüngeren Zeitgenossen trat er in persönlichen
hen Verkehr, und wurde von ihnen geschätzt und geehrt. Auf seinen
ß er den Umgang eines Jerusalem, Semler, Gleim, Klopstock, welcher
in einem Briefe an Fanny höchst anerkennend über ihn äußerte.
an Wolff in Halle, mit Michaelis in Göttingen, mit Breitinger und
n in Zürich, mit Wieland, als sich dieser als Hauslehrer bei Bodmer
aufhielt, mit dem Engländer Kennicott, dem er zur Variantensamm-
lten Testamentes Materialien lieferte, wechselte er Briefe. Der später
eschichtschreiber Johannes Müller wandte sich 1771 an ihn, um eine
in Preußen zu erlangen. Wieland widmete ihm eine Erstlingsschrift
gen eines Christen". Sogar der Papst Clemens XIV. nannte ihn
eutschen Theologen, deren Schriften er aus Unkenntniß der deutschen
ht lesen zu können bedauerte. Unter den Berliner Freunden standen
eologen Spalding und Sulzer besonders nahe. Des Letzteren mora-
htungen über die Natur versah S. im J. 1745 mit einer Vorrede.
sich für die Einwirkungen aller genannten theologischen und philo-
ichtungen empfänglich zeigte, gestaltete er seine eigene Ansicht durch
ndigen Eklekticismus, der, wie wir bereits andeuteten, einerseits der
und herrschenden Geistesbildung entsprach, andererseits die Uebermacht
den Elemente zu bekämpfen vermochte. Im Beginn seiner pastoralen
wurde er daher nicht selten als Arminianer, Socinianer, Deist, ja
Atheist verschrieen, während er zuletzt den mit den Strome fort-
en Rationalisten, wie das der bekannte Propst Teller aussprach, als
rschien, der „in seinem Fortstreben nach Erkenntniß und Wahrheit
n" wollte. Bei S. herrschte das apologetische Interesse vor dem
r, wie auch seine theologische Theorie wesentlich im Dienste des prak-
s entstand. Seine theologischen Arbeiten haben sich zur Zeit ihrer
großen Beifalls erfreut und vielfachen Nutzen gestiftet. Eine bestim-
wirkung auf die spätere Entwicklung der Theologie vermochten sie
nicht zu üben, wie auch seine praktischen Bemühungen nicht aus-
dem allgemeinen Verfall des religiösen und kirchlichen Lebens einen
n entgegenzustellen. Durch seine im J. 1748 in einer Folge von
s Licht getretene Schrift: „Vertheidigter Glaube der Christen", welche
eine zweite Auflage erlebte und ganz ins Holländische, dem ersten
ins Französische übersetzt wurde, erwarb er sich seinen Ruf als apo-
chriftsteller.
iner Wiederherstellung des alten kirchlichen Systems wird in dieser
on vornherein abgesehen. Erblickt S. doch in der herrschenden Ge-
rthodoxie einen wesentlichen Grund für das Umsichgreifen des Un-
d Naturalismus, so daß er die Vertreter des letzteren, sofern sie
ötter und lasterhafte Freigeister auftreten, für weniger gefährlich er-
die Verfechter der reinen Lehre", „die Wächter auf den Mauern
chen er noch in der zweiten Auflage den Vorwurf macht, daß sie
itenden Verfall des geistlichen Standes nach Ansehen und Wirksam-
hen. Doch erwähnt er in einem anderen Zusammenhange auch eine
Orthodoxie, welche Bescheidenheit und Gottesfurcht zeige, und der
 Duldung gewähren müsse. Er nennt als Vertreter dieser würdi-
läubigkeit Buddeus in Jena und Pictet in Genf. Seinerseits will
ganz einfachen Glauben: „daß ein Gott, eine Vorsehung, ein Er-

löser und ein ewiges Leben sei". Und bei einer Recapitulation der christlichen Grundartikel hat er deren sogar nur drei: „Es ist ein Gott. Es ist eine Vorsehung. Es ist ein ewiges Leben nach dem Tode." Die höchste Wichtigkeit der christlichen Religion liegt ihm darin, daß sie alle wahre Tugend und Glückseligkeit im irdischen Leben und die sichere Erwartung einer ewigen Seligkeit begründet. „In der Religion," sagt er bei anderer Gelegenheit — und darin bekundet sich das Rationalistische seiner Anschauung —, „kommt Alles auf eine richtige und überzeugende Erkenntniß des höchsten Wesens an, und daß man von desselben Vollkommenheiten die Bewegungsgründe zu seinem Thun und Lassen hernehme." Der Rationalismus unseres Apologeten bekundet sich nicht minder darin, daß er bei seinen Deductionen und in der Entwicklung der Schriftlehre nirgends an die kirchlichen Bekenntnisse, von denen er ganz schweigt, anknüpft, sondern an die natürliche Religion, als an eine von der denkenden Vernunft anerkannte Größe. Nicht soll diese Religion freilich den Inhalt der Bibel ausgeschöpft haben, vielmehr soll sie durch letzteren erst den rechten Halt und einen tieferen Geist empfangen. Auch da, wo er den Heilsinhalt der heil. Schrift zusammenfaßt, kommt er wieder auf die „drei Wahrheiten der natürlichen Religion"; diese sind ihm „unstreitig die unentbehrlich nöthigen und stärksten Gründe der wahren Gemüthsberuhigung vernünftiger Menschen; und hierin", fügt er hinzu, „haben, so viel ich die Welt noch kenne, alle verständigen und rechtschaffenen Leute mit mir einerlei Meinung." Daher enthält ihm auch der Glaube an Christum die natürliche Religion in sich, nur daß dieser Glaube die letztere „bestärkt, aufklärt und erweitert"; daher kann er sagen: „von der natürlichen Religion zur christlichen ist der Schritt überaus nahe und leicht." Ja er mißt wohl den ganzen Begriff der Offenbarung materiell an dem der natürlichen Religion, indem ihm das Geoffenbarte der natürlichen Vernunft genau entspricht, nur daß deren religiöse Erkenntniß ohne göttlichen Unterricht in der Menschheit nicht entstanden sein könne. So vertritt ihm die Offenbarung ihrer Natur nach das Princip dieses unumgänglichen Unterrichts. Andererseits bewährt sich ihm die Offenbarung als solche auch durch ihre göttliche Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, die ihm aus der heil. Schrift als der Offenbarungsurkunde entgegenstrahlt, so daß er auf eine weitere Demonstration dieser höchsten Autorität verzichtet. Hier soll der unmittelbare Eindruck, den die Bibel auf unser Herz und Gemüth, auf unser Empfinden und Gewissen macht, entscheidend sein. Daher sieht S. gerade die Schrift mit der Beweisung des Geistes und der Kraft an die Seele der Menschen sich wenden. Das so erregte Gefühl faßt er auf als „das Gefühl der Wahrheit", wenn auch einer praktischen Wahrheit, „welches, in dem allgemeinen gesunden Verstande erweckt wird, sobald man ihm die Wahrheit deutlich vorstellt." Auch erscheint ihm dieses durch die Bibel erregte Gefühl um deswillen als keine schwärmerische Täuschung, weil es zu keinem Conflict mit der bereits erprobten Erkenntniß des natürlichen Verstandes führt, sondern die letztere nur noch mehr „aufklärt" und bestätigt. Auf diese Weise kann er die Haltung eines ganz bibelgläubigen Theologen annehmen und den unbedingten Vorzug der Bibel vor allen Büchern, die nur menschliche abgeleitete Weisheit enthalten, als unzweifelhaft betrachten, indem er die ihm bekannten Einwürfe des menschlichen Denkens gegen die Schriftautorität als höchste Wahrheitsquelle als auf falscher Auslegung oder Unkenntniß ruhend widerlegt. Auch die biblischen Wunder und Weissagungen nimmt er in vollem Glauben an und rechtfertigt sie aus dem auch der natürlichsten Vernunft zugänglichen Vorsehungsglauben, wobei er die wirkliche Erfüllung aller alttestamentlichen Weissagungen voraussetzt und an hervorragenden Beispielen zu erhärten sucht, während er die Wunder als höchst zweckmäßige Begleiter der Offenbarung, die als solche ja

selbst ein Wunder sei, betrachtet. Unerklärliches und Geheimnißvolles habe dann freilich, wie er nicht leugnet, der Offenbarungsglaube der Christen zuzugestehen. Aber für solche Grenzen des Wissens findet er Analogien auf allen Gebieten des Erkennens, auch in dem System der natürlichen Religion: sie sind ihm also auch im Christenthum dem allgemeinen Wesen unseres Verstandes entsprechend. Die solchermaßen unleugbaren Unvollkommenheiten unseres religiösen Erkennens sind ihm aber um so weniger beunruhigend, als er, wobei er sich auf Grotius' bekannte Apologie der christlichen Religion beruft, die Offenbarung des Evangeliums nicht bloß zur Befriedigung des Verstandes, sondern auch zur Erweckung eines Glaubensgehorsams, zur Erzeugung eines sittlichen Willens in dem redlichen und verständigen Menschen bestimmt erachtet. Soll hier aber weder praktisch noch theoretisch von einem Widerspruch des Natürlichen und Uebernatürlichen die Rede sein, so gilt das auch für die Inspiration der Bibel, die so aufgefaßt wird, daß sich bei ihr die selbständige Mitwirkung der menschlichen Persönlichkeit des Schriftstellers mit der göttlichen Eingebung verknüpft. Darum könne auch, meint die Apologie, der ganze Inhalt der heil. Schrift als ein Werk des Geistes Gottes betrachtet werden, obgleich sich im einzelnen rein geschichtliche von offenbarungsmäßigen Bestandtheilen unterscheiden ließen. S. geht dann auch auf die Bestreitung der Wahrheit des Christenthums ein, welche sich auf die Spaltungen seiner Bekenner in so viele Kirchen, Secten und Parteien stützen will. Diesen Umstand weiß er gerade zum Vorteil unserer Religion zu kehren, indem er darauf hindeutet, wie sie solche aus der menschlichen Schwäche entsprungenen Hinderisse überdauert und endlich in dem zur Herrschaft kommenden toleranten Protestantismus überwunden habe. Den Gedanken der Erbsünde schwächt er pelagianisch ab. Den Ursprung der anerkannten allgemeinen Sündhaftigkeit vermögen wir uns freilich, wie er annimmt, nur nach Anleitung einer göttlichen Offenbarung vorstellbar zu machen, wie wir auch nur durch eine solche von dem Ursprung der Erlösung als einer „Veranstaltung Gottes“ etwas wissen können. So sollen aber Zulassung des Sündenfalles, der als äußere teuflische Verführung am denkbarsten sei, wie Erlösung von dem angenommenen vernünftigen Monotheismus nur als Theile eines einheitlichen göttlichen Planes gedacht werden. Beruht unserem Theologen nun die Thatsache der Erlösung auf der Sendung Christi durch Gott, so kann er selbstverständlich nicht umhin, der Gottheit Christi und seiner Gottessohnschaft zu gedenken. Es entspricht seinem ganzen Standpunkt, wenn er die dogmatischen Speculationen über die Trinität und die Person Christi dahingestellt sein läßt und die christologischen Begriffe nur soweit für verbindlich hält, als sie aus der Bibel entnommen werden. In seiner Darstellung der biblischen Trinität, welche ihm auch die Lehre von einer Gottheit Christi enthält, hat er sich namentlich von Clarke's darauf bezüglicher Abhandlung leiten lassen. Hierbei nimmt er aber Gelegenheit an die geheimnißvolle, über das menschliche Begreifen hinausgehende Seite aller Offenbarung zu erinnern. Nichtsdestoweniger soll die Vernunft einen planvollen und nothwendigen Zusammenhang auch dieser Vorstellung von Christo mit der bereits als vernunftmäßig erkannten Idee der Erlösung zu erkennen suchen. Und es erscheint ihm hier die Mittheilung und Sicherung unseres ewigen Lebens als der Grund, aus welchem jenes Geheimniß der Gottheit sei offenbart worden. Enthielt nun aber, wie bereits festgestellt war, auch die natürliche Religion die wahrscheinliche Aussicht, daß ein bußfertiger, sich vom Bösen zum Guten bekehrender Mensch eines jenseitigen Lebens theilhaft werde, so findet selbst die Dreieinigkeitslehre nach S. ihre Anknüpfung in jenem System. Nur als wahrer und vollkommener Sohn Gottes, der allerdings dem Vater sich unterordnend gedacht wird, könne uns, wird gefolgert, Christus den ganzen Rathschluß der Erlösung bekannt machen

und die Erfüllung unserer Hoffnungen auf das höhere Leben nach dem Tode in absoluter Weise gewährleisten. Den Tod Jesu faßt er als einen durchaus freiwilligen, der zunächst als Folge seines Berufes zur Bekräftigung seiner Lehre und zu unserem Vorbilde geschehen sei, auf. Allein er entnimmt doch auch der Schrift, daß der Tod des Mittlers als ein von Gott verordnetes Opfer für unsere Sünde geschehen sei. Den Kanon für das volle Verständniß der biblischen Lehre vom Tode Christi sieht er aber in bemerkenswerther Weise in dem Gedanken, daß „man . . . den höchsten Grad der Gewißheit von des Menschen Begnadigung als das letzte und eigentliche Resultat aller Vorstellungen, die uns die Schrift von dem Tode Christi macht, ansehen" dürfe. Nach diesem Kanon konnte er nun auch den durch die orthodoxe Tradition wie noch durch die Arminianer verwertheten Gedanken, daß wir in dem Opfertode Christi einen Ausgleich der Gerechtigkeit oder der gesetzgeberischen Ehre Gottes mit seiner Güte sehen, als Schriftlehre vertheidigen. Höher aber gilt ihm Christi Mittlerthum an sich, als dieses Opfer der Versöhnung. Im letzten Abschnitt seines apologetischen Werkes handelt er endlich noch „von dem göttlichen Beistande der Gnade, von der Auferstehung der Todten, von der Taufe und dem Nachtmahle". Wie unsere theoretische Erziehungsbedürftigkeit, so wird nun auch die sittliche Schwäche des Menschen als eine erfahrungsmäßige Thatsache betrachtet, woraus sich die Nothwendigkeit göttlicher Hülfe ergeben muß. Da uns eine solche aber auch in den kirchlichen Gnadenmitteln gegeben sei, so wird daraus auch unsere Verpflichtung gefolgert, dieselben zu benutzen und uns darin den Anordnungen der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen. Für ganz besonders vernunftgemäß hält unser Apologet die Lehre von der Auferstehung der Todten, wofern diese im Sinne Pauli verstanden werde, so daß er den Unglauben hieran nur „als eine wahrhafte Krankheit der Seele" bezeichnen kann. Die Sacramente, deren göttliche Einsetzung ihm nach der Schrift unzweifelhaft ist, faßt er als symbolische Gebräuche auf, die sich von einem praktisch-sittlichen Gesichtspunkte aus rechtfertigen lassen, von denen jedoch alle magischen und mystischen Vorstellungen möglichst fern zu halten seien. In der Auffassung des Abendmahls erklärt er sich ausdrücklich als einen Anhänger Zwingli's.

Man muß das Werk Sack's, dessen Grundgedanken wir darlegten, als eine durchaus klare, von einer religiös praktischen Hochschätzung des Christenthums getragene Darstellung anerkennen, wenn auch diese Art der Apologetik den Ansprüchen unserer heutigen Theologie nicht genügt. Der Widerspruch zwischen einer Offenbarungsurkunde, welche die autonome Quelle rein göttlicher, übernatürlicher Erkenntniß sein soll, und ihrer lehrhaften Auslegung nach einem menschlichen Maßstab, der im Grunde ein historisches Product ist und nur als solches Jedem dargeboten werden kann, eignet dem von S. vertretenen schriftgläubigen Standpunkte nicht anders, wie der alten Orthodoxie; mag man auch zugeben, daß der religiöse Gehalt der damaligen vernünftigen Auslegung ein geringerer war, als der der ursprünglichen, noch nicht zur todten Form gewordenen bibelfesten Rechtgläubigkeit. Freilich fehlt auch bei S. nicht jenes uns heute fremdartig erscheinende Gemisch von Rationalismus und biblischem Wunder- und Offenbarungsglauben. Uebereinstimmung aber von Leben und Lehre, Einheit von Gesinnung und Ueberzeugung, wirksame Frömmigkeit scheinen ihm vom Christenthum untrennbar. Die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst fällt ihm ganz unter den Begriff einer pädagogisch-sittlichen Pflicht, wie solche bereits der natürlichen Religion und Vernunft vollkommen verständlich sei und den er zwar durch Lehre und Beispiel der Apostel bestätigt sieht, nicht aber durch das Christenthum innerlich verändert oder vertieft. Ein mehr positiv kirchlicher Zug zeigt sich indessen in Sack's Verlangen nach der evangelischen Union. Wie ge-

ring ihm aber die religiöse Bedeutung der Wirksamkeit der Kirche, ihrer Ueberlieferung und ihres Unterrichts ist, ersieht man aus dem Geständniß, daß nach seiner Meinung ein Mensch von gesundem Verstande und religiös-sittlichem Ernste ohne kirchliche Lehre und Lehrer, ohne Rücksicht auf kirchliche Bekenntnisse die göttliche Wahrheit aus der Heiligen Schrift viel besser erkennen würde als der, welcher vorher sich kirchlichen „Meinungen“ angeschlossen hätte.

Zeigte sich S. auf theologischem Gebiete trotz seiner verdienstlichen Mitarbeit an den Zeitfragen als kein Bahnbrecher für neue Ideen, so nahm er doch in der Geschichte der protestantischen Kanzelberedsamkeit eine epochemachende Stellung ein. Man hat ihn mit seinem älteren Zeitgenossen Lorenz von Mosheim verglichen und ihm nicht ohne Grund für die Reform der Predigt in der deutsch-reformirten Kirche dieselbe Stellung angewiesen, welche Jener in der lutherischen einnahm. Beide hatten sich besonders unter dem Einfluß der damals maßgebenden englischen Kanzelredner gebildet. Neben Clarke, an den sich, wie wir sahen, Sack's apologetische Theologie anlehnte, wirkte auf ihn wie auf Mosheim, in homiletischer Rücksicht auch Tillotson wesentlich ein. Ueberhaupt berührte sich die Dogmatik beider deutschen Theologen vielfach mit den Anschauungen des deistischen Rationalismus. Doch stand Mosheim zur traditionellen Kirchenlehre nicht so spröde und der natürlichen Religion noch nicht so nahe wie S. So erscheint auch Ersterer weit mehr als ein kunstvoller und gelehrter Redner, wie er auch ein grundsätzlicher Vertreter der Rhetorik war. S. dagegen vertrat eine entschiedener volksmäßige und leichter verständliche Predigtweise, indem er sich, wozu ihn schon die Eigenart der reformirten Kirche veranlaßte, dem Standpunkte der Gemeinde unbefangener accommodirte. So wendete er seine grundsätzliche Trennung von Theologie und Religion gerade als Prediger in durchgreifender Weise an, und so vermochte auch das unmittelbare religiöse Gefühl noch einfacher und damit im ganzen lebhafter anzuregen als Mosheim. Sehen wir auf die Methode seiner Schriftbenutzung auf der Kanzel wie auf den Lehrgehalt seiner Predigten, so kann man die letzteren indessen nicht gerade als biblische bezeichnen. Wie er in ihnen alle gelehrte Exegese vermied, so auch die religiös-typische und allegorische Auslegung, welche durch die Coccejanische Schule verbreitet worden war. Er predigte über allgemeine, aus den Zeitumständen sich ergebende Themata, die er aber mit einem biblischen Texte in Verbindung setzte, ohne sich an bestimmte Regeln der Verknüpfung einer nothwendigen Erläuterung des Textes mit der Ausführung des Themas zu binden. Nicht selten bildet eine derartige kurze Texterklärung einen Theil der Predigt. Dessenungeachtet legen seine Predigten auf das beistimmende und die Wahrheit der vorgetragenen Gedanken bekräftigende Zeugniß der Heiligen Schrift Gewicht; daher er häufig Bibelsprüche, wenn auch ohne Rücksicht auf ihren exegetischen und geschichtlichen Zusammenhang, anführt. Das eigentliche Ziel seiner Kanzelbelehrungen lag ihm aber auch nicht in der Geltendmachung seiner rationalistisch-biblischen Dogmatik oder Apologetik an sich, sondern in der Betonung ihres ethischen Werthes und demgemäß in der unnachsichtlichen Forderung eines wahrhaft christlichen Lebens. Seiner Dogmatik entsprechend verknüpft er auch in seiner Predigt den Ausblick auf das herrliche Ziel alles menschlichen Strebens, d. i. die ewige Glückseligkeit, auf das persönliche Fortleben nach dem Tode unmittelbar mit dem Wesen der christlichen Tugendhaftigkeit. Ja, er scheut sich nicht, den Hinweis auf diesen Zweck unseres Daseins als den Hauptpunkt seiner Belehrungen und Ermahnungen hinzustellen. Aber auch darauf legt er Gewicht, daß sich Tugend wie Sittenlosigkeit bereits hier auf Erden, sei es in unserem inneren Gemüthszustande, sei es in unserem äußeren Ergehen belohnen oder bestrafen.

Also auch kein Glaube ohne Werke. Der Glaube ist ihm „nur insoweit" „ein seligmachender", „als er ein heiligmachender ist"; Glaube und Tugend erscheinen als Correlatbegriffe; und an Christum glauben fällt ihm ganz zusammen mit dem Gehorsam gegen dessen Gebote. Bei einer ernsten Lebensauffassung konnte sich auf diesem ethischen Fundamente wohl eine Gesetzespredigt entwickeln, die wohl vor der Gefahr des Materialismus und Eudämonismus zu warnen, nicht aber von Innen heraus eine Reform des religiösen Lebens zu begründen im Stande war. Von den kirchlichen Gnadenmitteln ist in den Predigten selten die Rede, und nur bei besonderen Veranlassungen deutet er auf den Nutzen des kirchlichen Gottesdienstes. Dagegen springt es in die Augen, daß er überall auf das subjective Gnadenmittel unseres gläubigen Gebetes zu Gott als zu dem väterlich gütigen und weisen Erhörer der Wünsche jedes Einzelnen in der bestimmtesten und lebhaftesten Weise Bezug nimmt. Sack's Predigten haben ihrer Zeit nicht nur ernstdenkende und sittlich fühlende Hörer verschiedener Richtungen angesprochen, sondern auch tieferen religiösen Gemüthern, namentlich unter dem weiblichen Geschlechte geistige Nahrung und Erbauung gewährt. Doch hingen sie zu sehr von einer durch subjective Disposition bedingten Verwerthung der damaligen Bildung ab, um für eine spätere Zeit, was ja in der Geschichte der Predigt ohnehin selten vorkommt, eine ähnliche Bedeutung beanspruchen zu können.

Sack's äußeren Lebensgang haben wir bis zum Beginn seiner Wirksamkeit in Berlin kennen gelernt. Bald nach seiner Uebersiedelung in die Residenz befiel ihn theils infolge körperlicher Erschöpfung, die er sich durch die fortschreitende Steigerung seines rastlosen Arbeitens zugezogen hatte, theils aus Veranlassung geistiger aus den neuen Verhältnissen, in die er sich in Berlin gestellt sah, entsprungener Aufregungen, unter welchen ihn die Anfeindungen seines religiösen Standpunktes als eines ungläubigen besonders trafen, ein heftiges, mit hochgradiger Hypochondrie verknüpftes Nervenleiden. Er sah sich dadurch zu einer längeren Entfernung von allen Geschäften und von Berlin gezwungen; doch überwand er die Krankheit allmählich, so daß er nach Jahr und Tag seine amtliche Thätigkeit aufnehmen und auch die Kanzel wieder besteigen durfte. Eine gesunde und vorsichtige Lebensweise, namentlich rechtzeitig unternommene Erholungsreisen verhinderten die Wiederkehr jenes gefährlichen Leidens. So konnte er eine lange Reihe von Jahren seinen öffentlichen Aemtern vorstehen und auf dem von ihm bebauten weiten Arbeitsfelde wirken, bis ihn herannahendes hohes Alter nöthigte, mehr und mehr Feierabend zu machen. Seine letzte Predigt hielt er im 78. Lebensjahre (am 27. August 1780) im Dome über Jos. 90, 10. Er erlebte die Freude, daß ihm im J. 1777 sein ältester Sohn zur Seite gestellt und zum fünften Hof- und Domprediger berufen wurde, und daß er Letzteren in dieses Amt selbst einführen durfte. S. war zweimal verheirathet. Den ersten Ehebund schloß er bald nach Antritt seiner ersten Pfarrstelle zu Magdeburg mit der Tochter des damaligen Richters der französischen Colonie zu Frankfurt a. O., Cardel. Diese Gattin starb im ersten Wochenbett, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt hatte, welche nachmals an den Prediger Bamberger, der zuerst als Geistlicher an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, dann als Hofprediger in Potsdam fungirte, verheirathet war. Zum zweiten Male vermählte er sich nach vier Jahren (1737) gleichfalls mit einer Angehörigen der französischen Emigration, einem Fräulein Guarrigue, der Tochter eines Goldarbeiters zu Magdeburg, welche den Gatten als treue, christliche Gefährtin auf seinem weiteren Lebensgange fortan begleitete und ihn noch kurze Zeit überlebte. Der erwähnte älteste Sohn, aus dieser Ehe stammend, vermählte sich im J. 1770 mit der einzigen Tochter des Propstes Spalding, wodurch das bereits be-

stehende Freundschaftsverhältniß zwischen Spalding und S. nur um so enger wurde. Daß S. in nahe Beziehungen zu den höchsten Ständen trat, haben wir bereits erfahren; vermöge seines Geistes und seiner gesellschaftlichen Fähigkeiten war er ein gern gesehenes Mitglied der vornehmen Kreise. In seinem Umgange mit „den Großen und Vornehmen" behauptete er aber nach dem Zeugniß seines Sohnes „beständig den Charakter eines wahrheitliebenden und freimüthigen Mannes". Unter Sack's sonstigen Charaktereigenschaften ragt noch eine große Uneigennützigkeit und Freigebigkeit hervor. Seinen Kindern hinterließ er daher als Haupterbschaft seinen ehrlichen Namen, von dem er hoffte, er werde ihnen „zum Segen werden". Seiner zweiten Ehe entsprangen sechs Kinder, von denen zwei in früher Jugend, zwei (ein Sohn als preußischer Hauptmann und eine Tochter als Gattin des Kriegsrathes Eltester) noch vor dem Vater starben. Außer dem Hofprediger überlebte ihn noch ein Sohn, der im preußischen Staatsdienste Verwendung gefunden. Obgleich Sack's geistige Spannkraft zuletzt nachgelassen und namentlich sein Gedächtniß im Alter gelitten hatte, so reichte doch sein geistiges Vermögen bis an sein Ende dazu aus, sich seiner Familie und einem engeren Freundeskreise mit vollem Bewußtsein und in ungestörtem Zusammensein zu widmen. Auf seinem Sterbebette nahm er erbaulichen Abschied von den Seinen und besiegelte sein christliches Leben durch ein frommes und schönes Sterben. Altersschwäche löschte am 22. April 1786 sein Lebenslicht aus.

Hauptquelle zur Kenntniß seines Lebens ist: August Friedrich Wilhelm Sack's rc. Lebensbeschreibung nebst einigen von ihm hinterlassenen Briefen und Schriften. Herausgeg. von dessen Sohne Friedrich Samuel Gottfried Sack, Hofprediger rc. 2 Bde. Berlin 1789. Vgl. dazu: Formey, Éloge pour Monsieur S. in den Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres. Année 1786. Avec l'histoire de la même année. Berlin 1788. — H. Döring, Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 1830, S. 353 ff. — Dr. Karl Heinrich Sack, Geschichte der Predigt in der deutsch-evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die letzten Jahre von Schleiermacher und Menken. 1886, S. 35 ff. — R. Rothe, Geschichte der Predigt von den Anfängen bis auf Schleiermacher. Herausgeg. von A. Trümpelmann. 1881, S. 421 f. — Berliner Kalender auf das Gemeinjahr 1827, S. 334. — Dr. K. H. Sack über Aug. Fr. Wilh. S. in Herzog's Real-Encyklop. f. prot. Theol. u. Kirche, 2. Aufl. Bd. XIII, S. 203 ff. Ein unvollständ. Verzeichniß seiner Schriften bei Döring a. a. O. S. 360; ausführlicher in der vom Sohne verfaßten Lebensbeschreibung, Bd. I, S. 125. Hier auch sein Briefwechsel, fünf amtliche Gutachten, Predigten u. A. Die Mehrzahl seiner Predigten sind in 6 Theilen, Magdeburg 1735—1764 gesammelt, von denen die beiden ersten Theile sechs Auflagen erlebten. Eine Anzahl Predigten sind nur in Einzeldrucken vorhanden. Von den patriotischen Predigten aus dem siebenjährigen Kriege sind drei von K. H. Sack, dem Enkel des Verfassers wieder herausgegeben worden: Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im J. 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demselben Jahre im Dome zu Berlin gehalten von A. F. W. S. Zum hundertjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten. Berlin 1857. Sack's Bildniß von D. Berger nach Graff befindet sich vor dem 7. Stück der Berliner Monatsschrift (1786).

Siegfried Lommatzsch.

Sack *): Friedrich Samuel Gottfried S., ältester, aus zweiter Ehe stammender Sohn von August Friedrich Wilhelm S., wurde am 4. September

*) Zu Bd. XXX, S. 152.

1738 zu Magdeburg geboren. Da der Vater schon 1740 nach Berlin übersiedelte, so darf man diese Stadt als die Vaterstadt unseres S. betrachten, in der er seine Erziehung unter den leitenden Einflüssen des väterlichen Hauses genoß. Seine wissenschaftliche Vorbildung verdankte er dem unter dem Directorat des berühmten Heinius stehenden Joachimsthalschen Gymnasium, dessen Schüler er bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre blieb. Neben seinen Schulstunden besuchte er noch Ramler's Vorlesungen über Batteux und die mineralogischen Vorträge des Predigers Woltersdorf, wie er auch seine Kenntnisse in den alten und neueren Sprachen durch eifrige Privatstudien erweiterte. Dennoch hatte er mit dem Abschlusse seiner Schulzeit nicht das Gefühl, den Cursus der Gymnasialbildung vollständig absolvirt zu haben. Wo er daher in der Folgezeit noch Lücken in diesen grundlegenden Kenntnissen spürte, suchte er solche nach Möglichkeit auszufüllen. Wendete er sich nun zum Studium der Theologie, so geschah es nach seinem eigenen Geständniß mehr auf Wunsch seines Vaters, als aus einer entschiedenen Neigung „für den sogenannten geistlichen Stand“. Nichtsdestoweniger widmete er sich den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaft während eines zweijährigen Studiums auf der reformirten Landesuniversität zu Frankfurt a. d. O. mit hervorragendem Fleiße. Unter den Vorlesungen seines Faches fesselten ihn am meisten die Jablonsky's über Kirchengeschichte und Dogmatik. Nicht weniger sah er sich aber auch von den mathematischen und philosophischen Vorträgen A. G. Baumgarten's angezogen. Da er von seinem Vater schon frühe auf den Unterschied von Religion und Theologie und auf das Schriftprincip hingewiesen war, lag es ihm nahe, die kirchliche Dogmatik mit kritischem Auge zu betrachten, indem er ihr die Lehre der Heiligen Schrift entgegenstellte und vorzog. Wenn ihn die damalige philosophisch verbrämte Rechtgläubigkeit, so z. B. der Versuch des Wolffianers Wyttenbach, das orthodoxe System mathematisch zu demonstriren, besonders abstieß, so erkennt man bereits darin seinen einfachen, auf das Praktische gerichteten Sinn. Gesellschaftliche Bildung und mannichfaltige geistige Anregungen verdankte er während seiner Studienzeit dem intimen Verkehr in der Familie des französisch-reformirten Predigers Gauthe, dessen Haus ein geselliger und geistiger Mittelpunkt für die Gebildeten Frankfurts, unter denen die französischen Colonisten eine maßgebende Rolle spielten, war. Und indem er sich auch mit einem liebenswürdigen Commilitonen, einem jungen Grafen Finkenstein befreundete, trat er dieser am preußischen Hofe einflußreichen gräflichen Familie, deren Gunst er späterhin manche Förderung in seiner Laufbahn verdankte, nahe. Sein Freund führte ihn in das Haus eines Obersten Grafen Finkenstein ein, auf dessen in der Nähe Frankfurts gelegenem Gute er nicht selten mit ersterem die Ferien verleben durfte. Er gewann sofort das Vertrauen des Gutsherrn in dem Maaße, daß dieser ihn zum künftigen Erzieher seines damals erst sechsjährigen Sohnes bestimmte. Nachdem S. im Herbst 1757 in Berlin sein theologisches Examen bestanden hatte, trat er eine längere Reise über Holland nach England an. Hier weilte er ungefähr ein halbes Jahr und die väterlichen Empfehlungen öffneten ihm die Häuser von hervorragenden englischen Geistlichen und Gelehrten, darunter Kennicott's und namentlich des damaligen Erzbischofs von Canterbury, Secker. Nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm er die Erziehung des jungen Finkenstein, den er meistens im eigenen väterlichen Hause zu Berlin unterrichten durfte. Damals kam er auch zuerst mit dem königlichen Hofe in Berührung, indem er den Auftrag erhielt, die Prinzessin Wilhelmine, Schwester Friedrich Wilhelm's II., die nachherige Gemahlin des Erbstatthalters, Prinzen von Oranien, zu unterrichten.

Aus dem Umstande, daß ihn nur der Einspruch Friedrich's des Großen daran hinderte, als Secretär in die Dienste der Erbstatthalterin zu treten, er-

man, daß sich seine Stellung zum Predigerberuf inzwischen nicht unwesent-
erändert hatte. „Eine sehr peinliche Schüchternheit", die ihn beherrschte,
er vor größeren Versammlungen zu reden hatte, konnte er nie ganz über-
n. Als er, 30 Jahre alt, nach dem Vorschlag der deutschen reformirten
inde Magdeburgs von dem reformirten Kirchendirectorium zum Prediger
Gemeinde berufen wurde, erblickte er darin nur eine höhere Fügung, der
in Gehorsam zu unterwerfen habe. Doch ward ihm noch die Frist eines
Jahres bis zur Uebernahme des neuen Amtes gewährt, während dessen
nen Zögling noch auf die Universität Frankfurt begleitete. Dann trat er
in den ihm übertragenen kirchlichen Beruf ein. Wiesen ihn sowol seine
ldung, als auch Neigung und Begabung vornehmlich auf die pädagogische
gkeit, so pflegte er auch als Pastor mit Vorliebe diese Seite seines Amtes,
m er sich besonders des Katechumenenunterrichtes annahm. Da ihm das
gen zuerst „sehr sauer" wurde, so befliß er sich eifrig homiletischer Studien;
diente ihm einerseits die Beschäftigung mit den Schriften Luther's, anderer-
das Studium der hervorragendsten englischen und französischen Kanzelredner
maligen Zeit. Als eine Frucht dieses Studiums entstand die Uebersetzung
anzelreden des bekannten presbyterianischen Theologen und Professors der
samkeit zu Edinburg, Hugo Blair, die er später in Gemeinschaft mit
ermacher übernahm. Dabei erwarb er sich zugleich das Verdienst, dem
Schleiermacher, dessen Uebersetzertalent er erkannte und lobte, zur ersten
dmachung seiner schriftstellerischen Fähigkeit zu verhelfen. Bereits in
eburg konnte es S. wagen, einige eigene Predigten dem Druck zu über-
denen nach und nach eine größere Zahl folgte. Zu gelehrten Productionen
es ihm aber jetzt wie später an Zeit und Trieb. Es blieb in dieser Be-
g bei der Veröffentlichung einiger Recensionen und Uebersetzungen oder
bedeutender Aufsätze, von denen nur die ein ethisches Problem behandeln-
Briefe über den Krieg" und das sich gegen den Deismus erklärende
eiben an einen Freund in G., den Herrn Dr. Bahrdt und sein Glaubens-
tniß betreffend" zu nennen wären.
Im J. 1777 erhielt er ohne sein Zuthun die königliche Ernennung zum
n) Hof- und Domprediger in Berlin. Er hatte sich in Magdeburg mit
nzigen Tochter Spalding's einen ihm volle Befriedigung gewährenden
tand gegründet. Leider war er aber in den letzten Jahren zu Magdeburg
enem in chronischer Hypochondrie gipfelnden Nervenleiden, welches auch
Vater gequält hatte, befallen worden, das ihn nach Berlin begleitete.
geistige und körperliche Elasticität vermochte indessen diesen Feind, den er
erst im höheren Alter ganz überwand, nicht ohne Erfolg zu bekämpfen,
ß er seines Lebens und seiner amtlichen Wirksamkeit wieder froh werden
. Zu den ersten Vertretern der Geistlichkeit und des Kirchenregimentes,
nem Spalding, Teller, Büsching, Bamberger, Diterich, trat er in nächste
hungen. Drei treffliche Söhne und fünf liebenswürdige Töchter schaarten
llmählich um das Elternpaar. Kurze Zeit nach seiner Anstellung am Dom
er zum vierten Hofprediger auf, und als sich sein Vater im J. 1780
dem kirchenregimentlichen Geschäften zurückzog, wurde er zum Kirchenrath
Mitglied des reformirten Kirchendirectoriums berufen. Als Friedrich Wil-
II. den Thron bestiegen hatte, ernannte ihn dieser sofort zum Ober-
torialrath und zum reformirten Mitgliede des (lutherischen) Oberconsisto-
, womit er nun ganz an die Stelle seines verstorbenen Vaters trat. Die
ichsten Beförderungen dankte er der Regierung Friedrich Wilhelm's III.
chst verlieh ihm dieser nach Gedike's und Zöllner's Tode (1804) Amt und
de eines Oberschulrathes; und als in den Jahren 1809 bis 1810 nach

Aufhebung aller bisherigen kirchlichen Behörden die Centralstelle für die Verwaltung beider evangelischer Landeskirchen in eine Abtheilung des Ministeriums des Inneren, in das Departement für den Cultus und den öffentlichen Unterricht, umgewandelt wurde, erhielt auch S. einen Ruf zum Mitgliede dieser neuen Behörde. Wie hoch ihn gerade Friedrich Wilhelm III. persönlich schätzte, ersieht man namentlich daraus, daß, als der König, um das äußere Ansehen der evangelischen Kirche zu heben, durch eine Cabinetsordre vom 9. Februar 1816 den Bischofstitel zur Kennzeichnung „ausgezeichneter Verdienste im geistlichen Stand“ wiederherstellte, er zunächst nur eben S. in Berlin, welcher inzwischen zum ersten Hof- und Domprediger aufgestiegen war, und Borowsky in Königsberg zu evangelischen Bischöfen ernannte, womit er sie als die vornehmsten Geistlichen der beiden noch confessionell getrennten Hälften der preußischen Landeskirche bezeichnete. Eine Veränderung der amtlichen Stellung der betreffenden Geistlichen oder der kirchlichen Verfassung fand aber durch diese Rangerhöhungen, an die sich nur ein Ehrensold knüpfte, weder jetzt, noch bei den späteren königlichen Ernennungen von Bischöfen statt. Noch wenige Monate vor seinem Tode ward S. bei der Einführung des preußischen Staatsrathes zum Mitgliede ernannt. Nach manchen anderen Ordensverleihungen ward ihm 1817 noch der rothe Adlerorden I. Classe zu theil. Die Frankfurter theologische Facultät ernannte ihn bei ihrer Jubelfeier im J. 1806 zum Doctor der Theologie. — Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm den Religionsunterricht und die Einsegnung des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm III., und seiner sämmtlichen Geschwister, und noch manchen Sprößling der königlichen Familie in der folgenden Generation hatte er zu taufen, zu unterweisen und einzusegnen oder zu trauen. So confirmirte er auch 1813 den damaligen Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV. In der von S. 1804 herausgegebenen Sammlung von Casualreden findet sich auch eine größere Zahl von solchen, die seine Amtshandlungen am königlichen Hofe begleiteten. „Wenn irgendwo ein Hofprediger“, hat der Bischof Eylert von diesen Reden geurtheilt, „lernen will, wie die großen und ernsten beglückenden Wahrheiten des Christenthums vor dem regierenden Landesherrn und seiner Familie an heiliger Stätte verkündigt werden müssen, so kann er es von diesem Vorbilde.“

Der theologische Standpunkt auf den sich S. in seinem Katechumenenunterrichte, wie in seinen Predigten stellte, entsprach zunächst dem seines Vaters und damit den Voraussetzungen jenes sittlich ernsten und offenbarungsgläubigen Rationalismus, welcher der destructiven Aufklärung des vorigen Jahrhunderts Widerstand leistete. Auf seine innere Entwicklung hatte aber in späterer Zeit auch Spalding einen tiefgreifenden Einfluß. Im Anschluß an einen Ausspruch Schleiermacher's über S. können wir daher seine religiöse und theologische Denkungsart am kürzesten dahin charakterisiren: er folgte den Fußtapfen seines Vaters und Schwiegervaters. Obgleich auch Spalding wie der ältere S. dem rational-supranaturalistischen Standpunkt huldigte, so erkennt man doch bei jenem im Unterschiede von letzterem noch den Zusammenhang mit den Ueberlieferungen der lutherischen Kirche. Eine Innigkeit religiös-sittlichen Empfindens und der Trieb unmittelbar erbaulich und erwärmend zu wirken, ist von Spalding auch auf die Predigten Sack's übergegangen. Der reformirte Typus tritt in seinen Predigten viel weniger deutlich hervor, als in denen seines Vaters. Es fehlt den Reden unseres S. der gesetzliche Eifer, die strenge paränetische Haltung, freilich auch die scharfe Begriffsbestimmung, in welcher das Verhältniß der natürlichen Religion zur Offenbarung klar und allgemein verständlich beleuchtet wird, wodurch sich die väterlichen Predigten auszeichneten. So stehen die des Sohnes an theologischer Originalität und einer den Willen erregenden

Kraft hinter denen des Vaters entschieden zurück, wie sie andererseits auch an Feinheit der psychologischen Beobachtungen, an Gedankenfülle den Spaldingschen nicht gleichkommen. Vornehmlich gelang es ihm, in dem Kreise christlicher Familien und vertrauter Freundschaft eine tiefere religiöse Einwirkung zu erzielen. Er war auch der Meinung, daß dem Unglauben, dessen drohend wachsende Herrschaft im Ausgange des vorigen Jahrhunderts ihm nicht verborgen blieb, von den christlichen Häusern, aus dem Kreise frommer Verwandten und Freunde, als von einem Bunde der Guten am erfolgreichsten begegnet werden könne. Ein anschauliches Bild seiner hierauf gerichteten Wirksamkeit in den Familien der höheren Stände, der es an Erfolg nicht fehlte, gewährt die Sammlung seiner Amtsreden. Bald nach seinem Eintritt in das Oberconsistorium ließ er sich übrigens vom Könige, theils wegen häufiger Schwindelanfälle auf der Kanzel, theils aus Rücksicht auf seine vermehrten kirchenregimentlichen Geschäfte, von der Verpflichtung im Dome zu predigen, entbinden, wenn er auch damit der Kanzel nicht gänzlich entsagt hat. Seine letzte Predigt, die sich den früheren ebenbürtig anreihte, hielt er im Dom am 18. Januar 1816 beim Friedens-, Krönungs- und Ordensfeste, fast zwei Jahre vor seinem Tode. Im folgenden Jahre war es ihm dann noch vergönnt, seinen zweiten Sohn als seinen Stellvertreter an der Hof- und Domgemeinde öffentlich einzuführen, wobei er sich zugleich von der letzteren verabschiedete.

Kirchengeschichtlich am bedeutendsten trat S. in der Entwicklung des preußischen Kirchenregimentes hervor. Schleiermacher urtheilt über Sack's Kirchenleitung: „Würdevolle Milde, Achtung gegen die verschiedenen Ansichten, ruhiger Gang, entfernt eben so sehr von Neuerungssucht, als von mechanischer Anhänglichkeit an das Hergebrachte, bescheidene aber freimüthige Festigkeit, das waren die Hauptzüge seiner kirchlichen Geschäftsführung, und auf diesem Wege suchte er die Kirche, die ihm besonders anvertraut war, in ihrem alten Besitzstand, vorzüglich der Lehrfreiheit und der angestammten Einfachheit in den Gebräuchen zu erhalten." Von geschichtlichem Interesse ist sein Verhältniß zu Schleiermacher. Von der ersten Stunde an, da er mit diesem, als einem noch jugendlichen Theologen beim unvermeidlichen Examen zusammentraf, fand er nicht bloß ein persönliches Wohlgefallen an ihm, das sich bald zu einer innigeren Zuneigung erhöhte, in welcher er ihm sein Haus öffnete, sondern erkannte er auch desselben hervorragende Begabung für die Kanzel. Und mit anerkennenswerther und von Schleiermacher stets dankbar empfundener Treue suchte er als Vorgesetzter dem letzteren die Wege zu bahnen. Um so merkwürdiger erscheint der Conflict, der zwischen beiden Männern ausbrach, als sich Schleiermacher in Berlin der romantischen Schule anschloß und seine berühmten Reden über die Religion veröffentlichte. Obschon S. als Censor dem Buche die Druckerlaubniß ertheilt hatte, konnte er doch nicht umhin, dem Verfasser über die darin enthaltenen Ansichten die äußersten Bedenken vom kirchlichen und theologischen Standpunkte aus in einem eingehenden Schreiben zu erkennen zu geben. Er vermißte in diesen Reden so ziemlich alles, was man bisher für Religion gehalten, und sah darin vielmehr die Vertretung eines revolutionären spinozistischen Geistes. Verstehen und rechtfertigen läßt sich dieses absprechende Urtheil wol namentlich aus den wirklichen Mängeln, die den neuen von Schleiermacher geltend gemachten Ideen gerade in ihrer erstmaligen Darstellung noch anhafteten. Es beweist aber nicht minder, daß S. darin den Flügelschlag einer neuen Zeit und Geistesentwicklung der Nation nicht erkannte. Schleiermacher's uns gleichfalls erhaltenes Vertheidigungsschreiben an S. brachte in letzterem zwar keine theologische Umstimmung hervor, trug aber jedenfalls dazu bei, daß sein persönliches Interesse an dem aufstrebenden jungen Amtsbruder nicht erlahmte, so daß er seine

kirchenregimentliche Aufgabe auch in diesem Falle darin erkannte, die neue Bewegung nicht zu bekämpfen, sondern nur zur Besonnenheit zu mahnen. Daher legte er auch seinen eigenen Kindern kein Hinderniß in den Weg, daß sie sich enger an Schleiermacher anschlossen. So hielt er es aber als Vorgesetzter auch für seine Pflicht, diesem Gelegenheit zu einer selbständigen anderweitigen Betrachtung des kirchlichen Lebens zu geben, und ihn aus der romantischen Genossenschaft zu lösen, indem er ihn in väterlicher Freundschaft aufforderte, Berlin zu verlassen und eine Hofpredigerstelle in Pommern anzunehmen. Der von Schleiermacher geleiteten neuen Entwicklung der Theologie vermochte er dann freilich nur von ferne zuzuschauen, indem er der schöpferischen Thätigkeit des großen Theologen gegenüber, auch durch sein Amt am Hofe gebunden, eine zurückhaltende Stellung einnahm.

Einen Beweis seiner Charakterfestigkeit gab S., als 1788 das Wöllner'sche Religionsedict und die ihm folgenden Verordnungen durch staatskirchlichen Zwang die rationalistische Aufklärung in Preußen zu beseitigen suchten und die Geistlichen und Candidaten der Landeskirchen einer strengen dogmatischen Censur unterwarfen. Er glaubte mit Recht, daß es dem Geiste der Zeit nicht entspreche, wenn durch dieses kirchenregimentliche Vorgehen die obrigkeitliche Gewalt in einem Kampfe, welcher geistig auszufechten sei, eingesetzt werde, daß hierdurch in höchst ungerechter Weise wissenschaftlich ausgezeichnete und allgemein geachtete Lehrer in derselben Weise wie unwissende und auf Zerstörung ausgehende Menschen behandelt würden. Zeigte sich doch das ganze evangelische Deutschland entrüstet, als der Minister v. Zedlitz entlassen wurde und Wöllner seine Kirchenpolitik zu entfalten begann. S. legte seine Bedenken gegen das Edict in einer Denkschrift dem Chef des reformirten Kirchendepartements, Freiherrn v. Dörnberg behufs Mittheilung an den König vor. Neben diesem persönlichen Schritt verfaßte und unterzeichnete er auch den Protest gegen das Edict, welchen die Mehrzahl der Räthe des Oberconsistoriums dem Könige einreichte. Er selbst erhielt, wie er berichtet hat, keine Antwort, während die andern Oberconsistorialräthe „durch sehr heftige Rescripte mit ihren Einwendungen und Vorschlägen unter Drohungen zurückgewiesen wurden". Dürfen wir Eylert glauben, so hat S. auch gegen die im J. 1791 eingesetzte geistliche Immediat-Examinationscommission, welche die Ausführung des Religionsedictes im Kreise der Geistlichen und Lehrer zu überwachen und zu fördern sowie die Prüfungen der Predigt- und Schulamtscandidaten im Sinne desselben zu leiten hatte, energisch remonstrirt und, nachdem sich seine Remonstrationen als fruchtlos erwiesen, um seinen Abschied gebeten. Er hat diesen jedenfalls nicht erhalten; vielmehr wurde er nach der Erzählung jenes Gewährsmanns von der Theilnahme an allen kirchlichen Geschäften, die er vor seinem Gewissen nicht verantworten zu können glaubte, dispensirt. S., consequenter als Friedrich Wilhelm II., trug dann nicht unwesentlich zum Sturze Wöllner's unter der nachfolgenden Regierung bei, indem er seinen Einfluß auf Friedrich Wilhelm III., seinen ehemaligen Zögling, nach einer andern Richtung hin geltend machte. In der bekannten Cabinetsordre des jungen Königs vom 11. Jan. 1798, welche der Entlassung jenes Ministers unmittelbar vorherging und in der dieser wegen seiner eigenmächtigen Erneuerung des Religionsedictes zurechtgewiesen wurde, klingt der religiöse Standpunkt Sack's vornehmlich wieder. Verschloß sich aber letzterer andererseits nicht der Ueberzeugung, daß die evangelische Kirche lebensgefährlich krank darniederliege, daß der hinschwindenden Religion bald Hülfe kommen müsse, war es ihm unzweifelhaft, daß der sich seit der Zeit Friedrich's des Großen in Deutschland immer mehr verbreitende Atheismus und Deismus mit seinem antichristlichen Geiste nicht nur das Volk, sondern auch die protestantische Geistlich-

keit und den Lehrerstand ergriffen habe, so erkannte er auch die Pflicht des Kirchenregimentes an, durch zeitgemäße Reformen eine Heilung des Uebels zu versuchen. Dazu schien ihm aber die Beförderung der Union, wenn sie die Lebenskräfte der beiden evangelischen Kirchen praktisch zusammenfaßt, den wichtigsten Beitrag zu liefern. Hierauf sah er sich durch die ganze Entwicklung des Protestantismus in den brandenburgisch-preußischen Ländern, in denen, wie er meinte, niemals die Concordienformel oder die Beschlüsse der Dordrechter Synode rechtsverbindlich gewesen seien, hingewiesen. Abgesehen von der Wöllner'schen Gesetzgebungsepisode glaubte er die Union durch die Kirchenpolitik der Hohenzollern auf das glücklichste vorbereitet; sie betrachtete er endlich als ein ideales Vermächtniß seines Vaters. Aber weit entfernt davon, an eine zwangsweise Durchführung zu denken, wies er auf einen anderen Weg, der ein schon unter Friedrich I. auftauchendes Project wieder aufnahm, nämlich auf eine zunächst gottesdienstliche Vereinigung beider Kirchen, wie solche ihm durch eine liturgische Reform erreichbar schien. In diesem Sinne reichte er im Juli 1798 dem Könige ein Promemoria ein, in welchem man, da es dessen Beifall erwarb, eine wesentliche Grundlage der kirchlichen Cabinetspolitik Friedrich Wilhelm's III. hat sehen dürfen. Der König ergriff den Gedanken einer liturgischen Union auf das lebhafteste und überwies jene Denkschrift den beiden Cultusministern (Thulemeier und Massow) „zur angelegentlichsten Beherzigung". In dem königlichen Erlaß war auch zur Vorbereitung der neuen Liturgie die sofortige Einsetzung einer Commission befohlen worden. S. wurde selbstverständlich zum Mitgliede der letztern ernannt. Aber trotz wiederholter, sich bis zu einem Verweise schärfender Mahnungen des Königs, konnte der Entwurf einer neuen Agende erst im J. 1804 eingereicht werden. Derselbe wurde nun zwar vom reformirten Minister als musterhaft und unparteiisch gelobt, erfüllte jedoch nicht die ziemlich hochgespannten Erwartungen des Königs, so daß derselbe die inzwischen auf zwei Mitglieder zusammengeschmolzene Commission ergänzte und wiederholt zu erneuter Bearbeitung des Gegenstandes mahnte. Ein befriedigendes Resultat wurde aber nicht erzielt, und nach der Schlacht bei Jena mußte die Sache bis auf bessere Zeiten vertagt werden.

Wie die Commission überhaupt, so war auch S. gerade während der Arbeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich die liturgische Frage nicht von den übrigen kirchlichen Problemen und Aufgaben isoliren lasse. Das bekundet sich in dem von S. veröffentlichten und mitverfaßten Gutachten des Oberconsistoriums vom J. 1802 „über die Verbesserung des Religionszustandes in den königl. preuß. Ländern". Auch dem Könige war diese erweiterte Aufgabe indessen nahe getreten.

In die Zeit der Vorbereitung der Erhebung Preußens gegen das französische Joch fällt Sack's bekannte Schrift vom J. 1812: „Ueber die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien in der Preußischen Monarchie!" Die Union selbst zu empfehlen hält er hier nicht mehr für nöthig. Denn er kann es als Thatsache feststellen, daß sie laut und allgemein in den preußischen Kirchen gewünscht werde, so daß eher ein Gegner, als ein Vertheidiger der Vereinigung in der Gefahr stand, der Verketzerung zu verfallen. Gleichwol erschien es ihm offenbar auf Grund der Erfahrungen, welche er in der Commission gemacht hatte, wie bei der gedrückten Lage der Kirche nicht leicht, die rechten Mittel und Wege dafür zu finden. Darum wagen sich jetzt seine Vorschläge nur mit großer Schüchternheit ans Licht. Und es läßt sich auch nicht behaupten, daß sie einen sicheren Erfolg verbürgten oder überhaupt praktisch durchführbar waren. Nach dieser Seite hin ist die in Rede stehende Schrift überschätzt worden. Die principielle Grundlage, auf der S. den kirchlichen Neubau errichten möchte, ent-

behrt aber auch der Klarheit und zeigt die Spuren sich kreuzender Einflüsse. So fand er sich jetzt überhaupt in einer kirchenpolitisch schwierigen Lage, in der er den sich bekämpfenden kirchlichen Strömungen weder folgen mochte, noch sie beherrschen konnte. Das tritt uns aus seinem Verhalten in der vom Könige im J. 1814 niedergesetzten neuen liturgischen Commission deutlich entgegen. Als Mitglied derselben traf ihn das Mißgeschick von Schleiermacher's scharfer Kritik der ersten Veröffentlichung jener Commission. Er selbst, mit der öffentlichen Beantwortung der Schleiermacher'schen Schrift betraut, verfaßte eine würdevolle, aber auch sehr milde Entgegnung, die keinen sonderlichen Eindruck auf das Publicum machte, so daß die öffentliche Meinung Schleiermacher den Sieg gab. Verschloß doch S. sich keineswegs der von Schleiermacher stark betonten Forderung einer Reform, die zu einer weitgehenden Befreiung der Kirche und der Geistlichkeit von der Herrschaft und Bevormundung des Staates führen sollte. Auf keinen Fall wollte er ein absolutes Staatskirchenthum wieder aufrichten.

Des alten Bischofs letzte kirchenregimentliche Aufgabe war seine Theilnahme an den Vorarbeiten zur endlichen Einführung der Union, wie sie Friedrich Wilhelm III. mit der hundertjährigen Jubelfeier der Reformation zu verknüpfen gedachte. In wie weit dann die von Eylert aufgesetzte wichtige Cabinetsordre vom 27. September 1817, in welcher der König zur freiwilligen Vollziehung der Union aufforderte und seine Absicht kundgab, das Säcularfest der Reformation durch die Vereinigung der bisherigen lutherischen und reformirten Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam zu feiern und mit derselben das heilige Abendmahl zu genießen, in ihren Einzelheiten den Intentionen unseres Bischofs entsprach, mag dahingestellt bleiben. Bereits am 4. September schwer erkrankt, sollte er das Reformationsfest sowie die erhebende Unionsfeier in der Nikolaikirche zu Berlin nicht mehr erleben. Am 2. October 1817 hauchte der hochbetagte Kirchenfürst, umgeben von seiner Gattin und allen seinen Kindern als ein von den Seinen innigst verehrter Patriarch sein Leben aus.

Bildnisse jetzt lebender Berl. Gelehrten mit ihren Selbstbiographieen, hrsg. v. Lowe, Berlin 1806, worin Sack's Selbstbiogr., bis 1804 reichend. — Franz Theremin, Gedächtnißpred. auf F. S. G. Sack, geh. am 12. Oct. 1817, nebst e. kurz. Bericht v. d. Leben u. Schriften d. Verewigten, Berlin 1817. — Döring, Die deutschen Kanzelredner d. 18. u. 19. Jahrh., 1830. — Eylert, Charakterzüge u. hist. Fragmente a. d. Leben d. Königs Friedr. Wilh. III., 4. Aufl., 1844—1846. — Art. F. S. G. Sack in Herzog's R.-Encykl. f. pr. Th. u. K., 2. Aufl., Bd. XIII (v. K. H. Sack, dem Sohne d. obigen). — Sack's Nekrolog v. Schleiermacher, abgedr. i. d. Theol. Stud. u. Krit., Jahrg. 1850. — Vgl. auch: W. Dilthey, Leben Schleiermacher's, Bd. I, 1875. — Schleiermacher's Leben in Briefen, 4 Bde., 1860 ff. (bes. Bd. III). — Schleiermacher's Briefw. mit Gaß, Berlin 1852. — K. H. Sack, Briefw. zwischen dem Bischof Sack u. Schleiermacher i. d. anges. Jahrg. d. Theol. Stud. u. Krit. — Ueber Sack als Kanzelredner handelt: K. H. Sack, Gesch. d. Predigt i. d. d. ev. Kirche v. Mosheim bis Schleirrm. u. Menken, 1866. Vgl. dazu: Sack's Predigten, 1. Aufl., Berl. 1781, 2. A., 1788. — Sack's Amtsreden b. versch. wicht. Veranlassungen, Berl. 1804. — Sack's Festpredigten i. d. Samml.: Neue Festpredigten v. Spalding, Teller u. Sack, Halle 1792. — Von einzelnen Predigten: Sack's Gedächtnißpred. a. d. Königin Luise, Berl. 1810, u. d. Pred. am Fried., Krön. u. Ordensfeste, Berl. 1816. — Sack's Reden b. d. Confirm. d. Kön. Fr. Wilh. IV. finden sich i. d. Schr.: Glaubensbek. S. Kgl. Hoh. d. Prinzen Fr. Wilh., Kronpr. v. Preuß. Nebst d. bei d. Confirm. gespr. Reden. Mit allerh. Genehm. hrsg.

v. F. S. G. Sack, Berl. 1813. Zu Sack's kirchenpolit. u. kirchenregimentl. Wirksamkeit vgl. noch: Lisco, Zur Kirchengesch. Berlins, Berl. 1857. — H. v. Mühler, Gesch. d. ev. Kirchenverf. i. d. Mark Brandenb., 1846. — Wangemann, Die kirchl. Cabinets-Politik d. Kön. Fr. Wilh. III., insonderh. inbezug a. Kirchenverf., Agende, Union, Separatismus, nach d. Geh. Königl. Cabinetsacten, 1884. — Ein Verzeichniß d. Schriften u. gedruckten Predigten Sack's siehe bei Döring u. b. Theremin a. a. O. Doch fehlt dort Sack's Vorrede zu Schleiermacher's Uebers. d. Fawcett'schen Predigten.

Siegfried Lommatzsch.

Sack*): Friedrich Ferdinand Adolf S., preußischer Hof- und Domprediger, wurde als der vorjüngste Sohn Friedrich Samuel Sack's (s. o.) am 16. Juli 1788 zu Berlin geboren. Im väterlichen Hause mit Hülfe von Hauslehrern erzogen, erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung theils durch die letzteren, theils auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium. Unter den Lehrern dieses berühmten Instituts machte namentlich Philipp Buttmann auf ihn einen mächtigen Eindruck, dem er in einer kurzen Skizze „Zum Andenken Buttmann's" Worte gegeben hat. Zu Ostern 1807 bezog er mit einem jüngeren Bruder die Universitat Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier fesselten ihn die theologischen Vorlesungen Stäudlin's, Eichhorn's, Planck's des Vaters und des Sohnes, während er sich philologisch bei Wunderlich und Dissen ausbildete, auch geschichtliche (bei Heeren), physiologische, kunstgeschichtliche und ästhetische Vorlesungen hörte. Ein guter Kopf verbunden mit warmem Gefühlsleben, ein Gemisch von Humor und jugendlicher melancholischer Schwärmerei machte ihn sehr geeignet, vielseitige Bande der Freundschaft zu schließen, die ihn mit nicht wenigen später öffentlich hervorgetretenen Männern in Berührung brachten. So mit Friedrich Thiersch und Ernst Schulze, der auch seine poetische Ader anregte. Nach dreijährigem Studium kehrte er ins väterliche Haus zurück und wurde, nachdem er in Potsdam sein theologisches Examen bestanden hatte, 1811 in die Zahl der königlichen Domcandidaten zu Berlin aufgenommen. An der eben eröffneten neuen Universität setzte er seine Studien fort. Vornehmlich von Schleiermacher fühlte er sich angezogen und war ihm mit inniger Verehrung zugethan. Schleiermacher seinerseits schätzte den jungen S. und würdigte ihn eines intimeren Umganges. In der die geistige Atmosphäre Berlins auf das mächtigste bewegenden Zeit, in welcher die Erhebung Preußens gegen das französische Joch vorbereitet wurde, trat S. Männern wie Georg Ludwig Spalding, Niebuhr, Eichhorn, v. Hüser, Georg Reimer, E. M. Arndt nahe. Zwei Gedichte, welche er dem letzteren widmete, spiegeln die Begeisterung wieder, die Arndt's Persönlichkeit in ihm erweckt hatte. Unter den Altersgenossen seiner theologischen Studien sind besonders Pischon, Grell, v. Mauderode zu nennen. Am Befreiungskriege durfte unser junger Theologe zu seinem Leidwesen nicht theilnehmen, da er als Gehülfe der Domgeistlichkeit unabkömmlich zu sein schien. Wie sehr er dennoch die große Zeit innerlich mit erlebte, beweisen seine damals entstandenen patriotischen Poesieen, welche den Verlauf des großen Völkerkampfes nach einzelnen Seiten oder im ganzen feierten und von denen einige der Oeffentlichkeit übergeben sich auch in weiten Kreisen Beifall erwarben. Als im J. 1815 der Krieg mit Napoleon wieder ausbrach, hatte S. die Freude, zugleich mit seinem jüngeren Bruder (s. A. D. B. XXX, 153), nachdem beide vom Vater ordinirt worden waren, als Feldprediger der Brigade des Obersten v. Luck, welche zum dritten, unter Befehl des Generals v. Thielmann stehenden Armeecorps gehörte, zugetheilt zu werden. Er begleitete seine Soldaten bis

*) Zu Bd. XXX, S. 152.

nach Paris, wo er mehrmals predigte. Nach der Heimkehr der Armee trat er wieder in seine Stellung am Dome zurück, um mit seinem Bruder das ihnen vom Ministerium reservirte Reisestipendium der Domcandidaten auszunutzen. Den Traditionen der Familie entsprechend, richteten die Reisenden ihr Augenmerk vorzüglich auf die Kenntniß der reformirten Länder und Kirchen, und bereisten Holland, England und die Schweiz. In Genf verweilten sie mehrere Monate, und kehrten von dort über Basel nach Berlin zurück. Daß S. ein fleißiger und pflichttreuer Beobachter der kirchlichen Verhältnisse jener Länder war, läßt sich aus einem von ihm erstatteten ausführlichen Reisebericht erkennen.

Bald nachher wurde er zum Hülfsprediger seines greisen Vaters berufen und hatte die Freude, sich noch von letzterem im Dome eingeführt zu sehen. Unerwartet früh wurde ihm dann nach dem Tode desselben die vierte ordentliche Hof- und Dompredigerstelle übertragen; und schon 1822 rückte er in die dritte Stelle ein. Er hat sein Amt in allen damit verbundenen Obliegenheiten mit einer dem Vorbilde seiner Väter entsprechenden Berufstreue und Uneigennützigkeit verwaltet. Einen besondern Werth legte er auf ein erbauliches und verständliches Predigen. Von Seiten des Königs und der königlichen Familie ward ihm ein ähnliches Vertrauen wie seinem Vater entgegengebracht. Auch ihm wurde der Religionsunterricht und die Confirmation mehrerer preußischer Prinzen und Prinzessinnen übertragen: so der Prinzessin Friederike, nachherigen Herzogin von Anhalt-Dessau, der späteren Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der Prinzessin Luise, vermählt mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande, sowie des Prinzen Adalbert. Ein Lichtpunkt war es in dem Leben Sack's, daß er sich im vertrauten Umgange mit dem gastfreien, den Notabilitäten von Kunst und Wissenschaft geöffneten Hause des genialen Fürsten Anton Radziwill und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Luise Friederike von Preußen, erfrischen durfte. Hier fand er aber auch eine vorzügliche Stätte geistlicher Wirksamkeit als Seelsorger der evangelischen Mitglieder der fürstlichen Familie. Als solcher ward ihm die Aufgabe, die aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I. bekannte Prinzessin Elise Radziwill im evangelischen Glauben zu unterrichten und zu confirmiren. Wie alle, welche diese geistreiche, talentvolle und liebenswürdige Fürstentochter näher gekannt haben, von ihrem Wesen entzückt waren, so zollte ihr auch S. als Lehrer aufrichtige Bewunderung und innige Zuneigung. Nach ihrem frühen Hinscheiden hat er ihr in einem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung ein Denkmal pietätvoller Erinnerung gesetzt. Da er einen Theil seiner bei der Confirmation oder anläßlich des ersten Abendmahlsganges hochgestellter Persönlichkeiten gehaltenen Reden und Predigten veröffentlicht hat, so vermögen wir daraus zu ersehen, daß er sich für die religiöse Unterweisung fürstlicher Jugend die erprobten pädagogischen Grundsätze seines Vaters angeeignet hatte. Dagegen hatte er sich in theologischer Hinsicht mehr an Schleiermacher angeschlossen. Das tritt uns nicht nur aus den genannten Reden, sondern auch aus einer Sammlung von 30 Predigten entgegen, die er im Verein mit seinem jüngeren Bruder in den Druck gab und von denen die Hälfte ihm zugehörte. Schon die Themata, welche sich sämmtlich an neutestamentliche Texte anschließen und religiös-ethischer Natur sind, erinnern deutlich an Predigten Schleiermacher's. Wie letzterer legte er in der Verkündigung wahrer Frömmigkeit alles Gewicht auf den lebendigen Anschluß an die Person Jesu Christi, auf unsere innere Lebens- und Geistesgemeinschaft mit dem Erlöser. In Christo erblickte er die von Ewigkeit her versehene Offenbarung der vollkommenen, erlösenden und beseligenden Liebe Gottes. So war ihm auch der Tod Jesu die höchste That einer freien, göttlichen Liebe und in diesem Sinne schon unmittelbare Begründung unserer Erlösung von Sünde und Vergänglichkeit. Dagegen mochte er den uns mit Gott

versöhnenden Opfer-Charakter dieses Sterbens nur als ein geheimnißvolles, schwer zu deutendes Ausklingen und Erfüllen alttestamentlicher Ideen betrachten: so daß es ihm auch bei dieser christologischen Vorstellung hauptsächlich auf die Erzeugung eines alles Leid überwindenden seligen Gottesfriedens in uns, auf die sich hierin offenbarende Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo ankam. Darum verlangt er auch vom Christen Aehnlichkeit mit Jesu versöhnendem Tode in der Verbreitung des Geistes und des Wirkens versöhnender, Frieden stiftender Liebe.

S. gehörte zu denjenigen Vertretern der reformirten Kirche, welche ihre Mißbilligung der schroff staatskirchlichen Reform der bestehenden Liturgieen und der sich damit verknüpfenden zwangsweisen Durchführung der evangelischen Union unter Friedrich Wilhelm III. nicht verhehlten. Im Januar 1822 reichte er in Verbindung mit seinen Amtsbrüdern Ehrenberg und Theremin beim Könige eine Vorstellung gegen die damals von letzterem befohlene Einführung einer neuen Agende für die Berliner Hof- und Domgemeinde, welche ohne Rücksicht auf die Wünsche der Domgeistlichkeit zu Stande gekommen war, ein. In diesem Protest wurde um des Gewissens willen die Bitte ausgesprochen, daß die frühere Liturgie des Domes so lange in Kraft bleiben möge, bis die königlichen Behörden oder die Landessynode eine agendarische Ordnung für die ganze Landeskirche würden herbeigeführt haben. Als Friedrich Wilhelm sich diesen Bitten unzugänglich erwies, erklärte zwar das Domministerium sich dem Gebrauch der Agende nicht widersetzen zu wollen, doch übernahm gerade S. eine nochmalige Darlegung der liturgischen Bedenken und Wünsche desselben in einem Gutachten, welches dem Könige vorgelegt werden sollte. Der König erklärte sich zwar zur Annahme einer solchen Vorstellung bereit, doch werde sie auf eine Aenderung seiner Entschlüsse keinen Einfluß mehr haben. War hiernach die Liturgie des Domes thatsächlich festgestellt, so fehlte für S. die directe Veranlassung, sich an den weiteren, die ganze Landeskirche in Erregung versetzenden agendarischen Kämpfen zu betheiligen. An einem selbständigen Eingreifen in die kirchliche Bewegung hinderte ihn sowol seine friedliebende Natur, als auch die Scheu, den König, den er persönlich verehrte, und dem er so manche Beweise des Wohlwollens verdankte, entgegenzutreten. Im J. 1821 hatte sich S. mit Emilie v. Oppen verheirathet. Dieser Ehe entstammten vier Söhne, von denen zwei dem Vater im Tode vorausgingen. Seine letzten Lebensjahre waren durch schwere körperliche Leiden getrübt, zu denen sich die schon bei seinen Vorfahren aufgetretene Neigung zur Hypochondrie gesellte. Der Verlust theurer Familienmitglieder und Freunde ließ seine melancholische Stimmung zu unaussprechlich tiefen, ihn schwer prüfenden Seelenleiden anwachsen „gegen die er lange Zeit im Glauben kämpfte, bis er physisch und psychisch unterlag". Nach vergeblichen zu seiner Herstellung gemachten Versuchen wurde er am 16. October 1842, noch nicht 55 Jahre alt, in Bonn durch einen friedlichen Tod von seinen Leiden erlöst.

Eine biographische Skizze veröffentlichte über ihn sein Bruder in der Schrift: „Friedrich Ferdinand Adolphs Sack . . . hinterlassene Gedichte und Reden nebst einigen Skizzen. Mit einem Lebensabrisse und einem Anhange" (Bonn 1843). Hierin finden sich auch einige Kanzelreden Sack's, wie die dem Andenken Buttmann's und der Prinzessin Radziwill gewidmeten Aufsätze. Die oben erwähnten Einsegnungsreden und Abendmahlspredigten sind abgedruckt unter dem Titel: „Vier Reden und zwei Predigten b. Konfirmationen in fürstl. Häusern u. b. ersten Abendmahlsfeier junger Christen, gespr. v. Fried. Ferd. Ad. Sack" (1820). Die übrigen Predigten enthält die Sammlung: „Predigten v. Friedr. Ferd. Ad. Sack, königl. preuß. Hof- und Domprediger . . . u. v. K. H. Sack, Dokt. u. ord. Prof. d. Theol. . . . (1835). Im Verein mit Karl Bauer gab S. noch eine „Auswahl aus Neuendorff's hinterlassenen Gedichten

nebst e. (von ihm verfaßten) Lebensskizze u. Charakteristik d. Dichters" (1839) heraus. Siegfried Lommatzsch.

Sander *): Bernhard Heinrich Friedrich Philipp S., protestantischer Geistlicher und Politiker, geboren am 11. Aug. 1806, † am 24. Oct. 1874. Geboren unter preußischer Hoheit im stifthildesheimischen Städtchen Elze auf einem kalenbergischen Meierhofe, studirte S., von zwei Landgeistlichen und auf dem Andreanum zu Hildesheim vorbereitet, von 1824—27 in Halle und Göttingen Theologie. Nach einigen Jahren privater pädagogischer Thätigkeit auf dem Lande in Mecklenburg und in seiner Vaterstadt, übernahm er 1831 die Stelle eines Rectors an der Stadtschule zu Dransfeld und ward von da 1833 durch das Consortium der Käufer des früher Hardenbergischen, zuletzt Uslar-Gleichenschen Rittergutes zu Geismar bei Göttingen auf die dortige Pfarre berufen, die er bis zu seinem Tode inne hatte. Seinem thatkräftigen Eintreten gelang es, die gefährdete Sache der Bauern, welche das Rittergut erkauft hatten, zu retten und nach jahrelanger Verwaltung des Gutes (mit Patrimonialgericht 2c.), Ablösung der Zehntendienste 2c. dieses unter die Gemeinbesitzer zur allgemeinen Befriedigung zu theilen. Er wurde dadurch der Wohlthäter des Dorfes und mittelbar der Begründer seines heutigen blühenden Zustandes. Sein geistliches Amt übte er im Sinne eines gläubigen, an der Geschichte orientirten und maßvoller Kritik zugänglichen Lutherthumes; sein Wirken für christliche Vereins- und Liebesthätigkeit, äußere und innere Mission erstreckte sich in jenen Jahren vielfach auch auf die benachbarte Stadt Göttingen. Bald wurde der vielseitig empfängliche, beredte und feurige Theolog in das gesellige Leben der Universitätskreise gezogen und verkehrte freundschaftlich mit Lücke, Dahlmann, den Brüdern Grimm u. A. Die Krisis des Jahres 1837 griff daher auch in sein Leben ein. Sein offenes Eintreten für die „Sieben" trug ihm seitens der Stadt Göttingen die Wahl in die zweite Kammer der Ständeversammlung, aber auch den Groll des Königs Ernst August und der Regierung ein, die ihn wegen zweier Aufsätze im Altonaer Merkur: „Aus dem Hannoverschen" (Dec. 1837) und „Die hannoversche Frage und die hannoversche Geistlichkeit" (Dec. 1838) in längere Disciplinaruntersuchung verwickelte und dadurch vom Landtage fernhielt. Das Verfahren endete mit Geldbuße von fünfzig Thalern und Verweis. Regen Antheil nahm S. an der Gründung und ersten Constituirung des Gustav-Adolf-Vereins, dessen Centralvorstande er bis 1846 angehörte, wo er zufolge des Rupp'schen Streites als Gegner der Zulassung Rupp's nicht wieder gewählt ward. 1844 gehörte er zu den Vertrauensmännern, die in Berlin über den Anschluß der preußischen Vereine verhandelten, und trat dort auch Friedrich Wilhelm IV. vorübergehend näher. Das Jahr 1848 fand S. auf der Seite der Ordnung und des geschichtlichen Rechtes. Sein deutsches Programm war das der großdeutschen Partei. Wiederholt vertrat er den Göttinger constitutionellen Verein auf größeren Versammlungen und gehörte 1849—55 als Abgeordneter der Geistlichkeit der I. Kammer der hannoverschen Ständeversammlung an. Mit lebhafter Theilnahme verfolgte er auch weiterhin die staatlichen und kirchlichen Verfassungsfragen, namentlich die Entwicklung des Synodalwesens in der lutherischen Kirche. Von unmittelbarer Thätigkeit im öffentlichen Leben drängte ihn dagegen die politische und kirchliche Reaction der fünfziger Jahre zurück. Er widmete fortan sich mehr wissenschaftlichen, namentlich — mehrfach im Vereine mit jüngeren Göttinger Kräften, so dem damaligen Rechtsanwalte, jetzigen Finanzminister Miquel — agrargeschichtlichen Studien, deren Ergebnisse er in der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Göttingen vortrug. Die königliche landwirthschaftliche Gesellschaft zu Celle (von A. Thaer begründet), in deren Journal die Vorträge erschienen, ernannte ihn dafür zu ihrem Ehrenmitgliede. Im Zusammenhange damit steht seine Thätigkeit

*) Zu Bd. XXX, S. 352.

als Vertrauensmannes der bäuerlichen Klosterpachtmeier des Fürstenthums Göttingen, für die er Anerkennung eines beschränkten Eigenthumes und daher Zulaß zur Ablösung und zum Vollerwerb ihrer Höfe durch den mit geschichtlicher Gründlichkeit bis zum Könige hinauf in allen Instanzen verfochtenen Nachweis der thatsächlichen Rechtslage erstritt. Doch fand diese Sache erst zu preußischer Zeit ihren Austrag. Das Jahr 1866 mit der Beseitigung des großdeutschen Gedankens und des Königreichs Hannover erschütterte den lebhaft empfindenden Mann tief; aber er zögerte nicht, die deutsche Sache über die hannoversche zu stellen, als die Bildung der hannoverschen Legion in Frankreich bekannt ward, und sprach dies in einem „Offenen Briefe an König Georg V." aus, der am 5. Mai 1867 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschien. Das Jahr 1870 und namentlich die Erneuerung der Kaiserwürde, die stets, wenn gleich in anderer Weise, sein Traum gewesen war, erfüllte ihn mit begeisterter Freude und erweckte seine alte poetische Neigung, der er in Ems 1871 im vertrauten Verkehre mit Oskar v. Redwitz eifrig nachging. Doch hatten die aufregenden Zeiten seine Gesundheit untergraben. Er starb nach längerem Siechthume am 24. October 1874. S. hat in Zeitschriften und Zeitungen viel geschrieben, doch meist kleinere Sachen. Selbständig erschienen von ihm: „Der Gustav-Adolf-Verein" (Göttingen 1845); „Die Landwirthschaft als Culturmoment" (daselbst 1864); „Die Synodalfrage" (das. 1864), sowie mehrere als Handschriften gedruckte Gutachten über Hamburgische Kirchenverfassung und einige Predigten.

Vgl. F. Sander, Briefwechsel Friedrich Lücke's mit den Brüdern Grimm. Hannover 1891. Sander.

Schade *): Johann Kaspar S., namhafter lutherischer Prediger aus der Spener-Francke'schen Schule, fruchtbarer asketischer Schriftsteller und Dichter bekannter geistlicher Lieder, wurde am 13. Januar 1666 zu Kühndorff (bei Meiningen) in der gefürsteten Grafschaft Henneberg geboren. Sein Großvater väterlicherseits, Johann Ernst S., war Superintendent und Mitglied des Consistoriums zu Meiningen; der Vater, Jakob, zuerst Conrector am Schleusingenschen Gymnasium, dann Pastor zu Kühndorff, zuletzt Vicesuperintendent in Schleusingen, sowie theologischer Professor und Ephorus des dortigen Gymnasiums. Johann Kaspar hatte noch nicht das zweite Lebensjahr vollendet, als er seinen Vater verlor. Frommer Sinn, Glaube an Gebetserhörungen wurden in ihm schon von frühester Jugend an geweckt; und kaum der Sprache mächtig, versuchte er zu predigen oder Gedichte religiösen Inhalts laut herzusagen. Nach Absolvirung der Elementarschule besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, was ihm dadurch ermöglicht wurde, daß er, da er musikalisches Talent zeigte, unter die in einer Art von Alumnat mit freier Wohnung und einiger Kost vereinigten Chorschüler, die auch auf den Straßen zu singen hatten, aufgenommen wurde. Nach dem Tode seiner Mutter, die er im dreizehnten Lebensjahre verlor, sorgte der Bruder seines Vaters, damals Rector des Gymnasiums, für seinen Unterhalt und seine weitere Erziehung. Ostern 1685 bezog er die Universität Leipzig. Arm, wie er war, mußte er sich hier, abgesehen von einigen akademischen Beneficien, Wohnung und kärgliche Nahrung als dienender Student oder als Privatlehrer erwerben. Für seinen inneren und äußeren Lebensgang war es entscheidend, daß ihn bald nach seiner Ankunft in Leipzig August Hermann Francke, der dort als Magister docirte, zu seinem Famulus machte und in seine Wohnung aufnahm. Es knüpfte sich ein Freundschaftsband zwischen beiden Männern an, welches sich nach der Auflösung der Stubengenossenschaft nicht nur fortsetzte, sondern mehr und mehr zu einer engen Geistesverwandtschaft ausreifte. Schade's Studien erstreckten sich zunächst auf Philosophie und hebräische Sprache; erst in späteren

*) Zu Bd. XXX, S. 495.

Semestern kam er zur Theologie. Im dritten Studienjahr erwarb er sich in Wittenberg die akademische Würde eines philosophischen Magisters, und zwar zu dem Zweck, um als ordentliches Mitglied in das durch Spener's Anregungen im J. 1686 in Leipzig gegründete Collegium philobiblicum eintreten zu können. S. betheiligte sich daran als ein Vertreter der alttestamentlichen Exegese. Die Leiter und Stifter des Collegiums waren August Hermann Francke und Paul Anton. Sein akademischer Protector wurde der als Extraordinarius der theologischen, als Ordinarius der philosophischen Facultät angehörende Professor Alberti. Nach der in diese Zeit fallenden pietistischen Erweckung und Bekehrung Francke's dienten diese Bestrebungen indessen zumeist der Pflege praktischer Frömmigkeit. Die Genossen der Societät schritten aber auch zu regelrechten biblisch-exegetischen Vorlesungen an der Universität, so daß das Studium der Heiligen Schrift, welches in Leipzig noch ganz danieder lag, mächtig aufblühte. Auch S. erzielte durch die von ihm gehaltenen Vorlesungen über den ersten Brief Petri solchen Beifall, daß er, wie Spener berichtet hat, eine ebenso große Zuhörerschaft wie Francke gehabt haben würde, wenn man ihm einen ebenso geräumigen Hörsaal hätte verschaffen können. Begann er mit einer mehr gelehrten Auslegung, so eignete doch auch er sich nach und nach die pietistische Methode der erbaulichen Schrifterklärung an. Da er sich auch hierbei der deutschen Sprache bediente und die Gabe volksmäßigen Vortrags besaß, so fanden sich neben den Studenten namentlich in seinem Auditorium auch Bürger aus der Stadt als Hörer ein.

So günstig nun anfänglich diese biblisch-pietistischen Bestrebungen von allen Seiten in Leipzig aufgenommen wurden, nur zu bald entbrannte ein öffentlicher Kampf der theologischen Facultät, welche in der orthodoxen Geistlichkeit einen willigen Bundesgenossen fand, gegen Francke und seine Gesinnungs- und Studiengenossen. Als die kurfürstliche Regierung im August 1668 eine Untersuchung der Angelegenheit angeordnet hatte, wurden sofort die biblischen Vorlesungen Francke's von der theologischen Facultät verboten; und obschon die Untersuchung den pietistischen Docenten keine Ungesetzlichkeiten nachweisen konnte, ist dieses Verbot in ganz ungerechter Weise aufrecht erhalten worden. Es war also Francke und Anton nicht zu verargen, daß sie eine sich ihnen bald darbietende Gelegenheit benutzten, um die die Lehrfreiheit so wenig achtende Universität zu verlassen. Von der erwähnten Untersuchung wurde natürlich auch S. betroffen, und ebensowenig konnte man ihm, wie den übrigen Angeklagten eine Verletzung der kirchlichen oder akademischen Ordnungen nachweisen. Wenn man, was auffallen kann, seine Vorlesungen aber nicht untersagte, ihn vielmehr zu deren Fortsetzung ermunterte, so darf man vermuthen, daß er den Professoren doch als kein so gefährlicher Nebenbuhler als Francke erschien. Denn daß der akademische Concurrenzneid bei dem Vorgehen der theologischen Facultät gegen den Letzteren, dem man übrigens das Recht, philosophische Vorlesungen über Pädagogik zu halten, nicht entziehen konnte, wesentlich mitsprach, das hat Spener wol mit gutem Grunde behauptet. Obwol Schade's Vorlesungen nach Francke's Abzug aus Leipzig nur um so größeren Zulauf, und nicht bloß von Studenten, hatten, stellte er sie doch bald freiwillig ein, um die noch immer fortdauernden kirchlichen Unruhen seinerseits nicht zu vermehren. Eine Anerkennung erwuchs ihm aber aus dieser Zurückhaltung nicht. Denn da die pietistisch gesinnten Leipziger Bürger, ihrer akademisch gebildeten Führer beraubt, zur Bildung sogenannter Conventikel schritten, wurde die Aufregung unter der Einwohnerschaft wie der Zorn der Geistlichkeit erst recht lebendig, so daß ein erneutes Einschreiten der Dresdener Regierung nicht ausbleiben konnte. Nicht nur wurden von dieser die Conventikel verboten, sondern es wurde auch wiederum eine Inquisitionscommission eingesetzt, welche die noch

iden Urheber der pietistischen Bewegung, zu denen auch S. gehörte, arg-
h überwachte und Beweise ihrer Ketzereien aufsuchte, die ihre bürgerliche
ung ermöglichen sollten. Jetzt litt aber unser Magister unter diesen Maß-
namentlich unter den gegen ihn einlaufenden Denunciationen wie unter
rdammungen, die selbst auf den Kanzeln gegen seine Person geschleudert
t, noch in erhöhtem Maße, da er in seiner Stellung ganz vereinsamt war,
sich doch das philobiblische Collegium während dieser Wirren aufgelöst.
lich verlangte er, daß er seine Rechtgläubigkeit durch ein mit ihm ange-
Examen darthun dürfe. Man wußte in Leipzig selbst den obrigkeitlichen
dazu, den er sich mittels einer Beschwerde von der Centralbehörde in
n erwirkt hatte, zu umgehen. So bemächtigte sich seiner eine tiefe Ge-
elümmerniß, deren Tragweite jedoch erst aus seiner religiösen Gesammt-
ung zu ermessen ist. Er war keineswegs als ein überzeugter Christ nach
gezogen, sondern hegte im Anfang seiner Studienzeit ernste religiöse
und neigte zu einer entschieden deistischen Weltanschauung. Die ganze
e Frömmigkeit, wie sie sich in Predigt und Gottesdienst darstellte, erschien
eine officielle Heuchelei von nur conventionellem Werth; und selbst die
ener und Francke vertretene Religiosität war ihm zunächst in ähnlicher
erdächtig. Doch fühlte er sich als eine religiöse Natur dabei höchst un-
: bis er sich als Genosse der philobiblischen Gesellschaft zu einer positiven
en Ueberzeugung und zum Gefühl inneren Friedens in Gebet und Schrift-
g hindurcharbeitete. Die Leiden, die sich dann für ihn aus den pietistischen
keiten ergaben, scheinen aber von neuem ernste Seelenkämpfe in ihm
rufen zu haben. Nehmen wir hinzu, daß er immer wieder mit Armuth
ufig mit Krankheit, welche sich einmal bis zu einem lebensgefährlichen
e steigerte, zu ringen hatte, so wird man es begreiflich finden, wenn er
überaus düsteres Gemälde von seinem Leipziger Aufenthalt entworfen hat.
e Stunde der Befreiung schlug, als er im October 1691 vom Rath und
gerschaft Berlins, denen er sich durch Gastpredigten vortheilhaft bekannt
hatte, einstimmig zum Diakonus an der dortigen Nikolaikirche berufen
Nachdem er in Berlin pro ministerio geprüft und ordinirt worden war,
hn Spener, der damals bereits Propst an derselben Kirche war, am ersten
onntage 1691 in sein Amt ein. Als echten Pietisten sehen wir ihn nun
unermüdlich in der persönlichen Seelsorge und in der religiösen Unter-
der Jugend. Mit den Erwachsenen hielt er, so oft es ihm möglich war,
ationen in der Kirche, wie er auch einen besonderen Werth auf die Beicht-
e legte, die er mit den einzelnen Gemeindegliedern zur Vorbereitung auf
endmahl vorzunehmen hatte. Auch ergänzte er die kirchlichen Gottes-
durch außerordentliche Erbauungsstunden, welche er in seinem Hause für
inde und Handwerker einrichtete. Diese Zusammenkünfte wurden indessen
1696, nachdem er auch in Berlin mit der lutherischen Orthodoxie in
gerathen war, verboten. Nichts lag ihm aber mehr am Herzen, als die
für die Armen und Kranken seiner Gemeinde. Den Armen gehörte oft
ter Thaler und dem Aufsuchen der Häuser und Familien dieser Bedürftigen
i dazu irgend verwendbare Zeit. Zu den Pflichten seines Amtes rechnete
erner, dem Volke die Bibel in die Hand zu geben. Daher sorgte er
lich für den Druck billiger oder ganz unentgeltlich zu vertheilender Aus-
er Psalmen und des Neuen Testamentes. Eine weitgehende religiöse Ein-
übte er aber auch durch seine eigenen lehrhaft-erbaulichen Schriften aus,
r zahlreiche verfaßte, und von denen einige zu den besten Erzeugnissen
Pietismus gepflegten asketischen Litteratur gehören. In dem Zusammen-

hange dieser Arbeiten, die bald mehr katechetischer und dialogischer Natur waren, bald als zusammenhängendere Abhandlungen oder als Gebete und längere poetisch-religiöse Ergüsse auftraten, erschienen auch manche seiner geistlichen Lieder. Schon in Leipzig hatte er diese Schriftstellerei begonnen, in Berlin setzte er sie eifrig fort. Sein erstes Werk dieser Art ist von allen das werthvollste. Es führt den Titel: „Was fehlt mir noch", und weist in fortlaufendem Wechsel von Frage und Antwort, dem Gedankengange des lutherischen Katechismus folgend, nach, wie den meisten als Schein-Christen, die sich an einer äußeren Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit genügen lassen, der wahre thätige Glaube, welcher eine „wirkliche Veränderungskraft" in sich trage, zu dem die Werke gehören, wie der Geist zum Leibe, und so auch der Kampf zwischen Geist und Fleisch noch mangele. Den großen Beifall, den sich diese Schrift erwarb, beweist die Thatsache, daß sie fort und fort neue Auflagen erlebte und selbst noch fast hundert Jahre nach ihres Verfassers Tode (1794) wieder gedruckt und lebhaft empfohlen wurde. Auch muß man dem Urtheile J. Fr. Bachmann's zustimmen, daß man sie „noch heute nicht ohne Förderung in der Selbsterkenntniß lesen könne".

Einen Höhepunkt von Schade's Wirksamkeit bilden endlich seine Predigten. War er doch einer der einflußreichsten Kanzelredner, die Berlin gehabt hat. Welchen Eindruck seine Predigten machten, welcher Werth ihnen durch Erweckung eines lebendigen Christenthums bei vielen seiner Hörer innewohnte: ist uns von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Spener, glaubwürdig bezeugt worden. Der religiöse und theologische Standpunkt seiner Predigt läßt zunächst die besten Seiten des lutherischen Pietismus hervorleuchten. Mit besonderer Schärfe hat er es hervorgehoben, daß wir in der Bibel die Offenbarung des göttlichen Mittlers suchen sollen, und daß sich das Zeugniß des h. Geistes vornehmlich an unser Gewissen wendet. Treten nun auch in seiner Verkündigung die Begriffe der Buße, Bekehrung, Heiligung und der Nachfolge Christi in den Vordergrund, so spricht uns deren Verwendung um so mehr an, je bestimmter er sie auf das innere Leben, auf den „Christus in uns" und so auf die persönliche religiöse Erfahrung bezieht, obschon ihm als wesentliche Bedingung derselben auch immer ihre äußere sichtbare Darstellung im Leben erscheint. Im Beginn seiner Berliner Wirksamkeit wußte er dabei die Schroffheit äußerlicher Bußforderungen glücklicher zu vermeiden, als späterhin, wo auch bei ihm der pietistische Heiligungs-Fanatismus einzog. Hat er doch Bußpredigten gehalten, die zu den stärksten zu rechnen sind, welche in Berlin je gehört wurden. Das gilt namentlich von der aus dem Jahre 1695 stammenden, die er unter dem Titel „Bedenks Berlin" 1696 drucken ließ. Sie stören uns vor allem durch die pessimistische Lebensanschauung, in welcher der Redner das ganze öffentliche Volksleben, alle Stände der Christenheit, den Staat nicht weniger wie die Kirche, als durch Sünde und Sittenlosigkeit verderbt betrachtet. So erklärt es sich auch, daß er, obschon ohne Neigung zum Chiliasmus, von einer eschatologischen Grundstimmung beherrscht wurde. Namentlich Berlin und die übrigen großen Städte sah er als reif an für das unausbleibliche Zorngericht Gottes, wie ihm andererseits Christus selbst als Reformator auftreten zu müssen schien. „Unsere bürgerliche Sitte", so verkündigt er von der Kanzel, „wird der Herr Jesus abschaffen". Von der Macht der Sünde mußte ihn das vergebliche Streben, die Welt direct von innen heraus zu bekehren, überzeugen. So war sein Pessimismus jedenfalls kein Ausfluß eines subjectiven Hochmuthes.

Die in der lutherischen Kirche beibehaltene Privatbeichte und Absolution war damals fast überall zu einer äußeren Formalität, die mehr katholisches als evangelisches Gepräge trug, herabgesunken. Das Staatskirchenthum hatte gerade diesen gottesdienstlichen Act aller tieferen, religiös-sittlichen Bedeutung entkleidet,

da jedem bürgerlich Unbescholtenen die Absolution nach gesetzlicher Vorschrift ertheilt werden mußte. Es war daher begreiflich, daß der Wunsch einer Aenderung dieser Verhältnisse damals nicht nur bei den Pietisten, sondern auch bei orthodoxen Geistlichen lebendig war. Um so mehr mußte S. in seiner Feindschaft gegen alles heuchlerische Wesen eine Reform dieser kirchlichen Uebung, die zu seinen Amtspflichten gehörte, ins Auge fassen. Er machte zuerst den Versuch, die herkömmliche Form mit sittlichem Ernst und größter Gewissenhaftigkeit zu handhaben, aber je mehr er als Seelsorger in der Beichte aufzutreten sich bemühte, desto peinlicher fühlte er sich in vielen Fällen durch die Unmöglichkeit, die Absolution zu verweigern, berührt. Zuletzt mußten alle reformatorischen Versuche dieser Art, als sich die Zahl seiner Beichtkinder derartig vergrößerte, daß er genöthigt war, in wenigen Stunden mehrere Hunderte von Gemeindegliedern zu verhören und zu absolviren, schon an der Gewalt der äußeren Umstände scheitern. Schlaflose Nächte, die er immer wieder vor und nach den ihm obliegenden Beichthandlungen in Gewissensängsten zubrachte, mußten auch auf seine Gesundheit nachtheilig wirken. Im Sommer 1696 verfaßte er zwei kleine kritische Schriften über Beichte und Abendmahl, die durch eifrige Pietisten ohne Erlaubniß der Censur und ohne Angabe des Verfassers zum Druck befördert und verbreitet wurden: „Erörterungen von 30 Gewissensscrupeln oder Fragen", und: „Ich suchte Hülfe bei den Menschen und fand keine". Hier hat er die Kirche als Babel bezeichnet und den Beichtstuhl „als Satansstuhl, Feuerpfuhl". Ueber den Verfasser konnte man nicht lange im Zweifel bleiben, da S. sich zu gleicher Zeit in einer Predigt derselben Ausdrücke bedient hatte. Die Geistlichen der Nikolaikirche hatten inzwischen die ihm bis dahin gewährte Vertretung seiner Beichtpflichten zurückgezogen, doch war ihm zu seiner Erleichterung verstattet worden, die Beichten in der Sacristei abzuhalten. Diese Vergünstigung benutzte er dazu, um an zwei Sonnabenden hintereinander allgemeine Beichte zu halten und allgemein zu absolviren. Der Eigenmächtigkeit dieses Verfahrens war er sich bewußt, doch auch bereit, das ihm für diesen reformatorischen Schritt drohende Martyrium zu erleiden. Und an einem solchen hat es ihm ja auch nicht gefehlt. Nachdem ihm von seinen kirchlichen Vorgesetzten die Fortsetzung dieses Beichtmodus selbstverständlich untersagt worden war, enthielt er sich fortan gänzlich der Beichte und der Austheilung des heiligen Abendmahles. Die strengen Lutheraner mußten darin eine directe Opposition gegen ihre Kirche und die einem lutherischen Geistlichen obliegenden Pflichten erblicken. Und so war es kein Wunder, daß sich über S. nun auch in Berlin, in ähnlicher Weise wie früher in Leipzig, eine Fluth von Verketzerungen, die gelegentlich wieder von der Kanzel aus ertönten, ergoß. Selbst das Volk wurde gegen den scheinbar revolutionären und anmaßenden Bußprediger aufgewiegelt, so daß er mehr als einmal auf der Straße insultirt wurde. Trotzdem war es keineswegs die lutherische Geistlichkeit Berlins, die zu einem schließlichen Einschreiten der Regierung Anlaß gab. Eine dem Pietismus bereits entgegenkommende Stimmung und Spener's Ansehen, der seine schützende Hand über seinen angefochtenen Parteigenossen hielt, hinderte jene an einem gemeinsamen öffentlichen Vorgehen. Dagegen wurde S. von den Stadtverordneten und einer größeren Zahl kirchlich gesinnter Laien beim Kurfürsten verklagt. Nachdem der zuerst von der Regierung gemachte Versuch, den Principienstreit dadurch zu umgehen, daß sich der aufsässige Diakonus gegen Zusicherung eines größeren Ruhegehaltes zum freiwilligen Verzicht auf sein Amt entschlösse, an dem Widerspruch der Pietisten gescheitert war, wurde eine aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern gemischte Commission zur Entscheidung der Sache eingesetzt. Da Spener Mitglied derselben und der diesem befreundete, der reformirten Confession angehörende Freiherr v. Schwerin ihr Vorsitzender wurde,

so durfte S. ein unparteiisches Urtheil erwarten. Und indem er durch Spener beeinflußt, sich auch nachgiebig zeigte, so war man im Begriff, einen Vergleich abzuschließen, der dahin ging, S. um seiner Gewissensbedenken willen von der Pflicht des Beichtsitzens und Absolvirens zu entbinden, wogegen er sich jedoch aller weiteren öffentlichen Polemik in dieser Sache enthalten sollte. Allein der Verlauf der Verhandlungen nahm wider Erwarten dadurch eine andere Wendung, daß sich auch die Gegner des Beichtstuhles in den Gemeinden Berlins, theils der pietistischen, theils einer weitergehenden liberalen Richtung angehörig, zusammenthaten und auf Grund der Lehre Luther's und der übrigen Reformatoren Befreiung von der Verpflichtung zur Privatbeichte forderten. Ueber eine solche kirchliche Principienfrage zu befinden, besaß die Commission keine Vollmacht. Sie mußte demnach ihre Thätigkeit suspendiren, um die Willensmeinung des Kurfürsten einzuholen. Obschon der Letztere sich dann allerdings für die Beseitigung des Beichtzwanges im Interesse evangelischer und brandenburgischer Gewissensfreiheit erklärte, so verzögerte sich doch diese Entscheidung, und zwar zum Theil aus Gründen, welche nicht unmittelbar mit der Sache selbst zusammenhingen, so lange, daß dieser Gang der Ereignisse für S. persönlich nur zum Nachtheil ausschlug. Denn in jener Zwischenzeit wurde er nun erst recht die Zielscheibe aller Angriffe der für den Bestand der kirchlichen Ordnung eintretenden Orthodoxie, während übereifrige Pietisten ihn andererseits zu weiterem Vorgehen aufstachelten. War er mit seinem empfindsamen Gemüth so persönlich zum Mittelpunkt eines acuten religiös-kirchlichen Principienkampfes gemacht, so fand sich nur zu viel Gelegenheit für ihn, in innere Anfechtungen und Gewissensnöthe zu verfallen, und man verwundert sich nicht, daß endlich sein schwächlicher Körper diesen Erregungen erlag. Ihn ergriff ein hitziges Fieber, welches schnell einen auszehrenden Charakter annahm und nach einem fünfwöchentlichen Krankenlager am 25. Juli 1698 seinem Leben ein Ende machte. Der aufgeregte Pöbel gönnte ihm nicht einmal die Ruhe des Todes; nach seinem Begräbniß sammelte sich eine große Volksmenge auf dem Kirchhofe, die den Leichnam aus dem Grabe zu reißen versuchte und unter gotteslästerlichen Aeußerungen den größten Unfug verübte. Von seiner Bedeutung als Dichter geistlicher Lieder sei nur bemerkt, daß zwar nicht wenige seiner poetischen Productionen zu viel theologische Reflexion enthalten, um für mehr als für gereimte Prosa zu gelten, daß indessen eine Anzahl derselben sich mit Recht eine dauernde Stätte in dem gottesdienstlichen Liederschatz der evangelischen Kirche eroberte. Erhalten sind uns von ihm 44 lyrische Dichtungen dieser Gattung. Mehrere sind ihm jedoch bis heute fälschlich zugeschrieben worden. Am meisten Verbreitung haben folgende seiner Lieder erlangt: „Ach Gott! in was für Freudigkeit". — „Auf, hinauf zu deiner Freude". — „Es ist genug, Herr, hole mich". — „Frisch auf, mein' Seel', und traure nicht". — „Ich freue mich von Herzensgrund". — „Lebt Christus, was bin ich betrübt". — „Mein Gott, das Herz ich bringe dir". — „Meine Seel', ermunt're dich." — „Meine Seel' ist stille". — „Ruhe ist das beste Gut".

E. Selbstbiographie, zuerst mit Spener's auf S. am 25. Juli 1698 geh. Leichenpredigt (abgedr. i. Spener's Leichenpredigten, Abth. IX, Frankf. a. M. 1699, in Bd. I d. gesammelten Werke Schade's, Frankf. und Leipz. 1720, in Gottfr. Arnold's „Leben der Gläubigen", Halle 1732 u. i. Taute's Ausg. d. Schade'schen Schrift: „Was fehlt mir noch"). Schade's Lebenslauf abgel. b. d. Leichenpr., m. der letzteren u. d. genannten Selbstbiographie a. a. O. u. in d. Martyrbuch v. Hieronymus Wetler, Halle 1700, gedruckt. Biographische Skizzen: i. d. gen. Leichenpred., auch i. d. „Abdankungsrede b. Beerdigung d. treuen Knechtes Gottes u. Zeugen seiner Wahrheit, Herrn Joh. Casp. Schadens u. s. w., geh. v. M. Joachim Langen, Prorectore der Friedrichs-Schule" (o. O. u. J.),

Auf Grund vorstehender Quellen entwarf Joh. Heinr. Reitz i. d. „Historie der Wiedergeborenen", Itzstein 1717, d. „Historie v. Joh. Casp. Schad, gewesenem eifrigem Prediger in Berlin". Weitere Materialien z. Biographie Schade's bieten: Phil. Jak. Spener's „Theologische Bedenken", Halle 1700 ff.; 3. Aufl. 1712, 4 Theile (vgl. Theil I—III); G. Kramer's „Beitr. z. Gesch. A. H. Francke's," enth. d. Briefwechsel Francke's u. Spener's, Halle 1861; Ph. J. Spener's „Wahrhaftige Erzählung dessen, w. wegen d. sogen. Pietismi in Deutschl. vorging", Frankf. 1697; Franz Buddäus' „Wahrhaftige u. gründl. Erzählung alles dessen, w. zw. den Pietisten geschehen", Jena 1719; Christ. Frideric. Illgen, „Historiae Collegii Philobiblici Lipsiensis partes IV", Lips. 1836 ff. (auf Grund der Universitätsacten); Joh. C. Schade's „Sendschreiben", Frankf. u. Leipz. 1721 (in Bd. III d. ges. Werke); „Zeugniß d. Wahrh. u. Vertheidigung d. Glaubens Jesu Christi v. mir Joh. C. Schaden", Montag n. Judica 1695 (in Bd. III der ges. Werke); Joh. C. Schade's „Merkwürdige u. erbaul. Erzählung v. Einem Menschen, d. in schweren Unglauben u. Atheismum geführet, aber v. Gott herrlich herausgerissen worden" (nach d. Tode d. Verf. herausgeg. v. Gottfried Arnold m. e. Vorrede, Frankf. u. Leipz. 1709, abgedr. in Bd. V d. ges. Werke Schade's); ein Actenstück im geh. Staatsarchiv zu Berlin, R. 47, B. 4 (M. A. 186). Neuere Darstellungen: Art. „Schade" v. Tholuck, Herzog's R.-Encykl. 1. Aufl. Bd. XX; Bachmann's Vortrag „Joh. C. Schade, ein Berliner Geistlicher u. Dichter a. d. Zeit d. Kampfes d. Pietism. u. d. Orthodoxie", abgedr. in Hengstenberg's Evangel. Kirchenzeit., Jahrg. 1860. Vgl. noch: Küster's „Altes u. Neues Berlin", I. Theil, Berlin 1737; Lisco's „Zur Kirchengesch. Berlins", Berlin 1857; Hoßbach's „Ph. Jak. Spener u. seine Zeit", Berlin 1828 (2 Bände), 2. Aufl. v. Schweder 1853, 3. Aufl. 1861; A. Ritschl's „Gesch. d. Pietismus", Bonn 1880 ff., Bd. II: D. Pietism. in d. luth. K. d. 17. u. 18. Jahrh., Bonn 1884. Ueber S. als Dichter: Joh. Casp. Wetzel's „Hist. Lebensbeschr. d. berühmtesten Liederdichter", Theil III, Herrnstadt 1724; Fischer's Kirchenlieder-Lexicon in 2 Hälften, Gotha 1878 u. 1879; E. E. Koch, Gesch. des Kirchenl. (3. Aufl.) Bd. IV, 222 f. u. Bd. VIII, 496, 558. Schade's ges. Werke ersch. in 5 Bänden m. ausführl. Sachregister, Frankf. u. Leipz. 1720 ff. Schade's Schrift „Was fehlt mir noch" ist in d. ges. Werke d. 13. Aufl. aufgen.; Aurich 1794 erschien e. Ausg. v. Taute u. d. Titel „Joh. C. Schade's allernöthigste Frage", m. e. biograph. Vorrede. Die beiden Streitschriften geg. d. Beichtstuhl fehlen in d. ges. Werken; sie sind äußerst selten, finden sich nebst e. Gratulationsschreiben an d. abgesetzten Pietisten Töllner in „Die schändliche Praxis d. Beichtstuhls u. Nachtmahls d. Herrn, 1697". E. maßgebende Sammlung v. Schade's Liedern erschien u. d. Titel: „Fasciculus cantionum, d. i. zusammengetr. geistl. Lieder eines in Christo sel. Lehrers", Küstrin (o. J., wahrscheinl. 1699). E. größere Anzahl seiner Lieder, darunter 8 ihm fälschl. zugeschriebene, enthält d. sogen. Pietistengesangbuch v. Andreas Luppius, Wesel 1692. S. Lommatzsch.

Schulze *): Adolf Moritz S., evangelischer Theolog und Schulmann, geboren am 5. Mai 1808 in Gotha, der zweite Sohn des Professors Chrn. Ferd. S. (s. A. D. B. XXXII, 765 ff.), empfing den ersten Unterricht seit 1813 in der dortigen Garnisonschule, besuchte seit 1816 die Vorbereitungsclasse des Gymnasiums, die sog. Subtertia, wo der bekannte Fabeldichter Wilh. Hey (s. A. D. B. XII, 344 ff.) sein Lehrer war, und durchlief dann die vier Classen des eigentlichen Gymnasiums. Schon damals weckte das Beispiel seines Vaters in ihm die Neigung zum Lehr- und Predigtamte; aber der Beginn seiner fachwissenschaftlichen Laufbahn verzögerte sich durch eine Brustkrankheit um ein halbes

*) Zu Bd. XXXII, S. 761.

Jahr, so daß er erst zu Ostern 1827 die Jenaer Hochschule beziehen konnte. Nachdem er hier während dreier Semester philosophische, philologische und theologische Vorlesungen gehört und in dieser Zeit sich der fortdauernden litterarischen Anregung seines Landsmannes, des Professors K. H. Scheidler, erfreut hatte, setzte er auf der Universität Leipzig seine Studien in der gleichen Richtung fort, betheiligte sich an den Uebungen verschiedener gelehrter Gesellschaften und suchte sich überdies im Kanzelvortrage weiterzubilden. Als eine Anerkennung seines eifrigen Strebens durfte er es betrachten, daß er die Stelle eines Nachmittagspredigers an der Universitätskirche erhielt, wozu jedoch die Erlangung eines akademischen Grades erforderlich war. Er erwarb sich daher im Februar 1830 die Würde eines Doctors der Philosophie, trat am 14. März in das neue Amt ein und unterzog sich am 12. Mai auch der ersten theologischen Prüfung in seiner gothaischen Heimath. Während er nun bis 1837 als Prediger wirkte, bemühte er sich zugleich um seine Förderung im Lehrfache: er besorgte vom Sommer 1830 bis zu seinem Weggange von Leipzig die gesammte Unterweisung eines Mädchens vom siebenten Altersjahre an, übernahm 1831 die Fächer der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte an einer Erziehungsanstalt für Mädchen und trieb einige Jahre mit Studenten hebräische und griechische Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte. Mit gleich günstigem Erfolge wie die erste bestand er am 20. Mai 1835 in Gotha die zweite theologische Prüfung (das sog. Examen pro ministerio) und fand vor- und nachher noch Zeit, sich schriftstellerisch zu bethätigen. Abgesehen von verschiedenen Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte er als erstes selbständiges Buch: „Georg und Luther oder Ehrenrettung des Herzogs Georg von Sachsen“ (1834); dann folgten noch: die „Erinnerung an Diezmann, Markgrafen von Meißen und Landgrafen in Thüringen“ (1835), und das „Lehrbuch bei Judenbekehrungen“ (1837). — Seine Verlobung mit Emilie Waitz, der Tochter des Seminardirectors und Stiftspredigers J. H. W. Waitz (s. d.), die er bei seinen Besuchen in Gotha kennen gelernt hatte, legte ihm den Wunsch nahe, eine Anstellung in seinem engeren Vaterlande zu finden. Er sah diesen erfüllt, als ihm das gothaische Oberconsistorium das Pfarramt in Langenhain bei Waltershausen übertrug. Am 18. Juni 1837 hielt er seine Abschiedspredigt in der Leipziger Universitätskirche, übernahm am 30. Juli sein neues Amt und feierte am 1. August seine Hochzeit. Neben seinem geistlichen Berufe, den er nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch in dem nahe gelegenen Landarmenhause zu üben hatte, war wiederum die Schule ein Gegenstand seiner steten Aufmerksamkeit; denn er begnügte sich nicht mit dem Confirmandenunterrichte und der von Amtswegen ihm obliegenden Aufsicht über die Schule des Ortes, sondern gründete auch unter manchen Schwierigkeiten eine Kleinkinderschule, veranstaltete und leitete Jugendfeste und ertheilte zwei Knaben und einem Mädchen häuslichen Unterricht. Sein thatkräftiges Wirken blieb nicht unbemerkt: im Januar 1842 wählte ihn der Bürgervorstand in Gotha zum Rector der dortigen Stadtschulen. Nicht ohne Ueberwindung — hatte er doch in seiner Gemeinde viel Liebe und Anerkennung gefunden — nahm er den Ruf an und begann damit eine neue arbeitsvolle, aber höchst verdienstliche Wirksamkeit, welche ihm den Dank seiner Vaterstadt für alle Zeiten sichert. Seine Arbeit als erster selbständiger Rector mußte vor allem eine aufbauende und neugestaltende sein, da die Bürgerschulen Gothas, damals im ganzen drei, seit der Reformation unter der Leitung des Gymnasialdirectors gestanden und als Anhängsel der vornehmeren Schwester immer nur die Rolle eines Aschenbrödels gespielt hatten. Da sie den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügten, so hatte sich neben ihnen eine Reihe von Candidaten der Theologie gehaltener Winkelschulen gebildet, welche die besseren

käufe dem öffentlichen Unterricht entzogen. Daher bedurfte es zunächst einer Abtheilung, die für das Gymnasium und die Realschule vorbereitete und zugleich eine ausreichende Bildung für den Uebertritt ins praktische Leben gewähren konnte. So entstand die erste oder höhere Knabenbürgerschule mit vier Classen und ebenso vielen Lehrern, darunter S. selbst für Religion und Geschichte, zeitweise auch für Französisch und Lateinisch. Am 1. Mai 1843 mit 90 Schülern feierlich eröffnet, gewann sie, ebenso wie die drei anderen Bürgerschulen, sehr bald das Zutrauen der Eltern und erfuhr gleich jenen eine bedeutende Steigerung ihres Besuches. 1848 schloß sich dieser höheren Abtheilung für Knaben eine zweite für Mädchen an; 1850 erhielt die zweite Bürgerschule neue Räume zugewiesen, wobei man die Abtheilung für Knaben mit dem Seminar verband, diejenige für Mädchen in die Garnisonschule verlegte, während die Vorstadtschule sich um einige Classen erweiterte. 1843 hatten sämmtliche Schulen 15 Classen mit 857 Kindern enthalten; 1850 zählten sie 23 Classen mit 1200 Kindern. Nebenher gingen noch zahlreiche andere Verbesserungen: die Anlegung eines Turnplatzes, die Berufung eines Turnlehrers, die Gründung einer Schulbibliothek, einer naturwissenschaftlichen Sammlung und eines physikalischen Cabinetes, die Einrichtung des Unterrichtes in weiblichen Handarbeiten, die Erhöhung der Lehrerbesoldung u. s. w., alles dies unter vielfachen Hemmnissen und Schwierigkeiten. Bei dem stets sich erweiternden Umfange dieses großen Ganzen reichten zuletzt die Kräfte eines einzelnen Mannes für die Leitung nicht mehr aus, so daß sich S., seit 1846 „Schuldirector", nach einer Entlastung sehnte. Sie vollzog sich dadurch, daß vom 1. April 1855 an nur noch die erste Knaben- und die erste Mädchenbürgerschule seiner Aufsicht anvertraut blieben, während die übrigen Stadtschulen dem bisherigen Conrector Chrn. Gotthold Neudecker (s. A. D. B. XXIII, 479 ff.) als „zweitem Rector" zugetheilt wurden. Infolge dieser Erleichterung konnte er zur Vermehrung seiner ziemlich bescheidenen Einkünfte 1857 noch die Garnisonpredigerstelle übernehmen, besonders da er, von einem Vicar unterstützt, nur jeden zweiten Sonntag zu predigen hatte. Gleichwol endeten die Sorgen um den Lebensunterhalt — seine Gattin hatte ihm allmählich neun Kinder geboren — damit noch nicht, weshalb er sich 1859 um das Amt eines Oberpfarrers und Superintendenten in Ohrdruf bewarb. Seitdem er dieses am 10. Juni 1860 angetreten hatte, flossen ihm die Tage im ganzen ruhiger dahin, wenn es auch jetzt nicht an genügender Arbeit und an neuen Aufgaben fehlte. Außer der eigenen, bald vergrößerten Ephorie verwaltete er zeitweise noch drei andere, unterrichtete zahlreiche Confirmanden und blieb daneben der öffentlichen Schule nicht fern. Da es keine höhere Mädchenschule gab, schuf er eine solche in den Räumen seiner Amtswohnung, versah nach der Veröffentlichung des neuen Schulgesetzes (1863) die Stelle eines Bezirksschulinspectors und suchte als Mitglied und Vorsitzender des Schulvorstandes eine zeitgemäße Fortbildung des Ohrdrufer Schulwesens zu bewirken, womit er jedoch an dem hartnäckigen Widerstande des Progymnasialdirectors scheiterte. Schon in Gotha war er Vorsitzender des örtlichen Bezirkslehrervereins und des Allgemeinen gothaischen Lehrervereins gewesen, und dort wie an seinem neuen Wohnorte stand er in den engsten Beziehungen zur Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung. Seit 1848, wo die letztere zum ersten Mal in Eisenach tagte, blieb er kein einziges Jahr aus; 1852 und 1855, als sie nirgends eine gastliche Stätte fand, bereitete er ihr eine solche in seiner Vaterstadt. Von 1852 an saß er ununterbrochen in ihrem Ausschusse und besorgte als eines der drei Mitglieder die umfangreiche Geschäftsführung und Correspondenz, machte die Protokolle der Sitzungen druckfertig, stellte Preisaufgaben, verhandelte mit den Eisenbahnen über Ermäßigung der Fahrpreise u. s. w., eine Thätigkeit, um deretwillen er mit Recht „der getreue Eckhart" dieser Ver-

sammlung hieß. Auch seine schriftstellerischen Bemühungen setzte er unterdessen fort, nur daß diese jetzt theilweise der geliebten Schule galten, und gab in Gotha und Ohrdruf heraus: „Lectionen zum Auswendiglernen in den drei untern Klassen der ersten Abtheilung der Knabenbürgerschule zu Gotha" (1843; öfter wiederholt); „Die Einweihung und Einrichtung der höhern Knabenbürgerschule in Gotha" (1843); „Katechismusunterricht nebst einem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte für Bürgerschulen" (1844, 2. Aufl. 1851); „Rede bei der Gedächtnißfeier des Höchstseligen Herzogs Ernst in der höhern Knabenbürgerschule zu Gotha" (1844); „Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha" (3 Bde., 1845—47); „Lesebuch für Schulkinder der beiden ersten Schuljahre" (1850, 3. Aufl. 1859); „Christian Ferdinand Schulze, nach seinem Leben und Wirken geschildert" (1851); „Die Entwicklungsepoche des deutschen Volksschulwesens unter Herzog Ernst dem Frommen" (1855, Sonderabdruck aus Kern's „Pädagogischen Blättern"); „Kleine Schulgeographie. Heimatskunde des Herzogthum's Gotha" (1869); „Kleine Heimathskunde des Herzogthums Gotha" (1874) und „Hauptbetrachtungen für die Weihestunden der Confirmanden" (1876, 3. Aufl. 1878). Zudem veröffentlichte er nach seines Vaters Tode dessen druckfertige Schrift „Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II." (1851) und die zwölfte Auflage von dessen „Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische" (1856), verfaßte mehrere Beschreibungen zu dem „Album der Residenzen, Schlösser und Rittergüter Thüringens, insbesondere der Sächsischen Lande Ernestinischer Linie" (1858) und lieferte Abhandlungen und Recensionen in Gersdorf's „Repertorium", die Darmstädter „Allgemeine Kirchen-Zeitung" und das dazu gehörige „Theologische Litteraturblatt", das „Journal für Prediger" von Neander, Goldhorn und Bretschneider, A. Diesterweg's „Pädagogisches Jahrbuch", die „Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung", Lauckhard's „Volksschulblätter für Thüringen" und „Reform" und den „Pädagogischen Jahresbericht", in welchem der Abschnitt „Religionsunterricht" im 14. bis 25. Bande (1862—74) von ihm herrührt. — Mit den sechziger Jahren trübte sich allmählich das freundliche Glück seines Hauses. Mehrere nahe Verwandte schieden aus dem Leben; bange Sorge erfüllte ihn um den zweiten Sohn, welchen die beiden Kriege von 1866 und 1870 in das Feld riefen, und er selbst erkrankte 1873 an einer Lungenentzündung, infolge deren seine körperlichen Kräfte zusehends abnahmen. Er legte daher 1877 den Posten eines Schulinspectors nieder und trat am 1. Januar 1878 mit dem Titel eines Kirchenrathes auch von seinem geistlichen Amte zurück. Dann siedelte er nach Gotha über und erlebte 1880 dort noch die fünfzigjährige Jubelfeier seiner Doctorpromotion; aber schon im nächsten Jahre traf ihn ein Schlagfluß, der seinen Körper empfindlich schwächte und eine Störung seines Geistes herbeiführte. Da sich die bisherige Ruhe und Milde seines Wesens in das Gegentheil verkehrte, sahen sich seine Angehörigen genöthigt, ihn der Anstalt für Geisteskranke in Hildburghausen zu übergeben, wo am 8. December 1881 der Tod dieses schattenhafte Dasein endete. Am 11. December fand er in Gotha seine letzte Ruhestätte.

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w., 2. Bd., München 1859, S. 419—425. — Leipz. Illustr. Ztg., Nr. 1360 vom 24. Juli 1869, S. 68ᵇ (mit Schulze's Bildn.). — Allgem. Deutsche Lehrerzeitung, 34. Jahrg., 1882, Nr. 24 vom 11. Juni, S. 213ᵃ bis 216ᵃ (von A. Meier in Lübeck). — Ernst Schulze, Dr. Adolf Moritz Schulze. Ein Bild seines Lebens u. Wirkens für Verwandte u. Freunde entworfen. Leipzig 1884 (32 S. 8⁰). — Vgl. auch: E. Zschäck in der „Chronik" des „Verbesserten Gothaischen Historien-Kalenders auf das J. 1883", Gotha (1882), S. 13ᵃ u. 13ᵇ.

A. Schumann.

Staal *): Junker Hans Jakob v. St. von Solothurn, geboren 1589, † 1657, vorzüglicher Staatsmann und gewandter Chronist. — Die Väter des solothurnischen Junkers werden uns zum ersten Mal um die Mitte des 13. Jahrhunderts genannt. Sie erscheinen in diesem Zeitpunkte als Hausgenossen zu Straßburg. Zwei Jahrhunderte später treffen wir Angehörige des Geschlechtes zu Wangen im Allgau, unter ihnen einen Hans v. St., der eine Reihe von Jahren das Amt des Bürgermeisters inne hatte. Ein Neffe des Bürgermeisters, wiederum ein Hans v. St., wird 1451 Bürger und nach kurzen Jahren wohlbestallter Stadtschreiber von Solothurn. Seine Enkel rühmen ihm nach, daß er ein gelehrter, doctormäßiger, kluger, weltweiser Mann gewesen sei. Und die Geschichte bestätigt dieses Urtheil. Ihm, dem Freunde des Bruders Klaus von Flüe, ist u. a. ein hervorragender Antheil an den Verhandlungen zuzuweisen, die über die Aufnahme Solothurns in den Bund der Eidgenossen sind gepflogen worden. — Unter den Nachkommen des H. v. St. verdient zunächst noch Erwähnung der 1540 geborene Hans Jakob v. St., der durch gründliche Gelehrtenbildung, staatsmännisches Geschick und vornehmlich auch durch umfassende Sprachkenntnisse sich ausgezeichnet hat.

Der bedeutendste unter seinen Söhnen ist der 1589 geborene Hans Jakob v. St., den wir als den bedeutendsten Vertreter seines Geschlechtes überhaupt anzusehen haben. Gediegene Bildung, klares Urtheil, unbeugsame Energie hoben ihn an Bedeutung weit heraus über die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen in Vaterstadt und Eidgenossenschaft. Während einer langen Reihe von Jahren war St. ein geschätztes und zu Zeiten auch ein von den gegnerischen Elementen sehr gefürchtetes Mitglied des solothurnischen Rathes. In seinen spätern Lebensjahren bekleidete er das Amt eines Stadtvenners und endlich dasjenige eines Schultheißen von Solothurn. — 1618 taucht St. zum ersten Mal als Gesandter seines Standes auf einer gemeineidgenössischen Tagsatzung auf. In eben dieser Eigenschaft treffen wir ihn von diesem Zeitpunkte an bis um die Mitte des Jahrhunderts häufig auf eidgenössischen Tagen, wo sein erprobter Rath und seine über die ständischen Sonderinteressen hinausreichende vaterländische Gesinnung ihm eine bedeutsame Stellung anwiesen. In dem weitaussehenden Streite zwischen Zürich und den fünf Orten wegen der Matrimonialgerichtsbarkeit und der Patronatsverhältnisse im Thurgau und im Rheinthal versah St. das schwierige Amt eines Schiedsrichters, und die glückliche Beilegung jenes unerquicklichen Gegensatzes war nicht zum mindesten das Verdienst des wackern Solothurners. Und als kurze Zeit nachher der „Kluser-Handel“ — ein durch solothurnische Amtsleute und Unterthanen auf bernische Zuzüger nach Mülhausen unternommener Ueberfall — die Gemüther in der Eidgenossenschaft so sehr erhitzte, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich schien, war es wiederum St., der unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen mit Besonnenheit und unermüdlicher Treue Versöhnung und Frieden herbeiführen half. Auch in andern vaterländischen Fragen zeigte sich St. als ein tüchtiger, zu Rath und That befähigter und bereiter Eidgenosse. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß St. 1649/1650 eines der eifrigsten Glieder jener eidgenössischen Abordnung war, welche am französischen Hofe die Bezahlung der auf 3 Millionen Franken angewachsenen Soldrückstände zu betreiben hatte. Unser Solothurner versäumte indessen nicht, gerade bei dieser Gelegenheit energisch auf die verderblichen Consequenzen der Reisläuferei aufmerksam zu machen.

Neben seiner Thätigkeit als Staatsmann nahm sich indessen St. noch reichlich Zeit, in stillen Stunden Stift und Feder mit Fleiß zu führen. Noch sind

*) Zu Bd. XXXV, S. 332.

eine reiche Zahl von Acten, von seiner eigenen Hand geschrieben, vorhanden, die in gründlicher Sachkenntniß und schätzenswerther Klarheit über solothurnische und eidgenössische Verhältnisse Aufschluß geben. Sodann führte St. eine bereits von seinem Vater angelegte Arbeit, die „Secreta domestica Staalorum“ weiter fort. Diese bis jetzt noch ungedruckte Familienchronik umfaßt in zwei Bänden die Zeit von 1615—1651. Selbstverständlich enthält sie zunächst Aufzeichnungen, welche uns in den engen Kreis der Staal'schen Familie führen; daneben aber bietet das interessante Werk zahlreiche und zum Theil sehr genaue Nachrichten über Begebenheiten, die in jenen Tagen in- und außerhalb der Eidgenossenschaft sich ereigneten.

Zu vergleichen sind: Die Eidgenössischen Abschiede, vornehmlich Bd. V, 2. Abthlg. — A. Hartmann, Junker Hans v. Staal, ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert; ferner des Verfassers Arbeiten über den Kluser-Handel und seine Folgen (hier Auszüge aus d. Secr. domest.) und über H. J. v. Staal in Bd. 4 der Stocker'schen Zeitschrift „Vom Jura zum Schwarzwald“. — An handschriftlichem Material: Die Rathsmanuale i. Staatsarchiv Solothurn. — Die oben erwähnten Acten, vereinigt in einem stattlichen Sammelband, der seinem vornehmlichen Inhalte nach die Aufschrift „Acta des Cluserhandels“ trägt, im St.-A. Solothurn. — Die „Secreta“, der erste Band (1615—1635) in Abschrift — das Original befindet sich im Besitze der Familie des Freiherrn H. v. Andlau in Freiburg i. Br. — im St.-A. Solothurn; der zweite Band (1635—1651), im Besitze einer solothurnischen Familie, ist nicht leicht zugänglich. Franz Fäh.

Standonck*): Johann St., bedeutender Pädagog im 15. Jahrhundert, ein Schneiderssohn aus Mecheln, der in seiner Jugend einen schweren Kampf wider Armuth und Noth zu führen hatte, während er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit nach Kenntnissen und Wissenschaft strebte. Er zog nach den Niederlanden, wo er zu Gouda an der Fraterschule gratis Unterricht erhielt, und setzte nachher im Fraterhause zu Cammerich seine Studien fort. Von dort aus kam er nach Paris und fand in der Abtei von St. Genoveva eine freundliche Aufnahme, indem er die ihm von den Mönchen erwiesene Gastfreiheit durch mancherlei häusliche Dienstleistungen vergalt. Es heißt, daß er manchmal bei Mondschein mit seinen Büchern in den Glockenthurm hinaufstieg, wenn ihm zum Lesen die Kerze fehlte. Mit großer Anstrengung studirte er an der Pariser Universität, erhielt nach mehreren Jahren dort eine Professorstelle und wurde sogar 1485 zum Rector dieser Hochschule ernannt. Als solcher trat er auch an die Spitze des Collegiums Montaigu, welches im 14. Jahrhundert von einem Erzbischof von Rouen gestiftet, aber ganz verfallen war. Dieses Collegium wußte er wieder herzustellen, indem er zwölf Bursen für bedürftige Studenten damit verband, und eine außerordentlich strenge Disciplin einführte. Es ward sprüchwörtlich, daß es im Collegium Montaigu „schwere Arbeit, vielfältiges Fasten, magere Kost und strenge Zucht“ gab, und es hieß von dieser Stiftung: „Mons acutus, ingenium acutum, dentes acuti.“ Erasmus, welcher einige Zeit in diesem Collegium verweilte, geißelte auf derbe Weise diese fast unmenschliche Härte, durch die seine Gesundheit fortdauernd zu leiden hatte. Aus dieser Stiftung und ihrem Geiste der Strenge ging später Ignatius Loyola hervor. Als St. um 1493 den französischen König Ludwig XII., welcher seine Gattin Johanna verstoßen, und Anna, Herzogin von Bretagne geheirathet hatte, deswegen heftig tadelte, wurde er mit Ausweisung bestraft und kehrte nach seinem Vaterlande zurück. Dort visitirte er die Schuleinrichtungen zu Cammerich, Mecheln, Löwen und Gent, führte überall eine Reform, nach

*) Zu Bd. XXXV, S. 439.

dem Muster des Collegiums Montaigu, ein, und entbot für den Unterricht einige Männer aus der Fraterschule zu Deventer. In allen diesen Städten, sowie auch zu Paris, als er dorthin zurückgekehrt war, stiftete er Collegia Standonckiana für unvermögende Schüler. St. starb als Rector der Pariser Universität am 7. Februar 1504.

Bulaeus, Hist. univers. Parisiens. V, p. 900. — Delprat, Broedersch. van G. Groote bl. 125. 180. — Acquoy, Kloster von Windesheim II, bl. 356, Nr. 1 und besonders Altmeyer, les précurseurs de la Reforme aux Pays-Bas I, p. 146—148. J. C. van Slee.

Sternberg*): Zdenko v. St., aus der Linie der St. von Holitz (daher Holický), auch mit dem Beinamen „Konopišský" von seiner Besitzung Konopischt (= Hanfstengel), ist wahrscheinlich ein Sohn Emils v. St., des eifrigen Anhängers der Waisenpartei. Die Zeit seiner Geburt ist ebenso wie der Umfang des ererbten Besitzes unbekannt. Doch ist Z. kaum nach 1410 geboren, da sein im J. 1454 verstorbener ältester Sohn Zdenko bereits verheirathet war und mehrere Kinder hinterließ. Auch hat Z. es verstanden, wenigstens hinterher den Hauptbesitz seines Hauses in seine Hände zu bringen und durch wichtige Erwerbungen (Raudnitz, Kosteletz, Weitra u. a.) zu vergrößern. Energisch, tapfer, beredt, brennend von Ehrgeiz und dem Verlangen nach Erwerb, ebenso stolz auf die Vorrechte seines Standes wie ohne ängstliche Wahl der Mittel zu Höherem emporstrebend, eitel, ein Freund äußeren Gepränges und weichlicher Genüsse und doch wieder zu ernsten Mühen befähigt und stets nach größeren Gesichtspunkten handelnd, war Z. wohlberufen, in dem Zeitalter voll Wirren und Kämpfen, das in Böhmen auf die Hussitenstürme folgte, der Führer des arg decimirten Hochadels zu werden, bedeutend genug, sich hinterher neben Georg Podiebrad und selbst einem Matthias Corvinus gegenüber in einflußreicher Stellung zu behaupten. So lange freilich ein Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus (s. d.) und Heinrich Ptatschek (Vöglein) von Bürgstein die Parteien im Lande lenkten, stand Z. in zweiter Reihe. Und zu spät hat er sich, den die Familientraditionen an die Seite der in religiöser Hinsicht radicaleren Elemente riefen, während seine Art und Gesinnung ihn den Gemäßigten näher stellte — er hat sich am 10. August 1446 neben Rosenberg und Neuhaus für die Obedienz Papst Eugen's IV. ausgesprochen —, aus politischen Rücksichten für erstern entschieden: schon besaß diese Partei nach Ptatschek's Tode in Georg Podiebrad aufs neue ein begabtes in rücksichtslosem Ehrgeize emporstrebendes Haupt. Doch ward Z. wenigstens der erste nach Georg, nach der Einnahme Prags (2.—3. Sept. 1448) hier Oberstburggraf und in den nachfolgenden Kämpfen Podiebrad's dessen erster Genosse und Helfer gegen den Strakonitzer Bund und Kurfürst Friedrich II. von Sachsen. Das freundschaftliche Einvernehmen zwischen Podiebrad und St., das noch dazu durch die Bande der Schwägerschaft gefestigt war, blieb unverändert bestehen durch die Regierungszeit König Ladislaus' hindurch (bis 1457). War Podiebrad auch jetzt der eigentliche Regent im Lande, so wußte St. dafür um so ausgiebiger — was aber auch jener nicht versäumte — seine Tasche zu füllen; die Art, wie er erträgnißreiche Vormundschaften an sich nahm und führte, wurde ihm hinterher öffentlich zum Vorwurfe gemacht. Doch fehlten auch nicht äußere Ehren. St. war das Haupt jener böhmisch-ungarisch-österreichischen Gesandtschaft, die (Herbst 1457) von Karl VII. von Frankreich die Hand seiner Tochter für König Ladislaus erbitten sollte. Mit der Erhebung Podiebrad's zum Könige von Böhmen (2. März 1458), an der St. das Hauptverdienst hatte, schien das Zusammengehen beider Männer für immer gesichert.

---

*) Zu Bd. XXXVI, S. 119.

Es kam anders. Während St. an eine Art Nebenkönigthum für sich gedacht haben mochte, jedenfalls von der Königsherrschaft des früheren Genossen Tage baronialer Herrlichkeit erhoffte, lenkte Georg rasch und mit Erfolg in die Bahnen des legitimen Königthums ein. Der König nahm mehr und öfter als dies sonst zu geschehen pflegte, die diplomatische, finanzielle und militärische Hülfe seiner Stände in Anspruch, sein Regiment wurde immer selbstherrlicher. Die Macht und die Mittel des Podiebrad'schen Hauses wuchsen ins ungemessene infolge seiner Verbindung mit den mächtigsten deutschen Fürstenhäusern, der Erhebung der königlichen Söhne zu Herzögen, ihrer Ausstattung mit reichem Besitz, namentlich in Schlesien, während der volksthümliche König durch strenge Handhabung von Gesetz und Ordnung, Ausnützung des Münzrechtes und des Heimfallrechtes der Krone und sonst dem Hochadel lästig wurde. In der ersten Reihe der Unzufriedenen stand wie es scheint vom Anfange an St., auch schon aus besonderen Gründen, da er seine Ansprüche auf die Niederlausitz der Rücksicht des Königs auf den brandenburgischen Kurfürsten geopfert sah. (Später ward dafür seinen Nachkommen das sog. Sternberger Ländchen zu theil.) Solange nun der König innerhalb und außerhalb der Krone feststand und höchstens Gewitterwolken drohten, wagten sich die Herren über Bitten und Beschwerden nicht hinaus. Daneben thaten sie ihre Pflicht, wie namentlich St. auf der Heerfahrt des Königs zur Befreiung Kaiser Friedrich's aus der Wiener Burg (Nov. bis Dec. 1462), was ihm den schönen Weitraer Besitz brachte. Als aber der König, dem man den Plan, einen seiner Söhne zum Nachfolger zu bestellen, zuschrieb, immer rücksichtsloser wurde — damals wurde Zdenko's Vettern das wichtige Pürglitz entzogen —, während der Streit mit der Kirche wegen Nichterfüllung der Krönungszusagen sich zuspitzte, so schritten die Unzufriedenen unter Führung des Breslauer Bischofs Jost (von Rosenberg) und des Oberstburggrafen St. am 18. November 1465 auf Sternberg's Schlosse Grünberg zur Unterzeichnung eines Bundesbriefes, der jedem von ihnen, falls er vom Könige angegriffen würde, den Beistand Aller sicherte. Doch erst nach langen Verhandlungen, nachdem die Kirche den König gebannt und abgesetzt und die Vereinigung aller Katholiken des böhmischen Reiches zu einem Bunde gegen Georg, dessen Haupt St. ward, in die Hand genommen hatte, begann im April 1467 der offene Kampf. St. verlor dabei 1467 alle seine Schlösser in Böhmen (außer Konopischt, das erst im Februar 1469 fiel) und wäre mitsammt der katholischen Liga unterlegen, wenn nicht der König (von G. Heimburg verleitet) zu Beginn 1468 den Kaiser angegriffen hätte, worauf dieser und Papst Paul II. den König Matthias von Ungarn bewogen, gegen Böhmen einzuschreiten. Trotzdem nun Podiebrad, wie vordem die Lausitzen, über die jetzt Sternberg's ältester Sohn Jaroslaw zum Vogt gesetzt wurde, so nun Schlesien und der Hauptsache nach Mähren verlor, behauptete er sich doch in dem größeren Theile von Böhmen. Die unzufriedenen Barone erschöpften sich materiell immer mehr und geriethen damit um so leichter in immer stärkere Abhängigkeit von dem Ungarkönige, den sie schon am 3. Mai 1469 zum Könige von Böhmen wählen mußten. Kein Wunder, daß, wie schon früher die von Hasenburg und Guttenstein, so Ende 1470 selbst St. ins Schwanken gerieth und an Versöhnung mit Podiebrad dachte. Auch nach König Georg's Tode (20. März 1471) trat St. vorerst keineswegs als entschiedener Förderer der Nachfolge des Ungarkönigs in Böhmen hervor (Verhdlg. von Deutschbrod). Dies geschah erst nach der tumultuarischen Erhebung des polnischen Prinzen Wladislaw in Kuttenberg, wobei St. und seine Freunde sich sogar in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht hielten. Von dem Momente angefangen bis zu seinem Ausgange noch vor Ausgleichung des Streites (auf dem Julitage 1479) stand St. fest und treu an der Seite von

Matthias Corvinus, wenn er auch nicht vergaß, hinfort seinem hartgeprüften Vaterlande soviel als möglich die Wehen eines langandauernden verheerenden Krieges zu ersparen. Trotzdem blieb St. in allen das böhmische Reich betreffenden Angelegenheiten der erste Diener und Rathgeber des Königs von Ungarn, der freilich auch seinerseits Grund genug hatte, die berechtigten Ansprüche des angesehenen energischen Adelshauptes und hochgeschätzten Verfechters der kirchlichen Sache zu berücksichtigen und namentlich seinem Selbstgefühle soviel als möglich Rechnung zu tragen. So duldete es der König, daß St. während der Friedensverhandlungen 1473—1474 an die Spitze der provisorischen Landesregierung Böhmens trat, das förmlich neutralisirt ward. St. intervenirte beim Wiederausbruche des Krieges 1474 als Unterhändler zwischen König Matthias und König Kasimir von Polen, sowie im Spätjahre 1476 in den Streitigkeiten zwischen dem Kaiser, dem Ungarkönig und einer Anzahl böhmischer Barone und Ritter. Zu anderer Zeit kriegte er, wie schon i. J. 1465, gegen Oesterreich auf eigne Faust.

St. hat das Ende der schweren Kämpfe, die sein Eigennutz und seine Unbotmäßigkeit zum nicht geringen Theile mitverschuldet, nicht mehr erlebt. Noch war die ihm anvertraute Friedensmission (Herbst 1476) nicht völlig gelungen, als er am 4. Dec. 1476 in Wiener-Neustadt starb. Von seinen sechs Söhnen überlebten ihn nur zwei, Zdeslaw und Jaroslaw (Johann, der dem Vater an Thatkraft am meisten glich, starb kurz vor ihm auf dem Wege nach Neapel, von wo er mit andern ungarischen und böhmischen Edlen die Prinzessin Beatrix, die Braut des Königs Matthias, nach Ungarn geleiten sollte), und nur in den Söhnen Jaroslaw's blühte dieser Zweig der Sternberg'schen Familie fernerhin.

Für Sternberg's Charakter kommt wol in erster Reihe der gleichzeitige „Johannis Rabensteinensis dialogus“, Arch. f. österr. Gesch., LIV. Bd., Wien 1876, in Betracht. In Tanner's altem Werke sind immer noch die eingeschalteten Briefschaften brauchbar. Sonst vgl.: Palacky, Gesch. v. Böhmen IV, 1 u. 2 und V, 1 und Bachmann, Ein Jahr böhm. Geschichte, Wien 1876; Böhmen und seine Nachbarländer 1458—1461, Prag 1878; Deutsche Reichsgeschichte unter Friedrich III. u. Maximilian I. (1461—1486) I, Lpz. 1884, II, Lpz. 1894. A. Bachmann.

Straube[*]: Emanuel St., novellistischer Schriftsteller, wurde am 14. December 1801 zu Nikolsburg in Mähren geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Piaristen-Gymnasium und studirte darauf an der Wiener Hochschule die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien trat er als Praktikant im Manipulationsfache der k. k. vereinigten Hofkanzlei in den Staatsdienst und rückte in dieser Verwaltung durch alle Rangstufen bis zum Director bei den Manipulationsämtern im Ministerium des Innern auf (1863). Sein Amt gewährte ihm noch hinreichend Muße, sich auch als schöngeistiger Schriftsteller zu bethätigen, und diese Thätigkeit, der man immerhin einige Bedeutung beilegen mußte, trug ihm im Vormärz auch das Amt eines k. k. Censors ein, in dem er sehr gemäßigte und humane Ansichten walten ließ. Seine Schriften sind: „Gutenstein. Novelle“ (1835); „Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen“ (1837); „Novellen und Erzählungen“ (II, 1840); „Die Pest in Wien. Histor. Novelle“ (1842); „Die Schweden vor Brünn. Histor. Novelle“ (1843); „Die Nemesis. Novelle“ (1844); „Der Krüppel von Verona. Histor. Novelle“ (II, 1845—46); „Kleeblätter. Novellen und Erzählungen“ (II, 1846); „Die Herrin von Friedland. Histor. Erzählung“ (1854); „Ein Wiener Früchtel. Lokaler Roman“ (1858). Außerdem befinden sich im Haus-, Hof- und Staats-

[*]) Zu Bd. XXXVI, S. 525.

archiv zu Wien zwei werthvolle handschriftliche Arbeiten Straube's: „Dreizehn Monate aus Wallenstein's Leben" und „Materialien zu einer Geschichte Wallenstein's". Beide Darstellungen beruhen auf Acten, welche St. in Böhmen auf einem Schlosse entdeckte und dann nach Wien ins kaiserliche Archiv bringen ließ. Nachdem St. 1868 in den Ruhestand getreten war, siedelte er nach Salzburg über und starb hier am 5. März 1872.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXIX, 317.

Franz Brümmer.

Strobel*): Adam Walther St. wurde in Straßburg am 23. Februar 1792 geboren. Er besuchte das protestantische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte an dem dortigen Seminar Theologie. Frühzeitig aber fühlte er sich zum Lehrberufe hingezogen, schon 1811, noch vor seiner Ordination, übernahm er eine Lehrerstelle an der Pfarrschule von Alt-St. Peter. Neunzehn Jahre lang verwaltete er dieselbe unter voller Anerkennung seiner Behörde, bis er 1830 an das Gymnasium berufen wurde. Hier wirkte er noch zwanzig Jahre in bescheidener Weise, aber reichlich durch die Liebe seiner Schüler belohnt, bis er im J. 1850 sich vom Amt zurückzog, um ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben. Er sollte diese Muße nur sehr kurze Zeit genießen, da er bereits am 28. Juli 1850 verschied.

Historische und litterargeschichtliche Studien hatten ihn immer beschäftigt, vorzugsweise auf die Vergangenheit seines elsässischen Heimathslandes gerichtet. Schon 1824 gab er eine kurzgefaßte „Geschichte der Straßburger Kirche zum Alten St. Peter" heraus, 1827 folgten seine „Beiträge zur deutschen Literatur und Literärgeschichte mit einer Biographie Sebastian Brandts und einer Ausgabe des Heiligen Namenbuches von Konrad von Danckrotzheim". Dann befaßte er sich eingehend mit der Straßburger Chronik Fritsche Closener's, von deren Pariser Handschrift er Abschrift nahm. 1846 widmete er Uhland seine „Französischen Volksdichter in Biographien, Uebersetzungen und Auszügen", eine Arbeit, in der er sich als feiner Kenner der französischen Dialekte bewährte. Inzwischen hatte er das Hauptwerk seines Lebens, die „Vaterländische Geschichte des Elsasses" begonnen, von der 1841 der erste Band erschien. Er konnte dasselbe noch bis zum fünften Bande, bis zum Ausbruch der Revolution führen. Mit völliger Beherrschung der gedruckten Quellen, oft im Anschluß an die Sprache derselben, unter theilweiser Benutzung der Straßburger Archive gearbeitet wird diese Geschichte noch lange den Werth einer zuverlässigen Materialiensammlung behalten. Entbehrt sie auch der kritischen Schärfe wie der lebendigen Darstellung, immer wird sie ein Denkmal seines Fleißes, seiner Belesenheit und seiner Heimathsliebe bleiben. Sein Werk ist dann von seinem Collegen Engelhardt von 1789 bis 1815 weitergeführt worden, während ihn der Tod noch andern, lange vorbereiteten Arbeitsplänen entriß, wie einer Geschichte der Reformation in Frankreich und einer Bibliographie der französischen Sprach- und Litteraturgeschichte.

W. Wiegand.

Süßkind von Trimberg**), ein Spruchdichter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wird in der Heidelberger Handschrift C, die allein Gedichte von ihm bringt, ausdrücklich als Jude bezeichnet. Dazu stimmt der gezierte, für deutsche Juden des Mittelalters oft belegte Name, wie das Bild der Handschrift, das dem Sänger eine ausgeprägt jüdische Physiognomie und die vorschriftsmäßige Judentracht gibt. Daß ein Spruch (V 2) den Dichter die für einen Juden seltsame Aeußerung thun läßt, er wolle in alter Juden Art mit

*) Zu Bd. XXXVI, S. 602.
**) Zu S. 186 oben.

langem Mantel und großem Hut demüthig wandern, hat den Zweifel erweckt, ob des Autors Judenthum von dem Sammler der Handschrift nicht eben aus dieser Stelle leichtsinnig gefolgert sei. An Parallelen dazu fehlte es nicht. Da aber auch Süßkind's in jenem Spruche nicht genannter Name den Juden bezeugt, so scheint es mir richtiger, vielmehr die Echtheit des Tones anzuzweifeln, der eben jener Aeußerung wegen dem einzigen jüdischen Dichter der Handschrift zugetheilt wurde. Diese Lösung wird auch dadurch empfohlen, daß Ton V der letzte der Sammlung ist (denn Ton VI ist mit Ton II identisch) und daß er in seinem metrischen Charakter den übrigen fern steht. Hat man nun aber aus Ton V gefolgert, daß der Dichter ein armer Schlucker gewesen sei, dessen Kinder bittern Mangel litten, in dessen Hause Herr Dünnehabe und Herr Bigenot von Darbian regierten, dem sein hovelscher sanc nichts einbrachte, so wird es vorsichtiger sein, diese biographischen Züge bei Seite zu lassen. Aus den sicher echten Gedichten ergibt sich für des Dichters Leben nichts Rechtes. Die alte Vermuthung Koch's, Süßkind's Gleichniß der Ehre als Latwerge aus fünf Pigmenten deute darauf hin, S. sei mit der Arzneikunst vertraut gewesen, wie so viele Juden der Zeit, diese erwägenswerthe Vermuthung wird abgeschwächt durch die Thatsache, daß die Latwerge als allegorisches Bild überhaupt der jüdischen Lehrweisheit geläufig war. Süßkind's mitteldeutsche Sprache stimmt durchaus zu seiner Heimath Trimberg (bei Schweinfurt). Das Gemälde der Handschrift zeigt ihn vor einem geistlichen Herrn stehend, dessen Wappen, schwarzes Kreuz auf silbernem Grunde, am ungezwungensten sich auf Fulda deuten ließe: aber ich zweifle, ob der Bildermaler so genaue Kenntnisse von Süßkind's Verhältnissen besessen hat, daß man aus jenem Bilde etwa ein Schutzverhältniß zu Fulda für S. folgern dürfte. Datirungsversuche, die sich auf urkundliche Belege für den Namen Süßkind stützen oder den Dichter vor die gezwungene Einführung der Judentracht setzen, sind hinfällig, jene, weil der Judenname Süßkind überaus häufig ist, diese, weil sie von einer zweifelhaften Strophe ausgehn. Der poetische Charakter und die metrische Form, die sich grobe Betonungsfehler zu Schulden kommen läßt, aber sonst gute Tradition verräth, verweisen den Dichter unbedingt in die Neige des Jahrhunderts; dazu stimmt es auch, daß er von derselben Hand in C nachgetragen ist, die Frauenlob und Regenbogen einfügte.

Es ist bekannt und oft hervorgehoben, daß die Juden der höfischen Dichtung gegenüber nicht theilnahmlos waren. Auch der Lyrik nicht. Aber als ausübender jüdischer Vertreter mittelhochdeutscher Lyrik steht S. allein; und diese immerhin culturhistorische Curiosität hat ihm eine so reiche Beachtung verschafft, wie er sie als Dichter nicht verdiente. Er ist kein origineller Kopf, hält sich durchaus in der Tradition der mittelhochdeutschen Spruchdichtung. Wüßten wir's nicht, wir würden den Juden aus seinen Sprüchen nicht herauswittern. Was jüdische Gelehrte wie Grätz, Gelbhaus und namentlich Lewin für seine speciell jüdische Bildung angeführt haben, entfernt sich kaum von den Anschauungen, die der ganzen Poesie der Zeit gemeinsam sind. Und dennoch glauben wir, einmal aufmerksam geworden, den Juden zu spüren. Seine einzige religiöse Strophe zeigt eine deistische Anschauung, die für den Juden besonders gut paßt. Als die typischen Vertreter der Weisheit erscheinen bei ihm nicht die Pfaffen, sondern Nekromanten und Propheten. Im angstvollen Gedanken an den Tod und die ungewisse Zukunft nachher fehlt ihm die freudige Zuversicht, die sich bei den christlichen Sängern meist einstellt: den Stachel des Todes fühlt er schmerzhaft voraus. Mehr noch bedeutet seine nivellirende sociale Tendenz, die den emancipationslustigen Juden verrathen könnte: der Reiche soll den Armen nicht verachten; wer adlig handelt allein ist adlig; der Adel taugt nichts, der nicht adlig thut: sonst wird das Adelkleid zum Haderlumpen. Namentlich aber fällt

eine Strophe auf, in der S. darstellt, wie die Tugend oft nur eine Folge der Nothwendigkeit ist. Da heißt's: manch Gehrender nähme gerne Wucherzinsen, ohne sich um Gott und der Menschen Fluch zu kümmern, wenn er nur das nöthige Capital besäße. Hört man da nicht den Juden, der sich und seine Stammesgenossen vor den fahrenden Sangescollegen gegen den typischen Vorwurf des Wuchers vertheidigt? Und das alte Fabelmotiv der Wolfsklage, das den Wolf jammern läßt, er müsse rauben, weil ihm ehrlicher Erwerb der Nahrung abgeschnitten sei, das gewinnt im Munde des mittelalterlichen Juden einen eigenthümlich melancholischen Nebensinn. Aber da interpretiren wir vielleicht schon herein. Ein steifes Frauenlob, eine Variation auf die Melodie 'Gedanken sind frei' wandeln gewohnte Pfade. Die Wortwahl zeigt manches Besondere; stilistisch bemerkenswerth sind die zahlreichen Bilder, namentlich die kurzen Thiergleichnisse, die für S. auch außer der Wolfsklage die Lieblingseinkleidung seiner Gedanken bilden. Saubere Technik verräth sich in der Vertheilung des Stoffes auf die Strophentheile, in der sorgfältig gegliederten Anapher. Es ist gewiß nicht unwichtig festzustellen, daß diese gute Schulung auch dem Juden zugänglich war. Wäre aber S. kein Jude, so würde er uns in der Menge der kleinen Spruchdichter eindruckslos untergehn.

Süßkind's Gedichte stehn in von der Hagen's Minnesingern II, 258 bis 60; vgl. IV, 536—38. Unzuverlässige Uebersetzungen geben Liv. Fürst, Illustrirte Monatshefte für die Interessen des Judenthums, 1865, S. 14 (mit einer poetischen Biographie, die an grotesk geschmackloser Verhimmelung das Unglaubliche leistet) und B. Schmolcke im Magazin f. d. Litt. d. Auslandes, 1877, S. 661 f. Die Ergebnisse localer Nachforschungen, die R. M. Meyer Zeitschr. f. d. Alterthum 38, 201—4 mittheilt, schienen mir zu zweifelhaft, um sie im Texte zu verwerthen. — Ueberschätzende Darstellungen von jüdischer Seite bei Grätz, Geschichte der Juden 6, 277 ff. und Gelbhaus, Stoffe altdeutscher Poesie, S. 73 ff., vgl. ferner Creizenach, Germania 14, 127 f. und Lewin, Jüdisches Litteraturblatt 13 (1884), S. 9 fg., 13 fg., 29 fg.

Roethe.

T.

Tabor: Johann Heinrich T., geboren 1751 in Frankfurt a. M., studirte zu Gießen, promovirte daselbst 1776; 1777 Arzt in seiner Vaterstadt, später hier gleichzeitig Lehrer der Anatomie an dem Senckenbergischen Institute, † am 10. November 1795 in Frankfurt a. M. Er schrieb: „De variolis“ (Inaug.-Diss., Gießen 1776); „Torbern Bergmann, Kleine physiologische und chemische Werke, aus dem Lateinischen übers. v. T.“ (6 Thle. mit Kupfern, 1782—1790); „Entwurf über die Heilkräfte der Einbildungskraft“ (1786); „Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der peruvianischen Rinde“ (1788); „Französische medicinische Litteratur, oder Anzeigen und Auszüge aus den neuesten französischen Werken über Physik, Medicin und Oekonomie“ (I. Bd., 1. Stück 135 S., 2. Stück 134 S., 1790); „Anatomische Schriften von Azzoguidi, J. B. Paletta und J. Brugnoli, herausgeg. v. E. Sandifort. Aus d. Lateinischen übers. und mit Zusätzen versehen von H. T.“ (1791); „Auszüge aus den besten und neuesten englischen medicinischen Zeitschriften, herausgeg. v. H. T.“ (1792); „Abhandlung über die Nervenschwäche, nebst einer Muthmaßung über die Nervenflüssigkeit“ (1792); „Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern“ (1794).

Biogr. médicale VII, 292. — Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankf. a. M. S. 340 u. 41. — Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 604.

Roediger.

Tabor: Johann Otto T., Rechtsgelehrter und Kanzler der Universität Gießen, geboren am 3. September 1604 zu Bautzen in der Oberlausitz, † am 12. December 1674 zu Frankfurt a. M. Tabor's Vater, Tobias, war Einnehmer und Hofgerichtsactuar in Bautzen, seine Mutter, Eva Ludovici, die Tochter eines dortigen Kaufmanns. T., der gründlichen Hausunterricht genoß, war schon frühzeitig auffallend entwickelt; als Knabe von 13 Jahren konnte er Reden in lateinischer wie griechischer Sprache aus dem Gedächtniß vortragen, und war im Stande, sich an wissenschaftlichen Disputationen zu betheiligen. 1619 kam er auf das Gymnasium nach Halle; schon im nächsten Jahre auf die Universität Leipzig, wo er sich philosophischen und später unter Schmuck und Finkelthaus juristischen Studien widmete. Dort erwarb der erst siebzehnjährige Jüngling 1621 das Baccalaureat, 1622 mit Auszeichnung die Magisterwürde; aus diesem Anlasse hatte er eine Dissertation „De homine“ geschrieben, welche er öffentlich vertheidigte. Zur Fortsetzung der Studien wählte er Wittenberg; da ihm jedoch

das Klima nicht zusagte, wandte er sich nach Ablauf eines Jahres nach Jena. Dort arbeitete er unter Georg Franzke, hielt auf Ansuchen über Wesenbeck's Paratitla Privatvorträge, und fertigte eine tabellarische Uebersicht über das gesammte Recht, welche später unter dem Titel „Filum Ariadneum“ im Drucke erschien. Dann wurde er Begleiter zweier adeliger Schlesier (Georg Poser und Martin Willer) und ging mit ihnen nach Leipzig; besuchte hierauf mit ersterem Straßburg, durchreiste Frankreich und führte ihn über Genf in dessen Heimath nach Breslau. Auf dieser Fahrt begrüßte er in Heidelberg Bachoff (Reiner Bachovius ab Echt), dem er früher eine Schrift zur Beurtheilung übersandt hatte, und erhielt von diesem Empfehlungsbriefe an den Reichshofrath Just Gebhard in Wien, bei dem er sich zur Erlernung des Reichshofrathsprocesses einige Zeit aufhielt. Sodann übernahm er es, mit zwei Studirenden aus vornehmer Familie Italien zu bereisen. Sie verweilten in Regensburg, dann in Leipzig, wo eben Fürstenzusammenkünfte stattfanden, dann in Straßburg; hier erwarb T. mit der Inaug.-Diss. „Paratitla ad Tit. Cod. Lib. X“ (Argent. 1631, 4°; dieselbe erschien auch in deutscher Uebersetzung mit verändertem Titel, Frankf. u. Lpz. 1732, 4°) am 10. November 1631 den juristischen Doctorgrad. Im Begriffe, nach Italien aufzubrechen, wurde er wegen des Todes seines einzigen Bruders, Tobias, Licentiat der Rechte und Anwalt, 1632 nach Hause gerufen, übernahm das Syndikat, und gründete 1633 seinen Hausstand, indem er in diesem Jahre Anna Elisabeth, eine Tochter des Bürgerhauptmanns Tobias Schönleber zu Bautzen, heirathete, welche im Juni 1658 zu Straßburg starb. Nicht lange nach seiner Verehelichung verlor er an der damals herrschenden Pest im Laufe einer Woche seine beiden Eltern, und als die sächsischen Truppen unter General von der Goltz Bautzen 1634 in Brand steckten, wurden vier von T. ererbte Häuser nebst seiner reichen Bibliothek ein Raub der Flammen; des größten Theiles seines Vermögens beraubt, zog er nach dem benachbarten Kamenz. Es erging jedoch alsbald an ihn ein Ruf nach Straßburg als ordentlicher Professor der Rechte, und rückte er dort in kurzem zum Primarius vor. T. erfreute sich zunehmenden Beifalls und Ansehens, wofür unter anderem auch die Thatsache spricht, daß er während seines Straßburger Aufenthalts aus den verschiedensten Theilen des Reichs über zwanzig Anerbieten zur Uebernahme der mannichfachsten Dienste erhielt, denen er jedoch keine Folge gab, bis ihn Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg 1666 zum Geheimen Rath und Kanzleidirector in Güstrow ernannte, wo er im Februar desselben Jahres eintraf und alsbald zu politischen Sendungen an den kaiserlichen und kursächsischen Hof verwendet wurde. — Indessen scheint unser Gelehrter für praktische Fragen des Rechtslebens nicht das richtige Verständniß besessen zu haben. Man erzählt sich, daß er politische und staatsrechtliche Angelegenheiten nur nach den Grundsätzen des römischen Privatrechts beurtheilt wissen wollte, und daß er in einem Conflicte mit einem Reichsstande die Anwendung der Lex Aquilia begutachtet habe. Da T. mit derartigen Ansichten auf gegründeten Widerspruch stieß und ihm hiedurch eine Gefährdung seines Ansehens drohte, war es ihm begreiflicher Weise sehr erwünscht, nach Gießen berufen zu werden, wo er 1659 zum Universitätskanzler und Ordinarius der Juristenfacultät ernannt wurde. Die akademische Jugend bereitete dem Einziehenden einen glänzenden Willkomm . . . Seit 1655 hielt in Gießen auch Huldrich v. Eyben (aus Norden) juristische Collegien, welche mit wachsendem Beifalle besucht wurden. Obwol sich nun auch T. eines stark besetzten Auditoriums erfreute, soll er die Erfolge des jüngeren Collegen mit wenig verhehltem Neide beobachtet haben. Gehässige Anfeindungen, welchen er nach Bericht seiner Anhänger ausgesetzt war, ohne amtlichen Schutz in gewünschtem Umfange zu finden, mögen ihn zunächst veranlaßt haben, seine Aemter niederzulegen, und im October 1667 nach Frankfurt a. M. zu ziehen, wo sein Sohn

Tobias Otto Dr. jur. als Rechtsanwalt lebte. Hier entschlief er sanft am 12. December 1674 in Erfüllung des öfter geäußerten Wunsches: „Da mihi tranquille, da sine morte mori“. T. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, ein gründlich gebildeter Jurist, welcher den von Gothofredus und Obrecht begründeten Ruf der Universität Straßburg auch auf die folgende Periode übertrug. Hochgeschätzt von seinen Anhängern, preist ihn Brunnemann (Comm. C. de suffrag.) als „lumen seculi“, Cl. Böfler als „Jureconsultorum Papinianum“, Heinrich Ernst als „virum summum, de bono publico optime meritum“. — Andererseits war unser Gelehrter von Pedanterie nicht frei; der geistigen Bewegung seiner Zeit abhold, bediente er sich noch mit Vorliebe der „quatuor causae“ und der Dichotomie nach ramistischer Methode. So kam es, daß er mit den großen Reformatoren, mit Hermann Conring, Hugo Grotius und Salmasius in heftige Fehde gerieth, von deren Neuerungen er eine Erschütterung des gesammten Rechtszustandes befürchtete. Aus dem erbitterten Federkriege mit Salmasius über den Darlehenscharakter ging er zwar siegreich hervor; aber die polternde, derbe Kampfweise, welche sich bei T. mit den Jahren steigerte, und die zahlreichen Schimpfnamen, mit denen er seine Gegner belegte, machen einen höchst unerquicklichen Eindruck.

T. schrieb eine große Anzahl verschiedener Abhandlungen; einen Theil derselben hat der Leipziger Jurist Andreas Mylius unter dem Titel „J. O. Taboris tractatus antea singulatim editos etc.“ in 2 Sammelbänden (Lips. 1688, 2 Vol. fol.) veröffentlicht. Ein ausführliches Schriftenverzeichniß in Strieder's Hessischer Gel.-Gesch. XVI, 84—91. — T. hatte außer dem erwähnten Sohne zwei Töchter; die ältere, Susanna Elisabeth, geboren am 28. Mai 1641 in Straßburg, wurde am 9. Juli 1663 die Gattin des nachmaligen Consistorial-Präsidenten Johann Ludwig Prasch (s. A. D. B. XXVI, 505) in Regensburg, eines hochgeachteten Mannes, der sich um die Pflege der deutschen Sprache entschiedene Verdienste erworben und unter dem Titel „Mausoleum J. O. T.“ (Ratisb. 1678, 4°) anonym eine Biographie seines Schwiegervaters verfaßte. Der Monographie ist das von Aubry 1654 in Kupfer gestochene Brustbild Tabor's beigefügt . . . „Mausoleum“ und Brustbild sind auch dem Sammelwerke von Mylius vorangestellt. Susanna Elisabeth war gleichfalls schriftstellerisch thätig und schrieb „Reflexions sur les Romans par Mad^me S. E. P.“ (Ratisb. 1684, 12°), welche bei ihrem Erscheinen günstig beurtheilt wurden; sie starb vor ihrem Gatten im September 1682. — Von E. Heinzelmann in Augsburg besitzen wir deren Bildniß als Kupferstich.

(J. O. Tabor.) Mausoleum Jo. Ottonis Taboris. — Strieder a. a. O. — C. G. Buder, Vitae (1722) pag. 339—374. — Stintzing, Deutsche R.-Geschichte, 2. Abthlg. S. 226—32.

(Sus. Elis. Prasch.) Act. erud. Lips. 1684 p. 435. — Witte, Diar. biogr. Thl. II (1682). — Ebert's Cabinet gel. Frauenzimmer S. 347.

Eisenhart.

Taccius: Lukas T., aus einer Familie, welche auch den Namen Tagghe, Tacke, Takko führte, und vielleicht ein Verwandter des Greifswalder Domdechanten Joh. T. (1519—23), war 1552 in Stettin geboren, besuchte dann die Greifswalder Schule und Universität (1570), und wirkte darauf (1574—80) als Lehrer und Rector in Greifenhagen, Rostock und Pasewalk, wohin seine Eltern von Stettin gezogen waren. Seit 1580 an der Schule zu Greifswald, führte er dort von 1582—1612 das Rectorat, und erlangte sowol durch seinen vortrefflichen Unterricht als durch seine litterarische Thätigkeit allgemeine Anerkennung. Unter seiner Leitung, welche wohlwollende Milde mit entsprechender Energie und eiserner Strenge an richtiger Stelle vereinigte, stieg die Zahl der

Schüler bis auf 300, so daß die Schulzimmer und Lehrkräfte vermehrt werden mußten; auch Herzog Philipp Julius schätzte T. hoch, und schützte ihn, als er zur Synode des Generalsuperintendenten Barthold Krakevitz, gegen den Willen des Rathes, der seine Patronatsrechte zu verlieren fürchtete (1607), erschienen war, in seinem Amte. Unter seinen Schriften sind sein arithmetisches Lehrbuch „Arithmeticae praecepta communiora“ (1611—28), und seine Topographie von Greifswald zu erwähnen, welche unter dem Namen „Oratio de urbe Gryphiswaldia“ (1593—1607) erschien und die ältesten Nachrichten über die Stadt enthält. Bei seinem Tode, am 7. October 1612, wurden von seinen ehemaligen Schülern und Collegen zahlreiche Schriften zu seinem Lobe veröffentlicht.

Lehmann, Gesch. d. Greifsw. Gymnasiums, 1861, S. 27, 33, 49—52. — Gesterding, 1. Forts. z. Gesch. d. St. Greifswald, S. 169. — Dähnert, Pom. Bibl. II, 217 ff., 256 ff. Katalog d. Univ.-Bibl. II, 748. — Pyl, Gesch. d. Greifsw. Kirchen, S. 841. — Kos., Cod. Pom. Dipl. S. 641. Pyl.

Tachenius: Otto T. (Tackenius), Arzt, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Herford (Westfalen) geboren, widmete sich zunächst in seiner Vaterstadt der pharmaceutischen Laufbahn und wurde hier nebenher auch unter Leitung eines Arztes Namens Timpler in die medicinische Praxis eingeführt. Infolge eines Diebstahls, den T. gegen seinen Lehrer beging, mußte er flüchtig werden und führte ein abenteuerliches Leben mit wechselndem Aufenthalt in Lemgo, Kiel, Danzig und Königsberg, überall als Apotheker thätig. 1644 begab er sich nach Padua, studirte hier Medicin und nachdem er die Doctorwürde erworben hatte, ließ er sich definitiv in Venedig nieder, wo er eine große Praxis erlangte, mit einem Geheimmittel, dem sogenannten „Vipernsalz“, viel Geld verdiente, und um 1670 starb. — T., ein Zeitgenosse des bekannten Franz (Sylvius) de le Boë, war, wie dieser, ein eifriger Vertheidiger der sogenannten chemiatrischen Doctrin, die von Paracelsus und van Helmont in die Wissenschaft eingeführt bezw. ausgebildet war. Danach beruhten die physiologischen und pathologischen Erscheinungen im Menschen wesentlich auf Processen chemischer Natur. T. suchte sogar diese Grundsätze auf Hippokrates zurückzuführen und schrieb zum Beweise dessen eine Schrift mit dem Titel: „Hippocrates chymicus, qui novissimi viperini salis antiquissima fundamenta ostendit“ (Venedig 1666; Braunschweig 1666; Paris 1669, 1673; Leyden 1671; Brüssel 1690), worin er auch die therapeutischen Vortheile seines nach chemiatrischen Grundsätzen componirten Geheimmittels hervorhob. Andere Schriften Tachenius' sind: „Epistola de famoso liquore alkahest“ (Hamburg 1655); „Clavis medicinae Hippocraticae“ (Frankfurt 1669, 1673; Leyden 1671); „Tractatus de morborum principe, in quo plerorumque gravium ac fonticorum praeter naturam affectuum hermetica vera et solida curatio proponitur“ (Osnabrück 1678).

Vgl. Eloy, Dict. hist. IV, p. 354 u. Biogr. Lex. V, 604. Pagel.

Tacquet: Andreas T., Mathematiker, geboren am 23. Juni 1611, 12 oder 15 (alle drei Jahreszahlen werden berichtet) in Antwerpen, † ebenda am 23. December 1660. Er trat mit 17 Jahren dem Jesuitenorden bei und lehrte 15 Jahre hindurch Mathematik an den Collegien von Löwen und Antwerpen. Von seinen Schriften ist eine Geometrie unter dem Titel „Elementa Geometriae planae ac solidae quibus accedunt selecta ex Archimede theoremata“ (Antwerpen 1654) am bekanntesten. Sie ist eine ziemlich magere Bearbeitung der euklidischen Elemente. Eine englische Uebersetzung durch G. Whiston (Cambridge 1703) beherrschte länger als ein Jahrhundert hindurch die englischen Schulen. Im J. 1805 erschien in Wien auch eine griechische Uebersetzung! Weniger bekannt, aber wissenschaftlich weit bedeutender ist ein schon 1651 gedrucktes Werk, in welchem der Einfluß des Opus geometricum von Gregorius a St. Vincentio

unverkennbar ist. Der Titel dieses Werkes lautet: „Cylindricorum et Annularium libri IV; una cum dissertatione physico-mathematica de circularium volutatione per planum". Der Anhang versucht eine allerdings wenig genügende Erklärung des sogenannten aristotelischen Rades.

De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus II, 615 sqq. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterb. II, 1064—1065.

Cantor.

Taddel: Christian Ludwig T., geboren am 11. April 1706 wahrscheinlich zu Rostock, studirte hier Jurisprudenz und ward am 27. September 1729 Dr. juris; er ward Director der Justizkanzlei und des Consistoriums daselbst und starb am 12. Juni 1775. Als Consistorialdirector hatte er im J. 1764 die Vorlage für ein neues Gesangbuch in Mecklenburg mit zu beurtheilen. Er selbst hatte schon früher fünf eigene geistliche Lieder im neuen Anhange zum Gesangbuche des Ministeriums in Rostock im J. 1744 erscheinen lassen, welche sich durch dichterischen Schwung und reine, kraftvolle Sprache (nach Koch) auszeichnen. Unter diesen ist das verbreitetste das Osterlied „Höllenzwinger, nimm die Palmen", das sich noch in Mecklenburger Gesangbüchern und mit dem veränderten Anfang „Ueberwinder, nimm die Palmen" auch im Württemberger Gesangbuche von 1842 und im Hamburger Gesangbuche von 1842 befindet.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. 5, S. 552. — Bachmann, Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Mecklenburg, Rostock 1881, S. 203, 249 und besonders 337. — Rambach, Anthologie IV, S. 453.

l. u.

Tadey: Karl Christian T., Pädagog und Theolog. Er war geboren am 4. October 1802 in der Stadt Schleswig. Der Vater, ein geborener Italiener, lebte dort als Stuckatur-Arbeiter. Der Sohn besuchte die Domschule der Vaterstadt und studirte dann von 1821 ab Theologie auf den Universitäten von Kiel und Jena. Er bestand das theologische Amtsexamen auf Gottorf Michaelis 1824 mit Auszeichnung. Von Neujahr 1825 an fungirte er dann als Lehrer an dem Privatinstitut von Köhnke in Nienstedten an der Elbe, das sich eines besonders guten Rufes erfreute, von Michaelis 1826 an aber als Prädicant des erkrankten Predigers in Horst in Holstein. Nach einigem Schwanken hatte er sich um das Rectorat an der Bürgerschule in der Stadt Friedrichstadt an der Eider beworben und ward, nach abgelegter Lehrprobe, hier gewählt. Nun legte er sich mit allem Eifer auf die Pädagogik. Die Schule, deren Rector er ward, war bis dahin eine lateinische Schule nach altem Stil, sollte aber von nun an eine allgemeine Stadtschule, welche zugleich eine Bürgerschule und für diejenigen Schüler, welche sich den Studien widmen wollten, ein Progymnasium sein, unter dem Einen Lehrer! T. glaubte anfänglich diesen Doppelzweck wol erreichen zu können und mühte sich dafür ab. So verfaßte er für seinen Unterricht: „Uebungen in den lateinischen Declinationen in deutschen Beispielen. Hülfsbuch für den ersten Unterricht im Lateinischen" (1830). Als Schulprogramm schrieb er: „De recentioris aevi nonnulla epigrammatum latinorum auctoribus libellus" (1829) und „Epigram. latin. centuria e recentioris aevi poetarum scriptis selectorum" (1830). Von der Zeit an wollte das Schulcollegium nicht mehr für Programme etwas bewilligen. Inzwischen war T. durch die gemachten Erfahrungen zu der Ansicht gelangt, daß der gestellte Doppelzweck der Schule sich doch nicht erreichen lasse und daß es daher eine Nothwendigkeit sei, daß höhere Bürgerschulen in den kleinen Städten namentlich errichtet würden. Dafür hat er von nun an eine rastlose Thätigkeit entwickelt und sich Verdienste erworben. Nachdem er erst einen betreffenden Artikel in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten veröffentlicht und in anderen Zeitblättern dies Capitel wiederholt behandelt hatte,

erschienen von ihm darüber mehrere Schriften: „Ueber Anlegung höherer Bürgerschulen in Schleswig-Holstein“ (1832). Er bewies darin, daß die bestehenden Schulen alle dem Bedürfniß der Zeit nicht mehr genügen könnten, da jede derselben besondere Zwecke verfolge. Es sei daher die Gründung von Schulen, in denen die dem Bürger und Geschäftsmann unumgänglich nothwendigen Kenntnisse auf der Grundlage eines Herz und Geist veredelnden Unterrichts mitgetheilt würden, wahres Bedürfniß. Auf die Durchführung solchen Unterrichts bezog sich dann seine fernere Schrift: „Ueber die allgemeine Stadtschule in Friedrichstadt. Außeramtliche Darstellung“ (1834). Insbesondere aber die in ihrer Art classisch zu nennende, weitere Ausführung: „Die höhere Bürgerschule, mit besonderer Rücksicht auf Schleswig-Holstein“ (1836). Diesem fügte er noch später hinzu: „Verhandlungen der Provinzialstände zu Roeskilde, Viborg, Schleswig, die Errichtung höherer Bürgerschulen betr., mit Anmerkungen“ (1837). Das von ihm angeregte Thema hatte also weitere Erwägung zur Folge gehabt. — 1838 promovirte T. zum Dr. philos. in Kiel. Obwol also T. sich vorzugsweise dem Schulwesen hingegeben, hatte er doch keineswegs die Theologie bei Seite gesetzt. Er predigte nicht selten in den Kirchen der Stadt, namentlich bei eingetretener Pastoratvacanz. Eine von ihm gehaltene Osterpredigt: „Christi Auferstehung, der Grund unseres Wandels in einem neuen Leben“, über Röm. 6, 3—6, ward 1838 auf Verlangen gedruckt. Da er inzwischen anfing, zu kränkeln, so daß er für sein Schulamt selbst einen Substituten halten mußte, suchte er Anstellung als Prediger und ward, nach Abgang des Pastors Biernatzki, zum Pastor an der evangelisch-lutherischen Stadtkirche in Friedrichstadt vom König ernannt. Am 16. Mai 1841 trat er dies Amt mit großer Freudigkeit an, aber schon am 7. December dieses Jahres rief ihn der Herr aus diesem Leben ab. Sein früher Heimgang ward von Vielen betrauert. Noch ist zu erwähnen, daß er an der Redaction des von Pastor Kähler gegründeten, von Langfeldt und Nissen fortgeführten schleswig-holsteinischen Schulblattes für die Jahre 1840 und 1841 theilnahm und dazu werthvolle Beiträge lieferte, z. B. „Ueber die Fortbildung der Volksschullehrer“ (1840, I, 3).

Biernatzki, Erinnerung an Tadey. Schlesw.-Holst. Schulbl. 1842, I, 70. — Lübker-Schröder, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. II, 611. — Alberti, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. II, 447. Carstens.

Tafel: Gottlieb Lukas Friedrich T. (in den lateinischen Schriften Theophil) hat als Philolog das Verdienst, Pionier der byzantinischen Studien in Deutschland geworden zu sein. Geboren als Sohn eines Landpfarrers am 6. September 1787 in Bempflingen an der rauhen Alp (heute Station an der Eisenbahn Stuttgart-Tübingen), sollte er nach dem ursprünglichen Wunsch des Vaters einen anderen als den geistlichen Beruf ergreifen. Als aber der frühe Tod des Vaters der Wittwe, einer Pfarrerstochter aus dem Remsthal, nicht viel mehr hinterließ, als die Sorge um vier kleine Kinder, riethen die Freunde doch zu der wohlgeebneten theologischen Laufbahn, und so besuchte T. zunächst die Schulen in Kannstatt und Tübingen, dann seit 1801 die niederen Seminare von Blaubeuern und Bebenhausen und kam 1805 auf das Stift nach Tübingen. Unter seinen Universitätslehrern war der berühmte Orientalist Schnurrer, und T. erinnerte sich dankbar dieser Studien, als er später Fragmente des arabischen Geographen Edrisi und des hebräischen Reiseschriftstellers Benjamin v. Tudela übersetzte und erklärte. 1810 ging T. durch Vermittlung des späteren Inspectors des Baseler Missionshauses, Chr. Blumhardt, als Hauslehrer der Adoptivsöhne des Grafen Reventlow für die Dauer „einer Olympiade“ nach Holstein. Wieder nach Württemberg heimgekehrt, wirkte er seit Ende 1814 im praktischen geistlichen Dienst als Pfarrvicar, als ihn seine Neigung immer stärker zur Philologie

hinüberzog. Schon seine ersten Vorlesungen, die er seit 1815 als Repetent am Stift hielt, fanden vielen Beifall. Auch betheiligte er sich an der burschenschaftlichen Bewegung. Er wurde 1818 außerordentlicher Professor für alte Litteratur an der Universität Tübingen und 1827 zweiter Ordinarius neben dem etwas phlegmatischen Conz. Seine schriftstellerische Thätigkeit war nicht gering in Erklärung und Herausgabe griechischer Schriftsteller; auch unterstützte er seinen juristischen Collegen Schrader in der Unternehmung und Vorbereitung, das corpus juris neu herauszugeben (s. A. D. B. XXXII, 428). An die Beschäftigung mit seinem Lieblingsdichter Pindar knüpfte ein Zufall seine nähere Bekanntschaft mit byzantinischen Dingen. Nachdem zwei Bände seiner „Dilucidationes Pindaricae" 1824 und 1827 erschienen waren, machte ihn sein Schüler Stälin aufmerksam, daß die von ihm längst vermißte Einleitung zum Pindarcommentar des Byzantiners Eustath sich handschriftlich in Basel finde. Während T. nun diese Handschrift studirte, die noch eine Menge anderer Werke des gleichen Verfassers enthielt, erwachte in ihm ein lebhaftes Interesse für Eustath, seine Umgebung und seine Zeit (12. Jahrh.). Daß bei dem Tübinger Professor die Berührung mit byzantinischen Dingen, die von hundert anderen seiner Collegen nur als Unannehmlichkeit empfunden zu werden pflegte, zum Ausgangspunkt einer fruchtbaren Beschäftigung ward, ist auffällig genug. Doch darf man zwei Umstände nicht übersehen. Einmal war in der Geschichte der Universität Tübingen eine alte Beziehung zu Byzanz vorhanden. In der Geschichte des Protestantismus genießen die Verhandlungen, die im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts von Tübingen aus mit dem Patriarchen von Constantinopel gepflogen wurden, eine gewisse Berühmtheit. Durch Stefan Gerlach und Andere waren damals griechische Handschriften nach Tübingen gekommen, und wenn auch ein guter Theil davon im dreißigjährigen Kriege nach München wanderte, so blieb doch der Nachlaß des Gräcisten Crusius, eines Gelehrten, der in jenen Tagen weit über Tübingen hinaus großen Rufes genoß, zurück und war T. wohlbekannt; in dem Einladungsprogramm zur Antrittsrede seines Ordinariats hatte er schon 1827 aus dem Nachlaß von Crusius Stücke eines byzantinischen Rhetors des 15. Jahrhunderts herausgegeben. Hierzu muß man des großen Aufsehens sich erinnern, das seit Ende der zwanziger Jahre die litterarische Thätigkeit Fallmerayer's machte. Seine extremen Ansichten über die Schicksale des griechischen Volkes im Mittelalter, seine politischen Meinungen über Rußland, in dem er die echte Nachkommenschaft byzantinischen Wesens erkannte, lenkten mit vielem Erfolg die Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Balkanhalbinsel. Die persönliche Bekanntschaft Fallmerayer's machte T. erst 1840, als jener vor seiner Reise nach Trapezunt Tübingen besuchte. Es entstand daraus eine bleibende Freundschaft; aber in die Politik wurde T. nicht hinübergezogen. Er gab zunächst 1832 seinen Eustath heraus, nebst Quellen zur Geschichte von Trapezunt, die ihm Fallmerayer überlassen hatte. Dann aber warf sich sein Hauptinteresse auf das Studium der historischen Geographie der Balkanhalbinsel. Auf diesem Gebiet liegen seine eigentlichen Verdienste. Das Hauptstück aus diesen Studien ist die Monographie „De Thessalonica eiusque agro" (1839), ein Werk von außerordentlicher Fülle historischen, geographischen und topographischen Wissens, welches freilich mehr hineingestopft als zu Genuß und Belehrung freigelegt erscheint. Eng verbunden mit diesem Buch sind die Schriften: „De via Romanorum militari Egnatia" (zwei Tübinger Programme von 1837 und 1841, nebst einem Beitrag von Pouqueville), „Ueber den Fluß Wardar" (rhein. Museum V), Neuherausgabe und Commentar zu den Strabo-Fragmenten über Thessalien und Makedonien (1844) und das Programm „Constantini Porphyrogeniti de provinciis regni Byzantini" (1846), worin der jetzt veraltete Versuch gemacht ist, die geographischen Quellen

für jene Bereiche und Zeiten zu sammeln. Alle diese Beiträge zusammenzufassen, hat T. nicht unternommen. Eine Veränderung in seinem äußeren Leben trat damals ein. Als Universitätslehrer hatte er immer mit großem Beifall gelesen; seine große Frische und Originalität, der gute, oft cynisch gefärbte Humor des jovialen Junggesellen wird von allen Schülern bezeugt. Ende 1846 aber trat er Krankheits halber in den Ruhestand. Er wandte sich nach München; da ihm aber bemerkt wurde, daß er seine Pension nicht im „Ausland" verzehren dürfe, schlug er seinen Wohnsitz in Ulm auf, bezog ein Haus bei der Donaubrücke und hat hier die letzten vierzehn Jahre seines Lebens gewohnt. Er wandte sich jetzt ganz der Quellenkritik und -herausgabe zu und hatte ein langes Programm für Veröffentlichungen aus der historischen und rhetorischen Litteratur der Byzantiner. Statt der in Aussicht genommenen Supplementa Eustathiana ließ er zunächst einige historisch wichtige Stücke seines Schützlings und philologischen Collegen Eustath in deutscher Uebersetzung erscheinen (Schrift über den Mönchsstand, 1847; Komnenen und Normannen, 1852); angesichts der Schwierigkeiten dieses in seiner Rhetorik höchst geschmacklosen und nach einer Originalität schlimmster Sorte haschenden Stilisten eine außerordentliche Leistung. Dem beigefügten Commentar muß man vorwerfen, daß er besonders in Citationen von unnützer Weitschweifigkeit ist und in profunder Gelehrsamkeit weit hinter ähnlichen Arbeiten von Du Cange zurücksteht. Schon bei seinen geographischen Arbeiten war T. die große Bedeutung von Venedig für die Kenntniß der byzantinischen Welt aufgefallen (vgl. die werthvolle Abhandlung im 5. Band Abh. der hist. Cl. der bair. Akad. 1849); jetzt verband er sich mit G. M. Thomas in München, und bei einem Aufenthalt in Wien im Herbst 1850 gewann der Plan eines venezianisch-levantinischen Urkundenbuches durch Unterstützung der kaiserlichen Akademie Gestalt. Im Juni 1852 besuchte T. Venedig, und 1856/57 erschienen drei Bände des Werkes, nachdem in einer vorläufigen Mittheilung die indices der großen venezianischen Urkundensammlungen aus dem Wiener Archiv veröffentlicht waren (Abhandl. der 3. Cl. der bair. Akad. Bd. 8, 1855). Die Anlage des Werkes ist gut; die Texte lassen zu wünschen übrig; der historisch-geographische Commentar enthält wiederum viel Gutes, aber auch Unnöthiges. Das Urkundenbuch ist, da Venedig damals österreichisch war, in die Sammlung Fontes rerum Austriacarum aufgenommen worden und steht in deren II. Abtheilung Bd. 12—14. Längst lag es in der Absicht Tafel's, die zwei byzantinischen Historiker Theophanes und Chalkokondylas neu herauszugeben. Aber aus den großen Vorbereitungen quellenkritischer Thätigkeit, die, wie er richtig sah, allen weiteren byzantinischen Studien vorangehen sollte, erschienen nur ein Fragment des Theophanes (Sitzungsb. der Wiener Akad. phil.-hist. Cl. IX [1852]), „Meletemata critica zu Chalkokondylas' Historia Turcica" (1858) und die „Chronographie des Theodosios Melitnos" in den Monumenta saecularia der bair. Akad. [3. Cl.] (1859). In dieser Beschäftigung lieferte er eine fortlaufende Kritik der Bonner Ausgabe byzantinischer Geschichtsquellen, von der er schließlich wiederholt urtheilte, sie sei höchstens als eine lobenswerthe Druckcorrectur älterer Ausgaben zu schätzen. T. war Ende der zwanziger Jahre selbst als Mitarbeiter in Aussicht genommen, scheint sich aber nach Niebuhr's Tode zurückgezogen zu haben. Jedenfalls ist es nicht genug zu bedauern, daß der einzige Philologe neben Ben. Hase, der damals in Deutschland im Stande gewesen wäre, die neue Ausgabe auf die wissenschaftlich erforderliche Höhe zu heben, ihr „in beobachtender Stellung" gegenüberstand, und so die Aufgabe unlustigen und in diesen Gebieten unerfahrenen Händen überlassen blieb. Daß die byzantinischen Studien nicht länger das Stiefkind der classischen Philologie bleiben dürften, hat T. energisch ausgesprochen: „Um das Räthsel der byzantinischen Geschichte deuten zu können, muß man selbständige byzantinische

Studien gemacht haben, die sich von den antiken Studien in Sprache und Sache gewaltig unterscheiden. Man tritt in einen neuen Lebenskreis ein, in welchen die früheren Vorstellungen, die uns die Schule gab, nicht mehr eingefügt werden können: novus incipit orbis" (gelehrte Anzeigen der bair. Akad. Bd. 39, 3. Cl., S. 152). T. war Mitglied der bairischen Akademie und der Frankfurter geographischen Gesellschaft; die meiste Anerkennung aber fand er in Rußland, wo der Betrieb der byzantinischen Studien in den historischen Zusammenhängen eine Art natürlichen Bodens besitzt. Die Petersburger Akademie, die auf Kunik's Anregung 1848 durch eine Preisaufgabe Muralt's Essai de chronographie byz. hervorrief, ernannte T. zu ihrem correspondirenden Mitglied. Von seiner Thätigkeit hat ein russischer Gelehrter neuerdings das rühmende Wort ausgesprochen, daß die heutigen Byzanzforscher in Deutschland, Frankreich, Griechenland und Rußland nichts anderes als das Programm ausführen, das T. aufgestellt habe (Th. Uspenski im *Δελτίον* der griech. hist. und ethnol. Gesellschaft II, 541). Hätte T. einen anderen Wirkenskreis besessen, derart, wie Angelo Mai an der Schüssel der vatikanischen Bibliothek Band auf Band mit handschriftlichen Mittheilungen füllen konnte, so daß sein Name durch die berühmte Ode Leopardi's auf seinen Fund von Cicero's De republica („Italo ardito") unsterblich bleiben wird, oder hätte er auch nur die großen Bestände griechischer Handschriften der Münchener Staatsbibliothek zu längerer Verfügung gehabt wie Hergenröther, so würde seine ganze Thätigkeit mehr definitive Leistung gezeitigt haben. So aber konnte er nicht mehr als anregend wirken auf eine spätere Zeit, die diesen Studien bereits ein selbständiges Interesse entgegenbrachte. Die Wege hat er abgesteckt und angehauen. Der Tod des 73jährigen am 14. October 1860 lenkte für einen Augenblick die Aufmerksamkeit des großen Publicums auf seine Person; denn seine Beerdigung gab zu einem auffälligen Vorkommniß Anlaß. Der Geistliche glaubte sich durch gewisse Aeußerungen, die T. in seinen letzten Wochen gethan, berechtigt, in der Grabrede zu sagen, der Verstorbene habe zwar als ein Heide und Sünder gelebt, aber in der elften Stunde durch Mitwirkung des heil. Geistes sich bekehrt. Der anwesende Mitarbeiter und Freund Tafel's, Thomas, wurde durch diese Worte so leidenschaftlich erregt, daß er sofort am offenen Grab eine Gegenrede improvisirte. Der Auftritt beschäftigte nicht nur die Stadt Ulm; drei Wochen später brachte die Allgemeine Zeitung einen Nekrolog auf T. ohne Namensunterschrift. Aber der Artikel ist von keinem Anderen als von Fallmerayer. In seiner energischen, farbenreichen Schreibweise protestirte er gegen die Verketzerung Tafel's und entfaltete ein glänzendes Bild der arbeitsamen und erfolgreichen Thätigkeit des Mannes, den er immer als den „ersten Byzantologen" Deutschlands anerkannt hatte.

Ein curriculum vitae, leider nur bis 1827, steht am Schluß der Universitätseinladung zur Antrittsrede von Tafel's Ordinariat gedruckt (ex Joh. Dociano excerpta Crusiana); wiederholt in dem Programm von 1846 (Const. Porph.). Von besonderem Interesse ist Tafel's Vortrag vor der Wiener Akad. über seine Studien (Sitzungsb. der W. Akad. phil.-hist. Cl. V [1850] S. 167 ff.). Nur wenige Daten giebt Klüpfel in der Gesch. und Beschr. der Univ. Tübingen. Der schwäb. Merkur brachte nur eine kurze Notiz am 16. Oct. 1860 S. 1965. Der Artikel der Allg. Ztg. steht in der Beilage Nr. 312, 1860. Daß er von Fallmerayer ist, wird mir genügend dadurch bewiesen, daß ihn Thomas in Fallmerayer's gesamm. Werken II, 409—16 wieder abdruckte. Ueber die Vorgänge bei der Beerdigung Ulmer Schnellpost 1860 Nr. 245 u. 250. Einiges verdanke ich privaten gütigen Mittheilungen. Ein Verzeichniß der Schriften Tafel's bis 1827 steht in dem genannten curriculum. Von 1827—1851 am Schluß der Vorrede des Buches Komnenen und Normannen (2., unveränderter Abdruck 1870).

Das Spätere habe ich oben bemerkt. T. war auch Mitarbeiter der ersten Ausgabe der Uebersetzungen alter Classiker („Tafel, Osiander und Schwab“), an Pauly's Realencyklopädie und an der Neuausgabe des Thesaurus des Stephanus. — Seine Bücher hat er der Stadtbibliothek in Ulm geschenkt; sein handschr. Nachlaß befindet sich seit dem Tode von Thomas bei dessen Schwester in München. Er enthält umfangreiche Vorarbeiten zur Neuherausgabe des Georgios Monachos und Laonikas Chalkokondylas. Carl Neumann.

Tafel: Joh. Friedr. Immanuel T., Prof. der Philosophie und Universitätsbibliothekar in Tübingen, geb. am 17. Febr. 1796 zu Sulzbach, † am 29. August 1863 zu Ragaz. Tafel's Eltern, die in sehr dürftigen Verhältnissen lebten, erzogen den Sohn in milder und frommer Weise und nahmen die größesten Entbehrungen auf sich, um ihm die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Bildung zu ermöglichen. Schon früh fiel die große Begabung des Knaben auf, die sich mit einer innigen und frommen, dem Mystischen zugewendeten Gemüthsart verband. Mit Spannung hörte er den allabendlichen Vorlesungen aus J. Stilling's Schriften zu, die ihn so sehr fesselten, daß er in seinen Freistunden die Lecture fortsetzte und Nahrung aus ihr zu ziehen suchte. Von seinem 17ten Jahre an wurde er allmählich mit den Werken Swedenborg's bekannt und fand in ihnen den Mittelpunkt, um den sich sein ganzes späteres Leben bewegen sollte. Swedenborg's letztes Werk: Die ganze Theologie der Neuen Kirche, erregte seinen Beifall; die Darstellung der Dreieinigkeitslehre überzeugte ihn völlig, er fand sie nicht nur ganz schriftgemäß, sondern auch sehr klar; viel schwieriger wurde ihm die Annahme der Erlösungs- und Rechtfertigungslehre Swedenborg's; hier hatte T. schwere innere Kämpfe zu bestehen, bis er sich von der Schriftgemäßheit auch dieser Lehren überzeugte. Mit „Abscheu“ wendet er sich nunmehr von der alten Lehre: daß wir Gottes Gebote nicht halten können, daß dies aber auch nicht nothwendig sei, um die Seligkeit zu erlangen. So vertiefte er sich mehr und mehr in theologische Betrachtungen, „innere Erfahrungen“ boten sich ihm dar, auch sah er einmal „Alles um sich her wie verklärt“ und sich „wie in den Himmel versetzt“. Seine Universitätsstudien umfaßten zunächst philologische und philosophische Gegenstände: er las die Schriften von Kant, Fichte, Schelling u. A. und ging dann zur Theologie über. Immer mehr befestigte sich in ihm die Ueberzeugung von der Richtigkeit und Schriftgemäßheit der Swedenborg'schen Lehren, so daß er bei Gelegenheit einer Disputation über die Anselm'sche Genugthuungslehre sich unbefangen zu Sw. bekannte, indem er von der Ansicht ausging, daß diese Auffassung seiner Angehörigkeit zur protestantischen Kirche und der Bekleidung eines geistlichen Amts durchaus nicht im Wege stehe. In der That, trotz manches Tadels, der gegen ihn erhoben wurde, bot man ihm doch drei Vicariate an; er schlug sie jedoch aus, um nicht durch die Pflichten, die ein Predigtamt auferlegt, an der Ausführung seines großen Planes gehindert zu werden: die Wahrheit der Swedenborg'schen Lehre und ihre Segnungen im deutschen Vaterlande überallhin zu verbreiten und sie gegen theologische und philosophische Zweifel sicher zu stellen.

Dieser seiner Lebensaufgabe widmete sich T. mit Aufwendung aller seiner Kraft, unbeirrt durch Angriffe und Proteste, an denen es die Gegner nicht fehlen ließen; allein bei der geringen Theilnahme des Publicums mußte er doch bald darauf bedacht sein, ein Amt zu übernehmen; so bewarb er sich um die Stelle eines Bibliothekars an der Tübinger Universität, die ihm auch zunächst provisorisch, sodann definitiv übertragen wurde. Zwar mußte sich T. verpflichten, daß er, „so lange er ein öffentliches Amt bekleide, zur Herausgabe der Swedenborg'schen Schriften weder mittelbarer- noch unmittelbarer Weise beitragen werde“ — mit schwerem Herzen unterschrieb er, hoffte er doch auf günstige Wendung seines

Geschicks. Nach wenigen Jahren wurde ihm jene überaus lästige Bedingung erlassen, und da auch äußere Unterstützungen allmählich zuflossen, sah sich T. in der Lage, das unterbrochene Werk mit neuen Kräften fortzusetzen.

Die Zahl seiner Schriften ist groß. Die Herausgabe der lateinischen Originalien Swedenborg's umfaßt 21 Nummern, die Uebersetzung der Werke Swedenborg's deren 15, die eigenen dogmatischen Arbeiten sind in 8 Schriften niedergelegt. Hier handelt T. u. A. von dem Religionssystem und den Grundlehren der Neuen Kirche, von der Göttlichkeit der Heil. Schrift und den Hauptwahrheiten der Religion, eine mit Erläuterungen versehene Uebersetzung des Matthäusevangeliums als Anfang einer „Uebersetzung des Wortes Gottes aus dem Urtext" war druckfertig, als der Tod ihn ereilte. Neben diesen speciell theologischen Schriften ließ er sich die Sammlung von allerlei Urkunden über Sw. und die Neue Kirche angelegen sein. Daß es bei den Abweichungen von der herrschenden kirchlichen Lehre nicht ohne Polemik abgehen konnte, ist begreiflich, so vertheidigte sich denn T., indem er gegen die Bekenntnißschriften als eine Hauptquelle des Uebels, gegen die Unsittlichkeit und Verderblichkeit des Bekenntnißzwanges schrieb und zur Begründung seiner Auffassung die Hauptlehren der Bekenntnißschriften in wörtlichem Auszug den betreffenden Stellen in der Bibel gegenüberzusetzen suchte. Zum Zwecke einer zusammenfassenden Darstellung der Swedenborg'schen Lehre und ihrer Begründung sowie ihrer Wirkungen im Publicum gründete er das „Magazin für die Neue Kirche", welches eine Actensammlung bildet und als solche ein allgemeines culturhistorisches Interesse in Anspruch nimmt.

Auf philosophischem Gebiete war T. ebenfalls thätig, und auch diese Untersuchungen sind getragen von dem Zwecke, dem er sein Leben widmete. Begreiflicher Weise beschäftigte ihn hier besonders die Lehre der Skeptiker, ihr suchte er auf den Grund zu kommen und zugleich den Boden abzugraben. So entstand seine „Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus in ihrer Beziehung zur neueren Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel"; der Titel führt noch den bezeichnenden Beisatz: zugleich die letzten Gründe für Gott, Vernunftgesetz, Freiheit und Unsterblichkeit. Dieses Werk behandelt vorwiegend die Skeptiker unter den Christen und den Skepticismus seit Mitte des 18. Jahrhunderts; auch hier findet Swedenborg ehrende Erwähnung (z. B. S. 378, 443). Ganz besonders unbequem jedoch mußte dem begeisterten Anhänger Swedenborg's das herbe, absprechende Urtheil Kant's sein, wie es in den „Träumen eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766) niedergelegt ist. T. behandelt den heiklen Punkt in einem Schriftchen: „Supplement zu Kant's Biographie, oder die von Kant gegebenen Erfahrungsbeweise für die Unsterblichkeit und fortdauernde Wiedererinnerungskraft der Seele durch Nachweisung einer groben Fälschung .... wiederhergestellt" u. s. w. Die grobe Fälschung soll darin bestehen, daß das Datum des Briefes, den Kant an Frl. Ch. von Knobloch in Sachen des Swedenborg'schen Wunderberichtes schrieb, und der nach Tafel's Auffassung sich sehr günstig über Sw. aussprechen soll, absichtlich auf das Jahr 1758 zurückgesetzt sei; thatsächlich sei er nicht nur später als dieses Jahr, sondern auch später als die Träume, und zwar im J. 1768 von Kant verfaßt. Zweck dieser von Kant's Freunden ins Werk gesetzten Fälschung sei: das vernichtende Urtheil der Träume des älteren, reiferen Kant aufrecht zu erhalten, ein Urtheil, welches, wenn der Brief das letzte Document ist, aufgehoben und in sein Gegentheil gewendet wäre. Man wollte durch diese Fälschung Kant den Vorwurf ersparen: er sei später abergläubisch geworden. Nun ist allerdings richtig, daß jener Brief nicht im J. 1758 geschrieben sein kann; ebensowenig möglich ist es aber, daß, wie T. will, der Brief 3 Jahre nach d[illegible]äumen verfaßt sei, er muß vielmehr vor den Träumen geschrieben sein [illegible] aus inneren

Gründen, die sofort einleuchten, wenn man den Brief mit dem Vorbericht zu den Träumen und mit diesen selbst aufmerksam vergleicht. Vgl. auch zu dem ganzen Streit: Zimmermann, J. Kant und der Spiritismus. Wien 1879. Es bleibt trotz T. dabei: Kant ist für den Spiritismus Swedenborg's nicht zu haben. Ein größeres Werk begann T. mit seiner „Fundamentalphilosophie in genetischer Entwicklung"; hiervon erschien nur der erste Band, der ihm den Titel und Rang eines Professors der Philosophie an der Universität eintrug. Die beiden größeren philosophischen Schriften sind breit angelegt; oft treffen wir mehrere Seiten lange hier und da mit Zwischenwürfen durchsprengte Citate, sie zeugen von dem Streben nach gerechter Abwägung und geben auch ihrerseits der Lebensüberzeugung Tafel's Ausdruck: „es ist nun klar, daß unser Denken und Erkennen keineswegs bloß durch die materiellen Organe, sondern auch und hauptsächlich durch ein von ihnen unabhängiges geistiges Auge und ein auf dasselbe einwirkendes göttliches Licht und Leben bedingt ist." (Schluß des ersten Bandes der Fundamentalphilosophie.)

Eingehende Mittheilungen aus seinem Leben hat er selbst gegeben (Magazin für die Neue Kirche, Bd. III, S. 202 f.). — Vgl. auch Ch. Düberg, Leben und Wirken von Dr. Joh. Fr. Imm. Tafel, Wismar 1864, in 2. Auflage herausgeg. von Th. Müllensiefen, Basel 1868, eine von begeisterten Anhängern verfaßte Biographie. — Inbetreff der Werke Tafel's vgl. außer der obengenannten Schrift von Düberg auch Klüpfel, K. Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. 1849, S. 506, Anm. 1.

H. Spitta.

Taffin: Johann T., reformirter Theolog im 16. Jahrhundert und einflußreicher Hofprediger des Prinzen Wilhelm von Oranien, war 1529 zu Doornick geboren. Von seinem Vater, einem wohlgestellten und geachteten Kaufmanne, erhielt er nebst seinen Brüdern eine treffliche Erziehung und hatte zum Lehrer bei seinen vorbereitenden Studien einen Priester Johann Theodori. Darauf studirte er zu Padua und Rom, wo er 1554 durch Vermittlung des mit ihm befreundeten Stephan Pighius, Granvella's Secretär, eine Stelle zu Brüssel erhielt als Bibliothekar dieses Prälaten. 1558 treffen wir ihn bei der Verheirathung seiner Schwester zu Doornick; aber bei einem Verhör seines Bruders Nicolas vor den Glaubensinquisitoren 1561, ward es offenbar, daß er sich schon damals, ohne Mitwissen seiner Verwandten, dem neuen Glauben zugewandt hatte. Seine Bibliothekarstelle hatte er aufgegeben und war nach Antwerpen gegangen, wo er sich der wallonischen Gemeinde anschloß und, als deren Prediger 1558 sich der Religionsverfolgung auf deutschem Grunde entzogen hatten, bemühte er sich als Diakon eifrig und mit Erfolg um den freiwilligen Auszug ihrer Glieder nach Aachen, ungeachtet der mehrmals drohenden Gefahr seiner Verhaftung. Bald aber auch von hier vertrieben, suchte er umsonst freundliche Aufnahme bei den Lutherischen zu Worms, fand sie aber glücklich für sich und die Seinigen zu Straßburg. Dort erhielt er auch in Nicole Quinte eine würdige und treue Gattin und zog mit ihr zu Anfang des Jahres 1559 nach Genf, wo er sich den theologischen Doctorgrad erwarb. Unrichtig ist die Behauptung, der man mehrfach begegnet, er habe dort auch unter Calvin studirt. Sein Aufenthalt zu Genf bezweckte nur, ein näheres Verhältniß zwischen den anwachsenden wallonischen Gemeinden in den Niederlanden und dem Genfer Reformator herzustellen. Nach Straßburg zurückgekehrt, ward er wider seinen Willen in die Streitigkeiten mit den lutherischen Theologen hineingezogen und folgte daher 1561 freudig einem Ruf als Hülfsprediger nach Metz, wo er sich nebst seinem Collegen Petrus Colonius des besten Erfolges erfreute. Bald wurde dort das Abendmahl an zehntausend Zuhörer ertheilt. Umsonst trat hier ein

bgewandter Mönch, Bernhard Dominici aus Nancy, zur Bekämpfung des
neuen Glaubens auf; er mußte sich völlig besiegt zurückziehen. Ebenso fiel eine
Disputation mit den Katholischen für T. und seine Glaubensgenossen durchaus
vortheilhaft aus, und 1562 erhielt die Gemeinde eine eigene Kirche. T. blieb
indessen fortwährend mit den Reformirten zu Antwerpen in schriftlicher Verbin-
dung und trat 1565, nach Beredung mit Guido de Brès, den Absichten des
Prinzen von Oranien, eine Union der Lutherischen und Calvinisten herbeizuführen,
bei. Im April 1566 ging er nach Antwerpen. Umsonst versuchte die Herzogin
von Parma, seine Verhaftung herbeizuführen; ihn schützte seine Popularität beim
Volke. Als am 20. August der Bildersturm eintrat, billigte T. diesen Ausbruch
nicht nur keineswegs, sondern wußte auch seine Glaubensgenossen von weiterem
Muthwillen zurückzuhalten. Vermöge seiner Mäßigung erhielten die Reformirten
un Religionsfreiheit und bauten sich eine Kirche, der „runde Tempel“, welche
l November eingeweiht, aber schon am 10. April 1567 wieder geschlossen und
ld nachher zerstört wurde, nachdem die Herzogin von Parma die Religions-
iheit widerrufen und die reformirten Prediger aus der Stadt verbannt hatte.
t kehrte T. nach Metz zurück, wo die Lage der Reformirten sich dennoch als-
d verschlimmerte, bis ihnen am 6. April 1569 die freie Ausübung ihrer Re-
on vom französischen Könige Karl IX. untersagt wurde. Wiewohl die Mehr-
der Einwohner auf Seiten der Reformirten stand, leistete doch T. keinen
erstand. Er wanderte nach Heidelberg aus, wo er bei Friedrich dem From-
von der Pfalz eine gute Aufnahme fand, die Lutherischen sich ihm aber
feindselig erwiesen, ungeachtet der Annäherung an die lutherische Abend-
lslehre, welche Guido de Brès und T. schon früher 1561 und 1567 gezeigt
en. T. suchte daher für die wallonischen Reformirten Unterstützung bei den
zösischen Calvinisten und bei der Emder Synode von 1570, wo er als
präsident fungirte. Demzufolge traten die vereinigten Reformirten in Deutsch-
, Frankreich und den Niederlanden, ganz von den Lutherischen getrennt, in
ier Kraft dem Katholicismus gegenüber. 1573 trat der Prinz von Oranien
zum Calvinismus über. Als dieser dann zur Trennung seiner Ehe mit
a von Sachsen schritt und seine Verheirathung mit Charlotte de Bourbon
Auge faßte, trat T. dabei mit gutem Erfolg als Vermittler in Genf auf
kam deshalb 1575 nach Holland, wo ihn der Prinz zum Hofprediger er-
nte und am 12. Juni seine Ehe zu Brielle von ihm einsegnen ließ. An
niens Dienst gebunden, war er von nun an in mancherlei politische An-
genheiten verwickelt; besonders aber beschäftigte ihn die Beruhigung der
r sich streitenden strengeren und milderen Calvinisten und die Vertheidigung
durch die Genter Pacification festgestellten Religionsfreiheit, welche von der
exclusiveren Utrechter Union allmählich zurückgedrängt wurde. Daher führte
577 den Vorsitz in der Synode zu Dordrecht und erhielt auch von der
onischen Synode 1578 verschiedene wichtige Aufträge. Von 1580—1585 finden
ihn dauernd in Antwerpen, wo er mit Marnix von St. Aldegonde eifrigst
üht war, den gemäßigten kirchlichen Ansichten des Prinzen Raum zu schaffen.
war deshalb auch mit der Verurtheilung des Caspar Coolhaes (s. A. D. B.
458) auf der Synode zu Middelburg im J. 1581 keineswegs einverstanden.
Antwerpen 1585 vom Herzog von Parma eingenommen war, wandte er
nach Leiden, wo er im September der wallonischen Synode präsidirte.
d nachher reiste er nach Emden ab, kehrte aber im J. 1587 zurück und
de dann von der wallonischen Synode zu Amsterdam als Prediger nach
lem geschickt. 1591 erhielt er die Predigerstelle bei der wallonischen Ge-
ide zu Amsterdam und lebte dort ruhig, aber nicht ohne stete Thätigkeit,
der Tod ihn am 15. Juli 1602 abrief. Das Nähere über seine letzten

Lebensjahre ist durchaus unbekannt geblieben; doch wissen wir, daß er sich eifrigst bemühte, den Abfall des Johann Haeren, Hauspredigers des Herzogs Karl von Croy-Chimay zum Katholicismus zu verhüten, und daß er, nachdem er selbst den Ruf der Gemeinde zu Vlissingen 1590 abgelehnt hatte, seinen Neffen Jean Taffin dort als Prediger empfahl. Dabei trat er auch als Schriftsteller auf. Schon 1584 war bei Gillis Romein zu Harlem von seiner Hand ein Büchlein in 12° erschienen: „Des marques des enfants de Dieu et des consolations en leurs afflictions aux fidèles des Pays-Bas", welches mehrere Ausgaben erlebte, wie zu Harlem 1585, Leiden 1586, Amsterdam 1588 und 1606, Saumur 1616 und Genf 1621. Es war ein wahrhaft schönes und frommes Buch, in das er seine ganze milde, vaterlandsliebende und treue Seele gelegt hat. Es mag darum Wunder nehmen, daß derselbe Mann sich entschließen konnte, 1589 zu Harlem eine Schrift von ganz unähnlichem Geiste herauszugeben: „Instruction contre les erreurs des Anabaptistes en quatre points suivants: de l'incarnation de J. C. vray dieu et vray homme; du baptême des petits enfants des Chrétiens; du devoir, autorité et puissance du magistrat; du jurement ou serment solemnel." T. suchte darin nachzuweisen, die Anabaptisten seien schlechte Bürger, indem sie den Eid verweigerten, und sie verdienten daher weder Nachsicht noch Schutz. Es diene T. zur Entschuldigung, daß das 16. Jahrhundert im allgemeinen eine Toleranz, wie Wilhelm von Oranien sie durchzuführen beabsichtigte, als Schwachheit betrachtete. Im selben Geiste ist auch seine letzte Schrift: „Traité de l'amendement de vie, compris en quatre livres" abgefaßt, welche 1594 zu Amsterdam erschien. Dennoch ist T. unter die bedeutendsten Reformationsprediger der Niederlande, als ein meistens gemäßigter und milder, immer aber frommer Mann zu zählen, dem die wallonischen Reformirten und besonders ihre Gemeinde zu Amsterdam sehr viel zu danken hat. „Erwarte von mir kein gelehrtes Werk; ich arbeite nur für das Volk", schrieb er eines Tages an seinen Freund Vulcanius, ein Wort, was den ganzen Mann kennzeichnet. Eine vorzügliche Biographie Taffin's gab Ch. Rahlenbeck in dem Bulletin des églises Wallones II, p. 117—119, wo sich auch ein Porträt Taffin's findet. Vgl. ferner Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordb.

J. C. van Slee.

Tafinger: Friedrich Wilhelm T., Rechtslehrer, geboren zu Tübingen 1726, † daselbst 1777, studirte in Tübingen die Rechtswissenschaft, wurde 1749 Licentiat, 1751 Doctor der Rechte, besuchte hierauf mehrere deutsche Hochschulen, hielt in Jena Vorträge über den Reichskammergerichtsproceß und verweilte, behufs dessen genauerer Kenntnißnahme längere Zeit in Wetzlar, Regensburg und Wien. Heimgekehrt wurde er außerordentlicher, 1753 ordentlicher Professor der Rechte. Im nämlichen Jahre begrüßte er Herzog Karl bei dessen Anwesenheit in Tübingen mit der Festrede „De praerogativis Almae Eberhardi a principibus concessis et a Ser. Duce Carolo auctis," welche Tüb. 1754 4° im Drucke erschien. 1759 erhielt T. den Titel eines herzogl. Rathes, 1763 die Würde eines doctor philosophiae. T. las hauptsächlich römisches Civilrecht nach den elementis juris von J. G. Heineccius und Reichsproceß, dessen Studium er wesentlich förderte, da er über diesen nicht bloß Vorlesungen hielt und einige Abhandlungen schrieb, sondern auch ein gediegenes, weit verbreitetes Lehrbuch verfaßte: „Institutiones jurisprudentiae cameralis" (Tüb. 1754), welches 1775 neu aufgelegt wurde und sich durch großen Reichthum litterarischer Bemerkungen auszeichnet. T. galt als Zierde der Hochschule, an der er wirkte, und war Mitglied von 5 gelehrten Gesellschaften, darunter der Akademie in Roveredo. — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Böck's Gesch. der Universität Tübingen S. 238—40. — In der folgenden Periode der Universität finden wir ebenfalls

in der Juristenfacultät einen gleichnamigen Docenten (Friedr. Wilh. Tafinger), vermuthlich ein Sohn des Vorhergehenden. 1760 in Tübingen geboren und gebildet, 1782 Privatdocent daselbst, 1786 außerordentl. Professor, 1788 ordentl. Professor in Erlangen, 1790 in Tübingen, † 1815, war er — leider ohne durchschlagenden Erfolg — bestrebt, die Rechtswissenschaft auf Grundlage der Kant'schen Philosophie umzugestalten; hat indeß um Ausbildung des deutschen Privatrechts unleugbare Verdienste. Er las auch über Polizeiwissenschaft, besaß vielseitige Kenntnisse und liebte geselligen Verkehr.

Böck a. a. O. S. 238—40. — Klüpfel, Gesch. u. Beschreib. der Univ. Tübingen, S. 206, 249, 459. Eisenhart.

Tafinger: Johann Andreas T., württembergischer Theologe und Pädagoge, † 1804. T. wurde am 18. Mai 1728 zu Ludwigsburg als Sohn des Prälaten Wilh. Gottl. Tafinger geboren. In seiner Vaterstadt und in Stuttgart vorgebildet, studirte er seit 1744 zu Tübingen im theologischen Stift, wurde 1746 Magister der Philosophie und 1750 Repetent am Stift. 1752 und 1753 war er auf Reisen in Frankreich, Holland, England und Deutschland. 1753 begann er eine erfolgreiche Thätigkeit als Professor der Religion, der griechischen und hebräischen Sprache an dem Gymnasium zu Stuttgart. 1783 erhielt er das Rectorat dieser Anstalt und wirkte zugleich als Pädagogiarch der lateinischen Schulen in dem Lande unter der Staig. 1796 wurde er herzoglich württembergischer Rat und Abt des Klosters Hirsau und starb am 2. August 1804. Von verschiedenen gelehrten Gesellschaften waren ihm während seines Lebens mannichfache Auszeichnungen zu theil geworden, wie z. B. ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften schon 1753 zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt hatte.

Von ihm „Tractatus de nuptiis Batavorum" (Gott. 1752); „Reflexions sur le caractère sacré d'un ministre étranger" (ibid. 1752); „Disputatio de sacramentis generatim spectatis" (Halae 1753); „Ciceroni redivivo Gesnero" (Gottg. 1753); „De utilitate peregrinationum eruditarum" (1754); „Poemata latina Soc. Lat. Jenensi consecrata" (Stuttg. 1756) und verschiedene andere Gedichte; „De praestantia institutorum scholasticorum in Wirtembergia" (Stuttg. 1759); „Oratio natalitia de harmonia collegiorum Anglicanorum cum Seminario theologico Tubingensi" (Tubing. 1759); „De cautelis in itineribus literatis observandis" (ibid. 1766, 4°); „De incomparabilissimo patriae patre in incendiis Würtembergicis etc." (1772); „De solemni apud veteres natalium celebratione" (Stuttg. 1772, 4°); „De salutari temperamentorum moderatione" (ibid. 1781); „Oratio metrica, cum Rectoris officio valediceret" (ibid. 1796).

Zu vgl. Neues gelehrtes Europa, Theil 14. — Haug, Schwäbisches Magazin 1776, S. 671 ff. — Gradmann, Gelehrtes Schwaben (1802), S. 680 f. — Ernesti in Hirsching's Handbuch, Bd. 14, Abthl. 1 (1810), S. 88—91. — Meusel, Das gelehrte Teutschland s. v. an vielen Stellen Bd. VIII, 5; X, 734; XI, 717; XII, 367; XVI (1812), 1. P. Tschackert.

Tag: Christian Gotthilf T., das Urbild eines deutschen Cantors, an denen Deutschland im 18. Jahrhundert so reich war, die aber seit der Errichtung von Schullehrerseminarien gänzlich ausgestorben sind. Sie besaßen Gymnasialbildung; oft hatten sie sogar eine Universität besucht, kannten keine irdischen Bedürfnisse und lebten trotz des geringen Gehaltes und der kleinen Verhältnisse glücklich und zufrieden, nur ihrem Berufe und ihrer Kunst dienend. T. war 1735 in Beierfeld, einem Dorfe im Erzgebirge, geboren und starb am 19. Juli 1811 zu Niederzwönitz in Sachsen im Kreise Zwickau. Er kam als Freischüler an die Kreuzschule zu Dresden, wo er Alumnus und Chorsänger unter Homilius' Leitung war und dessen Musikunterricht genoß. Ob er nach Beendigung des

Gymnasiums noch eine Universität bezog, ist nicht bekannt; da er sich aber als Schullehrer, beziehentlich Cantor, ausbildete, so muß man es voraussetzen, denn sonst hätte er eben nie zum Cantor gewählt werden können, da dieser stets als vierter Lehrer den Lateinunterricht zu übernehmen hatte. Es ist nur bekannt, daß er nach Beendigung seiner Studien sich im J. 1755 auf die Wanderschaft begab, um die Welt kennen zu lernen, aber schon in Hohenstein sein Reiseziel fand, wo ihm der eben erledigte Cantordienst angeboten wurde. Er lebte sich dort so ein, trotz der kleinen beschränkten Verhältnisse, daß er alle anderen Angebote, die ihm mehrfach zu theil wurden, ausschlug und bis an sein Lebensende dort blieb. Rochlitz entwirft im 3. Bande seiner Schrift „Für Freunde der Tonkunst" S. 89 ein treffendes Bild seines Charakters und seiner Persönlichkeit und zeichnet damit zugleich den ganzen Stand der damaligen kleinen deutschen Cantoren. Sobald er seine Amtspflichten erfüllt hatte, componirte er. Seine Schränke waren angefüllt mit eigenen Compositionen. Trotzdem fühlte er nie das Bedürfniß, der Welt etwas davon mitzutheilen, und ward davon etwas bekannt, so geschah es ohne seine Absicht. Wenn sein Kirchenchor die Composition aufgeführt hatte, so war der Zweck erfüllt, und das Manuscript wanderte in seine Bibliothek. Er schrieb nur dem eigenen Drange folgend für sich und seine Kirche und fand darin vollkommene Befriedigung. Seine pecuniären Verhältnisse waren von der dürftigsten Art; doch da er keine Bedürfnisse kannte, so empfand er sie nicht und lebte glücklich und zufrieden. Seine Ansichten über Kunst, die er Rochlitz gegenüber ausspricht, bewegen sich in einem engen aber kernigen Kreise. Er hängt an dem, was er einst kennen gelernt hat, mit eiserner Festigkeit und verachtet stoisch jede neuere Leistung, die über sein Begriffsvermögen geht. Weiter als bis zur mittleren Entwicklungsperiode Joseph Haydn's ist er nie gelangt. So rühmte er sich z. B. Rochlitz gegenüber, daß er hundert Variationen über ein Thema geschrieben habe, eine Leistung, die ihm schwerlich einer nachmachen würde. Im J. 1807 verlor er seine Frau, und dies lähmte seinen Lebensmuth und seine Arbeitskraft in einem Maaße, daß er 1808 sein Amt niederlegte und zu seiner an einen Pfarrer verheiratheten Tochter zu Niederzwönitz zog, wo er sein bescheidenes und thätiges Leben beschloß. Die Angabe, daß er in Hirschberg Cantor gewesen sei, ist falsch; die Stelle wurde ihm zwar angeboten, doch lehnte er sie nach reiflicher Ueberlegung ab. (Außer dem biographischen Materiale in Rochlitz findet sich auch in der Leipziger Musikzeitung Bd. 17, Sp. 681 eine Biographie.) Von seinen Compositionen läßt sich heute nur Weniges nachweisen. Gedruckt ist nur eine vierstimmige Motette in Joh. Adam Hiller's 3. Bande seiner 1776—1791 erschienenen Motettensammlung (s. mein Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke). Ferner 6 Choralvorspiele für Orgel, Leipzig und Dessau 1783 im Selbstverlage und 2 Sammlungen Lieder beim Clavier zu singen, Leipzig bei Jacobäer & Sohn, 1783 und 1785 gedruckt. Beide Werke besitzt die Kgl. Bibl. zu Berlin und Königsberg eine 1793 erschienene Choralbearbeitung über „Wir glauben all an einen Gott" für Orgel. Die Kgl. Bibl. zu Berlin besitzt unter den Autographen Grasnick's eine Cantate für Chor und Orchester, ferner in Copien 3 Messen für Chor und Orchester (der Breitkopf'sche Katalog zeigt im J. 1764 fünf Messen an), mehrere Kyrie und Gloria, 6 Cantaten, Choralvorspiele u. A. Auch die Universitätsbibliothek in Königsberg i. Pr. besitzt mehrere Cantaten im Manuscr. (s. den Katalog Jos. Müller's). Die in Elbing auf der Marienkirche liegenden Cantaten tragen keinen Vornamen, und es ist nicht sicher, ob sie nicht Christian Traugott Tag angehören, der vielleicht ein Sohn des Obigen war und den Cantorposten zu Glauchau im Schönburgischen um 1818 bekleidete.

Rob. Eitner.

Tageno: T., Dekan der Passauer Kirche, läßt sich zuerst am 29. November 1184 als Notar und Caplan des Bischofs nachweisen; 1188 ist er Notar und Priester an einer Andreaskirche. Am 16. Mai 1189 war er Dekan und begleitete den Bischof Dietpold auf dem Kreuzzuge. Ohne Zweifel von seiner Hand ist der Brief des Bischofs von Philippopel an den Herzog Liupold von Oesterreich, welcher in seinen Reisebericht aufgenommen ist; kurze, aber genaue Notizen, hier und da in ausführlichere Darstellung übergehend, schließen sich daran; bis zum Tode des Kaisers am 10. Juni 1190, woran sich noch wenige Zeilen bis zum 21. Juni schließen. Der Bischof starb zu Tripolis am 3. November, T. schon etwas früher. Im Kloster Reichersperg, wohin T. seinen Bericht geschickt hatte, fand ihn Aventin und gab ihn heraus, doch nicht, ohne nach seiner Weise den Text etwas zu verändern. Etwas verkürzt hatte ihn schon Magnus von Reichersberg in seine Chronik aufgenommen. Auch Ansbert hat in seine Relation die zweite Hälfte des T. wörtlich aufgenommen, welche ihm wohl schon auf dem Kreuzzuge bekannt wurde. Diese Verhältnisse sind sehr genau untersucht worden von A. Chroust in seinem Buche: Tageno, Ansbert und die Historia peregrinorum. Graz 1892. W. Wattenbach.

Tagino, Erzbischof von Magdeburg, vom 2. Februar 1004 bis zu seinem Tode am 9. Juni 1012. (Andere Namensformen: Tagini, Dagino, Tagani, Tagano, Tageni, Tegeno, Degani, Tammo, die auf i auslautenden werden nach der 2., die auf o nach der 3. Declination abgewandelt: Taginini, Taginonis, oder sie bleiben auch unverändert; die urspr. bairische Form ist Tagini.) Er war der Sohn eines vermuthlich in der Stadt Regensburg ansässigen, im Donaugau begüterten Edlen, Namens Tagini. Wie andere Regensburger Vornehme jener Zeit, erfüllt von dem kirchlichen Geiste, den der h. Wolfgang und Abt Ramuold durch Wort und Beispiel erregten und verbreiteten, übergab auch T. seinen Sohn dem in jenen Tagen durch seine strenge Ordnung und seine treffliche Schule berühmten Kloster S. Emmeram, indem er für den Unterhalt des Knaben ein Gut widmete. In dieser von sittlichem und religiösem Ernste durchdrungenen Gemeinschaft wuchs der junge T. heran und erwarb sich für sein ganzes Leben mönchische Zucht und Einfachheit. Wie einen Sohn erzog der h. Wolfgang den Knaben und Jüngling, nahm den zum Priester Geweihten in seine Nähe, wählte ihn zu seinem Vertrauten und steten Begleiter. Der zum vicedominus ernannte T. unterstützte den Bischof in seinen gottesdienstlichen Handlungen und war auch dessen Gefährte auf den Reisen im Sprengel und zu den Besitzungen des Hochstifts. Auf einem Ausfluge nach dem vom h. Wolfgang besonders begünstigten Weltenburg geschah es einmal, daß beide zur Sommerszeit von einem heftigen Gewitter überrascht wurden; der Blitz spaltete die Wand des Gemaches, in dem sie betend verweilten, und T. stürzte zusammen. Da richtete der Bischof den Gefährten auf, mahnte ihn, sich männlich zu betragen und sein Herz zu stärken, so rief er den Halbtodten wieder zum Bewußtsein zurück.

Das Vertrauen des Bischofs brachte ihn auch in Beziehung zu dem Sohne Herzogs Heinrich des Zänkers, der unter des h. Wolfgang Anleitung seine Ausbildung vollendete; die Studiengenossen verband innige Freundschaft, die erst der Tod des Einen lösen sollte. Diese persönlichen Verbindungen, die sittliche Reinheit, die Dienstwilligkeit und der kirchliche Eifer Tagino's ließen ihn als zu hoher kirchlicher Würde wohl geeignet erscheinen und man sah in ihm den einstigen und besten Nachfolger des h. Wolfgang, von dem auch Ramuold erwarten konnte, daß er gegenüber dem Kloster die gleiche wohlwollende Haltung einnehmen werde, durch welche Wolfgang dasselbe förderte. Doch sollten diese

wohlmeinenden Absichten nicht erfüllt werden. Am 31. October 994 starb der Bischof auf einer Reise nach der Ostmark zu Puppingen, nachdem er auf dem Todtenlager rührende Worte der Liebe und des Segens zu seinem geistlichen Sohne gesprochen, in symbolischer Handlung ihm seinen Geist und seine Kraft eingehaucht und ihm für den Fall, als ihm die verheißene Würde nicht zu theil werden sollte, noch größere Ehren in Aussicht gestellt hatte. Der vicedominus geleitete die Leiche seines heiligen Gönners nach Regensburg und wurde dann einstimmig zum Bischof gewählt. Als sich der Erwählte aber zu König Otto III. begab, da wurde ihm, wol aus politischen Gründen, die erbetene Bestätigung geweigert und das Bisthum dem königl. Capellan Gebhard verliehen. Obwol der neue Bischof seinen zurückgesetzten Mitbewerber ehrenvoll behandelte, war doch an ein dauerndes Einverständniß bei der Verschiedenheit der Gesinnung und der Anlagen nicht zu denken, und so schied T. aus dem unmittelbaren Dienste Gebhard's, der übrigens auch seinen Einfluß bei Hofe zu Feindseligkeiten gegen Ramuold nützte. T. schloß sich nunmehr ganz an Heinrich an, der seinem am 28. August 995 gestorbenen Vater im Herzogthum nachfolgte. Die Verstimmung zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hofe gab, als Otto III. 996 auf seiner Fahrt ins Wälschland zu Regensburg weilte (vgl. Ramuold, A. D. B. XXVII, 222), einem nahen und herzlichen Verhältnisse zwischen Kaiser und Herzog Raum; T. wird wol seinen Herrn, dem er Tag und Nacht diente, auf den Zügen nach Italien, die dieser im Gefolge des Kaisers mitmachte, begleitet haben und dieser sorgte wieder dafür, daß seinem Getreuen Gunstbeweise des Herrschers zu theil wurden. Im J. 998 gab Otto III. zu Rom seinem und des Herzogs Getreuen Tagini einen Hof zu Regensburg bei der alten Capelle und am 6. April 1000 zu Quedlinburg dem Capellan des Herzogs Tageni sein Eigengut in Prüfening.

Den rechten Lohn seiner Freundschaft empfing aber T. erst, als nach Otto's III. Tod der bairische Herzog selbst die Königskrone errang. Als dieser nach Ueberwindung seiner Nebenbuhler im Winter 1002 zu Regensburg ausruhte, wandelte er entsprechend seiner kirchlichen Gesinnung die alte Capelle in ein Collegiatstift um und bestellte T. zum Propste desselben. Bald darnach sollte sich noch höhere Ehre für T. ergeben und die Vorhersagung des h. Wolfgang in Erfüllung gehen. König Heinrich war fest entschlossen, das von Otto II. aufgehobene Bisthum Merseburg wiederherzustellen und so die unter Otto III. nicht mehr zur Ruhe gekommene aber nicht entschiedene Frage zu lösen, das Unrecht des Vorgängers zu sühnen. Eben hatte er in dieser Sache den Erzbischof Willigis von Mainz abgeordnet, als der Tod des Magdeburger Erzbischofs den eingeleiteten Verhandlungen ein Ende machte und eine rasche, glatte Lösung ermöglichte. Es handelte sich jetzt nur darum, den erledigten erzbischöflichen Stuhl mit einem Manne zu besetzen, der in die Absichten des Königs eingeweiht war und kein eingewurzeltes Interesse an dem reicheren Bestand des Erzstiftes hatte. War nun Heinrich überhaupt geneigt, bairische Geistliche zu hohen Würden zu bringen, so bot sich ihm die beste Gelegenheit, seinem Plane und seiner Freundschaftsneigung gerecht zu werden. Er sandte sofort seinen Capellan Wigbert nach Magdeburg, um das Capitel zur Wahl Tagino's zu veranlassen. Aber hier setzte der Dompropst Waltherd, ein Mann von adeliger Herkunft, großem Reichthum und ausgezeichneter Begabung, der dem verstorbenen Erzbischof nahe gestanden hatte, es durch, daß das Capitel sein Wahlrecht wahrte und grundsätzlich zur Geltung brachte. Waltherd selbst ging aus der Wahl hervor. Der war nun in derselben Lage, wie vor zehn Jahren T.; und wie dieser einst unterlag, da ihm gegen die königliche nur die herzogliche und die geistliche Gewalt zu Gebote stand, so zog auch jetzt Waltherd den kürzeren.

Ihm genügte es aber, das Recht des Capitels anerkannt zu sehen, er ließ sich, als am 29. Januar 1004 der König mit T. in Magdeburg eintraf, auf die Vermittlung des Bischofs Arnulf von Halberstadt hin zum Verzicht herbei und die neue Wahl fiel auf T. Der König begab sich mit dem Erwählten nach der Burg Giebichenstein, wo sie Erzbischofs Gisiler Schatz mit zufriedenem Gemüthe besichtigten, dann nach Merseburg als der Stätte, die aus Tagino's Erhebung den ersten Vortheil ziehen sollte. Da T. nicht nach Rom reisen konnte, empfing er hier nach eingeholter Zustimmung der Suffragane die Weihe von dem Erzbischof Willigis. Die ersten Handlungen des neuen Metropoliten zeugen von Festigkeit und Klugheit. Er wahrte das Vorrecht, nur vom Papste oder dessen Legaten ordinirt zu werden, und ernannte seinen Mitbewerber Waltherd zu seinem Stellvertreter, eine Maßregel, die allerdings nur bei der gleich lautern und kirchlichen Gesinnung beider von Segen sein konnte. Unmittelbar an die Weihe des Erzbischofs schloß sich die Wiederherstellung des Bisthums Merseburg an, das dem erwähnten Caplan Wigbert verliehen wurde; die endgültige Lösung aller damit zusammenhängenden Besitzstreitigkeiten sollte allerdings T. nicht mehr erleben.

Groß und vielfältig waren die Schwierigkeiten, die des Erzbischofs harrten, Aufgaben verschiedenster Art nahmen seine Kraft und Ausdauer in Anspruch. Höher noch als zuvor stieg er im Vertrauen und der Freundschaft des Königs, die Notare der königlichen Kanzlei wenden die schönsten Formeln an, um die Verdienste des Trefflichen geziemend hervorzuheben, und sein treuester Anhänger, der ehrliche Thietmar, suchte alle Worte zusammen, um das freundschaftliche Verhältniß des Königs und des Prälaten zu bezeichnen. Immer wieder kehrt Heinrich zu seinem Symmysta nach Magdeburg zurück, und geht er von da weg, so muß ihn T. begleiten. Auch die fromme Königin ist dem edlen Manne, der in der Zeit ärgerlichsten Hof- und Volksklatsches unberedet blieb, gewogen, gerne vertraut sie sich seinem Schutze an, wenn den Gemahl Regierungsgeschäfte abrufen. Als Heinrich im März 1004 nach Italien zieht, übergibt er in Augsburg dem Erzbischof, der ihn bis dahin von Magdeburg aus geleitet hatte, die Königin. T. tritt mit der hohen Frau die Heimreise an, in Gernrode feiern sie das Palmfest, in Magdeburg Tod und Auferstehung des Herrn. Als Heinrich im J. 1007 seinen Lieblingsgedanken, das Bisthum Bamberg, ins Werk setzte, da sprach T. auf der entscheidenden Synode zu Frankfurt das Vorwort im Sinne des Herrschers und gab damit den Ausschlag für die Aeußerung der andern Bischöfe.

Schon aus dieser Vertrauensstellung ergab sich ein Antheil des Erzbischofs an den politischen Geschäften, den wir auch in den Interventionen der Urkunden verfolgen können und der noch vermehrt wurde durch die ganz besondere Lage, in der sich das Erzbisthum Magdeburg befand. Unter allen Umständen hatte der mit reichem Grundbesitz ausgestattete Metropolit neben den andern Großen der Provinz ein entscheidendes Wort zu sprechen; wie sein Vorgänger und sein Nachfolger wird auch er die Verwaltung der königlichen Güter in Sachsen geleitet haben; der Vorrang, den ihm seine hohe Stellung an sich gab, ward aber noch erhöht durch den Umstand, daß die politischen und militärischen Machtverhältnisse an der Ostgrenze des Reiches in engster Wechselbeziehung mit den kirchlichen Interessen standen, daß Ausdehnung oder Rückgang der polnischen Macht die kirchliche und weltliche Gewalt des Magdeburger Erzbischofs unmittelbar beeinflußten. Erzbischof Gisiler, den lebhafte Freude am Genusse der Macht und staatsmännische Begabung wohl dazu befähigten, hatte die politische Seite seines Amtes, vielleicht mehr als der geistlichen von Nutzen war, ausgebildet, und auch der Nachfolger mußte versuchen, dieser Doppelstellung gerecht zu werden. Große Erfolge waren aber [illegible] nicht beschieden, er machte die Politik seines Königs und stand an Vor[illegible]

Thatkraft jedenfalls hinter Gisiler und auch hinter dessen Schüler Waltherd zurück. Es wird daher genügen, die einzelnen erwähnenswerthen Ereignisse, die in diesen Zusammenhang gehören, anzuführen.

Mit Herzog Bernhard erwirkte er im J. 1004 die Gnade des Königs für den aufständischen Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, der ihm dann zur Haft auf dem Giebichenstein übergeben wurde, bis er durch die am 8. September zu Prag eingelegte feierliche Fürsprache des Bischofs Gottschalk von Freising volle Verzeihung erlangte. Den Feldzug des Jahres 1004, durch den Heinrich den polnischen Boleslav aus Böhmen verdrängte, dürfte T. nicht mitgemacht haben, wenigstens wird seine Theilnahme in den Quellen nicht erwähnt. Dagegen war er des Königs Gefährte auf der siegreichen Kriegsfahrt des nächsten Jahres, die das deutsche Heer bis in die Nähe von Posen brachte. Boleslav Chabry bat um Frieden, als Gesandter des deutschen Königs ging T. nach Posen und schloß hier den Friedensvertrag, der zwar den Krieg ehrenvoll beendete, aber doch in der Heimath keineswegs ungetheilte Zustimmung fand. Zwei Jahre später war T. genöthigt, selbständig gegen den Polenfürsten vorzugehen. In seiner und Heinrich's Abwesenheit waren nach des Königs Befehl die Sachsen gegen Boleslav ausgezogen, der aber zerriß in kriegerischer Rauhheit die Brüderschaft, die ihn im Gebete mit der Magdeburger Geistlichkeit verband, und drang bis gegen die Stadt vor; zwar gelang es, ihn zurückzuweisen, als aber die Sachsen unter der Führung des inzwischen heimgekehrten Metropoliten zur Offensive übergingen, da sah man, daß die gesammelten Streitkräfte nicht ausreichten, und das bis Jüterbogk gelangte Heer löste sich auf. In rascher That gewann Boleslav Bautzen und die Oberlausitz. Selbst Thietmar, dem Erzbischof ergeben und dessen Begleiter auf dem kläglichen Zuge, vermag leisen Tadel nicht zu verhehlen. Doch trug T. nicht alle Schuld, er war durch die Bamberger Sache abgehalten worden, an Ort und Stelle genügende Vorbereitungen zu treffen, und sein Stellvertreter Waltherd scheint diesmal nicht in vollem Maaße den drängenden Forderungen eines entscheidenden Augenblickes gerecht geworden zu sein. Im J. 1009 wurde zu Magdeburg gegen Bischof Thietmar's gewaltthätigen Neffen, den Grafen der Nordmark Werinhar, verhandelt und als er in neuer Fehde den Daedi ermordete, die Mark neu besetzt. Im folgenden Jahre wurden unter Tagino's Theilnahme die Verhältnisse der Meißner Mark geregelt und dieselbe auf seinen Antrieb dem Sohne Ekkehard's, Hermann, verliehen. Zur selben Zeit, im August 1010, traten der König und T. eine Heerfahrt gegen Polen an, doch erkrankten beide in Gehren und mußten die weitere Kriegführung Andern überlassen; Kaiser und Erzbischof traten die Rückkehr an, sie trennten sich in Strehla, Heinrich begab sich nach Merseburg, T. nach Magdeburg; nachdem er hier das Hauptfest seiner Kirche, das der Thebaeer (22. September) gefeiert hatte, fand er sich gesund und heil wieder bei seinem Herrscher ein.

Trotzdem T., wie wir sehen, vielfach seiner Stadt und seinem Sprengel entzogen wurde, entfaltete er doch auch auf kirchlichem Gebiete eine ersprießliche Thätigkeit und hinterließ in seinem Erzstifte ein gutes Andenken. Die Wiederherstellung des Bisthums Merseburg, seine Theilnahme an der Errichtung Bambergs haben wir schon in anderm Zusammenhang erwähnt. Seine strenge Gesinnung, die in den Gewohnheiten von S. Emmeram die Regel für geistliches Leben erblickte, veranlaßte ihn, nach dem Beispiele seines Herrn dem Reformgedanken auch im Magdeburger Sprengel zum Durchbruch zu verhelfen. Kloster Bergen war die Stätte wo der neue Gedanke eingepflanzt werden sollte. Abt Rikdag wurde abgesetzt, an seine Stelle kam Alfker, der Vorsteher des Klosters Pöhlde. Das gewaltsame Verfahren erregte das Mißfallen der zahlreichen

Schüler des umgewandelten Stiftes, dem einer derselben, Thietmar, trotz seiner Anhänglichkeit an T. beredten Ausdruck verlieh. Aus seiner Regensburger Schulung erklärt es sich auch, daß T. bestrebt war, die erledigten Bischofssitze und Abteien mit tüchtigen Männern zu besetzen. In gar kluger Weise wußte er anläßlich der vorauszusehenden Erledigung des Merseburger Stuhles die Aufmerksamkeit des Königs auf Thietmar zu lenken, den er schon am 21. Decbr. 1004 zu Allstedt in Gegenwart Heinrich's zum Priester geweiht hatte und den er am 24. April 1009 zu Neuburg a. d. Donau mit dem bischöflichen Amte bekleiden konnte. Im selben Jahre erhielt Erich das Bisthum Havelberg. Aus Tagino's Hand hatte auch bald nach dessen Erhebung zum Erzbischof der Apostel der Preußen Brun das Pallium und damit die Weihe zum Martyrium empfangen. Zu Alfker's Nachfolger im Kloster Bergen bestellte er Siegfried, den Bruder Thietmar's. Selbstverständlich ist, daß wir den angesehenen Metropoliten auch auf den Versammlungen der deutschen Kirche finden. Wir begegnen ihm am 7. Juli 1005 auf der Dortmunder, am 1. November 1007 auf der Frankfurter Synode, am 8. August 1004 hatte er der Einweihung der Klosterkirche zu Nienburg a. d. Saale beigewohnt und kurze Zeit vor seinem Tode, am 6. Mai 1012, weihte er den Blasius-Altar im neuen Bamberger Dom. Mit ganz besonderer Fürsorge war er auf das Wohl der seiner eigenen Leitung anvertrauten Kirche bedacht. Das nahe Verhältniß zum Könige wurde auch für das Erzstift fruchtbar. Seiner Verehrung für den h. Mauritius gab Heinrich Ausdruck, als er dreißig Tage nach Gisiler's Tod die noch im Besitz der königl. Capelle verbliebenen Reliquien des Heiligen nackten Fußes mitten im Winter vom Kloster Bergen nach dem Dome trug und hier auf dem Altare niederlegte. Daran reihten sich Bestätigungen früherer Verleihungen und werthvolle neue Schenkungen. Das Erzstift erhielt von ihm für den Verzicht auf Merseburg schon im J. 1004 reichen Besitz im Wendenlande, dann folgten die Vergabungen der Arneburg, Drezels, Prettins, des Königshofes Frose, durch eine besondere Urkunde wurde die Stellung des erzbischöflichen Vogtes auf den Gütern in Thüringen gegenüber den Grafen gesichert. Auch das Domcapitel wurde, als sich der König im J. 1010 in die Gebetbruderschaft aufnehmen ließ, mit einer erheblichen Zuwendung bedacht. Aber auch aus Eigenem besserte T. die Lage seiner Brüder, denen er stets ein gütiger Herr war. Er mehrte die kirchlichen Gewänder und Geräthe und beschäftigte sich mit dem Ausbau des Domes, dessen Krypta am 22. Februar 1008 geweiht werden konnte. Auch die Magdeburger Schulen werden unter ihm ihre vortreffliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben.

Besser als bei vielen seiner Zeitgenossen sind wir über Tagino's Charakter unterrichtet. Doppelte Ueberlieferung steht uns zu Gebote, eine Regensburger im Buche des Arnold von S. Emmeram, die uns die Jugend und die ersten Mannesjahre, eine Magdeburger bei Thietmar, die uns den Erzbischof schildert, beide vereinen sich wohl zu einem deutlichen Bilde. Kirchlicher Eifer, Redlichkeit, Wohlthätigkeit gegen Arme, Keuschheit, mönchische Einfachheit der Lebensweise und Kleidung zieren nicht minder den Regensburger Kanonikus wie den Erzbischof. Weiß uns Arnold zu berichten, daß er zornig und überstreng, darum vielen verhaßt gewesen ist, so werden das zunehmende Alter und die hohe Würde hier wol mildernd gewirkt haben und die angeborne Güte wird mehr zum Ausdruck gelangt sein, aber auch der Erzbischof hielt mit scharfem Tadel nicht zurück, verfolgte mit gerechtem Hasse die Verächter Christi, versagte jedoch der guten That das verdiente Lob nicht, pries die Brüder des Capitels vor allen Leuten. Gemäß seiner vornehmen Herkunft und dem Verkehr mit dem h. Wolfgang wie später mit Heinrich liebte er den Umgang mit edelgesinnten Standesgenossen; verachtete er auch mindere Leute nicht, so schloß er

sie doch von jeder Vertraulichkeit aus. Dieser Neigung entsprach wol am besten Thietmar, der in Herkunft und Lebensgang ja viele Aehnlichkeit mit seinem Gönner hatte. Von schwächlicher Constitution wie sein König litt T. an häufigen Krankheiten, die ihm das Fasten verboten und ihn auch in spätern Jahren oft an der seit seiner Jugend gewohnten strengen Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten hinderten, die er aber mit geduldiger Leidenskraft überwand. Schlechte Zähne hinderten ihn, viele und feste Speise zu sich zu nehmen, er ließ es sich mit flüssiger Nahrung genügen, bezeichnend genug für die eß- und trinklustige Zeit, daß Thietmar uns ausdrücklich versichert, er habe sich mit mäßigem Trunke beschieden. Bei so zarter Körperbeschaffenheit dürfte er auch kaum ein hohes Alter erreicht haben, er mag wol nur wenige Jahre vor Heinrich II. etwa 970 geboren worden sein. Wie so zahlreiche seiner Zeitgenossen war auch er jener mystischen Ueberreiztheit, von der uns Thietmar und die andern Geschichtsbücher so viele seltsame Dinge berichten, unterworfen. Die geistlichen Uebungen ebenso wie das Meßopfer erfaßten jedesmal sein ganzes Gemüth und regten ihn im Innersten auf. Bevor er die Messe las, war er ernsten Sinnes, nach derselben lächelte er heiter allen zu und sang froh mit den Brüdern das Kyrie eleison. Als er einmal am 30. October 1008 mit seinen Begleitern von dem nächtlichen Chorgebete sich in seine Wohnräume begab, sah er den Himmel offen und in der Oeffnung das hellste Licht erstrahlen.

Wie dies wunderbare Licht am dunkeln Himmel einer Octobernacht treten die guten und hellen Eigenschaften seines Charakters hervor bei seinem Ableben, das uns Thietmar ausführlich schildert. Nach der Rückkehr von Bamberg wollten der König und T. das Pfingstfest des Jahres 1012 zu Merseburg feiern, da fühlte sich der Erzbischof am frühen Morgen des Sonntags unwohl, so daß an seiner Statt Thietmar die Messe lesen mußte. T. schonte sich nicht, als er am nächsten Tage sich besser befand, und die Krankheit ergriff ihn bald mit voller Gewalt; er legte vor dem Abt Siegfried von Bergen und dem Bischof Erich die Beichte ab und entschloß sich, nach Magdeburg heimzureisen. Vor dem Aufbruch läßt er sich auf einer Tragbahre zum Lager des noch schlafenden Königs bringen und spricht, das todesmüde Haupt nur wenig vom Kissen erhebend, zu seinem Herrn rührende Worte des Dankes, fleht auf ihn die Vergeltung Gottes herab. Dann hört er noch die Messe und segnet die Anwesenden. Auf einem Schiffe fährt er dann Saale abwärts nach Giebichenstein, wo er am Samstage ausruht, um am nächsten Tage nach Rotenburg zu gelangen. Hier verlassen ihn am Montage vollends die Kräfte, er empfiehlt sich und die seinigen dem Dompropste Waltherd und geht freudig in ein besseres Jenseits hinüber, ein Fremdling auf dieser Erde, wie er sich selbst in dem auf eine andere Welt gerichteten Geiste seiner Zeit bezeichnet. Der Leichnam wird in Frohse mit den priesterlichen Gewändern geschmückt, dann nach Magdeburg gebracht und hier im Chore vor der von ihm erbauten und geweihten Krypta beigesetzt. Unter Erzbischof Roger (1119—1125) wurden seine und anderer Erzbischöfe Gebeine erhoben und unter dem h. Kreuz-Altar wieder beigesetzt. Mit T. war eine Säule der Kirche gesunken, wie Thietmar sagt, der ihm hohes Lob spendet und in warmherzigen Worten den Dank ausspricht, den er seinem Gönner schuldet. Aber auch andere sächsische und Magdeburger Chronisten erwähnen seiner mit aller Anerkennung. Vollends in Regensburg verehrten sie ihn fast wie einen Heiligen, da erzählten sie sich „daß noch sieben Jahre nach seiner Beerdigung Tagino's Leichnam frisch und unversehrt gefunden wurde, während der seines Nachfolgers ganz verwest war". Niemand aber wird des Erzbischofs Tod schmerzlicher und tiefer empfunden haben als das Königspaar, einen treuern Gehülfen hat Heinrich II. nicht mehr zur Seite gehabt.

Arnoldi Liber de S. Emmerammo Mon. Germ. SS. 4. Bd., Othloni Vita Wolfkangi, ebenda. — Thietmari Chron. ed. F. Kurze. — Ann. Magdeburg. SS. 16, 162 ff. — Gesta aep. Magdeburg. SS. 14, 393. — Chron. epp. Merseburg. SS. 10, 171 ff. — Pez, Thesaurus 1c, 109, No. 53. — DD. O. III, 294, 351 in Mon. Germ. Diplomata tomus II. — Ried, Cod. chronol.-dipl. episcopatus Ratisbonensis tomus I. — Magdeburger Todtenbuch hrsg. v. Ernst Dümmler in: Neue Mittheil. aus dem Gebiet hist.-antiqu. Forschungen 10, 259 ff. — Merseburger Todtenbuch ebenda 11, 223 ff. — Hirsch, Jahrbücher K. Heinrich's II., 1. u. 2. Bd. — Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, 2. Bd. — Riezler, Gesch. Baierns, 1. Bd. — Ferd. Janner, Gesch. d. Bischöfe von Regensburg, 1. Bd. — Ueber die angebliche Freisinger Abstammung Tagino's, sein Vorsteheramt in Benedictbeuern und über die ihm von F. Kurze zugeschriebene Autorschaft einer von Thietmar benutzten Magdeburger Chronik vgl. Mittheil. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 15, 130 ff. — Sagittarius, Hist. ducatus Magdeburg. in Boysen, Allgem. Magazin 1, 244 ff. — v. Mülverstedt, Regesta archiepiscopatus Magdeburg. 1, 198 ff. — Zeißberg, Die Kriege Heinrich's II. mit Boleslaw I. v. Polen, in SB. d. Wiener Akademie, phil.-hist. Cl. 59, 265 ff. — Uhlirz, Geschichte des Erzbisthums Magdeburg unter den Kaisern aus sächs. Hause, S. 58, 114. — Hoffmann-Hertel, Gesch. d. Stadt Magdeburg 1, 43 ff. — Jacobs, Gesch. d. Provinz Sachsen, S. 68 ff. K. Uhlirz.

Täglichsbeck: Thomas T., geboren am 31. December 1799 zu Ansbach, † am 4./5. October 1867 in Baden-Baden. Ein vortrefflicher Violinist, Componist und Dirigent, der schon als Kind Zeichen seiner Begabung gab und vom Vater in verständiger Weise geleitet wurde. Erst im J. 1816 brachte er den Sohn nach München, um sich unter Rovelli als Violinist und unter Graetz als Componist fertig auszubilden. 1817 wurde schon eine Messe von ihm in München aufgeführt und am Theater am Isarthore erhielt er die Stelle eines Violinisten im Orchester. Lindpaintner, der damalige Capellmeister am obigen Theater erkannte in dem jungen Manne das schlummernde Directionstalent und als er 1819 auf ein Jahr auf Reisen gehen wollte, wählte er ihn zu seinem Stellvertreter, später wurde er definitiv zum Capellmeister ernannt; als aber das Unternehmen in die Brüche ging, trat er 1822 in die königl. Capelle als Violinist ein. 1823 wurde seine erste Operette „Weber's Bild" auf dem Hoftheater aufgeführt, verschwand aber bald wieder. Noch in demselben Jahre und den folgenden unternahm er mehrfache Concertreisen als Virtuose und erntete reichen Beifall. 1827 wurde er Capellmeister beim Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, welche Stellung er bis an sein Lebensende bekleidete, nur unterbrochen durch alljährliche Concertreisen, wobei er nicht nur als Virtuose, sondern auch als Componist von größeren Werken auftrat. Besonderen Beifall fand eine Sinfonie in Paris (1835), die im Concert spirituel aufgeführt wurde. 1852 siedelte er mit dem Fürsten nach Löwenberg in Schlesien über. Von seinen Compositionen hat sich nur Weniges auf die öffentlichen Bibliotheken gerettet und das Wenige sind nur Proben von seinen kleineren Compositionen. Die älteren Musikzeitungen stießen zwar einst gewaltig ins Horn und priesen ihn als großen Meister, doch gehörte seine Richtung noch ganz der schwächlichen Nachmozart'schen Zeit an, die so lange, ja bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts sich breit gemacht hat und selbst einen Beethoven mißachtete, d. h. nicht verstand. Alle die einst gefeierten und viel gespielten Componisten dieser Zeit, wie Reißiger, Pleyel, Dussek, Clementi, Hummel, Wanhall, Steibelt und viele andere gehören mehr oder minder dieser Richtung an und beherrschten doch einst unumschränkt den Musikalienmarkt.

Biographie in der Leipziger Musikztg. 37, 754 und 38, 417. Auch in Schilling's Lexikon. Vielfache Urtheile finden sich in der genannten Musikztg.
Rob. Eitner.

Taglioni: Paul T., Balletmeister, geboren zu Wien am 12. Januar 1808, gehörte einer italienischen Künstlerfamilie an, deren Begabung für den Tanz sich durch mehrere Generationen forterbte. Sowol sein Vater Philipp T. (geb. 1778, † 1871), als seine Mutter Maria, geb. Karstens, hatten sich dem Ballet gewidmet und in Stockholm, Kassel und Warschau Triumphe gefeiert. Während eines Aufenthaltes seiner Eltern in Wien geboren, kam Paul T., erst fünf Jahre alt, nach Paris, wo er dem Collège Bourbon zur Erziehung übergeben wurde, da seine Eltern nicht wünschten, daß er sich der Bühne widmen möchte. Indessen ließ sich die Neigung zur Tanzkunst in ihm nicht unterdrücken, weshalb ihm der Vater seit seinem vierzehnten Jahre Unterricht im Tanzen ertheilte, wobei er so rasche Fortschritte machte, daß er bereits am 4. November 1825 zum ersten Male auf der Hofbühne in Stuttgart auftreten und mit seiner älteren Schwester Marie rivalisiren konnte. Von Stuttgart aus, wo er bis zum Jahre 1827 engagirt war, ging er zu Gastspielen nach Wien und München und erzielte auch hier große Erfolge. In den Jahren 1827—1829 trat er neben seiner gefeierten Schwester Marie hauptsächlich in der Großen Oper zu Paris auf. Inzwischen aber war man in Berlin auf sein Talent aufmerksam geworden. Als daher für die Vermählung des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm, am 11. Juni 1829 größere Festlichkeiten vorbereitet wurden, berief der Generalintendant der königl. Theater, Graf Redern, T. nach Berlin, wo er bei Hofe so gefiel, daß er sofort (am 1. October 1829) für das königliche Hoftheater engagirt wurde. Die Gunst Friedrich Wilhelms III., die ihm in hohem Maaße gewährt wurde, machte es ihm möglich, bald auf das Auftreten als Tänzer zu verzichten. Zuerst gemeinschaftlich mit Hoguet, seit dem Jahre 1837 aber selbständig als Choreograph und Balletmeister an die Spitze des königl. Ballets gestellt, legte er den Grund zur Berühmtheit dieses Institutes, das ihm die Schöpfung einer langen Reihe von Tanzgedichten verdankte, von denen einzelne die Runde über alle größeren Bühnen der Welt machten. Als sein erstes Werk, das einen bleibenden Erfolg hatte, haben wir das im J. 1838 entstandene Ballet „Die Seeräuber“ anzusehen, das allein in Berlin bis zum Jahre 1884 121mal gegeben wurde; seine beliebtesten und am häufigsten aufgeführten Ballets aber sind „Satanella“, „Ellinor“, „Fantasca“ und vor allem „Flick und Flock“, das sich bis heute als lebensfähig erwiesen hat und bis zum 20. October 1885 allein in Berlin 419 Aufführungen erlebte. T. verlegte den Schwerpunkt des Ballets in den Ensembletanz und beschränkte das Uebermaaß von Künsteleien beim Solotanz. Im J. 1875 beging T. in Berlin sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum, bei welcher Gelegenheit er vom Kaiser Wilhelm I. durch die Verleihung des Kronenordens dritter Classe ausgezeichnet wurde, nachdem er schon im J. 1869 den Titel eines Balletdirectors erhalten hatte. Im J. 1883 in den Ruhestand versetzt, starb er zu Berlin am 6. Januar 1884.

Vgl. Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, herausgegeben von Ernst Gettke. 4. Berlin 1876, S. 73—77; 13. Berlin 1885, S. 80. — Deutscher Bühnen-Almanach, herausgeg. von Th. Entsch. Berlin 1880. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1875. 65, 365 u. 366. — Wurzbach XLIII, 21—22.

Aus Taglioni's Ehe mit der Tänzerin Amalie Galster gingen mehrere Söhne und Töchter hervor, die sich gleichfalls auf dem Gebiete der Tanzkunst einen Namen gemacht haben. Unter ihnen wurde die älteste Tochter Marie

am berühmtesten. Sie wurde am 27. October 1831 in Berlin geboren und erhielt von ihrem Vater Unterricht. Ihr erstes Auftreten erfolgte in London am 16. Februar 1849. Ihre Hauptthätigkeit aber entwickelte sie an der Berliner Hofbühne, wo sie vom Jahre 1853 an bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne engagirt war. Am 14. April 1866 verabschiedete sie sich von der Bühne, um sich mit dem Fürsten Joseph Aloys Niklas von Windischgrätz vermählen zu können, als dessen Wittwe sie am 27. August 1891 auf ihrem Landgute Aigen bei Tulln in Niederösterreich starb. Noch gefeierter als Marie, die Tochter Paul Taglioni's, war seine Schwester Marie, welche in Stockholm im J. 1804 geboren wurde und neben Fanny Elsler als die bedeutendste Tänzerin des 19. Jahrhunderts angesehen wird und jedenfalls sich rühmen durfte, die größten wie die kleinsten Geister bis zum Taumel für sich begeistert zu haben. Sie war seit dem Jahre 1835 mit dem Grafen Gilbert de Voisins vermählt, erfuhr aber wenig Glück in dieser Ehe, da ihr Gatte ein Spieler und Schuldenmacher schlimmster Sorte war. Seit ihrem Rücktritt von der Bühne im J. 1844 lebte sie meist in Venedig und Mailand. Sie starb zu Marseille am 22. April 1884.

Vgl. Wurzbach XLIII, 17—21. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, herausgeg. von Ernst Gettke. 13. 1885, S. 92. — Neuer Theater-Almanach III. Berlin 1892, S. 96. — Deutscher Bühnen-Almanach, herausgeg. von Th. Entsch. Berlin 1892. 56. S. 337, 338.

H. A. Lier.

Talvj s. **Robinson**, Bd. XXVIII, 724.

Takolf (Thakolf, Thakulf), Graf der thüringischen oder Sorbenmark in der Zeit König Ludwigs des Deutschen. Er tritt in der Geschichte, und zwar gleich in dieser Eigenschaft, zuerst im J. 849 auf, doch liegt die sichere Vermuthung nahe, daß er schon mehrere Jahre früher auf diesen wichtigen Posten gestellt worden war. Seiner Herkunft nach war er unzweifelhaft ein Deutscher, und wenn ihm von unterrichteter Seite eine genaue Kenntniß der tschechischen Sprache und Sitte nachgerühmt wird, so braucht man daraus kaum einen andern Schluß zu ziehen, als daß er das ihm anvertraute Amt in nicht gewöhnlichem Sinne aufgefaßt hat. Dieses sein Amt erhielt durch die fortwährend gereizte und offensive Haltung der slavischen Völkerschaften, der Sorben und Tschechen voran, eine erhöhte Bedeutung. Seit längerer Zeit zinspflichtig gemacht, erhoben sie sich zu wiederholten Malen, das verhaßte Joch abzuschütteln. Im J. 849 wurden von Seiten der Franken umfassende Zurüstungen getroffen, die Aufständischen zu züchtigen. Eine Abtheilung der fränkischen Heeresmacht wurde der Führung Takolf's überwiesen. Die bedrohten Slaven, dadurch eingeschüchtert, zeigten sich geneigt, statt es auf das äußerste kommen zu lassen, auf leidliche Bedingungen hin sich zu unterwerfen. Zum Vermittler dieser ihrer friedlichen Stimmung wählten sie den Markgrafen T., der durch sein versöhnliches Benehmen vermuthlich schon vordem ihr Vertrauen gewonnen hatte. Indeß die übrigen Anführer der Franken, von Eifersucht auf T. erfüllt, wiesen die Anerbietungen der Aufständischen zurück und zogen es vor, die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Die gesuchte blutige Entscheidung fiel aber zu Gunsten der Slaven aus und das fränkische Heer erlitt eine unrühmliche Niederlage. Bei den nun weiterhin folgenden Zusammenstößen zwischen Slaven und Deutschen wird Takolf's Name zunächst nicht ausdrücklich genannt; erst zehn Jahre später wurde von Seite der Franken aufs neue eine umfassende kriegerische Action gegen die Slaven geplant und der bewährten Hand Takolf's die Führung gegen die Tschechen anvertraut. Jedoch mitten in den Vorbereitungen gab König Ludwig einen Gegenbefehl und das deutsche Schwert blieb in der Scheide ruhen. Der Fuldaer Annalist mag Recht haben, wenn er an-

deutet, daß der moralische Einfluß Takolf's die benachbarten Slaven öfters vom angriffsweisem Vorgehen zurückgehalten habe, gewiß ist aber, daß, als dieser am 1. September 873 starb, sich die Tschechen und ihre Verbündeten sofort gegen die fränkische Herrschaft erhoben haben. Welche amtliche Stellung T. in Thüringen selbst bekleidet hat, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. „Herzog der Thüringer", wie er gelegentlich genannt wird, war er wol nicht, aber eine wenn auch schwer zu definirende Amtsgewalt ist ihm hier, wenn vielleicht auch nur zeitweise, wahrscheinlich übertragen gewesen. Zu seiner letzten Ruhestätte hatte er ausdrücklich das Kloster Fulda bestimmt und zu diesem Zwecke der Gründung des h. Bonifacius eine glaubwürdig bezeugte Schenkung gemacht, in deren urkundlichen, wenn auch späteren Formulirung er als „comes Boemiae" erscheint, einer Bezeichnung, die sich durch seine amtliche Stellung an der böhmischen Grenze leicht erklärt. Seine Beziehungen zum Kloster Fulda gehen sicher viel weiter zurück, wie u. a. eine Nachricht bezeugt, kraft welcher Abt Hatto (842 bis 856) durch ihn ein Schreiben an Papst Leo V. (844—855) gelangen ließ; es wäre von Interesse mit Sicherheit zu wissen, auf welchem Wege T. dieses Schreiben an seine Adresse gelangen ließ.

Vgl. Annales Fuld. ad a. 829. — Dronke, Codex diplom. Fuld. N. 578. 729. — E. Dümmler, Gesch. d. ostfr. Reiches, 2. Aufl., 1. Bd., S. 345. 427; 2. Bd., S. 601. — Derselbe in den Forschungen zur D. G. V, 357. — Knochenhauer, Gesch. Thüringens in d. karol. u. sächs. Zeit. Gotha 1863. S. 23 ff. Wegele.

Taler: der Taler, Minnesänger der beginnenden Verfallzeit. Seine Sprache hat alemannische Eigenheiten; im übrigen ist die Herkunft schwer zu bestimmen, da es Herren von Tal in verschiedenen Gegenden gab. Meist hält man ihn für einen Schweizer, dann wäre es wohl der Ritter Leutold von Tal, 1255—1265, Dienstmann von St. Gallen. Seine Stellung in der Pariser Handschrift ist dafür aber nicht beweisend, da er in einem ursprünglichen unversehrten Senio des Grundstückes der Sammlung (v. Oechelhäuser, Neue Heidelberger Jahrbücher III, 186—87) nicht nur mit den Schweizern Wengen, Pfeffel, Steinmar, sondern auch mit dem Alemannen Wissenlo und dem zur Thüringer Schule gehörigen Schreiber zusammensteht. Das Bild der Handschrift läßt ihn knieend einem König eine Schriftrolle überreichen; dies hat man gewiß mit Recht auf Beziehungen zu Heinrich, Friedrich's II. Sohn, gedeutet, der um sich einen Dichterkreis versammelte. Neifen, der hier eine große Rolle spielte, wird von T. neckend erwähnt. T. ist also doch wohl ein Angehöriger des schwäbischen Geschlechts, in dem (wie bei den benachbarten Neifen und den Winterstetten) ein Hofamt bei den schwäbischen Herzogen erblich war.

Der Taler ist wol der jüngste Sproß dieser schwäbischen Hofdichtung. Erhalten sind von ihm ein Liebeslied mit einer enggehäuften Menge abgenutzter Reime und zwei der Originalität nicht entbehrende Liedchen. Nach Art jenes Dichterkreises verbindet er in dem ersten höfische Formen mit dörperlichem Inhalt, lehnt die Winterklage ab und enthüllt seine Dame als eine in Lumpen gehende Magd; das zweite zeigt ihn in Unterhaltung mit zwei Knappen, Hinz und Kunz, die seine gefährliche Liebesbotschaft nicht überbringen wollen. Ironie und äußere Virtuosität, Neigung, die alte Form mit neuem, ans Epische oder Dramatische streifenden Inhalt zu erfüllen, stammen aus der Schule Neifen's; spielmannsmäßige Töne, wie der Farbencontrast der Schlußpointe des ersten Liedes, lagen in der Zeit. Aber dem Taler ganz eigen ist das Geschick, mit dem er auf Grund dieser Manieren vor den Augen des Zuhörers Novellen im Keim entstehen läßt (das Gelübde des Liebhabers, der Mord am Liebesboten) und sie dann durch ein realistisches Genrebild ablöst (Gang in den Heuschober, der Apfel

essende Knecht). Vielleicht verdankt er seiner Originalität die handschriftliche Gruppirung zu dem Schreiber und Steinmar.

Text: Bartsch, Schweizer Minnesänger S. 66 f. — Litteratur ebenda S. XLVII. — v. d. Hagen, Minnes. 4, 461. — Grimme in Pfeiffer's Germania 35, 312. Richard M. Meyer.

Talitz: Johann T. von Liechtensee — vermuthlich ein Schweizer — hat nach Angabe des Buchhändlers David Hautt 216 „erbare Schwenck vnd Historien colligirt", welche letzterer unter dem Titel: „Kurtzweyliger Reyßgespan" zuerst 1645 (Wien u. Luzern) veröffentlicht hat. Die zur Unterhaltung des reisenden Publicums bestimmte Schwanksammlung fand namentlich in Süddeutschland großen Beifall und wurde von dem Ulmer Buchhändler Johann Görlin, bezw. von dessen Erben, in den Jahren 1655 bis 1702 noch fünfmal neu aufgelegt und um 113 weitere Nummern vermehrt. Es sind theils Apophthegmen, theils Schwänke und historische Anekdoten, die nach den Ständen und Berufsclassen geordnet sind. Als Quellen dienten die Volksbücher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Pauli's Schimpf und Ernst, Kirchhoff's Wendunmut, die italienische Novellistik, soweit sie in deutscher Uebersetzung vorlag und mannichfache moralische und historische Schriften, z. B. das speculum des Vincent de Beauvais und das Geschichtswerk des Philippe de Comines (in der Uebersetzung des Mich. Beuther von Carlstatt. Straßburg 1585). Möglicher Weise sind einzelne Schwänke des „Reyßgespan", welche, abweichend von den Vorlagen, nach Süddeutschland verlegt sind, von dem Ulmer Herausgeber selbst gesammelt und unter dem Namen des T. mit veröffentlicht. Benutzt, d. h. stark ausgeschrieben ward das Buch z. B. von Petrus de Memel für seine „Lustige Gesellschaft"; wie schon Wickram's Rollwagenbüchlein sich zunächst als Lecture für die in Schiffen und auf Rollwägen Reisenden bezeichnet, so ist auch Memels Werk „Allen Reisenden, auch in Gesellschafft anwesenden Herren vnd Freunden zu Ehren vnd Lust" verfaßt.

Goedeke, Grundriß III, 265. — Vorrede zum „Kurtzweyligen Reyßgespan". Ulm 1655. — Ferd. Gerhard, Joh. Peter de Memel's Lustige Gesellschaft. Halle a. S. 1893, S. 54 f. Pariser.

Tamitius: Andreas T., Stammvater einer Orgelbauerfamilie von Ruf, die sich durch drei Generationen hindurch erhielt. Andreas, der Begründer des Geschäfts, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und war kurfürstl. sächsischer Hoforgelbauer zu Dresden. Von seinen Arbeiten hat sich nur die Nachricht von dem großen Werke in der Petrikirche zu Görlitz erhalten, welches 47 Stimmen und 3 Manuale hatte, im J. 1684 vollendet wurde, aber schon 1691 abbrannte (Brückner's Nachrichten von den Orgeln). Sein Sohn,

Johann Gottlieb T., hatte sich in Zittau niedergelassen und soll sich besonders durch Anfertigung von trefflichen Flötenstimmen ausgezeichnet haben. Man erwähnt besonders ein nur kleines Werk von 17 Stimmen, welches er 1744 zu Lossow bei Frankfurt a. O. erbaute. Er verfertigte auch Clavierinstrumente, die sich noch 1754 eines guten Rufes erfreuten. Sein Sohn war der jüngste T., dessen Vorname nicht bekannt geworden ist. Er lebte noch zur Zeit, als Gerber sein neues Tonkünstlerlexikon herausgab (1814). Er hatte des Vaters Geschäft in Zittau übernommen und erfreute sich eines guten Rufes als Orgel- und Instrumenten- (bezw. Clavier-)macher. Seine Instrumente fanden besonders in Böhmen, Schlesien und der Lausitz gute Abnahme.

Gerber's Neues Tonkünstler-Lexikon. Rob. Eitner.

Tamm: Franz Werner T., Maler, wurde im J. 1658 in Hamburg geboren und durch die beiden Amtsmalermeister Th. van Soesten und Johann Pfeiffer zum Historienmaler ausgebildet. Später ging er jedoch zur Blumen-

und Früchtemalerei über und wandte sich nach Rom, wo er sich an den Maler Mario Nuzzi, genannt Dei Fiori, anschloß und sich unter dessen Anleitung zu einem Meister in seinem Fache entwickelte. Nebenbei malte er, unter Anlehnung an die Werke Fyt's, auch Thiere. Nach seiner Berufung nach Wien war er hauptsächlich für den kaiserlichen Hof thätig. Daraus erklärt es sich, daß Wien besonders reich an Werken des Künstlers ist. Die fürstlich Liechtensteinsche Galerie besitzt deren allein 24 (nach anderen Angaben 17) und die kaiserliche Gemäldegalerie 8, während sich in der Galerie der k. k. Akademie der bildenden Künste nur zwei Bilder Tamm's befinden. In Dresden ist er mit zwei größeren und zwei kleineren Bildern, in Schwerin und Prag mit je einem vertreten. Aber auch in der Augsburger Galerie und in anderen deutschen Sammlungen begegnet man Gemälden von seiner Hand. Man darf sicher annehmen, daß er in späteren Jahren noch einmal in seine Vaterstadt Hamburg zurückkehrte. Befindet sich doch auf einem Porträt Denner's, das die Kinder des Dichters Brockes darstellt, eine Inschrift, aus der hervorgeht, daß T. die darauf befindlichen Blumen gemalt hat. T. starb zu Wien im J. 1724 und hinterließ zwei Söhne: Franz und Caspar, welche die Weise ihres Vaters fortsetzten. Nach Woermann's Urtheil sind Tamm's Bilder „geschmackvoll angeordnet, doch glatt in der Behandlung und kühl-bunt in der Färbung, bei übrigens ansprechender decorativer Gesammtwirkung". — Seinen Beinamen Dapper führte er von seiner Zugehörigkeit zur Schilderbent in Rom her.

Vgl. Hamburgisches Künstler-Lexikon, Bd. 1, Hamburg 1854, S. 261, 262. — Wurzbach XLIII, 37—39. — Friedrich Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzogl. Gemälde-Galerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 614. — Die Historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877. S. 267, 268. — Eduard v. Engerth, Kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß Bd. III. Wien 1886. S. 241—244. — Alfred Woltmann und Karl Woermann, Geschichte der Malerei, Bd. III, 2. Leipzig 1888, S. 890. — H. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 580. H. A. Lier.

Tanchelm: Tanchelinus oder Tankelyn, seltener Tandemus, ein eigenthümlicher Häresiarch, welcher im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts in Seeland und Brabant besonderes Aufsehen beim Volke machte. Wiewohl nur einfacher Laie, wußte er durch hinreißende Beredtsamkeit besonders die Frauen für seine Ansichten von Kirche und Religion zu gewinnen. Bald trat er nicht nur in den Häusern, sondern auch öffentlich auf freiem Felde als Volksprediger in fast königlicher Haltung auf; Trabanten, welche ihn begleiteten, trugen ihm Schwert und Banner voraus. Den Geistlichen der Utrechter Diöcese machten seine der Hierarchie feindlichen Lehrsätze keine geringe Sorge. Ihm zur Seite standen ein Priester Everwacher, welcher sich durch sein Auftreten gegen einige, dem Utrechter Capitel zustehende Zehnten berüchtigt gemacht hatte, und ein Schmied, Manasse, welcher zwölf Männer und eine Frau als Vertreter der Apostel und der Maria in seinem Gefolge hatte. Um 1112 zogen diese drei Männer nach Rom, um, wie es scheint, nicht ganz ohne politisches Interesse, die Loslösung der „am Meere liegenden Länder", d. h. Seelands, vom Utrechter Bisthume vom Papste zu erlangen, um sie dem reformatorisch gesinnten Bischofe von Terouane, Johann de Commines, unterzuordnen. Genau aber kennen wir den Zweck dieser Reise nicht, und noch weniger ihren Erfolg. Ende 1112 oder Anfang 1113 treffen wir T. und seine Freunde zu Köln an, wo sie als Häresiarchen ins Gefängniß geriethen, T. aber zu entkommen wußte. Jetzt zog er — Everwacher's und Manasse's Loos ist ferner völlig unbekannt — nach Brügge, fand

dort aber eine wachsame Geistlichkeit, welche ihn mit dem Bann belegte und zur Abreise zwang. Nach Antwerpen ausgewandert, wo nur ein einziger und dazu noch leichtsinniger Parochiepriester war und die weltlichen Geistlichen sich wenig um die religiösen Interessen der Gemeinde kümmerten, fand er einen fruchtbaren Boden für seine antikirchlichen Lehren und gewann bald einen großen Anhang. Man ehrte ihn dort fast wie einen Heiligen; es wird erzählt, daß man sein Badewasser trank. Das Mönchskleid, dessen er sich auf der Reise nach Rom bedient hatte, legte er jetzt ab, kleidete sich fürstlich mit goldenem Hauptschmucke und zog, von dreitausend Gewaffneten umgeben, wie ein König durch Stadt und Land, von der Geistlichkeit und dem Adel gefürchtet, bis er 1115 auf einer Wasserfahrt von einem Priester erschlagen wurde. Allmählich verlor sich nun auch sein Anhang; aber noch 1124 riefen die Kanoniker zu Antwerpen den Prämonstratenser-Abt Norbert wider den Tanchelmisten zu Hülfe.

Es fragt sich nun, welcher Art Tanchelm's Heterodoxie gewesen sein mag. Von kirchlicher und daher feindseliger Seite ist ihm der Vorwurf gemacht, seine Lehre sei eine Blasphemie der Kirche Christi, indem er behauptete, Papst, Bischöfe und Priester seien Nichts; die wahre Kirche aber sei bei ihm und den Seinigen. Die Wirkung der Sacramente hing, wie er sagte, durchaus von der Frömmigkeit der Priester ab, deren Unheiligkeit sie zu nichte mache. Dabei sollte er das Volk ermahnt haben, den Priestern keine Zehnten zu zahlen. Auch sein Leben und Charakter wurden von seinen Feinden als durchaus tadelnswerth und sittenlos geschildert. Die meisten dieser Beschuldigungen, besonders der Vorwurf einer schändlichen Unsittlichkeit, sind nicht genügend erwiesen; aber läugnen läßt sich nicht, daß T. einen anstößigen Stolz und große Eitelkeit zeigte, indem er behauptete, daß, wenn Christus Gott war, weil der heil. Geist in ihm wohnte, mit gleichem Rechte auch er als Gott zu betrachten sei, weil auch in ihm die ganze Fülle des heil. Geistes wohne. Es ist in der That schwer, sich ein bestimmtes Bild seiner Lehren zu machen. Es scheint sich bei ihm weniger um Bestreitung der Kirchenlehre gehandelt zu haben, als um die Stellung, welche sich die Geistlichen der Laienwelt gegenüber angemaßt hatten, und um ihr gottloses Leben. T. mag daher unter jene Geister gezählt werden, welche zu seiner Zeit, wie die Petrobrusianer und Henricianer, die Bedeutung der menschlichen Freiheit und Persönlichkeit auf religiösem Gebiete geltend machten und die Superiorität des Priesterstandes über die Laienwelt leugneten. Verfolgte er also anfangs vielleicht löbliche Zwecke als Bekämpfer einer herrschsüchtigen Hierarchie, so ließ er sich doch bald durch den Beifall, den sein Auftreten fand, weit über das Maaß hinausreißen zu einem Demagogenthum, welches dem späteren eines Johann von Leiden gleicht. — Die Nachrichten über diesen räthselhaften Mann entlehnen wir hauptsächlich der „Epistola Trajectensis ecclesiae ad Fridericum archiepiscopum Coloniensem“, welche 1112 geschrieben und von Hartzheim III, p. 763 s. s. und Mertens en Torfs, Geschiedenis van Antwerpen I, bl. 527 v. v. herausgegeben ist.

Vgl. ferner die Abhandlung von Joh. de Vries im Kalender voor de Protestanten in Nederland, 1862, bl. 60 v. v. Besonders aber Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 3. st. bl. 42 v. v. und die Preisschrift von H. G. Janssen in den Annales de l'Acad. d'Archéol. de Belgique, 2. Serie III, wo auch die weiteren Quellen erwähnt sind. J. C. van Slee.

Tandler: Joseph T., Ritter von Tanningen, österreichischer Verwaltungsbeamter und Schriftsteller, wurde am 11. (nach dem Taufschein am 12.) Januar 1807 zu Prag geboren und war neben zwei Schwestern der einzige Sohn des als Cameral-Hauptzahlamtsliquidator verstorbenen czechisch-nationalen Litteraten Josephus Jacobus Tandler (1765—1826), dessen böhmisch-particularistischer

Patriotismus sich aber ebensowenig auf ihn vererbte, wie die überzeugte Anhänglichkeit an das aufstrebende westslavische Volksthum. Dies fällt um so mehr auf, als T. bis zum Tode des Vaters ganz in dessen Umgebung und unter den Eindrücken von dessen starker Individualität aufgewachsen ist und nach dem im Elternhause genossenen Anfangsunterricht unter seinen Augen das Gymnasium der Geburtsstadt besuchte. Aus der Idylle des grünumsponnenen großväterlichen Hauses, das die Knabenzeit umschloß, nahm er den frischen Sinn, das herzliche Verständniß für die Wunder der Schöpfung mit ins Leben hinüber; dem Verkehr bei den Insassen der unmittelbar benachbarten Klöster — der Pfarrschule des angrenzenden Thomasklosters gehörte er auch als Extraneer an — dankt er vielleicht die Grundlage, aus der seine echte Herzensfrömmigkeit entsprießen konnte. Lebhaft wirkten die ernsten Ereignisse des kriegerischen Zeitalters auf ihn ein, ohne freilich seine idealistisch angelegte Natur irgendwie zu verdüstern. Daheim zollte man der Poesie und allem edlen geistigen Streben stets Theilnahme, und auch anderwärts fand T. früh dichterische Anregung, z. B. als er nebenan als Gespiele des einzigen Töchterchens der Freifrau Heer von der Burg, geborenen Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen öfters allegorische Festspiele schaute. Als tüchtiger Schüler vertrat er einmal bei einem plötzlichen Erscheinen der Kaiserin Karoline Auguste die Geschichtskenntnisse der Klasse; seitdem gehörte seine Sympathie der Habsburger Dynastie. Außer mannichfachen Prosaversuchen goß er eigene Gefühle in Verse. Ein Lied des Fünfzehnjährigen componirte sein Gesangslehrer und rückte es in die Zeitschrift „Hyllos“ ein. Seitdem er darauf, ermuntert durch eine Zusage (Januar 1823) des vielseitigen Professors W. A. Gerle, Herausgebers des Prager Unterhaltungsblattes „Der Kranz“, seine angebotenen Kleinigkeiten aufzunehmen, häufig anonyme, pseudonyme und unterzeichnete Beiträge gedruckt sah und auch Karoline von Woltmann, die seit 1824 die Redaction führte, ihn unter den Mitarbeitern willkommen hieß, begleitete das schriftstellerische Schaffen sein Tagewerk bis ans Lebensende.

Vorerst durfte er noch als Hörer der Philosophie und in der Bekanntschaft mit verschiedenen etwas älteren deutsch-böhmischen Litteraten, besonders K. Egon Ebert, seinen Lieblingsneigungen obliegen. Aber der Tod des Vaters, 1826, gebot Concentration auf einen Brotberuf, und so widmete er sich, von seinem Vormunde, dem als juristischer Schriftsteller bekannten Professor Ritter von Kopetz treulich unterstützt, der Rechtswissenschaft. Sofort nach dem Abschlusse dieses Studiums, 1829, trat er in den Staatsdienst, und zwar zog es ihn da von Anfang an zum Finanzfach: am 4. December leistete er beim Gefällen-Inspectorat Teplitz den ersten Diensteid. Der junge Conceptspraktikant kam 1830 in das Präsidialbureau der Cameral-Landesverwaltung zu Prag, functionirte Ende 1831 mehrere Monate als Actuar einer Forst-Systemalcommission und wurde dann auf seinen wiederholten Wunsch zur Domänenverwaltung versetzt, und zwar 1838 als Concipist. 1843 rückte er zum Bezirkscommissar 2. Classe, 1847 1. Classe auf. Ersteren Posten versah er mehrere Jahre in Leitmeritz, lernte dabei den Norden Böhmens genau kennen und arbeitete auf Grund amtlicher Beobachtungen und weiteren Nachforschens ein umfängliches Werk „Die Elbe-Schifffahrt in ihrer gesetzlichen Begründung und in ihren topographischen und commerciellen Beziehungen“ aus. Schon nahm es ein Verleger unter die Fittige, als die infolge der vielen Aenderungen von 1848 nöthig werdende Umschmelzung, die der erneute Ruf nach Prag und 1850 der nach Wien vereitelten, das Manuscript ungedruckt ließ; viele werthvolle Notizen zur Nationalökonomie und Culturgeschichte liegen darin ungehoben. 1848 ward T. Cameralsecretär für die Prager Domänenabtheilung, die er 1848/49 unter schwierigen Umständen als selbständiger Referent leitete. Ein weiteres, seinen schier allseitigen Fähig-

leiten günstigeres Feld gewann er 1850, als er gemäß der für Fragen des Religions- und Studienfonds gesammelten Erfahrungen Secretär im österreichischen Ministerium für Cultus und Unterricht wurde, wo ihm das Referat über die Landesschulbehörden zufiel. Hier fand er sich von den Geschäften befriedigt, auch maßgebenden Orts anerkannt, was sich 1854 in der Beförderung zum Statthaltereirath zu Ofen aussprach. Daselbst hat er nun als Referent fürs Cultus- und Unterrichtsressort die pädagogischen Einrichtungen kräftig und zielbewußt gefördert und die Hochschulen in der noch heute geltenden Richtung organisirt. Der Budapester Universität und der technischen Schule verhalf er zu bequemeren Räumlichkeiten und gediegeneren Lehrmitteln und setzte sich für gebührende Ausstattung und pecuniäre Sicherung des Nationalmuseums, für Vermehrung der Mittel- und Volksschulen mit Erfolg ein. Zum Dank für sein eifriges Wirken für Ofens Schulanstalten, insbesondere sein Eintreten für die neue Ober-Realschule, verlieh ihm, dem für diese Wirksamkeit auch der päpstliche Christusorden zu theil ward, die Stadt ihr Ehrenbürgerrecht. Dies geschah, als das deutsche Regiment dort schon in den letzten Zügen lag, 1860, und noch im selben Jahre kehrte T., seit Einführung der Staatsexamina auch Präses der wissenschaftlichen Prüfungscommission, mit den übrigen oberen Beamten deutscher Nationalität dem Magyarenlande den Rücken und verwerthete die unfreiwillige Dienstpause in Wien zu litterarischer Thätigkeit.

Im J. 1863 berief man T. als Sectionsrat in die Ministerialabtheilung für Cultus und Unterricht. Aber 1864 übernahm er bei dem erwachten starken Drange zur Ausnutzung der brachen Liegenschaften nach Beginn der Stadterweiterung das Referat über die Staatsbauten und förderte seitdem als administrativer Regierungsvertreter mehrere Werke der strebsamen Architekten, die dem bis dahin im Kasernenstil verkümmert gebliebenen Wien ein anmuthigeres Aeußeres gaben, so die Elisabethkirche, das Museum für Kunst und Industrie, das Chemische Laboratorium, das Akademische Gymnasium. Auch trug er zur Neugestaltung der technischen Hochschulen bei und fungirte seit 1865 zugleich als Mitglied der Centralcommission für Erhaltung der Bauwerke. 1867 stieg er zum Ministerialrath auf, und 1870 bewilligte man dem überaus pflichtgetreuen und hochverdienten Manne nach vierzigjähriger Dienstleistung den Austritt aus dem activen Dienste und ehrte ihn dann mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens, womit ihm (1873) die Ritterwürde mit dem Prädicat „von Tanningen" zufiel. Nachdem er bis dahin aus Liebe zu einer anhänglichen trefflichen Schwester, die für ihn wirthschaftete, auf eigenen Hausstand verzichtet — T. gründete dann zum Andenken eine Stiftung für gebildete verwaiste Mädchen — und deren Verlust ihn herbe getroffen hatte, schloß er im Frühjahr 1874 mit Gabriele, Tochter des k. k. Ministerialraths Regner von Bleyleben, eine späte, aber äußerst glückliche, sowohl höchst harmonische, wie behagliche Ehe. 1879 trat er in den endgiltigen Ruhestand über und hat, andauernd geistig außerordentlich regsam und fruchtbar und von zahllosen Freunden und Verehrern mit Beweisen schönster Hochschätzung umgeben — besonders am 80. Geburtstage, 12. Januar 1887 — einen, trotz allmählicher Angriffe der Altersschwäche und fast völliger Erblindung heiteren Lebensabend genossen. In der Sommerfrische zu Langenwang bei Mürzzuschlag in Steiermark, wohin er am 4. Juli 1891 übersiedelte, schien ihn die Alpenluft nochmals zu kräftigen, und unermüdlich studirte und dictirte er, bis er am 1. September starb; auf dem Ortsfriedhofe senkte man ihn, seinem Wunsche gemäß, zur ewigen Ruhe ein. Bis zuletzt auch hatte er seine gemeinnützigen Bestrebungen nicht aus dem Auge gelassen. Schon in der ersten Zeit seiner Beamtenlaufbahn hatte er einen Vorschlag auf Errichtung von Arbeitvermittlungsanstalten gemacht, den das böhmische Landespräsidium empfahl.

Auch war er früh dem Vereine zum Wohle entlassener Sträflinge und hülfsbedürftiger Kinder ein eifriges Mitglied. Ausgedehntere Sorgfalt wandte er später gemeinverdienstlichen Genossenschaften zu: als Ausschußmitglied des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, der Anthropologischen Gesellschaft, vor allem aber zu Gunsten des „Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie". Sowohl überhaupt, wie namentlich bei den segensreichen humanitären Tendenzen widmete T. diesem eine ausgebreitete Hingabe. Eine Reihe von Jahren betheiligte er sich an der, 1872—75 allein geführten Redaction des „litterarischen Jahrbuchs" dieser Corporation, „Die Dioskuren", und lieferte fast zu sämmtlichen Bänden eigene Erzeugnisse. Von einem 2200 Gulden betragenden Capital, das er stiftete, sind die Zinsen für den Unterhalt einer erwerbsunfähigen Beamtentochter bestimmt, und sein Testament stellte noch 14 000 Gulden zu ganz ähnlich gedachten Rentenzwecken dem Vereine zur Verfügung. Kein Wunder bei alledem, daß ihn die dankbare Corporation (1872) zum Ehrenmitgliede ernannte, ihm am genannten Jubeltage eine kunstvolle Adresse überreichte und zu ihm als zu einem Vater und Hüter ihrer glänzend bewährten Institutionen hinaufsah. Ueberhaupt besaß T. bei allen Leuten, mit denen er jemals längere oder intimere Verbindung gehabt hatte, eine ganz ungewöhnliche Beliebtheit, die theils in seinem Entgegenkommen bei amtlichen Dingen, theils in seiner persönlichen Freundlichkeit wurzelte. So ernannte ihn auch die Stadt Arnau im Gitschiner Kreise, die er auf deren Bitten bei Errichtung eines Gymnasiums berathen hatte, nachdem sie ein, später vom Staat übernommenes Untergymnasium erhalten, zum Ehrenbürger. Man darf auf ihn wol die oft gebrauchte Redensart anwenden: Er ließ beim Tode keinen Feind zurück. Eine edle und noble Natur, ein feinsinnig und gründlich gebildeter Geist, ein goldenes Gemüth, diese Charakteristik greift wahrlich nicht zu hoch.

Auch als Mann der Feder tritt T. nicht anders vor uns hin. Wie wäre das auch möglich, wo seine sachmäßigen Darlegungen lediglich Ergebnisse des eigenen emsigen Suchens, seine poetischen Gebilde der Ausfluß seines innersten Grübelns, die Verdichtung dessen waren, was seine selbsterrungene Weltanschauung als recht und wahr erkannt hatte. Ein muthiger Vorkämpfer eines abgeklärten Idealismus, der gleichwohl den Erfordernissen des modernen Geschlechts geziemende Rechnung trägt und sich überzeugt einem mäßigen Fortschritte fügt, ein milder Prediger echter Humanität, mit diesen hohen Würden umkleidet schreitet T. durch die Gefilde der Muse, die ihm von früh an als hehre Göttin, nicht als Magd des Alltags gegolten. 1833 und 1835 hatte er auf Wunsch zur Anwesenheit des österreichischen Kaisers in Prag verschiedene officielle Strophen geliefert und dann seitdem in ungezählten deutschen Zeitschriften des In- und Auslandes, sogar den Cincinnati-West-östlichen Blättern, poetische Arbeiten verschiedenster Art veröffentlicht. Einen wahren Bienenfleiß auf litterarischem Gebiete zu entwickeln vermochte T., der arg in Anspruch genommene Bureaumensch, nur durch eiserne Beharrlichkeit im Verfolg schriftstellerischer Pläne, die er einmal gefaßt, und die neidenswerthe Möglichkeit, stets aus dem Frischen und Vollen zu schöpfen. Metrisches in allerhand Formen und Stimmungen bot er in reicher Fülle dar, wie die novellistischen Sachen anfangs zumeist unter einem Pseudonym, Florus Retland, da man ja im Vormärz den litterarischen Beamten in Oesterreich nicht eben grün war. Die auf Drängen der Freunde 1864 unter dem Titel „Gesungenes und Verklungenes" (als Manuscript) gesammelten Gedichte erschienen unter letzterer Aufschrift als „zweite, vermehrte Auflage" 1887 und bezogen sich in der Ueberzahl auf Leben und Lieben, die Natur und daneben epische Stoffe, von denen einige zu prächtigen Balladen auswuchsen. Sie

brauchten also, obschon von der Kritik und dem ernsteren Publicum beifällig begrüßt, fast ein Vierteljahrhundert zur Erneuerung. Noch hervorragender als diese, die in Gedanken und Fluß der Sprache, in Tiefe der Auffassung wie in Mannichfaltigkeit des Ausdrucks sehr viele Lyriker der Gegenwart schlagen, sind die in dem Paul Heyse gewidmeten „Spruchbüchlein“ (1875; 2. Aufl. 1880; 3. Aufl. 1890) vereinigten Nummern, die eine geradezu ungewöhnliche Anlage für das Epigramm höheren Stils, etwa in Friedrich von Logau's Weise, offenbaren und die Eigenart des Verfassers nach Idee und dichterischer Intuition am vollkommensten verdeutlichen. Nicht der gesuchte spitzige Anfall, die herbeigezerrte Pointe, die kühle Nüchternheit machen sich da breit, sondern ein recht poetisches Gestalten mit volksthümlichem Gepräge. Die Presse stand denn auch nicht an, die Bedeutung dieser Gnomik voll anzuerkennen. In gebundener Rede hat T. dann noch hochbejahrt das jugendlich lebendige, im Verse classisch abgeglichene kleine Epos „Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens“ geschrieben, das Alexander Engel 1892 herausgab. Diese wunderhübsch erzählte Geschichte spielt in der Carbonarizeit am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts und ist in ihrem glatten Hergange mit sinnigen Gedankenperlen und duftigen Liederblüthen durchwoben. Auf erzählendem Felde hat T. sich nach und nach mit einer langen Reihe netter Novellen an vielen Journalen betheiligt, und die Wittwe handelt mit dem beabsichtigten Sammeln dieser zerstreuten, keineswegs oberflächlichen epischen Skizzen nicht nur im Sinne der Pietät.

Dieselbe Bescheidenheit, die ihn sein „Lied“ nur „ein Flüstern des Widerhalls, der in der Harfe bebt, wenn durch die Tempelhallen frei und groß das hohe Lied der Auserwählten schwebt“ nennen heißt, bezeichnet das Verdienst seiner (anonymen) „Aphorismen über die Seele“, die zuerst „Die Reform“ 1879 Heft 6—9 enthielt (3. Aufl. 1884), als „nicht viel mehr, als die Anregung zum Nachdenken über Fragen, welche, wenn sie auch keine endgültige Lösung finden, dennoch der Erkenntniß näher führen können“. Von seiner Gewissenhaftigkeit zeugt auch auf der Schlußseite die Liste der zu Rathe gezogenen Autoren, in der sich die namhaftesten Philosophen und Naturforscher befinden. Wie die Vortragsart hier an seine Neigung zum Spruchmäßigen gemahnt, so das Thema an seine Lieblingsbeschäftigung, die Erforschung psychologischer Probleme. Bis in die letzten Wochen zogen ihn diese an und hat er, namentlich im Anschluß an Wilhelm Wundt, physiologische Psychologie studirt. Neben einschlägigen „Abhandlungen“, die aus dem Nachlasse noch in Druck gehen werden, schrieb er unzählige Essays über theoretisch-philosophische und ästhetische Fragen. Genannt seien: „Ueber das Reale und Ideale“, „Ueber wenig beachtete Arten der Dichtkunst“, „Ueber das Volksthümliche“ (diese nach dem Tode im „Jahrbuche des Volksschriftenvereins“) u. A., meist Vorträge oder solchen entnommen; auch mehr belletristisch gehaltene knappe Skizzen, z. B. „Die letzte Grabrede“. So erstreckte sich sein schöngeistiges Suchen auf mancherlei künstlerische Dinge, wie er ja seit geraumer Zeit für die Ausübung der bildenden Kunst eine unbezwingliche Vorliebe bethätigt hatte. Noch bei Lebzeiten des Vaters hatte er als Volontär die Zeichenschule der Prager Malerakademie besucht, und später war er mit Eifer zum Unterricht des dasigen Theatermalers Antonio Sacchetti und des trefflichen Landschafters A. Piepenhagen gegangen. Nicht nur gewann er da ein vorzügliches Verständniß für die formale Seite künstlerischen Betriebs, sondern auch seine eigenen „landschaftlichen Gemälde, durchaus fein aufgefaßt und zugleich tief gedacht, zeugen von einem sicheren und doch wieder poetisch verklärten Blicke in die Natur, um welchen ihn so mancher Maler von Beruf beneidet haben würde. Noch mit achtzig Jahren stand er an der Staffelei,

trefflich gezeichnete, harmonisch anmuthende Cabinetsstücke schaffend, sich selbst und seine Lieben durch seiner feinen Hände Werke zu erfreuen". Daß er daneben die Litteraturgeschichte bereicherte, indem er unedirte Briefe von Goethe, Jean Paul, Alexander von Humboldt, Tieck, Lenau, Freiligrath mit biographischen und culturhistorischen Erläuterungen herausgab und so die Kenntnis des Innenwesens dieser Geisteskoryphäen zu stützen suchte, vervollständigt uns den Eindruck einer rastlos beweglichen Litteratengestalt, die auch im engeren Fachwissen wiederholt Selbständiges spendete, wie Aufsätze in dem „Archiv für Justizpflege", der „Zeitschrift für Rechtsgelehrsamkeit" und der „Zeitschrift für öffentliche Verwaltung" bestätigen. Ueberall aber rang er nach Greifbarem und Sicherem, und stets erfüllte ihn der Drang, beizutragen zu einem vernunftgemäßen, gesunden Fortschritt.

Die Hauptmasse des reichen Materials, das in diesem Artikel theilweise nur angedeutet werden konnte, stellte die Wittwe äußerst bereitwillig zur Verfügung; sie plant die Herausgabe verschiedener ungedruckter und versprengter Erzeugnisse. An Lebensbildern Tandler's sind anzuführen: der Artikel über ihn in C. v. Wurzbach's Biograph. Lexikon des österr. Kaiserstaates, Bd. 43 (1881), 46a—49a, sehr eingehend und auch eine Anzahl litterarischer Kritiken citirend; (Eduard Fedor) K(astner), J. Tandler. Ein deutsch-böhmischer Dichter [mit Bild]: „Böhmens deutsche Poesie und Kunst", I (1891) S. 145—147, theils aus Wurzbach, theils aus Mittheilungen von Verwandten und Freunden compilirt; Wilhelm du Nord, Josef Ritter Tandler von Tanningen. Ein Gedenkblatt: „Die Dioskuren. Litterarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie", 22. Jahrgang (Wien 1893), S. 237—243, eine liebevolle Charakteristik (vgl. E. K. in der 1. Beilage zur [Münchener] Allgemeinen Zeitung 1893, Sp. 6b), der das obige Citat über Tandler's Malerei entstammt; ein einfacher biographischer Abriß in Fr. Brümmer's größerem „Deutschen Dichterlexikon" II, 416 und in dessen kleinerem fürs 19. Jahrhundert II, 393 f.; Nekrolog in der „Neuen Freien Presse", Nr. 9706 (4./9. 1891, Abendblatt). Ziffernmäßiges über Tandler's Wohlthätigkeit bietet Dr. Rudolf Schwingenschlögl in „Dioskuren" XXII, S. 390. T. selbst pflegte bloß „Gedichte", „Spruchbüchlein" und „Aphorismen über die Seele" anzugeben, wenn man auf Fragebogen ein Verzeichnis seiner Druckschriften erbat; so bei Brümmer a. a. O. und noch in Kürschner's Litteraturkalender für 1891, S. 902. Herrn Hauptmann du Nord in Cilli bin ich für freundliche Notiz und die Anbahnung der Verbindung mit Tandler's Wittwe sehr dankbar. Ludwig Fränkel.

Tangel: Lukas T., herzoglich sächsischer Rath, wurde im Dienste Johann Friedrich des Mittleren zu wichtigen Sendungen, z. B. an den französischen Hof gebraucht. Ferner war er bei den Verhandlungen betheiligt, die die Landestheilung zwischen Johann Friedrich d. M. und dessen Bruder Johann Wilhelm 1565/66 zum Gegenstande hatten. Er zog sich dabei des ersteren Ungnade zu. In scharfem Gegensatze stand er zu Eberhard von und zu der Tann (s. u.). Später finden wir ihn am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig.

A. Beck, Johann Friedrich d. Mittlere, Herzog zu Sachsen. 2 Theile. Weimar 1858. Besonders II, 165. — Th. Distel, Der Flacianismus. Lpz. 1879, S. 34. — Im Hauptstaatsarchiv zu Dresden und im Gemeinsamen Ernestinischen Archiv zu Weimar findet sich über ihn wichtiges handschriftliches Material. Georg Müller.

Tangl: Karlmann T., Philologe und Historiker, geboren am 17. August 1799 zu Wolfsberg im Lavantthale Kärntens und † in Graz am 12. October 1866. Fünf Jahrgänge des vormärzlichen Gymnasiums brachte er als Convictist im benachbarten Benedictinerkloster St. Paul mit bestem Erfolge

hinter sich, übersiedelte dann nach Klagenfurt (1816), um das Gymnasium abzuschließen und die philosophischen Studien zu absolviren, und wanderte (1820) von da nach Graz, woselbst er als Rechtshörer und Hofmeister drei Jahre verlebte. Die Vorliebe für den Lehrerberuf in den humanistischen Fächern bestimmte ihn jedoch, im Herbste 1822 eine Stelle als Lehrer in den Oberclassen des Gymnasiums zu Innsbruck anzunehmen. Schon hier aber regte sich in ihm die Lust zu geschichtlichen Studien und begleitete ihn, nachdem er nebenher die Rechtsstudien abgeschlossen und den Doctortitel in Padua erworben, überdies seinen häuslichen Herd bestellt hatte, 1832 an die Lemberger Hochschule, wo er als Professor der Aesthetik, classischen Litteratur, der lateinischen und griechischen Philologie bis zum Herbste 1851 thätig blieb. Hielt er als Belletrist Beziehungen zu seiner Kärtner Heimath fest, so wurzelt auch seine erste größere historische Arbeit „Reihe der Bischöfe von Lavant" (1841) im vaterländischen Boden. Begreiflicherweise sehnte er sich aus mehr als einem Grunde nach dem Westen Oesterreichs zurück und wurde am 3. Febr. 1850 zum Nachfolger Muchar's für die Lehrkanzel der Aesthetik und classischen Philologie an der Grazer Universität bestellt. Er konnte jedoch diese Stelle erst anderthalb Jahre später antreten, da er noch mit der Organisirung und Leitung der Prüfungscommission für Lehramtscandidaten Galiziens betraut blieb. 1852 und 1858 Rector der Grazer Universität, seit Oct. 1851 Mitglied, seit 1852 Ausschußmitglied des historischen Vereins für Steiermark, wandte T. seine Muße vorzugsweise der innerösterreichischen Geschichtsforschung zu. Vor dem J. 1848 hatte T. wiederholt zur Feder gegriffen, um durch Uebersetzung, Exegese und Propädeutik in seinem Berufsfache, classische Philologie und Aesthetik, litterarisch gemeinnützig zu werden, wie dies 14 Manuscripte seines Nachlasses bezeugen. Die Ungunst der vormärzlichen Verhältnisse trat jedoch diesen Bestrebungen hindernd in den Weg und verleidete ihm sein Streben. Er selbst äußerte sich folgendermaßen darüber: „Ich spreche nur Altbekanntes aus, wenn ich sage, daß man damals das Studium der griechischen und lateinischen Classiker als etwas der Religion. Sittlichkeit und dem Staate gefährliches ansah und daher dasselbe nicht nur nicht förderte, sondern vielmehr unterdrückte. Der beste Beweis hierfür liegt in dem einfachen Umstande, daß man sogar an der Universität die freie Lesung der Classiker nicht gestattete, sondern selbst den Hörern der Philosophie Chrestomathien vorschrieb." — Hatte doch der Lemberger Censor die Kriegslieder des Kallinos und Tyrtaios als staatsgefährlich gestrichen. Umsomehr vertiefte sich T. in die genealogisch-historische Erforschung der Vergangenheit Innerösterreichs, und so bieten seine Abhandlungen über die Eppensteiner, die von Soune, von Saneck, die Pfannberger, die Grafen von Heunburg, die Herrn von Windischgraz (1850 bis 1866) u. a. das Ergebniß fleißiger und gewissenhafter Studien auf breiter Grundlage.

Als T. am 6. Januar 1863 sein vierzigstes Dienstjahr erreichte, trat er, kränkelnd und augenleidend, in den Ruhestand (17. März 1863). Es war ihm nicht vergönnt, eine seiner wichtigsten Arbeiten, die Fortsetzung des Ankershofenschen Handbuchs der Geschichte Kärntens für die Epoche vom Ausgange des letzten Sponheimers Ulrich III. (1269) bis zur Vereinigung des Herzogthums mit den habsburgischen Ländern (1335) über die Zeit von 1269—1276 zu führen. Mitten in der Herstellung der ersten Druckbogen des 4. Heftes raffte ihn der Tod hinweg.

Göth's ausführliche biographische Skizze im XV. Hefte d. Mitth. d. hist. Ver. f. St. (1867), Gedenkbuch S. XXIX—XLVIII, mit d. Verzeichniß der gedruckten u. ungedruckten Arbeiten Tangl's. — Dazu Wurzbach, Oesterr. biogr. Lex., XLIII. Bd. (1881), S. 50—54. v. Krones.

Tank: Heinrich T., Marinemaler, wurde im J. 1808 zu Hamburg (oder Altona) geboren, verbrachte aber seine Jugend in Kopenhagen, wo sein Vater als Kaufmann lebte. Nachdem er sich auf der dortigen Akademie zu einem tüchtigen Künstler ausgebildet hatte, wandte er sich im J. 1835 nach München, wo es ihm gelang, sich in kurzer Zeit einen Namen zu machen. Seine beste Zeit fiel in die Mitte der vierziger Jahre, dann aber fingen sich seine materiellen Verhältnisse zu verschlechtern an und gleichzeitig trat eine Abnahme seines künstlerischen Vermögens ein, die auch dann noch anhielt, als sich seine äußere Lage unter Beihülfe des ihm befreundeten Herzog Max in Baiern wieder verbesserte. In seinen Bildern behandelte er durchweg nur das Leben und Treiben auf und an der See, wobei er außer dem landschaftlichen auch das figürliche Element nicht vernachlässigte. Als ein Vorzug seiner Gemälde wird namentlich ihre wohlgelungene Farbengebung gerühmt. T. starb zu München in seinem 65. Lebensjahr am 15. Juni 1872.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon, 18. Bd. München 1848, S. 100. — Unsere Zeit, N. F. 8. Jahrg. II, 1872, S. 571. — Allgem. Zeitung 1872, Beilage 1871, S. 2604. H. A. Lier.

Tann: Eberhard von und zu der T. (Thann), sächs. Geheimer Rath des 16. Jahrhunderts, in den Fragen der äußeren, inneren, auch kirchlichen Politik vielfach verwendet, war geboren zu Vacha 1495. Ursprünglich zum geistlichen Berufe bestimmt, wurde er von dem Augustiner Basilius Monner unterrichtet, studirte sechs Jahre in Wittenberg, dann noch in Erfurt, Bologna, Padua und Freiburg. Während seines ganzen Lebens bewahrte er sich großes Interesse für die Wissenschaft, namentlich die Theologie. Mit Justus Menius stand er auf freundschaftlichem Fuße, zu Luther hatte er von Wittenberg her Beziehungen, L. Hadamarius widmete ihm 1537 eine Geschichte der Christenverfolgungen in Afrika unter Genserich und Hunerich. 1527 wurde er kursächsischer Rath, 1528 Schloßhauptmann auf der Wartburg und Amtmann zu Eisenach. In dieser Stellung hatte er mit der wiedertäuferischen Bewegung zu thun. Ueber sie, namentlich über den Pfarrer Melchior Rink, sprach er sich eingehend in einem Berichte vom 10. November 1531 aus. 1532 und 1545 wurde er zur Visitation, 1533 zur Münzverwaltung herangezogen. Mehrfach nahm er an den kirchlichen Verhandlungen theil, so in Marburg 1529. Im J. 1536 wurde er mit den schweizerischen Abgesandten, die auf der Rückkehr von dem Wittenberger Einigungsversuche in Naumburg von dem Kurfürsten zum Frühstück eingeladen wurden, mit zur Tafel gezogen. 1539 war er bei der Einführung der Reformation in Mühlhausen i. Th. thätig, 1540 bei den Verhandlungen wegen der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Später wurde er Amtmann zu Königsberg in Franken und Geheimer Rath, 1545 Hofrichter. Eine besonders einflußreiche Stellung nahm er bei den schwierigen Auseinandersetzungen nach dem schmalkaldischen Kriege ein im Dienste des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren. Als dessen Vertrauensmann wurde er an verschiedene Höfe gesendet. Wie er früher den Reichstagen zu Worms 1539 und zu Nürnberg 1542 beigewohnt hatte, so nahm er jetzt an den Interimsverhandlungen zu Augsburg 1547/8 theil. In finanziellen und Hofhaltungsfragen war sein Rath maßgebend. Auch in den theologischen Auseinandersetzungen der folgenden Jahre spielte er eine entscheidende Rolle. Er verlor erst seinen Einfluß, als er in dem Streite zwischen Flacius und Strigel für den ersteren eintrat, während der Herzog und der Kanzler Brück sich für den letzteren entschieden. Auch von auswärtigen Höfen wurde er wegen seiner Stellung angegriffen. So schrieb die Kurfürstin Anna von Sachsen deshalb an die Gemahlin Johann Wilhelm's. Trotzdem wurde er noch im J. 1567 an den

kurfürstlichen Hof geschickt, um dem Verhör des Herrn v. Schönburg beizuwohnen. Er starb 1574 als sachsen-eisenachscher Geheimer Rath. — Seine Söhne wurden von Justus Menius erzogen. Eine Tochter Adelheid war an Apel v. Berlepsch, den Sohn von Hans v. Berlepsch, verheirathet.

Bayerische Zeitung 1864, Nr. 195, 196: Eberhard v. d. Tann, als Staatsmann z. Zeit d. Reformation. — A. Beck, Johann Friedrich d. Mittlere, Herzog zu S.-Weimar, 1858, II, 165 f. — Schmidt, Eberhard v. d. Thann, Progr. d. Realgymnasiums z. Eisenach, 1873. Auch die Besprechung dieser Schrift v. S(eidemann) in den Mittheilungen d. K. S. Alterthums-Vereins, Heft 29, S. 124. — D. Martin Luther's Briefe, hrsg. v. de Wette-Seidemann IV, 406, 607; VI, 267. — J. Köstlin, Martin Luther. Elberfeld, 1883, II², 325, 537, 665. — Th. Kolde, Martin Luther. Gotha 1889, II, 311, 383, 516, 596. — Th. Kolde, Analecta Lutherana. Gotha 1883, S. 230. — Dr. Martin Luther's Briefwechsel, hrsg. v. Burkhardt. Leipzig 1866, S. 205, 441 f. — Burkhardt, Gesch. d. sächs. Kirchen- u. Schulvisitationen. Leipzig 1879, S. 125, 196. — Hummel, Neue Bibliothek III, 312 f. — Opera Poetica Euricii Cordi p. 258. — Cyprian, Cl. Virorum epistolae CXVII e Bibl. Goth. autographis. 1714, 4, p. 28 fg., 503. — Th. Distel, Der Flacianismus. Leipzig 1879, S. 34, wo auch eine scharfe, von Kurfürst August v. Sachsen eigenhändig geschriebene Grabschrift abgedruckt ist. — Im Hauptstaatsarchiv zu Dresden und dem Gemeinsamen Ernestinischen Archiv zu Weimar finden sich über ihn handschriftliche Nachrichten.

Georg Müller.

Tann: Heinrich v. d. T., geboren 1650 als Sohn des kaiserlichen Obristlieutenants Friedrich v. d. T. († am 23. März 1667. Vgl. Dulce sub onere refugium. Gießen 1668, Leichpredigt, welche Johann Herbert, Pfarrer in Tann, bei der am 23. April 1667 erfolgten Beisetzung hielt) und der Susanna Barbara Heussin v. Eussenheim. Er studirte in Genf und Straßburg, wurde 1692 Ritterrath und 1695 Ritterhauptmann des Ortes Rhön u. Werra, 1698 Director aller sechs Orte der fränkischen Ritterschaft. Nachdem er seit 1700 fürstlich fuldischer Geheimer Rath und Obermarschall gewesen, trat er in kaiserliche Dienste als Reichshofrath über (1704) und wurde in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 1714. Seine Gemahlin war Amalie Rosine Marie geb. v. Streitberg.

Kretzschmar.

Tann: Ludwig Samson Arthur Freiherr von und zu der T.-Rathsamhausen, königlich bairischer General der Infanterie, wurde am 18. Juni 1815 zu Darmstadt im Hause seines Großvaters, des Regierungspräsidenten Freiherrn v. Rathsamhausen, dessen älteste Tochter Tann's Mutter war, geboren. Mit diesem starb die aus dem Elsaß stammende Familie der Freiherrn v. Rathsamhausen im Mannesstamme aus. Durch königlichen Erlaß vom 21. Mai 1868 wurde der aus der Verheirathung seiner beiden Töchter mit zwei Brüdern v. d. T. hervorgegangenen Nachkommenschaft gestattet den Namen Rathsamhausen dem ihrigen hinzuzufügen. Des Neugeborenen Taufpathen waren König Ludwig von Baiern, der mit dem Vater sehr befreundet war, und der Großvater Rathsamhausen; den Namen Arthur erhielt er zum Andenken an seinen Geburtstag, den Schlachttag von Waterloo, nach dem Herzoge von Wellington. Seine Kinderzeit verlebte er meist auf dem im J. 1866 preußisch gewordenen Stammschlosse zu Tann in der Rhön, wo die Familie den größten Theil des Jahres hindurch lebte, während sie im Winter für einige Monate nach Darmstadt zog. Sein Unterricht war Hauslehrern anvertraut, wurde aber vom Vater, dem Freiherrn Heinrich v. d. T., einem gelehrten Manne, der nachdem er die Rechte studirt und im Staatsdienst gestanden hatte, ganz den Wissenschaften lebte,

sorgsam überwacht, bis der Sohn am 2. Nov. 1827 behufs fernerer Erziehung der kgl. Pagerie zu München übergeben ward. Seine vortrefflichen geistigen und körperlichen Anlagen entwickelten sich hier auf das günstigste. Er war der Liebling Aller, seiner Lehrer und seiner Mitschüler, auf die letzteren äußerte er schon früh großen Einfluß. 1831 wurde er im evangelischen Betsaale der alten Residenz confirmirt. Die Natur hatte ihn augenscheinlich zum Soldaten bestimmt. Daher wählte er bei seinem Austritte aus der Pagerie den Militärstand zu seinem Lebensberufe. Am 1. August 1833 zum Junker im 1. Artillerieregimente ernannt, rückte er schon am 26. October des nämlichen Jahres zum Unterlieutenant bei demselben auf. Veranlassung zu dieser raschen Beförderung war ein Mangel an Artillerieofficieren, welchen die Uebernahme einer Anzahl derselben in griechische Dienste veranlaßt hatte. Aus diesem Grunde blieb die von Tann's Vater gehegte Absicht, den Sohn vor seinem Eintritte in den Dienst eine Zeit lang studiren zu lassen, unausgeführt. Seine Garnison war München und mit großem Eifer widmete er sich hier dem praktischen Dienste bis im J. 1840 seine Versetzung als Oberlieutenant in den Generalquartiermeisterstab, dessen Chef Generalmajor v. Baur war, seiner Thätigkeit ein anderes Feld anwies. Die theoretische Ausbildung, welche ihm dort zu theil wurde, war er bestrebt durch praktische Erfahrungen zu ergänzen. Die Erfüllung des Wunsches, in Spanien mit den Karlisten zu fechten, ward ihm verweigert, dagegen erhielt er die Erlaubniß 1842 den österreichischen Manövern unter Radetzky in Oberitalien und den preußischen am Rhein beizuwohnen und im folgenden Jahre machte er, nachdem er im Gefolge des Prinzen Karl von Baiern zu Manövern in Ostpreußen commandirt gewesen war, in Algier einen Kriegszug unter General Bugeaud mit. Nach seiner Heimkehr wurde er an den Hof des Kronprinzen, nachmaligen Königs Maximilian II. Josef, in Bamberg berufen. Der Prinz wünschte einen Officier an seiner Seite zu haben, der ihm nicht allein ein treuer Diener sein, sondern auch ein wahrer Freund werden könne. Dazu hatte der Pagenhofmeister Dr. Johann Georg Müller, Tann's früherer Lehrer, im Januar 1844 diesen empfohlen. Die Erwartungen, welche Müller an das durch ihn herbeigeführte Verhältniß knüpfte, sind vollständig in Erfüllung gegangen. Noch im Herbst jenes Jahres ward T. zum Hauptmann im Generalstabe befördert, im nächsten erfolgte seine Ernennung zum Adjutanten des Kronprinzen, welchen er 1846 auf einer zur Bekanntmachung mit den dortigen militärischen Einrichtungen bestimmten Reise nach Preußen, 1847 bei einem längeren Besuche Griechenlands begleitete. Von Würzburg aus, wo der Kronprinz den Winter 1847/48 verlebt hatte, ging T. mit diesem, als er den Thron bestieg, nach München. Am 31. März 1848 ward er zum Major und zum königl. Flügeladjutanten ernannt. Wenige Tage vorher hatten sich die Elbherzogthümer gegen das dänische Regiment erhoben. Die Begeisterung, welche ihr Vorgehen im ganzen deutschen Vaterlande wachrief, verbunden mit dem glühenden Wunsche, das Waffenhandwerk endlich im Ernste des Krieges auszuüben, den Friedensdegen im Kampfe zu erproben, bestimmten T., der am 24. März eingesetzten provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins seine Dienste anzubieten. Die Erlaubniß dazu war die erste Gnade, welche er von seinem Könige erbat. Nachdem seiner Bitte willfahrt war, ging er mit sechs seiner Kameraden nach dem Norden ab. Am 10. April traf er in Rendsburg ein. Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Höchstcommandirende der schleswig-holsteinischen Streitkräfte, stellte ihn an die Spitze eines Freicorps. Der Armeebefehl vom 11. April verkündete seine Anstellung als Commandeur des Hamburger Corps und der demselben angeschlossenen Kieler Turner und Magdeburger Freiwilligen. Damit war der rechte Mann an den rechten Ort gestellt.

Tann's ganze Persönlichkeit, gehoben durch seine Eigenschaft als Flügeladjutant des Königs von Baiern und die von ihm getragene Uniform eines solchen, sein ritterliches Auftreten, seine vornehme Denkungsweise, verbunden mit seinen militärischen Fähigkeiten und seiner Gabe Menschen jeder Art zu behandeln, ließen ihn vorzugsweise und vor Anderen, die in ähnlichen Stellungen waren, geeignet erscheinen zur Führung von Truppen, wie sie ihm hier geboten wurden. Der Beweis ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 12. April konnte T. einen solchen beibringen. In der Dunkelheit dieses Tages hatten in den Straßen von Eckernförde Theile seines Freicorps auf einander geschossen. Innere Zwietracht und gegenseitiges Mißtrauen, welche aus dem Vorfalle entsprangen, brachten eine Stimmung zuwege, welche das Auseinanderlaufen des ganzen Corps in Aussicht stellte. Sein Auftreten bannte die Geister und machte ihn im Verein mit seinem tapferen Verhalten in einem bald darauf, am 21., bei Altenhof gelieferten Gefechte zum erklärten Lieblinge aller Freischaaren, nicht allein der ihm unmittelbar unterstellten. Diese selbst aber wurden der Heeresleitung bald zur Last und als T. dieses empfindend am 3. Mai seine und seines, des 3., Freicorps Enthebung von der übernommenen Kriegspflicht anbot, ward sie gern gewährt. Als er aber am 17. mit den Seinen in Rendsburg eintraf, zeigte es sich, daß die provisorische Regierung durch die Stimme der Bevölkerung beeinflußt ihn nicht ziehen zu lassen wünschte. Er kam der an ihn gerichteten Aufforderung gern nach und schloß am 1. Juni mit der Regierung ein Uebereinkommen ab, auf Grund dessen er aus den übrigen ein nach ihm benanntes Freicorps bilden sollte. Es durfte bis zu 1200 Mann stark sein, die Wahl der Officiere und Zugführer, die Gliederung der Truppe ꝛc. blieben ihm allein überlassen. An die Uebernahme des Commandos knüpfte er die Bedingungen, daß der Höchstcommandirende, General v. Wrangel, die Uebereinkunft genehmige und daß er das Freicorps sofort an den Feind bringe. Beides wurde zugestanden. Mit dem Auftrage, zunächst nach Uck, 1 Meile südwestlich von Apenrade, zu marschiren und von da aus selbständige Unternehmungen gegen den bei Hadersleben stehenden Feind auszuführen, rückte er am 3. von Rendsburg nach Norden ab, brach am Abend des 6. mit 400 Mann, welche auf Wagen gesetzt waren, von Uck auf, überfiel in der Nacht zum 7. die bei Hoptrup stehende Vorhut der Dänen, nahm ihnen nach tapferer Gegenwehr 1 Geschütz, 3 Munitionswagen, 18 Pferde und 32 Gefangene ab, veranlaßte sie durch seinen Angriff das nördliche Schleswig zu räumen und kehrte unbehelligt nach Uck zurück. Sein eigener Verlust betrug 3 Todte und 27 Verwundete. Für seine Waffenthat verlieh ihm König Friedrich Wilhelm IV. den Rothen Adlerorden 3. Classe; die höchste in seinem engeren Vaterlande zu erlangende Anerkennung ihres Werthes durch ein in Gemäßheit der Ordensstatuten von ihm einzureichendes Gesuch um Zuerkennung des Militär-Max-Josef-Ordens zu erbitten, weigerte er sich in angeborener Bescheidenheit, trotz Zuredens von Freunden und Vorgesetzten. Nur die königliche Weisung ein solches Gesuch einzureichen konnte ihn dazu bestimmen. Diese erging, nachdem zwei seiner Kriegskameraden, die Hauptleute Graf Bothmer und Aldosser vom bairischen Generalstabe, den König gebeten hatten T. den Orden zu verleihen und daraufhin ward ihm die Auszeichnung später zugesprochen. Bis zu Ende des Monats Juni blieb er mit seinem auf zwei Bataillone gewachsenen Corps in Apenrade stehen, nahm dann an Wrangel's Unternehmen gegen Hadersleben theil und kehrte, als es in den Herzogthümern nichts mehr zu thun gab und sein Freicorps aufgelöst war, nach München, wo ihm ein glänzender Empfang bereitet wurde, und in seine Stellung als Flügeladjutant zurück. Der König ernannte ihn zum Oberstlieutenant. Im selben Jahre starb sein Vater.

Im folgenden ward er von neuem auf den nordalbingischen Kriegsschauplatz berufen, auf welchem er dieses Mal gemeinsam mit seinen Landsleuten fechten durfte. Baiern entsandte eine Brigade zum Reichskriege gegen Dänemark, welche mit einer königlich sächsischen die 1. Division der Bundestruppen unter dem bairischen Generallieutenant Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg bildete. Ihm ward Oberstlieutenant v. d. T. als Generalbstabschef beigegeben. In dieser Eigenschaft war er an der am 13. April erfolgenden Einnahme der Düppelstellung betheiligt. Nach Beendigung der Feindseligkeiten kehrte er mit den bairischen Truppen in die Heimath zurück, die er jedoch bald wieder verließ um sich die Vorgänge auf dem ungarischen Kriegsschauplatze anzusehen, wo er in der Umgebung des Feldmarschalllieutenants v. Haynau der Einnahme von Komorn beiwohnte. Nach Beendigung des Winters 1849/50 ward Schleswig-Holstein von den deutschen Mächten sich selbst überlassen und im Frühjahr 1850 schickte das Land sich an Dänemark nur auf die eigene Kraft gestützt entgegenzutreten. General v. Willisen trat an die Spitze des jungen Heeres, T. erbat und erhielt von seinem Könige die Erlaubniß in den Reihen desselben der Sache zu dienen, für welche er schon zweimal gefochten hatte. Nachdem ihm der Abschied aus bairischen Diensten bewilligt war traf er am 13. Juli in Rendsburg ein und wurde als Chef des Generalstabes angestellt. Es war eine Verwendung, welche seiner Eigenart wenig zusagte, ein Commando in der Front hätte besser für ihn getaugt. Der unglückliche Ausgang der am 25. Juli geschlagenen Schlacht bei Idstedt, in welcher das Schicksal der Herzogthümer entschieden wurde, ward durch die Heeresleitung selbst herbeigeführt. In unseliger Verblendung ließ sie sich, statt einen kräftigen Versuch zur Ausbeutung der an einer Stelle des Kampfplatzes errungenen Vortheile zu machen, durch Mißerfolge an anderen Orten zum Rückzuge bestimmen. Wenn die Verantwortung dafür in erster Linie auch den Heerführer und den Souschef seines Stabes, Major Wyneken, trifft, auf dessen Rath Willisen handelte, so ist doch T. als erster Gehülfe des letzteren und sein berufener Rathgeber von der Mitschuld nicht freizusprechen. Nachdem darauf die schleswig-holsteinische Armee eine feste Stellung bei Rendsburg bezogen hatte war es T., welcher die Ansicht vertrat, daß sie dort nicht unthätig bleiben dürfe, sondern, sobald sie sich wieder gekräftigt haben würde, die Offensive ergreifen und inzwischen in vereinzelten Unternehmungen sich versuchen müsse. Die Leitung der bedeutendsten unter letzteren, ein Angriff auf das von den Dänen besetzte Friedrichsstadt, ward ihm übertragen. Das Unternehmen sollte außerdem dazu dienen, der Regierung die reichen Hülfsquellen der von Friedrichstadt beherrschten Landschaft Eiderstedt wieder zu eröffnen. Das Unternehmen schlug fehl. Gegen Willisen's Wunsch und Ueberzeugung in das Werk gesetzt, ohne genügende Hülfsmittel und Vorbereitung ausgeführt, standen seinem Gelingen so große, in den Bodenverhältnissen beruhende Schwierigkeiten entgegen, daß nur besondere Glücksfälle zu einem solchen hätten verhelfen können. Am 29. September begann die Beschießung der feindlichen Werke, am 4. October ward zum Sturme geschritten. T. selbst schreibt, daß er unternommen sei, weil die Ehre der Armee nicht gestattet habe abzuziehen ohne einen Angriff auf die Außenwerke versucht zu haben und weil man dem Lande und den politischen Verhältnissen ein entschiedenes Vorgehen schuldig gewesen sei. Der Versuch mißlang und bald darauf kam Tann's Thätigkeit in den Herzogthümern dadurch zum Abschlusse, daß sein König ihn zurückrief. Am 29. October ließ er ihm schreiben, daß er erwarte, T. werde angesichts der für das bairische Heer zu gewärtigenden Theilnahme an dem zwischen Preußen und Oesterreich drohenden Kriege ungesäumt seinen Abschied nehmen. Dieser gehorchte und trat in sein früheres Dienstverhältniß als Oberst-

nt und königlicher Flügeladjutant zurück, in welchem er, 1851 zum 1855 zum Generalmajor befördert, verblieb bis er 1859, als wiederum n Sicht kam, zum Commandeur der 1. Infanteriebrigade mit dem Sitze nchen ernannt wurde. In diese Zeit fällt seine 1852 erfolgte Verg mit Gräfin Anna Voß, Tochter des Grafen Voß auf Giewitz in burg-Schwerin, fallen zahlreiche Reisen im Gefolge des Königs, dessen ßiger Begleiter auf Jagden wie in fremde Länder und steter Gesellschafter und der sich außerdem seiner Dienste für mancherlei, namentlich mili- Arbeiten bediente. Auch nach seinem Scheiden aus der Stellung als djutant dauerte dieses Verhältniß fort und von Augsburg, wohin er gleichzeitig zum Generallieutenant befördert, als Generalcommandant der ision versetzt worden war, wurde er noch im nämlichen Jahre an die der 1. Division nach München zurückberufen. Seines königlichen Freunchfolger, König Ludwig II., brachte ihm das gleiche Vertrauen entgegen, sein Vater T. geschenkt hatte. Er ernannte T. zu seinem Generaladju- und entsandte ihn an die norddeutschen Höfe um den Thronwechsel an. Bei dieser Gelegenheit gab ihm König Wilhelm von Preußen Ge- it dem Sturme auf die Düppeler Höhen, die T. selbst fünfzehn Jahre schon einmal zu erobern geholfen hatte, am 18. April 1864 als Zuschauer hnen.

o kam das Jahr 1866 heran. Es war das schwerste seines Lebens, n Prüfungen, an Enttäuschungen und an bitteren Erfahrungen. Aus Ueberzeugung dem Kriege mit Preußen abgeneigt, weil er ihn für einen rieg hielt und weil er die Vorzüge der preußischen Armee, die Mängel chwächen des eigenen Heeres und der Heere der Verbündeten Baierns mußte er an demselben in einer Stellung theilnehmen, deren Träger mäß für den übelen Ausgang hauptsächlich mitverantwortlich gemacht Er stand dem Oberbefehlshaber der mobilen Armee, Prinz Karl von als Chef des Generalstabes zur Seite. Am 21. Mai wurde er dazu . Lieber wäre er an der Spitze seiner Division in das Feld gezogen. Wien und in das Hauptquartier der österreichischen Nordarmee entsendet er am 16. Juni nach München die Ueberzeugung zurück, daß jene ihren n nicht gewachsen sein würde. Aber inzwischen hatte Baiern Partei er- und als die bairischen Truppen zu kriegerischer Thätigkeit kamen war die idung des Feldzuges auf dem Schlachtfelde von Königgrätz gefallen. In cht, welche dem 3. Juli voranging, erfolgte bei Immelborn der erste nenstoß. Am 4. kam T. zum ersten Male bei Zella selbst ins Feuer, m wohnte er den Kämpfen bei Kissingen (10. Juli), wo er durch einen am Halse contusionirt wurde, bei Uettingen (25. Juli) und Hettstädt uli) bei. Am 13. schon war vom Ministerium des Auswärtigen die g eingetroffen weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Daß sie nicht volle tung fand hatte seinen Grund darin, daß die preußische Heeresleitung der Ausnützung ihrer Erfolge nicht aufhalten ließ. — Ein ganz anderer gegangen war kehrte T. nach München zurück. Vor dem Kriege bei Welt beliebt und hochgeachtet, war er jetzt der besiegte Soldat, dessen Un- die Mißerfolge des Heeres wesentlich mitverschuldet hatte; eine ver- Presse nannte ihn sogar einen verkappten Preußen, der an seinem nde Verrath geübt und absichtlich den Siegeslorbeer aus der Hand ge- hätte. Armee und Unterführer hätten vollauf ihre Schuldigkeit gethan, Oberleitung habe sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Das Heer n Kriegsherr hielten T. hoch, sein gutes Gewissen und die Hoffnung der- nders beurtheilt zu werden gaben ihm die Kraft und die Selbstbeherr-

schung den Angriffen der Presse und den in vielen Kreisen getheilten Ansichten über seine Unfähigkeit und das Mangelhafte seiner Leistungen äußerlichen Gleichmuth entgegenzusetzen, aber sein Haar war ergraut und der Keim zu dem Herzleiden, welchem er später erlag, mag in diesem Jahre gelegt sein. König Ludwig II. gab ihm fortdauernd Beweise seiner Werthschätzung, am 28. April 1867 verlieh er ihm die Inhaberschaft des 11. Infanterieregiments, 1869 ernannte er ihn zum General der Infanterie und zum commandirenden General des ersten Armeecorps, Garnison München.

An der Spitze des letzteren zog T. am 31. Juli 1870 in den Krieg gegen Frankreich. Am 6. August kam er bei Wörth zum ersten Male ins Feuer. Die Theilnahme seines Corps am Kampfe dauerte nicht lange, aber sie war ebenso verlustreich wie wirkungsvoll; T. trug, indem er rechtzeitig in das Gefecht des preußischen V. Armeecorps eingriff, wesentlich dazu bei, das Geschick des Tages zu Gunsten der eigenen Waffen zu wenden. Ebenso war ihm vergönnt in den Entscheidungsschlachten von Beaumont und von Sedan, am 30. August und 1. September, eine hervorragende Rolle zu spielen. Namentlich in letzterer Schlacht war es der Fall. Von einer ihm gewordenen Ermächtigung Gebrauch machend, die Zeit, zu welcher er den Kampf beginnen würde, selbst zu bestimmen und den Augenblick zum Angriffe früher zu wählen als die Oberleitung angeordnet hatte, eröffnete er in richtiger Würdigung der Verhältnisse die Schlacht bevor der Morgen graute durch einen Angriff auf das Dorf Bazeilles, welches nach sechsstündigem schwerem Ringen sammt den Höhen von Moncelle in seinen Besitz kam. Sein Zweck war erreicht. Er hatte den Feind festgehalten und ein gutes Stück an dem eisernen Ringe geschmiedet, welcher das französische Heer umspannte. Nach der Schlacht mußte er mit seinem Armeecorps bis zum 11. September auf der Walstatt verbleiben um die Beförderung der Gefangenen nach Deutschland zu sichern und die gemachte Kriegsbeute zu bergen. Dann rückte er in die Linie der Einschließungstruppen vor Paris.

Aber nur für kurze Zeit. Denn neue Gefahr drohte von Süden her durch Truppen, welche sich bei Orléans gesammelt hatten. Am 6. October erhielt T. den Befehl ihnen entgegenzutreten. Zu seiner Verfügung standen außer seinem eigenen Armeecorps die preußische 22. Infanterie- und die 4. Cavalleriedivision, die 2. preußische Cavalleriedivision war angewiesen, in Uebereinstimmung mit ihm zu handeln. Es war der erste Feldzug an der Loire, der damit begann. Ein siegreiches Treffen bei Artenay am 10. October eröffnete denselben. Am 11. folgte nach hartnäckiger Gegenwehr die Einnahme von Orléans. Auf die Besetzung der Stadt und ihrer näheren Umgebung mußte sich mit Rücksicht auf die allgemeinen strategischen Verhältnisse und die zu Gebote stehende Truppenzahl Tann's Thätigkeit einen Monat lang beschränken. Aber während dieser Zeit hatte der Feind ihm gegenüber große Massen gesammelt, mit denen er nördlich der Loire vorrückte. T. entschloß sich Orléans zu räumen um sich der gegnerischen vierfachen Uebermacht bei Coulmiers entgegenzustellen, mußte aber hier am 9. November nach tapferem Widerstande das Feld räumen und zog sich in guter Ordnung gegen Paris zurück. Da der Feind stehen blieb, so hatte der Ausgang des Treffens keine weiteren Folgen. — In Toury angekommen erhielt T. die Nachricht, daß er sammt den ihm bisher unterstellten Truppen, welche übrigens theilweise seit längerer Zeit seinem Commando durch anderweite Verfügungen entzogen waren, so daß bei Coulmiers nur Tann's eigenes Armeecorps und die preußische 2. Cavalleriedivision zur Stelle waren, einer Armeeabtheilung zugetheilt worden sei, deren Oberbefehl dem Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin übertragen war. Mit dieser nahm er an einer gewaltsamen Recognoscirung theil, welche der Großherzog in der zweiten No-

vemberhälfte in der Richtung gegen le Mans ausführte. Sie erwies sich als ein Luftstoß. Die Gefahr drohte von der Loire und dorthin wandte sich in den letzten Tagen des Monats die Armeeabtheilung. Der December brachte ihr harte Kämpfe. Vom bairischen 1. Armeecorps widerstanden am 1. zwei Brigaden bei Villepion mit Erfolg dem Ansturme eines übermächtigen Gegners; am 2., dem Tage von Loigny-Poupry, an welchem T. sich wie gewöhnlich rücksichtslos dem feindlichen Feuer aussetzend einen Prellschuß am Beine erhielt, behauptete das Armeecorps zunächst mit zäher Tapferkeit die eingenommene Stellung und half dann die Erfolge des Kampfes auszunützen, am 4. wirkte es zur Einnahme von Orléans mit und am 5. rückte der General zum zweiten Male in die Stadt ein. Aber die schwersten Tage standen ihm und seinen Truppen noch bevor. Statt eines leichten Vormarsches nach Tours, den man erwartet hatte, brachten sie harte Kämpfe, in denen vom 7. bis zum 10. December die Armeeabtheilung des Großherzogs und demnächst die zu ihrer Unterstützung herangeorderten Truppen nach heißem Ringen den Feind endlich zum Rückzuge bestimmten. — Damit hatte die Theilnahme des Tann'schen Armeecorps am eigentlichen Kampfe ihr Ende erreicht. Das Corps hatte an seiner Kopfstärke in den Decembertagen 245 Officiere und 5406 Mann eingebüßt, davon ein Drittel der Mannschaft und mehr als die Hälfte der Infanterieofficiere auf dem Schlachtfelde; seit dem 8. November befanden sich die Truppen, allen Unbilden der Witterung, zuerst bei anhaltendem Regen und grundlosen Wegen, dann bei schneidender Kälte preisgegeben, fast unausgesetzt auf dem Marsche und in Berührung mit dem Feinde; die Infanterie war nahezu erschöpft; die Pferde waren sehr heruntergekommen, ein Theil der Geschütze war unbrauchbar und es fehlte an Schießbedarf. Daher erfolgte der Befehl das Armeecorps aus der vordersten Linie zurückzuziehen. Es rückte zuerst nach Orléans und von hier am 24. December vor Paris, wo es am 3. Januar 1871 an Stelle des aus der Einschließungslinie nach dem Kriegsschauplatze im Südosten abrückenden 2. preußischen Armeecorps trat. Zu einer Gefechtsthätigkeit wurde es nicht mehr berufen. Es hatte im Laufe des Krieges an Todten und Verwundeten 539 Officiere, 9303 Mann verloren, 12 Feldgeschütze, 1 Adler, 6 Fahnen erbeutet, 5000 Gefangene gemacht und 6 in Schanzen stehen gebliebene Geschütze genommen.

Am 16. Juni nahm T. am Einzuge der Truppen in Berlin theil, einen Monat später rückte er an der Spitze seines Armeecorps in München ein. Er war der Held des Tages. Die Stadt München ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und benannte die Straße, in welcher er viele Jahre gewohnt hatte, mit seinem Namen, die Universität verlieh ihm die Doctorwürde. An die Stelle des Schimpf und Glimpf, welche fünf Jahre früher bei der Rückkehr aus dem Felde ihn empfangen hatten, waren Lob, Jubel und Anerkennung getreten. Das Commandeur- und später das Großkreuz des Militär-Max-Josef- und das Großkreuz des Bairischen Militär-Verdienst-Ordens, das Eiserne Kreuz 2. und 1. Cl. und der preußische Orden pour le mérite waren die namhaftesten der Ordensauszeichnungen, welche seinem Verdienste Rechnung trugen; aus der von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigung überwies ihm Kaiser Wilhelm, der ihn, als T. 1878 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, auch zum Chef des 2. Niederschlesischen Infanterieregimentes Nr. 47 ernannte, eine Dotation im Betrage von 100 000 Thalern und am 1. September 1873 legte er dem Fort Nr. 8 bei Straßburg den Namen „Tann“ bei. Noch ein zweites Festungswerk hält die Erinnerung an den ruhm- und sieggekrönten bairischen Heerführer wach. Es ist das Fort 3 bei Ingolstadt, welches seit dem 20. Februar 1884 „[illegible] von der Tann“ heißt. Aber auch Herbes blieb T. nicht erspart. Im J. [illegible] starb noch nicht zweiundzwanzigjährig, sein einziger Sohn, welcher schon w[illegible]

der letzten Zeit des Feldzuges als Ordonnanzsoldat zu ihm commandirt gewesen war, dann aber krankheitshalber als Chevauxlegers-Lieutenant den Abschied hatte nehmen müssen. Es blieben ihm vier Töchter, von denen zwei sich mit preußischen Officieren, dem Major v. Stülpnagel und dem Hauptmann v. Kampk, vermählten.

Fast zehn Jahre noch war ihm nach der Rückkehr aus dem Felde vergönnt an der Spitze des 1. Armeecorps dienen zu können. Da begannen körperliche Leiden sich geltend zu machen und seine Leistungsfähigkeit zu beeinträchtigen. Das milde Klima von Meran sollte ihm Linderung und Erholung bringen, aber als er wenige Tage vorher dort angekommen war machte am 26. April 1881 ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. — Von den verschiedensten Seiten wird seinem Gedächtnisse Lob gespendet und Anerkennung gezollt. In einem Nachrufe in den „Jahresberichten über die Fortschritte und Veränderungen im Militärwesen", herausgegeben vom Oberst z. Disp. H. v. Löbell (VIII. Jahrgang 1881, Berlin) kennzeichnet der spätere General v. Helvig, welcher unter T. den Krieg von 1870/71 als Generalstabsofficier mitgemacht hatte, letzteren mit nachstehenden Worten: „Mit v. d. T. ist einer der glänzendsten und populärsten Heerführer aus der deutschen und bairischen Armee geschieden. Von persönlich ritterlicher Erscheinung und edelem vornehmem Wesen, war jede kleinliche Eigenschaft ihm ferne geblieben. Als Mensch wie als Soldat war sein eifriges Streben stets nur auf höhere Ziele gerichtet. Sein Umgang war daher gleich interessant für Militärs, Politiker, Gelehrte und Künstler. Von ausgezeichnetem Gedächtniß unterstützt, besaß er bedeutende historische Kenntnisse, ein scharfes nur auf das Praktische gerichtetes Urtheil. Seinen um ihn trauernden Waffengefährten wird seine Kaltblütigkeit und der hohe Muth in allen schwierigsten Gefechtslagen sowol als das treffende Urtheil in Kritik von Friedensübungen stets nur als leuchtendes Beispiel dienen können. Künftigen Geschlechtern aber wird der tapfere v. d. Tann für ewige Zeiten in dankbarer Erinnerung bleiben, denn sein ruhmvoller Name ist mit allen heißen Kämpfen für die Nord- und Westmark Deutschlands innig verflochten." — Paul Heyse, der Dichter, ein Gesellschafter aus den Tagen des König Max, sagt: „Nur wenige Menschen sind mir begegnet, die in so hohem Grade wie v. d. Tann schon auf den ersten Blick den Eindruck machten, als ob alle ihre Gaben und Kräfte, ihr Wollen und Können in einem Gleichgewichte ständen, das so leicht nicht zu erschüttern wäre." Er nennt ihn einen vollendeten Cavalier, einen homme d'action, der Menschen und Umstände zu beherrschen vermöge, weil er sich selbst jeden Augenblick in der Gewalt habe. Und Professor Dr. v. Nußbaum, der berühmte Chirurg, welcher an Tann's Seite den französischen Krieg mitmachte, schreibt: „Sein seltener Muth elektrisirte uns alle so, daß auch uns die Furcht vor den Kugeln verging." Er schildert T. als einen Helden vom Scheitel bis zur Sohle mit dem edelen lieben Gesichte, voll von Noblesse und Wohlwollen. Und so erschien er Jedem, der mit ihm in Berührung kam.

Lebensskizze von Oberstlieutenant H. v. Helvig im 7.—9. Beihefte zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1882. — Desgl. von Hauptmann G. Zernin (Sonderabdruck aus der Allgemeinen Militär-Zeitung). — Brachvogel, Die Männer der neuen deutschen Zeit. Hannover 1875. — H. Helvig, Das 1. bayerische Armeekorps im Kriege 1870/71. Mit Atlas. München 1872.

B. Poten.

Tanner: Adam T., Jesuit, geboren zu Innsbruck 1572, † zu Unken am 25. März 1632. Nachdem er in seiner Vaterstadt und zu Dillingen die humanistischen und philosophischen Studien absolvirt hatte, trat er 1591 in den Jesuitenorden, machte zu Landsberg das Noviziat ab und studirte dann Theo-

logie zu Ingolstadt, namentlich unter Gregor von Valencia und Jakob Gretser. 1596 wurde er Professor des Hebräischen zu Ingolstadt, dann zu München Professor der Controversen und der Moraltheologie. 1599 veröffentlichte er dort seine erste Schrift „De verbo Dei scripto et non scripto et de judice controversiarum". Im November 1601 wurde von dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg zu Regensburg ein Religionsgespräch veranstaltet, bei dem hauptsächlich de norma doctrinae christianae et de controversiarum religionis judice disputirt wurde, also über die Punkte, die T. in seinem Buche behandelt hatte. Die Katholiken waren durch Albert Hunger und J. Gretser vertreten, die Protestanten namentlich durch Aegidius Hunnius, Philipp und Jakob Heilbrunner und David Rungius. Da Gretser erkrankte, trat T. für ihn ein. Er veröffentlichte auch 1602 zu München die „Relatio compendiaria de initio, progressu et fine colloquii Ratisbonensis" (auch deutsch) und dann mehrere Streitschriften über das Religionsgespräch. (Die reiche Litteratur über das Religionsgespräch ist verzeichnet bei de Backer in dem Artikel T.) Nach Beendigung des Religionsgespräches erhielt T. 1603 den theologischen Doctorgrad und wurde dann Professor der scholastischen Theologie zu Ingolstadt. Dort legte er am 29. October 1617 die vier feierlichen Gelübde ab. 1618 wurde er von dem Kaiser Matthias nach Wien berufen, um für Martin Becanus Theologie zu dociren, kehrte aber schon 1619 nach Ingolstadt zurück. Bald darauf wurde er von Ferdinand II. zum Kanzler der Universität Prag ernannt, legte aber nach kurzer Zeit wegen Kränklichkeit diese Stelle nieder. Er war dann drei Jahre Pater Minister, fünf Monate Rector zu Hall in Tirol, dann Studienrector und Professor der heil. Schrift zu Ingolstadt. 1632 verließ er wegen Krankheit — er litt an der Wassersucht — Ingolstadt, um nach Innsbruck zu reisen. Er mußte wegen der unruhigen Zeiten einen großen Umweg machen und starb in dem Dorfe Unken in der Nähe von Salzburg. — Zu Ingolstadt veröffentlichte T. 1618 „Disputationum theologicarum in omnes partes Summae theologicae S. Thomae ll. 4", dazu ein „Supplementum" 1620, dann sein Hauptwerk „Universa theologia scholastica, speculativa, practica" (1626—27 4 Fol.), ferner mehrere polemische Schriften, u. a. „Anatomia Confessionis Augustanae" in drei Theilen (1613); „Defensio Ecclesiae libertatis" (1607, über den Streit Paul's V. mit Venedig); „Apologia contra Monita privata Societatis Jesu"; „Apologia pro Societate Jesu ex Bohemiae regno proscripta" (1618, anonym; aber in einer vermehrten Ausgabe mit seinem Namen 1619); außerdem „Astrologia sacra, i. e. orationes et quaestiones V, quibus explicatur, qua ratione fas sit homini de rebus occultis ex astris judicium ferre" (1615); „Apologeticae orationes pro J. Trithemio" (1630); auch einige deutsche Schriften: „Ketzerisch Lutherthum" (1608, gegen J. Heilbrunner); „Dioptra fidei" (1617, über Messe und Communion unter Einer Gestalt); „Manuductor, Wegweiser oder zehn Kennzeichen, daß die päpstische Kirche die rechte sei" (1639); „Anti-Mylius, Beweis, daß Luther weder in allen noch in einigen der Apostel Lehre zugethan ist" (1630).

In seinem Hauptwerke spricht T. an mehreren Stellen in einer für jene Zeit sehr verständigen Weise über Hexerei und Hexenprocesse. Wie Fr. Spee (s. A. D. B. XXXV, 92) berichtet, wurden seine Ausführungen vielfach angegriffen, und äußerten zwei Inquisitoren, sie würden diesen Menschen, sobald sie ihn in ihre Gewalt bekämen, allsogleich auf die Folter spannen. Nach seinem Tode fanden die Bewohner des Hauses zu Unken, in dem er gestorben war, unter seinen Habseligkeiten ein ihm von seinem Ordensgenossen Christoph Scheiner geschenktes Vergrößerungsglas, in welchem eine Mücke eingeschlossen war. Sie hielten das große behaarte Thier in dem kleinen Glase für einen „Glasteufel"

und den Verstorbenen für einen Zauberer, der nicht in geweihter Erde begraben werden dürfe, wurden aber von dem Pfarrer dadurch beruhigt, daß er die Mücke aus dem Glase herausnahm und ihnen in ihrer natürlichen Größe zeigte und eine andere Mücke in das Mikroskop hineinthat, die nun ebenso aussah, wie der „Glasteufel“.

Fr. X. Kropff, Historia Provinciae S. J. Germaniae superioris. — de Backer. — Hurter, Nomenclator (2) I, 254. — Kobolt, Baier. Gelehrtenlexikon I, 679. — Wurzbach 44, 177 (unter Thanner). — Rapp, Die Hexenprocesse und ihre Gegner aus Tirol, S. 47. Reusch.

Tanner: Georg T., Humanist und Rechtsgelehrter, geboren zwischen 1515 und 1520 in Eberstorf (od. Emerstorf) in Oesterreich, † gegen Ende des Jahres 1580 oder Anfang 1581 in Wien. T. nennt sich selbst in seinen Briefen Emerstorfensis (auch Eberstorfensis) Pannonicus, Austriacus, und erzählt, daß sein Vater Kaspar „in republica Eberstorfensi D. Maximiliani Quaestor“ gewesen. Der junge T. scheint seine philologische und juristische Ausbildung in Leipzig erlangt zu haben; von 1540—56 bereiste er Deutschland, die Westschweiz, Frankreich und Italien, um sich wissenschaftlich weiter auszubilden; namentlich aber, um griechische Codex-Handschriften zu erwerben oder solche abzuschreiben, und hat sich dadurch um die Codex-Ausgaben verdient gemacht. 1549 finden wir T. in Bourges als Schüler des Baro und besonders des Duarenus; 1550 besuchte er Paris; 1551 ging er nach Basel und trat mit Bonifacius Amerbach in freundschaftlichen Verkehr, dann nach Genf, im November nach Lausanne, wo er Hotomannus kennen lernte; die Zeit vom December 1551 bis anfangs 1552 verbrachte er in Straßburg. Von 1553 bis Spätsommer 1556 hielt er sich mit Basilius Amerbach, dem Sohne des Bonifacius, in Padua auf und hörte mit Ersterem die Vorlesungen der Juristen Panzirolus und Gribaldus, sowie die des Philologen Robertellus. Er nennt in den Briefen an Bonifacius Basilius seinen „Mitschüler“, scheint jedoch mehr dessen Mentor gewesen zu sein und besuchte mit ihm 1554 das Himmelfahrtsfest zu Venedig. 1555 erwarb er in Ancona die Handschrift der synopsis minor, welche er herauszugeben beabsichtigte; 1556 hielt er sich kurze Zeit in Rom auf, kehrte im nämlichen Jahre über Bologna in die Heimath zurück und traf im Herbste 1556 in Wien ein. — Während des Paduaner Aufenthaltes (1553—56) hatte er mit vieler Mühe und Ausdauer eine zweite Abschrift der griechischen Novellen nach dem Original in der Marcus-Bibliothek zu Venedig hergestellt, die er im Frühjahr 1556 an Amerbach mit der Bitte sandte, deren Druck vermitteln zu wollen. Verleger Herwagen scheint jedoch hierzu geringe Lust gehabt zu haben und zog die Sache in die Länge, weshalb T. im Mai 1561 sein Manuscript endlich zurückverlangte, um es anderweitig zu verwenden. Vor der Rücksendung wurde es mit Tanner's Zustimmung von Heinrich Agyläus in Basel zu dessen verbesserter Uebersetzung „Justiniani principis novellae constitutiones“ etc. (Basil. 1561, 4°) benützt, und somit ist Tanner's Arbeit wenigstens theilweise auf die Nachwelt gekommen; denn sein Manuscript ging später leider verloren, wodurch die Drucklegung zur Unmöglichkeit wurde. — Eine genaue Darstellung des ganzen Herganges hat Stintzing auf Grund der Quellen in der Einleitung zu seiner Denkschrift „Georg Tanner's Briefe an Bonif. und Basil. Amerbach 1554—67“ (Bonn 1879, S. 8—15) gegeben.

In Wien wurde T. seinem Ansuchen entsprechend auf Antrag des Rectors und Consistoriums vom 3. Januar 1557 am 8. desselben Monats zum professor graecarum literarum ernannt und erhielt 1560 laut Decret vom 30. August „zu der anderen innehabenden Lectur“ noch die Lectura graecae grammaticae. Sein Gehalt betrug 100 fl. Im October dieses Jahres ging er aber-

mals nach Italien, um sich den Doctorhut in Padua zu holen und kam im November über Venedig nach Hause, wo er von seinen Schülern mit Gratulationen und Huldigungsgedichten begrüßt und noch im gleichen Jahre in die philosophische, wie in die juristische Facultät aufgenommen wurde, ein an der Wiener Hochschule keineswegs vereinzelter Vorgang. Seit 1561 nennen ihn die Acten „Jurisconsultus“ und „ordinarius et primarius Graecorum scriptorum interpres“; wiederholt zum „Procurator nationis Austriacae“ erwählt, führte er 1565, dann 1574 das Decanat der Juristenfacultät. Seine Wahl zum Rector (1563) ward auf Betreiben der bei der vorhergehenden und dieser Rectorswahl übergangenen facultas artium durch kaiserliches Rescript vom 23. Octbr. 1563 außer Wirksamkeit gesetzt, weil gegen die Statuten und König Maximilian's Verordnung „fürsetzlicher Weise gehandelt worden“; die Neuwahl fiel auf M. Georg Müschler, Decan der Artistenfacultät. — In der Wiener Matrikel sind drei Söhne Tanner's aufgeführt: Kaspar 1565, Georg 1568, Franz unter dem zweiten artistischen Decanate Tanner's 19. April 1580, zugleich das letzte Datum aus dessen Leben. Da schon 1581 M. Steph. Griessauer Decan der Artisten war, ist anzunehmen, daß T. das Jahr 1580 nicht oder nur kurz überlebte. T. trat auf seinen Reisen mit vielen Gelehrten und namhaften Persönlichkeiten in nähere Beziehung und blieb mit einigen derselben in brieflichem Verkehr. Von 1554—67 unterhielt er mit Bonifacius und Basilius Amerbach (Vater und Sohn) einen im Baseler Archiv aufbewahrten Briefwechsel, den Prof. Stintzing, wie oben erwähnt, 1879 veröffentlichte. Aus diesen Briefen lernen wir T. als einen Gelehrten von gründlicher philologischer Bildung, ausdauerndem Fleiße, regsamem Geiste kennen, welcher die großen Ereignisse des Tages mit offenem Auge verfolgte.

Stintzing, Gesch. d. dtsch. Rechtswissensch. 1. Abth. S. 33—36; Derselbe, G. Tanner's Briefe an Bonif. u. Basil. Amerbach &c. (Bonn 1879) S. 5—15. Esnhrt.

Tanner: Karl Rudolf T., schweizerischer Dichter und Staatsmann, wurde 1794 geboren in Aarau (nicht Leutwyl), am 10. August getauft. Seine Mutter verlor er früh; sein Vater war erst Lehrer an der Lateinschule in Aarau, später Pfarrer in Schinznach, wo er 1813 gestorben ist. Nachdem der Knabe die von E. A. Evers geleitete Kantonsschule besucht und in Zürich sich mit Geschichte und Philosophie beschäftigt hatte, widmete er sich in Heidelberg (1814) der Rechtswissenschaft. Die Bestrebungen der deutschen Burschenschaft wirkten auf den feurigen Jüngling nachhaltig für sein ganzes Leben. In Heidelberg lernte er Voß persönlich kennen, fühlte sich jedoch, wie er selbst erzählt, in seinen dichterischen Bemühungen durch ihn eher abgestoßen als gefördert. Die Neigung zur altdeutschen Litteratur und Kunst wurde durch die Sammlung der Brüder Boisserée, durch die Lectüre der romantischen Dichter, auch der schwäbischen, Uhland voran, gefördert. In Göttingen erwarb er sich 1817 die Doctorwürde und ließ sich nach kurzem Aufenthalte in Bern als Fürsprech in seiner Vaterstadt nieder. 1825 zum Mitglied des Bezirksgerichts, ein Jahr später zum Amtsstatthalter ernannt, legte er schon zwei Jahre darauf diese Aemter nieder, voll Abneigung gegen das herrschende politische System. Ein unabhängiger, selbständiger Charakter, Freund jedes Fortschritts, fürchtete er sich vor keiner Opposition: die alten Rathsherren und die „Dächen“ (Decane) waren ihm daher feindlich genug. Ein Freund seiner Jugend (Münch; s. unten) sagt von ihm: „In der Politik war T. stets für durchgreifende Reformen und gegen römischen Jesuitismus wie gegen orthodoxes Protestantenthum unerbittlich.“ Im Bunde mit anderen Freunden begründete er den Sempacherverein, der in der Hauptsache das Ziel der von älteren Männern besuchten helvetischen Gesell-

schaft unterstützte: in Staat, Kirche, Wissenschaft eine neue Zeit herbeizuführen. An den Bestrebungen einer Aenderung der Verfassung nahm er eifrigen Antheil. Zum Mitglied des Verfassungsrathes 1831 ernannt, zeichnete er sich als Redner aus; zwei Jahre darauf wurde er vom Kreise Kirchberg in den großen Rath gewählt. Dieser ernannte ihn bei der Erneuerung aller Behörden zum Mitglied des Obergerichts und wiederholt zum Vorsitzenden. An den Tagsatzungen vertrat er 1831 und 1832 den Canton Aargau: der Entwurf einer neuen Bundesverfassung aber kam nicht zu Stande. Auch in der Zeit der aargauischen Klosterstürme (1841) und in den dem Sonderbundskriege vorangehenden Jahren blieb T. ein tapferer Anhänger seiner Partei und wahrte sich den Glauben an eine glücklichere Zukunft des Vaterlandes. „Im Jänner 1841" ist ein Gedicht in Distichen betitelt, in dem es heißt: „Aber es reget sich tief, es regt sich die Hoffnung im Busen: Tage des Glanzes, des Glücks, werden dir, Heimath, erblühn." Freudig begrüßte er nach dem Sieg über den Sonderbund im September 1848 die neue Bundesverfassung der Schweiz. Zum „Nationalrath" gewählt, war es ihm, der die Interessen des Gesammtvaterlandes stets hochgehalten hatte, noch vergönnt, an den ersten Verhandlungen in Bern im November 1848 theil zu nehmen und eine feurige Rede für die schweizerische Einheit zu halten. Im Frühjahr 1849 konnte er sich nur in den ersten Wochen an den Berathungen betheiligen: eine Herzkrankheit zwang ihn zur Rückkehr nach Aarau. Dort ist er schmerzlos am 8. Juli 1849 aus diesem Leben geschieden. T. war zweimal verheirathet; aus zweiter Ehe überlebten ihn 3 Kinder, von denen eine Tochter, Irmgard, in Aarau lebt, der Sohn, Erwin, in Basel: als langjähriger Stadtamman von Aarau hat dieser sich entschiedene Verdienste um seine Vaterstadt erworben.

Wie als Mensch, so ist T. auch als Dichter nicht ohne Eigenart gewesen. Seine ersten Gedichte wurden in Zeitschriften bekannt: „Das Rothkehlchen" im „Freimüthigen für Deutschland" (Berlin 1819, Nr. 136); in den „Alpenrosen", einem Schweizer Almanach, wurden in demselben Jahre gedruckt „Die Flucht der Jugend", später ganz verändert unter dem Titel „Das verlorene Schloß"; „Mutterglück", später vielfach geändert, wie T. überhaupt fortwährend änderte und feilte; ebenda 1820: „Der Sturm der Zeit", später geändert und um drei Strophen gekürzt u. d. Titel „Die Habsburg"; „Das Bächlein im Winter"; ebenda 1822: „Ermuthigung". Auch in den von Ernst Münch herausgegebenen „Helvetischen Eichenblättern" machte er Gedichte bekannt. Im J. 1826 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte zu Aarau u. d. Titel „Heimathliche Bilder und Lieder". Nur in dieser finden sich „Uebersetzungsproben altchristlicher Lieder": der heftige Jesuitenfeind hatte eine besondere Vorliebe für diese; A. L. Follen, wie T. selbst erzählt, hatte durch seine Uebersetzung mittelalterlicher Kirchenlieder ihn lebhaft angeregt. Die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte erschien 1829 ebenda; die dritte 1836; die vierte 1842; die „Ausgabe letzter Hand, vermehrt und vermindert" zu Zürich 1846.

Kampfesfreudig und leidenschaftlich im Leben, war T. in der Poesie kein Freund der Lieder, „die wie Schwerterfunken sprühn"; die sogenannten Zeitgedichte widerten ihn, seinem Geständniß nach, meistens an. Das Gedicht „An die Ungestümen" spricht seine Denkart deutlich aus. Er wußte, daß die Schöpferkraft der großen Dichter ihm versagt war. Kleine Lieder und Bilder aus der heimathlichen Natur, in die er aus dem Kampf und der Unvollkommenheit des Lebens mit inniger Sehnsucht nach Frieden sich flüchtet, gelingen ihm zuweilen trefflich. Ein Salis zu werden, sagt er selbst, gehörte zu der Begierde meiner frühen Jugend. Es verdient wohl auch Erwähnung, daß die Umgebung Aaraus besonders lieblich und freundlich ist und eher den Geist beruhigt als aufregt.

königlicher Flügeladjutant zurück, in welchem er, 1851 zum
um Generalmajor befördert, verblieb bis er 1859, als wiederum
kam, zum Commandeur der 1. Infanteriebrigade mit dem Sitze
rnannt wurde. In diese Zeit fällt seine 1852 erfolgte Ver-
Gräfin Anna Voß, Tochter des Grafen Voß auf Giewitz in
chwerin, fallen zahlreiche Reisen im Gefolge des Königs, dessen
gleiter auf Jagden wie in fremde Länder und steter Gesellschafter
r sich außerdem seiner Dienste für mancherlei, namentlich mili-
n bediente. Auch nach seinem Scheiden aus der Stellung als
dauerte dieses Verhältniß fort und von Augsburg, wohin er
ig zum Generallieutenant befördert, als Generalcommandant der
setzt worden war, wurde er noch im nämlichen Jahre an die
Division nach München zurückberufen. Seines königlichen Freun-
König Ludwig II., brachte ihm das gleiche Vertrauen entgegen,
ter T. geschenkt hatte. Er ernannte T. zu seinem Generaladju-
sandte ihn an die norddeutschen Höfe um den Thronwechsel an-
dieser Gelegenheit gab ihm König Wilhelm von Preußen Ge-
Sturme auf die Düppeler Höhen, die T. selbst fünfzehn Jahre
mal zu erobern geholfen hatte, am 18. April 1864 als Zuschauer

das Jahr 1866 heran. Es war das schwerste seines Lebens,
ngen, an Enttäuschungen und an bitteren Erfahrungen. Aus
ugung dem Kriege mit Preußen abgeneigt, weil er ihn für einen
lt und weil er die Vorzüge der preußischen Armee, die Mängel
des eigenen Heeres und der Heere der Verbündeten Baierns
er an demselben in einer Stellung theilnehmen, deren Träger
den übelen Ausgang hauptsächlich mitverantwortlich gemacht
nd dem Oberbefehlshaber der mobilen Armee, Prinz Karl von
hef des Generalstabes zur Seite. Am 21. Mai wurde er dazu
r wäre er an der Spitze seiner Division in das Feld gezogen.
d in das Hauptquartier der österreichischen Nordarmee entsendet
16. Juni nach München die Ueberzeugung zurück, daß jene ihren
gewachsen sein würde. Aber inzwischen hatte Baiern Partei er-
die bairischen Truppen zu kriegerischer Thätigkeit kamen war die
s Feldzuges auf dem Schlachtfelde von Königgrätz gefallen. In
che dem 3. Juli voranging, erfolgte bei Immelborn der erste
Am 4. kam T. zum ersten Male bei Zella selbst ins Feuer,
te er den Kämpfen bei Kissingen (10. Juli), wo er durch einen
lse contusionirt wurde, bei Uettingen (25. Juli) und Hettstädt
Am 13. schon war vom Ministerium des Auswärtigen die
roffen weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Daß sie nicht volle
nd hatte seinen Grund darin, daß die preußische Heeresleitung
nützung ihrer Erfolge nicht aufhalten ließ. — Ein ganz anderer
n war kehrte T. nach München zurück. Vor dem Kriege bei
ebt und hochgeachtet, war er jetzt der besiegte Soldat, dessen Un-
ißerfolge des Heeres wesentlich mitverschuldet hatte; eine ver-
nannte ihn sogar einen verkappten Preußen, der an seinem
rath geübt und absichtlich den Siegeslorbeer aus der Hand ge-
Armee und Unterführer hätten vollauf ihre Schuldigkeit gethan,
itung habe sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Das Heer
herr hielten T. hoch, sein gutes Gewissen und die Hoffnung der-
urtheilt zu werden gaben ihm die Kraft und die Selbstbeherr-

schung den Angriffen der Presse und den in vielen Kreisen getheilten Ansichten über seine Unfähigkeit und das Mangelhafte seiner Leistungen äußerlichen Gleichmuth entgegenzusetzen, aber sein Haar war ergraut und der Keim zu dem Herzleiden, welchem er später erlag, mag in diesem Jahre gelegt sein. König Ludwig II. gab ihm fortdauernd Beweise seiner Werthschätzung, am 28. April 1867 verlieh er ihm die Inhaberschaft des 11. Infanterieregiments, 1869 ernannte er ihn zum General der Infanterie und zum commandirenden General des ersten Armeecorps, Garnison München.

An der Spitze des letzteren zog T. am 31. Juli 1870 in den Krieg gegen Frankreich. Am 6. August kam er bei Wörth zum ersten Male ins Feuer. Die Theilnahme seines Corps am Kampfe dauerte nicht lange, aber sie war ebenso verlustreich wie wirkungsvoll; T. trug, indem er rechtzeitig in das Gefecht des preußischen V. Armeecorps eingriff, wesentlich dazu bei, das Geschick des Tages zu Gunsten der eigenen Waffen zu wenden. Ebenso war ihm vergönnt in den Entscheidungsschlachten von Beaumont und von Sedan, am 30. August und 1. September, eine hervorragende Rolle zu spielen. Namentlich in letzterer Schlacht war es der Fall. Von einer ihm gewordenen Ermächtigung Gebrauch machend, die Zeit, zu welcher er den Kampf beginnen würde, selbst zu bestimmen und den Augenblick zum Angriffe früher zu wählen als die Oberleitung angeordnet hatte, eröffnete er in richtiger Würdigung der Verhältnisse die Schlacht bevor der Morgen graute durch einen Angriff auf das Dorf Bazeilles, welches nach sechsstündigem schwerem Ringen sammt den Höhen von Moncelle in seinen Besitz kam. Sein Zweck war erreicht. Er hatte den Feind festgehalten und ein gutes Stück an dem eisernen Ringe geschmiedet, welcher das französische Heer umspannte. Nach der Schlacht mußte er mit seinem Armeecorps bis zum 11. September auf der Walstatt verbleiben um die Beförderung der Gefangenen nach Deutschland zu sichern und die gemachte Kriegsbeute zu bergen. Dann rückte er in die Linie der Einschließungstruppen vor Paris.

Aber nur für kurze Zeit. Denn neue Gefahr drohte von Süden her durch Truppen, welche sich bei Orléans gesammelt hatten. Am 6. October erhielt T. den Befehl ihnen entgegenzutreten. Zu seiner Verfügung standen außer seinem eigenen Armeecorps die preußische 22. Infanterie- und die 4. Cavalleriedivision, die 2. preußische Cavalleriedivision war angewiesen, in Uebereinstimmung mit ihm zu handeln. Es war der erste Feldzug an der Loire, der damit begann. Ein siegreiches Treffen bei Artenay am 10. October eröffnete denselben. Am 11. folgte nach hartnäckiger Gegenwehr die Einnahme von Orléans. Auf die Besetzung der Stadt und ihrer näheren Umgebung mußte sich mit Rücksicht auf die allgemeinen strategischen Verhältnisse und die zu Gebote stehende Truppenzahl Tann's Thätigkeit einen Monat lang beschränken. Aber während dieser Zeit hatte der Feind ihm gegenüber große Massen gesammelt, mit denen er nördlich der Loire vorrückte. T. entschloß sich Orléans zu räumen um sich der gegnerischen vierfachen Uebermacht bei Coulmiers entgegenzustellen, mußte aber hier am 9. November nach tapferem Widerstande das Feld räumen und zog sich in guter Ordnung gegen Paris zurück. Da der Feind stehen blieb, so hatte der Ausgang des Treffens keine weiteren Folgen. — In Toury angekommen erhielt T. die Nachricht, daß er sammt den ihm bisher unterstellten Truppen, welche übrigens theilweise seit längerer Zeit seinem Commando durch anderweite Verfügungen entzogen waren, so daß bei Coulmiers nur Tann's eigenes Armeecorps und die preußische 2. Cavalleriedivision zur Stelle waren, einer Armeeabtheilung zugetheilt worden sei, deren Oberbefehl dem Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin übertragen war. Mit dieser nahm er an einer gewaltsamen Recognoscirung theil, welche der Großherzog in der zweiten Ar-

die thörichten Liebesbeweise, die im höfischen Epos die Sigunen und Belakanen begehren. Er hat diesen Einfall denn auch gleich in drei Gedichten mit wenig Witz und viel Behagen ausgesponnen.

Einer psychologisch und culturhistorisch ebenso interessanten als poetisch unbedeutenden Persönlichkeit geschah ihr Recht. Seine Gedichte brachten ihm nicht allzuviel Ruhm ein; zwar bewahrt die große Heidelberger Handschrift von ihm sechs Tanzleiche, neun Lieder, einen Spruch; aber dies wird zum Theil auf die Vorliebe ihres schweizerischen Sammlers für humoristische und lehrhafte Poesie zurückgeführt werden müssen. Vielleicht förderte noch der Umstand, daß Tannhäuser's Räthselspruch den eben ermordeten Thomas Becket von Canterbury feierte, zu dessen Ehren die Züricher gerade eine Kirche bauten. Aber sonst hat der Dichter kaum Spuren hinterlassen; nur der Spruchdichter Boppe, ein Schweizer, kann sein Schüler genannt werden, alle anderen Anklänge (vgl. Oehlke S. 42 f.) bleiben zweifelhaft.

Um so mehr erregte seine Person Interesse. Daraus, daß er im Volkslied sich an den keineswegs besonders berühmten Papst Urban wendet, der thatsächlich 1261—1264 regierte, hat man mit Recht geschlossen, die Sage müsse sich seiner sehr früh bemächtigt haben. Bekanntlich erzählt das Lied, wie T. sich von Frau Venus losreißt, zum Papst pilgert, der ihm aber Absolution verweigert, ehe der dürre Stab in seiner Hand blühe, wie er darauf in den Venusberg zurückkehrt und von den Boten nicht mehr gefunden wird, die ihm das Wunder der wieder erblühten Gerte melden sollen. Wie ward der Dichter zum Held dieser Sage? Daß er (wie ein anderer Gegenstand der litterarhistorischen Legende, wie Neidhart) sich gern nennt, konnte dazu beitragen, weil sein Name wie der ominöse des von Reuenthal allegorische Deutung herausforderte: man konnte ihn als den im dunkeln Tann Verborgenen fassen. Erzählte er doch wiederholt Liebesabenteuer, die ihm im Walde begegnet. Dann legt die Jenaer Handschrift ihm ein Bußlied bei, an dessen Echtheit man ohne genügenden Grund gezweifelt hat; aber daß Autoren bedenklicher Lieder fromme Bußpsalmen anstimmten, war damals kaum selten genug, um Aufsehen zu erregen. Aber der Stoff der Sage lag in der Luft. Seit mit dem Verfall des Reiches und der Minnedichtung die Fortsetzer des alten Sanges und Geistes immer schwerer gegen die neue Richtung der Dialektik und Askese zu kämpfen hatten, forderte dieser Kampf eine symbolische Darstellung, und der toll-geniale Ulrich von Liechtenstein entsprach wieder nur einem geheimen Sehnen seiner Zeit, wenn er auf seine Weise Frau Venus zu verkörpern suchte. Nun hatte gerade T. den Apfel der Venus unter den unmöglichen Forderungen seiner Gebieterin aufgezählt; Spielmannsphilologie mochte das verwirren und ihn wirklich mit Venus zusammenbringen. Dazu war der Dichter ein lockerer Lebemann, der für alle weltlichen Genüsse vor seiner Bekehrung geschwärmt hatte, wie ein Zacharias Werner; der verarmten Dichtergeneration erschien es kaum glaublich, daß ein Sänger draußen in der Welt schöne Frauen, guten Wein, Leckerbissen und Bäder zur Verfügung hatte; das mußten Gaben böser Geister sein. So ward gerade er zum Träger eines tief symbolischen Mythus. Das Lied stellt sich dar als ein Ausdruck milde vermittelnder Gesinnung, die den „unsittlichen Minnedienst" nicht billigt, in der herben Strenge der dominicanischen Inquisition und Askese aber geradezu eine Gefahr für das Seelenheil bedrängter Sünder sieht. Dem wundervollen Gedicht ist die Schulung an der episch-dramatischen Mischform des „Tageliedes" zu Gute gekommen: als ein Tagelied erscheint es selbst, nur daß statt des Wächters eine innere Weckstimme den Ritter von seiner Dame treibt, die ihn vergeblich zu fesseln sucht, bis er zurückgejagt wird in die Arme des süßen Verderbens. Verwandte Sagenstoffe (wie der von der Verzauberung in einen Berg) klingen an;

für die Formel mit der dürren Ruthe ist außer an biblische Stellen (Aaron's Gerte) an des Dichters „unmögliche Fristen“ zu erinnern. — Das Gedicht gewann eine ungemeine Verbreitung, ward bald im vorreformatorischen Sinne gegen päpstliche Sündenvergebung und für Christi Erlösung des reuigen Sünders ausgemünzt und ruhte dann Jahrhunderte lang. — Die Romantik entdeckte es wieder, aber Ludwig Tieck wußte es nicht lebendig zu machen. Erst in der Hand Heinrich Heine's blühte der vertrocknete Stab auf. Eine dem T. verwandte Natur griff den Stoff auf: Humorist aus der Romantik wie er, wie er gern sich in lasciver Poesie ergehend, und wie er zuweilen von dem Bedürfniß einer Aussöhnung mit Gott ergriffen, gestaltete Heine das Volkslied in genialer Weise um. Der Grundaccord einer ganz neuen psychologischen Auffassung erklingt hier: „Von süßem Wein und Küssen ist meine Seele geworden krank; ich schmachte nach Bitternissen.“ Der satirische dritte Theil von Heine's Tannhäuser hat mit den beiden ersten freilich innerlich nicht mehr zu thun als die dörperlichen Tanzbilder des Minnesingers mit ihren hochtrabenden Einleitungen. — Auf jenen Grundton baute dann Richard Wagner sein Musikdrama. Er brachte den T. wieder in Verbindung mit dem Wartburgkrieg, mit dem er direct nichts zu thun hat, der aber vielleicht den gleichen Gegensätzen seinen Ursprung verdankt wie das Tannhäuserlied. Wiederholt hatte man vorher schon den — völlig unmöglichen — Versuch gemacht, den T. mit dem Haupthelden des Sängerkrieges, Ofterdingen, geradezu zu identificiren (vgl. Burdach, A. D. B. XXIV, 173). Aber im Gegensatze zu dem halbmythischen Ofterdingen ist T. eine durchaus greifbare Gestalt; und war er es auch nicht werth, daß über seinen Reliquien sich der wundervolle Dom der Tannhäusersage erhob, so hat er doch immerhin in der eigenen Brust jenen Kampf zweier Geistesströmungen gefühlt, den sie so großartig symbolisirt.

Text: v. d. Hagen's Minnesinger II, 81; III, 48; ungenügende Auswahl in Bartsch' Liederdichtern, S. 193. Eine unechte „Hofzucht“ in Haupt's Zeitschrift 6, 488; 7, 174 vgl. 21, 60 und Geyer, Altdeutsche Tischzuchten, Altenburger Programm 1882. Andere unechte Gedichte in der Kolmarer und Wiltener Handschrift, vgl. Oehlke S. 1.

Zu Leben und Dichtung des Minnesingers: v. d. Hagen, a. a. O. IV, 421 f. — A. Oehlke, Zu Tannhäuser's Leben und Dichten, Dissert. Königsberg 1890 (S. 41 ein Versuch, die Gedichte zu datiren; vgl. Kück, Anzeiger für deut. Alterthum, 17, 207 f.). — J. Siebert, Metrik und Rhythmik in Tannhäuser's Gedichten, Dissert. Berlin 1894 (stellt eine größere Arbeit in Aussicht). — Bartsch a. a. O. S. LV. — Goedeke, Grundriß² S. 166. — Scherer, Gesch. d. d. Litt. S. 214. Weitere Litteratur bei Oehlke, S. 2 f. — Speciell zu den Räthseln: Roethe, Haupt's Zeitschrift 30, 419; R. M. Werner, ebd. 31, 363; Kück, Anzeiger f. d. Alterth. 17, 79. — Zur Metrik: außer Oehlke und Siebert noch Roethe, Reinmar von Zweter, S. 355; ebd. S. 317 zum Stil Tannhäuser's.

Volkslied und Sage: Text des Liedes in Uhland's Volksliedern 2, 762; dazu Schriften 4, 259 f. — Heine's Gedicht in Campe's Ausgabe 7, 234 und 16, 235; in Elster's Ausgabe 1, 245 und 4, 429. — Geschichte der Sage: Erich Schmidt, Tannhäuser in Sage und Dichtung. Nord und Süd XLIII, 188, S. 176 f., ebd. S. 192 f. weitere Litteratur. Richard M. Meyer.

Tannstetter: Georg T. (Collimitius), aus Rain in Baiern, geboren 1482, † 1535, humanistisch gebildeter Mathematiker, Astronom und Astrologe. — Die Latinisirung seines Namens in Collimitius, welche für den Humanisten bezeichnend ist, geht von seinem Geburtsort Rain aus, was Grenzmarke (limes) bedeutet. Manchmal heißt er auch Licoripesis, weil seine Heimath am Lechflusse

lag. Seine Universitätsstudien, die er in Ingolstadt machte, erstreckten sich neben den rein humanistischen Lehrfächern auch auf Mathematik und Astronomie. So wurde er von Celtis und Stiborius (Stöberl) aus Nördlingen an die Universität Wien empfohlen, wo er 1503 Vorlesungen über Mathematik eröffnete. Als Astronom und Astrologe erlangte er bald einen bedeutenden Ruf. Daneben beschäftigte er sich auch mit medicinischen Studien. 1510 wurde er Leibarzt bei Kaiser Maximilian I., und nach dessen Tode auch bei Ferdinand I. Auch an der Universität gelangte er bald zu Ehren, so daß er mehrmals Decan der medicinischen Facultät, auch Rector der ganzen Hochschule wurde.

Als humanistisch gebildeter Gelehrter gehörte er der von Celtis gegründeten gelehrten Donaugesellschaft (Sodalitas Danubiana) an, und als nach dem Tode des Celtis das Collegium poetarum et mathematicorum, das mit der Universität Wien in Verbindung stand, einging, versuchte er die Gründung einer ähnlichen Anstalt, wodurch die mathematischen und astronomischen Studien gepflegt werden sollten und die nach dem Stifter Collimitiana sodalitas genannt wurde, aber nicht zu rechtem Leben gelangte. Von der Regierung wurde er, wie andere Humanisten, zu Gesandtschaften verwendet und zur Belohnung für seine verschiedenartigen Dienste in den Adelstand erhoben als Tannstetter von Thannau. Unter den Zeitgenossen erfreute er sich als Mathematiker und Astronom eines guten Ansehens. So wurde er z. B. von Kaiser Maximilian I. dem Papste Leo X. empfohlen, als dieser von der Wiener Hochschule kundige Gelehrte zur Verbesserung des Kirchenkalenders erbat. Seine astrologischen Prophezeiungen genossen eines großen Rufes. So soll er z. B. den Tod des Kaisers Maximilian I. auf den richtigen Tag vorhergesagt haben. Als im J. 1523 die Wiener glaubten, Collimitius habe für das nächste Jahr den Untergang ihrer Stadt prophezeit, mußte er die erregte Bevölkerung durch eine besondere Schrift beruhigen.

Seine Schriften, die in der im J. 1536 zu Straßburg erschienenen Ausgabe seiner Werke nicht alle enthalten sind, beziehen sich auf Mathematik, Astronomie und Medicin. Auch hat er Ausgaben veranstaltet von Proclus Diadochus (Wien 1510), von Albertus Magnus De natura locorum liber (Wien 1514), Opusculum de sphaera von Johannes de Sacro Busco (Wien 1518), Peuerbach's Tabulae ecclipsium (Wien 1514). Seit 1515 erschienen von ihm allein oder gemeinsam mit dem Mathematiker Perlach bearbeitet Kalender, Ephemerides, Almanach, Practica, wie sie auch der Tübinger Astronom Stöffler herauszugeben pflegte. Auch um die physikalische Geographie, Kartographie u. A. hat er sich verdient gemacht. 1521 erschien von ihm eine Schrift über die Pest in deutscher Sprache, „Regiment für den Lauff der Pestilentz". In der handschriftlichen Briefsammlung des Alexander Brassicanus auf der Wiener Hofbibliothek (Cod. 9735) befinden sich Briefe Tannstetter's.

Jos. v. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, Bd. II (Wien 1877), S. 271—277 und sonst (Register).

Karl Hartfelder.

Tappe: David T., Verfasser der „Funfzehnjährigen curiösen und denkwürdigen, auch sehr gefährlichen Ost-Indianischen Reisebeschreibung", die 1704 zu Hannover und Wolfenbüttel erschien. T. ist 1649 zu Bernburg an der Saale geboren, ging mit achtzehn Jahren als verdorbener Student zur See, nahm in Amsterdam Kriegsdienste und diente der holländisch-ostindischen Compagnie in Batavia, Malakka, Surate als Soldat, focht 1679 in den Kämpfen mit dem Radja Tranadjadja, war dazwischen auch als Hauslehrer in einer holländischen Familie thätig und begleitete holländische Kauffahrer nach Formosa und China. 1682 kehrte er nach Deutschland zurück, verheirathete sich und lebte zuerst in

Bernburg und bei der Abfassung seines Buches in Halle. T. war ein Mann von geringer Bildung, sein Buch liefert lehrreiche Proben der Rohheit und des Aberglaubens seiner Zeit und Umgebung und gewinnt dadurch einen culturgeschichtlichen Werth. Außerdem bringt es einige Beiträge zur Handels- und Kriegsgeschichte der Holländer im Archipel, Indien und Formosa. Der fromme und lehrsame Anhang, der sich fast ergötzlich von dem rohen Ton der Reisebeschreibung abhebt, zeigt, daß T. nach seiner Rückkehr in frommer, gesitteter Gesellschaft sich bewegte. Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß ein Theil dieses Anhanges aus dem pastorlichen Kreise stamme, in den T. hineingeheirathet hatte. Ueber Tappe's Ende ist nichts bekannt. F. Ratzel.

Tappe: Eberhard T., Humanist und Sprichwörtersammler in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wurde etwa um die Mitte des ersten Decenniums geboren. Sein Geburtsort ist wohl ohne Zweifel das Städtchen Lüne unweit Lüneburg, und dies macht es wahrscheinlich, daß er einer bäuerlichen Familie entstammte. Da man nicht annehmen darf, daß er dem gleichnamigen Geschlechte, das, in Hildesheim (s. u. S. 394) weit zurück nachweisbar, im 17. Jahrhundert mehrere namhafte Gelehrte hervorbrachte, angehörte oder wenigstens nahe verwandt war, so ist man für Herkunft und Charakter seines Hauses bloß auf Vermuthung angewiesen. Sogar der Name steht nicht ganz fest, indem neben der üblichen, besonders auch durch die Buchtitel gestützten Form Tappius, d. i. Tappe, in der Buchhändler-Vorrede der ersten Ausgabe Dappius und in der Wittenberger Universitätsmatrikel Dape nebenhergehen. Auch die einzige von ihm dargebotene Notiz zur Kenntniß seines Ursprungs sagt uns weiter nichts, als daß Tappe's „pater amantissimus“ Johannes hieß und bei jeder Ertheilung eines Auftrages sofort den sprichwörtlichen Gedanken „Selbst ist der Mann“ äußerte. Im übrigen legen mancherlei Anspielungen des Erwachsenen die Annahme nahe, daß T. aus einfach bürgerlichen Kreisen entsprossen und unter ländlichen Verhältnissen Kind und Knabe gewesen sei. Sein Heimathsflecken gewann gerade, als T. sich zum Jünglinge entwickelte, eine gewisse Bedeutung, indem das dortige reiche Benedictiner-Nonnenkloster der durch Herzog Ernst den Bekenner von Braunschweig-Lüneburg eingeführten Reformation mit den entschiedensten Widerstand leistete. Gleichwol wurde T. bereits (8. Juni) 1525, d. h. noch vor dem kirchenreformatorischen Auftreten Ernst's, zu Wittenberg, also an der einzigen sofort „lutherisch“ gewordenen Universität, immatriculirt, und zwar von dem berühmten Anatomen Augustin Schar(p)ff (s. A. D. B. XXXIII, 86). Welcher Facultät sich T. daselbst angeschlossen, was für Vorlesungen er und bis wann er solche besucht hat, darüber besitzen wir ebensowenig factische Angaben, wie über die Wahl seines Berufs und sein späteres Wirken.

Der Philologie hat T. sich gewidmet und nach absolvirten humanistischen und wol den damals unerläßlichen theologischen Studien das altsprachliche Fach an einer Gelehrtenschule — vielleicht in Holland, für dessen Volksart er eine eigenthümliche Vorliebe zeigte, oder Köln, der einzigen Stadt, die er mehrfach erwähnt und woselbst er sich schließlich ansässig machte — versehen, wofern nicht alle Anzeichen seiner Beschäftigung uns trügen, die seine Bücher enthalten. Im Vordergrunde steht da sein Schülerverhältniß zu Paulus Bombasius (Paolo Bombace), Professor des Griechischen zu Bologna, der mit Erasmus eng befreundet war und 1527 bei der Erstürmung Roms umkam. Danach muß T. die führende italienische Universität also vor Wittenberg besucht haben. Ferner scheint ein Hinweis auf die Auslegung, die Philipp Melanchthon einer Hesiodstelle gab, T. unter dessen Colleghörer zu versetzen. Auf philologische Studien deutet die stete Verfügbarkeit verschiedenartiger griechischer und lateinischer Beweis- und Parallelstellen, und zwar sowol aus altclassischer Zeit, wie den Be-

rioden der späteren Gräcität und Latinität, zudem aus Grammatikern, Classiker-commentatoren und Scholiasten. Daneben beherrscht er aber nicht weniger die patristische und verwandte Litteratur aus römischem und byzantinischem Lager. Die Fülle seiner Belege ist geradezu erstaunlich und läßt eine gründliche schulmäßige Heranbildung in gymnasialem Sinne ahnen, wie sie andererseits die Annahme, daß er in die wenig zukunftsfreudige Laufbahn eines Lateinschullehrers eingetreten und diesen Posten nicht unrühmlich ausgefüllt habe, beinahe zur Gewißheit erhebt. Anspielungen auf mythologische und volksthümlich dichterische Dinge, eingestreute Schlagworte der Alltagsrede zeigen ihn auch am Studirtische mit Gegenständen nichtschulmäßigen Interesses beschäftigt. Endlich unterschreibt er sich in seiner einzigen Vorrede „M.", d. h. Magister. Jedenfalls erübrigte T. in seinem Berufe noch genug Muße, um die vielen fesselnden Vorkommnisse seines unruhigen Zeitalters mit Theilnahme und Nachdenken zu verfolgen, und er hat den mannichfachsten staatlichen und socialen Tagesereignissen seine volle Aufmerksamkeit zugewendet, ohne aber irgendwie eine schroffe Subjectivität herauszukehren. Sein Standpunkt ist dabei durchgehends ein ziemlich vorurtheilsfreier, namentlich gegenüber religiösen Fragen, speciell formell-kirchlichen Dingen und innerpolitischen Vorgängen. Wir hören bei ihm aus den Wirrnissen der eigentlichen Zeitgeschichte fast gar nichts, dafür aber gelegentlich die selbständige Stimme eines reformfreundlich, wenn auch nicht irgendwie fanatisch gesinnten aufgeklärten Mannes, dessen etwaige Betheiligung an bezüglichen Neuerungen für uns allerdings völlig im Dunkeln liegt. Daß er den Anschauungen, die damals der demokratischen Stürmer und kirchlich Radicalen Losung darstellten, in der Praxis keinesfalls huldigte, erscheint nach verschiedenen mäßigenden Einlagen in seinem proverbialen Commentar ausgemacht. Diese weise Zurückhaltung hindert einen scharfen Tadel des arg verlotterten Zeitgeistes, insbesondere was die Verderbniß des religiösen Sinnes anlangt, sowie herbe Mahnworte, sich zu einer besseren Pädagogik von Kind und Erwachsenem aufzuschwingen, nicht.

All das entnehmen wir, abgesehen von den unaufklärbaren Anspielungen in der Widmung seines einzigen deutschen Buches, der wir noch näher zu treten haben, seiner großen Sprichwörtersammlung; deren versprengte Autobiographica und unabsichtliche Auslassungen bilden also unsere wesentliche Unterlage. Sie erschien wol zuerst als „Germanicorum adagiorum cum Latinis ac Graecis collatorum, Centuriae septem. Per Eberhardum Tappium Lunensem. Ex Libera Argentina, in aedibus Vuendelini Rihelij, Anno MDXXXIX" mit siebenjährigem privilegio Imperiali; dann ebenda 1545, trotz des Titelzusatzes „Jam denuo recognitae et locupletatae per ipsum authorem" völlig unverändert. Außerdem gelangte zu Köln 1539 in Druck: „Epitome adagiorum post novissimam D. Erasmi Rot. exquisitam recognitionem, per Eberhardum Tappium ad numerum Adagiorum magni operis nunc primum aucta [et quod diligens lector facile videbit, multis in locis iam quam antê diligentius emendata]", Augsburg 1540, Köln 1542, 1545, 1553, 1558, 1564 (1581?), Antw. 1544 u. (mit Servilius' Anhang) 1545, Leyden 1550, Amsterdam 1649 unverändert aufgelegt. Da aus dem Titel der ersterhaltenen Ausgabe der Epitome die Existenz einer älteren fast bestimmt hervorgeht und in der Einleitung zum größeren Werke von einem zehn Jahre früher herausgegebenen Probebüchlein desselben Inhalts, das der Verfasser nunmehr am liebsten verleugnete, deutlichst die Rede ist, darf für uns kein Zweifel obwalten, daß der erste Druck der von T. angelegten proverbialen Collectaneen verloren ist; des Urhebers eigenes abfälliges Urtheil läßt uns diese Thatsache weniger empfindlich erscheinen. Bedeutsam wird aber dieser Umstand dadurch, daß T. bei seiner Anfangsveröffentlichung noch nicht bei Johann Agricola, dem ersten nach weiteren Gesichtspunkten arbeitenden Parömiographen, Anregung und Muster

gefunden hatte, da ja dessen epochemachende Schöpfung etwa gleichzeitig ans Licht trat. Dagegen ist er, der, in der Vergangenheit der Sprichwörterkunde ziemlich bewandert, fast jeder Nummer den Grad der Verbreitung bemessen und Nebenformen beifügen kann, dem Erasmus theoretisch wie in Beispielen für Vielerlei verbunden, ja hat sogar aus dessen eigener Sammlung, die er in jenem kürzeren Werkchen auszuziehen unternahm, eine zusammenhängende Serie (VII, 1. bis 3. Dekade) herübergenommen. Ferner sind ihm verschiedene antike und mittelalterliche Vorgänger gar wohl geläufig, wie er auch des Oefteren sich auf sie beruft. Die Methode, die deutschen Sprichwörter bloß als Synonyma der lateinischen zu bringen und den in der Gelehrtensprache abgefaßten Context mit der entsprechenden einheimischen Formel abzuschließen, ist sein (D. G. Morhof, De arguta dictione tractatus², 1705, p. 97 u. [Index] O4), eine humanistische Neuerung dabei das Einflechten passender griechischer Parallelen, die allenthalben das echte Verständniß des altclassischen Sentenzenreichthums verrathen. Schule gemacht hat Tappe's selbständig ausgebildete Methode trotz ihrer Gründlich- und Sauberkeit ebensowenig, wie seine schönen Ergebnisse auf dem Felde des Sammelns selbst. Bei keinem der ungezählten jüngeren Compilatoren und Abschreiber der Gattung verspürt man einen so wesentlichen Einfluß, daß man die Anklänge bestimmt ihm zuschieben könnte; auch die Wiederkehr charakteristischer Sprichworttypen in Spies' „Volksbuch vom Doctor Faust" von 1587 (s. Kühne's Neudruck 1868) erzwingt keineswegs die Annahme unmittelbarer Benutzung. So erwuchsen denn aus dem Resultate von Tappe's strebsamem Fleiße nicht die Früchte, die er verdient hätte. Trotzdem gebührt ihm eine hervorragende Stelle im Reigen der deutschen Parömiographen. Von neueren Nachfolgern zog ihn Wander im „Sprichwörter-Lexikon" zu Rathe (I, p. XLIV), und zwar die 1545er Ausgabe.

Der Band ausgewählter Sprichwörter des Erasmus ist neben dem eigenen Werke Tappe's ein nüchterner Ueberblick der geläufigsten lateinischen proverbia, den wohl nirgends eine selbständige Glosse oder eine neue Auslegung unterbricht. Die erste und sämmtliche folgenden Ausgaben tragen über Seite 1 den Innentitel „Epitome Adagiorum D. Erasm. Roterodami, per Eberhardum Tappium castigata, et ad numerum Adagiorum magni operis locupletata". Die zweite Ausgabe zählt 598, die dritte, die der oben eingeklammerte speculative Titelzusatz schmückt, infolge anderer Textvertheilung gegen den Schluß hin, 632, die vierte ebensoviel, die etwas weiter gedruckte fünfte 656 Seiten, sämmtlich den ausführlichen Index ungerechnet. Dabei zeigt sich nun, daß von der 1545er Ausgabe an, die Martin Gymnicus u. A. mit der Behauptung bevorwortet, er habe dies Werk, wie sämmtliche in seinen Verlag übernommenen, gründlich verbessert (was keineswegs der Fall ist, zumal auch der Anlaß fehlte), trotz des nachherigen Ueberganges an Walter Fabricius' Firma dieses anpreisende Versprechen mit dem vollen umgebenden Wortschwall allemal wiederholt wird. Dies Alles ist ebensowenig verwunderlich, wie die völlige Uebereinstimmung zwischen den Ausgaben des Tappe'schen Hauptwerkes; denn der Verfasser selbst war mittlerweile gestorben. Die dem Frühjahr 1542 entstammende Vorrede zum zweiten, noch bei Johann Gymnicus, Martin's Vater, erschienenen Epitome-Druck, eine Epistola, die 'Conradvs Brvnssenivs Embecanvs Martino Gymnico, adolescenti candido' (p. 2a—5b) schreibt, wird p. 4a ff. Folgendes berichtet: „Indignum enim esset, si paterni nominis celebritas, in te obscuretur. Ille, uti uides, sumptus non grauatur etiam magnos facere, ut bonos scriptores, uel | obsoletos, in lucem reuocet, uel deprauatos repurget, uel obscuros explanet, uel illustres etiam aliquo adiecto, siue Indice, siue breuiusculis scholijs, reddat illustriores. Ita nunc ex officina sua humanorum studiorum candidatis Adagiorum chiliades magni illius Erasmi, dedit: nouo Indice rerum accesso, quem paternis expen-

sis confecerat uir multae eruditionis Eberhardus Tappius, mihi familiariter notus et patronus. Deinde ubi pater hoc opus maius esse cognouit, quam ut tenuioris fortunę studio si sibi comparare possent, ille omnibus prodesse cupiens, eundem Eberhardum conduxerat, ut summa diligentia easdem Chiliades in Epitomen redigeret, uerùm concinniùs paulò q̃ ante annos duos forte Antuerpiae prodijt. adijciendo quoque locis suis Adagia ea, quae per | Erasmum in nouissima editione Chiliadum accesserant. Quem laborem felicissime quidem Eberhardus ceperat, sed morte praeuentus, non expleuit. Precibus itaque ego patris tui postea inpulsus, eum laborem absolui. quem quidem qualis est, studiosis adolescentibus per te, mi Martine, donatum esse uolui. Id unicè expetebat et Eberhardus noster. Sit hic animus in te meus, mutui amoris nostri perpetuum pignus, et non intermoriturus testis. Libellum confido fore bonarũ literarum studiosis utilem et iucundum. Benè uale. Coloniae Calendis Martijs, Anno M.D.XLII." Seb. Franck's „Annder theyl der Sprichwörter" (1541) ist „zum theyl von E. Tappio zusamen bracht," also nach dessen Tode erschienen.

Der frühe Tod Tappe's kann nicht viel früher erfolgt sein. Wir besitzen nämlich von ihm auch ein deutsch geschriebenes Büchlein, dessen Widmung unterzeichnet ist: „Geben zu Cöln Anno 1541 den 24 Maij. . . . M. Eberhardus Tappius Lunensis mitburger zu Cöln", dessen Schluß 1542. Es heißt: „Waidwerck vnd Federspiel. Von der Häbichen vnnd Falcken natur, art vnnd eygenthumb, wie mann sie berichten, gewehnen, ätzen, vnnd von allen jren kranckheyten soll erledigen, Allen Häbich, vnnd Falcken tregern vast nötig vnnd zu wissen nützlich. Durch Eberhardum Tappium Lunensem Burger zu Cöln. Zu Straßburgk bey M. Jacob Cammer Lander" (Quart. 40, unpaginirte Blätter excl. Titel, Vorwort, Inhaltsverzeichniß). Die Widmung, ‚Vorred', „dem Ehrnfesten, fürsichtigen vnnd hochweysen herrn Jacob Rodekirchen, Burgermeyster der heylichen statt Cöln, seinem günstigen lieben Junckern vnd herren", besagt bloß, daß T. diesem zu ganz außerordentlichem Danke verpflichtet sei, weil er den der „ellend" war gestützt habe, ihn, der von seinen „abgünstigen felschlich verleumbdet war". Dem Kölner Bürgermeister, dem genauen Kenner der Jagd und Beize, solle eine Zerstreuung in der Muße nach den sorgenvollen Geschäften aus diesem Büchlein erwachsen. Dieses nun habe er, T., als säubernde und vermehrende Umgestaltung, angelehnt an „ein gutts büchlin, doch on tittel vnd namen", ausgearbeitet, das er „bey dem würdigen vnd Ehrnfesten herrn Engelhardt von Schonenberg deütsch ordens pfleger zu Moffendorff ꝛc." im „ellend", als er seinen „mißgünnern vnd neydigern ein zeytlanck entwichen, biß sie jren mut wol gekühlet hetten", gefunden. Die Abhandlung erledigt, in gewandter, volksthümlicher, mehr laienmäßiger Darstellung, die mancherlei naturgeschichtliche Kenntniß und Belesenheit, oft auch die eingewurzelte Neigung zum Sprichwort verräth, erschöpfend ihr Thema (wortgetreuer Abdruck in Quart, mit den Holzschnitten, Stuttg. 1887).

Endlich ist noch erhalten: „De re aedificatoria libri decem Leonis Baptistae Alberti Florentini uiri clarissimi, et Architecti nobilissimi, quibus omnem Architectandi rationem dilucida breuitate complexus est. Recens summa diligentia capitibus distincti, et à foedis mendis repurgati, per Eberhardum Tappium Lunensem. Argentorati excudebat M. Jacobus Cammerlander Moguntinus. Anno 1541." Dieser Quartband von 165 Seiten enthält nirgends eine ersichtlich von T. herrührende Notiz oder eine Auslassung, die auf ihn Bezug hätte, und stellt gewiß ebenso wie jenes einzige muttersprachliche Erzeugniß eine Brotarbeit des damals aus uns unerfindlichen Gründen in Noth gerathenen Schriftstellers dar. Die Beziehung zu dem Humanisten und Verleger Jacob Cammerlander, wie beide beweisen, eröffnet ein neues anziehendes Verhältniß Tappe's.

Positive Nachrichten über T. waren nirgends aufzutreiben. Die Kirchenbücher seiner Heimathgemeinde reichen nur bis 1681 zurück, wie mir Herr Organist Hövermann in Lüne mittheilte. Auch sonst ließ sich weder aus gedruckten, noch aus archivalischen Materialien daselbst oder in Lüneburg und Hannover etwas feststellen. Die verwittwete Frau Superintendent Dr. Raum zu Lüne, Pastor Strasser und Stadtbibliothekar W. Görges zu Lüneburg, Dr. Adolf Wrede zu Göttingen ertheilten freundlichst die negativen Auskünfte. Des Letztgenannten gründliche Preisschrift über „Die Einführung der Reformation im Lüneburgischen durch Herzog Ernst den Bekenner" (Göttingen 1883, beziehentlich 1887) bot die geschichtlichen Unterlagen für die Auffassung der socialen Umgebung, insbesondere der politischen und kirchlichen Verhältnisse von Tappe's Jugend. Dabei fand sich gar nichts unmittelbar auf T. Bezügliches, ebensowenig in dem im Königlichen Staatsarchiv zu Hannover (dessen Leiter, Geh. Archivrath Janicke, mich umgehend unterrichtete) Verzeichniß der Manuscripte J. 37 als Copie vorhandenen Kalender von Lüne und den gleichzeitigen, lateinisch abgefaßten, aber bald verdeutschten Tagebüchern zweier dortiger Nonnen (vgl. Wrede S. 104 Anm. 1), oder in dem mit auf letzteren fußenden Aufsatze von Schuster, Die Reformation des Klosters Lüne: Hannover'sches Magazin, 1821. Die Immatriculation im Album Academiae Vitebergensis ed. Förstemann p. 125 b. Zur Bibliographie der Sprichwörterbücher s. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen, S. 12 Nr. 22—24 (mit den Citaten von Nopitsch und Duplessis), Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. d. D.[2] II, S. 8 Nr. 7, Harrebomée, Spreekwoordenboek der nederlandsche taal I, p. XXXIII u. (list) IV. Nachfrage nach etwaiger Rettung des ersten Büchleins (1529), dessen Existenz Goedeke anzweifelt, nicht überflüssig. Körte, Die Sprichwörter u. s. w. der Deutschen[2], S. 21 schreibt Eberhard Tapp, D. G. Morhof (s. o.) Toppius. Die beiden jüngeren Schriften, der Kölner Aufenthalt und die Todeszeit waren bis jetzt unbekannt, Nachforschungen in Köln noch nicht möglich. Vgl. L. Fränkel, E. T., ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit: Lyon's Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrand's (1894; Ergänzungsbd. der Ztschr. f. d. dtsch. Unterr.), S. 298—309.

Ludwig Fränkel.

Tappe: Jacob T., Mediciner, geboren am 15. August 1603, † 1680, stammte aus einer alten, angesehenen Familie der Stadt Hildesheim, wo sein Großvater, Rötger T., das Amt eines Senators versah. Sein Vater, Jacob T., wurde im J. 1599 als Pastor nach Wedtlenstedt und Vechelde berufen. Kriegsunruhen veranlaßten ihn dort 1603, seine Frau Margarethe, die Tochter des Pastors Joh. Kersten, eines Schülers Luther's und Melanchthon's († 1647), nach Hildesheim in Sicherheit zu bringen, und so ist es gekommen, daß Jacob T. in dieser Stadt am 15. August das Licht der Welt erblickte. Er wurde anfangs von Privatlehrern unterrichtet, kam dann aber 1616, als sein Vater als Superintendent nach Schöningen, wo er bis zu seinem Tode († 1630) blieb, versetzt wurde, nach Halle a. S. auf das Gymnasium, das damals unter der Leitung von Sigismund Even stand. Im J. 1621 bezog er die Hochschule zu Helmstedt, wo er sich anfangs dem Studium der Theologie widmen wollte. Nach ein paar Jahren gab er dieses jedoch auf; 1623 ließ er sich als Studiosus der Medicin immatriculiren. Im J. 1625 führten Kriegswirren und Seuchen eine zeitweise Auflösung der Universität herbei. Von der medicinischen Facultät kehrte nur Joh. Wolf um Trinitatis 1628 nach Helmstedt heim, während Heinr. Meibom in Lübeck und Joachim Jung in Rostock zurückblieben. Mehrere Jahre bildete jener allein die Facultät, und es mußte ihm daher, als T. die Doctorwürde

erwerben wollte, der Leibarzt Herzog Friedrich Ulrich's, Samuel Sattler, von Wolfenbüttel aus adjungirt werden. Er disputirte „De apoplexia“ und wurde am 7. September 1632 Doctor der Medicin. Bei der schwachen Besetzung der medicinischen Facultät suchte man T. sogleich in Helmstedt zu halten. Er wollte eine Studienreise nach Frankreich antreten, stand aber von dem Plane ab, als er am 7. Januar 1632 zum Professor der Medicin ernannt wurde. Als bald nachher Joh. Wolf als Leibarzt Herzog Georg's nach Hildesheim fortging, war T. wieder eine Zeit lang das einzige Mitglied der Facultät, bis Hermann Conring, der bis dahin den Lehrstuhl der Physik bekleidet hatte, 1636 in sie übertrat. Am 30. September 1637 erhielt T. eine neue Bestallung als professor medicinae practicae. Sein Ansehen als Lehrer war sehr bedeutend; in einer großen Anzahl von Dissertationen, die bei Jöcher IV, 1005 unvollständig verzeichnet stehen, behandelte er die verschiedensten Gebiete der medicinischen Wissenschaft. Seine Absicht, einen methodum medendi herauszugeben — eine Arbeit, die nach Angabe Fröling's in der Handschrift vollendet war — hat er nicht mehr ausgeführt. Seine akademischen Reden behandelten auch allgemeinere Stoffe. So hat er sich z. B. bei der Niederlegung seines vierten Prorectorats (1652) in einer Rede „De tabaco ejusque hodierno abusu“, die 1673 in dritter Auflage erschien, mit Entschiedenheit gegen das Tabakrauchen ausgesprochen. Neben seiner Lehrthätigkeit entfaltete T. auch eine große praktische Wirksamkeit; in weitem Umkreise von Helmstedt galt er als die größte ärztliche Autorität. Herzog August bestellte ihn daher unterm 7. Februar 1651 als „Rath und Leib-Medicus von Haus aus“; er behielt dabei seine Professur wie vorher und war nur verpflichtet, auf Anfordern Gutachten und Rathschläge zu ertheilen, deren Ausführung dem Wolfenbüttler Hofmedicus zufiel. Ein Beweis für die Achtung, in der er in dem Kreise der Collegen stand, ist es, daß ihm achtmal das Amt des Prorectors übertragen wurde. So blieb er denn auch, mehrfachen ehrenvollen Berufungen zum Trotz, der Universität Helmstedt getreu, fast fünfzig Jahre hindurch auf ihr und für sie wirkend, mit ungeschwächten Geisteskräften bis zu seinem Tode, der am 10. October 1680 erfolgte. Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg, sowie der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg und dessen Gemahlin Luise Elisabeth ließen sich durch Abgesandte bei seinem Begräbnisse, das in der Stephanikirche stattfand, vertreten. Außer seiner wissenschaftlichen Bedeutung wurde hier sein wohlthätiger, stets hülfsbereiter, im Glück und Unglück gleich wohlgemuther Sinn, seine herzliche Religiosität und sein fester, offenherziger Charakter gepriesen. — Zwei Frauen waren vor ihm ins Grab gesunken. Im J. 1632 hatte er sich mit Anna Elisabeth Clacius, der Tochter des Wolfenbüttler Hofraths Erich Clacius, verheirathet, die 1641 bereits verstarb. Von den fünf Kindern, die sie ihm gebar, erreichte ein höheres Alter nur eine Tochter, Margarethe Elisabeth (geb. 1633), die sich mit dem Helmstedter Professor der griechischen Sprache, Joh. Hornejus († 1668), vermählte und am 4. Mai 1702 gestorben ist. Schon am 29. November 1641 vermählte sich T. abermals mit Ursula Riemenschneider, einer Tochter des oldenburgischen Raths und Drosten Ludolf R. in Varel, die am 6. September 1676 verschied. Auch die Tochter dieser zweiten Ehe, Anna Juliane, die sich 1675 mit Gottfr. Heymann, Vicekanzler in Celle, vermählte, war bei dem Tode des Vaters bereits Wittwe, jedoch mit Chr. Phil. Brincken, Kanzleidirector der verwittweten Landgräfin zu Hessen-Kassel, wieder verlobt. Eine Enkelin aus erster Ehe war mit Heinrich Wiedeburg, Professor der Logik in Helmstedt, verheirathet.

A. Fröling's Leichenpredigt, J. Cellarius' Abdankungsrede und Programma in funere (Helmst. 1681). — Böhmer, Memoriae professorum Helmst. in

medicorum ordine (Guelferb. 1719) p. 40 ff. — Herzogliches Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Tapper: Ruard T. hat sich im 16. Jahrhundert als grausamer Inquisitor einen besonders üblen Namen in den Niederlanden erworben. 1488 zu Enkhuisen in Nordholland geboren, studirte er zu Löwen Theologie und Philosophie. Dort erhielt er 1520 eine Professur und ward daselbst 1525 Decan der St. Petrikirche und nachher Kanzler der Löwener Universität. Schon um 1522 war ihm mit Franciscus van der Hulst und Franciscus Sonnius die Inquisition wider die Anhänger der Reformation von Kaiser Karl V. übertragen. Sein blinder Fanatismus und seine schlaue Beredsamkeit eigneten sich besonders zu diesem gehässigen Amte. So trat er denn in Brabant und Holland der Reformation mit allem Eifer entgegen. Mehrere Ketzer, wie der bekannte Johann Prätorius aus Woerden (1525) und der hochbejahrte Pastor zu Heenvliet, Angelus Merula (1557), dankten ihm ihre Verhaftung und ihre Hinrichtung, nachdem er umsonst versucht hatte, sie durch subtile Disputationen aus den Kirchenvätern und der kirchlichen Tradition zum Widerruf zu bewegen. Weit über ein Vierteljahrhundert stand er daher in hohem Ansehen beim Kaiser Karl, welcher ihn auch 1551 als Vertheidiger des alten Glaubens zum Tridentiner Concil abordnete. Nach der Heimkehr wurde er aber selbst des Pelagianismus verdächtigt, als er als Gegner des Michael Bajus aufgetreten war, welcher die rein Augustinischen Glaubensansichten in der Kirche zur Geltung bringen wollte. Bald nach dem Tode Karl's V. sank sein hohes Ansehen bei Hofe, indem der stolze Philipp II. Tapper's priesterliche Anmaßungen nicht dulden wollte und ihn, den er nach Brüssel zu sich entboten hatte, mit kalter Zurücksetzung empfing. T. ward aus Verdruß darüber vom Schlag getroffen und starb am 2. März 1559. T. war ein durchaus gelehrter Mann, welchem es nicht an Scharfsinn und kirchlich-theologischer Bildung fehlte, wie er in mehreren, der Bekämpfung der Reformation gewidmeten Schriften zeigte. Zu Löwen erschienen 1555 in zwei Bänden seine „Explicationes in articulos circa ecclesiastica dogmata, hoc seculo controversa, a facultate theologica Academiae Lovaniensis Caroli V imperatoris jussu collectos“. Seine „Orationes theologicae una cum corollario de veris calamitatum Belgii causis atque remediis“ sind 1577 und seine „Opera omnia“ in Folio 1582 zu Köln herausgegeben. Einige Sätze in seinen Schriften wurden im spanischen und portugiesischen Index beanstandet. Kurz nach seinem Tode verfaßte Heinrich Geldorp (s. A. D. B. VIII, 533) anonym eine beißend scharfe Satire auf ihn, die „Apotheosis clari theologi D. Ruardi Tappart Enchusiani, haereticae pravitatis primarii et generalis Inquisitoris, Cancellarii Lovaniensis, Gratiano Vero, theologiae Baccalaureo auctore“, in Form einer Unterredung Tapper's mit St. Peter, einem Genius, dem Cerberus und einem Chor, welche mit der Verweigerung seiner Aufnahme in den Himmel endet.

Vgl. Bayle, Diction. — Glasius, Godgel. Ned. — van der Aa, Biogr. Woordb. und Moll, Angelus Merula Bl. 81, 85, 106, 181 u. s. w. — Annales de l'Univ. de Louvain 1841, p. 178; 1854, 178. — Reusch, Index III, 269, 574. J. C. van Slee.

Tarnoczy: Maxim. Josef v. T., Cardinal-Erzbischof von Salzburg, geboren zu Schwaz in Tirol am 24. October 1806, † zu Salzburg am 4. April 1876. Er war der älteste Sohn Franz X. v. T., Bibliothekars und Secretärs der Schwester Kaiser Josef's II., Erzherzogin-Aebtissin Maria Elisabeth, und einer Tiroler Adeligen, Katharina v. Sprinzenberg. Die Gymnasialstudien absolvirte T. zu Innsbruck, die theologischen in Salzburg und Wien. 1832 wurde T. Professor der Dogmatik an der theologischen Lehranstalt des fürsterzbischöflichen Seminars zu Salzburg, 1844 Domcapitular und blieb in regen Beziehungen

zum damaligen Fürsterzbischof Schwarzenberg. Als dieser am 13. December 1849 zum Prager Erzbischof ernannt wurde, folgte ihm am 24. October 1850 T. auf dem Stuhl von Salzburg. Strengkatholischen Tendenzen huldigend, so auch von dem lebhaften Wunsche beseelt, daß eine katholische Universität in Salzburg erstehe, war und blieb T. dennoch dem Entschlusse fern, in die erste Reihe der Kämpfer zu treten.

Wurzbach, Oesterr. biogr. Lex. XLIII (1881) 78—80. v. Krones.

Tarnow: Johann T., lutherischer Theologe, † 1629. „In Johann Tarnow gibt sich uns ein Exeget zu erkennen, wie damals die lutherische Kirche keinen zweiten zur Seite zu stellen hatte". Mit diesen Worten leitet A. Tholuck in seiner Vorgeschichte des Rationalismus, I. Theil, 2. Abth. (1854) S. 102 die Charakteristik dieses edlen mecklenburgischen Theologen ein. „Felix ille sacrarum literarum interpres", nennt ihn ein reformirter Theologe, Sixtus Amama (in einer Oratio de barbarie etc. 1620), „academiae ejusdem sol oriens et ocellus, cujus viri pretium academia Rostochiensis et ecclesia evangelica ignorare videntur" (bei Tholuck a. a. O. S. 103). T. war am 19. April 1586 zu Grevismühlen im Mecklenburgischen geboren, studirte zu Rostock, Straßburg, Basel, Gießen und auf anderen Akademien und wurde 1614 Doctor und Professor der Theologie zu Rostock. Im 43. Jahre seines Alters, am 22. Januar 1629, starb er vor Kummer, da er sich als Exeget durch seine Commentare viel Feindschaft zugezogen hatte. In seinen „Exercitationes biblicae" (1619) hatte er nämlich Auslegungen früherer lutherischer Lehrer, selbst solche eines Luther, Chemnitz oder Hunnius, die er für irrthümlich hielt, verworfen. Er drang auf das Studium der Grundsprachen der heiligen Schrift, was bei den damaligen Orthodoxen wenig Anklang fand, welche sich je länger, je mehr daran gewöhnten, die Bibel nach den Bekenntnißschriften auszulegen. Wie „ein Schutzwort für historisch-praktische Schriftauslegung" gegen die dogmatistische klingt sein Ausspruch in einem seiner Briefe (Epp. ad Meisnerum II, 337) vom Jahre 1619: „Ich plane einen Commentar zu den kleinen Propheten, und während ich damit beschäftigt bin, erkläre ich andere biblische Sprüche, ut ita, si fieri possit, ad biblia Deique verbum, extra quae proh dolor! hodie plerique theologiae dant operam, studiosam juventutem reducam, quae nunc maximam partem studio perverso, antequam sciat thesin et biblia legerit, tantum in controversiis et homiliis ab illis bono fine editis, tota est". Seine, der starren Tradition abgewandte, praktische Richtung führte ihn auch zu Principien bürgerlicher Duldung; so wurde 1619 unter seinem Vorsitz in einer von ihm gebilligten theologisch-politischen Rede (des Studiosus Daniel Rhuel) Duldung vom christlichen Staate für mehrere Religionen verlangt. Von seiner praktischen Gewissenhaftigkeit legt endlich eine Nachschrift zu einem Briefe an Meisner 1616 ein schönes Zeugniß ab, indem er seine Verwunderung äußert, daß, wie er auf seinen Reisen wahrgenommen, die Theologen in Oberdeutschland mit ihrem Gewissen vereinbar finden, sich dem Besuche der Pestkranken zu entziehen (Tholuck a. a. O. S. 104).

Schriften Tarnow's sind: „Exercitationes biblicae, in quibus verus et genuinus locorum scripturae difficilium . . . inquiritur etc." (Rost. 1619, letzte und vollständigste von ihm bearbeitete Aufl. 1627); „Declaratio eorum, quae ad dicti Esaiae cap. XLV, v. 8 sensum . . . allata sunt etc." (Rost. 1621); „In decem primos psalmos Davidis commentarius" (Rost. 1621); „In Threnos Jeremiae commentarius" (Rost. 1627, 1707 cum praefatione Fechtii). [Dieser Editor sagt von dem Verfasser: „Primus Tarnovius fuit, qui Veteris Testamenti libros non ex versionum rivulis aut eorum interpretationibus, qui fontes ipsi neque consulere neque vim verborum phrasiumque penetrare potuerunt, linguarum quippe adminiculis destituti, sed ex ipso intimo linguae genio et argumentis

ex curatissima totius contextus consideratione ortis exposuit".] „In psalmos poenitentiales VII commentarius brevis" (Rost. 1628); „In psalmos passionales commentarius. Adjecta est explicatio cap. I. III Jesaiae" (Rost. 1628). Die einzeln erschienenen Commentare über die kleinen Propheten sind dann zusammengedruckt (vgl. Rostocker Etwas von gelehrten Sachen V, 637 f., 655 f.). Nach v. Seelen's Zeugniß in Athen. Lubec. II, 361 soll davon eine Ausgabe (Rost. 1632) erschienen sein. Bekannter ist Joh. Tarnovii . . . in prophetas minores commentarius etc. cum praef. Jo. Bened. Carpzovii (Leipz. 1706); vorhergegangen ist eine solche Ausgabe von 1688. Dazu kommt die unter seinem Präsidium gehaltene, oben erwähnte Rede „Oratio theologo-politica de quaestione non ignobili et hoc mundi tempore maxime necessaria: an in republica christiana a magistratu politico, salva conscientia, plures quam una tolerari queant religiones? quam affirmative, censente et approbante viro admodum rev. Joh. Tarnovio . . . recitabat Dan. Rhuel, Nurnberga. Neomarch. S. S. Th. Studios." (Rostock 1619).

Zu vgl. Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (1737 ff.) V, 664 ff. — Zedler's Universallexikon Bd. 41 (1744) Sp. 1852 ff., wo noch Witte, Memoria theologorum citirt ist. Bei Zedler sind auch die Titel der kleineren Arbeiten, Abhandlungen und Disputationen Tarnow's angegeben. — Krey (Joh. Bernh.), Die Rostockschen Theologen seit 1523 (Rost. 1817), S. 25 ff. — A. Tholuck, Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs (1852), S. 153 ff. — Derselbe, Vorgeschichte des Rationalismus. I. Theil. Das akademische Leben, 2. Abtheilung (1854), S. 102 ff. — Gust. Frank, Gesch. der protest. Theologie. I. Theil (1862), S. 332 f. P. Tschackert.

Tarnow: Paul T., lutherischer Theologe, † 1633; Oheim des Vorigen (Johann T.) und mit ihm in der theologischen Richtung einig. Paul T. war ebenfalls aus Grevismühlen in Mecklenburg, wo er am 28. Juni 1562 geboren wurde. Er studirte zu Rostock, wirkte anfänglich als Rector zu Parchim, sodann seit 1593 als Rector der Stadtschule zu Rostock. Hier wurde er 1604 Doctor und Professor der Theologie und starb als solcher am 6. März 1633. Er war Schüler von Caselius und Nachfolger von Chyträus, ein „Mann von altem reformatorischen Schrot und Korn" (Tholuck). Lutherisch fromm, zeigte er gleichzeitig einen hohen Grad geistiger Freiheit, daß er gerade bei der Gelegenheit, als sein Neffe Johann T. wegen seiner wissenschaftlichen Exegese angegriffen wurde, selbst dem berühmten Jenenser Johann Gerhard gegenüber ehrerbietig, aber mannhaft zum Schutz exegetischer Freiheit und zur Abwehr einer traditionell fixirten Schriftauslegung auftrat und auch 1626 freimüthig und gerecht im Streite mit Rathmann verfuhr. In einem freimüthigen, köstlichen Briefe an die Jenenser theologische Facultät vom 28. April 1622 (Epp. ad Meisnerum Vol. I, 615, deutsch bei Tholuck, Geist der Theol. Wittenbergs, 1852, S. 155 ff.) vertheidigte er seinen Neffen wegen seiner Abweichungen von Luther, Chemnitz, Chyträus und Hunnius, da dieselben nicht die fundamentalen Glaubensartikel berührten. „Was . . . das . . . zum Fundamente unserer Religion nicht Gehörige betrifft, seien es Schlüsse, seien es Auslegungen jenes einigen Princips, auf dessen Grund Theologen allein streiten sollen, so fürchte ich, daß, wer den Consensus mit Luther und den Uebrigen in allen Stücken für nöthig erklärt, die Schrift selbst, nach welcher wir allzumal stückweise erkennen und stückweise weissagen, die Erfahrung aller Jahrhunderte, ja die ehrwürdigen Häupter unserer Kirche selbst für seine Meinung anzuführen, nicht im Stande sein wird". Noch deutlicher und muthiger sprach er sich 1624 in einer berühmt gewordenen Rectoratsrede aus, welche den Titel führt „De novo evangelio, quod sit causa omnium calamitatum universum Christianorum orbem inundantium et submergentium". Darin ist ihm

das alte Evangelium das, welches Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum, das neue dagegen das, welches sie durch Kirchengehen und Sacrament verheißt (S. 16). In seiner in demselben Jahre erschienenen Schrift „De sacrosancto ministerio“ ist bemerkenswerth der freie und anerkennenswerthe Gebrauch reformirter Autoritäten, wo diesen der Vorzug gebührt, und das ernste Bekenntniß, daß, trotz der Gegenrede so Vieler, die Seelsorge als ein Stück der geistlichen Amtspflicht anzusehen sei (lib. II, cap. 27). Dem Uebermaße theologischer Disputirlust war er entgegengetreten und mit tiefem Schmerz über die Schäden der Kirche seiner Zeit ist er von hinnen geschieden. Aus diesen Erwägungen ward ihm die Leichenrede über Jer. 51, 9 gehalten: „Wir heilen Babel; aber sie will sich nicht heilen lassen“.

Schriften von Paul T. sind: „De sacrosancto ministerio libri III, in quibus de ministerii evangelici in ecclesiis lutheranis veritate et efficacia etc. agitur etc.“ (Rostock 1623, eine Pastoraltheologie, in welcher sich auch eine fast vollständige Homiletik und ein Capitel vom Katechisiren findet); „De novo evangelio“ (Dissertatio habita in acad. Rostoch. 1624, IX Kal. Maii, beim Antreten des Rectorates, vgl. oben); „De sacrosancta trinitate liber unus, oppositus Fausti Socini refutationi absque autoris nomine Racoviae ante annos triginta primum Polonice deinde Latine editae et huic scripto insertae, qua refellere conatus est, quae de divinitate Filii et Spiritus Sancti Robertus Bellarminus T. I controversiae 2 generalis, lib. primo, et Jacobus Wiekus, Jesuita, peculiari libello scripserunt“ (Rost. 1625); „Censuren und Bedenkens-Copie der Theol. Facultät zu Rostock, die Bücher des sel. Arnd's und M. Herm. Rathmann's anregend u. s. w.“ (Danzig 1627, von Rathmann's Anhängern herausgegeben, enthält das Bedenken der Rostockschen theol. Facultät [P. Tarnow's] von 1626, die Rathmann'sche Streitigkeit von der Kraft des göttlichen Wortes betreffend, das von Rathmann's Anhängern erbeten worden war); „In S. Johannis evangelium commentarius, quo verba et phrases ex graeca, hellenistica, hebraea et cognatis linguis explicantur etc. Inserta est arabicae paraphrasis a . . . Thoma Erpenio editae latina translatio etc.“ (Rostock 1629).

Zu vgl. Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (1737 ff.) V, 217 ff. — Zedler's Universallexikon Bd. 41 (1744) Sp. 1854 ff., wo auch Tarnow's orationes und disputationes aufgeführt sind und noch Witte, Memoria theologorum und Freher's Theatr. erudit. citirt werden. — Krey (Joh. Bernh.), Die Rostockschen Theologen seit 1523, S. 19 ff. — A. Tholuck, Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs (1852) S. 155 ff. — Derselbe, Vorgeschichte des Rationalismus. I. Theil: Das akad. Leben, 2. Abth. (1854) S. 102. — Gust. Frank, Gesch. d. prot. Theol., I. Thl. (1862) S. 333. P. Tschackert.

Tarnow: Fanny T. (im Güstrower Kirchenbuch lautet ihr Vorname Franziska), Schriftstellerin, wurde am 17. December 1779 als erstes Kind des Commissionsraths und Stadtsecretärs Johann David T. und seiner Gattin Amalie Justine, einer Tochter des Landraths von Holstein, in Güstrow geboren. Die Abstammung und das Vermögen der Mutter veranlaßten, daß die Familie, zu der sich von vornherein der schon seit längerer Zeit als Wittwer lebende Großvater gesellte, auf großem Fuße und im Verkehr mit den aristokratischen, von französischen Sitten und Moden vielfach beherrschten Kreisen des Landes lebte. So brachte Fanny, der Liebling des alten Landraths, ihre ersten Jugendjahre unter den heitersten Eindrücken hin, bis das lebhafte, hochentwickelte Mädchen in seinem vierten Jahre das Unglück hatte, aus dem Fenster des zweiten Stockwerks auf die Straße zu stürzen. Wenn auch äußerlich unverletzt, wurde sie doch von da an kränklich, konnte nicht mehr gehen und mußte getragen oder gefahren werden; als sie allmählich genas, war sie, bisher ein

Gegenstand des Mitleids ihrer Umgebung, daran gewöhnt, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen und äußerte nun ganz die Launen eines verzogenen Kindes. Auch konnte sie natürlich in dieser Zeit keinen regelmäßigen Unterricht erhalten und mußte von den Kinderspielen ihrer Altersgenossen fern bleiben. Diese Vereinsamung führte sie, nachdem sie in kurzer Zeit lesen, schreiben, rechnen und Französisch gelernt hatte, dazu, ihre Unterhaltung in Büchern aller Art zu suchen, gleichviel, ob diese ihrem Alter angemessen waren oder nicht. Gleich nach ihrer Confirmation wurde dann Fanny auch in die Gesellschaften der ersten Familien eingeführt, war aber noch immer die meiste Zeit über mit sich selbst und ihren, durch die planlose Lectüre erregten phantastischen Träumereien beschäftigt. „Die zu große Selbständigkeit nährte die Neigung, durch ihre Persönlichkeit aufzufallen". Diese Unarten aber führten schließlich zu heftigen Scenen mit dem Vater. In jener Zeit kaufte dieser ein kleines Gut, pachtete dazu die angrenzende fürstliche Domäne Dalkendorf und gab unbesonnener Weise zugleich seine Stellung beim Gericht auf, um mit seiner Familie ganz auf das Land zu ziehen und sich der Oekonomie zu widmen. Anfangs schloß sich auch Fanny mit Eifer den neuen Studien des Vaters an; als aber die erträumten glänzenden Erfolge ausblieben, zog sie sich wieder in ihre Einsamkeit zurück. Sie speculirte hier auf allerlei Abenteuer, schreckte aber alle Bewerber durch den „zu schnellen Gang ihrer Liebesintriguen" ab, weil sie in jedem neuen Bekannten einen Freier, einen Bewunderer ihrer Person erblickte und sehr bald einen allzuvertraulichen, ihren Wünschen entsprechenden Ton anschlug. Alle ihre Hoffnungen auf eine baldige und glänzende Ehe zerschlugen sich sogleich, als der Vater nach wenigen Jahren in Concurs gerieth und die Familie unter Aufgabe ihres bisherigen großen Haushaltes das Gut wieder verlassen mußte und nach Neu-Buckow zog, wo der Vater eine Stelle als Secretär beim ritterschaftlichen Verein erhielt. Um bei diesen Verhältnissen ihrem Vater nicht zur Last zu fallen, suchte sich Fanny nun eine Stellung als Erzieherin und fand bald eine solche bei einem Herrn v. Schmiterlow auf Rügen, wo sie vier Jahre lang blieb, ihre freie Zeit noch immer mit Lesen, Träumen, dem Aufschreiben ihrer Gedanken und Ausmalen eingebildeter Liebesverhältnisse ausfüllend. Nach kurzem Aufenthalt im Elternhause nahm sie dann eine ähnliche Stellung bei einem Herrn v. Both auf Rohlstorff an und begann hier zuerst Beurtheilungen über Bücher, Aufsätze und Aehnliches an verschiedene Journale einzusenden und anonym veröffentlichen zu lassen. Als ihre „Alwine von Rosen" 1805 und 1806 im „Journal für deutsche Frauen" erschienen war, machte sie sich an die erste größere Erzählung, „Natalie", deren Vollendung und Veröffentlichung sich allerdings bis 1812 hinauszog. Zugleich knüpfte sie jetzt durch ihre schriftstellerische Thätigkeit mehr und mehr Beziehungen zu bedeutenden Männern (Rochlitz, Hitzig, Fouqué u. A.) an; beschäftigte sich auch häufig mit den griechischen Classikern, besonders Xenophon, Lysias und Platon und schrieb eine Anzahl neuer Erzählungen. 1807 siedelte sie als Erzieherin nach Wismar in das Haus des Schwagers des Herrn v. Both über und fand hier wieder Gelegenheit, als Repräsentantin des Hauses eine bevorzugte Rolle zu spielen. Als sich nach einiger Zeit der Vater ihrer Zöglinge wieder vermählte, mußte Fanny ihre Stellung aufgeben, erhielt aber bald wieder eine neue bei einem Herrn v. Müller auf Rankendorf, die sie im Herbst 1812 verließ, um zu ihren Eltern nach Neu-Buckow zurückzukehren. Hier fand sie ihre Mutter an einem unheilbaren Uebel darniederliegen und widmete sich nun deren Pflege mit größter Aufopferung, bis der Tod die Geliebte endlich am 9. December 1815 erlöste. So von allen Lieben getrennt und von allen Mitteln entblößt, entschloß sich Fanny, zu ihrer theuersten Jugendfreundin nach Petersburg zu ziehen und trat die Reise am 6. Juli 1816 von Travemünde aus an. Aber

tersburg fühlte sie sich nicht wohl; alles war hier anders, als sie es
ellt hatte; die Freundin lebte mit ihrem Gatten nur in bescheidenen
n und konnte der Verwöhnten nicht das bieten, was diese zu finden
te. Zwar kam sie auch hier allmählich in größere Kreise, sie lernte
tzebue, Graf Sievers u. A. kennen, aber sie fühlte die Unmöglichkeit,
em Boden von ihrer Feder leben zu können, und eine andere Erwerbs-
sich nicht. Bereits nach einem Jahre kehrte sie in die Heimath zurück
h, nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin, mit einer Tochter
e ihr dieser in Pflege gegeben hatte, bei ihrer eigenen Schwester in
er, fühlte sich aber auch in diesen Verhältnissen nicht glücklich und
h Hamburg über, um hier mit der Dichterin Amalie Schoppe eine
talt zu gründen. Die Verschiedenheit der Charaktere Beider ver-
ld Zwistigkeiten und vereitelte die Pläne, so daß Fanny T. schließlich
r 1820 nach Dresden und von hier aus zeitweilig nach Schandau
e erst in vertrautem Umgange mit Helmine v. Chezy lebte, mit der
d heftig verfeindete, und dann an der Gräfin Egloffstein, Elise von
Tieck, Tiedge u. A. lang ersehnte Freunde fand, mit ihrem jetzigen
eden war und nur, wie immer, schmerzlich beklagte, daß sie es allein,
ten, ohne Gatten hinbringen müsse. Als sie später durch Krankheit
st einbüßte, suchten ihr die Freunde durch Herausgabe ihrer sämmt-
e eine Existenz zu gründen und erlangten auch wirklich durch die
n 5000 Thaler. Ihre ganze jetzige Lage erregte nun in Fanny T.
, sich von den Freunden und ihren Vergnügungen zurückzuziehen.
ie am 16. December 1829 von Dresden, um sich in Weißenfels, wo
ster Betty lebte, ein Asyl zu gründen. Als ihre Augen wieder besser
rschaffte sie sich einen neuen Erwerb durch Uebersetzungen aus dem
n und Englischen, so daß sie von aller äußeren Sorge frei war und
wieder geselligen Verkehr pflegen konnte. Noch einmal raffte sie sich
genem Schaffen auf und schrieb anonym das Werk „Zwei Jahre in
", das allgemeine Anerkennung fand. Als später ihre Schwester
verlassen hatte, fühlte sich auch Fanny nicht mehr heimisch hier.
ahm öfter Reisen nach Berlin, Leipzig und Dresden und siedelte
841 nach Dessau über, wo sie, zuletzt von Leiden aller Art heim-
4. Juli 1862 starb.

hriftstellerische Thätigkeit Fanny Tarnow's wird ganz und gar von
nen Leben und Empfinden bestimmt, und als sie „keinen Stoff mehr
konnte, in welchen sie nicht Selbsterlebtes hineinzulegen vermochte",
hließlich ganz davon ab, mit eigenen Schöpfungen hervorzutreten. In
zahlreichen Erzählungen, die sie theils als selbständige Werke heraus-
in den verschiedensten Taschenbüchern und Zeitschriften veröffentlichte,
Anklänge an ihre Lebensschicksale, an ihre sehnsüchtige Liebe zu Arndt,
Anderen, die ihr im Leben theuer waren, aber ihre Sehnsucht ewig
ließen. Von ihrer „Natalie", in die sie vielleicht die meisten und
rinnerungen ihres Herzens hineingelegt hat, sagt sie selbst: „Ich bin
e — ihr Leben ist nicht das meinige — und doch kennt der, welcher
hat, mein inneres Leben genauer, als Jemand, der Jahre lang mit
ich jetzt bin, verkehrt". In einer Art Selbstkritik aber sagt sie ebenso
für ihr ganzes Empfinden bezeichnend: „Ich gelte für eins der geist-
eiber unseres Zeitalters, ich besitze Kenntnisse, Seele, Begeisterung, ich
n, fühlen — kann alles Große und Schöne empfinden —, kann es
Idealität nachempfinden, kann glücklich sein im Anschauen der Natur,

glücklich sein im Genusse der Kunst — ich bin großsinnig von Gemüth und Charakter — alle kleinlichen Regungen des Neides, des Hasses sind mir fremd — und das Alles verschwindet vor dem Eindrucke, welchen der Kuß eines geliebten Mannes auf mich macht".

Aufzählungen ihrer Werke finden sich in Goedeke's Grundriß III, 149 fg. und in Brümmer's Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. Vgl. ferner: Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. II, 354 fg. — A. Bölte, Fanny Tarnow, ein Lebensbild (Berl. 1865). — Pierson, Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen (Dresden und Leipzig o. J.).

Max Mendheim.

Tarnowski: Friedrich Wilhelm Ladislaus T. entstammte einer ehemals in Böhmen angesessenen Zwergenfamilie, deren Ahnfrau, die Zwergin Agnes Tarnowsky von Tarnow, dadurch berühmt wurde, daß sie dem bekannten Reitergeneral Grafen Spork einst das Leben rettete. Geboren zu Breslau am 26. April 1811 erhielt T., der gewisser Familienverhältnisse halber den angenommenen Namen Schmidt führte, von 1826—1832 auf dem katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt seine Bildung, betrieb darauf mehrere Jahre hindurch Privatstudien, die sich besonders auf alte Sprachen und Litteratur erstreckten, und ward dann Hülfsarbeiter bei einem königlichen Beamten. Diese Stellung gab er indessen bald auf, um in eine Leihbibliothek einzutreten, da ihm hier mehr Muße winkte, seiner schriftstellerischen Neigung folgen zu können. Außer kleinen Beiträgen für Zeitschriften schrieb er mehrere Dramen, die er dem bekannten Schriftsteller Ludwig v. Alvensleben zur Ansicht unterbreitete. Dieser sprach dem Verfasser zwar jegliche Bühnenkenntniß ab, glaubte aber in seinen Arbeiten ein Talent für die Novelle zu finden und rieth deshalb dem verunglückten Dramatiker, vornehmlich den historischen Roman zu pflegen. In den „Neuen Schlesischen Blättern", die 1835 in Breslau ins Leben traten, veröffentlichte T. seine ersten novellistischen Versuche und hatte sich manches aufmunternden Beifalls zu erfreuen. Seit 1838 erschienen dann in ziemlich rascher Folge seine Romane und Novellen „Kreuz und Halbmond" (II, 1838); „Vorstinberg und Fürstenstein" (III, 1839); „Die Schlacht auf dem Marchfelde" (1839); „Menschen und Zeiten" (7 Novellen; III, 1840); „Napoleon und die Philadelphen" (III, 1841); „Die Blutrosen von Augsburg" (II, 1842); „Waldteufel" (III, 1842); „Blutige Fußstapfen" (II, 1842); „Kriminalgeschichten nach wahren Begebenheiten" (II, 1843); „Die jüdische Gaunerbande" (1843); „Küchenknecht und Viscounteß" (1843); „Die Makkabäer" (II, 1843); „Der blutige Osterjubel. — Die Schleuderer an der Haselmattküse" (2 Nov., 1843). Alle diese Schriften waren ja meist darauf berechnet, den Heißhunger des lesewütigen Publicums zu stillen, bei dem der Name des Autors nicht unbeliebt war; doch enthält manche Arbeit wirklich Gutes und zeugt von achtungswerthem Talent. Zu Anfang der vierziger Jahre siedelte T. von Breslau nach Leipzig, später nach Leitmeritz über und verlegte 1846 seinen Wohnsitz nach Prag, wo er das Unterhaltungsblatt „Erinnerungen" redigirte. Hier starb er bereits am 16. April 1847. T. barg in seiner schwächlichen, verkrüppelten Menschengestalt eine Fülle von Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit, Geist und Gemüthstiefe und genoß die höchste Achtung seiner Mitmenschen.

Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon IV, 159. — Wurzbach, Biographisches Lexikon XLIII, 94.

Franz Brümmer.

Tartarotti: Hieronymus (Girolamo) T., Geschichtsforscher, geboren am 2. Januar 1706 zu Roveredo, † daselbst am 16. Mai 1761. Er machte seine Studien in seiner Vaterstadt, zu Padua und Verona, ließ sich 1727 die Tonsur geben und hieß seitdem Abate und trug geistliche Kleidung; die geist-

lichen Weihen hat er nie empfangen. Kurze Zeit war er Erzieher im Hause des Regierungsrathes Carlo Ceschi zu Innsbruck, dann 1738 einige Zeit Secretär des Cardinals Passionei zu Rom, dessen Gunst er durch eine scharfe Kritik des Werkes Della eloquenza italiana des Prälaten Giusto Fontanini verscherzte, darauf einige Zeit Secretär des venetianischen Patriziers Marco Foscarini, mit dem er sich wegen einer litterarischen Frage überwarf. Die übrige Zeit seines Lebens brachte er in seiner Vaterstadt zu, ohne Amt, aber stets mit Studien und litterarischen Arbeiten mannichfaltiger Art beschäftigt. In seiner Wohnung hielt er für strebsame, junge Leute Vorlesungen über Philosophie, in denen er die herkömmliche scholastische Philosophie bekämpfte. Als junger Mann gründete er einen litterarischen Verein, den er Dodonäum nannte; später war er ein fleißiges Mitglied der Accademia degli Agiati. — Seine erste größere wissenschaftliche Arbeit erschien 1743 zu Venedig: „De origine Ecclesiae Tridentinae et primis ejus episcopis dissertatio." Der Fürstbischof von Trient, Graf Dominicus Anton Thun, hatte die Widmung derselben angenommen; sie fand aber Widerspruch, weil T. darin die Legende von der Gründung der Trienter (Sebener) Kirche durch Schüler des Evangelisten Marcus widerlegte und nachwies, daß nicht Cassianus, sondern Ingenuinus (im 6. Jahrhundert) der erste Bischof von Seben gewesen sei. Er wurde namentlich von dem Innsbrucker Bibliothekar Anton Roschmann in mehreren Schriften angegriffen, dem er in „De episcopatu Sabionensi S. Cassiani Martyris deque S. Ingenuini episcopi actis epistola", Ven. 1750, antwortete. Auch der Franciscaner Benedict Bonelli betheiligte sich an dem Streite. 1754 veröffentlichte T. zu Venedig (Roveredo) „Memorie antiche di Roveredo e dei luoghi circonvicini". Im Anhange wies er nach, daß der in Trient als Heiliger verehrte Bischof Adalbert II. (im 12. Jahrhundert) kein Heiliger und kein Märtyrer gewesen sei, und rief dadurch Streitschriften von Bonelli und L. von Pilati hervor. Er antwortete in der „Apologia delle Memorie etc.", Lucca 1758, und auf die anonym von Bonelli herausgegebenen Notizie intorno al vescovo Adelperto etc., Trient 1760, in der „Lettera seconda di un giornalista d' Italia", die in Trient während der letzten Krankheit Tartarotti's von Henkershand verbrannt wurde. T. hat noch einige kleinere Schriften, meist localgeschichtlichen Inhalts, veröffentlicht. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode von Cl. Vannetti gesammelt und 1785 herausgegeben.

Am meisten Aufsehen erregte T. durch sein Buch „Del congresso notturno delle lammie con due dissertazioni sopra l' arte magica", Roveredo (Venedig) 1749 (ein Quartband von 460 Seiten), worin er die Möglichkeit von Zaubereien zugiebt, aber den Glauben an den Hexensabbath und was damit zusammenhängt, scharf bestreitet, und namentlich gegen das Buch des Jesuiten Martin del Rio polemisirt. Er fand mit diesem Buche, das zwei Jahre auf die Approbation der venetianischen Inquisition hatte warten müssen, Widerspruch einerseits bei dem Marchese Scipione Maffei, der in seiner Arte magica dileguata, Verona 1749, die Wirklichkeit der Zauberei in der christlichen Welt überhaupt bestritt, andererseits bei Vertheidigern des alten Hexenwahnes, u. A. bei den Franciscanern Benedict Bonelli und Fr. Staidel. T. veröffentlichte 1751 eine „Apologia del congresso delle lammie", und darauf Bonelli zu Trient Sentimento critico contro l' apologia . . . und Maffei zu Verona 1754 Arte magica annichilita. — T. veröffentlichte auch 1750 eine italienische Uebersetzung der von dem Jesuiten Georg Gaar bei der Verbrennung der 1749 als Hexe verdammten Nonne Maria Renata Sängerin zu Würzburg gehaltenen Predigt mit scharfen Glossen, die er mit Dr. F. A. T. unterzeichnete. Als Gaar replicirte, veröffentlichte ein Schüler von T., J. v. Graser, Lehrer am Gymnasium zu Roveredo, Propugnatio adnotationum criticarum in sermonem de Maria Re-

nata saga adversus responsa P. G. Gaar, S. J., Ven. 1752. (Der Streit über die Hexerei wurde durch F. Sterzinger [s. A. D. B. XXXVI, 124] fortgesetzt.)

Graser veröffentlichte nach dem Tode Tartarotti's eine Trauerrede auf ihn in prächtiger Ausstattung unter Beifügung vieler schwungvoller lateinischer und italienischer Gedichte. Er hob darin hervor, daß T. als frommer Christ und nach dem Empfange der Sacramente gestorben sei. Gleichwol wurde ihm anfangs das kirchliche Begräbniß versagt, und als die Roveredaner ihm in der Kirche St. Marco ein Denkmal setzten, wurde 1762 von dem Generalvicar A. de Rosmini zu Trient, weil das Denkmal ohne Erlaubniß der kirchlichen Behörde und zu Ehren „eines Verstorbenen, der durchaus keine Verdienste habe", gesetzt worden, die Kirche mit dem Interdicte belegt. Das Interdict wurde auf Verlangen der Kaiserin Maria Theresia wieder aufgehoben; nach längeren Verhandlungen wurde aber die Büste Tartarotti's von dem Denkmal entfernt und die Inschrift durch eine andere ersetzt.

Hurter, Nomenclator (2) II, 1458. — Tipaldo, Biografia I, 464. — Wurzbach 43, 98. — L. Rapp, Die Hexenprocesse und ihre Gegner aus Tirol, S. 71. — Walch, Neueste Religionsgeschichte II, 115. 458. Reusch.

Tasman: Abel Janszon T., der größte geographische Entdecker und Seefahrer der Niederländer im 17. Jahrhundert, stammt aus Lutjegast bei Groningen in Friesland und ist in den ersten Jahren des Jahrhunderts, wahrscheinlich 1602 oder 1603 geboren. Die erste Spur seines Lebens findet man in einem Amsterdamer Kirchenbuche, wo 1631 als 28jähriger Matrose ein Abel Janß van Lutjegast seine zweite Ehe schließt. Schon vor 1638 war er nach Java gefahren; in diesem Jahre führt er ein Schiff „De Engel" nach Batavia, das zu einer von der Kammer von Amsterdam ausgerüsteten Flotte gehörte. Außer einem in seiner Abwesenheit gemachten Testamente seiner Frau von 1636 liegt kein einziger Beitrag zu seiner Lebensgeschichte in dieser für seine spätere hervorragende Stellung so wichtigen Zeit vor. Alle Umstände seiner Heirath im J. 1631 deuten auf eine niedere Lebensstellung, und nun finden wir ihn 1639 als zweiten Führer einer großen Expedition. Das Schiff Gracht des Matthys Hendricksz Quast und das Schiff Tasman's wurden zur Aufsuchung von angeblich goldreichen Inseln östlich von Japan ausgesandt, auf die die Niederländer in Firando aufmerksam geworden waren. Quast wird als Commandeur, T. als Schipper bezeichnet. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die beiden Niederländer, die zwischen dem 37. und 46. Grad 600 Seemeilen nach Osten kreuzten, die Entdecker der Bonin-Inseln sind. Sie kehrten über Japan und Formosa zurück und brachten außer ihrer Entdeckung, die allerdings eine Enttäuschung hochgespannter Erwartungen war, Aufnahmen der japanischen Küsten mit. 1640 gehörte T. zu den Führern einer Flotte von elf Kauffahrteischiffen; sein Schiff führte eine der kostbarsten Ladungen, und er gehörte in schwierigen Umständen zu den Beiräthen des Vorstandes der Ostindischen Matschappei in Firando. Denn in diesem Jahre befahl die japanische Regierung die Niederlegung aller Gebäude, die die Matschappei auf japanischem Boden erbaut hatte. In demselben Jahre siedelte sie nach der Insel Desima vor Nagasaki über. Im darauf folgenden Jahre fuhr T. mit dem Schiffe Oostkappel nach dem kambodschanischen Hafen Lauwek, von wo aus die Portugiesen chinesische Waaren, die sie von Makao gebracht hatten, nach Japan in kambodschanischen Dschunken zu verschiffen suchten. T. nahm ein Fahrzeug von zweien, deren Abreise ihm angezeigt worden war, weg; weil er das andere entkommen ließ, wurden ihm zwei Monatssolde abgezogen. Am 20. Juli 1641 lag T. vor dem Fort Zeelandia auf Formosa vor Anker. Auf der Fahrt nach Nagasaki überfiel ihn ein heftiger Sturm, der ihn zwang, in Taiwan anzulegen und

im December mit Nothmast nach Batavia zurückzukehren. Im April 1642 finden wir ihn auf einer neuen Fahrt nach Palembang, wo ein Chinese den Sultan gegen die Niederländer aufzustacheln suchte. Er hatte vier Fahrzeuge unter seinem Befehl, und seine Instruction lautete auf friedliche oder kriegerische Lösung der Schwierigkeiten. Es gelang ihm, den friedlichen Weg zu beschreiten, und er brachte den chinesischen Unruhestifter nach Batavia, wofür er hohes Lob von dem Generalgouverneur erntete.

T. hatte sich in wenigen Jahren in den verschiedensten Unternehmen ausgezeichnet und scheint das Vertrauen der indischen Regierung in Batavia im höchsten Maaße besessen zu haben. Nur einem erprobten Charakter und tüchtigen Seemann konnte die seit zwei Jahren geplante größte Entdeckungsreise aufgetragen werden, die bisher amtlich von den Niederländern geführt worden war. Kein kleinerer Gedanke lag ihr zu Grunde, als den indischen Besitz der Niederländer zu einem südäquatorialen Reiche mit dem Mittelpunkte Batavia zu erweitern. Als am 14. August 1642 T. auf Befehl des indischen Generalstatthalters van Diemen mit zwei Schiffen Batavia verließ, um das Südland zu umsegeln, neue Länder im Süden des Stillen Oceans zu entdecken und in Besitz zu nehmen und bequeme Handelswege nach der Westküste Südamerikas zu finden — dieses letztere Ziel stellt van Diemen in einem Bericht vom 23. December 1642 an den Rath der Siebzehn in Amsterdam als das wichtigste hin; mehrmals betont er die Bedeutung eines kurzen Weges nach Chile —, war ein großer Theil der Küsten der Westhälfte Australiens bekannt. Aber nur mosaikartig und mit manchen Lücken hatten die nach keinem großen Plane und zum Theil ganz zufällig gemachten Entdeckungen holländischer Schiffer sich aneinanderreihen lassen. T. verband und vervollständigte sie, als er am 8. October 1642 Mauritius verließ, um nach Süden und in ungewohnt hohen Südbreiten, 44—49°, nach Osten zu schiffen. Am 24. November befand er sich in 42° 25′ vor einer hohen Küste, die er im Süden umschiffte und deren östliche Fortsetzung er bis 42° verfolgte. Dieses „het eerste Land in de Zuytsee, dat ons ontmoet is, en van geen europische volckeren noch bekent“ nannte er Anthoony van Diemenslandt. Eine kleine Insel wurde Tasman Eyland genannt und außerdem hier wie bei andern Gelegenheiten Maria van Diemen — der der Sage nach T. verlobt gewesen sein soll — und Schouten verewigt. Auf diesem Parallel ging er östlich vorwärts und stieß am 13. December auf eine zweite hohe Küste mit wolkenverhüllten Bergen, die der Südinsel Neuseelands angehörte, fuhr ihr entlang nach Norden, verweilte, ohne die Cookstraße zu ahnen, in der Nähe des 40. Grades im westlichen Eingang dieser Straße und umfuhr nach einem blutigen Treffen mit den Neuseeländern in der „Moordenaars-Bai“ am 19. December in den ersten Tagen des Jahres 1643 die Nordspitze Neuseelands. Das erste Land hatte er Van-Diemens-Land genannt, welcher Name allmählich vor dem wohlverdienten Tasmania verschwindet; ohnehin war der Name van Diemen's schon seit 1636 an der Nordküste Australiens vergeben. Daß aber T. dem zweiten Lande den Namen Staatenland beilegte, läßt seine Anschauung von dem unbekannten Südlande ahnen, denn es hing für ihn als „vaste cust van het onbekend Zuytlandt“ mit jenem Staatenland zusammen, das Schouten und Lemaire 27 Jahre früher bei ihrer Fahrt um die Südinseln Südamerikas gefunden hatten. Ueberhaupt war die Reise gerade dieser Vorgänger für T. und van Diemen offenbar von besonderem Interesse. War ihm doch in der Instruction empfohlen, über die Hoorn-Inseln zurückzukehren. Diese suchte er nun auf, wobei er aber schon am 19. Januar Pylstaart und am 20. die Freundschafts-Inseln erreichte. Die Durchfahrt zwischen seinem Südland und diesen Inseln nannte er Abel-Tasman-Passage. Tongatabu, Eua und Nomuka nannte er Amsterdam, Middelburg und Rotterdam. Er blieb

einige Tage bei diesen Inseln, um Wasser einzunehmen, fuhr dann durch den Viti-Schwarm durch, erreichte nach schweren Kämpfen mit dem regenreichen Nordwestmonsun am 22. März Ontong Java, das Schouten und Lemaire entdeckt hatten, fuhr an Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern hin, die er als mit Neu-Guinea zusammenhängend auffaßte und erschien am 15. Juni 1643 wieder vor Batavia. Für die Geographie hatte diese erste Reise Tasman's den großen Gewinn gebracht, daß von einem Zusammenhang des großen Landes im Südosten Asiens mit der geträumten Terra Australis weiter keine Rede sein konnte; bedeutete sie doch eine große Fahrt rings um Neuholland und seine Nebenländer. Die wichtigen Entdeckungen des „südlichen" Van-Diemens-Landes (Tasmaniens) und Neuseelands sind nicht weiter verfolgt worden. Nun handelte es sich um die Festlegung Neuhollands nach Größe und Gestalt. Waren Neu-Guinea und das südliche Van-Diemens-Land Inseln? War vielleicht ganz Neuholland eine Inselgruppe? Um diese Zweifel zu lösen, fuhr T. am 30. Januar 1644 mit drei Schiffen von Batavia nach der Nordküste Neuhollands, um in der Richtung des Golfes von Carpentaria vorzudringen, wo eine Meeresstraße nach Süden führen konnte. Er nahm die West- und Ostküste dieses Golfes auf und kehrte, ohne die Torresstraße zu erkennen, in demselben Jahre nach Batavia zurück. T. scheint keine Entdeckungsreisen mehr unternommen zu haben. Van Diemen's Nachfolger waren weniger dafür eingenommen; van Diemen war im April 1645 gestorben. T. wurde 1648 mit 8 Fahrzeugen nach den Philippinen gesandt, um der spanischen Silberflotte aufzulauern, vermochte sie zwar wegen Stürmen nicht wegzunehmen, kam aber mit reicher Beute zurück. Er sollte auf der Insel Baviauw einen seiner Matrosen eigenhändig ohne Urtheil und Gericht aufgehängt haben und wurde 1649 seiner Stelle als „Schipper-Commandeur" entsetzt. Die Strafe dauerte nur zwei Jahre. Seit 1651 finden wir T. als wohlhabenden Mann von ansehnlichem Grundbesitz im besten Theile Batavias, in einem Hause an der vornehmen Tijgersgracht, als Aeltester der Reformirten Gemeinde. Er machte 1657 als schwerkranker Mann sein Testament und ist vor dem October 1659 zu Batavia gestorben. Wo er begraben ist, ist unbekannt. Die Kühnheit der ersten Reise Tasman's fand bis zu Cook's zweiter Reise ihres Gleichen nur in den größten Fahrten des Entdeckungszeitalters. Was T. geographisch festgelegt hat, hat sich fast überall als genau bestimmt erwiesen, besonders seine Zeichnung der Lage und Gestalt des Golfes von Carpentaria, die Flinders bei seinen entscheidenden Aufnahmen von 1802 u. f. in Erstaunen setzte. T. gibt sehr treffende Schilderungen. Seine allgemeine Auffassung des südlichen Stillen Oceans haben Cook's Reisen zum Theil bestätigt. Zuerst lenkte er die Aufmerksamkeit auf das eigenthümliche Verhalten der Magnetnadel jenseits des 40. Grades S. B. in der Länge von Tasmanien, auf das Eindringen des Nordwest-Monsuns in die Südsee; ein Seebeben an der Küste von Neu-Pommern hat er sehr klar beschrieben; seine Schilderungen der Eingeborenen der von ihm besuchten Länder sind so reich an Einzelheiten, als sie bei der flüchtigen Berührung sein konnten.

T. mag sich wenig um die Anerkennung der Mitwelt und seinen Nachruhm gekümmert haben. Er hat jedenfalls nichts gethan, um die Zeitgenossen mit seinen Reisen und Entdeckungen bekannt zu machen. Er theilt darin die Neigung einiger seiner Landsleute, deren Verdienste um die Entdeckungsgeschichte so zu sagen ausgegraben werden mußten. Bekannt wurden im 17. Jahrhundert nur die Umrisse seiner Entdeckungen durch einige Karten, deren früheste vor 1648 erschienen sein müssen. Sie wurden benützt bei der Zeichnung der merkwürdigen Karte, die die Stadtherren von Amsterdam im Boden des Großen Saales ihres Stad-Huys einlegen ließen. Karten mit seinen Cursen und Tiefenangaben wurden kurz darauf in Indien und Europa benutzt. In einem Werke von Witzen aus dem Jahre 1705

findet man sogar nähere Angaben über die Eingeborenen von Neu-Guinea und Nordaustralien, die aus Tasman's Berichten stammen müssen. Da aber kein Bericht von T. selbst erschien, konnten Irrthümer sich festsetzen, die seinen Ruhm verdunkelten. Die Zeitgenossen legten seinen Reisen keinen großen Werth bei; man findet erst in Rembrandsz van Nierop's Oefeningen, die 1669—1674 erschienen, eine Hindeutung, und eine ausführliche Darstellung gab erst Valentyn 1724—1726. Schon 1663 sprach Thévenot van Diemen und Carpenter die Entdeckungen Tasman's an der Süd- und Nordküste von Neuholland zu! Cook und Forster haben Tasman's Verdienst nicht voll gekannt und verstanden. Einer gerechten Würdigung begegnen wir zuerst bei Flinders. Sie fand aber eine feste Grundlage erst durch die Herausgabe des Tagebuchs Tasman's durch Swart 1860.

Journal van de Reis naar het onbekende Zuidland door Abel Jansz Tasman. Amsterdam 1860 (herausgeg. von Jacob Swarts). Biographien von G. Lauts in Verhandelingen en berigten betr. het zeewezen etc. IV und (vollständiger) von Dozy in Bijdragen to de Kennis van Nederl. Indie. S. V, Bd. II [1887]. — Major, Early Voyages to Terra Australis 1859 (Einl.) — Eyries in Nouv. Ann. des Voyages, T. II. — Aeltere Quellen bei Van der Aa, Biogr. Woordenboek XI, 7.

Ratzel.

Tassaert: Jean Pierre Antoine T. Zu den Schöpfungen Friedrich's des Großen auf künstlerischem Gebiete, die dauernd befruchtend gewirkt haben, gehört in erster Linie die Einrichtung und Fundirung eines königlichen Bildhauerateliers, in dem unter Leitung eines hervorragenden Künstlers von einer Reihe fest angestellter Gehülfen der Statuenschmuck für die Schlösser und Gartenanlagen des großen Königs geschaffen wurde. Dieser Einrichtung verdanken wir die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Bildhauer auf diesem Gebiete in Berlin; ja die ganze hohe Blüthe dieser Kunst in Berlin läßt sich auf dieses Atelier zurückführen, denn aus ihm ist Gottfried Schadow hervorgegangen, ihm verdankt dieser Altmeister der Berliner Bildhauerkunst dieses Jahrhunderts die erste Anregung und die künstlerische Ausbildung.

Der erste Inhaber dieses Ateliers war der Pariser François Gaspard Adam, der jüngere Bruder zweier der hervorragendsten Bildhauer Frankreichs, Lambert Sigisbert und Nicolaus Sébastien Adam, in deren Atelier der Bruder als Gehülfe sich eine nicht gewöhnliche technische Geschicklichkeit erworben hatte. Im J. 1747 nach Berlin berufen, entfaltete er eine rührige Thätigkeit, und seine Werke schmücken noch heute das Schloß von Sanssouci und namentlich die Umgebung der großen Fontäne im Park von Sanssouci.

Der siebenjährige Krieg veranlaßte wahrscheinlich die Rückkehr François Gaspard's nach Paris, wo er am 18. August 1761 gestorben ist. Sein Nachfolger Sigisbert François Michel langte im Anfange des Jahres 1764 in Berlin an. Er war der Neffe der Adam und der Bruder eines der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit, Claude Michel, genannt Clodion. In Berlin hat er kein gutes Andenken hinterlassen, da er zur Leitung eines derartigen großen Ateliers mit monumentalen Aufgaben scheinbar gar nicht geeignet war. Bis zu seinem plötzlichen Verschwinden aus Berlin im J. 1770 hat er nichts weiter gearbeitet, als einige von Adam bereits angefangene Arbeiten fertig zu stellen, darunter die Büste Cocceji's im Kammergericht und die Statue des Feldmarschalls Schwerin, früher auf dem Wilhelmsplatz, jetzt in der Vorhalle der Kirche des Cadettenhauses zu Lichterfelde aufgestellt. Andere Aufträge des Königs hat er gar n begonnen, so daß er schließlich aus Furcht vor der Entdeckung seiner Fau und Nachlässigkeit vorzog, plötzlich aus Berlin zu verschwinden.

Friedrich der Große hatte an diesem Leiter seines Bildhauer-Ateliers vielen Aerger erlebt, so daß er sich bei dem Suchen nach einem neuen Künstler stets besonders nach den Charaktereigenschaften der Candidaten erkundigte: er wollte lieber einen weniger genialen, dafür aber auch nicht so unbeständigen und unruhigen Geist in seiner Nähe wissen.

Jean Pierre Antoine Tassaert ist im J. 1727 in Antwerpen geboren, begab sich aber schon in jungen Jahren nach London und dann nach Paris, wo er für längere Zeit festen Fuß faßte; wir müssen ihn auch seiner ganzen Kunstthätigkeit nach der französischen Künstlerschaft zuzählen. Ueber seine Thätigkeit in Paris weiß man wenig; erwähnt wird eine Statue Ludwig's XV. für die Chirurgische Schule in Paris. Im J. 1769 wird er zum Agréé der Akademie ernannt, und auch noch andere Anzeichen sprechen dafür, daß er einen geachteten Namen in der Pariser Kunstwelt besaß. Die Sorge für seine große Familie veranlaßte T., sich nach einer einträglicheren und sicheren Stellung umzusehen, und so bewarb er sich im J. 1774 durch Vermittlung d'Alembert's um die Berliner Stelle. Seine persönliche Vorstellung beim Könige in Potsdam wurde günstig aufgenommen und ein für den Künstler sehr viel versprechender Contract mit ihm abgeschlossen. Nachdem T. seinen Pariser Haushalt aufgelöst hatte, siedelte er mit seiner ganzen Familie nach Berlin über. Hier begann jetzt eine rege Thätigkeit. Seine erste größere Arbeit sind vier Marmorstatuen eines Bacchus, eines Faun und zweier Bacchantinnen, die in dem großen Saale der Neuen Kammern bei Schloß Sanssouci ihre Aufstellung gefunden haben. Außer vielen kleineren Arbeiten für die königlichen Schlösser hat T. auch im Auftrage des Königs die Statuen des Generals v. Seydlitz und des Feldmarschalls v. Keith für den Wilhelmsplatz in Berlin ausgeführt. Es scheint, daß der Künstler keinen besonderen Dank für diese Arbeiten vom Könige geerntet hat, sie entsprachen auch nicht seiner Begabung und künstlerischen Neigung, die mehr an der anmuthigen Gestaltung nackter Mädchen- und Jünglingsfiguren ihre Leistungsfähigkeit bethätigte. Auch die sonstigen Porträtarbeiten Tassaert's bieten nichts Anziehendes. Unter König Friedrich Wilhelm II. belebte sich die künstlerische Thätigkeit in Berlin wieder, die in den letzten Jahren des großen Königs allmählich sehr nachgelassen hatte. Um auch bei den architektonischen Zierformen eine mehr künstlerische und einheitliche Gestaltung zu befördern, wurde T. die Aufsicht über sämmtliche „Figuristen und Decorateurs“ an den königlichen Bauten übertragen, und aus dieser Zeit stammen auch eine ganze Reihe decorativer Arbeiten, die sich in den Schlössern erhalten haben. Seine figürlichen Arbeiten aber sind bei weitem anziehender, sie sind sämmtlich in ihren Motiven der antiken Gedankenwelt entlehnt, und in ihnen verbinden sich die weichen Formen des Flamen mit der Grazie des Franzosen. Die letzte Arbeit des Künstlers für den König bestand in dem Entwurf für ein Grabmal des Grafen von der Mark, das nach dem Tode Tassaert's in anderer Weise von Schadow in der bekannten genialen Form ausgeführt wurde.

Zuerst nach seiner Uebersiedelung nach Berlin hatte T. sein Atelier in dem alten Lusthause im Lustgarten, wo später die Alte Börse stand, gehabt, bis ihm im J. 1779 das vom Könige versprochene eigene Haus und Atelier erbaut wurde, wo sich heute Alexanderstraße 71 befindet. Hier hatte T. auch als akademischer Lehrer eine Art von Meister-Atelier eingerichtet, das für die Kunstgeschichte dadurch von besonderer Bedeutung wurde, daß aus ihm Gottfried Schadow hervorgegangen ist. Hier in seinem Hause ist T. am 21. Januar 1788 gestorben. Seine Kinder brachten es zum Theil zu selbständiger künstlerischer Bedeutung; namentlich seine Tochter Félicité wußte sich einen Namen als Malerin zu machen.

Graf Lippe, Taffaert; Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 1881, S. 217—226. — Robert, Gedenkblatt an J. P. A. Taffaert, Berlin 1884. — Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten, Berlin 1849. — Friedländer, Gottfried Schadow, Aufsätze und Briefe, Düsseldorf 1864. — Seidel, Das Bildhauer-Atelier Friedrich's des Großen und seine Inhaber; Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen, Bd. XIV, S. 101—126.

P. Seidel.

Tassilo III. (nach älterer, unrichtiger Zählung II.), geboren ca. 742 als Sohn des Baiernherzogs Oatilo und der fränkischen Hiltrud, Schwester des Hausmaiers Pipin, der letzte Agilolfingerherzog Baierns 749—788. Nach dem Tode Oatilo's hatte Grifo, der ehrgeizige Sohn Karl Martell's von der bairischen Swanehild, Hiltrudens und des unmündigen Tassilo sich bemächtigt und eine unabhängige Herrschaft in Baiern zu begründen versucht. Pipin überwältigte ihn (749) und gab T. unter Obhut seiner Mutter das Herzogthum zurück, doch nur als fränkisches Lehen. In der französischen Heldendichtung, im Charlemagne des Girart von Amiens, leben diese Ereignisse in sagenhafter Entstellung fort; die Rollen sind dort vertauscht, Cassile-Tassilo zum Verräther und Usurpator, Naimes-Grifo, der wackere Held, zum legitimen Landesherrn umgestempelt. Nach Hiltrudens Tode (754) übernahm Pipin, nunmehr König der Franken, allein die Oberleitung. Mit seinen Baiern nahm der vierzehnjährige T. 756 an dem fränkischen Feldzuge gegen den Langobardenkönig Aistulf und der Eroberung Pavia's theil. Mündig geworden, gelobte er das Jahr darauf auf dem Reichstage zu Compiègne Pipin und seinen Söhnen Vasallentreue. Aber seine Herrschaft schien ihm nicht in Pipin's Gnade, sondern in seinem Geburtsrecht begründet, und er benützte die erste Gelegenheit, das aufgenöthigte Joch abzuschütteln. Zum vierten aquitanischen Feldzuge (763) hatte er wie vorher in anderen Kriegen die Baiern dem fränkischen Heere zugeführt; plötzlich aber verließ er, wir wissen nicht, wodurch gereizt, das königliche Feldlager mit dem zornigen Schwur, daß er seinen Oheim nie wieder sehen wolle. Achtzehn Jahre lang regierte er nun völlig selbständig, suchte jedoch bald mit den Franken wieder ein gutes Einvernehmen anzubahnen. Die Vermittlung des Papstes Paul I., die er zu diesem Zwecke anrief, ward zwar durch den Langobardenkönig Desiderius, dem die Spaltung zwischen Baiern und Franken willkommen war, vereitelt. Dann aber vermittelte Abt Sturm von Fulda Freundschaft zwischen T. und Pipin's Sohne Karl. Dieselbe bestand mehrere Jahre und fand eine Stütze in der Verschwägerung der beiden Fürsten. Wie Karl reichte T. einer Tochter des Königs Desiderius seine Hand; seine Vermählung mit der stolzen Langobardin Liutbirg muß zwischen 765 und 769 angesetzt werden. Vielleicht bei diesem Anlaß erhielt Baiern seine südlichen Alpengaue Norithal und Vinstgau zurück, die unter Grimoald an die Langobarden verloren worden waren. 772 gelang es T., auch das von den Slaven besetzte Kärnten zurückzuerobern, wo nun mit frischer Kraft die unterbrochene Christianisirung wieder aufgenommen ward. In diesem Siege über die heidnischen Slaven und der damit verbundenen Ausbreitung des Christenthums, in Colonisationen und Klostergründungen liegen Tassilo's Herrscherverdienste. Mit den Fortschritten nach außen hielt unter ihm die Erstarkung der Kirche im Innern gleichen Schritt. Laut urkundlicher Zeugnisse sind die Klöster Innichen (769) und Kremsmünster (777) seine Gründungen, nach der Tradition auch Mattsee, das Manns- und das Frauenkloster auf den Inseln im Chiemsee und Wessobrunn, dessen Entstehung an ein Jagdabenteuer des Herzogs geknüpft wird. Unter seiner Regierung und zum Theil Mitwirkung entstanden ferner die Klöster Scharnitz, Schäftlarn, Schliers, wahrscheinlich auch Gars und St. Castulus in Moosburg. Von ihm

einberufen, tagten die bairischen Kirchensynoden zu Aschheim, Dingolfing, Neuching, deren Beschlüsse den Bund zwischen Staat und Kirche befestigten.

Nach Unterwerfung der Sachsen blieben die Baiern der einzige deutsche Stamm, der dem Weltreiche Karl's des Großen noch nicht eingefügt war. Daß dieses Verhältniß auf die Dauer bestehen würde, war um so unwahrscheinlicher, seit Karl durch die Zertrümmerung des Langobardenreiches T. seines Rückhaltes beraubt und seit er in dem Papste einen ergebenen Bundesgenossen gefunden hatte. Das Gewicht dieser Factoren machte sich sofort geltend, als Karl und Papst Hadrian 781 durch eine gemeinsame Gesandtschaft den Herzog an seine vergessene Lehenspflicht mahnten: noch im selben Jahre erschien T. in Worms, erneuerte die alten Eide und stellte Geiseln. Doch er hatte zu lange fürstliche Selbständigkeit genossen, um sich in die Vasallenrolle zu finden. Wir wissen zwar nicht, ob ihn eine Schuld traf, wenn es 784 bei Bozen an der bairischen Südgrenze zu einem Kampfe zwischen Baiern und Franken kam. Aber der Auflehnung seines Schwagers Arichis von Benevent gegen Karl scheint er nicht ganz fremd geblieben zu sein, wenn er demselben auch gegen Karl's Angriff (787) keine Hülfe leistete. Als Karl von diesem Feldzuge heimkehrte, traf er in Rom bairische Gesandte, die Papst Hadrian zur Wiederherstellung eines guten Verhältnisses zwischen Karl und T. gewinnen sollten. Da dieselben jedoch keine bindenden Verpflichtungen für ihren Herrn übernehmen wollten, drohte der Papst T. den Bann, wenn er die den Franken geschworenen Eide nicht beachten wolle. Auf einer Reichsversammlung zu Worms ward beschlossen, T. zu persönlicher Stellung aufzufordern, und da er keine Folge leistete, setzten sich von drei Seiten, von Süden, Norden und Westen ungeheuere fränkische Heere zum Entscheidungskampfe gegen Baiern in Bewegung. Noch vor der kriegerischen Uebermacht aber erwies sich T. die Gegnerschaft der Kirche als gefährlich. Schon vor Jahren hatte der Herzog dem Bischof Arbeo von Freising, „weil derselbe dem Könige Karl und den Franken getreuer war, als ihm selbst“, Besitzungen entzogen. Mit der Heiligkeit geschworener Eide verfocht jetzt die Kirche zugleich die Sache der geschichtlichen Nothwendigkeit. Ihr Einfluß, die Wirkung des vom Papste gedrohten Bannes und die fränkische Partei unter dem bairischen Adel waren schon zu mächtig, als daß das Loos der Waffen nöthig gewesen wäre, und ein allgemeiner Abfall des Volkes beraubte T. aller Mittel zum Widerstand. Am 3. October 787 stellte er sich auf dem Lechfelde vor Karl, um zum dritten Male die fränkische Oberhoheit anzuerkennen. Unter den Geiseln, die er stellte, war sein Sohn Theodo, den er schon 777 zum Mitregenten erhoben hatte. Ueberdies mußte nun das ganze bairische Volk den Franken Treue geloben. Von Liutbirg, seinem bösen Dämon, aufgestachelt, scheint dann T. nochmals seinem Eide untreu geworden zu sein. Er soll Lehensmannen des fränkischen Königs, die in Baiern saßen, nach dem Leben gestrebt, seine Unterthanen zum Treubruch ermuntert, ja den Erbfeind, die heidnischen Avaren, um Beistand angegangen haben. Doch erschien er Ende Juni oder Anfang Juli 788 auf der Reichsversammlung zu Ingelheim, sei es, daß seine Pläne noch nicht gereift waren, oder daß er den König in Sicherheit gewiegt glaubte. Festgenommen und wehrlos gemacht, mußte er seine eigenen Unterthanen gegen sich als Ankläger auftreten sehen, mußte ohnmächtig dulden, daß eine fränkische Gesandtschaft in Baiern seine Gemahlin und Kinder verhaftete. Wie es scheint, ließ sich aber für die neuen Beschuldigungen doch kein sicherer Beweis erbringen, da die Reichsversammlung in willkürlichem Verfahren auf den 763 begangenen Harisliz (Desertion) zurückgriff. Wegen dieses Verbrechens ward T. nach fränkischem Gesetz zum Tode verurtheilt. Karl milderte das Urtheil auf Verbannung in ein Kloster und ließ ihn am 6. Juli zu St. Goar als Mönch einkleiden,

ein Aufenthalt, den der Unglückliche bald mit dem Kloster Jumièges unterhalb Rouen und später mit Lorsch bei Worms vertauschte. Seine Familie ward auseinander gerissen und in verschiedene Klöster gesteckt. Nach sechs Jahren ward der Herzog nochmals vor die Reichsversammlung in Frankfurt geführt, um einen scheinbar freiwilligen Verzicht auf die bairische Herrschaft zu erklären. Von seinem Tode ist nur der Tag (11. December), nicht das Jahr überliefert. Die Sage hat sich seines Endes bemächtigt. Sie läßt ihn in blutiger Schlacht unterliegen, zeigt ihn in Lorsch als blinden Greis, geblendet auf Befehl des grausamen Siegers, von Engeln zum Altar geleitet. In Zügen, welche die ganze bairische Geschichte durchziehen und ihr die charakteristische Färbung geben, dem ununterbrochenen Aufeinanderwirken von Kirche und Staat und dem immer lebendigen Gegensatze zwischen Stammesgefühl und Reichseinheit ist dieser letzte Agilolfingerfürst, der haltlos zwischen erzwungener Pflicht und natürlicher Neigung schwankt, bis er zuletzt, vom eigenen Volke verlassen, mit dem Makel des Eidbrüchigen und dem Verdacht des Landesverraths befleckt, unrühmlichem Untergange verfällt, eine typische Erscheinung.

Büdinger, Oesterreich. Geschichte I. — Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Pipin. — Sigurd Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr., 2. Aufl., bearbeitet von Simson. — Kneisel, Sturz des Bayernherzogs Tassilo (Jahresbericht des Domgymnasiums zu Naumburg a. S. 1875). — Riezler, Geschichte Baierns I.; Naimes von Bayern und Ogier der Däne (Sitz.-Ber. der Münchener Akad. 1893). Riezler.

Tassius: Johann Adolf T., Mathematiker und Naturforscher, geboren 1585, † am 4. Januar 1654 in Hamburg. Die Angaben über Tassius' Geburtsort lauten verschieden. Während neuerdings (Guhrauer, Joach. Jungius S. 67; Avé-Lallemant, Jungius' Briefwechsel S. 30 und Jungius' Leben S. 7 und das Hamburger Schriftstellerlexikon VII, 364) Verden als Geburtsort angegeben wird, nennen Moller (Cimbr. lit. II, 884) und Lambeccius (Fabricius, Mem. Hamb. III, 72) Vörde, oder wie gegenwärtig der Ort genannt wird, Bremervörde, als solchen. Diese Angabe wird richtig sein und aus Verwechselung des heute unbekannteren Vörde mit dem bekannteren Verden der Irrthum entstanden sein. Ueberdies findet diese Annahme ihre Bestätigung durch die Stellung von Tassius' Vater. Derselbe, Joachim Tassius, war der langjährige und verdienstliche Secretarius des Erzbischofs von Bremen. Dessen Residenz war aber Vörde, zumal weder der vor 1585 regierende Erzbischof, noch der am 18. April 1585 zum Erzbischof erwählte zehnjährige Johann Adolf, Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, zugleich auch Bischof von Verden gleich manchem ihrer Vorgänger waren. Vermuthlich gab nun Joachim T. nach dem neuen Erzbischof seinem Sohn dessen Vornamen Johann Adolf. Für das umsichtige Urtheil des Vaters zeugt es, daß er T. auf das damals vor andern gelehrten Anstalten sich auszeichnende Katharineum in Lübeck sandte, das unter der Leitung des Otto Gualtperius stand, eines Gelehrten von ausgebreitetem Ruf. Für Tassius' ganze Entwicklung und Lebensführung war es aber von entscheidender Bedeutung, daß er hier bereits mit dem nur zwei Jahre jüngeren Joachim Jungius befreundet wurde. Zu den Schülern, denen Jungius, selbst noch Zögling des Katharineum, Vorlesungen über die Dialektik des Ramus hielt, gehörte auch T. Im Jahre 1611 im August wurde er in Rostock immatriculirt. Auf der Universität zu Heidelberg, im näheren Umgang mit Janus Gruterus (s. A. D. B. X, 68) bildete T. sich zu einem geachteten Kenner der griechischen Litteratur heran (Guhrauer a. a. O. S. 67). Vielleicht schon in Tübingen, wohin er sich 1618 begab, hat er Joh. Valentin Andreae kennen gelernt, der T. als einen literatissimus et politissimi ingenii et stili rühmt und noch im J. 1637 zu seinen Freunden zählt. Die gegenseitige Freundschaft und Hochachtung beider

Männer war so fest begründet, daß nach Guhrauer (a. a. O. S. 67) T. am meisten zum Vermittler berufen war zwischen Andreae, Jungius und anderen „auf dem tiefen Grunde der Religion und wahrer Aufklärung eng verbundenen Reformatoren ihres Jahrhunderts“. Gleich Jungius wählte T. die Mathematik und die Erscheinungen der Natur zum Gegenstand seines Studiums. Reisen nach Frankreich, Italien, England und den Niederlanden dienten zu seiner Ausbildung; hier galt er zu den Zeiten Descartes' als anerkannte Autorität in der Mathematik. Ehe T. eine feste Anstellung erlangte, wechselte sein Aufenthalt zwischen Lübeck, Lüneburg und Rostock. Als Jungius hier seine Societas ereunetica (s. A. D. B. XIV, 723), die erste wissenschaftliche Gesellschaft in Deutschland, ins Leben rief, gehörte T. zu ihren Mitgliedern. Hinfort ist keiner mit Jungius so eng verbunden als T. „Beide sind zwei so in einander verwebte Naturen, wie es kaum je zwei Männer gegeben hat, zwei Dioscuren der Wissenschaft von der edelsten Art, recht eigentlich zwei Zwillingsbrüder eines Geistes“ (Avé-Lallemant, Jungius' Briefwechsel 31). Während Jungius die Universität Rostock wegen der Pest verlassen hatte, befand sich T. in Wolfenbüttel in der Umgebung des „Proprinceps“ Ernst v. Steinberg, der als Statthalter der braunschweigischen Lande auch die Angelegenheiten der Universität Helmstedt zu verwalten hatte. Hier betreibt T. die Berufung des Jungius als Professor nach Helmstedt, und hofft, selbst auch eine gleiche Stellung zu erlangen. Am 16. September 1624 schreibt er von sich an Jungius aus Wolfenbüttel: „Auch ich werde leicht eine Professur erlangen“. Ob er dies Ziel erreicht hat, erscheint fraglich. Avé-Lallemant (a. a. O. S. 49) ist der einzige unter den Biographen Jungius', welcher auch T. einen Professor in Helmstedt nennt. Vielleicht hat er dort nur Privatvorlesungen gehalten. Darauf scheinen doch die Lobeserhebungen des Helmstedter Professors Hornejus (s. A. D. B. XIII, 148) hinzuweisen, die noch im J. 1639 ein Schüler des T. und des Jungius erwähnt, indem er berichtet: „An Herrn Tassius pries Hornejus höchlichst seinen seltenen Fleiß und seine Gelehrsamkeit, und sagte, er hätte manche junge Männer gekannt, welche nicht geringfügige Kenntnisse aus dessen Vorlesungen mitgebracht hätten.“ Freilich lassen sich diese Worte ja auch auf die Wirksamkeit beziehen, die T. damals in Hamburg ausübte. Jedenfalls ist Tassius' Bleiben in Helmstedt nicht von langer Dauer gewesen; denn 1625 war die Universität Helmstedt durch die Anwesenheit von Tilly's Scharen so gut wie aufgelöst. Wir finden T. in den folgenden Jahren in Lüneburg, als sich Jungius für sich und seinen Freund um eine Professur am Akademischen Gymnasium in Hamburg bei deren gemeinschaftlichem Freunde, dem Syndikus Garmers, bewarb. Dessen Antwort vom 1. November 1626 lautete wenig erfreulich, er meinte nämlich, das Gymnasium scheine den Geist aufgeben zu wollen und ein anständiges Begräbniß zu erwarten. Als aber in Hamburg die Zeiten sich gebessert hatten und gegen Ende des Jahres 1628 Jungius zum Professor der Physik an der genannten Anstalt ernannt worden war, und der Syndikus vierzehn Tage lang in politischen Angelegenheiten in Lüneburg verweilt hatte, erfolgte am 19. Februar 1629 die Berufung des T. als Professor der Mathematik an das Akademische Gymnasium in Hamburg. Von da ab wirkte T. in ungetrübter Harmonie mit Jungius zusammen fast ein Vierteljahrhundert. Und wenn auch Jungius derjenige ist, dessen Name von den Zeitgenossen und der Nachwelt viel häufiger genannt worden ist, dessen Gedächtniß auch durch eine Anzahl bedeutender Schüler gefeiert worden ist, so gedenken gerade diese in ihrem Briefwechsel mit ihm stets mit gleicher Liebe und Verehrung seines Freundes T. Nur wenige mathematische Abhandlungen hat T. veröffentlicht, aber seine nachgelassenen Manuscripte der Bibliothek des Akademischen Gymnasiums hinterlassen mit der Verfügung, daß sie seinem jedesmaligen

Nachfolger sollten überliefert werden. Einer derselben, Professor Heinrich Sivers (s. A. D. B. XXXIV, 431), hat sie veröffentlicht. T. besaß eine hervorragende Sammlung mathematischer Instrumente und Bücher, die schon 1640 die Aufmerksamkeit der Stadt Lübeck so auf sich zog, daß sie Willens war, sie zu erwerben. Allein T. gönnte, wie der Syndikus Broder Pauli damals im Senat erklärte, sie lieber der Stadt Hamburg und begehrte nur eine jährliche Rente von 60 Thalern von der Stadt, so lange er und seine Frau lebten. Unter dieser Bedingung wurden seine Sammlung und Bibliothek von der Stadt erworben. Fast siebzigjährig beschloß T. am 4. Januar 1654 sein Leben, seine Frau Agneta, die Tochter des Lübecker Kaufmanns Bernhard Winterkamp, die er 1632 geheirathet hatte, als kinderlose Wittwe zurücklassend. Seinen Collegen und ehemaligen Schüler Peter Lambeccius (s. A. D. B. XVII, 533) hatte er gebeten, die Gedächtnißrede auf ihn zu halten. Doch wurde diese Art der Feier als eine Neuerung vom Senate untersagt. Dem ist es wohl zuzuschreiben, daß nur der Anfang der Lambeccius'schen Rede sich erhalten hat, die bei Tassius' Schuljahren in Lübeck abbricht, so daß über seinen Helmstedter Aufenthalt auch aus dieser Rede nichts zu entnehmen ist.

Außer den bereits angeführten Arbeiten ist über T. noch zu vergleichen das Hamb. Schriftstellerlexikon, das ein Verzeichniß und einen Hinweis auf seine Schriften enthält. — Petersen, Geschichte der Hamb. Stadtbibliothek S. 24. 31. Hamburg 1834. — Einige Briefe von ihm und an ihn in der Uffenbach'schen und Wolf'schen Briefsammlung auf der Hamb. Stadtbibliothek.

W. Sillem.

Tast: Hermann T., erster Reformator in Schleswig-Holstein. Er war geboren 1490 in Husum, damals noch ein Flecken, erst später zur Stadt erhoben, hatte sich dem theologischen Studium gewidmet und war einer der 24 päpstlichen Vicare an diesem Orte, und zwar am St. Michaelisaltar. Durch Schriften Dr. M. Luther's, die ihm zu Händen gekommen, war ihm das Licht aufgegangen. Er hatte sich von der Richtigkeit seines bisherigen Glaubens überzeugt und war zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gekommen. Was nun seine Seele lebendig erfüllte, das fühlte er sich auch gedrungen auszusprechen, und 1522 bereits trat er als evangelischer Prediger auf, der erste in Schleswig-Holstein. Natürlich ging das nicht ohne Kampf ab. Die katholischen Collegen verschlossen ihm fortan die Kirche. Er aber verharrte fest in seinem Glauben. Der Same war auf einen fruchtbaren Boden gefallen, die Lust zum Hören war rege geworden, und ein angesehener Husumer Einwohner, Matthias Knudsen (Sohn einer natürlichen Tochter des Herzogs Friedrich, und gestorben als Rathsherr in Kiel 14. Febr. 1559), nahm ihn in sein Haus und richtete das Hintertheil desselben zu einer Capelle ein. Hier setzte dann T. seine Predigt des Evangeliums fort, und der Zudrang zu derselben war so groß, daß der Raum nicht ausreichte, die Zahl der Zuhörer zu fassen. Er hielt darauf seine Predigten unter freiem Himmel, nämlich auf dem Kirchhofe unter einer Linde, die bis 1670 als ein Denkmal dagestanden, damals von einem Sturm umgeweht ward. Ein Kreis bewaffneter Bürger schützte ihn dabei gegen Störungen durch die Priester und ihre Angehörigen. Die Menge seiner Zuhörer wuchs beständig. Zwei andere Vicare, Mag. Theodor Becker oder Pistorius und Franz Hamer traten ihm bei und unterstützten ihn in der Verkündigung des Evangeliums. Als Herzog Friedrich König geworden, erließ er 1524 ein Toleranzedict mit besonderer Beziehung auf Husum: daß niemand bei Hals, Leib und Gut, um der Religion, päpstlicher oder lutherischer, einem andern an Leib, Ehre und zeitlichen Gütern Gefahr und Unheil solle zufügen, sondern ein jeder sich in seiner Religion also solle verhalten, wie er es gegen Gott den Allmächtigen mit reinem Gewissen dächte zu ver-

antworten und auswendig in allen weltlichen Geschäften Aufruhr und Tumult vermeiden und sich des heilsamen Friedens und der Einigkeit befleißigen, daneben auch befohlen, die evangelische Lehre seinem Volke vorzuhalten und es zu vermahnen des Papstes Gräuel und Abgötterei zu verlassen. — In wenigen Jahren waren fast alle Einwohner bekehrt und 1527 schon verglichen sich die übrigen Vicare mit der Gemeinde, daß sie die Messen, Vigilien 2c. weglassen wollten. Doch sollten die Vicare und Geistlichen zeitlebens ihre Einkünfte behalten, die dann nachgehends den Armen zufallen sollten. König Friedrich I. confirmirte diesen Vertrag. Die unnöthigen Altäre (17) wurden weggeschafft, nur einer blieb. Die Vicarie St. Jürgen wurde zur Unterhaltung der lutherischen Prediger bestimmt, T. zum Pastor, Th. Becker zum Archidiakonus und F. Hamer zum Diakonus erwählt. Die Franciscanermönche wurden fortgejagt und ihr Kloster vom König zu einem Armenhause geschenkt. — T. erweiterte seine Wirksamkeit, indem er 1524 auch in der Stadt Garding das Evangelium predigte und dabei Luther's Lied sang, was großen Eindruck machte; desgleichen predigte er 1526 in der Stadt Flensburg als der erste das Evangelium, und gegen den Widerstand der Katholischen von bewaffneten Bürgern geschützt, drang er mit seiner Predigt durch, so daß 1526 dort Gerhard Sleward zum evangelischen Prediger erwählt ward. Er nahm theil an dem Gespräch, das unter dem Vorsitz des Kronprinzen Christian von Dr. Buggenhagen in Flensburg 1528 mit dem Wiedertäufer Melchior Hoffmann abgehalten wurde. 1539 ward er zum Propst von Nordstrand, der damals umfangreichen Insel ernannt, welches Amt er bis 1544 verwaltete, und 1540 zum Kircheninspector für Husum und Propst des Amtes. Er visitirte hier die Kirchen bis 1547, worauf dieses Amt dem schleswigschen Hofprediger übergeben ward. Die von Buggenhagen entworfene, zuerst lateinisch abgefaßte Kirchenordnung hat T. eigenhändig mit unterschrieben: Et ego H. Tast, Ecclesiae Husumensis Pastor subscribo. Und bei der nachher auf königlichen Befehl unternommenen Uebersetzung ins Niedersächsische, sowie bei der Abänderung derselben zu einer schleswig-holsteinschen Kirchenordnung, wie sie auf dem Landtage zu Rendsburg 1542 angenommen worden ist, hat er hülfreiche Hand geleistet. Er hat einen Tractat von der Kirchenzucht verfaßt, „um dem sündigen Wesen mehr vorbeugen zu können", der von dem evangelischen Ministerio in Bremen 1555 als utilis et necessaria belobt worden ist. Ob gedruckt ist nicht zu ermitteln, doch wohl wahrscheinlich (Moller I, 118). Mit der Predigerehe hat T. sich erst nicht recht befreunden können, doch ist er später, auf Zureden seiner Collegen, eine Ehe mit seiner Köchin eingegangen. Zwei Söhne und eine Tochter waren die Frucht dieser Ehe. Der Sohn Hermann, der 1550—52 in Wittenberg Theologie studirt hatte, starb am 29. Juli 1610 als Pastor auf Nordstrand, der andere Sohn Johann ward Gerichtsvogt in Riga. T. starb am 11. Mai 1551 61 Jahre alt. Er hätte wohl als erster Verkündiger des Evangeliums ein Denkmal verdient.

Heimreich, schlesw. Kirchenhistorie 1683. S. 160; dessen nordfriesische Chronik von Falk 1819. I, 163. — Muhlii Diss. hist. theol. 1715, p. 1 ff. — Krafft, Husum'sche Kirchenhistorie 1730. S. 102 ff. — Laß, Sammlung einiger Husumer Nachr. 1750. — Molleri Cimbria litt. I, 673. — Dankwerth, Landesbeschreibung II, 775. — Pontoppidan, annales eccl. II, 775. — Eggers, H. Tastii memoria. Husum 1817. — D. L. Lübker, H. Tast in S.-H. Provinzialberichte 1827. 3, 505. — Lau, Geschichte der Reform. in S.-H. S. 101. Hamb. 1867. — Jensen-Michelsen, S.-H. Kirchengeschichte III, 17 ff. — S. Provinzial-Esterr. I, 142 u. IV, 506. — Carstens in Nordalbing. Studien II, 126 ff. — Callsen, H. T. in Meyens S.-H. Hauskalender 1880.

Carstens.

Tatius: Marcus T., mit dem häufigen Zunamen Alpinus, humanistischer Dichter, um das Jahr 1500 einer kinderreichen Bauernfamilie „Streicher" im graubündtnischen Innthale entsprossen, fand schon als Knabe nach zeitweiligem Aufenthalt in Chur dauernde Unterkunft in München, wo er freilich anfangs sich das Brot in den Gaststuben ersingen mußte. Bald wurde er von dem trefflichen Lehrer Wolfgang Windhauser (Anemöcius) in die St. Petersschule daselbst aufgenommen und machte, mit Schulgenossen, wie Simon Lemnius und Wolfgang Hunger (s. A. D. B. XIII, 414; XVIII, 236), wetteifernd, glänzende Fortschritte. Seinem Lehrer bewahrte er zeitlebens die treueste Anhänglichkeit. Bald erhielt er im Hause eines Bürgers namens Neumair eine Stelle als Instructor, auch wirkte er gleichzeitig an einer Pfarrschule Münchens. Um das Jahr 1530 berief ihn der Patricier und kaiserliche Rath Raimund Fugger in Augsburg zum Erzieher seiner Söhne. Ihm widmete T. die Sammlung seiner 1533 erschienenen Gedichte, „Progymnasmata" betitelt, ein beachtenswerthes Büchlein, das namentlich für die Schulgeschichte Münchens manchen wichtigen Beitrag enthält. Von der Stadt Augsburg erhielt T. das Bürgerrecht verliehen. In die Zeit seines Augsburger Aufenthaltes fallen zahlreiche deutsche Uebersetzungen lateinischer und griechischer Werke, so des Polydorus Vergilius „Von Erfindung der Dinge", 1537; des Diktys Cretensis „Historia vom trojanischen Kriege", 1540; des Leonhard Aretinus „Historie der Römerkriege", 1540; des Frontinus „Kriegsanschläge", 1542. Die erste der genannten Schriften ist dem Rathe der Stadt München mit dem Ausdrucke großer Dankbarkeit zugeeignet. Auf Empfehlung des Rechtslehrers Viglius Zwichem ab Ayta wurde T. um das Jahr 1539 Lehrer der Poesie an der Hochschule Ingolstadt. Er nennt sich selbst 1540 „offentlichen der Poeterey an der hohen Schule Ingolstadt leser". Aus nicht bekanntem Anlasse durch kaiserliche Ungnade verbannt, mußte er sich im J. 1540 zu Straßburg aufhalten, erhielt aber auf ein Huldigungsgedicht hin („ad Ferdinandum Caesarem semper Augustum". Argentorati 1540) alsbald die Erlaubniß zur Rückkehr und den Titel eines poeta imperatorius. Schon im September 1540 finden wir T. als Flüchtling vor der in Ingolstadt herrschenden Pest in dem Städtchen Rain am Lech. — Zu den besten lateinischen Gedichten des T. zählt jedenfalls sein „epithalamion in nuptias Oswaldi ab Ecche et Annae a Binzenauwe", Aug. Vind. 1544, ein Poem von 1042 Versen, mit einem seltenen Aufwande von Gelehrsamkeit und mannichfacher Erfindung ausgestattet. Der gefeierte Bräutigam war der Sohn des damals allvermögenden Kanzlers Leonhard v. Eck. Späterhin trat T. auch als juridischer Schriftsteller auf in der „epistola ad Wolfg. Hungerum, in qua furtum . . . explicatur". Basileae 1545. Nebenbei befaßte er sich auch mit baierischer Klostergeschichte, wie er z. B. seinem Freunde Bruschius einen Katalog der Abtissinnen des Stiftes Nonnberg zuschickte. Um das Jahr 1550 wurde er zum Assessor des kaiserlichen Kammergerichtes ernannt. Als Bischof Moritz von Freising 1559 sein Bisthum antrat, berief er T. zu seinem Kanzler, welchen Posten dieser wahrscheinlich bis zum Ableben des Bischofs 1567 bekleidete. Um diese Zeit scheint er gestorben zu sein; sein Todesjahr ist nicht bekannt. T. war zweimal verehelicht. Von seinen Söhnen überlebte ihn Ernst T., Chorherr bei St. Andreä in Freising und Marcus Marcellus T., Pfarrer zu Haslach-Traunstein.

Veith, biblioth. Augustana I, p. 6—9. — Kobolt, bair. Gelehrtenlexikon.

G. Westermayer.

Tattenbach: Hanns Erasmus Graf v. T., geboren am 3. Februar 1631, hingerichtet zu Graz am 1. December 1671. Er stammte aus der steirischen Linie der Tattenbach (Tättenpekh, Tättenbach), deren Stammschloß im bairischen Landgericht Landshut sich erhob. Hanns Tättenpeckh zum Wollimel

(Ulimil) in Untersteier wird urkundlich als Pfleger des Bisthums Gurk auf Windisch-Landsberg (Untersteiermark) angeführt (1543). Das Haus stieg rasch empor. Am 10. Februar 1623 erhob Kaiser Ferdinand II. die Vertreter der bairischen und innerösterr. Linie (letztere mit dem Prädicate von Wollimel [Ulimil] und Ganowiz [Gonobitz] in Untersteiermark) in den Reichsfrei- und Panierherrnstand, und 14 Jahre später (8. Juni 1637) folgte die Beförderung des gesammten Hauses zu erbländischen Grafen v. Tattenbach und Reinstein, welche letztere norddeutsche Burgherrschaft 1634 von Erzherzog Leopold Wilhelm als Inhaber des Halberstädter Bisthums seinem Kämmerer Hanns Erasam v. T., Maltheser-Großprior, kaiserlicher Geheimrath und Hofkriegsrath, verliehen worden war und von diesem nach seinem Ableben (1661) an die Brudersöhne überging. Am 24. Mai 1644 wurde dem Geschlechte die Reichsgrafenwürde von Reinstein-Tattenbach zuerkannt. Erasam's Bruder war Gottfried Wilhelm (geb. 1607, † 1640), vermählt mit Susanne, Freiin v. Triebeneck, und aus dieser Ehe entsproß als älterer Sohn Hanns Erasmus Graf v. T., vermählt in erster Ehe mit der Gräfin Justina Forgács († 1662), in zweiter (seit 1667) mit Anna Therese, Tochter des Hofkammerraths Schenau. Zu den ererbten Gütern in der Steiermark: Gonobitz, Stettenberg, Windisch-Landsberg, Triebeneck, Galhofen, Hebenstreit und Nieder-Pamstorf, schlesischen Besitzungen, und der oben erwähnten Halberstädter Lehensherrschaft Reinstein im Harzgebiete, fügte er 1669 noch durch Kauf die große Herrschaft Kranichsfeld (Raije-polje), welche zuletzt Otto v. Teuffenbach besessen, so daß T. der reichste adelige Großgrundbesitzer im steirischen Unterlande wurde. Auch besaß er in Marburg zwei Häuser und in Graz den Lidlhof. Als „Statthalter", d. i. Statthaltereirath der Grazer „geheimen Stelle und Kammer" bekleidete er auch ein Landeshofamt ersten Ranges, und ward durch seine erste Heirath mit einer Forgács in den Kreis der ungarischen Magnaten um so mehr eingeführt, als bereits sein Oheim Wilhelm Leopold 1647 (Diätaldecret art. 155) das Indigenat Ungarns erlangt hatte. Der Leumund Tattenbach's war ein schlechter. Genußsucht, Eitelkeit und prahlerisches Wesen gingen Hand in Hand mit Scheu vor ernster Berufsarbeit, und ebensowenig verfügte er über die Eigenschaften eines Mannes von Charakterfestigkeit und Muth auch dann, wenn es die eigene Sache galt. Das Verhängniß trat an T. heran, als Banus Peter Zrinyi, sein Bekannter, den selbstgefälligen Schwachkopf für eine Rolle bei der sogenannten „Magnatenverschwörung" zu gewinnen sich entschloß. So viel sich dem Actenmaterial des späteren Hochverrathsprocesses entnehmen läßt, hatte die erste bezügliche Verständigung zwischen T. und Zrinyi zu Lupschina auf dem Gute des Oberstlieutenants Freiherrn Hanns Locatelli bei Tschakathurn, dem Hauptsitze Zrinyi's, 1665 im Spätherbste stattgefunden. Der förmliche Eintritt Tattenbach's in das Bündniß mit Zrinyi und dessen Genossen geschah schriftlich am 9. September 1667, und T. zog nun auch den Görzer Landeshauptmann Karl Grafen v. Thurn ins Einverständniß, wie dies das wechselseitige Eidbündniß (Graz, 18. Juli 1668) bezeugt. Zu Weihnachten 1669 war der Banus Tattenbach's Gast auf dem Kranichsfelder Schlosse, wo es hoch herging und Zrinyi's Gesundheit in herausfordernder Weise ausgebracht wurde. Der Unterhändler Zrinyi's, Rudolf v. Lahn, ein deutscher Edelmann aus Köln, der als Stallmeister beim Banus bedienstet war, fand sich am 6. März 1670 in Kranichfeld ein, um die Bereitwilligkeit Tattenbach's für das gewagte Spiel Zrinyi's auszuholen. T. bot sich an, die Bauernmassen seiner Güter zu bewaffnen und rieth dem Banus, Pettau und Graz durch Ueberfall einzunehmen. Er schwatzte auch in unüberlegter Weise aus der Schule, ließ Aeußerungen fallen wie, „daß er einsmal ein so großer Herr seie, daß man sich verwundern würde", hielt seine Herrschaftspfleger an, die Felder nicht zu be-

stellen oder viel Mühe darauf zu verwenden, „weil sie doch ohnedies verderben müßten“, — und ließ in auffälliger Weise seine Grundholden bewaffnen.

Sicherlich hatte Zrinyi dem eiteln Flachkopf, den er selbst hinter dem Rücken äußerst geringschätzig behandelte, goldene Berge, so das Viertel Cilli im steirischen Unterlande, versprochen. — T. ahnte nicht, daß längst bereits die Regierung von seiner „Conspiration“ Wind bekommen hatte und ihn beobachten ließ, gerade so wie sie von den Anschlägen des Banus und seiner Genossen unterrichtet war. Der eigene Kammerdiener Tattenbach's, Balthasar Riebel, vor dem sein Herr in unbegreiflicher Sorglosigkeit die compromittirenden Actenstücke nicht verschloß, hatte bereits im November 1669, aus niedriger Gewinnsucht dem Landesprofossen den Bundesbrief vom 9. September 1669 ausgeliefert, und im Januar 1670 als bestellter Aufpasser der Regierung über die Zusammenkünfte Zrinyi's und Tattenbach's Bericht erstattet, überdies für 100 Ducaten Schriften ausgeliefert, die er seinem Herrn stahl. Zu spät wurde der Argwohn Tattenbach's rege; die Entlassung und gefängliche Einziehung des Dieners auf des Herrn Geheiß konnte der Katastrophe nimmer vorbeugen. Die Wiener Hofkanzlei war bereits verständigt, und die Grazer Statthalterei traf Anstalten, die angeblich vorgeschützte Reise Tattenbach's nach Padua oder Loretto zu verhindern. Er selbst, Schlimmes ahnend, hatte gleich Zrinyi und Frangepani den Rettungsweg loyaler Kundgebungen betreten und von Kranichsfeld aus an den Statthaltereipräses Breuner geschrieben, er und seine Unterthanen wollten von den Anschlägen des Banus nichts wissen. T. begab sich dann selbst nach Graz, um sich rein zu waschen, wurde aber hier verhaftet, auf dem Schloßberger Castell verwahrt und drei Verhören unterzogen. Am 18. April fand die Gefangensetzung Zrinyi's und Frangepani's zu Wien statt, und ihr Proceß wurde in Wiener-Neustadt vorgenommen. Durch ihre Aussagen wurde die Vertheidigung Tattenbach's, die sein Rechtsfreund Dr. Pfeiffer führte, um so erfolgloser, als das ihn belastende Material der schriftlichen Beweise und Zeugenaussagen seine Mitschuld an der Magnatenverschwörung unleugbar darlegte. Zrinyi und Frangepani büßten am 30. April (1670) unter dem Schwerte des Nachrichters für ihr Vorhaben mit Fassung und Muth; das dritte und letzte Verhör Tattenbach's fand erst am 3. Juli statt. Das Grazer Gericht erster Instanz befand (9. October 1670) auch den Beweis des eigentlichen Hochverrathes nicht vollständig erbracht und T. nur einer außerordentlichen Strafe für schuldig, wogegen die zweite Instanz, der geheime Rath von Inneröfterreich (1. April 1671) das Verbrechen des Hoch- und Landesverrathes als erwiesen annahm und auf Todesstrafe und Güterconfiscation antrug. Ein besonderer Gerichtshof zu Wien entschied sich am 23. November 1671 für das zweitrichterliche Urtheil und sandte am 25. November den Hofrath v. Abele als k. Commissär nach Graz ab.

Als am 28. November 1671 abends die k. Commission dem seit mehr als anderthalb Jahren im Gefängniß verwahrten T. das harte Urtheil verkündigte, war er ganz vernichtet und versuchte es noch mit einer Bittschrift an den Kaiser, daß seine Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß umgewandelt werden möge. Als er dies für nutzlos erkannte, verfiel er neuerdings in Ohnmachten, Krämpfe und Jammern und ermannte sich erst nach längerem Zuspruche. Er nahm dann Abschied von seinem 14jährigen Sohne aus erster Ehe, traf seine letzten Verfügungen, richtete dann ein Bittgesuch an den Kaiser zu Gunsten seines unschuldigen, verwaisten Sohnes und wurde am 1. December 1671 auf dem Grazer Rathhause, aber erst mit vier Schwertstreichen, vom Leben zum Tode befördert. Sein Name ward aus der steiermärkischen Adelsmatrikel gestrichen, seine steirischen und schlesischen Güter und alle bewegliche Habe fielen dem Fiscus anheim; die

Herrschaft Reinstein brachte dann das Kurhaus Brandenburg an sich. Die Wittwe des Hingerichteten, welche wegen der Beschlagnahme von ihrem Heirathsgute gegen den Fiscus die Rechtsklage anstrengte, erhielt 2000 fl. Jahrespension ausgeworfen. Sein Sohn Anton trat 1677 in das Reiner Cistercienserkloster und starb (1718) als Propst von Straßengel. Zwei Töchter lebten in Graz unverehelicht und abgeschieden noch geraume Zeit.

Genealogie über die Familie T. bei Kneschke, Neues allgem. Adelslexikon IX (1870), 137—139 und in der neuesten Ausgabe d. steierm. Wappenbuchs von Bartsch, bearb. von J. v. Zahn u. A. v. Anthony-Siegenfeld S. 137—138. Graz 1893. — Beschreibung, wie es mit den Criminalprocessen und Execution wider Joh. Erasm. v. Tattenbach hergegangen (Wien 1672). — Wagner, hist. Leopoldi, magni Caesaris Augusti (1719, I, 225 f.). — (Rinck) Leopold's des Gr. röm. K. wunderwürdiges Leben und Thaten . . . I, 566 (1713). — (Frhr. v. Hammer-Purgstall) Die Gallerin auf der Riegersburg, histor. Roman. 1845. II, 266—278 u. Anhang S. 310 ff. (actenmäßiges Material). — Puff, Berichtigung einiger geschichtlicher Irrthümer, die Verschwörung des Grafen Tattenbach in der Steiermark betreffend, Oesterr. Bl. für Litt. u. Kunst, herausg. von Schmidl. 1848. S. 29. und: Beiträge zur Kenntniß des Verschwörungsprocesses des Grafen Tattenbach u. s. w. Marburger Taschenbuch 1859. S. 168—205. — Krones, actenmäßige Beiträge zur Geschichte des Tattenbach'schen Processes v. J. 1670. (Mitth. des hist. Ver. f. Steierm. XII. J. (1863) S. 83—112.) A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (S. 236 bis 330). Wien 1869. — Hauptwerk für den Criminalproceß Tattenbach's: Rački, Acta coniurationem Bani Petri a Zrinio et com. Fr. Frangepani illustr. (Agram 1873, eine Reihe einschl. Corresp. und Acten). — Die magyarisch geschriebene Monographie von Pauler über die Magnatenverschwörung. Budapest 1876. **Krones.**

Taubadel: George Christoph v. T. (Taupadel), schwedisch-weimarischer Generalmajor, ein Reiterführer aus dem dreißigjährigen Kriege, einem alten Geschlechte, dessen Stammsitz das Dorf T. bei Jena ist, entstammend, war ein Sohn des Heinrich v. T. auf Fichtenberg bei Wurzen und dessen Gemahlin, einer geborenen v. Ende. Sein Name wird zuerst bei Erwähnung der Truppen genannt, welche Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar in den Jahren 1625 bis 1628 im Heere König Christian's IV. von Dänemark befehligte. Als dann König Gustav Adolf nach Deutschland kam, trat T. als Oberst in schwedische Dienste und gehörte bald zu den Lieblingen seines Feldherrn. Im Juli 1632 entsandte ihn dieser aus dem Nürnberger Lager mit einem Haufen Reiter nach Neumarkt, um den herannahenden Wallenstein zu beobachten; T. ward hier, da er in einem Gefechte mit den Kroaten zu hitzig vordrang, gefangen genommen, von Wallenstein aber ohne Lösegeld und überdies reich beschenkt entlassen. Wahrscheinlich sollte er Unterhandlungen mit dem Könige anbahnen, auf welche dieser jedoch nicht einging. Wenige Tage später ertheilte der König T. einen neuen Auftrag. Es galt, einen großen Transport von Lebensmitteln abzufangen, welcher auf dem Wege in das friedländische Lager begriffen war. T. überfiel denselben in der Nacht vom 30./31. Juli a. St. im Städtchen Freistädtl, machte die Bedeckung nieder, bemächtigte sich der Wagen und brachte sie glücklich in Sicherheit. Zwei Monate darauf hatte er mit Wallenstein selbst zu thun. Auf dem Marsche zur Lützener Schlacht erschien dieser vor Coburg, dessen Schloß Herzog Bernhard von Weimar der Sorge Taubadel's mit 500 Mann anvertraut hatte. Der Feind besetzte am 28. September die Stadt, seine Angriffe auf die Feste aber schlug T. ab. Wallenstein drohte, ihn hängen zu lassen, wenn nicht augenblicklich die Uebergabe erfolgte. Da dies nicht geschah, ließ er in der Nacht zum

3. October Bresche schießen. Aber T. antwortete mit einem Ausfalle und Wallenstein zog unverrichteter Sache ab. Zur Belohnung wurde er Generalmajor und Commandant von Erfurt. — Im folgenden Jahre wollten die Kroaten sich an ihm rächen und ihm zu Weißenstadt im Culmbachischen die Quartiere aufschlagen, er überfiel sie aber selbst auf ihrem Marsche und kehrte mit reicher Beute heim. Ebensowenig gelang es dem kaiserlichen Oberst Manteuffel, ihn bei Bamberg gefangen zu nehmen; T. entkam in die Stadt, sammelte die Seinen und warf den Feind unter Verlusten zurück. Dagegen überfiel er selbst mit Erfolg das Regiment des Obersten Paul Orosius, nahm es größtentheils gefangen und jagte ihm die Beute ab, die es vor kurzem auf der Leipziger Messe gemacht hatte. Dann bemächtigte er sich der Stadt Kelheim. — T. scheint bis dahin zu den Truppen des Herzogs Wilhelm von Weimar gehört zu haben, denn 1634 heißt es von ihm, daß er mit Oxenstierna's Zustimmung unter die Fahnen von dessen Bruder, des Herzogs Bernhard, getreten sei. In diesem Jahre verlor er durch eine Schußwunde einen Arm. Dann ward er Commandant zu Schorndorf, mußte aber den Ort, nachdem die Kaiserlichen ihn in Brand geschossen hatten und durch das Feuer die Lebensmittel verzehrt waren, aufgeben. Im October ward er durch Johann v. Werth zu Spalt auf dem Marsche überfallen, als er das von diesem bedrängte Eichstädt entsetzen wollte.

1638 finden wir ihn unter Herzog Bernhard von Weimar im Elsaß, wo sein Name vielfach genannt wird. So besonders in den beiden, in der zweiten Februarhälfte 1638 gelieferten Treffen bei Rheinfelden. In dem ersten, welches unglücklich ausfiel und in welchem er den rechten Flügel befehligte, befand er sich sammt dem Herzoge eine Zeit lang in feindlicher Gefangenschaft, bis ihnen glückte, ihren nach der Theilnahme an Beute lüsternen Wächtern zu entkommen; in dem zweiten waren es seine Reiter, welche den Kampf zu Gunsten der Weimaraner entschieden. Nicht so gut wie bei Rheinfelden aber erging es T. in der Schlacht von Wittenweyer am 9. August n. St. des nämlichen Jahres, in welcher er wiederum den rechten Flügel des Heeres befehligt hatte. Seine Kampflust riß ihn hin, den abziehenden Feind unvorsichtig zu verfolgen und als er, wie ein Zeitgenosse schreibt, „fast allein wiederum zurück gegen dem Lager und der Wahlstatt reiten wollen, ist er von des Feindes Truppen ertappt und also gefangen mit hinweggeführt worden" (Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs, Neue Folge, 2. Bd., S. 367, Wien 1888). Nach Herzog Bernhard's Tode ging er ganz in das französische Lager über und erregte dadurch bei den Schweden großes Aergerniß, welchem Pufendorf Ausdruck gibt. Auf Erlach's Veranlassung im Februar 1640 ausgewechselt, ward er mit einem höheren französischen Jahrgelde Reiteroberst, erhielt eine Antwartschaft auf Güter in der Grafschaft Pfirt und übernahm das Commando der im Elsaß und im Breisgau zurückgebliebenen weimarischen Truppen. In des Herzogs letztwilliger Verfügung war er übergangen. Mit Erlach rückte er sodann in die Waldstädte, um die Ernte in Sicherheit zu bringen, den Hohentwiel zu verproviantiren und die letzten Spanier aus dem Gebiete von Constanz zu vertreiben. Zu Ende des Jahres 1640 befand er sich auf dem Kriegsschauplatze im Göttingenschen, von da marschirte er mit Banér an die Donau. Zum letzten Male wird sein Name gelegentlich eines 1643 gelieferten Treffens bei Dottlingen erwähnt, dann scheint T., der mit den meisten der schwedischen Generale in schlechtem Einvernehmen stand, seine Aemter niedergelegt und sich auf den von ihm erworbenen Besitz Blatzheim bei Basel zurückgezogen zu haben. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht.

Sein Sohn, Johann George v. T., diente manchen Herren und in vielen Ländern als Soldat. Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war und seine Vettern in Sachsen besuchte, ward er am 14. October 1668 von seinen

27*

eigenen Knechten, die ihn zu berauben trachteten, ermordet. Er hinterließ keine Nachkommenschaft.

Valentin König's genealogische Adelsgeschichte, 2. Bd., Leipzig 1727. — Zedler's Universal-Lexikon, 42. Bd., Leipzig und Halle 1744. B. Poten.

Taube: Emil Heinrich T., evangelischer Geistlicher, † 1892. Als praktisch-theologischer Schriftsteller und als der Zeit nach erster Generalsuperintendent der 1886 gebildeten Kirchenprovinz Westpreußen verdient Emil T. besondere Beachtung. Er wurde am 15. December 1819 zu Liebenwerda im Regierungsbezirk Merseburg geboren, erhielt seine Vorbildung 1831—1840 auf dem Gymnasium zu Zeitz und studirte darauf drei Jahre Theologie zu Halle, wo er Tholuck's Amanuensis war. Nachdem er 1844 als Hülfsprediger in Giebichenstein bei Halle gewirkt, wurde er am 27. October 1845 in Berlin als Pfarradjunct für Güstrow in der Uckermark ordinirt und ging 1849 als Pfarrer nach Unterbarmen, wo er auch Superintendent der Diöcese Elberfeld-Barmen und Regierungsrath wurde. 1864 siedelte er als Oberpfarrer und Superintendent nach Bromberg über und erhielt mit diesem Amte zugleich die Stelle eines Consistorialrathes im Consistorium der Provinz Posen. Nachdem darauf gegen Ende der 70er Jahre Westpreußen als eine besondere politische Provinz von Ostpreußen getrennt worden war, und sich die Nothwendigkeit herausstellte, auch die kirchliche Verwaltung dementsprechend selbständig zu gestalten, wurde T. am 1. September 1883 zum Generalsuperintendenten der Provinz Westpreußen berufen. Als solcher gehörte er zunächst dem damals noch beiden Provinzen vorgesetzten Consistorium zu Königsberg an, weshalb er auch dort seinen Wohnsitz hatte; aber seine Berufung war der erste Schritt zur Selbständigmachung der Kirchenprovinz Westpreußen. Diese vollzog sich, als am 1. November 1886 das Consistorium für Westpreußen zu Danzig errichtet wurde, wohin T. nunmehr übersiedelte. Hier hat er rastlos thätig die kirchliche Verwaltung nach ihrer geistlichen Seite in Fluß gebracht und als liebevoller pastor pastorum, als gewissenhafter Vorsitzender der Examinationscommission, als gesalbter Prediger und fruchtbarer, praktischer Schriftsteller in großem Segen gewirkt, bis er infolge eines Schlagflusses am 15. December 1892 zu Danzig sanft verschied.

Von seinen zahlreichen Schriften sind seine praktisch-exegetischen die wichtigsten; außerdem existiren mehrere Predigtsammlungen und einzelne Predigten von ihm. Er veröffentlichte: „Ueber die Temperamente und ihren Einfluß auf die religiös-sittliche Entwickelung des Menschen. Eine Vorlesung" (Barmen 1860); „Das Wort des Herrn an christliche Eheleute, Eltern und Dienstboten. Dargelegt in drei Predigten" (Bromberg 1867); „Passions- und Osterpredigten" (Hamburg 1873); „Praktische Auslegung der Psalmen, zur Anregung und Förderung der Schrifterkenntniß den Hirten wie der Heerde Christi dargeboten" (6 Hefte, 1. Aufl. 1858—1869, 2. Aufl. Bromberg 1880, 3. Aufl. Berlin 1884, 4. Aufl. Berlin 1892, Gärtner's Verlag); „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Predigten über freie Texte im Anschluß an das Kirchenjahr" (1. Aufl. Hamburg 1872, 2., verm. Aufl. 1883); „Predigt zur Eröffnung der 1. westpreußischen Provinzial-Synode, gehalten am 9. November 1887 zu St. Marien in Danzig" (Danzig 1887); „Predigten, über fortlaufende Texte des 1. Buches Mose gehalten" (1. Aufl. Breslau 1858, 2., verb. u. verm. Aufl. Berlin 1888); „Festpredigt zum 300jährigen Kanzel-Jubiläum am Reformationsfeste den 4. Nov. 1888 in St. Marien zu Elbing über Psalm 78, 2—7" (Elbing 1889).

Zu vgl. Evangelische Rundschau, (kirchliche) Zeitung. Danzig 1892, Nr. 51. P. Tschackert.

Taube: Friedrich Wilhelm v. T. wurde am 12. März 1728 zu London geboren, wo sein Vater, Christian Ernst v. T., die Stelle eines Leibarztes bei der

Königin Karoline Wilhelmine, Gemahlin König Georg's II., bekleidete. Am 1. December 1737 starb die Königin, nicht ohne daß, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die ärztliche Behandlung, die ihr während ihrer letzten Krankheit zu theil wurde, lebhaften Tadel erfuhr. Wol infolgedessen verließ der Leibarzt T. noch in demselben Monate mit seiner ganzen Familie London und nahm nun zu Celle im Hannoverschen seinen ständigen Wohnsitz. Dort brachte auch sein Sohn Friedrich Wilhelm seine Knabenjahre zu, und er hatte dieselben kaum noch zurückgelegt, als er, ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, 1743, somit damals erst fünfzehnjährig, schon die Universität zu Göttingen bezog, an der er vier Jahre hindurch blieb. 1747 veröffentlichte er seine erste Schrift, welche die vermeintlichen Widersprüche zwischen dem Civil- und dem Naturrechte hervorheben sollte. Er machte jedoch mit dieser Arbeit kein Glück, so daß er eine Reihe von Jahren hindurch nicht mehr schriftstellerisch auftrat. Nach weit ausgedehnten Reisen, die ihn sogar nach Amerika führten, wurde T. Rechtsanwalt in Hannover, trat aber 1754 in die Dienste des Reichshofraths Freiherrn v. Hammerstein und zwei Jahre später in diejenigen des kaiserlichen Feldmarschalls Freiherrn v. Moltke, wodurch er veranlaßt wurde, für kurze Zeit als Freiwilliger in der österreichischen Armee zu dienen. Bei Kolin leicht verwundet, kehrte er bald in seine frühere Stellung zurück, nahm den katholischen Glauben an und schrieb eine weitläufige Vertheidigung der Gerichtsfreiheiten, welche auf der im Besitze der Familie Moltke befindlichen westfälischen Herrschaft Wulsten hafteten. Doch erschien dieses Werk erst im J. 1766, und es wurde, da es in Folioformat gedruckt war und eine zahlreiche Menge von Urkunden und sonstigen Deductionen und Beweisstücken enthielt, welche sich auf die Verfassung Deutschlands im Mittelalter bezogen, so umfangreich, daß man im Scherze sagte, es sei größer als das ganze Burggut Wulsten.

Als 1763 Graf Christian August Seilern sich als kaiserlicher Botschafter nach London begab, nahm er T., der das Englische seit seiner Kindheit geläufig sprach, als seinen Privatsecretär mit sich. Seinen Aufenthalt in England benutzte T. zur Abfassung einer gleichfalls im J. 1766 erschienenen Schrift in englischer Sprache über die britischen Colonien in Nordamerika und deren Verhalten gegen ihr Mutterland. Drei Jahre hindurch versah T. seinen Posten zu vollster Zufriedenheit seines Dienstherrn, da that er einen unvorsichtigen Schritt, der leicht sehr üble Folgen für ihn hätte nach sich ziehen können. Offenbar war er hiebei von dem Bestreben geleitet, aus seiner untergeordneten Stellung zu Höherem berufen zu werden, und um dies zu erreichen, trachtete er die Aufmerksamkeit hervorragender Personen auf sich zu ziehen. Am 31. Juli 1766 schrieb er an den Präsidenten Neny in Brüssel, dessen Bekanntschaft er kurz zuvor in London gemacht hatte, einen weitläufigen Brief über die damaligen politischen Verhältnisse, über die Ansichten des neu ernannten britischen Ministeriums und über die Gefahren, welche für Oesterreich daraus erwüchsen, wenn es seine Allianz mit Frankreich gegen die mit England eintauschen wollte. Durch einen Zufall und ohne Vorwissen Neny's gerieth dieser Brief in die Hände des Grafen Karl Cobenzl, welcher als bevollmächtigter Minister bei dem Statthalter der österreichischen Niederlande, Prinzen Karl von Lothringen (s. A. D. B. XIX, 262), unter diesem an der Spitze der dortigen Regierungsgeschäfte stand. Entrüstet über die Verkennung seiner Stellung, deren sich seiner Ansicht nach T. schuldig gemacht, hatte Cobenzl nichts Eiligeres zu thun, als dessen Brief dem Staatskanzler Kaunitz (s. A. D. B. XV, 487) zu übersenden. Auch dieser mißbilligte den Schritt Taube's, aber er ließ als Milderung gelten, daß derselbe ihn gegen einen österreichischen Staatsdiener und nicht einen Fremden gethan, daß er daher auch nicht als „meineidiger Verräther" anzusehen sei. Dennoch bleibe es sträf-

lich, schrieb Kaunitz an Seilern, daß T. sich ohne Vorwissen und Auftrag des Botschafters so weit vorgewagt habe. Um zu verhindern, daß von seiner Seite nicht Aehnliches gegen Fremde geschehe, sei T. möglichst bald aus London zu entfernen, in dieser Absicht aber zu freiwilliger Rückkehr nach Oesterreich zu veranlassen. Unbedenklich trat T., welcher weit von dem Gedanken entfernt war, irgend etwas Ahndungswerthes gethan zu haben, die Reise nach Wien an, nicht, ohne daß er an Seilern „seines guten und ehrlichen Gemüthes“ halber, sowie wegen seiner „ansonsten besitzenden Wissenschaften“ einen warmen Fürsprecher gefunden hätte. Dringend empfahl er T., der gewiß nicht von „bösem Willen“ geleitet worden sei, zu nachsichtiger Behandlung, welche ihm denn auch in vollstem Maaße zu theil wurde. Ja, es ging für ihn aus der ganzen Sache der unverkennbare Vortheil hervor, daß er, der bisher noch immer nur in einem privaten Dienstverhältnisse gestanden hatte, nunmehr eine Staatsanstellung erhielt, indem er zum Hofsecretär bei dem kaiserlichen Commerzienrathe ernannt wurde. Während er diesen Posten bekleidete, schrieb er verschiedene Werke, unter denen wol die über die Geschichte und den damaligen Zustand der Schiffahrt, der Manufacturen und der auf die Colonien bezüglichen Einrichtungen Englands die werthvollsten waren. Auch in Büsching's Magazin für die Historie und Geographie der neueren Zeit erschienen häufig Aufsätze von seiner Hand.

Als im J. 1776 der Hofcommercienrath aufgehoben wurde, erhielt T. den Auftrag, sich nach Karlowitz zu begeben, wo er als Actuar der Synode der griechisch nicht unirten Bischöfe beizuwohnen hatte, bei welcher die Abstellung vieler im Laufe der Zeit eingerissener Uebelstände, sowie die Abfassung eines ganz neuen „Regulamentes“ durchgesetzt wurde, welches die Kraft eines Landesgesetzes erhielt. Nach Wien zurückgekehrt, legte er die Wahrnehmungen, die er während seiner Reise gemacht hatte, in einem neuen Werke, einer historischen und geographischen Beschreibung des Königreichs Slavonien nieder. Im März 1777 wurde er zum Rathe bei der niederösterreichischen Landesregierung ernannt und gleichzeitig in den Ritterstand erhoben. Er starb aber schon, und zwar gleichfalls in Wien, am 16. Juni 1778, erst fünfzig Jahre alt. Büsching, der seiner Dankbarkeit für Taube's eifrige Mitarbeiterschaft dadurch Ausdruck verlieh, daß er eine Skizze seines Lebenslaufes herausgab, hebt seine ungewöhnliche Begabung, seinen rastlosen Fleiß, sich gediegene Kenntnisse zu erwerben und sie schriftstellerisch zu verwerthen, endlich die Lauterkeit seines Charakters lobend hervor.

Büsching, Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Männer IV, 221. — Oesterreichische Archivsacten.

v. Ath.

Taube: Johann Daniel T., Arzt, geboren zu Celle 1727 und daselbst als Stadt- und Bezirksphysikus am 8. December 1799 gestorben, machte seine Studien in Göttingen unter Haller, unter dessen Leitung er auch mit der Inauguraldissertation „De sanguinis ad cerebrum tendentis indole“ 1747 die Doctorwürde erlangte. T. war bis an sein Lebensende ausschließlich in seiner Vaterstadt thätig, wo er sich eines Rufes als tüchtiger Praktiker und scharfer Beobachter erfreute und äußerlich durch den Titel eines englischen und braunschweig-lüneburgischen Hof- und Leibarztes ausgezeichnet wurde. In schriftstellerischer Beziehung ist er, abgesehen von mehreren kleineren Journalaufsätzen epidemiologischen Inhalts, noch als Verfasser einer bemerkenswerthen Arbeit bekannt, die betitelt ist: „Geschichte der Kriebelkrankheit, besonders derjenigen, welche in den Jahren 1770 und 1771 in der Zellischen Gegend gewüthet hat“ (Göttingen 1782). Als ausführlicher, namentlich rationelle Angaben über die Aetiologie der genannten Krankheit enthaltender Bericht ist diese Schrift von

en einschlägigen deutschen Publicationen eine der wichtigsten und besitzt auch heute noch historisches Interesse.

Vgl. Biogr. Lex. 2c. V, 620. Pagel.

Tauber: Josef Samuel T., österreichischer Dichter, wurde am 12. August 1822 zu Wien geboren, seine israelitischen Eltern ließen ihn frühzeitig schon im Hebräischen und in den Talmudwissenschaften ausbilden, daneben beschäftigte er sich jedoch aus eigenem Antriebe mit der Lectüre der deutschen classischen Dichter und mit der modernen Litteratur überhaupt. Die hebräischen Studien gab T. später auf und suchte seine Kenntnisse durch Reisen zu vermehren. Er durchreiste öfter England, Italien, Deutschland und hielt sich mehrere Jahre in Paris auf, wo er die Vorträge berühmter Gelehrten hörte und auch mit mehreren hervorragenden deutschen Dichtern, wie Heine, Moritz Hartmann 2c. zu verkehren Gelegenheit hatte. Im J. 1847 verweilte T. noch eine Zeit lang in Deutschland, kehrte hierauf nach Wien zurück und war in den bewegten Zeiten des Jahres 1848 an der Bewegung mit betheiligt. Später brachte er noch eine Zeit in Prag und Krakau zu, begründete hierauf in Wien sich eine Familie und bekleidete daselbst die Stelle eines Börsensensals, nebenbei jedoch vielfach mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, die er zumal in größeren Journalen, wie die „Presse", der „Lloyd" 2c. veröffentlichte. Er starb, ohne vorher länger krank gewesen zu sein, am 9. Januar 1879. T. ist zunächst als geschmackvoller, feinsinniger Dichter in den „Gedichten" (1847) hervorgetreten, welchen die Sammlungen: „Für Musik. Liederbuch" (1860), „Quinten. Kleine Gedichte" (1864) und „Die Lust zu fabuliren" (1878) folgten. Ueberall zeigt er edle Gedanken, mit schöner Form vereinigt und ein nicht gewöhnliches Talent, insbesondere auch auf dem Gebiete der kurzen Spruchpoesie. Bemerkenswerth sind auch die theils ganz erfundenen, theils unter Zugrundelegung alter Sagenstoffe im J. 1853 erschienenen Ghetto-Märchen: „Die letzten Juden", welche sich überaus günstiger Aufnahme erfreuten und auch von der Erzählergabe Tauber's in der That ein schönes Zeugniß ablegen. T. beschäftigte sich auch mit der metrischen Uebersetzung hebräischer Kirchenlieder, die er mit nicht minderem Geschick durchführte.

Wurzbach, Biogr. Lex. 43. Thl. — Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter d. 19. Jahrh. A. S.

Tauber: Kaspar T., ein Wiener Bürger, hingerichtet am 12. September 1524 als erstes Opfer der Verfolgungen der Lutheraner in Wien. Da die Originalacten des Processes verloren sind, wissen wir über seine persönlichen Verhältnisse sehr wenig; nur daß er ein reicher, angesehener Kaufmann war, verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Sein Besitzthum lag in der Dorotheergasse an der Stelle der heutigen protestantischen Kirche und war dem Schottenkloster unterthan. An die Stelle seines persönlichen Vorlebens muß hier eine kurze Ueberschau der allgemeinen Verhältnisse treten, um zu zeigen, wie die von Wittenberg ausgestreute Saat auch in Wien und in den österreichischen Landen auf einen längst vorbereiteten Boden fiel.

Schon früh hatten sich die volksthümlichen Lehren der Waldenser, der Mystiker, der Gottesfreunde und Brüdergemeinden auch in den österreichischen Erbländern in festgegliederten, wenn auch geheimen Conventikeln und Verbänden trotz aller Verfolgung weitverbreiteter Sympathien erfreut. Daß auch die Lehren Wiclef's und des Huß hier Anhänger gefunden hatten, beweist ein Erlaß des Universitätssenates von 1421, dem zufolge alle Angehörigen der Universität einen Eid zu schwören hatten, daß sie der hussitischen Secte nicht zugethan seien und daß kein Prager Doctor zu Vorlesungen zugelassen werden solle, ehe er nicht positive Beweise seiner Orthodoxie geliefert habe. Dreißig Jahre später traten sectirerische Bestrebungen, insbesondere in den Kreisen der Wiener Geistlichkeit,

offen zu Tage, ohne daß es zu einer energischen Abwehr gekommen wäre. So predigte 1441 der Chormeister von St. Stephan öffentlich gegen den Ablaß und die Bettelorden. In den 1480er Jahren griff das Mitglied der Universität, Dr. Johann Kaltenmarkter (s. A. D. B. XV, 45) die Mendikanten auf das heftigste an. 1486 wurde ein Priester der Wiener Diöcese, Georg Prepost von Cilly, wegen des gegen die katholische Moral verstoßenden Inhalts seiner Predigten zum Widerruf verhalten, und 1515 widerhallten sämmtliche Predigtstühle Wiens von Angriffen gegen den Ablaß, den liederlichen Lebenswandel der Geistlichen und die Mißbräuche bei Spendung der göttlichen Gnadenmittel. Alle diese Angriffe, die größtentheils ungeahndet blieben oder mit einem formellen Widerruf endigten, den alle Einsichtigen als eine bloße Comödie ansahen, waren um so geeigneter, das Volk zur offenen Opposition aufzuregen, als die kirchlichen Zustände ihnen in der That nur zu vielen Anhalt boten. Die allgemeine Lage der kirchlichen Zustände in der Diöcese kam hinzu. Fünf Bisthümer: Wien, Wiener Neustadt, Salzburg, Raab und Passau, dazu noch die von der bischöflichen Jurisdiction exemte theologische Facultät theilten sich in die Herrschaft der Gewissen der Diöcese und bekämpften sich dabei unter einander. Die Bisthümer Wien und Wiener Neustadt waren durchaus verweltlicht; Passau war eine Versorgungsanstalt für nachgeborene adelige Sprossen geworden.

Weltliche Anlässe steigerten noch die Opposition in den Massen. Gegen das von Maximilian eingesetzte Regiment, welches sofort nach des Kaisers, am 15. Januar 1519 erfolgtem Tode die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erhob sich in Wien eine mächtige Partei, an ihrer Spitze der Bürgermeister, der Rector der Universität und eine nicht geringe Zahl einflußreicher Aristokraten. Ihr offen eingestandenes Ziel war die Ausschließung der Sprößlige des Hauses Habsburg von der Regierung der österreichischen Erblande. Eine gerade jetzt durch mehrere Jahre wüthende Pest, welche Tausende von Einwohnern hinwegraffte, mehrte die Aufregung der Gemüther. Mit Recht sagt Aschbach in seiner Geschichte der Wiener Universität im Reformationszeitalter, daß wir in der Geschichte von Wien keinem Zeitraume begegnen, in dem im Verlaufe von wenigen Jahren so mancherlei unheilvolle und verderbenbringende Ereignisse sich häuften, wie im Decennium nach dem Tode Kaiser Maximilian's I.

Wie überall, waren es auch in Wien gerade die höheren Stände und die Männer aus den Kreisen der Gelehrten und Priester, welche zuerst ihre Sympathien für den kühnen Wittenberger Reformator und seine Sache offen an den Tag legten. Die niederösterreichischen Regenten, insbesondere der Statthalter Graf Zeg, zählten zu den Anhängern Luther's. Der Bischof Slatkonia ist zwar der alten Kirche treu geblieben, hat jedoch durch seine Unthätigkeit gegenüber dem Umsichgreifen der lutherischen Ansichten die Sache der Reformation wesentlich gefördert. Die Stände haben sich in beweglichen Eingaben über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche wiederholt beschwert und Abhülfe gefordert. Die drei weltlichen Facultäten der Wiener Universität waren die eifrigsten Förderer der lutherischen Sache. Wol hatte die theologische Facultät 1452 von dem Papste die Befugniß erhalten, alle Lehrer und alle Prediger, von was immer für einem Stande, für ungeziemende und heterodoxe Aeußerungen zur Untersuchung und Strafe zu ziehen. Aber allen ihren Bestrebungen, die von dem päpstlichen Legaten Dr. Eck nach Wien gesendete päpstliche Bulle, durch welche die Lehren Luther's verdammt wurden, zu publiciren, die lutherischen Bücher zu unterdrücken und die Verbreiter ketzerischer Ansichten zu verfolgen, setzten die drei weltlichen Facultäten beharrlichen Widerstand entgegen, in dem sie durch die Passivität des Bischofs, wie durch das directe Eingreifen des Statthalters und des Rectors kräftig unterstützt wurden. Es kam schließlich so weit, daß Niemand

ihr das unliebsame Amt eines Decans der theologischen Facultät übernehmen
ollte und man sich genöthigt sah, einen Anciennetäts-Turnus einzuführen, ja,
ß die Facultät ihr Ketzerrichteramt in die Hände des Bischofs zurücklegte.

Im Spätherbst 1521 kam Paul Speratus als beweibter Priester und
niversitätsdocent nach Wien und predigte in der Stephanskirche wider das
ölibat, die Mönchsgelübde und die guten Werke. Der geplanten Untersuchung
tzog er sich unter dem Schutz einflußreicher Protectoren durch die Flucht. Ein
ahr darauf vertheidigte ein Mitglied der Universität, Johann Eckenberger, von
r Kanzel der Bürgerspitalkirche das wittenbergische Evangelium und auch er
tging durch die Hülfe des Statthalters Grafen Dietrichstein den Verfolgungen
s Ketzergerichtes. Zu gleicher Zeit predigten Jakob Peregrinus, Pfarrer an
m Bürgerspitale und der Priester der Passauer Diöcese, Johannes Voyßler, die
chtfertigung allein durch den Glauben, eiferten gegen die Heiligenverehrung,
gen Fasten, Fegfeuer und Mönchsgelübde. Sie kamen mit einem Widerruf
von.

Kaiser Karl V. nahm erst zu Worms eine feste Stellung in der Kirchen-
ge ein; aber das Edict von Worms vom 25. Mai 1521, welches Luther
d seine Anhänger ächtete u. s. w., fand nirgends Vollstreckung. Der Druck
erischer Bücher nahm seinen ungestörten Fortgang. Die gesammte Litteratur,
s deutsche und lateinische Drama, die Fastnachtspiele, Predigt und Kirchenlied
iteten die Opposition gegen Rom immer weiter aus. Erst als 1524 angesichts
geplanten Speierer Reichstags der päpstliche Legat Campeggi alle Mittel auf-
t, um den Kaiser und seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, zu energischem
rgehen anzutreiben, verständigte sich der Letztere mit Baiern über eine Zusammen-
nft in Regensburg, an der außer den Genannten und dem päpstlichen Legaten
ient, Regensburg, Bamberg, Augsburg, Speier, Straßburg, Constanz, Basel,
eising, Passau und Brixen theil nahmen. Man beschloß, in den durch die
rsammlung vertretenen Landen das Lesen, Drucken und Verbreiten lutherischer
ücher neuerlich energisch zu verbieten, allen Unterthanen den Besuch der Uni-
rsität Wittenberg zu untersagen u. s. f.

Nun berief Erzherzog Ferdinand's Rath, Dr. Faber (s. A. D. B. XIV, 435),
n 29. Juli 1524 den Rector der Wiener Universität und Abgesandte der
acultäten und beauftragte sie, auf Grund der Regensburger Beschlüsse, durch
wählte Doctores der Universität ein Verzeichniß und eine Widerlegung der
therischen Häresien für den Erzherzog zu verfassen. Die weltlichen Facultäten
ußten sich indessen durch Ausflüchte und Hinhalten dem Auftrag zu entziehen;
e theologische verhieß die baldige Ausführung und beglückwünschte den Erz-
rzog für seinen Eifer. Kurz darauf kam Ferdinand mit dem neuen Bischof
n Revellis (Slatkonia war am 26. April 1522 gestorben) selbst nach Wien.
ofort begannen nun die Verfolgungen. Unter dem Vorsitz des Bischofs ward
n geistliches Ketzergericht eingesetzt; zu seinen Mitgliedern wurden ernannt:
r. Joh. Faber, kaiserl. Rath, Dr. Michael, Ceremonienmeister des päpstlichen
gaten, Max Wolfg. Kranecker, Decan der theol. Facultät, Dr. Joh. Camers,
rior der Minoriten, Valent. Kraler und Valent. Külber, Doctores der Theo-
gie, Joh. Klein, Mitglied des Augustinerordens und Dr. Petrus, erzbischöfl.
anzler als Beisitzer. — Vor dieses Gericht wurden im August 1524 die schon
nannten Jak. Peregrinus und Joh. Voyßler und als dritter Kaspar T. ge-
gen. Er war dem Magistratsgerichte wegen Verbreitung ketzerischer Ansichten,
sonders inbetreff der Abendmahlslehre und wegen Lesens lutherischer Bücher
nuncirt. Nach der Sitte der damaligen Zeit hat er seinen geistlichen Angebern
genüber seine Thesen in einer öffentlichen Disputation vertheidigt und zwar
ch Ansicht des Magistrates siegreich. Trotzdem ließ ihn Ferdinand verhaften.

offen zu Tage, ohne daß es zu einer energischen Abwehr gekommen wäre. So predigte 1441 der Chormeister von St. Stephan öffentlich gegen den Ablaß und die Bettelorden. In den 1480er Jahren griff das Mitglied der Universität, Dr. Johann Kaltenmarkter (s. A. D. B. XV, 45) die Mendikanten auf das heftigste an. 1486 wurde ein Priester der Wiener Diöcese, Georg Prepost von Cilly, wegen des gegen die katholische Moral verstoßenden Inhalts seiner Predigten zum Widerruf verhalten, und 1515 widerhallten sämmtliche Predigtstühle Wiens von Angriffen gegen den Ablaß, den liederlichen Lebenswandel der Geistlichen und die Mißbräuche bei Spendung der göttlichen Gnadenmittel. Alle diese Angriffe, die größtentheils ungeahndet blieben oder mit einem formellen Widerruf endigten, den alle Einsichtigen als eine bloße Comödie ansahen, waren um so geeigneter, das Volk zur offenen Opposition aufzuregen, als die kirchlichen Zustände ihnen in der That nur zu vielen Anhalt boten. Die allgemeine Lage der kirchlichen Zustände in der Diöcese kam hinzu. Fünf Bisthümer: Wien, Wiener Neustadt, Salzburg, Raab und Passau, dazu noch die von der bischöflichen Jurisdiction exemte theologische Facultät theilten sich in die Herrschaft der Gewissen der Diöcese und bekämpften sich dabei unter einander. Die Bisthümer Wien und Wiener Neustadt waren durchaus verweltlicht; Passau war eine Versorgungsanstalt für nachgeborene adelige Sprossen geworden.

Weltliche Anläße steigerten noch die Opposition in den Massen. Gegen das von Maximilian eingesetzte Regiment, welches sofort nach des Kaisers, am 15. Januar 1519 erfolgtem Tode die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erhob sich in Wien eine mächtige Partei, an ihrer Spitze der Bürgermeister, der Rector der Universität und eine nicht geringe Zahl einflußreicher Aristokraten. Ihr offen eingestandenes Ziel war die Ausschließung der Sprößlige des Hauses Habsburg von der Regierung der österreichischen Erblande. Eine gerade jetzt durch mehrere Jahre wüthende Pest, welche Tausende von Einwohnern hinwegraffte, mehrte die Aufregung der Gemüther. Mit Recht sagt Aschbach in seiner Geschichte der Wiener Universität im Reformationszeitalter, daß wir in der Geschichte von Wien keinem Zeitraume begegnen, in dem im Verlaufe von wenigen Jahren so mancherlei unheilvolle und verderbenbringende Ereignisse sich häuften, wie im Decennium nach dem Tode Kaiser Maximilian's I.

Wie überall, waren es auch in Wien gerade die höheren Stände und die Männer aus den Kreisen der Gelehrten und Priester, welche zuerst ihre Sympathien für den kühnen Wittenberger Reformator und seine Sache offen an den Tag legten. Die niederösterreichischen Regenten, insbesondere der Statthalter Graf Zeg, zählten zu den Anhängern Luther's. Der Bischof Slatkonia ist zwar der alten Kirche treu geblieben, hat jedoch durch seine Unthätigkeit gegenüber dem Umsichgreifen der lutherischen Ansichten die Sache der Reformation wesentlich gefördert. Die Stände haben sich in beweglichen Eingaben über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche wiederholt beschwert und Abhülfe gefordert. Die drei weltlichen Facultäten der Wiener Universität waren die eifrigsten Förderer der lutherischen Sache. Wol hatte die theologische Facultät 1452 von dem Papste die Befugniß erhalten, alle Lehrer und alle Prediger, von was immer für einem Stande, für ungeziemende und heterodoxe Aeußerungen zur Untersuchung und Strafe zu ziehen. Aber allen ihren Bestrebungen, die von dem päpstlichen Legaten Dr. Eck nach Wien gesendete päpstliche Bulle, durch welche die Lehren Luther's verdammt wurden, zu publiciren, die lutherischen Bücher zu unterdrücken und die Verbreiter ketzerischer Ansichten zu verfolgen, setzten die drei weltlichen Facultäten beharrlichen Widerstand entgegen, in dem sie durch die Passivität des Bischofs, wie durch das directe Eingreifen des Statthalters und des Rectors kräftig unterstützt wurden. Es kam schließlich so weit, daß Niemand

Er sollte demnach an 3 Sonn- oder Feiertagen nach einander nach der Predigt in St. Stephan auf die Kanzel steigen und seine Irrthümer (folgen die 7 Artikel) widerrufen.

„Nachdem wir erfahren haben, heißt es im Spruche des Ketzergerichtes weiter, daß Tauber lutherische Bücher gehabt und einen eigenen Traktat geschrieben hat, und nachdem dieser Traktat voll ist von unbilligem Bezicht und lästerlichen Scheltworten, auch mit mannichfachen Ketzereien und gesävlten Irsavlen so verschaffen wir sie (die lutherischen Bücher und den Traktat) auf's Feuer und verurtheilen sie zu ewigem Fluch, Tauber aber soll nach ihm deutsch vorgeschriebenen Zetteln zu Folge des wider die Ketzer jüngst ausgegangenen Rechtes (die Edikte des Kaisers und des Erzherzogs) widerrufen.“ Dieses Recht brachte es mit sich, daß den zum Widerrufe Zugelassenen auch eine Buße auferlegt werden mußte.

An 3 aufeinanderfolgenden Sonntagen sollte er vor der Kirchenthür zu St. Stephan während des Gottesdienstes kläglich gekleidet, mit einem Strick um den Hals, bedeckten Hauptes und barfuß mit einer brennenden Kerze in der Hand stehen. An jedem zunächst vorhergehenden Freitag soll er bei Wasser und Brot fasten und 3 arme Personen speisen. Auch soll er ein ganzes Jahr in einem Kerker (es ist wol nur ein selbst gewählter, abgesonderter Ort gemeint) seine Sünden bereuen. Zeit seines Lebens hat er ein Kreuz an das Oberkleid geheftet zu tragen und die gesammten Proceßkosten zu ersetzen. An die weltliche Obrigkeit sei der Antrag zu leiten, den Schuldigen mit einer Strafe an seinen zeitlichen Gütern zu Gunsten des Türkenfonds zu bedenken, doch ohne Nachtheil seines Lebens und ohne Proscription. Für den Fall als T. den öffentlichen Widerruf verweigern oder rückfällig werden sollte, soll er als ein Ketzer geachtet und gehalten werden.

Die Anstalten zum öffentlichen Widerruf wurden getroffen. In dem die Kirche von St. Stephan umgebenden Friedhofe wurden der mehrerwähnten Flugschrift zufolge zwei Tribünen aufgeschlagen; die eine bestieg T., die zweite der Chormeister von St. Stephan. Dieser forderte T. auf, eine gedruckt vorliegende und mit seiner (Tauber's) Unterschrift versehene Widerrufsformel nachzusprechen. Nun aber geschah das Unerwartete: T. verweigerte den Widerruf. Er wolle, sagte er u. A., vor unparteiischen und unverdächtigen Richtern seine Sache vertheidigen, nicht aber vor solchen, die Ankläger, Verhörer und Richter in einer Person seien; er appellire an das römische Reich. Werde er durch die Schrift überwunden, so wolle er leiden, was ihm das Recht auferlege.

Auf die Erwiderung des Chormeisters, daß er die Revocations-Urkunde doch selbst unterschrieben habe, soll T. geantwortet haben: „Es wird sich erfinden und man wird es noch wol sehen, wie ich mich unterschrieben habe. Den 6. Artikel habe ich überhaupt niemals gelehrt, denn kein Mensch hat jemals gehört, daß ich von der Mutter Gottes nichts gehalten habe, auch lutherische Bücher sind bei mir niemals gefunden worden.“ Als alles Zureden umsonst war, erzählt die Flugschrift weiter, wurde T. ins Gefängniß, den Kärtnerthurm, zurückgebracht. Am 10. September fand sodann die letzte Verhandlung vor dem Ketzergerichte statt. In Gegenwart des Bürgermeisters, des Stadtrichters und der meisten Räthe der Stadt Wien, auch etlicher Doctores wurde auf Antrag des Procurators Kaufmann zu Recht erkannt: „Weil Caspar Tauber den Widerruf vor aller Welt zugesagt und mit eigener Hand unterschrieben, er aber auf seinen Ketzereien bestanden und nicht widerrufen hat, wird er als ein öffentlich verdammter Ketzer und als ein der heiligen Schrift Ungehorsamer erkannt und der weltlichen Obrigkeit zur Justificirung übergeben.“ Diese hat sohin über ihn die durch das Gesetz auf das Verbrechen der Ketzerei gesetzte Strafe

der Hinrichtung durch das Schwert und Verbrennung des Leichnams verhängt. Sie wurde am 12. September 1524 auf der allgemeinen Richtstätte vor dem Stubenthor am Gries (dem heutigen Erdberg) vollzogen. Heimlich führten sie ihn des Morgens früh 6 Uhr hinaus. T. bestieg freudigen Muthes den Wagen. Er bat den Henker, ihm die Hände frei zu machen, damit er beten könne, was ihm verweigert wurde. Er beschwor sodann die Umstehenden, sie möchten seiner Peiniger nicht gehässig sein, denn so, wie es geschehen, habe es Gott gewollt.

Aufgefordert zu beichten erklärte er: „Ich habe bereits meinem Gott gebeichtet und habe meine Seele versorget und wenn ich 80 000 Seelen hätte, sie wären durch meinen Glauben versorgt!" Dann dankte er Gott, daß er ihn erwählt habe, um des Glaubens willen zu sterben, machte mit dem Fuß ein Kreuz, kniete nieder, riß sich selbst das Hemd auf, um den Hals frei zu machen, empfahl seine Seele Gott und bot sein Haupt dem Henker dar. Haupt und Rumpf wurden auf einem bereit stehenden Scheiterhaufen verbrannt. Kaum 100 Menschen sind Zeugen gewesen.

Es ist allerdings aus der Quelle nicht zu ersehen, ob diese dramatische Schilderung der Hinrichtung Tauber's von einem Urzeugen oder nur nach den in der Stadt umlaufenden Gerüchten verfaßt ist. Eine zweite Flugschrift ohne Druckort und Jahr (s. u.) sicher bald nach 1524 erschienen und auch aus lutherischen Quellen schöpfend, erzählt, T. habe, nachdem ihm das Urtheil des Ketzergerichtes verkündet worden war, im Gefängniß einen Selbstmordversuch gemacht, indem er sich in einem Anfall menschlicher Blödigkeit und Anfechtung drei Stiche in die Brust versetzt habe. Die erstere der von uns benutzten Quellen bezeichnet diesen Selbstmordversuch als von seinen Feinden erdichtet. Auch eine bald nach 1524 erschienene dritte Broschüre eines gewissen Leopold Gutmann (s. u.) bekämpft mit keineswegs überzeugenden Gründen die Erzählung von solchem Selbstmordversuch. Von der katholischen Seite wurde er als Motiv zur Verkleinerung des evangelischen Märtyrers benützt.

Wer möchte es heute nicht begreiflich und glaubhaft finden, daß der Gedanke, dem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, dem wol aufsteigen mochte, den Noth und Verzweiflung, der Kampf zwischen seiner Ueberzeugung und der Rücksicht auf Ehre, Vermögen und Familie, dann aber auch die Aussicht auf schwere Gefangenschaft und die Qualen der Folter um sein klares Denken gebracht haben.

Tauber's Hinrichtung hat weit über die Grenzen Wiens hinaus gewaltige Erregung hervorgerufen. Dreier Flugschriften, welche bald nach seinem Tode erschienen sind, haben wir bereits Erwähnung gethan. Auch ein Lied aus dem J. 1525 (s. u.) besingt den evangelischen Märtyrer. Es folgt in der Schilderung des Processes und der Hinrichtung im wesentlichen der Erzählung der Flugschriften. — Als eine im J. 1525 ausgebrochene Feuersbrunst den größten Theil der Dorotheergasse eingeäschert, die Tauber'sche Behausung aber verschont hatte, sah das evangelische Volk hierin den Finger Gottes.

Luther selbst zählte T. zu den vornehmsten Blutzeugen des reinen Evangeliums. Die Wiedertäufer reclamiren ihn in ihren Geschichtsbüchern zwar nicht als den ihrigen, sie rühmen aber seinen standhaften, christlichen Glaubensmuth, während man sich von katholischer Seite bemühte, ihn zum Wiedertäufer zu stempeln. Sicher mit Unrecht, denn die oben angeführten Punkte der Anklage wider ihn lassen den Zusammenhang mit den von Wittenberg ausgehenden Ideen deutlich erkennen. Was aber den Erfolg der gegen T. geübten Justiz betrifft, so hat die grausame Maßregelung eines schlichten Bürgers, dem nur der nöthige Einfluß fehlte, um seinen Glauben gegen alle behördlichen Anfechtungen sicher

stellen, nicht Schrecken und nicht Umkehr, sondern nur Erbitterung und Wuth zeugt und aus dem Scheiterhaufen Tauber's holten sich die Anhänger des reinen Evangeliums" nur neue Begeisterung.

Eyn wahrhafftig geschicht wie Caspar Tauber, Bürger zu Wien in Oesterreich, für ein Ketzer und zum Todt verurthaylt und ausgeführt worden ist. Wien 1524. — Sententia lata contra Casparum Tauberum civem Viennensem olim Lutheranae sectae imitatorem. Widerruf etlicher verdambter yrtung mit Urtail u. rechtausgelegt u. erkannt zu Wien, in Oesterreych (o. O. u. J.). — Ein erbermlich Geschicht so an dem frommen christlichen man Tauber von Wien in Osterreich geschehen ist. Auff den dag der geburt Mariae Anno 1524 umb des Evangelium willen von der geystlichkeyt verdampt u. verurteylt (o. O. u. J.). — Verantwortung Caspar Tauber's der zu Wien verprant ist worden. Und ein kurzer unterricht wer Gottes Wort verfolgt. Leopold Gutmann (o. O. u. J.). — Ain christlich lied des bewainlichen todes Caspar Taubers genannt, Burgers zu Wien. Brüder Veitenthon 1525. — Dr. Martin Lutheri Epistolae. Eisleben 1565, vol. 2. — Rabus I, Historien der märtyrer, 2. Thl. 1572. — Conspectus historiae Universitatis Viennensis. Wien 1722. — B. Raupach, Evang. Oesterreich. Hamb. 1741, Bd. I u. Ergänz.-Bd. — P. J. Lambacher, Bibliotheca antiqua Vindobonensis. Viennae 1750, I. Thl. — P. X. Schür, Die Bischöfe u. Erzbischöfe v. Wien. Gratz 1777. — Michael Denis, Wiens Buchdruckergesch. bis MDLX. Wien 1782. — G. E. Waldau, Gesch. d. Protestanten in Oesterreich. Anspach 1784, I. Bd. — Joh. Frhr. v. Hormayr, Wiens Gesch. u. seine Denkwürdigkeiten. Wien 1823, IV. Bd. — Rudolf Kink, Gesch. d. kaiserl. Universität zu Wien. Wien 1854. — Dr. Th. Wiedemann, Beiträge z. Gesch. d. Bisthums Wr. Neustadt in Oesterreich. Vierteljahrsschr. f. kathol. Theol. III. Jahrg. 1864. — Dr. Birk, Verzeichniß alter Häuser i. d. inneren Stadt Wien u. ihrer Besitzer in d. Jahren 1522—1587 in Berichten u. Mittheil. d. Alterthumsvereines zu Wien. Bd. III, 1869. — Th. Wiedemann, Gesch. der Reformation u. Gegenreformation im Lande u. d. Enns. Prag 1879, Bd. I. — Carl Weiß, Gesch. d. Stadt Wien. Wien 1872. — Dr. Joseph Beck, Die Geschichtsbücher d. Wiedertäufer in Oest.-Ung n. fontes rer. aust. XLIII. Bd., Wien 1883. — Dr. Carl Ritter v. Otto, Tauberiana i. Jahrbuch d. Gesch. d. Protestantismus in Oesterreich. 4. Jahrg. 1883 u. 7. Jahrg. 1886. — Jos. Ritter v. Aschbach, Die Wiener Universität u. ihre Gelehrten 1520—1565. Wien 1888. — Dr. F. S., Caspar Tauber, im Wiener Communalkalender u. städt. Jahrb. 1891. Wien 1891.

Alex. Nicoladoni.

Tauber: Wolfgang T., siehe Wolfgang Peristerus, Bd. XXV, S. 377 f. Hinzuzufügen ist, daß er geistliche Lieder gedichtet hat, über welche zu vergleichen ist: Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, 28 u. 1368 ff.

Taubert: Gustav T., Maler, wurde am 24. Juni 1755 (oder 1754) zu Berlin als Sohn eines unbekannten Malers geboren, der ihm die Anfangsgründe im Zeichnen und Malen beibrachte. Später kam T. nach Dresden und Wien, wo er sich durch das Anfertigen von Copien nach Bildern der dortigen Galerieen weiter ausbildete. In Warschau soll er „Gesellschaftsgemälde im verjüngten Maaßstabe", d. h. doch wol Miniaturen, und Sepiazeichnungen zumeist für den König Stanislaus August geliefert haben und von diesem durch Verleihung der Medaille: Merentibus ausgezeichnet worden sein. Genaue Nachricht über T. besitzen wir erst von der Zeit ab, wo er an der königl. Porzellanmanufactur zu Berlin die Stellung eines Malereivorstehers für das Figurenfach erhielt. Er bekleidete dieses Amt, später auch noch für das Landschaftsfach

thätig, in den Jahren 1802—1825 und war gleichzeitig Hofrath und Mitglied der königlichen Akademie der Künste. Er starb, 84 Jahre alt, zu Berlin am 29. April 1839. Seine Bilder und Zeichnungen wurden von den Zeitgenossen gelobt, namentlich ein Pastell, eine Hebe und Ganymed in ganzen Figuren darstellend, das im J. 1800 auf der Berliner Ausstellung erschien. Da sie aber heute verschollen sind, fehlt uns die Möglichkeit, ihr Urtheil nachzuprüfen.

Vgl. Joh. Georg Meusel, Teutsches Künstlerlex. 2. Ausg. Lemgo 1809. II, 423. — Füßli, Allgem. Künstlerlex. Zürich 1816. II. (Ergänzung.) 1818. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 17. Jahrg. 1839. Weimar 1841. II, 1146. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstlerlex. 18. Bd. München 1848, S. 135. — G. Kolbe, Geschichte der Königl. Porcellanmanufactur zu Berlin. Berlin 1863, S. 192. 227. 239. 296. H. A. Lier.

Taubert: Wilhelm (Karl Gottfried) T., der Componist der Kinderlieder, ist geboren am 23. März 1811 zu Berlin und † am 7. Januar 1891 ebendort. Sein Vater war anfangs Regimentsoboist, erhielt dann als Civilversorgung eine Kanzleidienerstelle im Kriegsministerium zu Berlin, wirkte aber immer noch in Garten- und anderen Concerten als Oboist mit. Wilhelm's erster Lehrer in der Musik war August Neithardt, der ebenfalls Militärmusiker war und später Director des Domchores wurde, er gab ihm Clavierunterricht (!). Seine Fortschritte waren unter dieser ungeeigneten Anleitung so gering, daß er eine Prüfung bei dem alten Zelter schlecht bestand, dennoch nahm sich der kunstsinnige General v. Witzleben des Knaben an und sorgte für eine allgemeine Bildung, sowie für die entsprechenden Musiklehrer. T. absolvirte das Gymnasium, bestand das Abiturientenexamen und besuchte darauf die Universität. Als Lehrer in der Musik hatte er inzwischen Ludwig Berger, den vorzüglichen Clavierpädagogen und Bernhard Klein für die wissenschaftliche musikalische Ausbildung erhalten. Unter dieser vorzüglichen Anleitung machte er hervorragende Fortschritte, sodaß ihn Berger schon in seinem 13. Jahre öffentlich auftreten ließ. Ludwig Berger war der Repräsentant der Schule Mozart's. Eine ruhige Handhaltung, ein edler gesangreicher Ton waren ihre charakteristischen Merkmale im Gegensatze zur Clementi'schen Schule, die den Gebrauch des Handgelenkes einführte nebst einem auf Effect berechneten Vortrag, der in Liszt seine höchste Ausbildung fand. T. blieb zeitlebens ein Vertreter der Mozart'schen Schule und ein steter Feind der modernen Richtung. Noch in vorgerücktem Alter hörte ich ihn in den Sinfoniesoireen der kgl. Berliner Capelle das große Beethoven'sche Es-dur-Clavierconcert spielen, welches einen tüchtigen Spieler erfordert und mit staunenswerther Fertigkeit und seelenvollem Vortrage brachte er dasselbe zu Gehör. Der Vergleich mit der Bülow'schen Vortragsweise war ganz besonders interessant und man mußte zugestehen, daß jeder in seiner Weise dem Kunstwerke gerecht zu werden verstand. Taubert's äußeres Leben war stets vom Glück begleitet, wozu das ansprechende Aeußere, die gute Empfehlung eines hochgestellten Militärs, aber auch sein ernstes gemessenes Wesen viel beitrug. Schon im Jahre 1831, also erst 20 Jahre alt, wurde ihm die Leitung der Hofconcerte übertragen, die er unter vier preußischen Königen bis ins hohe Alter beibehielt, sich stets nach dem Geschmacke des Hofes richtend und doch bemüht die Programme, soweit es sich thun ließ, einigermaßen der Kunst zu Ehren einzurichten. Da T. ein Verächter der Neuzeit war, mit Ausnahme Mendelssohn's, den er hoch verehrte, so fiel es ihm nicht allzuschwer, sich den Wünschen der Hofgesellschaft anzuschließen. Im J. 1834 wurde er bereits zum Mitgliede der Akademie der Künste ernannt, womit eine Lehrstelle für Composition verbunden war. T. hat viel Schüler gebildet, doch keiner fand sich darunter der nur irgend etwas Hervorragendes geleistet hat; der einzige, der sich als Clavierspieler und Componist

in den Berliner Kreisen einiger Anerkennung erfreut, ist Louis Schlottmann. Er ist ein so treuer Anhänger Taubert's, daß er sogar dessen Haß gegen die Neueren theilt und womöglich übertrumpft. 1841 wurde T. Musikdirector an der kgl. Oper und 1845 zum Hofcapellmeister derselben ernannt. Er und Heinrich Dorn, der 1849 neben T. Hofcapellmeister wurde und gleiche Rechte genoß — jeder hatte bestimmte Opern zu dirigiren und bei neu einzustudirenden Opern trat ein steter Wechsel ein — sorgten dafür, daß keine irgendwie bedeutende Oper während ihrer Amtsthätigkeit zur Aufnahme gelangte, befürchtend, daß ihre eigenen Erzeugnisse dadurch beeinträchtigt würden, denn fast Jahr für Jahr brachte einer der Hofcapellmeister eine eigene Oper auf die Hofbühne, die aber stets nach drei Aufführungen aus Mangel an Zuhörern bei Seite gelegt wurde. Nur Dorn's Nibelungen hielten sich eine Zeit lang, wurden aber dann durch Wagner's Tannhäuser verdrängt. Allerdings mußten sie sich gefallen lassen, daß Friedrich Wilhelm IV. ihnen Meyerbeer als Generalmusikdirector vorsetzte, doch hat derselbe sein Amt stets nur dann benützt, wenn er eine eigene Oper zur Aufführung bringen wollte, im übrigen ließ er den beiden Capellmeistern völlig freie Hand, so daß sein Amt nur dem Titel nach bestand, obwol er ein hohes Gehalt bezog. 1832 brachte T. die erste Oper „Die Kirmes" auf die Bühne, 1834 folgte „Der Zigeuner", 1842 „Marquis und Dieb". Auch zu Schauspielen schrieb er die Musik, so zum „Grauen Männlein", Chöre zur Medea von Euripides, zu Tieck's gestiefeltem Kater und Blaubart, zu Shakespeare's Sturm und zur Phädra. An Opern sind noch zu nennen „Joggeli", „Macbeth" und „Cäsario", nach Shakespeare's Was ihr wollt. Im J. 1842 gründeten die Mitglieder der Operncapelle die Sinfoniesoireen, um einen Fonds für ihre Wittwen und Waisen zu bilden. Jeder verpflichtete sich bei 12 Concerten im Jahre unentgeltlich mitzuwirken. Die Intendanz gab den großen Schauspielsaal unentgeltlich. T. gebührt das Verdienst diese segensreiche Einrichtung mit allen Kräften unentgeltlich in jeder Weise unterstützt zu haben; er wurde von den Mitgliedern zum Dirigenten gewählt. Berlin hatte in musikalischer Hinsicht stets eine conservative Richtung und das Neue fand schwer Eingang. Selbst im J. 1842 waren unsere Classiker dem Publicum und selbst vielen Musikern, besonders was Beethoven betraf, noch vielfach ein unbekanntes Feld, das zu betreten man sich scheute. Hier fand nun T. das geeignete Feld, seine Verehrung für Haydn, Mozart und Beethoven in seinem ganzen Umfange zu bethätigen, und über 40 Jahre hindurch hat er sein Publicum fast ausschließlich mit den bekannten Sinfonien und Ouverturen man könnte sagen übersättigt, denn Ausnahmen bildeten nur hin und wieder Mendelssohn mit seinen Sinfonien und Ouverturen und einige wenige Ouverturen von Cherubini, nicht zu vergessen Taubert's eigene Compositionen in diesem Fache. T. kannte sein Publicum, welches sich vorwiegend aus den höheren Beamtenkreisen zusammensetzte und unwillig andere Compositionen als die der Classiker aufnahm. Als aber Bülow mit seinen Sinfonieconcerten so berechtigtes Aufsehen in Berlin machte und der Unterschied der Vortragsweise klar zu Tage trat, dennoch die kgl. Capelle unter Taubert's Leitung im alten Schlendrian fortfuhr — man kann sich heute kaum einen Begriff davon machen in welcher Weise die classischen Werke heruntergesudelt wurden — so regte sich der Oppositionsgeist selbst unter den Mitgliedern der Capelle, die zum größten Theile sich verjüngt hatte; sie wählten einen anderen Dirigenten. Zuerst Radecke, dann Kahle, bis endlich Weingartner ans Ruder kam. Taubert's Verdienst: die Classiker in Berlin zu Ehren gebracht zu haben, soll nicht geschmälert werden, doch sein Publicum war den Umständen nach ein beschränktes und gehörte ausschließlich den Spitzen d Gesellschaft an; erst Liebig war es vorbehalten mit seiner Militärcapelle

Classikern zur rechten Popularität zu verhelfen und für wenige Groschen Jeden wöchentlich mehrere Male zu ermöglichen sie kennen und schätzen zu lernen. — Im J. 1870 wurden T. und Dorn ganz plötzlich ohne jeglichen Anlaß auf eine sehr beleidigende Weise ihres Amtes als Capellmeister an der Oper entsetzt und Karl Eckert mit doppeltem Gehalte angestellt. Man kann dem einstigen Intendanten v. Hülsen nicht die Schuld beimessen, denn er handelte nur gezwungen als Beamter des königlichen Hauses und wurde selbst von der höheren Entschließung überrascht. Die beiden Capellmeister erhielten zwar bis an ihr Lebensende ihren vollen Gehalt, doch konnte sie das nimmermehr für die zugefügte Beleidigung entschädigen. T. componirte rüstig weiter und Dorn machte seinem Grimm in schneidigen Zeitungsartikeln Luft, mit denen er die Jünger der Kunst in recht gehässiger Weise für jede That in ihrer Kunst abkanzelte. Er hat nur sich damit einen schlechten Denkstein gesetzt, statt der Kunst zu nützen. T. dagegen fehlte es nicht an äußeren Ehren, wodurch man wieder gut machen wollte, was an ihm verschuldet worden war. Die Akademie der Künste wählte ihn zu ihrem Vorsitzenden, eine Ehre, die noch nie einem Musiker zu theil geworden war. Der König von Baiern und der Herzog von Coburg verehrten ihm Orden höheren Ranges, während er von Preußen nur den Rothen Adlerorden 4. Classe erhielt. Noch bis ins hohe Alter versah er mit Rüstigkeit die ihm verliehenen Aemter und stand jüngeren Kräften gern mit seinem Rathe bei. — Wenn wir T. in seinen Leistungen als Componist betrachten, so überrascht die große Fruchtbarkeit und die Bereitwilligkeit der Verleger seine Werke in Verlag zu nehmen. T. hat sich in allen Fächern der Kunst versucht, von der Oper, der Sinfonie, dem Quartett und Trio herab bis zum kleinen Clavierstück und dem Liede. Bei seiner leichten Erfindungsgabe kann das nicht in Verwunderung setzen; nur bedauert man, daß ein Mann, der einen so scharfen Blick für Fehler anderer hatte, an seinen eigenen Werken so wenig Kritik übte und jeden Einfall für gut genug hielt ihn zur Grundlage eines großen Werkes zu wählen. In den Formen war er gewandt und sicher, doch auch darin fehlte er, daß er stets ein und dieselbe Form anwandte und alles sozusagen über einen Kamm schor. Die Mozart'sche Form ist für den Schüler mustergültig, doch wer Meister sein will muß die Kraft besitzen sie zu durchbrechen und dem Geiste der Composition gemäß umzuformen und zu erweitern. Dieser Mangel bei Taubert's Compositionen drückt ihnen den Stempel der Monotonie auf und mancher glückliche Wurf wäre gelungen, wenn er sich nicht eigensinnig an die Mozart'sche Form gekettet hätte. Seine Instrumentation ist der von Beethoven angepaßt, ohne aber neue Momente selbständig zu erfinden. Seine Sinfonien laufen regelrecht herunter und hinterlassen nur den Eindruck einer guten Schülerarbeit, die in allen Theilen richtig ist, aber die Grenzen des Hergebrachten nicht überschreitet. Glücklicher war er im Liede und besonders im Kinderliede, wie er selbst es zu nennen pflegte. Darin steht er in der That einzig da und wird stets weiterleben, weil der Ausdruck das naiv-kindliche in einer Weise trifft, die originell und ihm ganz allein zu eigen ist. Selbst bedeutendste Sängerinnen, wie Jenny Lind und Frau Jachmann-Wagner errangen Triumphe in öffentlichen Concerten mit diesen Kinderliedern und im Publicum sind sie heute noch auf jedem Clavierpulte zu finden und erfreuen Jung wie Alt. Ebenso innig und herzerfreuend sind einige seiner ernsten Lieder, die halb volksthümlich, halb kunstmäßig sind und durch ihre Einfachheit stets ansprechen werden. Seine Clavierstücke huldigen leider zu sehr dem modern klängelnden Salonton, was zwar für den Augenblick den Laien berauscht, aber auch ihn bald übersättigt. Einige derselben sind einst viel gespielt worden und doch heute schon fast verschollen, nachdem der Autor kaum die Augen geschlossen hat. Auch hier rächt sich aber-

mals Taubert's Ablehnung der neueren durch Schumann und Chopin eröffneten Richtung. T. fehlte das Geschick seine Motive zu vergeistigen und man könnte glauben, daß der bezeichnende Ausdruck „Capellmeistermusik“ sich ganz besonders auf Taubert'sche Musik bezieht und durch seine Musik, mit der er Berlin überschwemmte, entstanden sei. Er war weder Contrapunktiker noch ein feiner Harmoniker.

Rob. Eitner.

Taubmann: Friedrich T., Humanist, wurde am (15. oder) 16. Mai 1565 in dem Flecken Wonsees an der Keinach, vier Stunden von Bayreuth nach Bamberg zu, geboren. Seinen Vater Marx (Markus) T., einen rechtlichen Schuster und nachherigen Ortsvorsteher, und die Mutter Barbara, geb. Hoffmann, verlor er schon im fünften, beziehentlich achten Lebensjahre, die letztere, nachdem sie ihm in einem Schneider einen wirklichen zweiten Vater gegeben, der dann übrigens bald nochmals heirathete. Beide Elternpaare haben für den Sohn, dessen Geschwister, Fabian, Schneider und später „Poppenreuthei Parmeno (Ausrufer?) concilii“, und Anna, kinderreiche Frau des Bauern Merten Lauer zu Limmersdorf, im niedern Stande verblieben, nach Maßgabe ihrer dürftigen Kräfte gesorgt. Die Stiefeltern bestimmten den zwölfjährigen Knaben zum Schneider, entschlossen sich aber, als der Anfangsunterricht des heimathlichen Lehrers auffällig anschlug, ihn in die niedere Lateinschule des Rectors Johann Codomann zu Kulmbach zu bringen. Im April 1578 erfolgte nach der Prüfung des sofort sehr lebhaft und selbstbewußt auftretenden Knaben die Aufnahme, deren Vorbedingung allerdings Unentgeltlichkeit des Unterkommens, des Unterrichts und der Lernmittel war. Rasche Auffassung ermöglichte T. 1582 den Uebertritt an das am 5. April eingeweihte Gymnasium im ehemaligen Cistercienserkloster zu Heilsbrunn, eine Gründung des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach. Wenn auch längst nicht in dem Grade wie in Kulmbach, so war T. auch hier zum Theil auf bettelhaften Erwerb angewiesen; nur trat an Stelle des früheren Currendesingens mehr und mehr das lateinische Andichten mit oder ohne besonderen Anlaß, was ihm fürder zur zweiten Gewohnheit ward. Er gewann damit übrigens neben dem gesuchten klingenden Lohne durch fließende Sprache und guten Vers einen Namen auf diesem damals vielbebauten Felde, ja sogar einen doppelten Dichterlorbeer. Zu den Heilsbrunner Rectoren Franz Raphael und (seit 1584) Johann Hertel, stand er nicht in einem ähnlich vertraulichen Verhältnisse wie zu Codomann, mit dem Zeit des Lebens die Brücke nie ganz abbrach. Im Herbst 1590 verließ T. die Schulbank, auf der er früh durch selbständige Verstandesäußerungen wie durch allerhand lose Streiche bekannt geworden war. Ueber ein Jahr vagirte er sodann als Gesellschafter auf mehreren fränkischen Adelsgütern, so als Instructor im v. Giech'schen Hause; doch schwieg er später über diesen Lückenbüßer-Abschnitt zwischen Mittel- und Hochschule. Kurz nach Ostern 1592 zog er, vom Ansbacher Markgrafen „auf Fürsprache vieler vornehmen Leute“ mit einem dreijährigen „ansehnlichen“ Stipendium von 80 Gulden ausgestattet, auf die Universität Wittenberg. Zwar standen die humanistischen Wissenschaften damals dort, an ihrer ehemaligen Pflanzstätte, in Pflege und Werthschätzung im Hintergrunde. Aber andererseits bot sich immerhin für T., dem es die Philologie, namentlich das Lateinstudium, angethan hatte, volle Gelegenheit dar, seiner Lieblingsneigung rüstig obzuliegen und dabei von ihr aus eine baldige Versorgung anzustreben. Er bevorzugte deshalb die Ausbildung seiner hübschen lateinischen Vorkenntnisse ganz entschieden, eignete sich daneben aus anderen Litteraturen und aus der Geschichte die ihm ergänzungshalber nothwendig oder nützlich dünkenden Dinge an und vervollkommnete die Fertigkeit der im Gelehrtenidiom abgefaßten metrischen Arbeit in erstaunlicher Weise. „Lusus duo juveniles. Martinalia et Bacchanalia“

Classikern zur rechten Popularität zu verhelfen und für wenige Groschen Jedem wöchentlich mehrere Male zu ermöglichen sie kennen und schätzen zu lernen. — Im J. 1870 wurden T. und Dorn ganz plötzlich ohne jeglichen Anlaß auf eine sehr beleidigende Weise ihres Amtes als Capellmeister an der Oper entsetzt und Karl Eckert mit doppeltem Gehalte angestellt. Man kann dem einstigen Intendanten v. Hülsen nicht die Schuld beimessen, denn er handelte nur gezwungen als Beamter des königlichen Hauses und wurde selbst von der höheren Entschließung überrascht. Die beiden Capellmeister erhielten zwar bis an ihr Lebensende ihren vollen Gehalt, doch konnte sie das nimmermehr für die zugefügte Beleidigung entschädigen. T. componirte rüstig weiter und Dorn machte seinem Grimm in schneidigen Zeitungsartikeln Luft, mit denen er die Jünger der Kunst in recht gehässiger Weise für jede That in ihrer Kunst abkanzelte. Er hat nur sich damit einen schlechten Denkstein gesetzt, statt der Kunst zu nützen. T. dagegen fehlte es nicht an äußeren Ehren, wodurch man wieder gut machen wollte, was an ihm verschuldet worden war. Die Akademie der Künste wählte ihn zu ihrem Vorsitzenden, eine Ehre, die noch nie einem Musiker zu theil geworden war. Der König von Baiern und der Herzog von Coburg verehrten ihm Orden höheren Ranges, während er von Preußen nur den Rothen Adlerorden 4. Classe erhielt. Noch bis ins hohe Alter versah er mit Rüstigkeit die ihm verliehenen Aemter und stand jüngeren Kräften gern mit seinem Rathe bei. — Wenn wir T. in seinen Leistungen als Componist betrachten, so überrascht die große Fruchtbarkeit und die Bereitwilligkeit der Verleger seine Werke in Verlag zu nehmen. T. hat sich in allen Fächern der Kunst versucht, von der Oper, der Sinfonie, dem Quartett und Trio herab bis zum kleinen Clavierstück und dem Liede. Bei seiner leichten Erfindungsgabe kann das nicht in Verwunderung setzen; nur bedauert man, daß ein Mann, der einen so scharfen Blick für Fehler anderer hatte, an seinen eigenen Werken so wenig Kritik übte und jeden Einfall für gut genug hielt ihn zur Grundlage eines großen Werkes zu wählen. In den Formen war er gewandt und sicher, doch auch darin fehlte er, daß er stets ein und dieselbe Form anwandte und alles sozusagen über einen Kamm schor. Die Mozart'sche Form ist für den Schüler mustergültig, doch wer Meister sein will muß die Kraft besitzen sie zu durchbrechen und dem Geiste der Composition gemäß umzuformen und zu erweitern. Dieser Mangel bei Taubert's Compositionen drückt ihnen den Stempel der Monotonie auf und mancher glückliche Wurf wäre gelungen, wenn er sich nicht eigensinnig an die Mozart'sche Form gekettet hätte. Seine Instrumentation ist der von Beethoven angepaßt, ohne aber neue Momente selbständig zu erfinden. Seine Sinfonieen laufen regelrecht herunter und hinterlassen nur den Eindruck einer guten Schülerarbeit, die in allen Theilen richtig ist, aber die Grenzen des Hergebrachten nicht überschreitet. Glücklicher war er im Liede und besonders im Kinderliede, wie er selbst es zu nennen pflegte. Darin steht er in der That einzig da und wird stets weiterleben, weil der Ausdruck das naiv-kindliche in einer Weise trifft, die originell und ihm ganz allein zu eigen ist. Selbst bedeutendste Sängerinnen, wie Jenny Lind und Frau Jachmann-Wagner errangen Triumphe in öffentlichen Concerten mit diesen Kinderliedern und im Publicum sind sie heute noch auf jedem Clavierpulte zu finden und erfreuen Jung wie Alt. Ebenso innig und herzerfreuend sind einige seiner ernsten Lieder, die halb volksthümlich, halb kunstmäßig sind und durch ihre Einfachheit stets ansprechen werden. Seine Clavierstücke huldigen leider zu sehr dem modern klängelnden Salonton, was zwar für den Augenblick den Laien berauscht, aber auch ihn bald übersättigt. Einige derselben sind einst viel gespielt worden und doch heute schon fast verschollen, nachdem der Autor kaum die Augen geschlossen hat. Auch hier rächt sich aber-

Taubmann's Ruf in seiner Zeit und ein großer Theil der Fortdauer seines Namens beruht wesentlich auf der Stellung, die er zu seinen sächsischen Landesfürsten einnahm. Es ist diese ungefähr ebenso oft als die eines der damals üblichen Hofnarren betrachtet worden, wie andere den gelehrten und geistreichen Mann von dem Vorwurfe, er habe sich direct zum officiellen Hausſclaven des Weimarer und Dresdener Hofes erniedrigt, völlig rein waschen wollen. Beides wird zu blind behauptet. Das gleichzeitige Wirken eines ordentlichen Universitätsprofessors als ständiger Possenreißer zum Gaudium derselben Herrscher, die ihn in seiner erstgenannten Stellung ununterbrochen mit Gnaden in Wort und Werk bedenken, erscheint auch in jenen Tagen ausgeschlossen. Andererseits waltete T. unleugbar, sowohl bei zufälliger Anwesenheit, als auch auf eigens ergangene Berufung, mit Laune seines Amtes als der Kurfürsten „kurtzweiliger Rath", wie er wirklich ihrerseits mehrfach benannt und angeredet wird. Noch im Momente der Anstellung in Wittenberg meldete er sich Dankes halber bei dem Weimarer Herzog, der damals sämmtliche Wettiner Länder regierte, und seitdem sind seine Beziehungen zu dem Herrscherhause immer enger und fester geworden. Bei Christian II., einem lebenslustigen, wenig ernst strebenden Jünglinge, und auch noch bei Johann Georg I. stand T. in sicherer hoher Gunst, einige kleine Mißverständnisse abgerechnet, die, eben auch den Charakter der Stellung als ziemlich unabhängig und keineswegs harlekinartig erweisend, durch Taubmann's Humor und Geschick binnen kurzem stets wieder ins Gleichgewicht gebracht wurden. Und in der That, an solchen jederzeit verfügbaren Einfällen des angeborenen Mutterwitzes, wie an fein ausgetüftelten Späßen schwereren Kalibers, die oft mit entlegenem Rüstzeug der Wissenschaft aufgebaut wurden, war er unerschöpflich. Mögen auch sogar von den zahllosen Anekdoten, die selbst seine kritischeren Biographen gelten lassen, noch viele erst nachträglich seiner rastlosen Erfindungsgabe untergeschoben sein, seinem Conto verbleibt eine erstaunliche Fülle ergötzlicher Scherzworte, die oft genug Situationen, nicht zuletzt heikle und nichtkomische, schlagend erfassen und launig erläutern. Die Schuld vieler dabei einschleichenden Derb- und Rohheiten fällt dem Zeitgeiste zur Last, obzwar in T. selbst kaum je Gemüthstiefe und gediegenerer ästhetischer Sinn stärker hervorbrachen. Damit ist schon die Richtung seines litterarischen Schaffens bestimmt, sowohl was die eigenen Erzeugnisse anlangt, als bezüglich des Verständnisses und der Auslegung älterer fremder Leistungen. Als selbständiger lateinischer Poet erntete T. schon früh großen Ruhm, so zwar, daß sein Aufstieg zum Gelehrtenolymp auf dem Parnaß etliche Male Station machte. Unstreitig besaß er bestechende Formgewandtheit, wohlthuenden Wechsel des Ausdrucks, vollste Geläufigkeit und Herrschaft in der Sprache und die Kunst, alltägliche Stoffe munter und originell anzugreifen und packend zuzuspitzen. In jener arg nüchternen Zeit liegt kein Mangel in den bisweilen unsauberen Schnurren, die die Hauptmasse seiner Versbündel verbrämen. Seiner ganzen Eigenart gemäß zum Improvisiren geneigt und häufig wirklich am Setzerkasten den Rhythmus formend, war er gleichwohl auch ohne Feilen unter den Zeitgenossen der erste Künstler in lateinischen Versen. Von den beiden angeführten Auslesen jugendlicher Sprößlinge nahm er die erste ganz, die zweite zum Theil in „Melodaesia siue Epulum Musaeum. In quo, praeter recens apparatas lautiores iterum apponuntur quam plurimae de fugitivis olim columbis poeticis: Et vnà eduntur Ludi juveniles. Martinalia et Bacchanalia cum productione Gynaecei" (zuerst 1597; 1604, 1616, 1622, 1634) auf, worin somit, da die 1596 erschienenen „Amores" sowie das ebenfalls schon einzeln gedruckte „Gynaeceum" verbessert auch hineinkamen, alle Früchte, die man kosten muß, um ein klares Urtheil zu liefern, gesammelt sind. Der 614 Seiten starke, den beiden Gönnern Friedrich Wilhelm

von Sachsen und Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach gewidmete Band enthält: 'Sacrorum Libri II, Bellum Angel(icum) Librorum III, Amores et delitiae, Anacreon Latinus, Epicorum Libri II, Lyricorum Liber I, Phaleucorum Libri II, Elegiarum Liber I, Epigrammatum Libri IV, Philotesia, Iuvenilia, Epistolae aliquot'. 1610 folgten „Schediasmata Poetica innovata", in deren Geleitswort der mittlerweile allerseits anerkannte Verfasser schreiben durfte: „Iamdiu factum est, postquam Militem professus sum in hac, ut sic dicam, Togata vel potius Litterata Militia: atque Censoribus (ausim et hoc dicere) in Armilustrio non improbatus". Die Vorrede Ad Lectorem notirt mit Genugthuung: „Et sciunt Operae nostrates, quam saepe non e charta, sed ex ore meo versiculos typis suis condiderint". Das Werk umfaßt: Sacrorum libri III, Epicorum l. II, Elegiarum l. II, Lyricorum Liber Singularis, Anacreon Latinus, Phaleucorum l. II, Epigrammatum l. III. Unbedeutenderes leimte der Sohn 1616 als Taubmann's „Posthuma schediasmata" aneinander, deren 2. Ausgabe (1619) 1623 mit Ladenhütern der Schediasmata von 1610 in einer Titelauflage zusammengeschweißt wurden. Der 1613 zu Wittenberg erschienene metrische Umguß des 103. Psalms stammt, obwohl Taubmann's Namen tragend, von einem seiner Schüler, die 11 beigegebenen andern lateinischen Uebersetzungen aber aus seiner Auswahl. Deutsche Verse hat er im Zusammenhange nie geschmiedet, und so bot denn auch eine fremde Hand die (bisher übersehenen) acht Quartblätter folgenden Titels: „Hertzliche Glückwünschunge zur Friedmachung deß löbblichen Hauses Sachsen vnd Brandenburg, mit deß gantzen Christlichen Kreisses vorschub vnd besten vollenzogen zu Jutrebock den 21. Martij Anno Christi 1611. . . . . Aus deß Herrn Friderici Taubmanni, Professoris vnd Poetae zu Wittenbergk Lateinischem Heroico in Deutsche Reimen vberſetzet. Zu Magdeburgk Anno 1611." Zeigen doch selbst seine gewöhnlichsten Kalauer mit verschwindenden Ausnahmen lateinisches Gewand.

Kein Wunder. Die hergebrachte Mundart der Wissenschaft war ihm die zweite Muttersprache. Er handhabte sie aber auch mit ganzer Sicherheit, und es ist kindisches Beginnen, ihm eine nicht gerade Ciceronianische Wendung, die ihm nicht etwa unbewußt hie und da entschlüpft, mit dem Rothstift vorzurücken, wie es sein Verehrer Oertel unter kleinlicher Buchstabenwägung thut. Als Professor Poeseos kam T. die Pflicht zu, die periodischen Universitätsschriften, die Programmata, Intimationes, Carmina auszufertigen, und so muß es ihm, dem überaus sattelfesten Latinisten, eine ganz besondere Wonne gewesen sein, als er als Oberhaupt der Universität 1608 die gesammten Testimonia der Studenten — 365 inscribirte er — zu erledigen hatte. Er ließ alle seine amtlichen Actenstücke im nächsten Jahre drucken: „Frid. Taubmani Rectoris Otium Semestre Publicum. Eiusdem oratiuncula de Hercule Academico, adfecta tamen magis, quàm perfecta" (Gießen 1609, Wittenb. 1610); diese Universitätschronik gewährt bei Gelegenheit, namentlich in der Stadt und Stadtrath von Kulmbach zugeeigneten oratiuncula — einem Füllsel ähnlich den Anhängseln anderer Taubmann'scher Schriften — verschiedene autobiographische Daten. An wirklich fachphilologischen Arbeiten Taubmann's sind drei zu nennen. 1602 gab er im Anschluß an die dem Wittenberger Doctoranden Christoph Knopf bei der Vertheidigung seiner Thesen (März 1602) bereitete Opposition heraus: „Dissertatio de lingva latina. Cum epeisodio, ac Novitio Poëtarum Veteramentario. Itemque Larvis Laureatis". Sechs Auflagen sprechen für das Anziehende des Inhalts dieser präcisen und gediegenen Polemik, die den einseitigen Ciceronianismus bekämpfte und für die Uebung eines gewählten und sinnvollen Lateins später Gemeingut gewordene Grundsätze fixirte. Die jüngeren Ausgaben corrigiren viele Flüchtigkeiten der ersten eiligen Niederschrift, deren Abdruck von Versehen wimmelte. Seine Gegner

bestritten ihm freilich wiederholt die Befugniß, über das Lateinschreiben Anderer abzuurtheilen oder gar eigene Gesetze zu formuliren. Sein Ausdruck und Stil seien eben nicht classisch, sondern strotzten von Archaismen, poetischen Licenzen, Neologismen. Und es ist richtig, daß ein Körnchen Wahrheit in dieser Behauptung steckt. Taubmann's Lieblingsautor (meum poeticum cor) war von früh an Plautus. An ihm hatte er sich seine philologischen Sporen verdient, ihn tractirte er auf dem Katheder und am Studirtisch, ihm widmete er sein fachmännisches Hauptwerk. Nach langen Vorbereitungen erblickte 1605 der dicke Quartant (1306 Seiten außer den ausführlichen Indices) „M. Acci [sic!] Plauti Lat. Comoediae facilè principis fabulae XX. superstites, Cum novo et luculento commentario doctorum virorum, operâ Friderici Taubmani, Professoris Acad.“ (o. O. u. J.). Aber dieser unförmliche und unübersichtliche Wust von ungleichmäßigen Textstücken und massigen Erklärungsversuchen ergab sich gar bald als eine Compilation aus den verschiedenartigsten Vor- und Mitarbeitern. Von ernstlicher Prüfung der Codices, von reinlicher Sichtung der Lesarten keine Spur; ebensowenig ist die Rede von einem selbständigen Entscheid über die neben einander herlaufenden Auslegernoten. Dieses durchsichtige Plagiat, obschon weder im Titel noch in der vorausliegenden Umfrage bei Capacitäten der eklektische Charakter des Unternehmens verdunkelt wurde, erregte solches Kopfschütteln, ja mancherseits solche Entrüstung, daß der „Verfasser“ dieser neunjährigen Arbeit seinen Verleger Z. Schürer vermochte, die gesammte „Restauflage“, d. h. über zwei Drittel der Exemplare einzustampfen und durch eine revidirte zu ersetzen. Allerdings entschuldigte sich T. sowohl bei dieser, die endlich 1612 unter weitschweifiger Aufschrift hervortrat, wie schon nach den auf die erste herniederregnenden Angriffen für die erstaunliche Unselbständigkeit mit der vorgeschützten Absicht, den augenblicklichen Stand der Plautus-Forschung für sächsische Interessenten durch Mittheilung des gesammten exegetischen Apparats anschaulich zu machen und so die Theilnahme nach Kräften zu heben. In der That beruht der Werth der Taubmann'schen Edition in dem außerordentlichen Reichthume der commentatorischen Parallelen (auch in J. Gruter's Ausgabe, Straßb. 1621); nach dieser Hinsicht mag sie heute noch mehr als geschichtliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Die zweite Ausgabe war textlich viel sorgsamer und übertraf in Correctheit, Typenwahl und Ausstattung die über alle Maaßen liederliche erste erklecklich. Die Herausgeberthätigkeit, die er 1602 seinem andern Herzensdichter, dem Vergil, zuwendete, zeugte nichts Beachtlicheres. Auch „Publ. Virgilii Maronis, non tironis, ut videtur, sed adulti perfectique Poetae opus Culex: at nunc libro Commentario etc.“ (Wittenb. 1609) beruhte bloß auf flüchtiger Aneinanderfügung der von Anderen gesammelten Materialien. Der geringe Anklang bewog den Verleger Helwich, die Ausgabe des gleichfalls pseudo-vergilschen „Ciris“, deren Drucklegung kurz darauf fertig war, gar nicht auf den Markt zu bringen. Trotzdem schnitt T. danach Commentare zu den Bucolica und Georgica sowie zur Aeneide mit ähnlichem Recept zurecht, indem er auf dem Boden von dem römischen Vergildruck von 1469 und dem Brixen'schen von 1473, die er beide besaß, sowie allermöglichen Erklärern des 16. Jahrhunderts eine Handausgabe herstellen wollte. Verständig bewahrte er diese Stoppeleien im Pulte, und erst des Sohnes Kindesstolz und des Buchhändlers Schürer Speculation — dieser reihte einfach die lagernden Exemplare von Ciris und Culex mit frischen Titelblättern hier ein — erwiesen mit „P. Virgilii Maronis Opera omnia: Bucolica, Georgica, Aeneis; Ciris et Culex: Cum Commentario Frid. Taubmanni. Curante et edente Christiano Taubmanno“ (1618) dem Abschreibefleiße Taubmann's einen unvorsichtigen Gefallen. Ja, 1626 grub derselbe Drucker aus dem Nachlasse die Erneuerung der auch Vergil zugeschriebenen Idylle Moretum aus: „Incerti

auctoris Moretum cum commentario Frid. Taubmanni“. Für die Oeffentlichkeit eingeleitet hat T. ferner seines Lehrers Christian Becman „manuductio ad linguam latinam“ (Wittenb. 1608), die der Verfasser ihm nur zur Durchsicht vorgelegt hatte und 1619 selbst herausgab, sowie „Ausonii Popmae de differentiis verborum libri IV, et de usu antiquae locutiones: editi cura Bartholomaei Musculi“ (Gießen 1609), wozu ihn beide Mal wohl seine gleichzeitigen eigenen stilistischen Untersuchungen trieben. Allerlei Bagatellen verwandter Art gehen da und dort noch unter seinem Namen als Deckschild, jedoch mit zweifelhaftem Anrecht. Man zollte ja seinen reichen, wenn auch nicht eben tiefen Kenntnissen in der lateinischen Philologie damals starke Anerkennung, und dies zwar nach Gebühr. Nur Zweierlei dürfen wir dabei nicht vergessen. Den von ihm bewunderten holländischen Meistern gegenüber war T. „ein armseliger Stümper“ — Scaliger legt man die Worte „Taubmann est un fou, un pauvre prestre, son Plaute ne sera pas grand cas“ in den Mund —, und der Begriff Philologie kann bei allem T. gespendeten relativen Lobe stets nur vom damaligen Standpunkte aus betrachtet werden.

Daß T. von Anfang an bemüht war, seine Sprach- und Litteraturkenntnisse über den Kreis des Universitätserfordernisses zu erweitern, stellt ihm daneben ein schönes Zeugniß für das das Brotfach überflügelnde Interesse aus. Mit englischen Geschichtswerken, wenn auch nur lateinisch abgefaßten, hat er sich vielfach beschäftigt (Hector Boethius' Scotorum historia, Thomas Morus' Historia Richardi III, John Kaye's Historia Cantabrigiensis academiae, George Lilly's Elogia virorum illustrium). Dem Italienischen stand er ersichtlich näher und spricht sich über altitalienische Lyrik nach Bernardo di Giunta's Sammlung (1528), rühmend über Dante, noch sympathischer über Boccaccio und gar Machiavelli aus, berichtet freudig vom Erwerb einer Bojardo-Ausgabe und durchsiebt Torquato Tasso eingehend auf die von ihm behauptete grenzenlose Anlehnung an die antiken Epiker. Dagegen ist die beträchtliche Vorliebe für die mittelhochdeutsche Dichtung, die man bei ihm, auf den Auslassungen an seinen Freund Goldast (s. A. D. B. IX, 327), deren Wiedererwecker, fußend, voraussetzt, nach seiner anderweitigen Bezeichnung der Vergleichung der mittelalterlichen mit der altclassischen Poesie als „desipientia“ zu berichtigen. Von anderen Wissenszweigen hielt er wenig, namentlich von der theoretischen Philosophie, da er selbst nur praktische Lebensklugheit gelten ließ, und war sogar im Griechischen schwächlich bewandert; dagegen hat er immer für alles Sonderbare einen regen Blick bekundet und z. B. außer dem Spintisiren in anderen pathologischen Problemen das Geheimniß der Geschlechtsbestimmung bei der Begattung einem Mediciner gegenüber erörtert. Alles in Allem: Ein Polyhistor, wie sie die Renaissance genugsam sah, war T. keineswegs; dazu mangelte ihm vor allem die Breite der Unterlagen. Dafür hat er aber in einer Zeit, da in dem Stammlande des reformatorischen Humanismus die Lust und die Luft aus den classicistischen Studien zu schwinden drohten, die Hingabe an diese eifrig gefördert und ist selbst mit gutem Beispiele vorangeschritten. Keine Minute seiner kostbaren Muße erlahmte er darin, die Hochhaltung des antiken Erbes zu empfehlen. Er war dabei von den vielfältigen Wahngebilden seiner Epoche fast ganz frei und hat sogar furchtlos allgemeine Irrthümer bloßgelegt und lächerlich gemacht. Endlich geziemt Taubmann's Veröffentlichungen noch eine andersartige Beachtung. Seine dickleibigen Sammlungen lateinischer Gelegenheitsdichtungen, seine ausgesponnenen Vor- und Nachreden, Anhänge, Sendschreiben u. s. w. bieten eine unendliche, noch völlig unverwerthete Fülle wichtigen Materials zur deutschen Gelehrtengeschichte am Ausgange des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts. Die an Freunde, Collegen, Gönner gerichteten abwechslungsreichen Metren —

Hexameter, Distichen, horazische und freiere Maaße — enthalten äußerst viele Anspielungen auf Lebensereignisse und -umstände der Adressaten und Bekannten. Auch Zeitbegebenheiten, wie Türkenkrieg u. Aehnl., verflicht T. geschickt öfters in die apostrophischen Verse. Christoph Coler, Janus Gruter, Johann Codomann, Johannes Sturm, Johannes Weidner, Justus Lipsius, Matthäus Chyträus, Paulus Melissus, Tycho de Brahe und ungezählte andere zeitgenössische Gelehrte und Schöngeister erscheinen hier als Taubmann's Correspondenten, und dieser Zusammenhang klärt auch über Taubmann's Wesen und Auftreten in mancherlei Betracht auf.

Gerade im Verkehre gab sich Taubmann's überaus ursprüngliche und eigenthümlich ausgebaute Natur deutlich und fand, je nach dem Charakter und der Anpassungsfähigkeit des Partners, eine reichhaltige Mannichfaltigkeit des Ausdrucks. Wenn auch seine bezeichnendste Eigenschaft, der pointirte, aus der Momentsituation entkeimte Mutterwitz nicht eben in sonderlichen Spielarten schillert, die Lebendigkeit seines Temperaments und die Beweglichkeit seines Denkens und Redens gelangt in erheblich auf- und absteigender Linie zur Erscheinung. Im ganzen gutmüthig von Haus aus, aber durch Entbehrungen der Jugend und den späteren Verstellungszwang zum Gesellschaftsmenschen erzogen, war er gleichwohl bis zuletzt von jeder Bitterkeit entfernt und setzte sich bewußt, aber der Umgebung unmerklich, über manche Drangsal, die er durchkostete, hinweg. Er konnte so wenig in Erinnerungen schwelgen, keine feste Gesundheit, kein eingewurzelter Ruhm winkte, nicht einmal ein ruhiges aufs Altentheil — unter arg erschwerenden Bedingungen verwilligte ihm der Kurfürst am Ende den theuern Ankauf (!) eines Landgütchens — zurückgezogenes Alter oder eine Versorgung seiner engsten Familie. Unentwegt hielt er trotz alledem unter mannichfachen Demüthigungen und Enttäuschungen den Kopf aufrecht, blieb aufgeräumt bis zur letzten Stunde und bewahrte seine Heiterkeit, auch wo es ihm wehmuthsvoll genug ums Herz sein mußte. Er wird als ziemlich freigebig geschildert, und man mag dies gern glauben, wo in seinem Hause zwar gut und bequem, doch keineswegs luxuriös gelebt wurde und dennoch seine großen Einnahmen stets nur einen mäßigen Bodensatz übrig ließen. Es scheint dieser Zug auch mit seiner ganzen Art zu stimmen. Milde war sein Gemüth, und fast harmlos darf man ihn nennen, der so oft in Ernst und Scherz als Scharfschütz zu Felde zog. Deshalb beurtheile man auch seine sogenannten Copirarbeiten von einem weniger strengen Standpunkte; T. hat sich wohl niemals als Forscher gebläht, wie so viele Nullen neben ihm, wie er überhaupt Arroganz tödtlich haßte und sie auch selbst nie zur Schau trug. So ist er auch in vollem Frieden mit der Welt, einig mit sich selbst, klaglos und ohne Aufbäumen wider des Schicksals Allgewalt geschieden. Daß Podagra und Handgicht bei T. eine Folge übertriebenen Weingenusses gewesen seien, verleumdet den stets vollbewußt handelnden Mann. Im 47. Jahre begannen plagende Unterleibsbeschwerden, und seit Januar 1613 wuchsen die Schmerzen dermaßen, daß er rasch abfiel und nach harten Leidenswochen am 24. März vor 3 Uhr früh klaren und festen Geistes starb. Ein überstattliches Begräbniß, an dem Universität und Stadt Wittenberg, Vertreter von Hof und Regierung, die Behörden, fremde Abgesandte theil nahmen, ward diesem kuriosen Menschen ausgerichtet, den Leichenprediger und der officielle akademische Trauerredner, sein Freund Erasmus Schmied(t), bewundernd priesen und verherrlichten als Frommen — als den er sich wirklich stets bethätigt —, als unvergleichlichen Poeten und Philologen, als eine Leuchte Germaniens. Schwer wog sein Verlust für Wittenbergs alma mater.

Will man das Material zu Taubmann's Biographie und Charakteristik vollständig haben, so darf man die Mühe sorgfältiger Kritik eines schier unend-

lichen Anekdotenwustes nicht scheuen. Diese Unmasse von Schnurren aller Art ward bereits 1618 krystallisirt in „Beschreibunge des Lebens des berühmten Poetens Friderici Taubmanni benebst mancherlei artigen Geschichten, so sich in Wittenbergk die Leute erzählen" (Dresden), aufgewärmt in „Taubmannus redivivus et defensus" (Helmstädt 1699), endlich seit 1702 in den „Taubmanniana Oder Des Sinnreichen Poetens, Friederich Taubmanns Nachdencklicher Leben, Scharffsinnige Sprüche, Kluge Hof- und schertzhaffte Studenten-Reden, wie auch dessen Denckwürdige Gedichte, artige Begebenheiten, Und was dem allen gleichförmig" in vielen unveränderten Abdrücken bis 1746 verbreitet. Eine große Anzahl Ulkereien sind hier T. aufgebürdet, die schon längst vorher von Till Eulenspiegel, Claus Narr, Neithart („Erdbeere", Schwerhörigkeit, vgl. Flögel, Geschichte d. Hofnarren S. 266 A. h) u. a. erzählt wurden (vgl. z. B. Archiv f. Litteraturgesch. XII, 314 f.). So fließt hier bloß eine trübe Quelle, deren Wasser dünn filtrirt werden muß. Bedeutender Werth kommt den Arbeiten von Taubmann's Collegen Erasmus Schmied zu, von dem auch eine noch ungedruckte Biographie vorhanden ist. Ziemlich einseitig verhimmelnd gehen Oertel in seiner mit alten und neuen biographischen Notizen ausgestatteten Auswahl der „Taubmanniana" (München 1831), F. A. Ebert (Leben und Verdienste F. Taubmann's, Eisenberg 1815), Genthe (Fr. T. als Mensch und Gelehrter, Lpz. 1859; oberflächlich), sowie die an Irrthümern reiche „Narratio de Friderico Taubmanno adolescente" von H. L. Schmitt (Weilbg. 1858; 2. Ausg. Lpz. 1861) vor. F. W. Ebeling hat in seinem auf mehrfachen archivalischen Nachforschungen und einer Durchsicht des ganzen lebensgeschichtlichen Materials, freilich Taubmann's Schriften nicht voll ausschöpfenden Buche „Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Culturbild, zumeist nach handschriftlichen Quellen" (seit 1883 mehrere Ausgaben) durch Einflechtung von allerlei abgelegenen Dingen die ohnehin durch vielerlei Nebentendenzen verschobene Anschauung noch mehr verwischt. Trotzdem wird darin sehr viel neuer Stoff dargeboten, der im einzelnen willkommene Verwerthung findet. An den genannten Stellen ist fast Alles angeführt, wo sonst Taubmann's gedacht oder Notizen über sein Wirken beigebracht werden. Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D.[2] II, S. 112, Gräffe, Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeschichte III 1, S. 368 Note 30 sind für das Bibliographische und die Monographien zu vergleichen; ferner Flögel, Gesch. der Hofnarren, S. 288—292. Für die altdeutschen Sympathien s. W. Grimm, Die deutsche Heldensage[3] S. 362 Anm. 1 und Sokolowsky, Das Aufblühen des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen Litteratur I (Jenens. Diss. 1891), S. 9 ff. u. 26. F. Balduinus' „Leichpredigt bey Leichbegengnus d. Hrn. Friderici Taubmanni" (Wittenb. 1613) und F. Brandt's „Gläntzende Tauben-Flügel, d. i. Ausführlicher Bericht, von den Leben und Todt Hrn. Friedrich Taubmanns" (Kopenh. 1675) bieten ebensowenig Material als S. v. Cyrene, Taubmann's Leben, Anekdoten, wizzige Einfälle (Par. 1797). Eine abschließende und kritische Biographie fehlt noch, wäre übrigens ebenso verdienstlich wie schwierig. — Taubmann's Erstgeborener, Christian, geboren am 27. September 1597, erhielt tüchtige Hauslehrer, von den sächsischen Kurfürsten reiche Stipendien, studirte Jura und starb als Professor der Rechte zu Wittenberg am 28./29. November 1651. Als Gelehrter ist er bedeutungslos. Vgl. besonders August Bucher's Gedächtnißrede in dessen „Dissertationes academicae" (1679), S. 840 bis 843; Jöcher IV, 1023, Oertel a. a. O. S. 44—48 u. 62, Ebeling a. a. O. S. 67, 94, 95, 99, 102, 128, 140, 156 f., 209.

Ludwig Fränkel.

Tauchen: Jodocus T., schlesischer Baumeister, Bildhauer und Gießer, ist geboren (vermuthlich zu Liegnitz) im ersten und gestorben im letzten Jahrzehnt

des 15. Jahrhunderts wahrscheinlich zu Breslau, in welcher Stadt wir ihn zuerst 1451 antreffen, als Hausbesitzer patricischen Kreisen verwandt. Für das Ansehen, das er genoß, spricht die Thatsache, daß ihm 1453 der Magistrat die Anfertigung eines großen steinernen Sacramentshäuschens in der Stadtkirche zu St. Elisabeth auftrug, das dann in kunstreicher Ausführung einem damals vielbewunderten, zu gleichem Zwecke in der Breslauer Sandkirche vorhandenen Werke eines Wiener Meisters die Wage halten sollte. In drei Jahren hat er für ein Honorar von 500 rhein. Gulden das uns jetzt noch erhaltene Werk vollendet, welches ihm die Anerkennung seitens der Kirchenväter eintrug, er habe die Arbeit zierlicher und schöner, als sie es verdingt, ausgeführt. Ein Kunsthistoriker urtheilt über das Werk: „Die Architektur ist etwas schwerfällig, die Bildwerke (unter denen sich übrigens auch nach einer Sitte jener Zeit die Köpfe des Meisters und seines Gehülfen befinden) spärlich und ohne besonderen Werth. Ursprünglich bemalt, muß das Werk recht gut sich präsentirt haben.“ 1462 bestellte der Erzbischof von Gnesen, Johann VI., eine gravirte Grabplatte bei ihm, welche jedoch nicht mehr erhalten ist. Daß die noch vorhandenen Grabplatten des Herzogs Wenzel von Sagan, sowie der Breslauer Bischöfe Peter Nowag und Rudolf von T. herrühren, ist sehr möglich, doch nicht erweislich. Dagegen steht urkundlich fest, daß er von der bereits im XIV. Jahrhundert begonnenen interessanten Hallenkirche zu St. Maria auf dem Sande in Breslau, vom Jahre 1463 an den Chor erbaut hat, ebenso wie in den Jahren 1466—69 die besondere Capelle, welche der Kaufmann Philipp Dachs an die Kirche anfügen ließ. Die Breslauer Stadtbücher belehren uns auch noch, daß T. in den Jahren 1468—70 der Stadt als Stückgießer gedient und auch Pulver zu bereiten verstanden hat. Die letzte Erwähnung Tauchen's datirt aus dem Jahre 1495.

Ueber J. T. handelt die Breslauer Promotionsschrift von Alwin Schultz. 1864. Vgl. dazu Zeitschr. des schles. Geschichtsvereins IX, 157 u. X, 131 u. desselben Verf. Schrift Schlesiens Kunstleben im XV.—XVIII. Jahrh. S. 2. Breslau 1872. Grünhagen.

Tauchnitz: Karl Christoph Traugott T., Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig (geboren am 29. October 1761, † am 14. Januar 1836). Er war der Sohn des Schulmeisters in Großbardau bei Grimma (in Sachsen). Da ihm sein Vater den Wunsch, zu studiren, nicht erfüllen konnte, so wollte er wenigstens ein „den wissenschaftlichen Studien verwandtes“ Gewerbe ergreifen, trat 1777 als Lehrling in die Sommer'sche Buchdruckerei in Leipzig ein und zeichnete sich dort bald durch Fleiß und Geschmack aus. Nach Beendigung seiner Lehrzeit ging er auf die Wanderschaft und arbeitete unter anderm mehrere Jahre in der Unger'schen Druckerei in Berlin, wo er „besonders zu aufmerksamerer Beachtung der Stempel- und Formschneidekunst angeregt wurde“. 1792 kehrte er in das Haus seines Leipziger Lehrherrn als Factor zurück, 1796 errichtete er, zunächst mit einer einzigen Presse, eine eigne Druckerei unter der Firma „Karl Tauchnitz“ auf der Petersstraße in Leipzig, und 1797 verheirathete er sich mit Friederike Sophie Dürr, einer Tochter des Buchdruckers Christian Philipp Dürr. Durch seine Umsicht, Emsigkeit und Zuverlässigkeit wuchs das kleine Geschäft rasch empor, schon im J. 1800 verband er mit der Druckerei eine Schriftgießerei und bald darauf auch eine Verlagsbuchhandlung, und 1806 siedelte er in das stattliche eigne Geschäftshaus über, das er sich von 1803—1805 auf dem Brühl erbaut hatte. Der Leipziger Rath ernannte ihn in demselben Jahre auf sein Ansuchen zum Rathsbuchdrucker. Von nun an beginnt die Blüthe seiner Geschäftsthätigkeit. Vor allem war er unausgesetzt um die Vervollkommnung des Buchdrucks, namentlich um die Verbesserung und Verschönerung der Schriftformen bemüht. Er war auch der erste, der 1816 die in Frankreich und England schon

längere Zeit geübte Stereotypie nach Deutschland verpflanzte. In einem Gesuch, das er im Januar 1819 an den sächsischen König richtete, und worin er bittet, ihm für seine Stereotypengießerei auf einige Jahre ein Privilegium zu ertheilen, gibt er an, daß „deren wesentliche Einrichtung noch ein Geheimniß“ sei, das er „von dem Engländer John Watts mit einer großen Summe erkauft habe“. Binnen zwei Jahren hatte er damals schon 60 Bände griechischer Schriftsteller, die gegen 20000 Platten umfaßten, und vier verschiedene Bibelausgaben stereotypirt. Später versuchte er die Stereotypie auch auf den Notendruck zu übertragen; als Proben davon erschienen bei ihm die von Friedrich Schneider herausgegebenen Clavierauszüge von Mozart's Don Juan und Rossini's Tancred. Seine Verlagsthätigkeit war anfangs namentlich auf gute Jugendlitteratur gerichtet, 1808 begann er seine berühmt gewordene Sammlung griechischer und lateinischer Classiker, die sich keineswegs auf die bekannten Duodezbändchen beschränkte, sondern auch Octavausgaben, selbst Prachtausgaben brachte, wie den bekannten von C. F. A. Nobbe besorgten Cicero in einem Bande, die wundervoll gedruckte Folioausgabe des Theokrit von G. Schäfer, die „Preisausgabe“ des Homer von Gottfried Hermann (bei der die Entdeckung eines Druckfehlers mit einem Ducaten bezahlt wurde). Daneben widmete er sich namentlich dem Bibeldruck (zum Theil im Auftrage der britischen Bibelgesellschaft) und dem Druck von theologischen und Erbauungsschriften, später auch von orientalischer Litteratur. Nach seinem Tode übernahm das Geschäft sein Sohn Karl Christian Philipp T. (geboren in Leipzig am 4. März 1798, † ebenda am 16. April 1884). Er hatte das Gymnasium in Zerbst besucht, dann, gegen den Wunsch des Vaters, Theologie studirt (in Tübingen und Basel), darauf längere Zeit in England und in Basel gelebt, um sich der Missionsthätigkeit zu widmen, entschloß sich aber bei des Vaters Tode, die theologische Laufbahn aufzugeben, setzte dann das Geschäft des Vaters in dessen Geiste fort, erweiterte den Verlag namentlich durch eine große Anzahl von Wörterbüchern in den verschiedensten Sprachen, und zog sich im höhern Alter zurück, um als Privatmann zu leben. Nachdem er den theologischen und den Bibelverlag schon vorher verschiedenen andern Händen überlassen hatte, gingen die Classikerausgaben und die Wörterbücher 1865 an den Verlag von Otto Holtze über, und damit erlosch die Firma „Karl Tauchnitz“.

Beide Tauchnitz, Vater und Sohn, haben durch die Erzeugnisse ihrer Pressen und ihres Verlags sechs Jahrzehnte lang einen tiefen und weitreichenden Einfluß ausgeübt. Namentlich ihre Stereotypausgaben der alten Classiker haben durch ihre verhältnißmäßige Correctheit, Sauberkeit, Handlichkeit und Billigkeit ein halbes Jahrhundert lang die deutschen Universitäten und Schulen beherrscht, aber auch im Auslande große Verbreitung gefunden. Selbst als ihnen später in dem Teubner'schen und dem Weidmann'schen Verlag gefährliche Concurrenten erstanden waren, insofern diese den Fortschritten der philologischen Kritik mehr Rechnung tragen konnten und dabei dem Wunsche der Lehrer nach commentirten Ausgaben entgegenkamen, und der deutsche Gymnasiast nun vor den billigen Tauchnitzausgaben als „Taugenichtsausgaben“ gewarnt wurde, waren sie doch nur ganz allmählich zu verdrängen. Beide Tauchnitz, Vater und Sohn, waren aber nicht nur hervorragende Vertreter ihres Berufs, sondern auch vortreffliche Menschen. Dem Vater wird nachgerühmt, daß es nicht der Vortheil gewesen sei, der seine Thätigkeit gespornt habe, sondern „die Ehre, die er dem Vortheil stets überordnete“. Er gehörte auch nicht „in die Zahl jener reichen Parvenus, welche ihren Untergebenen doppelt und dreifach die Unbill entgelten lassen, die sie selbst in gleichen Verhältnissen ehemals erfuhren, sondern sich in die Lage eines Lernenden und Dienenden zurücksetzend, milderte er die nöthige Strenge durch die theilnehmendste Liebe“. Der Sohn aber hat sich, abgesehen von seiner geschäftlichen

Thätigkeit, auch durch großartige Stiftungen in seiner Vaterstadt Leipzig ein unvergängliches Denkmal errichtet. Nachdem er sich schon bei Lebzeiten als unermüdlichen Wohlthäter erwiesen und bedeutende Summen zu gemeinnützigen Zwecken gespendet hatte, u. a. 400 000 Mark zur Errichtung eines Siechenhauses, vermachte er seinen gesammten Nachlaß, mehr als 4 Millionen Mark, der Stadt Leipzig „zu wohlthätigen, allen oder einzelnen, hauptsächlich aber den unbemittelten Einwohnern von Leipzig zu Gute kommenden Zwecken". Da er untersagte, die Stiftung nach ihm zu nennen, so wird sie unter dem Namen „Stiftung eines Menschenfreundes" verwaltet. Hinsichtlich der Verwendung hat er die größte Freiheit gelassen, mit der einzigen, für ihn bezeichnenden Einschränkung, daß nichts davon „für specifisch kirchliche Zwecke, für Luxusbauten und für das Theater" verwendet werden soll. Ein vollständiges Exemplar der Tauchnitz'schen Classikerausgaben nebst andern Büchern des Tauchnitz'schen Verlags wurde in prachtvollem Einband nach dem Tode des älteren Tauchnitz vom Sohne der Leipziger Stadtbibliothek geschenkt. Dort befinden sich auch zwei Bildnisse des älteren Tauchnitz (Bleistiftzeichnungen von Friedrich Matthaei); zwei andere, in Oel gemalte von Daniel Caffé (Jugendbild) und von Friedrich Matthaei, und ein Bildniß des „Menschenfreundes", gemalt von Leon Pohle, besitzt das städtische Museum in Leipzig.

Der Vollständigkeit wegen sei schließlich noch erwähnt, daß die seit 1837 in Leipzig unter der Firma „Bernhard Tauchnitz" bestehende Verlagsbuchhandlung, die namentlich durch ihre Collection of British Authors berühmt geworden ist (der erste Band davon erschien 1841), mit der Firma „Karl Tauchnitz" nur insofern zusammenhängt, als ihr Begründer, Christian Bernhard Tauchnitz (geboren am 25. August 1816 in Schleinitz bei Naumburg, 1866 in den erblichen Freiherrnstand erhoben), ein Neffe von Karl Tauchnitz d. Ae. ist und in dessen Geschäft auch bis 1836 gelernt hat.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 14. Jahrgang. 1836. S. 52—59. — Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig 1884. — Acten des Leipziger Rathsarchivs u. s. w.

G. Wustmann.

Tauentzien: Friedrich Bogislaw v. T., General der Infanterie und Gouverneur von Breslau, war eine der charakteristischsten Gestalten aus dem Heere Friedrich's des Großen, ein Mann von unerschütterlicher Tapferkeit und Pflichttreue und so durch und durch Soldat, daß er die ganze Staatsverwaltung unter das militärische Interesse stellte. Er wurde am 18. April 1710 zu Tauentzien, dem Stammsitze seines Geschlechts in der Herrschaft Lauenburg in Hinterpommern, geboren und widmete sich gemäß den Traditionen seiner Familie gleich seinen fünf Brüdern, von denen mehrere den Heldentod auf dem Schlachtfelde starben, frühzeitig dem Kriegsdienste. Mit 15 Jahren kam er zum Cadettencorps und trat drei Jahre später, 1728, durch seine stattliche Gestalt empfohlen, in das berühmte Königsregiment Friedrich Wilhelm's I. als Fahnenjunker ein. 1734 ward er Fähndrich; Friedrich II. machte ihn bei dem neuerrichteten ersten Bataillon Leibgarde am 4. August 1740 zum Secondlieutenant mit Hauptmannsrang in der Armee und ernannte ihn zugleich zum Adjutanten. Als solcher befand er sich beim Könige, als dieser noch vor Schluß des Jahres in Schlesien einrückte, machte die Schlacht bei Mollwitz mit und erhielt als einer der ersten den neugestifteten Orden pour le mérite. 1774 commandirte er als Major von der Armee ein Grenadierbataillon, war bei der Belagerung von Prag und der Schlacht bei Hohenfriedberg und behauptete nachher, als der König längere Zeit an der Grenze Böhmens stand, mit zwei Bataillonen den weit vorgeschobenen Posten bei Neustadt an der Metau, der die Verbindung mit Glatz zu decken hatte, sechs Wochen lang, wo ihm vorzüglich der österreichische Partei-

gänger Baron Trenk mit großer Uebermacht und Aufopferung vieler Leute fünf Tage hindurch hart zusetzte. Während des Friedens avancirte er 1753 zum Compagnieführer und 1756 zum Major bei der ersten Garde. Als Oberst und Commandeur derselben machte er 1757 die Schlacht bei Kolin mit und widerstand hier an der Spitze seines Bataillons mit unglaublicher Tapferkeit den hartnäckigsten Angriffen von vier feindlichen Bataillonen und zwei Cavallerieregimentern, bis er endlich durch eine Kugel, die er mit ins Grab genommen hat, in den Leib gefährlich verwundet wurde. Das Bataillon verlor in dieser Schlacht binnen wenig mehr als einer Stunde 24 Officiere und 475 Mann. Nur 250 überlebten diesen Tag unverletzt. Nach seiner Wiederherstellung diente er 1758 in dem Corps des Prinzen Heinrich gegen die Franzosen und zeichnete sich besonders durch den gelungenen Ueberfall bei Hornburg im Halberstädtischen aus, wo er am 1. Februar mit 100 Freiwilligen die französische Besatzung von 300 Mann gefangen nahm. Als der König bald darauf eine größere Unternehmung gegen die Franzosen ausgeführt wissen wollte, stellte er seinem Bruder anheim, auch den Obersten T. dazu zu beordern, „der alles dazu disponiren und dirigiren müßte, damit Ich meinen Zweck darunter erhalte, da es den dortigen Generals an der desfalls erforderlichen vivacité und prompter guter disposition fehlen möchte". Noch in demselben Jahre ernannte er ihn, „da er in gegenwärtigem Kriege sich bei so vielen importanten Gelegenheiten dergestalt distinguirt", zum Generalmajor und Interimscommandanten von Breslau, wohin er auch sein bei Kolin so hart mitgenommenes Bataillon Garde verlegte. Die Commandantur von Breslau war eine Stellung höchsten Vertrauens für T. Die Hauptstadt Schlesiens war als großer Depôtplatz für Munition und Proviant, für Kassen, für Kranke und Gefangene, von äußerster Wichtigkeit für den König, aber als Festung ohne eine starke Besatzung schwer zu behaupten. Von den geringen Anhöhen im Süden vermochte der Feind die innere Stadt zu beschießen. Im vergangenen Jahre 1757, nach der Niederlage und Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig-Bevern, hatte sich die Festung unter dem Commandanten v. Katt den Oesterreichern ergeben und war erst nach dem Siege des Königs bei Leuthen wieder in seine Hände gefallen. Um sie vor der Wiederholung dieses Schicksals zu schützen, vertraute sie der König einem Manne von so erprobter Tapferkeit an. Die Vertheidigung der Festung im J. 1760 ist dann auch das ruhmvollste Blatt in der Heldengeschichte Tauentzien's geworden. Die Kriegsoperationen des fünften Jahres des 7jährigen Krieges begannen bekanntlich damit, daß, während König Friedrich in Sachsen Daun gegenüber lag, der Feldzeugmeister Laudon mit dreimal stärkeren Truppen das Corps des Generals Fouqué bei Landeshut nach heldenmüthiger Vertheidigung besiegte und größtentheils gefangen nahm, 23. Juni. Darauf nahm er mit dem einen Theile seines Heeres Stellung bei Liegnitz, den andern sandte er gegen Glatz und eroberte dieses am 26. Juli durch Sturm. Im Rücken gedeckt, konnte er sich jetzt gegen Breslau wenden, gegen das von Posen her in freilich langsamen Märschen auch der russische General Soltykoff heranrückte. Die beiden Feldherrn, Soltykoff und Laudon, hatten schon 1759 vereint dem Könige die schwere Niederlage bei Kunersdorf beigebracht; jetzt war es dem Wiener Hofe von neuem gelungen, den Petersburger Hof zu bestimmen, daß Soltykoff den Befehl erhielt, seine Operationen mit denjenigen Laudon's zu vereinigen und dieselben auf die Einnahme der schlesischen Hauptstadt zu richten. Der König konnte von Dresden nicht fort, als ihm T. die Absicht der Feinde meldete; er beauftragte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der in der Neumark den Marsch der Russen beobachtete, zur Rettung Breslaus etwas zu wagen. In der That eilte der Prinz nach Schlesien, erfuhr aber schon in Glogau am 1. August, daß Laudon inzwischen Breslau einge-

schlossen hatte. Der österreichische Feldherr hatte den Befehl erhalten, die Stadt womöglich vor der Ankunft der Russen einzunehmen.

Da also nur ein schneller Erfolg den Absichten seiner Regierung entsprach, beschloß Laudon die Festung durch ein Bombardement der Stadt zur Uebergabe zu zwingen und eröffnete dasselbe, da T. jede Capitulation bestimmt ablehnte, am Abend des 1. August. So schrecklich die Wirkungen der Beschießung waren, so wenig änderten sie den Entschluß Tauentzien's. Er ließ am nächsten Tage alle Vorstädte niederbrennen, um die Feinde zu verhindern, sich dort festzusetzen und einen Sturm zu wagen. Diese kühne Entschlossenheit bewog Laudon abzustehen. Die Russen kamen trotz aller Mahnungen nicht schnell genug heran, dagegen zog Prinz Heinrich in Eilmärschen herbei. Auch König Friedrich hatte die Belagerung von Dresden aufgegeben und war auf dem Marsche nach Schlesien. Durch den Sieg auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz am 15. August rettete er die bedrohte Provinz. Das Verdienst Tauentzien's belohnte er durch die Beförderung zum Generallieutenant, im nächsten Jahre verlieh er ihm auch den Schwarzen Adlerorden. Bald nach der Belagerung Breslaus, gegen Ende des Jahres 1760, trat Lessing als Secretär in Tauentzien's Dienste. Er hat den Eindruck, den er von seinem Chef empfing, in die Worte zusammengefaßt: „Wäre der König von Preußen so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.“ Eine so hervorragende Gelegenheit seine Tüchtigkeit zu beweisen, wie die kurze Belagerung Breslaus, fand derselbe nicht wieder. Allerdings ward auch im nächsten Jahre wieder eine gemeinschaftliche Operation der Russen und Oesterreicher in Schlesien, mit der Eroberung Breslaus als Ziel geplant, aber der König sorgte dafür, daß sie nicht zur Ausführung kam; nur im Vorbeigehen berannte eine russische Heeresabtheilung unter Czernitscheff, wieder im August, die Vorstädte und richtete ein kurzes Bombardement gegen die Stadt. Bald darauf konnte T. selbst mit einem Theile der Garnison den Russen nachziehen, um ihren Rückmarsch etwas zu beschleunigen. Im nächsten Jahre, als von den Russen nichts mehr zu befürchten war, stellte der König nach den Siegen bei Burkersdorf und Reichenbach T. an die Spitze des Corps, welches das von Laudon im Herbst 1761 durch einen Handstreich weggenommene Schweidnitz wieder erobern sollte. Jetzt bedurfte es zur Wiedereroberung der Festung einer mehr als zweimonatlichen Belagerung. Es mag als interessant hervorgehoben werden, daß bei dieser in der Kriegsgeschichte berühmten Belagerung die Leiter der Ingenieurarbeiten vor und in der Festung zwei Franzosen, Lefebvre und Gribeauval, beide einander befreundet, auch als Schriftsteller thätig und Verfasser von verschiedenen Theorien über die Belagerungskunst waren. Der Vertheidiger der Festung, Gribeauval, bewies sich hier offenbar tüchtiger, als sein Gegner Lefebvre; dessen Arbeiten gingen nur langsam vorwärts, weil sie von der Festung sehr wirksam gestört wurden, wobei freilich auch der Umstand in Betracht kam, daß die Besatzung an Zahl stärker war, als das Belagerungscorps; T. hatte kaum 10 000 Mann gegen 12 500 Vertheidiger. Ungeduldig verlegte der König Ende September sein Hauptquartier in die Nähe und betrieb die Vorarbeiten zum Sturm persönlich, bis endlich, nachdem ein Theil der Jauernigker Forts durch eine Explosion zum Sturm freigelegt worden war, die tapfere Garnison sich am 9. October kriegsgefangen an T. ergab. So verknüpfte dieser seinen Namen noch mit einer der letzten Operationen des unvergleichlichen Krieges. Nach dem Frieden erhielt er das Regiment 31 und wurde zum Gouverneur von Breslau ernannt; zugleich wurde ihm, da der König jetzt in den Provinzen Generalinspectionen über die verschiedenen Truppengattungen einrichtete, die Inspection über die schlesische Infanterie übertragen,

während Seydlitz die der Cavallerie erhielt. Der König berücksichtigte bei diesen Stellungen weniger das Dienstalter, als die Erfahrung und Tüchtigkeit. T. war durch und durch ein Mann der alten preußischen Schule, im Dienst bis zum Aeußersten streng und peinlich. Als er bald nach dem Frieden einen jungen Officier traf, der in der Ungezwungenheit des Krieges mit seiner Uniform aus der Façon gekommen war, brachte er andern Tages durch scharfen Parolebefehl die alte Kleiderordnung wieder in Erinnerung. Im J. 1775 wurde er General der Infanterie. Als solcher machte er auch noch den bairischen Erbfolgekrieg mit und hatte den Oberbefehl über das zweite Treffen bei der Armee des Königs. Mehrmals wurde er zu besonderen Unternehmungen abgeordnet und benahm sich dabei als ein erfahrener Feldherr. Der König gab ihm wiederholte Beweise seiner Achtung und Gunst. Zur Verbesserung seiner Einkünfte verlieh er ihm eine Domherrenstelle zu Brandenburg und eine andere zu St. Sebastian in Magdeburg, letztere mit der Erlaubniß, sie veräußern zu dürfen. In den achtziger Jahren leistete er allerdings nicht mehr, was der König von ihm verlangte, doch mochte sich dieser nicht entschließen, dem greisen General ohne sein Ansuchen den Abschied zu ertheilen. Er übte aber nach dem Manöver von 1784 in einem Schreiben an ihn eine so scharfe Kritik an den Leistungen der ihm unterstellten schlesischen Infanterie, daß derselbe nicht umhin konnte, seine Entlassung von der Generalinspection zu begehren. Auch nach deren Abgabe blieb er bis an seinen Tod als Gouverneur von Breslau und Regimentschef im Dienst, indem er als solcher fortan unter die Aufsicht jüngerer Vorgesetzter trat. Die Festung Breslau hat in den langen Jahren seines Gouvernements sehr bedeutende Erweiterungen und Verstärkungen erfahren. Da der 7jährige Krieg die Unzulänglichkeit der bisherigen Befestigungen deutlich genug gezeigt hatte, so ließ der König nach demselben nicht nur die alten Außenwerke auf der linksufrigen Seite durch zusammenhängende Bauten erweitern, sondern zog auch die auf dem rechten Ufer gelegenen Stadttheile durch Anlegung von Schanzen, namentlich des großen Springsterns hinter dem Dom, in die Befestigung hinein. Indem Breslau sich so unter Tauentzien's Gouvernement zu einer großen Festung umgestaltete und eine immer stärkere Besatzung erhielt, übte dieser fast ein Menschenalter hindurch in allen Verhältnissen der Stadt einen überaus wichtigen, oft allein bestimmenden Einfluß aus, wobei er selbstverständlich überall die militärischen Rücksichten den bürgerlichen voranstellte und sich gegen Gegenvorstellungen oder Widerspruch in der Regel taub erwies. Während des Umbaues einer Kaserne ließ er das Bataillon derselben in der großen oberen Halle des Rathhauses exerciren und stellte das auch nicht ein, als die Gewölbe Risse bekamen, er befahl nur, daß die Soldaten weder mit dem Fuß noch mit dem Gewehr aufstampfen sollten. Auf die Vorstellungen der Fischerinnung, daß ihr die Soldaten im Unterwasser alle Fische wegfingen, antwortete er, er sei sehr vergnügt, wenn dieselben nichts Schlimmeres machten. Den Advocaten Werner, der einen Officier zur Beschwörung einer Zeugenaussage vor Gericht geladen hatte, ließ er wegen Verletzung der Officiersehre verhaften. Heinrich Steffens erzählt in seinem „Was ich erlebte“, er sei 1811 ungern nach Breslau gegangen, weil er manches gehört hatte von der Art, wie T. die Bürger von Breslau früher behandelt hätte. Und der Magistrat äußert sich 1810, daß ihm niemand zu widersprechen ungeahndet hätte wagen dürfen. — T. war von Hause aus wenig begütert, er schuf sich seine Existenz durch den Degen, der lange Dienst brachte ihn schließlich zu Vermögen. Der König selbst schätzte ihn 1779 auf 150000 Thlr. Ein Dienstgebäude hatte T. in Breslau nicht, er erwarb 1764 vom Fürsten Radziwill das Haus Junkernstraße 2, das mit dem Marmormedaillon seines einstmaligen Secretärs Lessing geschmückt ist. Lessing war vom November 1760 bis zum März 1765 in seinem

Es ist bekannt, daß er sich sehr wenig glücklich darin fühlte, aber nicht
eil ihn die derbe Natur des Generals, dem jede wissenschaftliche Bildung
abgestoßen hätte, sondern „weil der König von Preußen keinen ohne ab-
zu sein und zu arbeiten bezahle". Er konnte den Zwang des Amtes
pt nicht ertragen. Trotzdem verdankte er diesen Jahren, in denen er
hafte Getriebe des wirklichen Lebens von bevorzugter Stelle aus kennen
reiche Eindrücke. Hier gestaltete sich ihm der Charakter des Tell-
— T. vermählte sich nach dem zweiten schlesischen Kriege mit Johanna
te, Tochter des Oberstlieutenants v. d. Knesebeck, der einst das Riesen-
t Friedrich Wilhelm's I. commandirt hatte. Er hatte zwei Söhne, von
er ältere, Bogislaw Friedrich Emanuel, als Feldherr den Ruhm des
en Namens noch erhöhte. Die vier Töchter heiratheten in die Familien
fen v. Schmettau, Haugwitz, Hoym, Kleist. Er selbst starb am 21. März
n einem Alter von beinahe 81 Jahren. Er wurde innerhalb der Festungs-
n einer Stelle, wo er 1760 in Lebensgefahr gewesen war, und die er
König zur Ruhestätte erbeten hatte, begraben. Seine Söhne errichteten
r seinem Grabe das Denkmal, das die Provinz Schlesien 1889 erneuert
ls nach der Eroberung Breslaus im J. 1807 die Franzosen die Festungs-
chleiften, ließ Jérôme Bonaparte vor dem Schweidnitzer Thore um das
l herum einen großen Platz anlegen und gab ihm selbst „aus Achtung
ie Verdienste des Generals Tauentzien, den Namen Tauentzienplatz".
Nach der gedruckten Litteratur über die Geschichte Friedrich's d. Gr. und
. nach Breslauer Acten. Markgraf.

auentzien: Bogislav Friedrich Emanuel Graf T. von Wittenberg,
her General der Infanterie, ein Sohn des Vorigen, wurde am 15. Sep-
1760 zu Potsdam geboren. Das Ansehen, dessen der Vater sich erfreute,
nstige Familienbeziehungen, von denen nur erwähnt sein mag, daß der
T. durch die Verheirathung einer seiner Schwestern der Schwager des
ministers Graf Haugwitz wurde und daß er ein naher Verwandter des
Generalfeldmarschalls von dem Knesebeck war, verbunden mit eigener
her Schönheit, einem höchst einnehmenden Wesen und glücklichen Geistes-
, bewirkten, daß seine Laufbahn früh eine glänzende war und es bis an
bensende geblieben ist. Am 1. März 1774 in die Militärakademie zu
aufgenommen ward er aus derselben am 1. September 1775 als Estan-
nker zum Regiment Gensd'armes ausgemustert, kurz darauf aber, weil
ter fürchtete, daß der Aufwand, welchen die Officiere dieses tonangeben-
giments machten, den leichtlebigen Sohn zu Ausgaben verleiten könnte,
er Verhältniß zu seinen Mitteln ständen, zum Infanterieregimente Prinz
Nr. 35 versetzt. Der Chef desselben, eben dieser Prinz, wählte ihn
m Adjutanten, gewann ihn lieb und machte sich zu seinem militärischen
ster. T. begleitete ihn in den Bairischen Erbfolgekrieg sowie zwei Mal,
nd 1788, auf größeren Reisen nach Frankreich, und blieb am Rheins-
Hofe bis König Friedrich Wilhelm II. ihn, als Tauentzien's Vater ge-
war, 1791 in seine eigene Suite berief. Am 8. Juni 1792 verlieh er
elcher rasch von Stufe zu Stufe gestiegen und bereits 1790 Major ge-
war, den Grafentitel. Graf T. begleitete den König sodann 1792 in
ieg gegen Frankreich, erhielt als ein Zeichen der Zufriedenheit mit seinen
n am 13. December den Orden pour le Mérite und ward, nachdem er
Februar 1793 Oberstlieutenant und königlicher Flügeladjutant geworden
ls Militärbevollmächtigter in das Hauptquartier des in den Niederlanden
enden österreichischen Generalfeldzeugmeisters Clerfait gesandt. Auch in
Stellung entsprachen seine Leistungen durchaus den Wünschen und E

wartungen des Monarchen und die gute Meinung, welche man am preußischen Hofe von ihm hatte, bewirkte, daß er am 8. Januar 1794 von seiner Stellung als Ministre auprès du Gouvernement-général des Pays-bas Autrichiens abberufen wurde und eine noch wichtigere Bestimmung erhielt indem er an des Generalmajors Graf Goltz Stelle zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am kaiserlich russischen Hof ernannt wurde. In die Zeit, während deren er diese Stellung inne hatte, fielen der Aufstand in Polen und die dritte Theilung des Landes. Als Kaiser Paul den Thron bestiegen hatte, wurde T. abberufen. Er kehrte in die königliche Suite, in welcher er auch unter Friedrich Wilhelm III. verblieb, nach Berlin zurück und wurde mehrfach zu diplomatischen Sendungen benutzt, bei denen indessen hauptsächlich Höflichkeitsbezeugungen in Frage standen. Der russische Hof sprach damals den Wunsch aus, daß T. von neuem als Gesandter nach Petersburg kommen möge. Der König ging jedoch nicht darauf ein.

Im Herbst 1804 kehrte T., der seit 1795 Oberst, seit 1801 General war, in den Truppendienst zurück, welchen er trotz seiner dreißigjährigen Dienstzeit kaum kennen gelernt hatte und in den er sich nie recht hat einleben können. Er ward zum Chef des Infanterieregiments Nr. 56 vakant v. Laurens ernannt und hatte als solcher seinen Aufenthalt in Ansbach zu nehmen. Dort war er ganz an seinem Platze. Die fränkischen Lande und namentlich Ansbach entbehrten seit kurzer Zeit des eigenen Fürsten und seiner Hofhaltung. T. war wie wenige Generale geeignet ihnen beides zu ersetzen. Der Ausbildung seines Regimentes, vorzüglich der Officiere in militärwissenschaftlicher und geselliger Hinsicht, nahm er sich mit großem Eifer an. Unter anderem stellte er ihnen Aufgaben aus dem Gebiete des kleinen Krieges, welche sie praktisch ausführen mußten, ein damals wenig geübter Unterrichtszweig. Aber nicht lange Zeit war ihm zu solchen Zwecken vergönnt. Denn schon ein Jahr später störte des Marschalls Bernadotte unter Verletzung der Neutralität vollzogener Durchmarsch durch das fränkisch-preußische Gebiet die Ruhe des Landes. T. benahm sich dabei mit Mäßigung und Besonnenheit; die Thatsache zu hindern hätte nicht in seiner Macht gestanden. Mit seinem Regimente stieß er dann zu dem gelegentlich der Mobilmachung des Jahres 1805 unter Blücher im Baireuthischen versammelten Armeecorps, nach dessen in Veranlassung des Friedens von Preßburg erfolgter Auflösung ihm der Oberbefehl über die dort verbleibenden Truppen übertragen wurde. Bald nachher bat er aus unbekannten Gründen um seinen Abschied, welchen der König in gnädigen Worten am 17. März 1806 verweigerte. Kurz darauf erhielt er den Rothen Adlerorden. Daß T. aber auch verstand, die rauhe Seite nach außen zu kehren, beweist sein Schriftwechsel mit dem Magistrate der zu jener Zeit von den Franzosen besetzten Stadt Nürnberg, welche der Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des langgestreckten Fürstenthums Baireuth Hindernisse in den Weg legte. General v. Reiche (s. A. D. B. XXVII, 652) schreibt über ihn, was den T. von 1806 kennzeichnen mag: „T., in der großen Welt aufgewachsen, vor 1806 fast nur Hofmann und Diplomat, hat sich rasch das Vertrauen seiner Untergebenen erworben, ritterlich, mit Leib und Seele Soldat, war 1805 sehr entschieden aufgetreten.“

Bei Beginn des Krieges vom J. 1806 stand er mit einem vorgeschobenen Seitencorps von 8 Bataillonen und 9 Schwadronen bei Hof. Das Nahen des Marschalls Soult nöthigte ihn zum Rückzuge nach Schleiz, wo am 9. October Marschall Bernadotte ihn angriff. Der Ausgang des Kampfes war für die preußischen Truppen unglücklich, woran (nach v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807 I, 215. Berlin 1891) Tauentzien's mangelhafte Anordnungen hauptsächlich Schuld gewesen sein sollen. Dieser ging nun über Auma und

Triptis auf Jena zurück, übernahm am 11. das Commando über die gesammten Vortruppen der Hohenlohe'schen Heeresabtheilung, welche am Schlachttage, dem 14., den ersten Angriff der Franzosen auszuhalten hatten, diesem aber auf die Dauer nicht widerstehen konnten, bei Vierzehnheiligen nothdürftig wieder geordnet wurden und darauf das Schicksal des übrigen preußischen Heeres theilten. Mit dem Reste der Armee des Fürsten Hohenlohe gerieth T. am 28. durch die Capitulation von Prenzlau in Kriegsgefangenschaft. Auf Ehrenwort entlassen ging er nach Charlottenburg. Aus der Zurückgezogenheit aber, in welcher er dort lebte, wurde er durch einen Gewaltstreich des Kaisers Napoleon gerissen, dessen Mißfallen er durch die von ihm in den Jahren 1805 und 1806 während seiner Commandoführung in Ansbach und Baireuth den französischen Truppen gegenüber beobachtete Haltung auf sich gezogen hatte. Ohne jegliche anderweite Veranlassung und ohne daß irgend welche Anklage gegen ihn erhoben wäre, wurde er am 23. December 1806 nach der Feste Bitsch in eine unwürdige Gefangenschaft abgeführt. Im April 1807 traf dort die Nachricht ein, daß er gegen einen französischen General ausgewechselt werden solle. Auf der Heimreise berührte er die Städte Ansbach und Baireuth. Der ihm von den dortigen Einwohnern bereitete Empfang rief von neuem das Mißtrauen der argwöhnischen französischen Behörden gegen ihn wach. In Posen ward ihm eröffnet, daß die Auswechslung nicht stattfinden könne. Er ward von neuem zum Gefangenen erklärt und nach dem Fort Joux im Jura abgeführt. Dem Gewaltstreiche, welcher ebensowenig wie der erste auch nur durch Scheingründe zu rechtfertigen versucht wurde, entsprach die dem General zu theil werdende Behandlung, deren Härte später durch den ehrenhaften Commandanten des Forts gemildert wurde. In einer französischen Zeitung las T., daß er am 4. Mai 1807 zum Generallieutenant befördert war. Nach Abschluß des Friedens von Tilsit in das Depot der Kriegsgefangenen zu Nancy versetzt fand er vielfache Gelegenheit durch Rath und That, die er seinen Gefährten zu theil werden ließ, seine Herzensgüte und mittelst der vom Könige ihm zu diesem Zwecke gespendeten Gelder seine Freude am Wohlthun zu bethätigen. Nach 16monatlichem Aufenthalte in Nancy im Nov. 1808 in Freiheit gesetzt meldete er sich in Königsberg i. Pr. beim Könige und wurde bei der Neubildung des Heeres zum Chef der Brandenburgischen Brigade ernannt. Seine Garnison ward Berlin. Die Cabinetsordre vom 21. November 1808, welche ihm diese Bestimmung mittheilte, wies ihm ein Gehalt von 4000 Thlrn. und 2400 Thlr. Tafelgelder an, wovon jedoch nach den für jene Ausnahmezeit aufgestellten Grundsätzen ein Drittel abgezogen wurde, so daß er jährlich 4266²/₃ Thaler empfing. Daneben gebührten ihm zehn Rationen. Bevor er diesen Posten übernahm, begleitete er im Winter 1808/9 die königliche Familie zum Besuche des russischen Hofes nach Petersburg. Im Februar 1809 traf er in Berlin ein. Zwei Monate später erfolgte Schill's Ausmarsch mit seinen Tauentzien's Befehlen unterstehenden Truppen. Da die Vermuthung nahe lag, daß ein solcher Schritt nicht ohne Mitwissen der Vorgesetzten oder ohne daß diese sich eine strafbare Vernachlässigung ihrer Aufsichtspflichten hätten zu Schulden kommen lassen geschehen sei, so enthob der König außer dem Gouverneur L'Estocq und dem Commandanten Chasot auch T. vom Dienste und sandte den General v. Stutterheim (s. S. 75) zu strenger Untersuchung des Vorfalles nach Berlin. Da sich jedoch herausstellte, daß dem Brigadechef kein Vorwurf gemacht werden könne, wurde T. durch eine sehr gnädige Cabinetsordre vom 21. Juli 1809 in seinen Posten wieder eingesetzt und blieb auf demselben, bis ihm, nachdem Blücher, seinem Wunsche entsprechend, zu den inactiven Gener[alen] versetzt worden war, im August 1811 das Gouvernement von Pommern [über]tragen wurde.

Als im Frühjahr 1813 Preußen zu den Waffen griff, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, trug T. sich mit der Hoffnung an die Spitze des Heeres gestellt zu werden. Er rechnete dabei auf die Fürsprache des Kaiser Alexander, welcher ihm wohlwollte und seine Berufung gern gesehen hätte. Aber des Königs militärische Rathgeber hielten ihn für eine solche Stellung nicht geeignet; er galt für einen Gegner ihrer Neuerungen im Heerwesen; sein Hang zur Gemächlichkeit und zum Wohlleben, verbunden mit einem schwerfällig gewordenen Körper, berechtigten nicht zu großen Erwartungen von seinen Leistungen. Scharnhorst traute ihm nicht viel zu und sorgte auch später dafür, daß ihm in der Person des Majors v. Rottenburg (s. A. D. B. XXIX, 391) ein tüchtiger Generalstabsofficier beigegeben wurde, dessen Einfluß auf seines Generals Entschließungen um so größer war, als dieser seiner Umgebung überhaupt in hohem Maaße gestattete einen solchen auszuüben; noch geringer als Scharnhorst dachte Gneisenau über Tauentzien's geistige Fähigkeiten und seine Leistungen. Auch Boyen meint, T. sei mehr Hofmann als Soldat gewesen und habe nicht die für einen Heerführer erforderlichen Kenntnisse gehabt, dazu habe „sein Hang zu vielfachen Lebensgenüssen ihm die Willens- und Urtheilskraft geraubt, ohne die der Mensch in ungewöhnlichen Verhältnissen nur zu leicht ins Schwanken geräth.“ Er wurde am 5. März zum Militärgouverneur der Lande zwischen Weichsel und Oder (außer Schlesien) ernannt und beauftragt Stettin zu blockiren. Seine dringende Bitte um Verwendung im Felde wurde mit schönen Worten abgeschlagen. Erst während des Waffenstillstandes ging ihm dieser Wunsch in Erfüllung, indem ihm durch eine aus Charlottenburg, den 18. Juli, datirte Cabinetsordre das Commando des neugebildeten IV. Armeecorps übertragen wurde, welches die Bestimmung erhielt je nach den Umständen mit dem Nordheere unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden, dem dereinstigen Marschall Bernadotte, oder mit der Schlesischen Armee unter Blücher zusammen zu operiren und außerdem die Festungen an der Oder und an der Elbe einzuschließen. Es wurde ihm empfohlen mit dem Kronprinzen von Schweden in fortwährender Verbindung und in gutem Vernehmen zu bleiben. Des letzteren Auftrages entledigte er sich mit großer Gewandtheit, so daß der Kronprinz ihn, im Gegensatze zu dem mit ihm selbst in stetem Hader lebenden Bülow, als seinen Freund bezeichnete. Mit letzterem stand T. schon damals weniger gut. — Die Zahl der bei Beendigung des Waffenstillstandes T. untergebenen, für den Feldkrieg verfügbaren Truppen beziffert General v. Quistorp (Geschichte der Nordarmee III, 18) auf 30 169 Mann Infanterie, 2789 Reiter nebst 43 Geschützen. Es waren fast ausschließlich Landwehrtruppen, mangelhaft ausgebildet, ungenügend bewaffnet und ausgerüstet, aber von trefflichem Geiste beseelt, unter Officieren, welche vor Begierde brannten die Schmach von 1806 zu rächen. Am 20. August war das IV. Armeecorps bei Berlin versammelt. Von hier mußte es unverzüglich aufbrechen um eine Aufstellung bei Blankenfelde zu nehmen, in welcher es am 22. den Angriff des im Vorrücken gegen die Hauptstadt begriffenen Feindes zurückwies und durch deren Festhalten gegen den General Bertrand es am folgenden Tage zum glücklichen Ausgange der Schlacht von Großbeeren beitrug. T. marschirte nun nach Sachsen, nahm am 28. durch die Division Wobeser Luckau nach leichtem Gefechte und hegte den Wunsch von der durch sein Verhältniß zum Kronprinzen-Oberbefehlshaber ihm gelassenen Freiheit des Handelns Gebrauch zu machen, indem er sich von diesem, dessen wahre Absichten ihm bereits klar geworden waren, trennte und sich der Schlesischen Armee näherte, wurde aber durch Befehle, denen er nachkommen mußte, genöthigt sich mit der Hauptmasse der Nordarmee wieder zu vereinigen. Er bewerkstelligte dies am 4. September, nahm sein Hauptquartier in Seyda und begab sich

durch Bülow bewogen, zum Kronprinzen nach Rabenstein, um wegen des gemeinsamen Handelns Abrede zu nehmen. Auf dem Rückwege wäre er fast dem Feinde in die Hände gefallen, da sein Corps inzwischen angegriffen und bis Jüterbog zurückgedrängt war, wo er dasselbe in der Nacht zum 6. antraf. Wenige Stunden später wurde er in der von ihm genommenen Stellung angegriffen. Es war der Beginn der Schlacht bei Dennewitz. Sein standhaftes Ausharren ermöglichte Bülow den Sieg. Als um Mittag seine Lage hochkritisch geworden war und man in seiner Umgebung vom Rückzuge sprach, sagte er: „Wenn ein commandirender General einem anderen ein Versprechen gibt, so darf man nicht daran zweifeln und ich werde eher mit meinem ganzen Corps auf dem Platze liegen bleiben ehe ich einen einzigen Schritt weiche." Seine Zuversicht war gerechtfertigt. Bülow kam und die Schlacht bei Dennewitz ward gewonnen. Eine sich daran schließende Periode neuer Thatenlosigkeit hoffte T. zum zweiten Male durch ein Zusammengehen mit Blücher ausfüllen zu können, der Gang des Krieges ließ es aber nicht dazu kommen, und, als Karl Johann den Plan witterte, rief er T. am 29. September in einer Weise zu sich heran, welche kein Umgehen des Befehles zuließ. Anfang October war T. über die Elbe gegangen und stand zum Schutze der Brücken und zur Deckung von Berlin mit einem Theile seiner Truppen bei Dessau, als die Nachricht, Napoleon selbst breche mit 30 000 Mann aus Wittenberg gegen Berlin vor, ihn veranlaßte seinerseits dahin abzumarschiren, um, wie er meinte, die Hauptstadt zu schützen. Der Entschluß ist ihm zu schwerem Vorwurfe gemacht worden; Gneisenau nannte diese rückwärtige Bewegung, welche geschah während die übrigen Theile der verbündeten Heere im Vormarsche auf Leipzig begriffen waren, eine schmähliche Flucht; ein heldenhafter Entschluß war es sicher nicht, welcher T. zu jenem Schritte bestimmte und ihn um die Theilnahme an der Völkerschlacht brachte. In der Nacht vom 15./16. kam er unbehelligt in Berlin an, die Dunkelheit wußte den Bewohnern der Stadt den Zustand verbergen, in welchen der Gewaltmarsch seine Soldaten versetzt hatte. Nach einigen Tagen der Ruhe marschirte er über die Elbe zurück. Seine Truppen wurden nun zur Einnahme der an diesem Flusse belegenen Festungen verwendet. Torgau, schon vorher durch eine von Tauentzien's Divisionen eingeschlossen gewesen, capitulirte nach vorangegangener Beschießung am 26. December 1813, Wittenberg wurde in der Nacht vom 12./13. Januar 1814 mit stürmender Hand genommen. Es war die Waffenthat, welcher T. seinen demnächstigen Ehrennamen zu danken hatte, um die er aber persönlich kaum ein Verdienst hatte, sodaß die Beilegung ihn peinlich berühren mußte. Die nächste Aufgabe, deren Lösung ihm zufiel, war das schon längere Zeit eingeschlossene Magdeburg zu gewinnen. Es dauerte damit noch lange, da der Gouverneur, General Lemarrois, die Uebergabe selbst dann verweigerte als König Ludwig XVIII. den Thron Frankreichs bestiegen und dieselbe angeordnet hatte. Erst am 24. Mai 1814 zog T. in die Stadt ein. Er verlegte jetzt sein Hauptquartier aus Hundisburg, von wo er die Einschließung Magdeburgs geleitet hatte, nach Hofgeismar, seine Truppen waren theilweise schon vorher nach Hessen und nach Westfalen abgerückt. Am 8. December 1813 war er zum General der Infanterie befördert worden, nach der Einnahme von Wittenberg hatte er das Großkreuz des Eisernen Kreuzes erhalten, am 3. Juni 1814 ward ihm sein Ehrenname beigelegt und ihm eine Dotation in Aussicht gestellt. An Anerkennung seiner Leistungen, welche, wenn man sie genau prüft, hinter denen der gleichgestellten Generale zurückbleiben, hat es demnach nicht gefehlt. Aber T. war ein Glückskind und das Glück hatte ihn verwöhnt. Er glaubte daher auch jetzt nicht, daß seine Verdienste nach Gebühr gewürdigt seien,

und war namentlich der Meinung, daß er auf den Namen Dennewitz größere Ansprüche habe als Bülow, dem er beigelegt worden. An der Thatsache konnte er nichts mehr ändern, der königliche Befehl war ergangen, aber er verlangte jetzt von Bülow die schriftliche Erklärung, daß das IV. Corps am 6. Septbr. 1813 wenigstens eben soviel geleistet habe wie das jenem unterstellt gewesene III. Als Bülow ablehnte diese Erklärung zu geben forderte ihn T., Bülow nahm die Forderung an und ließ seine Pistolen nach Freienwalde holen, wo er sich (August 1814) im Bade befand. Da besann sich T. Er zog gelindere Saiten auf und, als Bülow sich herbeiließ ihn durch eine anders gefaßte Erklärung zufrieden zu stellen, ward die Sache ohne Zweikampf beigelegt. Die gewechselten Briefe sind in der von Varnhagen v. Ense verfaßten Lebensbeschreibung Bülow's (Berlin 1830, S. 395) abgedruckt. Tauentzien's Dotation bestand in der im Kreise Züllichau-Schwiebus gelegenen Begüterung Schönfeld, einem ehemaligen Besitze des Cistercienserklosters Trebnitz in Schlesien, welches im J. 1810 säcularisirt war und ihm durch Schenkungsurkunde vom 7. August 1814 verliehen wurde. Nach Tauentzien's Tode konnten die Erben den Besitz nicht halten. Er wurde im J. 1827 meistbietend versteigert und ging für 65 500 Thaler an einen Justizcommissarius Mettke über, der Taxwerth hatte fast 90 000 betragen (Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg 1856, II, 769).

Tauentzien's Garnison wurde wieder Berlin. Nach des Königs Rückkehr aus dem Kriege ward ihm am 7. August 1814 das Generalcommando in den Marken rechts der Elbe und in Pommern übertragen. Am Feldzuge des Jahres 1815 hat er nicht theilgenommen. Beim Bevorstehen des Krieges mit dem Commando des VI. Armeecorps betraut sammelte er dieses bei Erfurt und Minden und führte es nach Frankreich, die Feindseligkeiten waren aber beendet als er ankam; im October trat er von der Bretagne aus den Rückmarsch in die Heimath an. Am 3. jenes Monats ward er wiederum zum commandirenden General in den Marken und in Pommern mit dem Sitze in Berlin ernannt, einer Stellung, welche am 3. April 1820 unter Beschränkung des Amtsbereiches in die eines commandirenden Generals des III. Armeecorps umgewandelt wurde. Auch diplomatische Dienste hatte er noch einmal zu leisten. 1820 sandte ihn der König nach England und Frankreich um die Theilnahme am Tode König Georg's III. und an der Ermordung des Herzogs von Berry auszudrücken. Nach dem bei Mittenwalde im J. 1823 abgehaltenen Königsmanöver wurde er zum Chef des 20. Infanterieregiments ernannt, welchem zu seinem immerwährenden Gedächtnisse am 27. Januar 1889 durch Kaiser Wilhelm II. der Name „Infanterieregiment Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenburgisches) Nr. 20“ beigelegt worden ist. Am 20. Februar 1824 starb T. zu Berlin. Er war zwei Mal verheirathet, zuerst mit einem Fräulein v. Marschall, dann mit einem Fräulein v. Arnstedt. Sein Mannesstamm und damit der Name Graf Tauentzien von Wittenberg erlosch durch den Tod seines Sohnes, welcher am 6. November 1854 zu Trier, wo er in seiner letzten Dienststellung Cavallerie-Brigadecommandeur gewesen war, als Generalmajor zur Disposition starb.

Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg von C. v. Gorszkowsky, kgl. preuß. Hauptmann, Frankfurt a. O. 1832 ist eine unkritische Lobrede. — Mancherlei Beiträge geben: (Dorow) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, 1. u. 3. Bd., Berlin 1838—39, ebenfalls fast alle zu Tauentzien's Gunsten geschrieben. — Militär-Wochenbl., Berlin 1839, S. 74 enthält die Angaben über seine Dienstlaufbahn. — Für die Zeit von Mitte August bis Mitte September 1813: v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813, 3 Bde., Berlin 1894.

B. Poten.

Taufkirchen: Franziska Gräfin v. T.-Engelburg, Schriftstellerin, am 28. Juni 1802 als Tochter des königl. bair. Regierungsrathes Frei- v. Seefried auf Buttenheim und dessen Gattin Luise, einer Tochter des Julius v. Soden, geboren. Unter dem Einflusse ihrer vortrefflichen und ihres Großvaters Soden, der sich als Theaterdichter und Schrift- auf dem Gebiete der Nationalökonomie einen Namen gemacht hat (siehe B. XXXIV, 532 ff.), erhielt sie auf dessen Gute Sassanfarth bei Bam- ine vorzügliche Erziehung, die später in dem Töchterinstitute des Directors ann in Erlangen vollendet wurde. Nach dem Tode ihrer Mutter lebte ska theils bei dem Vater in Regensburg, theils auf dessen Gütern in n und veröffentlichte schon damals Gedichte und Novellen in Büssel's rift „Antiope" (1826), sowie zwei Bändchen Erzählungen, die unter dem „Georginen" und „Eriken" erschienen und allgemeines Interesse erregten, h auf dem Titel nur der Vorname der Verfasserin genannt war. Am ruar 1838 vermählte sie sich mit dem bair. Kämmerer und Landwehr- n, Commandanten des Landwehrregiments Bamberg, Grafen Max v. T., e am 19. December 1839 einen Sohn gebar. Die nächsten Jahre ver- Franziska meist in Engelburg bei Passau, einer Besitzung ihres Gemahls, sich ganz der Erziehung ihres Kindes widmete. Erst 1846 griff sie wieder der, vollendete die schon 1836 begonnene größere Erzählung „Die Schwär- , eine Geschichte aus der Reformationszeit, und begann eine andere „Die stern von Savoyen", die 1847 erschien und Familienintriguen vom Hofe g's XIV. behandelte. Im folgenden Jahre zog sie mit ihrem Gemahl nach rg und wurde dort durch öfteren Besuch des Theaters zur Abfassung einiger n angeregt, von denen besonders „Graf Lauzun" und „Der Advokat" ehreren Bühnen mit Beifall gegeben wurden. Als ihr Gemahl 1849 Entlassung als Landwehroberst genommen hatte, kehrte sie nach Engelburg besuchte noch im selben Jahre, sowie im Sommer des folgenden Wien, lte aber im August 1850 nach ihrer Rückkehr und starb nach langem am 27. April 1851 in Engelburg.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1851, S. 328 fg.

Max Mendheim.

Tauler: Johann T., Dominicaner, † 1361, einer der hervorragendsten ter der deutschen Mystik im Mittelalter und einer der bedeutendsten Pre- seiner Zeit. Nachdem in der mittelalterlichen Kirche über dem Kampfe em Heidenthum und weiterhin über dem Ringen um die weltliche Herr- die innerliche und wesentliche Seite der Kirche mehr und mehr zurück- n war, erwachte vornehmlich seit dem 12. Jahrhundert in den Gemüthern Verlangen nach einer tieferen Befriedigung des religiösen Lebens, als sie on den Kanzeln empfohlene und in weiten Kreisen gepflegte kirchliche nigkeit oder die herrschende Schultheologie, welche in künstlichen Nach- für die Vernunftmäßigkeit der überlieferten kirchlichen Lehren sich erschöpfte, währen vermochten. Die Mystik, welche die Ruhe der Seele in einer un- baren Lebensgemeinschaft mit Gott sucht und somit ganz dem inneren thum der Kirche angehört, gewann in jener Zeit zuerst in Frankreich vor- ich durch Bernhard von Clairvaux sowie durch Hugo und Richard von ictor neues Leben; im 13. Jahrhundert fand sie dann auch in Deutsch- zahlreiche Anhänger und in David von Augsburg und Albertus Magnus Verkünder ihrer Grundsätze. Um die Wende des Jahrhunderts erreicht Dietrich von Freiburg und vor allem in Meister Eckhart (s. A. D. B. V, eine in den folgenden Jahrhunderten nicht wieder erreichte Höhe auch in peculation, deren Früchte wir dann im 14. Jahrhundert von den

Eckhart's, den oberrheinischen Predigern Johann von Sterngassen, Heinrich Suso, Johann T. in Lehre und Predigt und weiterhin in den Niederlanden von Johann Ruysbroeck und Gerhard Groote, von ersterem in speculativem Geiste, von letzterem in ausschließend praktischer Richtung verwerthet sehen.

T. ist um das Jahr 1300 als der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers zu Straßburg geboren. Hier trat er um das Jahr 1315 in den Dominicanerorden, der in Straßburg neben etlichen Frauenklöstern ein Männerkloster mit einer bedeutenden Schule besaß, an welcher eben damals Meister Eckhart lehrte. Der Orden stand um diese Zeit noch in hohem Ansehen. Er zählte viele Männer- und Frauenklöster, namentlich auch in Deutschland. Sein Schulwesen war auf das trefflichste geordnet. Auf der hohen Schule zu Paris gehörten die Magister der Dominicaner zu den bedeutendsten Vertretern der herrschenden Schultheologie, die in dem Dominicaner Thomas Aquin ihren Höhepunkt erreicht hatte. Glieder des Ordens besaßen an der Curie wie an den Fürstenhöfen bedeutenden Einfluß. Die Inquisition lag vorherrschend in den Händen des Ordens. Seinem Namen als Predigerorden machte er durch eine Reihe der tüchtigsten Prediger Ehre, unter denen gerade in den Zeiten des jungen T. Nikolaus von Straßburg, Eckhart und Sterngassen sich auszeichneten. Dazu waren viele seiner Klöster in Deutschland, namentlich seine Frauenklöster, Stätten eines mit Eifer gepflegten mystischen Lebens. Die ganze spätere Zeit Tauler's beweist, daß es die letztgenannten Seiten in dem Leben des Ordens waren, welche dem Convente zu Straßburg den jungen T. zuführten. Wie Suso, so versuchte auch er nach seiner Aufnahme durch eine die Natur zerrüttende Askese seinen Eigenwillen zu tödten. Er ließ davon, als er ihre schädlichen Folgen wahrnahm. Auch andern räth er später, hierin Maaß zu halten, da eine allzu geschwächte Natur dem Aufschwung des Gemüthes hinderlich sei. Nach einem zweijährigen Noviziat hatte T. nach der Vorschrift des Ordens ein achtjähriges Studium durchzumachen, das nach einander Logik, Physik, die Bibel und die Dogmatik umfaßte. Da er für befähigt erachtet wurde, dereinst Lector zu werden, wurde er in seinem 25. Jahre auf die Hochschule des Ordens nach Köln zu einem dreijährigen Studium gesendet, an das sich dann ein einjähriger Cursus mit praktischen Uebungen anschloß. Die Studienzeit Tauler's in Köln darf mit ziemlicher Sicherheit in die Jahre 1325—29 gesetzt werden. Er genoß hier mit Suso noch den Unterricht Eckhart's, der inzwischen an die Kölner Hochschule versetzt worden war und eine Schaar talentvoller Schüler um sich sammelte. Er erlebte hier ferner den Proceß, den der Erzbischof Heinrich von Virneburg wegen häretischer Lehre gegen den Meister führen ließ, und Eckhart's Tod im J. 1327. Erst zwei Jahre später erfolgte dann die päpstliche Entscheidung, welche 17 Lehrsätze Eckhart's als häretisch, 11 als der Häresie verdächtig verurtheilte. T. ebensowenig als Suso und andere Schüler Eckhart's haben diese Entscheidung, welche den Meister der pantheistischen Lehre der Brüder des freien Geistes beschuldigte, anerkannt. Er spricht später in einer zu Köln gehaltenen Predigt zu seinen Conventbrüdern von dem „lieblichen Meister“, der zu ihnen von dem Sein des Menschen in Gott gesprochen habe, den sie aber nicht verstanden hätten, indem sie das, was er von dem ewigen Sein in Gott gemeint habe, auf die zeitliche Existenzweise bezogen hätten. Irrthümlich ist eine frühere Nachricht, nach welcher T. nach Vollendung des Kölner Studiums noch auf die angesehene Hochschule des Ordens zu Paris gesendet und dort Magister der Theologie geworden sein soll. Sein Name findet sich in den Verzeichnissen der Pariser Doctoren nicht.

Ueber Tauler's Thätigkeit in den nächsten Jahren nach seiner Rückkehr von der Hochschule sind wir ohne Nachricht. Erst im Anfang des Jahres 1339

treffen wir ihn wieder und zwar zu Basel, wo er bereits längere Zeit als Prediger und wahrscheinlich auch als Lector wirkt. Er bildet hier mit dem Weltpriester Heinrich von Nördlingen den Mittelpunct für die zahlreichen „Gottesfreunde“, welche in den stürmischen Zeiten des Interdicts in dieser Stadt, welche zu Kaiser Ludwig hielt, aber auch den friedlichen Gegnern des Kaisers den Aufenthalt gestattete, von nah und ferne sich zusammengefunden hatten. Von hier aus unterhielt er Verbindungen mit dem Italiener Venturini, dessen feurige Beredsamkeit in Italien das Volk in Scharen zur Buße gerufen hatte und den dann der Argwohn der Curie eine Zeit lang in Südfrankreich zur Unthätigkeit zwang, ferner mit den ekstatischen Frauen Margarethe Ebner in Kloster Medingen bei Donauwörth und mit Christine Ebner in Kloster Engelthal bei Nürnberg, mit der Familie Merswin in Straßburg und andern Freunden des mystischen Lebens, die sich mit Vorliebe nach Joh. 15, 15 „Gottes Freunde“ nannten.

Von dem Streite Ludwig's des Baiern mit den Päpsten ist auch der deutsche Clerus und sind die Gottesfreunde aufs stärkste berührt. Nicht wenige stehen auf Ludwig's Seite, ein Theil aus Furcht vor den Bürgerschaften der freien Städte, die meist zu Ludwig hielten, ein Theil aus der Ueberzeugung, daß der Papst seine Gewalt mißbraucht habe und daß deshalb Bann und Interdict, welche über Ludwig und seine Anhänger verhängt worden waren, ungültig seien. Die Dominicaner in Straßburg hatten lange Zeit öffentlich celebrirt, obwol die Stadt wegen Ludwig's im Banne lag. Als sie vom Papst und den Ordensobern gedrängt, im J. 1339 die Messe einstellten, mußten sie auf Befehl des Raths die Stadt verlassen. T. wurde hiervon nicht betroffen, da er schon vor dieser Zeit in das Kloster zu Basel versetzt worden war. Er stand, wie viele seiner Ordensbrüder, auf Ludwig's Seite. Bestärkt mochte ihn in seiner Ueberzeugung seine Freundin Margarethe Ebner haben, von der er glaubte, daß sie göttlicher Offenbarungen gewürdigt sei. Schon in der Fastenzeit des Jahres 1339 läßt sie T. durch Heinrich von Nördlingen um schriftliche Mittheilungen ihrer Offenbarungen, sonderlich über die Zustände der Kirche und der darunter leidenden Gottesfreunde bitten. Margarethe ist eine begeisterte Anhängerin Ludwig's; sie glaubt dessen göttlich gewiß zu sein, daß er Gott liebe und Gott ihn, daß des Papstes Urtheil über ihn ein falsches sei. Nicht lange nach des Kaisers plötzlichem Tode (11. Oct. 1347) ist T. in Medingen zu Besuch. Nur auf ihn kann es passen, wenn Margarethe in dem Buche ihrer Offenbarungen und Gesichte in dieser Zeit von einem Freunde Gottes spricht, der auch der ihre sei, und welcher mit Ernst von ihr begehrt habe, daß sie Gott für den Kaiser bitte und von Gott erfrage, was er mit ihm gewirkt habe in der kurzen Frist bei seinem Tode. Die Antwort lautete übereinstimmend mit ähnlichen früheren Antworten, Gott habe ihm Sicherheit des ewigen Lebens gegeben, denn er habe Christum lieb gehabt; menschlich Urtheil (hier des Papstes) werde oft betrogen.

T. gehörte in der Zeit dieses Besuches in Medingen nicht mehr dem Convente zu Basel an, sondern war um 1347 nach Straßburg zurückberufen worden. Dort hatten nämlich seine Ordensbrüder im J. 1343 wieder einziehen dürfen, wie man annehmen muß gegen das Versprechen, die Messe wieder celebriren zu wollen, da deren Einstellung die Ursache ihrer Verbannung gewesen war. Wir finden hier T. um 1348 als Beichtvater des reichen Patriciers Rulman Merswin (s. A. D. B. XXI, 459), der vor kurzem seine Kaufmannschaft und das Leben nach der Welt Weise aufgegeben hatte, um unter den härtesten Selbstpeinigungen gänzlich dem Umgang mit Gott zu leben. Mit der Einsicht, welche er aus der eigenen Erfahrung gewonnen hatte, suchte T. sofort bei seinem Beichtsohne dem Uebermaaß einer Askese Schranken zu setzen, welche schwerlich zu

einer gesunden Gestaltung des religiösen Lebens führen konnte. Nun erzählt Merswin in seinem Bericht über die vier Jahre seines „anfangenden Lebens", daß er oft das hl. Abendmahl empfangen habe. Da er dieses von seinem Beichtvater empfangen haben wird und Straßburg bis gegen 1353 unter dem Banne lag und auch Merswin, wie seine Schrift von den 9 Felsen beweist, der Ueberzeugung war, daß die Päpste seiner Zeit mehr sich selber als die Ehre Gottes und der Christenheit meineten, so läßt sich auch aus diesen Umständen ein ziemlich sicherer Schluß auf die Stellung ziehen, welche T. in der Frage, ob das päpstliche Interdict zu beachten sei oder nicht, eingenommen hat. Es dürfte dann auch die Angabe des späteren Chronisten Speckle von Straßburg nicht abzuweisen sein, wenn er berichtet, daß T. in der Zeit der großen Pest in den Jahren 1349 und 1350 trotz des Bannes denen, die es begehrten, das Sacrament gereicht habe, wenn auch, was jener Compilator sonst über Tauler's litterarische Betheiligung an dem kirchlich-politischen Streite und seine Begegnung mit Karl IV. zu erzählen weiß, um der Widersprüche mit feststehenden Thatsachen willen keinen Glauben verdient.

Die Hoffnung, welche Venturini im J. 1339 ausgesprochen hatte, daß durch T. der Name Christi in Deutschland werde ausgebreitet werden, ging in den vierziger Jahren mehr und mehr in Erfüllung, wie dies auch aus der Aeußerung der Christine Ebner zu entnehmen ist, welche um 1350 von ihm schreibt, er habe „mit seiner feurigen Zunge das Erdreich angezündet". Die wenigen Predigten, welche uns aus dieser Periode noch übrig sind, zeigen, mit welcher Kraft er sich der überhand nehmenden Zuchtlosigkeit, insbesondere auch in seinem Orden entgegensetzte; denn infolge der Zerrüttungen, welche die Zeiten des Interdictes mit sich brachten, war auch die Zucht in den Klöstern vielfach geschwunden. So konnte es nicht fehlen, daß T. durch den strafenden Ernst seiner Predigt sich auch viele Feinde erweckte, und es wird damit zusammenhängen, wenn Heinrich v. Nördlingen im Anfang des Jahres 1348 Margarethe Ebner um Fürbitte für T. bittet, der auch „gewöhnlich in großen Leiden sei, denn er lehre die Wahrheit und lebe ihr so gänzlich, als er einen lehren wolle".

Von dem Rufe Tauler's angezogen und ohne Zweifel über ihn durch Freunde unterrichtet, kam im J. 1350 ein Gottesfreund aus dem Oberlande — wie ich mit Jundt vermuthe, aus Chur — nach Straßburg, um zu versuchen, ob er auf diesen bedeutenden Prediger, dessen Wissen er hochschätzte, dessen Leben ihm aber noch der wahren Demuth zu ermangeln schien, Einfluß gewinnen könne. Dieser Mann ist durch die Brüder des Johanniterhauses zum grünen Wörth bei Straßburg (einer späteren Stiftung Merswin's), für die er einen Theil seiner Schriften verfaßt hat, unter dem Namen des „Gottesfreundes vom Oberlande" bekannt geworden. Sein eigentlicher Name und der Ort, von wo aus er lange Jahre einen geheimnißvollen Einfluß auf einen weiten Kreis von Gottesfreunden übte, ist nie bekannt geworden. Eine der Schriften dieses Mannes erzählt nun die Bekehrung eines Meisters der heiligen Schrift durch ihn, und aus der Tradition des grünen Wörths stammt die Annahme, daß dieser Meister T. gewesen sei. Diese Annahme wurde im 15. Jahrhundert allgemein und verschiedenen handschriftlichen Sammlungen und den ältesten Drucken der Taulerpredigten ist denn auch das Buch des Gottesfreundes von dem Meister beigegeben. Erst in neuerer Zeit hat P. Denifle den Erweis zu führen versucht, daß das Meisterbuch eine Dichtung, der Gottesfreund vom Oberland eine Fiction Merswin's und alle Schriften desselben von Merswin verfaßt und betrügerischer Weise dem fingirten Gottesfreunde untergeschoben seien. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Widerlegung dieser Ansicht einzugehen; ich muß hiefür auf den 8. Band meiner Geschichte der deutschen Mystik verweisen. Ich halte die alte

Ansicht für völlig begründet. Sie allein bietet uns auch den Schlüssel zum Verständniß der letzten und wichtigsten Periode von Tauler's Leben.

Der Gottesfreund kam zu T. in der zuerst verschwiegenen Absicht „etwas Rath" bei ihm zu schaffen. Fünf Mal hört er ihn predigen, beichtet und communicirt bei ihm und bittet ihn um eine öffentliche Predigt, in welcher der Weg zum höchsten Ziele dargelegt wäre. T., verwundert über die Bitte eines, wie ihm scheint, ungebildeten Laien, gibt endlich der beharrlichen Bitte nach. Er zeigt in der verlangten Predigt, daß man, um zur Gemeinschaft mit Gott im höchsten Sinne zu gelangen, alle sinnlichen und begrifflichen Vorstellungen von Gott durchbrechen und auch das Wohlgefallen des Geistes daran überwinden müsse, und nennt 24 Stücke, durch deren Uebung man hiezu gelange. Nach kurzer Zeit bringt der Laie diese Predigt, die er aus dem Gedächtniß nahezu wörtlich nachgeschrieben, damit T. prüfe, ob er sie richtig aufgefaßt habe. Dieser, erstaunt über die getreue Wiedergabe, erbietet sich dem Manne, der sich stellt, als wolle er heimreisen, zu einer zweiten Predigt über das gleiche Thema, vernimmt nun aber von ihm, daß er eigentlich nicht gekommen sei von ihm zu lernen, sondern ihm Rath zu ertheilen. Nicht die Lehre Tauler's bestreitet der Gottesfreund in dessen Predigten, sondern was seine Worte ihm „unschmackhaft" mache, das sei die sittliche Verfassung seiner Seele. Seine Predigt habe ihm den Eindruck gemacht, als sei es ihm noch mehr um die eigene als um Gottes Ehre zu thun, als sei er noch eitel auf seine Meisterschaft, als habe er die Last, die er den Seelen auflege, selbst noch nicht angerührt. In der weiteren Unterredung wird T. von der Wahrheit der Worte des Gottesfreundes überführt und entschließt sich, sich rückhaltlos der Führung desselben zu überlassen. Als eine kindliche Lection, als ein ABC, die Anfangsworte nach dem Alphabet geordnet, legt ihm nun der Gottesfreund 23 Sätze vor, die ihn seine Gedanken von der Welt ab und auf Gott richten, den eigenen Willen überwinden und sich in der Liebe und allen christlichen Tugenden üben heißen. Nach sechs Wochen, in welchen T. unter vielen Bußungen seinen Sinn den vorgeschriebenen Sätzen gleichförmig zu gestalten bemüht ist, fordert der Gottesfreund, daß T. seine bisherige Thätigkeit im Kloster: Beichthören, Predigen und Studium für längere Zeit völlig einstelle, um lediglich Christi Leben und Liebe und seinen eigenen Mangel an Liebe zum Vorwurf seiner Betrachtungen zu nehmen. Unwille, Verachtung, Spott der Klosterbrüder und aller, mit denen er sonst verkehrte, waren die Folge seiner gegen ein Jahr lang dauernden Zurückgezogenheit. Er wurde zuletzt wie ein Irrsinniger angesehen. Er gab sich darein als in eine Uebung der äußersten Gelassenheit nach dem Rathe des Freundes, der ihm diese Schule der Demuth und Selbstverleugnung auferlegt und ihre Folgen vorausgesagt hattte. Aber Tauler's Kräfte verzehrten sich unter diesen Demüthigungen in einer Weise, daß er nach dem Gottesfreunde, der seit einem Jahre hinweggezogen war, Botschaft senden mußte. Dieser kam und hieß ihn nun seine Natur mit guter Speise wieder stärken; doch solle er noch ein Jahr lang auf dem angegebenen Wege beharren. Als er dann nach so langer Frist einmal im Gebete Gott um Erbarmung und Friede anrief, überkam ihn plötzlich eine solche Fülle göttlichen Trostes, daß sein Geist verzückt wurde. Wieder zu sich gekommen fühlte er jetzt seine Natur von einer „neuen, großen und fröhlichen Kraft durchdrungen und seinen Geist voll großer, lichtreicher Unterschiede, die ihm vormals unbekannt waren". Da sandte er abermals nach dem Freunde, der ihn nun, „nachdem er durch Gottes Gnade das Licht des Geistes empfangen habe, das Predigen und all seine frühere Thätigkeit wieder aufnehmen hieß. Aber beim ersten Versuche überkam ihn über dem stillen Anfangsgebete auf der Kanzel ein Weinen, das er nicht zu stillen vermochte, so daß er die Leute

wieder entlassen mußte. Er wurde von neuem zum Gespötte und nur mit Mühe erlangte er in den folgenden Tagen, daß man ihn noch einmal probeweise in der Schule reden ließ. Hierauf durfte er wieder öffentlich auftreten. Er predigte über Matth. 25, 6: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen." Die Predigt hatte eine außerordentliche Wirkung, unter andern auch die, daß eine Anzahl von Klosterschwestern verzückt wurde, während sie wie todt am Boden lagen. Es war dies keine ungewöhnliche Erscheinung in den Frauenklöstern jener Zeit, die ihren Grund in der Richtung der damaligen mystischen Frömmigkeit, in dem durch Askese gesteigerten Seelenleben und in der ansteckenden Macht hatte, welche derartige Erscheinungen auf die Sinne anderer von gleicher Empfänglichkeit auszuüben pflegen. Tauler's Ruf als Prediger war nun bald wieder hergestellt und steigerte sich in der folgenden Zeit. Er benutzte die Fastenzeit des Jahres 1352, in der er wieder zu predigen begann, zu einer Anzahl von sogenannten Standespredigten, die mit jener von den 24 Stücken und von dem Gleichnisse des Bräutigams durch die Aufzeichnungen des Gottesfreundes im Meisterbuche uns erhalten sind. Sein Convent, welcher durch die rücksichtslose Offenheit, mit welcher hier der Verfall des Klosterlebens, des geistlichen Standes überhaupt, sowie der weltlichen Stände geschildert und gestraft war, um sein Ansehen zu kommen fürchtete, suchte ihn aus Straßburg zu entfernen. Aber die kräftige Einsprache des Magistrats, der eine heilsame Frucht von diesen die Liebe mit dem Ernste paarenden Predigten erwartete, verhinderte diese Maßnahme. Die in dem Meisterbuch enthaltenen Predigten decken sich nicht bloß im allgemeinen oder in einzelnen Stellen mit den taulerischen Anschauungen, sondern sie tragen durchaus in Wortlaut, in der Satzconstruction und in ihrem inneren Zusammenhange das Gepräge der übrigen taulerischen Predigten, wenngleich sie in wenigen Einzelheiten die Spuren dessen tragen, durch dessen Feder sie uns vermittelt sind.

T. wirkte nach den hier geschilderten Vorgängen mit erhöhtem Ansehen und großem Erfolge noch mehrere Jahre lang zu Straßburg, wenngleich unter heftigen Anfechtungen vonseiten solcher, welchen die Mystik der Gottesfreunde an pantheistische („begardische") Ketzerei zu streifen oder die Ordnung der Kirche zu untergraben schien, oder auch solcher, welchen die Predigt Tauler's unbequem war um des Ernstes willen, mit welchem er der Zuchtlosigkeit gegenübertrat. Nach der Mitte der fünfziger Jahre finden wir ihn während einer längeren Zeit als Prediger zu Köln thätig und zwar zumeist an der Kirche des Dominicanerinnenklosters St. Gertrud. Hier ist auch, und aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem Wissen und Willen, jene Sammlung seiner Predigten entstanden, welche in den folgenden Zeiten in einer Menge von Abschriften in Deutschland verbreitet wurde und den ältesten gedruckten Ausgaben seiner Predigten zu Grunde liegt. In diesen Kölner Predigten ist der Einfluß, welchen die Begegnung mit dem Gottesfreunde auf T. gehabt hat, in deutlicher Weise wahrzunehmen. Er zeigt sich zunächst in der Bedeutung, welche T. den Gottesfreunden jetzt zuschreibt. „Dieser Menschen soll sich niemand annehmen (mit ungünstigen Urtheilen), auch der Papst und die hl. Kirche nicht; sie sollen Gott lassen mit ihnen gewähren" (Pr. 93). Es sind das „die wahren Freunde Gottes, es sind zarte minnigliche Menschen, es sind übernatürliche, göttliche Menschen, und die wirken und thun nichts ohne Gott in allen ihren Werken" (Pr. 19). „Sie sind die Säulen der Welt und der hl. Kirche". T. sieht in ihnen die Ursachen der Verzögerung der Gerichte, welche der damaligen Christenheit drohten und die ohne ihr Gebet längst hereingebrochen wären. Er räth sie aufzusuchen, sich ihnen „zu Grunde zu lassen", um nach ihrer Weisung nach der höchsten Vollkommenheit zu streben. „Die diesen Weg gehen, über die hat der Papst keine Gewalt, denn Gott selbst

hat sie gefreit" (Pr. 131). So ist für T. die Kirche zuerst und zunächst „die Gemeinde der Heiligen", die nicht ohne weiteres zusammenfällt mit der äußerlich verfaßten, sichtbaren Kirche. Sie genießen des von Christus erworbenen Heiles, auch wenn der Papst durch seinen Bann ihnen das Sacrament äußerlich nehmen wollte. Denn „wollte der Papst und die hl. Kirche uns das Sacrament auswendig nehmen, wir sollten uns darein lassen; aber geistlich es zu gebrauchen, das kann uns niemand nehmen." Vergleicht man die Kölner Predigten mit den unzweifelhaft früheren, welche zuerst die Baseler Ausgabe von 1521 bringt, so kann die außerordentliche Bedeutung, welche nun mit einem Male den Gottesfreunden für die Kirche zugeschrieben wird, nur erklärt werden, wenn T. in der Zwischenzeit von dieser Seite her einen Einfluß erfahren hat, der weit über den hinausragte, welchen ein Heinrich von Nördlingen, eine Margarethe Ebner, ein Merswin und andere uns bekannte Persönlichkeiten auf ihn hätten ausüben können. Diese standen alle tief unter T. Dagegen tritt uns in den Schriften des Gottesfreundes vom Oberlande eine Persönlichkeit entgegen, die sich weit über die übrigen Gottesfreunde erhebt, und auf die allein die Bedeutung, welche T. den Gottesfreunden in den oben angeführten und zahlreichen anderen gleichartigen Stellen beimißt, zurückgeführt werden kann. Auch nach einer andern Seite hin ist dieser Einfluß des Gottesfreundes vom Oberlande wahrnehmbar. Es sind die drohenden göttlichen Strafgerichte über die Christenheit, welche in den Predigten der letzten Periode Tauler's eine so hervorragende Stelle einnehmen. Nicht das ist es, daß sie überhaupt häufig erwähnt werden, sondern die Art wie es geschieht. Unter den Schriften des Gottesfreundes findet sich ein Sendschreiben an die Christenheit aus dem Anfang des Jahres 1357, zu welchem der Verfasser zunächst durch das furchtbare Erdbeben, durch welches Basel zum großen Theil zerstört wurde, und durch eine „Offenbarung", welche ihm in der Christnacht des Jahres 1356 zu theil geworden war, veranlaßt worden ist. Vergleichen wir die Aeußerungen Tauler's in den Predigten des Jahres 1357 über die zu erwartenden großen Gerichte mit dem, was das Sendschreiben über dieselben sagt, so kann z. B. jene Predigt (Pr. 81), welche unzweifelhaft dem Jahre 1357 angehört und von einer den Gottesfreunden „kürzlich" gewordenen Offenbarung spricht, und das was hier über diese Plagen selbst, über ihr unmittelbares Bevorstehen und die dadurch veranlaßte Mahnung, sich an die Gottesfreunde anzuschließen, gesagt ist, nur eine Bezugnahme auf jenes Sendschreiben des Gottesfreundes sein. Sie ist ein Beweis, daß T., wenn er von den Gottesfreunden redet, welche er als die Säulen der Christenheit und der Kirche bezeichnet, keine anderen meine, als sie ihm in der Person des Gottesfreundes vom Oberland und seinen Schriften entgegengetreten sind. Auch T. selbst hat sich um dieselbe Zeit in ähnlicher Weise wie der Gottesfreund in einem eigenen Mahnschreiben an die Christenheit gewendet. Der Verfall der Sitten, die Auflösung der klösterlichen Zucht, das Ueberhandnehmen der Lehren der Brüder des freien Geistes, die Bedrängnisse, denen sich die Gottesfreunde und T. selbst durch den Argwohn kirchlicher Eiferer ausgesetzt sahen, konnten einem um das Wohl der Christenheit so unablässig besorgten Manne wie T. nur stets erneuter Anlaß sein, seinen Zuhörern den Weg der Umkehr aus der Welt und ihren Verirrungen und der Einkehr in die Stille des inneren Heiligthums, da das ewige Wort zu der Seele redet, mit heiligem Ernste aber auch mit der ihm eignenden Liebe immer wieder ans Herz zu legen. Das Blatt eines rigorosen Kritikers über Tauler's Verhalten in dessen letzten Zeiten führt sechs Ursachen an, um deren willen er noch sechs Tage nach seinem Tode im Fegfeuer habe büßen müssen. Sie sind ebenso viele Zeugnisse dafür, daß T. von

dem Geiste einer falschen Gesetzlichkeit sich frei gemacht hatte, wie solches auch seine Predigten zur Genüge bekunden.

T. starb zu Straßburg, wohin er von Köln wieder zurückgekehrt war. Ob diese Rückkehr längere oder kürzere Zeit vor seinem Tode stattfand, ist unbekannt. Als ihn hier die Krankheit befiel, die nach fünf Monaten mit seinem Tode endete, sandte er, die Nähe seines Abschieds ahnend, nach dem Freunde, der einen so entscheidenden Einfluß auf sein Leben geübt hatte. Er übergab ihm die Aufzeichnungen, welche er sich hierüber gemacht hatte und bat ihn ein Büchlein daraus zu machen, doch seinen Namen zu verschweigen und dafür zu sorgen, daß niemand merke, daß er es sei, dem Gott solche Gnade erwiesen habe. Der Gottesfreund bat nur, die Predigten beifügen zu dürfen, die er aus des Meisters Munde aufgezeichnet hatte. So ist das oben besprochene Buch von dem Meister der hl. Schrift und seiner Bekehrung entstanden. Das Jahr seiner Begegnung mit dem Gottesfreunde sowie der Umstände bei seinem Tode sind hier absichtlich geändert, um die Aufmerksamkeit von T. abzulenken. Er starb nicht, wie man nach dieser Schrift schließen müßte, im J. 1351 oder 1357, sondern am 16. Juni 1361, und nicht im Kloster, sondern im Gartenhause seiner Schwester, wohin er sich der besseren Pflege wegen hatte bringen lassen. Auch diesen Punkt hat ihm der oben erwähnte Eiferer zum Vorwurf gemacht.

Tauler's Mystik hat die speculativen Ideen Eckhart's über Gott und sein Verhältniß zur Welt zur Grundlage; aber er bewegt sich nicht wie sein Meister mit Vorliebe auf jenen speculativen Höhen, sondern berührt die dahingehenden Fragen nur so weit, als sie dazu dienen, seine Lehre vom Seelengrunde, als der Stätte, wo die Vereinigung des Menschen mit Gott sich vollzieht, ins Licht zu setzen. T. unterscheidet im Menschen den geschaffenen und den ungeschaffenen Grund seines Wesens oder das geschaffene und ungeschaffene Bild. Das geschöpfliche göttliche Bild liegt ihm nicht mit Augustin in den drei höheren Kräften der Seele, Vernunft, Wille und Gedächtniß, oder mit Thomas Aquin in der Thätigkeit dieser Kräfte, sondern in dem Wesen des Menschen, aus welchem die genannten und alle übrigen Kräfte des Menschen hervorgehen und in welchem sie alle in ungeschiedener Einheit ruhen. Es ist die geschöpfliche und zugleich schöpferische Idee des Menschen, die im Gemüthe als der Einheit aller Kräfte ruht, und die er auch als den „Funken" bezeichnet. Dieses geschaffene Bild des Menschen ist es, in welchem Gott selbst nach Wesen und Personen jedem Menschen ohne Unterschied einwohnt als das unerschaffene Bild seiner selbst, und es ist das Ziel der göttlichen Heilsgedanken, den durch die Sünde geknechteten Menschen frei zu machen, damit er mit allen seinen Kräften zunächst seinem erschaffenen Bilde wieder gleichartig werde, um dann von dem diesem Bilde immanenten ewigen Bilde überformt zu werden, d. i. in den ewigen Proceß der göttlichen Selbstoffenbarung hineingezogen und vergottet zu werden, damit so Gott in ihm seinen Sohn ebenso gebäre, wie er ihn ewiglich in sich selbst gebiert und so der Mensch durch die Gnade werde, was Christus von Natur ist, ein Kind Gottes.

Wie kommt nun aber der Mensch zunächst wieder zu sich selbst, d. i. zur Harmonie mit seinem geschaffenen Grunde, so daß er von dem ewigen Grunde in ihm, von Gott selbst überformt werden und Gottes Geburt in ihm geschehen kann? Von sich selbst kann er das nicht, denn die Sünde, der Eigenwille, hat den Menschen mit allen seinen Kräften völlig geknechtet, so daß zwischen ihm und seinem eigenen Bilde eine für ihn unübersteigliche Kluft besteht. Die Sünde beschließt den Menschen unter den Bann des göttlichen Zornes. Aber diesen Bann hat Christus am Charfreitag gebrochen. Durch das Blut des menschgewordenen Gottessohnes ist die Schuld der Menschheit gesühnt.

Die Menschen dieser Sühne theilhaftig zu machen, geht nun Gott aus und sucht sie zu sich zu ziehen. Dies thut er durch die Gnade, die dem Menschen das Wollen und Vollbringen gibt. Den Willen des Menschen zu befreien, ist schon die vorlaufende Gnade wirksam. Gott wirkt auf den Menschen ein durch das Bild im Gemüthe, durch diese natürliche Offenbarung Gottes in uns, die sich in Vernunft und Gewissen reflectirt und später, wenn das äußere Wort von dem Heil in Christus an ihn gelangt, dem letzteren Zeugniß gibt, daß es Wahrheit sei. T. hält dafür, daß durch diese Einwirkung des göttlichen Bildes einzelne fromme Heiden schon bis zur Erkenntniß des dreieinigen Gottes gelangt seien. Aber das äußere Wort muß zu allen vorbereitenden Gnadenzügen hinzukommen, wenn wir Christum finden sollen. Der uns ziehenden Gnade gegenüber können wir wenigstens das thun, daß wir uns ziehen lassen. Gott macht den Menschen nicht „rechtfertig“, ohne seinen freien Willen. Er macht ihn zuerst fähig, zu wirken, auf daß er ihn hernach lehre, selbst zu wirken.

Wo nun der Mensch sich also bereiten lässet, da ergreift er die erlösende, sündenvergebende Gnade, die Gott beschlossen hat in der Kraft seines Wortes. Auch bei den Sacramenten ist es die Kraft seines Wortes, in welchem die Gnade beschlossen liegt. Das Blut Christi kann aber nur die reinigen, welche bereit sind, von der Welt, d. i. Allem, was nicht Gott ist, sich abzukehren und sich dem lauteren Gut, das Gott ist, zuzukehren. Das erstere ist die Buße, das letztere der Glaube, durch welchen der Mensch mit einem ganzen Vertrauen in Gott versinkt. Und wenn nun der Mensch nicht auf seine Werke seine Hoffnung setzt, sondern allein der Verheißung Gottes glaubt, so hält ihm Gott wahrhaftig, was er in der Absolution ihm zusagt, und in dieser Sicherheit des Vertrauens kommt der Mensch zum Frieden und zur Ruhe seines Gewissens. Und diese Vergebung fällt zusammen mit der Zurechnung des Verdienstes Christi. „Gehet ein“, ruft er seinen Zuhörern zu, „durch die sichere Pforte in das ewige Leben; opfert sein unschuldiges Leiden für euer verschuldetes Leiden dem himmlischen Vater, seine unschuldigen Gedanken für euere schuldigen, und also alles sein Thun“; und zwar rechtfertigt der bußfertige Glaube nicht, sofern er selbst „eine creatürliche Bildung“, d. i. eine menschliche Leistung, ist, „denn wie viel du Leid und Reue um deinen eigenen Schaden hast, das gibt noch erwirbt dir keine Gnade. Die Würdigkeit kommt ja nimmer von menschlichen Werken und Verdienen, sondern von lauter Gnade und Verdienst unseres Herrn Jesu Christi und fließt zumal von Gott an uns“.

Dieser bußfertige Glaube, der die Barmherzigkeit Gottes in Christo erfährt, entzündet dann in der Seele die Flamme der Liebe, die sich mit Dankbarkeit zu Gott wendet und ihm ewig dienen will. Die Größe der weiteren Gnadenmittheilungen Gottes aber ist bedingt durch die größere oder geringere Reinheit des Grundes, d. i. des Gemüthes, in den sich Gott ergießen soll. Wenn die Luft lauter und rein ist, so muß sich die Sonne ergießen und mag sich nicht enthalten. Und Gott ist bereit, sich uns in der höchsten Weise zu geben; denn wir sind zu unmäßig großen Dingen geschaffen und geladen.

Hier wird nun zu lehrhafter Veranschaulichung des Weges zur höchsten Vollkommenheit die T. sehr geläufige Auffassung von der Dreitheilung des Menschen in den auswendigen, thierischen, sinnlichen, in den inwendigen, vernünftigen Menschen und in den obersten Theil der Seele, das Gemüth, verwendet. Wie wir sahen, ist das Gemüth der Mensch in seiner Einheit die Quelle, der substanzielle Einheitsgrund, in welchem das Bild, die Idee des Menschen, der Funke, schöpferisch wirksam ist, so daß aus dem Gemüthe alle Kräfte des Menschen fließen und der Mensch eben das wird, was er seiner Idee nach sein soll. Da gilt es nun, zunächst unser sinnliches Leben nach Christi

Vorbild unter das Gesetz der Selbstverleugnung und Liebe zu stellen und dann weiter dahin fortzuschreiten, daß wir dasselbe auch mit unserem inwendigen, vernünftigen Menschen thun, um dann von hier aus uns noch höher zu einem „unbildlichen Wandel" zu erheben, indem wir auf alle Bilder und Formen, auf alles eigene Denken und Wollen und selbst auf die Lust an den göttlichen Tröstungen verzichten (nicht in denselben mit Genügen ruhen), sondern sterbend in unser Nichts sinken und so dem innern geschaffenen Bilde gleichförmig werden. Von diesem Sterben sagt T.: „Soll der Mensch in Wahrheit mit Gott eins werden, so müssen alle Kräfte auch des inwendigen Menschen sterben und schweigen. Der Wille muß selbst des Guten und alles Willens entbildet und willenlos werden; der Verstand oder die Vernunft des Erkennens der Wahrheit, das Gedächtniß und alle Kräfte ihres eigenen Vorwurfs oder Gegenwurfs (Objects)". „Es ist ein harter Tod, wenn alle Lichter erloschen sind und der reinen (der auf ihre bloße Wesenheit zurückgesunkenen) Seele wunderbar viele Lichter einleuchten in ihre Kräfte, wenn sie aber auch allen diesen Lichtern und lustlichen empfindlichen Gaben sterben muß, weil sie noch nicht Gott allein sind. Es ist das alles noch ein Theil und nicht das Eine". Wo solche äußerste „Vernichtigung" und Passivität ist, da kann sich nun Gott in höchster Weise geben.

Aber wie der Weg des Entwerdens ein allmählicher ist, in demselben Maaße ist es auch der des neuen Lebens. Das aus dem Glauben entsprungene Leben ist ein Leben in der Liebe. Der Mensch ist für die Liebe geschaffen. Sie ist das seinem Wesen zu Grunde liegende Gesetz. Das Wesen der Liebe ist die völlige Entäußerung und Hingabe an den Geliebten, an Gott. Sie ist hervorgerufen durch das Einleuchten des Geliebten, sie ist ein Ergriffensein von der Liebe Gottes, das nur in der völligen Selbsthingabe an den Geliebten Ruhe findet. Die wahre Liebe ist die interesselose Liebe, die Gott liebt, nicht um Glorie, Ehre und Lohn zu überkommen, sondern lediglich um Gottes willen. Die Liebe ist Anfang, Mittel und Ende aller Tugend. Tugend ist die bleibende sittliche Richtung der Kräfte, die durch Uebung erlangt wird. „Nicht erwarte, daß dir Gott die Tugenden eingieße ohne die Arbeit". Durch die Selbstverleugnung in allen Kräften verliert dann die Tugend ihren Namen und ist Wesen geworden, d. h. die einzelnen Tugenden kommen dann dem Menschen als solche nicht mehr zum Bewußtsein, sie sind ihm zur andern Natur, die Tugenden zur Tugend überhaupt und diese zur wesentlichen Richtung und Bethätigung seines Lebens geworden. Bei solcher Auffassung kann es denn auch nicht befremden, wenn T. den verschiedenen Mönchsregeln und Formen für ein heiliges Leben nur einen geringen Werth beilegt. Es erscheint ihm völlig einerlei, in welchem Stande oder Berufe man stehet, ob geistlich oder weltlich, Mönch oder nicht: in allen Werken gilt es, auf das Werk als Werk zu verzichten oder vielmehr in jedem, auch dem niedersten und gewöhnlichsten, nur Ein Werk zu wirken, sich in völliger Selbstverleugnung an den Willen Gottes hinzugeben. So führt T., der Grundrichtung der Mystik gemäß, das beziehungslose Nebeneinander in den scholastischen Tugendsystemen und die äußerliche Werthmessung der einzelnen Tugendwerke in eine lebensvolle Einheit zurück. Dabei bleiben für T. Buße und Glaube überall die Grundbedingungen für die Reinigung und Heiligung des menschlichen Lebens und für seinen Rückfluß in das göttliche Leben.

Wenn nun der Mensch seinem geschaffenen Grunde gleichartig geworden, mit seinem Innigsten sich eintrügt oder einschmilzt in Gottes Innigstes, so wird er da wiedergebildet und erneut. Denn „der Abgrund, der geschaffen ist, führt in den ungeschaffenen Abgrund, und die zwei Abgründe werden ein einiges Eins, ein lauteres göttliches Wesen". Und wie der Vater aus dem Wesen von Ewigkeit her den Sohn gebiert, so gebiert er nun in dem geschaffenen Wesen des

Menschen, das mit dem göttlichen Wesen geeint ist, gleichfalls den Sohn, das ewige Wort. Denn „wie der Sohn aus dem Vater geboren wird und wieder in den Vater fließt, also wird dieser Mensch in dem Sohn von dem Vater geboren und fließt wieder in den Vater mit dem Sohn und wird eins mit ihm, und da gießt sich der heilige Geist in einer unaussprechlichen Liebe und Lust aus und durchgießt und durchfließt den Grund in dem Menschen mit seinen minniglichen Gaben". Diese Geburt Gottes in der Seele fällt nicht immer in unsere Empfindung. Wol aber kann man an den Wirkungen wahrnehmen, ob sie geschehen sei. Denn wie der Blitz alles, was er berührt, zu sich kehrt, so sind dann alle unsere Gedanken auf Gott gerichtet, suchen und meinen nur ihn in allen Dingen. Wird auch der Blick in diesen inneren Grund und in seine innere Herrlichkeit dem Christen nicht immer aufgethan; so können doch bei fortgesetztem Streben nach Heiligung „die Gott vermittelnden Bilder und Vorstellungen so dünne gleichsam werden, daß man die göttlichen Sonnenstrahlen und Einblicke gar nahe hat ohne Unterlaß, so nahe und schnell, als man sich mit Vernunft und Ernst hinzukehren mag". Aber nur wenige erreichen hienieden die höchste Stufe, da ihnen ein Blick der obersten Ueberformung wird. Von der Geburt Gottes aber in der Seele wird der Mensch an Gnaden so reich, „daß von diesem Reichthum alle niedersten, obersten und mittelsten Kräfte gestärkt werden, und wer nur oft einkehrte in seinen inwendigen Grund und da heimlich wäre, dem würde mancher edle Blick in den inwendigen Grund, wo ihm viel klarer und offenbarer wird, was Gott ist, denn seinen Augen die materliche Sonne".

Man hat Tauler's Lehre von dem unerschaffenen Grunde, der im Innersten aller Menschen liegt und der Gott selbst ist nach Wesen und Natur, im pantheistischen Sinne verstanden, als identificire er den Menschen in dem, was seinen Begriff ausmacht, mit Gott selbst. Aber mit Unrecht. Denn dieser unerschaffene Grund ist dem Menschen wol immanent, fällt aber nicht mit dem Ich des Menschen zusammen, sondern ist ihm nur zugeordnet, und von dem freien Entschlusse des Menschen hängt es ab, ob er sich von demselben bestimmen und zuletzt überformen lassen will. Die Nichtidentität desselben mit dem Wesen und Begriff des Menschen ergibt sich schon daraus, daß für die beharrlich Widerstrebenden im letzten Gerichte die Scheidung desselben von der menschlichen Seele stattfinden wird, worin dann eben dessen ewige Pein besteht. Auch damit, daß T. zuweilen in einer Weise von dem Einswerden der Frommen mit Gott spricht, die alle Grenze zuletzt aufzuheben scheint, ist er fern davon, pantheistisch lehren zu wollen. Denn wenn er von dem Einswerden des geschaffenen Grundes mit dem ungeschaffenen sagt, daß die zwei Abgründe ein einiges Eins werden, ein lauteres, göttliches Wesen, da sich der Geist in dem Geist Gottes verloren habe, in dem grundlosen Meer ertrunken sei, und ähnlich anderwärts: so versteht er das doch nicht als völlige Absorption, sondern immer mit dem Vorbehalte, daß der geschaffene Grund „dabei seine Geschaffenheit in der Wesentlichkeit behalte und auch in der Vereinigung" (Pr. 119). Ferner will T. die „Vernichtigung" des Menschen gegenüber der Gottheit nur als einen Tod angesehen wissen, dem eine Wiedererstehung des neuen Menschen mit Erhöhung aller seiner Kräfte folgen soll. Gleichwol ist der Gegensatz, in welchen T. die geschöpfliche Form des Denkens, Wollens und Empfindens gegen das Göttliche stellt, zweifellos ein zu schroffer und ausschließender, so daß dann auch die Wiedergeburt aus der Vernichtigung und dem Tode für den Menschen als solchen zu wenig übrig zu lassen scheint; denn es erscheint dann allzusehr, was der neue Mensch thut, nicht sowol als dessen eigenes Denken, Wollen und Thun, als vielmehr als das nur in den menschlichen Formen sich vollziehende göttliche Thun. „Aus der Aeußerlichkeit und Veräußerung in die Innerlichkeit, von der Vielheit in die Einheit, von den

Tugenden auf die Tugend, auf die Liebe und deren Wurzel, auf den bußfertigen Glauben, der im Untergang alles Eigenwillens, Denkens und Thuns mit steter Zuversicht sich an das im äußeren Wort sich darbietende Erbarmen Gottes hingibt und sich in Christo weiter leiten läßt zu dem inneren Wort", dem ungeschaffenen Grunde, in welchem auch wir zu Söhnen Gottes aus Gnaden geboren werden — das ist der Weg, den uns T. in seinen Predigten führt. Es ist ein reformatorischer Geist, der von seinem Predigtstuhl aus durch die Kirche weht, der von falscher Gesetzlichkeit durch Vertrauen allein auf die Gnade zu evangelischer Freiheit und zum Frieden führen will.

Wenn Christine Ebner von ihm sagt, er habe mit seiner feurigen Zunge die Erde angezündet, so ist das nur dann, aber dann auch im vollsten Sinne wahr, wenn man sich T. nicht als einen Prediger von feuriger, mit sich fortreißender, durch Geistesblitze zündender Beredsamkeit denkt, sondern als einen Prediger, der mit der ruhigen Flamme der lautersten Liebe, die in seinem eigenen Herzen brennt, auch die Herzen der Zuhörer zu erwärmen und zu entzünden weiß. Das ist es, worin vor allem die Kraft der Tauler'schen Beredsamkeit liegt. Aber zu dieser Macht, welche der Predigt Tauler's sein hoher, mit liebevoller Milde gepaarter Ernst verleiht, tritt als zweites Moment die Einheit und Geschlossenheit des Gedankenkreises, in welchem er sich bewegt, eines Gedankenkreises, der die Tiefen der menschlichen Seele mit ihren innersten Regungen und Bedürfnissen und die höchsten Fragen des Geistes zugleich umfaßt und zusammenschließt, und endlich seine hervorragende Predigergabe, die sich an das Fassungsvermögen der Zuhörer anzuschließen und durch Klarheit, Lebhaftigkeit der Anschauung, schlagende Kraft des Ausdrucks und volksthümliche Redeweise das Ohr der Zuhörer zu fesseln weiß. So ist es begreiflich, daß Tauler's Predigten nicht nur in unzähligen Abschriften in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters verbreitet, sondern auch bis auf die neuere Zeit wiederholt gedruckt und in fremde Sprachen übersetzt worden sind. In der katholischen Kirche setzte sich die Verschiedenheit des Urtheils, dem T. schon bei seinen Lebzeiten unterlag, auch später noch fort. Während ihn Eck als Häretiker verdächtigte, suchte der Benedictiner Blosius gegen ihn seine Rechtgläubigkeit zu vertheidigen und noch immer wird T. von den Freunden der mystischen Richtung in der katholischen Kirche hohe Verehrung gezollt; in der protestantischen Kirche hat Luther's rühmendes Urtheil über T. ihm weithin Eingang verschafft; Flacius setzte ihn um seiner Rechtfertigungslehre willen in seinem Catalogus testium veritatis unter die Zeugen der Wahrheit vor der Reformation. Johann Arnd und nachher Spener haben den Ausgaben seiner Predigten ihr empfehlendes Vorwort vorausgeschickt.

Die Predigten Tauler's wurden zum ersten Mal in Leipzig gedruckt: „Sermon des groß gelarten in gnaden erlauchten doctoris J. Tauleri, prediger ordens 2c." (1498, 2°). Unter den nächstfolgenden älteren Drucken haben nur die beiden unter sich gleichlautenden Baseler Ausgaben von 1521 und 1522, 2°, sowie die Kölner Ausgabe von Peter v. Nymwegen, 1543, 2°, besonderen Werth. Die ersteren geben zwar nur den Leipziger Text in etwas verkürzter Gestalt wieder; aber sie bringen außer einer Anzahl Predigten anderer Mystiker, namentlich Eckhart's, auch noch verschiedene Predigten aus Tauler's früherer Zeit, und die Kölner Ausgabe benutzt außer dem Baseler Druck andere handschriftliche Quellen, als sie dem Leipziger Text zu Grunde liegen. Surius hat die Kölner Ausgabe ins Lateinische übersetzt oder vielmehr paraphrasirt, Köln 1548, 2°, und diese Uebersetzung liegt dann wieder den Uebersetzungen ins Französische, Spanische und Italienische, ja selbst der von Spener bevorworteten deutschen Ausgabe von 1703 zu Grunde. Ein Verzeichniß der verschiedenen Drucke und Uebersetzungen findet sich in der Einleitung zu der Ausgabe, welche 1826 zu *Frankfurt a. M.* erschien. Eine 2. Auflage dieser Ausgabe mit Weglassung jenes

Verzeichnisses ist von J. Hamberger besorgt worden, 1864, 3 Theile, in welcher der Text der ersten durch Benutzung einer Copie der ältesten Straßburger Handschriften wesentlich verbessert ist. Von minderem Werthe ist die Ausgabe von Cuntze u. Biesenthal, Berl. 1841, 3 Thle. Tauler's Sendschreiben an die Christenheit v. J. 1356 findet sich bei Jundt, Les amis de Dieu p. 403 ff. Das Buch v. d. Bekehrung des Meisters ist nach der Copie einer Straßb. Handschr. v. J. 1389 u. d. T.: Nikolaus v. Basel, Bericht von der Bekehrung Tauler's, herausgeg. v. C. Schmidt, Straßb. 1875. Die Kölner Ausgabe v. 1543 enthält noch Sendbriefe u. Gedichte Tauler's; von den ersteren sind nur wenige, von den letzteren wol keins von ihm. Fälschlich zugeschrieben wird T. ferner das Buch von der Nachfolge des armen Lebens Jesu, von P. Denifle mit dem Nachweis seiner Unechtheit u. d. T.: Das Buch v. geistl. Armuth herausgegeben, München 1877. Auch die v. Surius herausgegebenen Exercitia super vita et passione Jesu Christi u. die Divinae institutiones, auch u. d. T. Medulla animae, rühren nicht von T. her. Letztere sind eine Zusammenstellung von Stücken verschiedener Mystiker. Eine kritische Ausgabe der Taulerpredigten auf Grundlage der ältesten Handschriften fehlt noch zur Zeit.

Schriften über T.: Aus der älteren Litteratur über T. heben wir hier die Artikel in Quétif et Echard, Scriptores ord. praedicatorum T. I, Lut. Par. 1719 u. P. Bayle, Dictionnaire hist. et crit. T. IV, ferner Oberlin's Schrift De Tauleri dictione vernacula et mystica, Arg. 1786 hervor. Die Bahn zu den neueren Taulerforschungen brach C. Schmidt mit seiner Monographie: Joh. Tauler von Straßburg, Hamb. 1841. Vgl. auch dessen Artikel über T. in der 1. Aufl. von Herzog's Realencyklopädie. Weiter gehören hieher: Denifle, Tauler's Bekehrung in: Quellen u. Forsch. zur Sprach- u. Culturgesch. XXXVI, Straßb. 1879; Jundt, Les amis de Dieu au 14. siècle, Par. 1879 und Denifle's Antikritik gegen Jundt, Münster 1879. Dann Denifle's Abhandlung: Die Dichtungen des Gottesfreundes v. Oberland bezw. die Dichtungen R. Merswin's in: Zeitschr. f. d. Alterth. Neue Folge Bd. XII u. XIII, 1880 u. 1881. Endlich des Unterzeichneten Vorarbeiten zu einer Gesch. d. deutsch. Myst. im 13. u. 14. Jahrh. in Zeitschr. f. d. hist. Theol. 1869, S. 109 ff., dann dessen Artikel über T. in der 2. Auflage von Herzog's Realencyklopädie u. ebendesselben Gesch. d. deutsch. Mystik im Mittelalter, III. Theil, I. Buch, Leipz. 1893.

Preger.

Taulow: Theodor T. von Rosenthal, erster geheimer Hausarchivar des jetzigen kaiserl. und königl. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien; geboren 1702 zu Prag, † 1779 in Wien. Von seinen Jugendjahren ist nichts Sicheres bekannt. Im J. 1722 trat er in den österreichischen Staatsdienst bei der böhmischen Hofkanzlei, wo er im J. 1735 Concipist, 1736 Archivar, 1738 erster geheimer Protocollist und 1747 Secretär wurde. Als Kaiserin Maria Theresia die Hofkanzlei aufhob und an ihre Stelle das Directorium in publicis et cameralibus als Centralorgan der politischen und Finanzverwaltung der österreichischen Länder setzte, wurde auch T. in dieses Directorium als Secretär berufen. Im selben Jahre änderte sich seine bisherige amtliche Thätigkeit. Bei dem Wiener Hofe fühlte man nämlich schon öfters schmerzlich den Abgang eines Archivs, aus welchem man bei Erörterungen staatsrechtlicher Fragen die nöthigen historisch-juridischen Argumente hätte schöpfen können. Dieser Mangel machte sich damals um so mehr fühlbar, als es bei den Höfen Frankreichs und Preußens Gebrauch war, jede Staatsaction durch gelehrte historische Deductionen in Form gedruckter Promemorias, Broschüren und polemischer Schriften einzuleiten und zu begründen. Dieses Bedürfniß steigerte sich für den österreichischen Hof da-

durch, daß Maria Theresia in manche, wie allbekannt, für die Monarchie lebenswichtige Streitfragen verwickelt wurde. Der Ruf nach Einrichtung eines Archivs wäre vielleicht auch diesmal verhallt, hätte nicht der Hofkanzler Haugwitz (siehe A. D. B. XI, 66) in T. eine berufene Person für das Sammeln der Archivalien vorgeschlagen. Durch das Decret des Directoriums vom 13. September 1749 aufgefordert, einen Plan für die Einrichtung des Archivs zu entwerfen, verfaßte T. einen solchen. Er zeigt, daß T. die nöthigen Eigenschaften zu der ihm gestellten Aufgabe besaß: Energie, umfassendes historisches Wissen und Kenntniß der österreichischen Archive. Bei der Arbeit wurde er von zwei Gesichtspunkten geleitet: der eine, durch den Zweck des Archivs gegeben, hieß ihn Materialien zu den Gerechtsamen der österreichischen Monarchie sammeln — und er hat darunter vorzugsweise die Rechte und Ansprüche des herrschenden Erzhauses verstanden; der zweite Gesichtspunkt, das Anhäufen von möglichst viel Pergament-Urkunden, wurde ihm gegeben durch die überwiegende Bedeutung, welche damals die Urkunde den Acten gegenüber besaß, eine Folge der bahnbrechenden Arbeiten der französischen Mauriner. So bereiste er in den Jahren 1750—52 die Archive von Prag, Innsbruck, Graz und Niederösterreich und brachte ungefähr 15 000 Urkunden nach Wien. Dadurch wurde der Grundstein zu dem jetzigen Staatsarchiv gelegt. Im J. 1753 wurde das Archiv mit dem nöthigen Personal versehen, und T. wurde zum ersten Archivar unter der Leitung Bartenstein's (siehe A. D. B. II, 87) als Directors ernannt. Von anderweitigen Arbeiten, hauptsächlich von der Vorbereitung des Lehrmaterials für den Kronprinzen Erzherzog Josef in Anspruch genommen, überließ Bartenstein die Sorge für Einrichtung und Ordnung des Archivs dem T. Dieser wählte die nöthigen Localitäten aus, legte eine ganze Reihe von Repertorien an und versorgte das Archiv mit einer Hausbibliothek; auch schuf er eine Sammlung von Siegeln und Siegelabgüssen. Ihm schwebte ein ähnliches Ideal vor, wie wir es heute von einem Archive haben: ein Institut, welches, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, im Stande ist, auf alle historischen Fragen eine erschöpfende Antwort zu geben. Er hat also beträchtlich mehr angestrebt, als ihm die officielle Aufgabe vorschrieb. In diese Bahn führte ihn gewiß seine umfassende Bildung, und gerade diese veranlaßte ihn, den neuen Lehren der historischen Wissenschaft, wie sie eben auch an die Pforten Oesterreichs pochten, dieselben zu öffnen; denn jetzt erst verlangte man zur Sicherstellung einer historischen Thatsache das Zeugniß von Urkunden, Münzen und Denkmälern, so wie bei dem Forscher die Kenntniß der Diplomatik, der Paläographie und der übrigen Hülfswissenschaften. Weiteren Kreisen war das Archiv damals noch so gut wie verschlossen. Diesem Mangel suchte T. dadurch abzuhelfen, daß er sich in steter Correspondenz mit allen historischen Größen befand, und daß er ihre Zweifel und Irrthümer auf Grund der Materialien seines Archivs berichtigte. Es genügt, nur einzelne jener Persönlichkeiten anzuführen: den Hofhistoriographen Herrgott (s. A. D. B. XII, 212), Bessel (II, 567), den Herausgeber des Chronicon Gottwicense, die Brüder Pez (XXV, 569), den Vater der historischen Kritik in Böhmen G. Dobner (V, 275) und viele andere. Einen indirecten Nutzen hat die historische Forschung also doch aus seinen Arbeiten gezogen, trotzdem er kein gedrucktes Werk hinterlassen hat. Das Haus- und Staatsarchiv besitzt einzelne seiner Arbeiten im Manuscript, theils Denkschriften, die er in höherem Auftrage schrieb, theils selbstständige historische Untersuchungen. Er starb im 77. Lebensjahre, nachdem er im J. 1759 den Titel eines Hofraths erhalten hatte. Seine zwei Söhne Joseph und Ignaz, welche sich gleichfalls dem Staatsdienste widmeten, sind wegen der Verdienste des Vaters im J. 1780 in den Ritterstand erhoben worden. Für die Bedeutung Taulow's sind die Worte bezeichnend, mit welchen Kaunitz von dessen Nach-

r spricht, als es sich nach dem Tode Taulow's um Besetzung seiner Stelle elte: „Die Ehre des Hofes und der wesentliche allerhöchste Dienst erfordern, die Auswahl und die dereinstige Anstellung des gelehrtesten, in der Ge- te, Diplomatie, in jure publico etc. erfahrenen Mannes, der nur irgendwo eutschland zu finden sein wird, fürzudenken."

Hormayr, Archiv ꝛc. Jahrg. 1810, S. 405; 1815, S. 428. — Gräffer Czikann, Oesterr. National-Encyklop., Wien 1836, IV, 416. — Fiedler, lav. Bibl., Wien 1858, II, 1—45 (Correspondenz G. Dobner's mit Tau- w v. R.). — Wolf, Gesch. d. k. k. Archive in Wien. Wien 1871, S. 26. — urzbach, Biogr. Lexikon, Wien 1874, XXVII. — v. Arneth, M. Theresia's zte Regierungszeit. Wien 1876—79, IV, S. 39 u. 60. — Acten des taatsarchivs.

V. Kratochvil.

Taurellus: Nicolaus T., ein als Mediciner angesehener, als Philosoph vorragender Gelehrter, ist am 26. November 1547 in der damals württem- gischen Stadt Mömpelgard geboren, wo sein Vater Stadtschreiber war. Sein me ist wahrscheinlich eine Latinisirung von Oechslein (Feuerlein weist auf en „Jacobus Oechslein sive Taurellus" hin, der im gleichen Jahrhundert in n nicht weit entfernten Schlettstadt lebte). Die Familie war protestantisch. der Vater in bescheidenen Verhältnissen lebte, hätte Nicolaus schwerlich einen ehrten Beruf wählen können, wenn ihm nicht eine von dem Grafen Georg n Mömpelgard zu solchen Zwecken gestiftete Summe zu Gute gekommen wäre. war es ihm möglich, 6 Jahre in Tübingen zu studiren, wo ihm auch vom rzog Christoph von Württemberg häufig Unterstützungen zugingen. Er wandte zuerst der Theologie und Philosophie zu. Der damals berühmte Jacob egk (s. A. D. B. V, 21) weihte ihn in die Lehre des Aristoteles ein; bei Sa- el Heilandus hörte er Ethik. 1565 wurde er Magister der Philosophie. ch entschloß er sich einige Zeit darauf, „certis de causis" zur Medicin über- ehen. Die Aussicht, sich künftig den festgesetzten Lehren einer bestimmten nfession fügen zu müssen, mochte ihm, der sein ganzes Leben hindurch das gemein-Christliche betonte, wenig behagen. Einen andern dieser „gewissen ünde" läßt der Widmungsbrief seines „Philosophiae triumphus" errathen: n klarer Kopf und sein gerader Charakter empörte sich gegen die damals rschende Lehre von der „zweifachen Wahrheit". Diese eigenthümliche Theorie r bereits im 13. Jahrhundert verbreitet, wurde schon damals von der Kirche urtheilt, erhielt sich aber mit zäher Lebenskraft und fand im Anfang des Jahrhunderts ihren Hauptvertreter in dem Alexandristen Pomponazzo. Auch sie vom Lateranconcil 1512 abermals verdammt wurde, entbrannte der reit um die „duplex veritas" nur noch heftiger. Man kann die Lehre als Gegenstück jener „doppelten Buchführung" betrachten, die in unserem Jahr- dert von R. Wagner vertreten wurde. Wie Wagner im Interesse des Glau- der geoffenbarten Wahrheit eine selbständige Stellung neben der ihr wider- enden wissenschaftlichen Wahrheit sichern wollte, so unterschied man damals ich wohl mehr im Interesse der Philosophie) zwischen einer philosophischen rheit und einer unter Umständen dieser direct widersprechenden theologischen. Theorie war in Tübingen verbreitet, als T. dort studirte, und er betont as ihm da Eines mißfallen habe, nämlich der Gebrauch, in den üblichen ten Disputationen auszurufen: „Das ist philosophice gemeint, nicht theo- - Damals, fügt er hinzu, habe er zum ersten Male eingesehen, daß es zweifache Wahrheit geben könne, sondern nur eine. Zugleich wurde ihm klar, wodurch dieser unwürdige Zustand allein beseitigt werden [illegible] die Befreiung von der Autorität des Aristoteles. Mit so re[illegible] ten konnte er sich aber in der bisher geplanten Laufbahn we[illegible]

auf eine Anstellung machen. Auch ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen, daß T. 1567 oder 1568 eine Reihe philosophischer Thesen veröffentlicht hat, in denen schon die Grundgedanken seiner späteren Werke enthalten waren. Der ungünstige Erfolg dieser Veröffentlichung (man warf ihm wahrscheinlich schon damals vor, „er glaube an Nichts und sei schlimmer als ein Türke") kann seinen Entschluß, Mediciner zu werden, endgiltig befestigt haben.

1570 wurde T. zu Basel Doctor der Medicin. Ein Jahr später begannen Verhandlungen, die seine Anstellung als Leibarzt bei dem Prinzen Friedrich von Württemberg zum Ziele hatten, sich aber infolge der Einsprache schwäbischer Theologen zum großen und dauernden Kummer des T. zerschlugen (wohl auch eine Wirkung jener Thesen). Nachdem dieser Plan gescheitert war, ließ er sich — wahrscheinlich 1572 — in Basel als Docent der Medicin nieder. Er heirathete hier vor 1578 Katharina, die Tochter des Stadtschreibers Israel Aeschenberger und der Anna, geb. Keller, die sich als Verfasserin eines Kochbuchs für Kranke bekannt machte und später als Wittwe bis zu ihrem Tode (1596) bei der Tochter lebte. Der Ehe entsprangen 13 Kinder, von denen aber schon 1591 8 (nicht 7, wie es bei Schmid-Schwarzenberg heißt) gestorben waren. Von dem Schicksal der andern, zweier Söhne und dreier Töchter, ist nur wenig bekannt. Während seines Aufenthaltes in Basel hatte T. unter materiellen Sorgen viel zu leiden. Auf ein öffentliches Amt hatte er wenig Aussicht, und der Versuch, eine 1579 frei gewordene Lehrstelle in Straßburg zu erhalten, mißlang. Dazu kamen die vielfachen Anfeindungen, die er seit der Veröffentlichung seines ersten größeren philosophischen Werkes, des „Philosophiae Triumphus" (1573) zu bestehen hatte. Diese Anfeindungen lassen sich leicht begreifen. Zwar hatte Luther zuerst die ganze scholastische Philosophie und den Aristoteles verworfen; aber schon Melanchthon, der eine ungelehrte Theologie als eine wahre „ilias malorum" bezeichnete, hatte ausgesprochen, man könne den Aristoteles einfach nicht entbehren, so daß sehr bald die Verehrung des „Augapfels" Aristoteles und damit auch die Theorie von der zweifachen Wahrheit unter den protestantischen Theologen vorherrschte. Und nun kam T., nicht geschreckt durch das Schicksal des nur ein Jahr vorher ermordeten Ramus, mit einem kühnen Angriff gegen die duplex veritas und gegen den blinden Autoritätsglauben, den er als ein Brandmal der Philosophie bezeichnete. Er selbst sah voraus, daß dieses Buch, in dem er es z. B. aussprach, daß die aristotelische Lehre von der Ewigkeit der Welt trotz der Autorität des Aristoteles nicht weniger falsch sei, als wenn sie Thersites oder irgend ein anderer Erzlügner aufgestellt hätte, den Meisten als der Ausdruck einer knabenhaften Keckheit erscheinen werde. Und in der That fiel man von allen Seiten über ihn her. Die Theologen waren ebenso unzufrieden wie die Philosophen. Man verspottete den Titel und den schlechten Stil; man bestritt Stellen, die man gar nicht verstanden hatte und überhäufte den Verfasser mit Schmähungen und Verleumdungen. T. zog es nach solchen Erfahrungen vor, sich längere Zeit auf sein Lehrfach, die Medicin, zu beschränken. — In seinen äußeren Verhältnissen trat noch in Basel dadurch eine kleine Besserung ein, daß er dort etwa 1576 als Nachfolger Theodor Zwinger's Professor der Ethik wurde. Aber innere Befriedigung wurde ihm erst zu theil, als er 1580 zum Professor der Medicin in Altdorf ernannt wurde, wo er bald eine geachtete Stellung einnahm und seines Lehramtes mit großem Erfolg waltete. 1581 gab er ein größeres medicinisches Werk heraus, „Medicae Praedictionis Methodus"; in dem Vorwort macht er seinem Groll über die ungerechten Angriffe Luft und nennt die Anhänger der duplex veritas vom Satan verführte Thoren, die Christus und Belial in Einem Geiste verknüpfen. 1585 erschien sein „Commentarius in quosdam libros Arnoldi de Villanova", 1586

philosophische Schrift nach dem „Philosophiae Triumphus“, „De Vita
Libellus“, aus deren Aufnahme er sehen wollte, was er von weiteren
ischen Veröffentlichungen zu erwarten habe. 1592 und 1595 gab er
idchen Gedichte heraus, die „Emblemata Physico-Ethica“ und die „Car-
ebria“. Endlich 1596, 23 Jahre nach der ersten Hauptschrift, trat er
it einem wichtigen philosophischen Werk vor die Welt, der „Synopsis
s Metaphysices ad normam christianae religionis emendatae et com-
Wie es schon der Titel verräth, hält T. hier an seinem alten Stand-
ft, wonach auch Aristoteles, dessen Größe er übrigens vollständig an-
ier Kritik unterliegt und in wesentlichen Punkten verbesserungsfähig ist.
i einer anderen Schrift haben die eigenen Ansichten des T. einen so
id wirksamen Ausdruck gefunden wie hier. Sätze wie: „praestantius
quam contemplari“ oder „Deus conservat, quando non corrumpit“ er-
i ihrer prägnanten Kürze an Spinoza. — Nachdem so T. sein eigent-
jenswerk mit jugendlichem Feuer wieder ergriffen hatte, drängte es ihn
rem Schaffen. Schon 1597 erschien seine große Streitschrift gegen
i's „Quaestiones Peripateticae“, die „Alpes Caesae“ (Wortspiel). Gegen-
Pantheismus Caesalpin's, der in Deutschland Einfluß gewonnen hatte
in Altdorf selbst durch Scherbius vertreten war, ruft T. aus, der echte
s sei ihm immer noch tausendmal lieber, als solche fälschlich als aristo-
isgegebenen Irrlehren. Für Caesalpin ist Gott nicht die causa effi-
ndern die causa constituens der Welt; Gott ist die allgemeine Welt-
der Mensch erkennt nur dadurch, daß Gott in ihm sich selbst erkennt
!). Aber, erwidert T., wenn so alles Geistige in der Einen Weltseele
vie kommt es, daß Johannes nicht weiß, was Paulus denkt? Und wo
er ähnlich wie E. Du Bois Reymond Fechner gegenüber, das Herz
Gehirn, in dem diese Weltseele wohnt? — 1598 starb die erste Frau
„ein vollkommenes Muster aller weiblichen Tugenden“, wie sie der da-
lector der Universität genannt hat. Im Jahre darauf vermählte er sich
ila Haller von Hallerstein, der Tochter eines Nürnberger Senators.
iß nicht, ob dieser Ehe Kinder entsprangen. 1603 veröffentlichte er die
ogia“ (De Mundo), in der er sich mit Piccolomini auseinandersetzte. Er
hier die „Maschine dieser Welt“, die einen so wunderbaren „mutuus
s“ ihrer Theile zeigt, mit einem zweckmäßig eingerichteten Uhrwerk, so
i vielleicht hier ebenso wie bei Descartes von einem ersten Keim des
(-)Leibniz'schen Uhrengleichnisses sprechen kann (Leibniz war mit den
ves T. sehr vertraut und rühmte ihn als einen deutschen Scaliger). Im
Jahre erschien die „Uranologia“, der 1604 das letzte Hauptwerk „De
ternitate“ folgte, in dem er mit berechtigtem Stolz bekennt, Schegk
Kühnheit seines ersten Werkes mit dem jugendlichen Feuer entschuldigt,
sei durch das Alter weder kühler noch furchtsamer geworden. Und in
: wie er als Jüngling den Plan gefaßt hatte, das Wissen mit dem
zu versöhnen, so ruft er am Schluß seines letzten Hauptwerkes aus:
Millionen von Gründen zur Gewinnung des Heils gewonnen werden
so gäbe es doch keinen, der mit der wahren Philosophie mehr überein-
könnte, als die christliche Religion“. — 1606 wüthete in Altdorf die
ine der Mägde des T. erkrankte; er floh zuerst, kehrte dann zurück,
on der furchtbaren Krankheit ergriffen und starb am 28. Sept. 1606.
er Ansteckungsgefahr wurde er am gleichen Tage begraben.
er den angeführten Schriften hat T. noch eine Reihe von Abhandlungen
n, die aber zum Theil nicht veröffentlicht wurden. Außerdem rührt
eine größere Anzahl von Dissertationen her, darunter die „Theses de

procreatione hominis", die von der Facultät als „etwas schambar" zurückgewiesen und durch die „Theses de partibus corporis humani" (1583) ersetzt wurden. — T. war klein von Gestalt, was einen Basler Dichter zu dem durch Caspar Schoppe überlieferten, sehr zweideutigen Verse begeisterte: „Oechslein zwar von Gestalt, bist Du ein Ochse an Geist". Unter den wenigen Freunden des T. ist der Marburger Semiramist Goclenius (s. A. D. B. IX, 308) zu erwähnen.

Die Hauptpunkte seiner Lehre sind folgende. Die Theorie von der zwiefachen Wahrheit und damit der Widerspruch zwischen Philosophie und Theologie ist völlig zu verwerfen. An ihre Stelle muß die Versöhnung von Wissen und Glauben treten; ja die Philosophie muß das Fundament werden, das die Theologie trägt. Der Unterschied zwischen beiden beruht darauf, daß die Philosophie Alles erschließt, was für das natürliche Licht des Erkennens erreichbar ist, also Alles, was Adam vor dem Fall hätte wissen können (si peccatum non esset, sola viguisset philosophia), während die Theologie von den geoffenbarten Thatsachen handelt, die infolge des Sündenfalles dem göttlichen Willen entsprungen sind. Mit dieser Unterscheidung ist die Grundlage zur Versöhnung gewonnen. Doch ist sie nur dann möglich, wenn man sich von der Autorität des Aristoteles befreit, dessen Lehre in wichtigen Punkten der christlichen Religion zuwiderläuft. Hier bedarf es einer selbständigen Philosophie. Das zeigt sich gleich bei dem höchsten Princip, dem Begriff Gottes. Gott ist nicht bloßer Nus, denn durch das Denken allein kann nichts bestehen. Praestantius est esse quam contemplari. Gott ist — nicht indem er denkt, sondern indem er von Ewigkeit zu Ewigkeit sich selbst setzt. Actione Deus subsistit; ab aeterno se ipsum fecisse dicendus est (vgl. Fichte's Thathandlung). Gott ist agens, effectus et actio (auch necessitas, potentia und voluntas); darauf beruht die Trinität. Gottes Seligkeit ist in diesem Sichselbstsetzen enthalten. Er bedarf daher der Welt weder um eine Thätigkeit zu haben, noch um glücklich zu sein (entschiedenster Dualismus). Damit ist schon erkannt, daß die Welt nicht von Ewigkeit her zu existiren braucht. In der That ist die Welt in einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen, und zwar aus Nichts (die „erste Materie" der Philosophen ist das Nichts der Theologen; sie ist Negation, Gott Affirmation). Die Welt muß einen Anfang haben, denn sie ist frei geschaffen, während Gottes ewiges Schaffen (sein Sichselbstsetzen) nothwendig ist. Auch ist sie nur um der Menschen willen da, und die Menschen existiren nicht seit Ewigkeit. Endlich müßte auf der Erde, wenn sie ohne Anfang wäre, Berg und Thal schon ausgeglichen sein (vgl. den modernen Beweis für den Weltanfang aus der Entropie des Weltalls). Ebenso muß die Welt, da die Menschen nicht den Zweck haben, immer auf Erden zu sein, einmal ein Ende haben. — Sie ist eine Vielheit, deren Einheit von Gott gesetzt, also nur formal ist, wie die einer Uhr. Ihre Entwickelung verläuft zweckmäßig, ohne daß Gott, der sie ja in sechs Tagen geschaffen hat und dann ruhte, beständig verbessernd und erhaltend eingreifen müßte. Ein so schlechter Baumeister ist Gott nicht; das künstliche Uhrwerk läuft — paucis exceptis miraculis — von selbst weiter; Deus conservat, quando non corrumpit (Deismus). Jede Personificirung der Naturkräfte ist zu verwerfen. — Gott hat die Menschen geschaffen als specula potentiae suae, damit sie die Seligkeit, die er actione hat, durch Contemplation liebend genössen — also als „sel'ge Spiegel seiner Seligkeit". Diese Erkenntnißkraft des Menschen ist etwas Actives; die aristotelische Unterscheidung von thätigem und leidendem Verstand ist hinfällig; der Geist ist keine bloß passive tabula rasa, sondern actio, wie denn überhaupt nihil penitus actionis expers ist (man hat hier an Maine de Biran's Lehre vom effort erinnert). Der Sitz der Seele ist im Gehirn und im Herzen. — Der Mensch hat seine Seligkeit durch den Willen eingebüßt. Er sollte intelligendo selig sein —

etwa wie wenn ein reicher Herr einen schönen Baum pflanzt, dessen Anblick und Duft genossen werden darf, während die Früchte nur für den Herrn selbst sind (der Baum der Erkenntniß). Die ersten Menschen begehrten aber auch die Frucht; da hat Gott sie verstoßen und die Erde verflucht, so daß alle Uebel (auch der Tod) von des Menschen Willen stammen (Theodicee). — Nach dem Tode wird die Seele des Lebens beraubt — das Leben (Bewußtsein) gehört also nicht wesentlich zur Seele — und bleibt so bis zum jüngsten Tag. Dann ersteht sie wieder, mit einem neuen Leib bekleidet, in einer neuen Welt. Das Leben in dieser neuen Welt muß sich die Philosophie, die nur mit Gottes Gerechtigkeit zu rechnen hat, als bitterste Qual, als endlose Strafe vorstellen — und das ist das Ende der Philosophie. Das Ende der Philosophie ist die Verzweiflung; nostrae fructus contemplationis est desperatio. — Eben darum aber erhebt sich nun auf diesem Fundamente die christliche Religion, die Offenbarung des göttlichen Liebeswillens in ihrer ganzen Herrlichkeit. Gerade weil uns die Philosophie lehrt, daß unser natürliches Denken zur Verzweiflung führt, ist ihre schönste Ergänzung die Offenbarung der göttlichen Gnade — die Versöhnung von Wissen und Glauben ist erreicht.

Jo. Jac. Baieri Biographiae professorum medicinae, qui in Academia Altorfina unquam vixerunt. Nürnberg und Altdorf 1728. — Jac. Wilh. Feuerlein, Taurellus defensus. Nürnberg 1734. — F. X. Schmid aus Schwarzenberg, Nicolaus Taurellus, der erste deutsche Philosoph. Neue Ausg. Erlangen 1864. Karl Groos.

Taurinus: Jacobus T., gelehrter Prediger und Theolog, scharfsinniger Schriftsteller und Vertreter der remonstrantischen Sache, war zu Schiedam 1576 geboren, wo sein Vater Petrus Taurinus reformirter Prediger war. Er studirte seit 14. November 1590 zu Leiden Theologie unter Franciscus Junius, Lucas Trelcatius, Bertius und Gomarus, und zählte unter seine besten Commilitonen Wilhelm van Zyll, Karl Ryckewaert, Everard Booth, Johann Narsius, Eduard Puppius, Simon Goulart und Andere. 1600 trat er das Predigtamt in der Gemeinde S. Woud bei Delft an, folgte aber schon im folgenden Jahre einem Rufe nach Delftshaven und 1605 nach Utrecht. Diese Gemeinde, wie überhaupt die ganze Provinz, nahm damals eine ganz besondere kirchliche Stellung ein, indem sie, nach beendigten Streitigkeiten der calvinistischen Consistorialen mit den Anhängern der ehemaligen St. Jacobsgemeinde des Hubertus Duifhuys, seit 1590 ganz und gar unter Vormundschaft des Magistrates gestellt war. Das Consistorium übte daher nur einen sehr geringen Einfluß auf die Wahl der Prediger aus, und die Gemeinde trat erst 1618 in den allgemeinen kirchlichen Verband der niederländischen Kirchen ein. Der Magistrat hielt die Macht fest und wehrte jeden streng calvinistischen Prediger ab. Als T. am 19. October 1605 das Predigtamt dort antrat, fand er als Collegen Heinrich Cäsarius, Johann Gerobulus, Everard Booth und Johann Speenhoven, welche Alle als milde und freisinnige Männer bekannt waren. Mit einander nahmen sie bald die Sorge für sämmtliche Gemeinden ihrer Provinz in die Hand, und besonders durch Vermittlung Uytenbogaert's gelang es ihnen im folgenden Jahre, die Genehmigung der Obrigkeit dafür zu erhalten, daß eine Provinzialsynode von ihnen zusammenberufen werde, welche eine allgemeine kirchliche Organisation für die Utrechter Gemeinden herstellen sollte, wie sie die übrigen Provinzen schon hatten. Die von dieser Synode festgestellte Ordnung, deren Anpassung und Ausführung dem T. und seinen Mitdeputirten aufgetragen wurde, brachte ihn in fortwährende engere Berührung mit den einflußreichsten politischen Männern, wie Gillis von Ledenbergh, Stadtsecretär, und rückte ihn immer mehr in den Vordergrund. Eifrig beschäftigten ihn die vielseitigsten kirchlichen Angelegen-

heiten der Gemeinden, Armenpflege und Schulwesen, wie auch um 1615 die Herstellung eines neuen Gesangbuchs (Hymni ofte Loffsangen op de Christelycke Feestdagen ende andersins), das sich durch Ausmerzung jeder dogmatischen Härte löblich auszeichnete, leider aber niemals eingeführt ist. Nach 1610 fingen die Arminianischen Streitigkeiten an, auch die Utrechter Gemeinde zu beunruhigen. Zwar traten die Prediger und der Magistrat dabei mit großer Mäßigung auf, und die Provinzialsynode entwarf 1612, dabei von Uytenbogaert beeinflußt, eine durchaus treffliche Kirchenordnung; sie versuchten aber umsonst, die Ruhe zu erhalten. Bald wurde vor Allen T. des Arminianismus verdächtigt, besonders als er in einer kleinen Schrift „de Brandclock" Konrad Vorstius vertheidigt hatte und die calvinistischen Prediger Plancius und Trigland den ungenannten Verfasser deshalb angegeifert hatten. Ohne Namen gab er nun mehrere kleine Streitschriften, wie einen „Discours" und „Corte ontdeckinge van den leugengeest" zur Bekämpfung seiner Gegner heraus, trat aber 1615 und 1616 mit einer weit bedeutenderen Schrift hervor, als Trigland in seiner „Rechtgematichde Christen" versucht hatte, nachzuweisen, die fünf remonstrantischen Artikel seien nicht zu dulden. Mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn widerlegte T. in zwei Büchern „Van de Onderlinghe Verdraegzaamheydt" Trigland's Schrift und trat darin als kräftiger Streiter für Toleranz in Religionssachen auf. Er goß aber damit nur Oel ins Feuer, und bei den weiteren Streitigkeiten hielt auch T. seine Feder nicht frei von Bitterkeit. Blutig geißelte er 1617 das Auftreten der Calvinisten in der Schrift „Zedich onderzoek naer eenige handelingen in Gelderlandt" und widerlegte noch im selben Jahre in seiner „Nasporingh" den Vorwurf, daß die Heterodoxie der Remonstranten staatsgefährlich sein sollte. Weniger streng gehalten war seine „Ernstige aenspraeck aan de Maeght van Hollandt" und „Vertellingh van een droom", welche bald folgten. Als aber um diese Zeit der englische Gesandte Carleton sich in diese Zwistigkeiten einmischte und in der Versammlung der Allgemeinen Staaten eine heftige Rede wider die Remonstranten hielt, unterwarf T. diese Philippica einer überaus scharfen Kritik in seiner anonymen „Weegschael". Diese Schrift, vielleicht die merkwürdigste und meist schlagende aller Arminianischen Streitschriften, erregte großes Aufsehen und Aergerniß, weshalb die Staaten für die Entdeckung des Verfassers und des Druckers einen Preis von 1600 Gulden aussetzten. Es kam aber nicht zur Entdeckung, ehe sich die Dinge in Utrecht im August 1618 ganz umgewandelt hatten. Indessen ruhte Taurinus' scharfe Feder aber nicht. Wiederum ohne Namen erschienen die Schriften: „Wat wonder oudt nieuws" wider den wallonischen Prediger Fabrice de la Bassecour zu Amsterdam, „Reuckappel", „Verhael van den grond en aenvang der Nederlandsche oorloghen", „Notulen op het afscheydt der predicanten van Nimwegen ghegeven", „Vraegh-al" und „Bloempotgen". Es kann nicht Wunder nehmen, daß dieser unermüdete und gelehrte Wortführer der remonstrantischen Sache den Calvinisten mehr als jeder Andere verhaßt war. Daher hielt T. es für gerathen, als Prinz Moritz im Juli 1618 das Stadtregiment zu Utrecht geändert hatte und Oldenbarnevelt verhaftet war, heimlich abzureisen. Aus Zalt-Bommel schickte er zwar einen Brief an den Magistrat zur Verantwortung seiner Abreise und bot darin seine Heimkehr unter dem Schutze einer Wache an, war aber indessen nach Herzogenbusch und demnächst nach Antwerpen ausgewandert, wo er nach wenigen Tagen von ernster Krankheit ergriffen wurde und am 22. September in Uytenbogaert's Beisein starb, nachdem er noch auf seinem Todtenlager sich als der einzige Verfasser der vielverhaßten „Weegschael" erklärt hatte. Er hinterließ eine Wittwe Beatrix von Wyngaerde und fünf Kinder.

Dr. H. C. Rogge, Archief over Nederl. Kerkgesch. III. 2 bl. 105—
— Vgl. ferner Dr. H. C. Rogge, Uytenbogaert II. 2 bl. 220 v. v. —
ius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

J. C. van Slee.

ausig: Karl T., einer der bedeutendsten Claviervirtuosen seiner Zeit,
am 4. November 1841 zu Warschau, † am 17. Juli 1871 zu Leipzig.
Vater Aloys T., ein Schüler Thalberg's und ein tüchtiger Clavierspieler,
h die Erziehung seines Sohnes sowol in wissenschaftlichen Fächern als in
usik sehr angelegen sein; später gab er ihn zu Liszt, der in Weimar resi-
nd dem aus allen Theilen der Welt die bedeutendsten Kräfte zuströmten,
ihm die letzte Feile an ihre Technik als Claviervirtuose zu legen. Liszt
an dem originellen Jünglinge das größte Interesse, und obgleich er so
nders veranlagt war wie er selbst, so schien dies gerade den Reiz noch
öhen. Aus jener Zeit besitzen wir in dem Briefwechsel von Liszt und
Wagner (Lpz. 1887, II, 197) einen trefflichen Commentar zur Er-
ng Tausig's. Liszt schreibt am 18. Mai 1858 an Wagner: „Da sende
einen Wunder-Kerl, liebster Richard. Nimm ihn freundlich auf. —
soll Deinen Erard gehörig bearbeiten und Dir allerlei Zeug zusammen-
— Empfehle ihn unseren gemeinschaftlichen Freunden in Zürich." (Wagner
amals als Verbannter in Zürich.) Darauf antwortete Wagner am 2. Juli
„Eine große Freude machtest Du mir mit dem kleinen Tausig" (T. war
17 Jahre alt, war aber von Figur schmächtig und nur mittelgroß).
ist ein schrecklicher Junge: bald staune ich über seinen eminent entwickelten
d, bald über seine rasende Art. Der muß etwas ganz Außerordentliches
, wenn er überhaupt etwas wird. Mit seinem fürchterlich starken Ci-
rauchen und Theetrinken, bei gänzlichem Mangel aller Aussicht auf Bart,
t er mich wie die jungen Enten die Henne, die sie aus Versehen aus-
t, wenn sie ins Wasser gehen. Wohin der es noch bringen soll, begreife
ht, Schnapps und Rhum (!) bekommt er bei mir aber nicht. Meiner
träglich soutenirten Tafel thut er aber wenig Ehre an; er setzt sich fast
l mit der Erklärung, gar keinen Appetit zu haben, zu Tisch, was mir
weniger Freude macht, als ich weiß, daß dies vom vielen zuvor ge-
Käse oder Zuckergebäcke kommt. In dieser Art martert er mich eigent-
ändig, ißt mir einzig meine Zwiebacke weg, mit denen selbst mich meine
hr kurz hält. Spaziergänge sind ihm ein Gräuel: dennoch behauptet er
itzugehen, wenn ich ihn zu Hause lassen will; nach der ersten halben
streitet er dann bereits 4 Stunden gegangen zu sein . . . Natürlich
mir der Junge auch außerdem noch große Freude: wenn er sich wie ein
enimmt, redet er doch meistens wie ein Alter, und zwar von scharfem
Ich kann mit ihm Alles und jedes Thema vornehmen, er wird mir
t mit Helligkeit und großer Receptivität zu folgen wissen. Dabei ist es
en so rührend und ergreifend, wenn dieser Junge mir dann ein so tiefes
Gefühl und eine so weit hin empfindende Sympathie zeigt, daß er mir
rstehlich nahe kommt. Musikalisch ist er jedenfalls enorm befähigt und
sendes Clavierspiel macht mich schaudern. Da muß ich denn immer an
nken . . .". Auch im nächsten Briefe vom 8. Juli 1858 beschäftigt er
t ihm und vertheidigt ihn gegen Liszt. Tausig's erstes Auftreten als
e rief eine heftige Opposition hervor. Die Verehrer Liszt's und Wag-
oben ihn gen Himmel, während ihn alle Uebrigen sehr sch[illegible] theilten.
eine Anerkennung fand nur seine bis dahin noch nicht b[illegible] Sicher-
eine Klarheit im Ton, die selbst bei den stärksten Stel[illegible], da-
mißfiel sein Anschlag, die Härte seines Tones und das w[illegible]rmen,

dem kein Instrument gewachsen war; unter seinen Schlägen büßte das Instrument jeden Wohlklang ein. Seit 1859 hatte er einige Concertreisen unternommen und sich dann in Dresden niedergelassen, doch hier fand er wenig Anerkennung. Er ging um 1861 nach Wien, doch auch hier fand man nur Gefallen daran, ihn mit Tadel zu überschütten. Hanslick (in der Presse) rühmt ihm zwar eine nicht gewöhnliche Begabung, außerordentlichen Fleiß, Bravour, Kraft, Ausdauer Gedächtniß und Witz nach, doch im übrigen setzt er ihm scharf zu. Als Schluß sagt er über sein erstes Concert: „Keine einzige Vortragsnummer des Herrn T. hat uns mit einem reinen, befriedigenden oder gar tiefen Eindruck entlassen.“ Die Deutsche Musikzeitung von Selmar Bagge (Wien 1862, S. 390) stößt in dasselbe Horn: sein stechender Anschlag, „der das Clavier förmlich wimmern macht“, sein Pianissimo, „nur gestreift, getippt, gefegt, lange Perioden nachlässiger Gleichgültigkeit“ setzen den Referenten in Zorn, so daß er sich zu dem Ausspruche verleiten läßt: nicht Ueberkraft, sondern im Gegentheil Blasirtheit ist der Grundcharakter von Tausig's Spiel. T. wandte auch Wien den Rücken und ging nach Berlin. Hier fand er einen durch H. v. Bülow's vielfaches Auftreten als Virtuose gut vorbereiteten Boden. Die überschäumende Jugendkraft hatte auch bereits einer ruhigeren Auffassungsgabe Raum geschaffen und so fand er in Berlin, wenn auch nicht unbedingte, dennoch eine seinen Leistungen entsprechende Anerkennung, die sich von Jahr zu Jahr in einer Weise steigerte, daß er schließlich den Sieg über alle Gegner davontrug und so oft er auch öffentlich auftrat, stets einen gefüllten Saal fand. Der Schreiber dieser Zeilen hat ihn mehrfach gehört und Gelegenheit gehabt, einen Vergleich mit Bülow's Spiel zu machen. Tausig's Unfehlbarkeit war staunenswerth, sein Vortrag stets von einer wahren Sonnenklarheit, sowol im Forte als Piano. Technische Schwierigkeiten gab es für ihn nicht. Der Zuhörer war seiner Sicherheit ebenso gewiß wie T. selbst und konnte sich ganz dem Genusse hingeben, freudig angeregt durch diese Titanenleistungen. Man vergaß dabei oft, daß T. ein inniges Gefühlsleben abging, was v. Bülow in so hohem Grade besaß. Der Zuhörer kam aus dem Staunen nicht heraus, empfand aber doch nachträglich eine Leere, statt innerliche Befriedigung. Bei T. stand die Technik obenan, während sie bei Bülow nur das Mittel zum Ausdruck der Empfindung bildete. Das war der große Unterschied zwischen den beiden Heroen in den 60er Jahren. T. war Bülow technisch überlegen, doch als Interpret classischer Compositionen stand Bülow unerreicht da. Im J. 1869 gründete T. ein Musikinstitut für das höhere Clavierspiel, welches er bis zu seinem Tode leitete, wobei er sich eines großen Zuspruchs erfreute. In seinem bürgerlichen Leben blieb er ein Freund von Extravaganzen, wie ihn schon Richard Wagner als Jüngling schildert und man erzählte sich manch komischen Zug. Als Componist hat er auf dem ihm so kurz zugemessenen Lebenswege wenig geleistet, doch hat er sich verdient gemacht durch Herausgabe von classischen Werken, die er für seine Schüler mit großer Sorgfalt präparirte. Auf einer Reise nach Leipzig starb er ganz plötzlich am Typhus. Seine hinterlassenen „Technischen Studien“ gab Heinrich Ehrlich bei Trautwein in Berlin heraus.

Rob. Eitner.

Taute: Gottfried Friedrich T. wurde geboren in Neidenburg am 26. November 1794. Sein Vater war Arzt, starb 1803 in Warschau. T. wurde in Willenberg und Königsberg erzogen, besuchte das dortige Friedrichscolleg, bezog 1815 die Universität Königsberg, promovirte 1822 mit der Arbeit: „Commentatio de religionum origine ac notione“, die von Herbart als interessant bezeichnet wurde, machte dann große Reisen (1825 wohnte er der Beisetzung Ludwig's XVIII. in St. Denis bei) und habilitirte sich 1825 auf Grund der Schrift: „De psychologico religionis fundamento“ als Privatdocent

der Philosophie. Er scheint im Lehrkörper wenig hervorgetreten zu sein, Extraordinarius wurde er am 15. Mai 1841 und verstarb am 4. Februar 1862, ohne zum Ordinariat gelangt zu sein. — Seine Schriften sind: „De psychologico religionis fundamento“ (Regiomonti 1825); „Die Wissenschaften und Universitätsstudien den Zeitbewegungen gegenüber.“ Eine Rede bei Eröffnung der Sommervorlesungen (1848); „Der Spinozismus als unendliches Revolutionsprincip und sein Gegensatz.“ Rede gehalten d. 16. Okt. 1848 zur Feier des Geburtstages des Königs (Königsberg 1848); „Pädagogisches Gutachten über die Verhandlungen der Berliner Konferenz für höheres Schulwesen vom April und Mai 1849“ (Königsberg 1849); „Religionsphilosophie. Vom Standpunkte der Philosophie Herbart's“. I. Thl.: Allgem. Religionsphilosophie (Elbing 1840, Leipzig 1852). II. Thl.: Philosophie des Christenthums (Leipzig 1852). Erstes Stück: Grundthatsachen der evangel. Geschichte, zweites Stück: Kritische Erläuterungen und Uebergänge zum Begriffsmäßigen. Das Werk ist unvollendet geblieben. Endlich wäre noch anzuführen, daß T. 1842 herausgab: „Erinnerung an die Göttingische Katastrophe im Jahre 1837. Von J. Fr. Herbart.“ Ein Posthumum (Königsberg). T. las regelmäßig über Logik und Einleitung in die Philosophie. Er war ein unmittelbarer Schüler und dann College J. Fr. Herbart's. Wiewol er in allen Stücken sich genau an die Philosophie Herbart's anschließt, zeigt er sich doch in der Darstellung derselben und in ihrer Anwendung namentlich auf dem Gebiet der Religionsphilosophie als ein selbstständiger, origineller Denker, der, genau vertraut mit der Geschichte der Philosophie und den Bewegungen auf dem Gebiete der Theologie wie der Mathematik und Naturwissenschaft, in einer höchst lebendigen und originalen Schreibart seine Gedanken zur Darstellung bringt. Er vertheidigt u. a. die monarchischen, wie die positiv christlichen Grundsätze auf den Gebieten der Kirche, der Schule und des Staates, stets in vollem Gegensatze zu der spinozistisch-idealistischen Philosophie seiner Zeit.

Sein Hauptwerk ist die Religionsphilosophie. Hier gibt er weit mehr, als der Titel besagt. Das Buch enthält eine ausführliche Kritik der philosophischen Systeme von Anselm an bis auf Hegel, bringt sodann eine gedrängte, sehr in die Sache einführende Darstellung der Metaphysik, der Psychologie und der Ethik im Sinne Herbart's. Dann erst folgt das Princip der Religion. Er faßt die subjective Religion auf als eine Gedankenmasse, die sich in der Form der Begehrung befindet, die darum zur Anschauung aufstrebt und ihre Befriedigung im Anschauen Gottes findet. Als die drei wesentlichen Bestandtheile der Religion gelten ihm Vorsehung, Versöhnung und Unsterblichkeit. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den Verhandlungen über Schleiermacher, Strauß, Neander u. s. w., betreffend die Evangelien und die daraus zu gewinnenden religiösen Begriffe. Sehr eigenthümlich ist dabei, wie er die Herbart'sche Metaphysik zur Erweisung der Möglichkeit der Wunder verwendet.

Daß T. so wenig Beachtung gefunden hat, liegt wol an zwei Umständen. Einmal daran, daß die Herbart'sche Philosophie für viele etwas Unbekanntes oder doch Ungewohntes ist, und zweitens daran, daß die Kritik, wie sie T. an den Religionsphilosophen alter und neuer Zeit übt, durch neuere Darstellungen zugänglicher und leichter verständlich gemacht ist. Der akademische Senat der Albertina hat dem verstorbenen T. in Nr. 33 der Ostpreußischen Zeitung folgenden Nachruf gewidmet: „Er war einer der treuesten Schüler Herbart's, der über ein Menschenalter mit begeisterter Hingebung und unnachlassender Ausdauer die Lehren des Herbart'schen Systems über alle Zweige der Philosophie vortrug. Als Schriftsteller widmete er sich dem Ausbau der Herbart'schen Philosophie nach der Seite der Religionsphilosophie, die von Herbart selbst nur angedeutet, nicht ausgeführt war. Auch das große Werk, worin T. sie be-

handelte, ist ihm zu vollenden nicht vergönnt gewesen. Er lebte in fast einsiedlerischer Zurückgezogenheit ganz seinen vielumfassenden Studien und verkehrte nur mit wenigen Freunden. Seine strenge Pflichttreue aber und sein auf hohe Ziele gerichtetes wissenschaftliches Streben werden ihm stets ein achtungvolles Andenken bei seinen Kollegen erhalten." W. Rein.

Tavel: Franz Karl v. T. (1801—1865) gehörte einer aus dem Waadtlande stammenden Familie an, welche die Regierung von Bern, um ihr Unterthanenland enger an die Republik zu fesseln, im J. 1629 in das Bürgerrecht der Stadt und in die Reihe der herrschenden Geschlechter aufgenommen hatte. Sein Vater, Franz Rudolf v. T., Mitglied des Kleinen Rathes und Dragoneroberst, war Gutsbesitzer zu Féchy in der Waadt, seine Mutter dagegen eine Alt-Bernerin aus dem Geschlechte v. Wattenwyl. Zu Féchy wurde Karl am 22. Juli 1801 geboren. Ueber seine Jugenderziehung ist nichts Genaueres bekannt; Fachstudien scheint er nicht gemacht zu haben. Die Jahre 1819 bis 1823 brachte er im preußischen Militärdienste zu, als Officier eines Ulanenregimentes, das meistens im Rheinlande, in der Umgegend von Düsseldorf, lag. Nach Bern zurückgekehrt trat T. dem eidgenössischen Generalstabe bei, und erhielt 1827 ein kleines Staatsamt in der Finanzverwaltung. Früher im Ruf eines ziemlich leichtfertigen Weltmenschen stehend, nahm er hernach, wie man allgemein glaubte unter dem Einflusse seiner geistes- und willensstarken Gattin, Magdalena de Rovéréa, die Denk- und Lebensweise streng methodistischer Frömmigkeit an, vermöge deren er plötzlich allen weltlichen Vergnügungen entsagte, oder — wie der Geschichtschreiber sich ausdrückt — zu entsagen schien. Gab ihm schon dieser Umstand eine Sonderstellung unter seinen aristokratischen Standesgenossen, so trennte er sich von denselben noch auffallender durch seinen Anschluß an die politische Bewegung des Jahres 1830/31, welche der bisherigen Alleinherrschaft des sog. Patriciates der Hauptstadt ein Ende machte und eine neue Staatsverfassung auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes der Bürger einführte. Um so größer wurde nun das Ansehen des klugen, äußerst gewandten und mit wohlberechneter Liebenswürdigkeit auftretenden Mannes in den ganz anders gearteten Kreisen der jetzt leitenden Partei. v. T. wurde sofort zum Mitgliede der neuen Regierungsbehörde und zum Vicepräsidenten des Militärdepartementes erwählt. Schon 1832 und 1833 war er erster Vertreter seines Kantons in der eidgenössischen Tagsatzung, erhielt den Auftrag, die Regierungen der Westschweiz zu der engeren Vereinigung der „regenerirten" Kantone heranzuziehen und wurde Mitglied eines Ausschusses zur Berathung einer neuen schweizerischen Bundesverfassung, die im J. 1833 mit großen Hoffnungen begrüßt, aber schließlich mit Mehrheit abgelehnt worden ist. 1834 Vicepräsident des Berner Regierungsrathes, wurde er für 1835 zum Schultheißen ernannt und trat somit, als Vorsitzender der Behörde des „Vorortes" zugleich Präsident der Tagsatzung, erst 34 Jahre alt, an die Spitze des Schweizerlandes. Sein geschmeidiges Wesen, seine feinen gesellschaftlichen Formen, und dazu die Gewandtheit, mit der er sich der französischen wie der deutschen Sprache bediente, machten ihn ganz besonders geeignet zum Umgang mit den diplomatischen Vertretern des Auslandes, die damals noch unmittelbar mit den Kantonsregierungen verkehrten. Im Gegensatze zu dem ausgesprochenen Mißtrauen, welches in den schwierigen Zeiten die Gesandten von Oesterreich, Rußland und Preußen der neuen Schweiz entgegenbrachten, suchte v. T. seinen Rückhalt in der Gunst des französischen Botschafters. Dabei gehörte er aber gleichzeitig auch zur nähern Umgebung des Prinzen Ludwig Napoleon, als dieser einige Zeit seiner Verbannung in Bern zubrachte, vermittelte dessen Ernennung zum Berner Artilleriehauptmann und pflegte mit demselben freundschaftlichen Verkehr. Ueberhaupt galt er als Be-

günstiger der fremden Flüchtlinge, die er nicht nur gegen die heimischen Regierungen schützte, sondern in Universitätsprofessuren und wichtige Staatsämter einsetzte. Als im Frühjahr 1836 die katholische Bevölkerung im Bernischen Jura durch Regierungsbeschlüsse in ihrer kirchlichen Freiheit sich beeinträchtigt glaubte und ein Aufstand auszubrechen drohte, wurde v. T. im März nebst seinen Collegen, dem Regierungsrathe Karl Schnell (s. A. D. B. XXXII, 160) und dem Advocaten Eduard Blösch (II, 722) abgeordnet, um die Ruhe wieder herzustellen, was ihnen auch mit Hülfe von Truppen gelang. Für das Jahr 1837 wieder als Schultheiß bezeichnet, trat v. T. im Juni 1838 plötzlich ins Privatleben zurück, und hielt sich nun theils auf dem von ihm erworbenen Schlosse Bümpliz bei Bern, theils in Lausanne auf. Im J. 1843 wurde er indessen neuerdings zum Mitgliede des Regierungsrathes, und nach dem Tode des Schultheißen v. Tscharner für 1846 noch einmal zum Schultheißen erwählt. Allein bereits hatten für die Schweiz die Zeiten innerer Gährung sich eingestellt aus Anlaß der Berufung der Jesuiten nach Luzern und der Entstehung des Sonderbündnsses der katholischen Kantone. Volksversammlungen verlangten die Vertreibung des Ordens, und v. T. erhielt zu Anfang 1845 mit einem seiner Miträthe die Aufgabe, mit den übrigen eidgenössischen Regierungen — eine Centralbehörde besaß die Schweiz damals nicht — über gemeinsame Maßregeln ein Einverständniß zu erzielen. Es war schon zu spät; die Leidenschaften waren auf beiden Seiten heftig gereizt. Im März 1845 rüsteten sich in Bern und anderwärts bewaffnete Scharen, um mit Gewalt gegen Jesuiten und Sonderbund vorzugehen. Der „Freischarenzug" ging vor sich. Er hatte einen schmählichen Ausgang, riß aber in seinem Sturze auch die Berner Regierung mit sich, welche — wol nicht ohne Grund — einer zweideutigen Haltung beschuldigt wurde und sich jetzt von allen Seiten angegriffen sah. Es erfolgte 1846 ein durchgreifender Verfassungs- und Regierungswechsel. Auch v. T. mußte weichen. Er verließ Bern, kehrte zwar vorübergehend noch einmal zurück, als nach vier Jahren wieder eine andere Partei zur Herrschaft gelangte, begab sich aber dann, da er nirgends Zutrauen fand, ins Ausland und lebte von jetzt an meist in Paris und in Italien. Hier soll er noch 1859 seinem früheren Freunde, dem nunmehrigen Kaiser Napoleon III., geheime diplomatische Dienste geleistet haben. Er starb am 7. Juli 1865 in Genua, nachdem er sich erst 1864 zum zweiten Male, mit einer Italienerin, verehelicht hatte. Nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen war seine anscheinend glänzende Thätigkeit als Staatsmann keine glückliche, weil Zuverlässigkeit, Charakterfestigkeit und sittliche Haltung nicht im richtigen Verhältnisse standen zu der mehr als gewöhnlichen Geistesbegabung.

v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft in der Zeit des sogeheißenen Fortschritts. Bern 1854—55, 3 Bde. — Blösch, Ed. Blösch und dreißig Jahre Bernischer Geschichte (1830—60). Bern 1872. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen. Zürich 1853—66. 4 Bde. — Berner Taschenbuch, Jahrg. 1869: Chronik des Jahres 1865 (wo aber der Todestag unrichtig angegeben ist).

Blösch.

Taxis (Thurn und Taxis): Alexander Ferdinand, Fürst von Th. und T., ältester Sohn des Fürsten Anselm Franz (s. u. S. 479) und dessen Gemahlin, Maria Ludovica Anna Franziska, Herzogin in Schlesien zu Sagan, Fürstin zu Lobkowitz, war geboren am 21. März 1704 zu Frankfurt am Main und kam am 8. November 1739 zur Regierung seines durch reichen Grundbesitz und insbesondere durch das Erbgeneraloberstpostmeisteramt im Reiche und den Niederlanden zu hohem Ansehen und mächtigem Einflusse gelangten Hauses. Am 1. Februar 1743 übertrug Karl VII. dem Fürsten Alex. Ferd. das Princ

commissariat und damit die Vertretung des Kaisers auf dem allgemeinen Reichstage. In dieser Stellung verpflichtete sich der Fürst, „im allerhöchsten kaiserlichen Namen dem Reichstage vorzustehen und all dasjenige besten Fleißes vorzunehmen, zu berathschlagen, zu verabschieden und ins Werk richten zu helfen, was die gemeine Wohlfahrt erheischt, sodann das kaiserliche Interesse zu wahren .... und das Reich vor Schaden getreulich zu warnen." — Hatte Kaiser Karl VII. bereits in seiner Wahlcapitulation, unter erneuter Einschärfung früherer kaiserlicher Decrete gegen das Nebenpostenwesen, versprochen, er werde das „General kaiserlich- und Reichs-Obrist-Post-Amt in seinem esse allenthalben erhalten" und dem Fürsten zugleich das kaiserliche Hofpostamt zugesagt, so erfolgte am 2. Juli 1744 die Erhebung des Reichspostgeneralates zu einem Thronlehen.

Die Kluft, welche sich durch die politischen Verwicklungen während der Regierung Karl's VII. zwischen Habsburg und Taxis ausgebildet hatte, wurde nach dem Tode des wittelsbachischen Kaisers bald überbrückt. Schon am 26. December 1745 ernannte Maria Theresia den Fürsten, welcher in zweiter Ehe mit Charlotte Luise, Prinzessin von Lothringen, Gräfin von Lambesc, vermählt war, zu ihrem wirklichen geheimen Rathe. Als Fürst Josef Wilhelm Ernst von Fürstenberg um seine Entlassung als Principalcommissar nachsuchte, ernannte Franz I., „verschiedener darum sich meldender Kompetenten ungeachtet", den Fürsten Alex. Ferd. am 25. Januar 1748 zu seinem Principalcommissar bei dem allgemeinen Reichstage zu Regensburg. Die Uebernahme dieses Ehrenamtes bedingte die Uebersiedelung des fürstlichen Hofes von Frankfurt am Main nach Regensburg, woselbst das Haupt des fürstlichen Hauses, der gegenwärtig regierende Fürst Albert Maria Lamoral, noch heute seine Residenz hat. — Als Stellvertreter des Kaisers entfaltete Alex. Ferd. sowie sein Sohn und Nachfolger in diesem Amte, Fürst Karl Anselm (s. d.), den größten Prunk, insbesondere an den kaiserlichen Galatagen, an welchen der Principalcommissar zum solennen Gottesdienste nach dem Dom fuhr, um dann des Abends den gesammten Reichstag zur Tafel bei sich zu sehen. Weniger die officiellen als die regelmäßig wiederkehrenden Gesellschaftsabende in dem gastlichen Palais des Principalcommissars hatten den Zweck, in vertraulicher Unterredung politische Fragen zu erörtern, Gegensätze auszugleichen, Staatsactionen einzuleiten und für Anträge Stimmung zu machen. Das Amt des Principalcommissars war naturgemäß vielfach mit Verdrießlichkeiten und unerquicklichen Reibungen verbunden. Das Ceremoniell konnte meist nicht peinlich genug geübt werden, besonders solchen Gesandten gegenüber, welche mit der kaiserlichen Partei im Streite lagen. Ja selbst mit dem kaiserlichen Concommissarius blieben dem Fürsten unliebsame Differenzen nicht erspart. Der Reichsvicekanzler Graf Colloredo verordnete schließlich, daß „alles Ceremoniell bei Spielen und sonstigen unter öffentliche Acten nicht gehörigen Zusammenkünften gänzlich unterbleiben" solle.

Zur Unterhaltung der Reichstagsgesandtschaften engagirte Alex. Ferd. eine von Franz Schuch geleitete aus 24 Personen bestehende Schauspielergesellschaft, welche zuvor in Kassel und Leipzig aufgetreten war. Dieser Truppe folgte ein französisches Spektakel, welches 1761 mit nach Dischingen, dem schwäbischen Sommeraufenthalt des Fürsten, ging, um auf Schloß Trugenhofen (jetzt Schloß Taxis) Vorstellungen zu geben. Die französischen Komödianten löste 1775 eine italienische Oper ab, welche 1778 wieder durch eine deutsche Schauspielergesellschaft ersetzt wurde. Im J. 1787 spielte die von Johann Emanuel Schikaneder, einem geborenen Regensburger, geleitete Truppe. Die fürstlich Thurn und Taxis'sche Hofcapelle war als eine der besten in Deutschland weithin berühmt.

Die Politik seiner Vorfahren, der Fürsten Eugen Alexander (s. S. 484) und

Anselm Franz (s. u.), ein reichsunmittelbares Territorium zu erwerben, konnte von Alex. Ferd. schon aus dem Grunde nicht sonderlich gefördert werden, weil das Principalcommissariat an die fürstlichen Finanzen sehr hohe Anforderungen stellte. Zudem mangelte es an einem geeigneten Kaufobjecte. In Anbetracht der „sonderbaren Verdienste, welche das fürstliche Haus zu Behuf des allerhöchsten kaiserlichen und des gemeinsamen Reichsdienstes und Interesses sich jederzeit zu erwerben beeifert", wurde jedoch Fürst Alex. Ferd. am 30. Mai 1754 in das Reichsfürstencollegium mit Sitz und Stimme aufgenommen, bevor derselbe noch zum Besitze von „fürstenmäßigen unmittelbaren Land und Leuten" gelangt war, was erst sein Sohn und Nachfolger ermöglichen konnte. Nachdem Fürst Alex. Ferd. ein ganzes Menschenalter hindurch die Geschicke seines Hauses in der ersprießlichsten Weise geleitet, verschied er am 17. März 1773 zu Regensburg und wurde in der St. Wolfgangskrypta der Emmeramer Stiftskirche beigesetzt. Von seiner ersten, am 13. Juni 1739 zu Brüssel verstorbenen Gemahlin, Sophie Christine Luise, Markgräfin von Brandenburg-Baireuth, stammt die ältere (regierende) Linie des fürstlichen Hauses, während des Fürsten dritte Gemahlin, die am 4. Juni 1772 zu Regensburg verstorbene Marie Henriette Josepha, Fürstin von Fürstenberg-Stühlingen, die Stammutter der jüngeren Linie wurde. (Siehe die Artikel über: Christian und Maximilian Josef von Thurn und Taxis.)

Zur besseren Uebersicht über die folgenden alphabetisch geordneten Artikel reihe ich hier die kaiserlichen bezw. Reichs-Generaloberstpostmeister des fürstlichen Hauses von Thurn und Taxis in chronologischer Folge aneinander: Franz I. bis 1517; Johann Baptista (1517—1541); Franz II. (1541—1543); Leonard I. (1543—1612); Lamoral (1612—1624); Leonard II. (1624—1628); Lamoral Claudius Franz (1628—1676); Eugen Alexander (1676—1714); Anselm Franz (1714—1739); Alexander Ferdinand (1739—1773); Karl Anselm (1773—1805); Karl Alexander (1805—1827). Es folgten als Häupter des fürstlichen Hauses: Maximilian Karl (1827—1871); Maximilian Maria (1871—1885) und Albert Maria seit 1885.

Das fürstlich Thurn und Taxis'sche Centralarchiv zu Regensburg ist für die vorstehende und die folgenden biographischen Skizzen die Hauptquelle. — Vgl. Gumpelzhaimer, Regensburgs Geschichte, Sage und Merkwürdigkeiten III, 1611 ff. Regensburg 1838. — Mettenleiter, Musikgeschichte der Stadt Regensburg. S. 258 ff. Regensburg 1866. — J. J. Moser, Von denen Teutschen Reichs-Tägen I, 78 ff. und 141 ff. Frankfurt und Leipzig 1774. — Moser, Von denen Teutschen Reichs-Ständen, S. 92 ff. Frankf. 1767. — Eber, Geographisches Reise-, Post- und Zeitungslexikon von Teutschland. Jena 1756. — C. Stroobant, Notice historique et généalogique sur les seigneurs de Braine-le-Château et Haut-Ittre. S. 90 ss. Bruxelles 1849. — Heger, Tablettes des postes de l'empire. Mayence (1764). — Ulrichs, Das deutsche Postfürstenthum, im v. Linde'schen Archiv für das öffentliche Recht des deutschen Bundes IV, 88 ff. Gießen 1861. — Hartmann, Entwicklungsgeschichte der Posten, S. 351. Leipz. 1868. — Leger, Zweiter Nachtrag zu dem erklärenden Verzeichnisse der Denkmäler in der Graimbergischen Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses. Herausgegeben von Karl von Graimberg. S. 658, Nr. 3495. Heidelberg 1843.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Anselm Franz Fürst von Th. und T., geboren am 30. Januar 1681 zu Brüssel als der erste Sohn des nachmaligen Fürsten Eugen Alexander (s. S. 484), erhielt in der Taufe seinen Namen von dem Erzbischofe von Mainz und Protector des kaiserlichen Reichspostwesens, [illegible]fürsten

Karl Anselm von Ingelheim (1680—1695). Am 21. Februar 1715 belehnte Kaiser Karl VI. seinen „Erbgeneralpostmeister im Reich und Niederlanden auch lieben Oheimb und Fürst“ unter Berufung auf den Lehenbrief des Kaisers Matthias mit dem Generalate über die Reichsposten. — Die vom fürstlichen Hause mit größter Energie gemachten Anstrengungen, das während des spanischen Erbfolgekrieges verloren gegangene Generalat über die niederländischen Posten nach geschlossenem Frieden wieder zu erlangen, blieben lange Zeit erfolglos, obschon die Seemächte für die Ansprüche des Fürsten lebhaft eintraten. Am 23. Mai 1725 wurde dem Fürsten von Kaiser Karl VI. als dem Herzog von Burgund, Lothringen und Brabant ein Vertrag aufgezwungen, kraft dessen Anselm Franz die niederländischen Posten, welche, früherer Zusagen ungeachtet, mit den königlichen Domänen und Finanzen vereinigt worden waren, um eine jährliche Abgabe von 80 000 brabantischen Gulden pachtete, obwohl das fürstliche Haus im spanischen Erbfolgekriege den König Karl III. (VI.) zu Barcelona mit 300 000 Gulden unterstützt hatte. Am 14. März 1729 wurde die Pachtsumme auf 125 000 Gulden erhöht, und mußte Fürst Anselm Franz zudem noch auf das Capital von 300 000 Gulden sammt Zinsen ausdrücklich Verzicht leisten.

Am 18. März 1729 leistete der Fürst den vorgeschriebenen Eid in die Hände der Statthalterin der Niederlande, Maria Elisabeth, Erzherzogin von Oesterreich. Den Generalstaaten von Brabant machte damals Fürst Anselm Franz das Zugeständniß, daß die Directoren, Controlleure und anderen Beamten der Post aus den österreichischen Niederlanden gebürtig sein sollten. Auch versprach er, zur Hebung des Handels die Briefe aus Italien und Deutschland 12 Stunden früher nach Antwerpen vermittelst einer extraordinären Post befördern zu lassen, damit die Kaufleute von Antwerpen in den Stand gesetzt würden, mit ihren Handelsfreunden in England um ein gutes Stück früher in Verbindung zu treten, als dies den holländischen Handelshäusern möglich wäre. Zudem sollte der Fürst eine tägliche Verbindung zwischen den Niederlanden und Frankfurt a. M. ins Leben rufen, durch welche die Correspondenz in zwei und einem halben Tage befördert werden könne. Die Briefe aus der Schweiz und Piemont, sowie diejenigen aus Straßburg und den oberrheinischen Landen, welche zur Zeit am Sonntag einträfen, sollten bereits am Samstag ankommen, so daß eine Antwort auf dieselben noch an demselben Tage möglich werde. Die Ordinaripost von Hamburg sollte Mittwoch und Samstag eintreffen. Auch wurde die Einhaltung des Tarifs vom Jahre 1711 zugesichert.

Das Pachtverhältniß der niederländischen Posten, welches sich auf 25 Jahre erstreckte, ging auf den Sohn des Fürsten Anselm Franz, Alex. Ferdinand (s. o. S. 477), über. Kaiserin Maria Theresia überließ diesem Fürsten am 10. Februar 1753 die Verwaltung des niederländischen Postgeneralates auf weitere 20 Jahre und verlängerte späterhin durch Decret vom 29. Mai 1769 die Pacht nochmals auf 25 Jahre, und zwar vom 4. März 1774 an beginnend, jedoch unter abermaliger Erhöhung des Pachtschillings auf 135 000 Gulden flandrischer Währung und unter Beschränkung der den Postbeamten zustehenden Privilegien. Allein noch vor dem Ablaufe des Pachttermins fielen die niederländischen Posten, infolge des siegreichen Vordringens der französischen Revolutionsheere an Frankreich. Ihren Verlust für das Haus Taxis nach dreihundertjährigem Besitze besiegelte 1801 der Luneviller Frieden (Vgl. Karl Anselm v. Th. u. T., erster Artikel).

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Anselm Franz durch die Einführung neuer, den Verhältnissen der Zeit angepaßter Verordnungen, welche eine bessere Verwaltung des fürstlichen Gesammtbesitzes anbahnten. Am 21. Januar 1719 wurde von ihm ein „Generalreglement“ aufgestellt, demgemäß die einzelnen Zweige der Verwaltung geschieden und verschiedenen Departements zugewiesen

wurden. Ein zweites Reglement aus dem Jahre 1723 ergänzte das erstere. An der Spitze des gesammten inneren und äußeren Dienstes stand der „conseil privé“, welcher zweimal wöchentlich in Gegenwart des fürstlichen Ehepaares zusammentrat und über alle wichtigeren Angelegenheiten berieth. Er überwachte zugleich die Amtsführung der Beamten und Bediensteten und hatte deren Streitigkeiten zu schlichten. Die Angelegenheiten des Hofes bildeten ein besonderes Departement. Auch die Erledigung der die Posten betreffenden Fragen war einem eigenen Rathscollegium zugewiesen. Alle Entschließungen des Fürsten sollten in einem geheimen Register verzeichnet werden. Mit besonderem Nachdruck befiehlt Anselm Franz die Entwerfung eines Generaletats über das gesammte Vermögen des fürstlichen Hauses, über die Posten, die Gehälter und Pensionen der Beamten. Diese durchgreifenden Reformen gaben der fürstlichen Verwaltung jene Stetigkeit, welche bei einem so ausgedehnten und immer verwickelter werdenden Geschäftsgang nicht entbehrt werden konnte, und sind grundlegend für alle späteren Organisationen des fürstlichen Dienstes geworden.

Mit der Regierung des Fürsten Anselm Franz beginnt die Periode der großen Landeserwerbungen des fürstlich Thurn und Taxis'schen Hauses auf deutschem Boden. Schon sein Vater, Fürst Eugen Alexander (S. 487), hatte der Hauspolitik diese Richtung vorgezeichnet, ohne jedoch eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, sich im Deutschen Reiche fürstenmäßig anzukaufen. Anselm Franz, welcher entschlossen war, Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Reichstags zu erlangen, setzte diese Bestrebungen mit Beharrlichkeit fort. Zunächst erkaufte er am 19. August 1723 von Gottfried Anton Grafen v. Grafeneck die Reichsherrschaft Eglingen in Schwaben, und wurde am 30. September 1724 auf Grund dieser Erwerbung in das reichsgräflich-schwäbische Collegium aufgenommen. Am 19. August 1734 erkaufte der Fürst von Marquard Willibald Schenk Grafen v. Castell den Markt Dischingen und das Schloß Trugenhofen. Zwischen Dillingen und Nördlingen gelegen, wurde dieses Schloß, welches fast 150 Jahre lang die beliebte Sommerresidenz der Taxis'schen Fürsten blieb, seit dem 4. Juli 1819 Schloß Taxis genannt. Diese und andere territorialen Erwerbungen im schwäbischen Kreise konnten sich vollziehen, ohne daß die von Eugen Alexander in Aussicht genommene Veräußerung niederländischer Besitzungen des Hauses erforderlich gewesen wäre.

Im J. 1729 ließ Anselm Franz unter Leitung des italienischen Architekten dell' Opera, fast ausschließlich durch Frankfurter Handwerksmeister, mit der Erbauung des fürstlichen Palais in der großen Eschenheimer Straße zu Frankfurt a. M. beginnen, welches der Familie abwechselnd mit Brüssel als Residenz diente. Dieses Gebäude war 1815—1866 der Versammlungsort des deutschen Bundestages und die Wohnung des präsidirenden Gesandten, und ging vom 1. April 1892, zunächst miethweise, an die deutsche Reichspostverwaltung über.

Am 8. November 1739 verschied Fürst Anselm Franz, Ritter des goldenen Vließes, Erb-General- und oberster Postmeister im Reich, Burgund und den Niederlanden, Graf v. Valsassina, Erbmarschall der Provinz Hennegau, Freiherr v. Impden, Herr der Herrschaften Wolferthem, Rossum, Meuseghem, Leerbeck, Braine-le-Château, Haut-Ittre, Eglingen u. s. w. in seinem 59. Lebensjahre zu Brüssel. Es ist das letzte der Taxis'schen Familienhäupter, welcher in der Kirche Notre Dame des Sablons daselbst beerdigt wurde. Aus seiner Ehe mit Maria Ludovica Anna Franziska, Herzogin in Schlesien zu Sagan, Fürstin zu Lobkowitz (die Vermählung fand zu Wien am 10. Januar 1703 statt), überlebten den Fürsten der Erbprinz Alexander Ferdinand (S. 477), Prinzessin Maria Augusta Anna, die Gemahlin des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, Ritterin

des Schwarzen Adlerordens († am 1. Februar 1756), und Prinz Christian Adam Egon Joseph (S. 483).

Wauters, Les postes en Belgique avant la révolution Française. S. 19 ff. Paris. Bruxelles 1874. — Hymans, Bruxelles à travers les âges. S. 324 ff. Bruxelles (1882). — Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. S. 111 ff. Frankfurt 1883. — Matthias, Ueber Posten und Postregale I, 134 ff. Berlin. Bromberg 1832. — Union postale universelle XIX. Heft Nr. 3 und 4. Berne 1894. — Krämer, Taxis' Ehre. Vorrede S. II. Regensburg 1823. — Beschreibung des Oberamts Neresheim. S. 142 ff. u. 431 ff. Stuttgart 1872. — Hartenfels, Frankfurt a. M. und seine Umgebungen S. 82 u. 143. Frankfurt 1883. J. Rübsam.

Taxis: Anton von T., Sohn des Christoph und Neffe des Seraphin von T. (S. 521), wirkte unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. als Postmeister, und zwar anfänglich in Augsburg. Später bekleidete er das Amt eines Hofpostmeisters König Ferdinand's, in welcher Stellung er während der Jahre 1529—1545 nachweisbar ist. Im J. 1533 beantragte Anton die Errichtung einer Post zwischen Trient und Venedig. Für die auf dieser Strecke erforderlichen drei Posthalter wurden je 18 Kronen jährliche Entlohnung beansprucht. Von Venedig nach Rom lag damals keine Ordinaripost. Doch fand sich alle vier, acht oder zehn Tage Gelegenheit zu einer couriermäßigen Beförderung von Briefen zwischen Venedig und Rom. Das Porto für den einzelnen Brief auf dieser Strecke betrug nach der Größe desselben, einen Gulden, eine Krone, einen Ducaten oder mehr. Ein eigner Courier von Venedig nach Rom kostete, wenn er drei Tage brauchte, 16 Kronen, wenn er die Strecke in zwei Tagen bewältigte, 25 Kronen; ebenso groß war die Taxe für den Rückweg. Am 7. September 1534 befahl König Ferdinand die Anlage einer eigenen Post zwischen Trient und Rom, welche nach der Wahl des Papstes Paul III. (13. October 1534) wieder aufgehoben wurde, da ohnedem Kaiser Karl V. zwischen beiden Städten eine regelmäßige Postverbindung unterhielt.

Am 20. August 1535 erschien eine neue Postordnung König Ferdinand's, welche eine schnellere und sichere Beförderung der Regierungserlässe bezweckte und besonders bei den täglich sich mehrenden Kriegsangelegenheiten von Bedeutung war. Hiernach unterstand der Hofpostmeister und seine Bediensteten dem obersten Kanzler, dem jede Post uneröffnet eingehändigt werden mußte. Ohne Signatur des obersten Kanzlers oder seines Secretärs durfte keine Post abgefertigt werden. Bei eiligen Sachen brachte man auf den Postzetteln (s. den Art. Gabriel) „etlich Cito, vnnd so die Sachen mer als der Eyl bedurfften zu denselben Cito ain Justicia“ an. Die dem Hofpostmeister unterstellten Hauptpostämter waren damals Wien, Prag, Trient, Innsbruck und Augsburg. Hofpostmeister Anton von T. starb am 13. Februar 1545 zu Wien. Sein Sohn Christoph bekleidete unter den Königen Ferdinand I. und Maximilian II. dasselbe Amt, bei dessen Verwaltung er u. a. von Johann Baptista v. Paar unterstützt wurde, dessen Familie später in Oesterreich eine ähnliche Stellung zur Post einnahm, als die Taxis im Reiche und den Niederlanden.

Oberleitner, Oesterreichs Finanzen unter Ferdinand I. Im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XXII, 61 ff. Wien 1860. — Ilwof, Das Postwesen in seiner Entwicklung bis zur Gegenwart S. 46 ff. Graz 1880. — E. Rosenthal, Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinand I. Im Archiv für österreichische Geschichte LXIX, 203. Wien 1887. — Rübsam, Johann Baptista v. T., ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. Nebst einem Excurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten S. 21 f. Freiburg im Breisgau 1889. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): August Maria Maximilian, Prinz [vo]n Th. und T., geboren am 22. April 1794 zu Prag als zweiter Sohn des [Pr]inzen Maximilian Joseph (S. 517), gehörte seit 1805 der bairischen Armee an [un]d bekleidete während des russischen Feldzugs die Charge eines Generalstabs[off]iciers beim Generallieutenant Grafen v. Wrede. Nach der Schlacht bei Hanau [wu]rde der noch nicht 20jährige Prinz August von den alliirten Souveränen an [Eu]gen Beauharnais, Vicekönig von Italien, abgesandt, um ihn zum vereinten [Ka]mpfe gegen Napoleon aufzufordern. Im J. 1815 wirkte er als Bevoll[mä]chtigter Baierns im preußischen Hauptquartier und im Hauptquartier Welling[to]n's, wohnte im Auftrage seines Königs dem Congresse zu Aachen (1818) bei [un]d wurde im Herbst 1822 zum Bevollmächtigten der Militärcommission des [de]utschen Bundes ernannt. Am 14. September 1830 erhielt er die erbetene [En]tlassung als Generalmajor à la suite und lebte seitdem in stiller Zurück[ge]zogenheit in München bis zu seinem daselbst am 24. Januar 1862 erfolgten [T]ode. Ein gut geschriebener anonymer Nekrolog, welcher zu München in der [kö]niglichen Hofbuchdruckerei von J. Rösl erschien, setzt dem Verblichenen ein [eh]renvolles Denkmal.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XLV, 70. Wien 1882. — Koch-Breuberg, Ueber die Fabel von der russischen Kälte (nach dem unveröffentlichten Tagebuch des Fürsten August T.). Im deutschen Hausschatz XVIII, 715 ff. Regensburg 1892. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Christian Adam Egon Joseph, Prinz [v]on Th. und T., wurde als der jüngere Bruder des Fürsten Alexander Fer[di]nand (S. 477) am 8. October 1710 geboren. Am 30. April 1720 zum Capitular [d]er Metropolitankirche zu Köln ernannt, widmete er sich, da er zum geistlichen [S]tande keinen Beruf fühlte, der militärischen Laufbahn. Am 1. März 1725 [er]kaufte sein Vater, Fürst Anselm Franz (S. 479), für ihn eine Compagnie im [ka]iserlichen Dragonerregiment des Grafen v. Velen. „In Ansehung seines alt[m]eritirten fürstlichen Geschlechtes und Herkommens und der sowohl in politicis [e]t civilibus als auch in militaribus geleisteten treuen Dienste“ ernannte Kaiser [K]arl VI. den kaum 21jährigen Prinzen, nachdem er am 2. Februar 1729 [H]ubertusritter geworden war, zu seinem wirklichen Kämmerer. Am 26. De[ce]mber 1734 erfolgte durch ein von dem Prinzen Eugen von Savoyen contra[si]gnirtes kaiserliches Patent die Erhebung Christian's zum wirklichen Obersten [z]u Pferd. Bald nach dem Tode Karl's VI. trat er in die Dienste des aus dem [H]ause Wittelsbach erhobenen Kaisers Karl VII., welcher ihn durch Hofkriegs[p]atent vom 14. März 1742 zum kaiserlichen und königlich böhmischen General[fe]ldwachtmeister und Obristen ernannte und versprach, daß das von dem Prinzen [C]hristian unter großen Kosten aufgestellte Dragonerregiment allzeit bei dem Hause von [T]hurn und Taxis verbleiben solle. Trotz aller Wandlungen, welche dieser dem Kaiser [K]arl VII. zur Verfügung gestellte Truppentheil im Laufe der Zeit ausgesetzt war, [er]hielt das fürstliche Haus stets die Oberstinhaberschaft über das nunmehr als [z]weites bairisches Chevauxlegersregiment „Taxis“ formirte Regiment. Nachdem [G]eneralmajor Prinz Christian am 20. Februar 1745 zu Paris verschieden war, [g]ing das Regiment Taxis, welches in den Scharmützeln bei Pfarrkirchen, Vils[h]ofen und Moosburg im Frühjahre 1745 mit den Oesterreichern die Waffen ge[k]reuzt, auf den Prinzen Friedrich August von Th. und T., jüngeren Bruder [d]es Fürsten Karl Anselm (S. 504), über.

Geschichte und Thaten des k. bayerischen 2. Chevaulegersregiments Fürst von Thurn u. Taxis. Ansbach 1847. — F. Münich, Zwei bayerische Standarten. Im Sammler. Beilage zur Augsb. Abendztg. XLII. Jahrg. (1873) Nr. 14 — Rosenbusch und v. Pöllnitz, Das königl. bayer. 2. Chevaulegersregim[ent]

„Taxis". München 1882. — F. Münich, Aus dem Leben des Fürsten Karl Theodor von Th. u. T. S. 13 ff. München 1869. — v. Wurzbach XLV, 71.

J. Rübsam.

Taxis: David von T., jüngerer Bruder des kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Johann Baptista (S. 496), diente Kaiser Maximilian I., Philipp dem Schönen und dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich als Postmeister. Maximilian I. übertrug ihm zur Zeit der Kriegsläufte mit Venedig das Commando über das Castell San Felice in Verona. Nach Abschluß der Ligue zu Cambray (1508) gerieth David in die Gefangenschaft der Venetianer, welche ihn erst nach mehreren Monaten gegen hohes Lösegeld freigaben. Einige seiner Bediensteten aus der Familie Badogna (= Bordogna), welchen David die Verwaltung seines Postamtes zu Trient überlassen hatte, erwirkten während seiner Gefangenschaft vom Kaiser einen Brief, welcher ihnen dieses Postamt verschrieb, und es wurde David infolgedessen im J. 1509 durch die Verleihung eines niederländischen Postamtes entschädigt. Sein Sohn Roger wurde von seinem 15. Jahre an in Flandern, zusammen mit seinem Vetter, dem nachmaligen Generaloberstpostmeister Leonard I. v. T. (S. 514), erzogen. Kaiser Karl V. bestätigte den Roger v. T. am 20. Juli 1541 im Besitze des kaiserlichen Postamtes zu Venedig auf Lebenszeit, welches schließlich als ein Erbmannlehen in der von Roger († 1583) begründeten, später freiherrlichen und gräflichen Linie des Hauses Taxis zu Venedig bis in unser Jahrhundert forterbte.

Lopez de Haro, Nobiliario genealogico de España II, 36 f. Madrid 1622. — Zazzera, Della nobilta dell' Italia. Parte seconda. Unter Tassis Lit. F. Napoli 1628. — Hopf, Historisch-genealog. Atlas I, 435. Gotha 1858. — Le Glay, correspondance de l'empereur Maximilien I. I, 134. Paris 1839.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Eugen Alexander Fürst von Th. und T., geboren am 11. Januar 1652 zu Brüssel als zweiter Sohn des Grafen Lamoral Claudius Franz (S. 510), gelangte, da sein älterer Bruder Philipp Leopold als Knabe starb, noch vor erreichter Volljährigkeit zur Verwaltung des erblichen deutschen Reichspostgeneralates, während der Fortbesitz der von der Krone Spanien abhängigen niederländischen Posten mit schweren Opfern erkauft werden mußte. Eugen Alexander wurde am 22. December 1677 zum kaiserlichen Kämmerer ernannt und vermählte sich zu Wien am 24. März 1678 mit einer deutschen Prinzessin, Anna Adelheid von Fürstenberg. Am 19. Februar 1681 wurde der Reichsgraf Eugen Alexander, welcher die Würde eines Erbmarschalls der Provinz Hennegau bekleidete, von König Karl II. von Spanien in den erblichen Fürstenstand, und die in der Grafschaft Hennegau liegende Thurn und Taxis'sche Besitzung Braine-le-Château mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit unter dem Namen „Thurn und Taxis" zum Fürstenthum erhoben. Am 5. November 1686 erhielt Eugen Alexander von König Karl II. gegen Erlegung von 100 000 Gulden die Zusage, daß das von ihm verwaltete Generaloberstpostmeisteramt in den Niederlanden nach dem Rechte der Erstgeburt auf seinen Sohn und Enkel, oder, in Ermangelung männlicher Sprossen, auf seine älteste Tochter und deren Kind übergehen solle. Am 9. October 1687 erhielt Eugen Alexander von König Karl II. das goldene Vließ, eine Auszeichnung, die seitdem allen seinen Nachfolgern in der Regierung des fürstlichen Hauses zu theil wurde, während Kaiser Leopold I. den Reichsgrafen und spanischen Fürsten Eugen Alexander am 4. October 1695 in den erblichen Reichsfürstenstand erhob. In dem kaiserlichen Diplome wurde betont, daß Eugen Alexander und seine Vorfahren mit den vornehmsten Familien versippt, und daß seine Geschlechtsgenossen in Spanien mit Verwandten des königlichen Hauses vermählt gewesen seien. Der Tod König

Karl's II. († 1700) ließ die bereits beabsichtigte Ernennung des Fürsten zum spanischen Granden nicht zu Stande kommen.

Um das Jahr 1690 ließ Fürst Eugen Alexander ein Verzeichniß der Urkunden und Acten aufstellen, welche damals zu Brüssel vorhanden waren und welche heute noch den Grundstock des fürstlichen Archivs zu Regensburg bilden. Dasselbe ist in französischer Sprache abgefaßt und füllt 233 Folioseiten. Die verzeichneten Postalien erstrecken sich über die Jahre 1504—1689. Die Correspondenz mit den verschiedenen Postämtern gewährt eine getreue Anschauung von der Ausdehnung des der Brüsseler Linie des Hauses Taxis damals unterstellten Postbereiches. Bei der Aufzählung dieser „offices de poste", welche wir in der Reihenfolge des Repertoriums geben, bezeichnet die Zahl hinter dem Orte das Jahr, bis zu welchem hinauf die Correspondenzen vorhanden waren. Die meisten der angeführten Postämter haben nachweisbar ein viel höheres Alter. Antwerpen (1592), Köln (1574), Frankfurt a. M. (1615), Roermonde (1640), Hamburg (1621), Augsburg (1599), Rheinhausen (1598), Gray (1630), Dôle (1599), Besançon (1671), offices de Lorraine (1596), Lille (1618), Cambray (1633), Tournay (1583), Valenciennes (1633), Straßburg (1635), Kreuznach (1627), Lüttich (1632), Dünkirchen (1633), Gent (1630), Mastricht (1659), Richterich (Dorf bei Aachen) (1664), Nieuport (1669), Ostende (1648), Namur (1599), Haag (1656), Ypern (1659), Löwen (1650), Tirlemont (1661), Wesemael (1647), Brüssel (1613), Lindau (1636), Hildesheim (1660), Regensburg (1636), Würzburg (1636), Nürnberg (1616), Mainz (1641), Braunschweig (1649), Osnabrück (1660), Koblenz (1651), Lübeck (1668), Cleve (1646), Münster (1645), Leipzig (1616), Bremen (1622), Cannstatt (1663), Erfurt (1638), München (1681), Marburg (1671), Kassel (1663), Amberg (1644), Kitzingen (1642), Passau (1682).

Nicht unerhebliche Einbuße erlitten die Thurn und Taxis'schen Postgerechtsame damals durch das „Nebenbotenwerk" und die „Metzgerposten". Obwohl von jeher auf das strengste untersagt, nahmen diese Anstalten immer mehr überhand und hatten allmählich eine feste postähnliche Organisation erhalten. Zumal in Kriegszeiten, wenn der Lauf der kaiserlichen Reichspost unterbrochen war, gedieh dieses Nebenbotenwerk vortrefflich. Es hatte sich über ganz Deutschland verzweigt und dehnte seinen Betrieb selbst auf Italien, Frankreich, Spanien, England, Holland u. s. w. aus. Nicht nur Städte und Behörden, sondern auch Privatpersonen hatten „eigene also genannte Post-Caleschen und wöchentlich mit eilfertiger Abwechslung angestellte ordinari und extraordinari Durchführung der Personen, Brief und Waaren" eingeführt. Selbst fremdländische Couriere wurden mit unterlegten Pferden auf diese Weise befördert. Briefträger und Schaffner sammelten und vertheilten die Briefe und Packete, und es war die Leitung dieser Nebenposten eigenen Directoren anvertraut. Um der Schmälerung des kaiserlichen Postregals durch das Botenwesen zu steuern, erließ Kaiser Leopold I. am 13. Februar 1680 ein Mandat an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, welches den Grafen Eugen Alexander als den „confirmirten und bestätigten General-Obristen-Postmeister im Reich und Niederland und seine nachgeordneten Postmeister und Posthalter" ermächtigte, die Metzgerposten und Nebenboten „auf öffentlichen Reichsstraßen auf- und auszuheben". Die Ortsobrigkeit wurde verpflichtet, den Organen der Reichspost zu diesem Behufe nöthigenfalls „manu forti" an die Hand zu gehen, und angewiesen, „die Boten- und Metzgerposten durch das ganze römische Reich weder zu Wasser oder Lande, noch auch in den kaiserlichen Erbkönigreich und Landen passiren zu lassen, sondern ihre unterlegte Post-Caleschen, Roß und Boten, dadurch bishero die Bürger, Wirth, Metzger und Nebenboten ihre Brief, Personen und Sachen aus- und eingeführt

oder führen lassen, alsobalden wegzunehmen". Wer in Ausübung unerlaubten Postbetriebes betroffen wurde, verfiel einer Strafe von 100 bezw. 50 Goldgulden, welche je zur Hälfte den Armen des Ortes, zur Hälfte der Reichspost zu Gute kommen sollten. Die Führung des Posthorns wurde nur Personen gestattet, welche „zum ordentlichen Post-Wesen verpflichtet oder geschworen" seien. Dagegen seien alle diejenigen, „welche eigenthätig eines sonderbaren Postirens oder Posthörnleinanhängens sich anmaßten, überall zu arretiren und niederzuwerfen".

Die kaiserliche Regierung hatte allen Grund, gegen das Nebenbotenwesen energisch aufzutreten, da dasselbe nicht nur das Postregal empfindlich schädigte, sondern auch zur „Verwechselung, Ein- und Ausführung vieler ohne das verbotener, unleidlicher, schädlicher Münzsorten, sodann unvermerkter eilfertiger Durchschleifung gefährlicher sowohl einheimischer als fremder Personen, dem alten üblichen Herkommen und den Reichsinstitutionen zuwider, mißbraucht wurde". Die Metzgerposten und Nebenboten sollten übrigens durch dieses kaiserliche Mandat nicht vollständig abgeschafft werden; die Beförderung von Privatbriefen, Personen und Packeten von Stadt zu Stadt, sei es nun zu Roß, zu Wagen oder zu Fuß, blieb ihnen erlaubt, jedoch mit dem Vorbehalte, daß kein Pferdewechsel stattfinde, und daß das Posthorn als Symbol des postmäßigen Verkehres nicht gebraucht werde. Die kaiserliche Urkunde vom 13. Februar 1680, welcher vorstehende Angaben entnommen sind, findet sich in fast gleicher Form bereits im J. 1659 zu Gunsten des Grafen Lamoral Claudius Franz v. Th. und T. Aehnliche Ausfertigungen hatten in den Jahren 1653, 1637, 1635, 1627, 1614, 1597, 1589 und 1579 die kaiserliche Kanzlei verlassen. Viel gefruchtet haben diese Mandate nicht, was bei der geringen Machtstellung des Reichsoberhauptes kein Wunder nehmen kann. Die Taxis'sche Postanstalt war und blieb noch für längere Zeit im ununterbrochenen Kampfe mit dem ihre Privilegien schädigenden Nebenbotenwerk. Die kaiserlichen Patente aus den Jahren 1689 und 1698, und namentlich die von Leopold I. erlassene Reichspostordnung vom 17. October 1698, welche von den folgenden Kaisern bestätigt wurde, gewähren ein treffliches Bild von dem Postbetrieb in jenen Zeiten.

Der Regensburger Reichstagsabschied vom Jahre 1641 und die von dem römischen Könige Joseph I. beschworene, von Kaiser Leopold I. bestätigte Wahlcapitulation vermochten das Reichspostgeneralat vor den Uebergriffen des Paarischen Hofpostamtes nur vorübergehend zu schützen. So hatte bei dem 1688 entbrannten Kriege mit Frankreich der „Obriste Hof-Postmeister" bei den kaiserlichen Feldzügen im Reich ein „absonderliches Hof-Postamt" errichtet, „aus dem ganzen römischen Reich und denen benachbarten mit alliirten Ländern zusammengeführte und auf denen Reichsgränzen um baares Geld abgelößte Brief mit höchster Unbilligkeit ohne einzigen Entgeld durch seine sogenannte in dem römischen Reich sonst unbekannte Hof-Postamts-Verwaltere" an sich gezogen und mithin das Erb-General-Reichs-Postamt von dem ihm auf dem Boden des Reichs in Kriegs- und Friedenszeiten zustehenden Post-Exercitio zu verdrängen gesucht". Immer von neuem wurden von dem Paarischen Hofpostamte Vorstöße gegen die Reichspost unternommen, welche Taxis'scherseits Beschwerde über Beschwerde hervorriefen. Der Erzbischof von Mainz, Kurfürst Lothar Franz, verlangte unterm 18. December 1701 „nicht allein als Erz-Canzler des heiligen Reichs, sondern auch als protector postarum imperii also ex officio" beim Kaiser energisch die Zurückweisung der Paarischen Anmaßungen, indem er unter anderen auch betonte, daß, während die Taxis'sche Post von dem fürstlichen Hause „aus eigenen großen und schweren Mitteln dem publico zum Besten aufgerichtet worden und unterhalten werde, der Graf v. Paar alle Post-Beschwerde auf den Kaiser bis auf das Geringste verrechne und devolvire". Namentlich wurde von dem protector

postarum gerügt, daß der „Kayserliche Erbland- und Hof-Postmeister Graf v. Paar" eigenmächtig sich unterstehe, bei Anwesenheit des Kaisers im Reiche „auch bei dero Armées sowohl die Reichsposten als Briefe und Paqueten zu übernehmen, zu verschließen und dieselbe zu spediren, also ein attentatum über das andere zu versuchen". Es stehe zu befürchten, „daß die vielfältig am kaiserlichen Reichshofrath in puncto cursus publici erwachsene processus anstatt der in denen constitutionibus imperii und Wahlkapitulationen gegründeten paraten Executionen lauter weitlaufstige Inconvenientien und Confusionen, sonderheitlich bei jetzigen vorstehenden seltzamen Conjunkturen nach sich ziehen dörfften".

Der Beginn des spanischen Erbfolgekrieges wurde für das fürstliche Haus verhängnißvoll. Am 21. Februar 1701 besetzten französische Truppen Brüssel und proclamirten daselbst Philipp von Anjou, den Enkel König Ludwig's XIV., als Herzog von Lothringen, Brabant und Limburg. Die weit ausgedehnten belgischen Besitzungen des fürstlichen Hauses, welches in dieser kritischen Zeit ohne Wanken der habsburgischen Dynastie treu blieb, verfielen der französischen Confiscation. Auch das der Krone Spanien unterstellte Generalat über die niederländischen Posten ging, aller Proteste ungeachtet, für das fürstliche Haus damals verloren. Der Gewalt der Waffen weichend, siedelte Eugen Alexander zu Beginn des Jahres 1702 nach Frankfurt a. M. über und mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß er nach dem Siege der Verbündeten sein niederländisches Postgeneralat zurück erhalten werde. Gelegentlich seines Aufenthaltes in der Reichsstadt Frankfurt, woselbst er sich nach dem Tode seiner ersten Gattin († 1701) mit Anna Augusta, Gräfin von Hohenlohe-Langenburg und Schillingsfürst im J. 1703 zum zweiten Male vermählte, kam der Fürst mit den angesehensten Gliedern des kurrheinischen Kreises in Beziehung und wurde am 26. November 1704 als Mitglied desselben auf der Fürstenbank mit Sitz und Stimme unmittelbar nach dem Fürsten v. Aremberg aufgenommen. Als Verpflichtung übernahm Eugen Alexander die Stellung von zwei Mann zu Roß und sechs zu Fuß, bezw. die Zahlung von 48 Matriculargulden. Zur Unterhaltung des Reichskammergerichts hatte der Fürst jährlich 39 Gulden beizutragen.

Kurz vor seiner Uebersiedlung von Brüssel nach Frankfurt stellte Eugen Alexander die Grundzüge eines Hausgesetzes fest, welches die Einheit und Untheilbarkeit sämmtlicher fürstlichen Besitzungen aussprach und die Erbfolge regelte. In seinem wenige Monate vor seinem Tode eigenhändig geschriebenen Testamente bestätigte er das Majorat und legte gleichsam das Programm seines Hauses nieder, indem er unter anderen die Zweckmäßigkeit eines Gütertausches in Erwägung zog, welcher darauf abzielte, für die ausgedehnten Besitzungen in den Niederlanden, welche in den Kriegen zwischen Habsburg und Bourbon der Tummelplatz für die streitenden Heere gewesen waren und auch für die Zukunft gegen Unfälle dieser Art nur unzureichend geschützt erschienen, Land und Leute auf deutschem Boden zu erwerben. Seine nachgeborenen Söhne erster Ehe, Heinrich Franz und Inigo Lamoral wurden 1696 und 1697 als Domherrn des Metropolitancapitels zu Köln bezw. des Domstifts zu Augsburg aufgeschworen. Während Heinrich Franz bereits am 5. December 1700 zu Paris starb, fiel Inigo Lamoral als Oberstlieutenant des kaiserlichen Cürassierregiments Viardi auf der Walstatt bei Belgrad am 16. August 1717 nach rühmlichstem Kampfe. Auch Anton Alexander, der jüngste Bruder des Fürsten Eugen Alexander, war als Freiwilliger des Regiments Markgraf von Baden bei der Belagerung der Festung Neuhäusel am 6. Juni 1683 den Heldentod in den Türkenkriegen gestorben. Seine älteren Brüder, Inigo Lamoral (S. 495) und Franz Sigmund, schlugen gleichfalls die militärische Laufbahn ein und haben sich als Generale der kaiserlichen Armee hervorgethan. Während der [illegible] sich gewöhnlich nur

„Graf v. Thurn (= de la Tour)“ nannte, bezeichnete sich der letztere in der Regel mit dem Titel „Graf v. Valsassina“. Fürst Eugen Alexander, welcher seinen frommen Sinn durch eine große Anzahl von reichen Stiftungen bekundete, starb, nachdem seine zweite Gemahlin und die mit ihr erzeugten Kinder ihm im Tode vorausgegangen waren, am 21. Februar 1714 zu Frankfurt a. M. und wurde unter großem Gepränge im Chor der St. Bartholomäuskirche daselbst beigesetzt. Nicht mit Unrecht nannte ihn ein zeitgenössischer Schriftsteller „illustre exemplar principum“. Ein schönes Bildniß des Fürsten Eugen Alexander nebst dem fürstlichen Wappen, sowie die Bildnisse seiner beiden Gattinnen finden sich bei Flacchio I, 204 ff.

Spenerus, Theatrum nobilitatis Europae. Appendix altera. 1678. S. 5. — Kurze doch gründliche Information wieder das Graf-Paarischer Seits im heiligen römischen Reich prätendirende sogenannte Obrist-Reichs-Hof-Post-Amt. Wien 1770. — Lünig, Teutsches Reichsarchiv, pars generalis I, 469 ff. — Stroobant, Notice historique et généalogique sur les seigneurs de Braine-le-Château S. 72 ff. Bruxelles 1849. — Flacchio, Généalogie de la très-illustre, très-ancienne et autrefois souveraine maison de la Tour I, 205 ff. Bruxelles 1709. — Lersner, Der freyen Reichsstadt Frankfurt a. M. Chronica II, 171.

J. Rübsam.

Taxis: Franz von T., Sohn des Simon und Enkel jenes Roger von Taxis, welcher unter Kaiser Friedrich III. in die Dienste des Hauses Habsburg trat und von demselben zum Kämmerer und Oberstjägermeister ernannt wurde, entstammte einer uralten bergamaskischen Familie, welche in ihrem Wappenschilde einen schreitenden Dachs (italienisch tasso) führte. Vom Namen „Taxis“ konnten bis jetzt urkundlich folgende Varianten nachgewiesen werden: Tasso, tassi, tassus, taxus, taxius, Dax, de Tassis, Tasis, Thassis, Tässis, Tarsis, Targis, Targes, Täxis. Torquato Tasso, der Schöpfer des befreiten Jerusalem, ist mit Franz von Taxis, dem Begründer der Post im modernen Sinne des Wortes, gleichen Stammes, wie Abate Pierantonio Serassi, der gründlichste Tassoforscher, im Einklange mit Giambattista Manso, Marchese di Villa, dem vertrauten Freunde und ersten Biographen dieses Dichters, darthut. Ob bereits der Großvater unseres Franz von Taxis, Roger von Taxis, durch Tirol und Steiermark eine Post angelegt, wie vielfach angenommen wird, bedarf noch eines authentischen Beweises. Soviel steht jedoch fest, daß schon Kaiser Friedrich III. (1440—1493) „erstlichen vnd anfenckhlichen die Postleger (Stationen) im Reich vnnd seiner Majestät Erblannden an vnnd aufgericht vnnd dasselb aus trefflichen beweglichen Vrsachen, sonderlichen auch von wegen der beschwerlichen Kriegssachen, Item zu Haltung gueter fürderlicher Khundschafften gegen vnnd wider allgemainer Cristenhait Erbfaindt den Turggen vnnd anderer anstoßender Potentaten des Reichs, auf das also Kayser, Khunig vnd andere Potentaten Ire Correspondenzen gegen ainander haben mügen“. Auch daß Kaiser Friedrich III. den Postbetrieb in seinen Landen denen von Taxis anvertraut hatte, unterliegt keinem Zweifel.

Nach dem jetzigen Stande der Forschung erscheint der Name des Franz v. T. urkundlich zuerst in einem Raitbuche des k. k. Statthalterei-Archivs zu Innsbruck zum Jahre 1491, wo derselbe, zusammen mit seinem Bruder, dem „obristen postmaister“ des römischen Königs Maximilian I. (1486—1519) „Johannet Dax“, dem Stammvater der später in Augsburg seßhaft gewordenen Linie derer von Taxis, genannt wird. In ihren Anfängen trugen die Taxis'schen Posten zunächst nur den Charakter einer Hof- und Staatspost im Dienste des habsburgischen Hauses, welche gegen eine bestimmte Vergütung angelegt und dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend wieder aufgehoben oder verlegt wurde. Für

das Jahr 1496 lassen sich Taxis'sche Posten in Augsburg, Worms, Lindau, Feldkirch, Bludenz, Chur, über das Wormser Joch, Taufers, Lienz, Görz, Laibach nachweisen, als deren Mittelpunkt Innsbruck erscheint, wo seit dem Jahre 1500 Gabriel von Taxis (S. 493), ein Onkel unseres Franz v. T., als Postmeister wirkte.

Diese österreichische Territorialpost entwickelte sich an der Schwelle des 16. Jahrhunderts zu den internationalen Postanlagen des habsburgischen Herrscherhauses. Am 1. März 1500 wurde Franz v. T. zu Gent von König Philipp I. dem Schönen, dem Sohne Kaiser Maximilian's I., zum „capitaine et maître de nos postes“ ernannt. Am 18. Januar 1505 traf Philipp der Schöne als König von Castilien, Leon, Granada, Erzherzog von Oesterreich und Herzog von Burgund, Lothringen und Brabant mit seinem Hauptpostmeister Franz v. T. ein Abkommen, kraft dessen sich Letzterer, gegen eine jährliche Entschädigung von 12 000 Livres, verpflichtete, eine Postverbindung zwischen den Niederlanden, dem Hofe Maximilian's I. in Deutschland, der jeweiligen Residenz des französischen Königs und dem spanischen Hofe ins Leben zu rufen und im Gange zu erhalten. Franz v. T. übernahm es, die Briefe von Brüssel, dem Sitze der niederländischen Regierung, nach Innsbruck im Sommer in 5 1/2 Tagen, im Winter in 6 1/2 Tagen zu befördern. Der Weg von Brüssel nach Paris sollte in 44 Stunden, nach Lyon in 4 Tagen, nach Granada in 15 Tagen, nach Toledo in 12 Tagen zurückgelegt werden. Für die Winterszeit, und wenn kriegerische Ereignisse eine Abweichung von der gewöhnlichen Poststraße nöthig machten, wurde eine entsprechende Verzögerung des Postenlaufes entschuldigt. Während der niederländisch-deutsche und der niederländisch-spanische Postenzug die Herstellung einer regelmäßigen, dauernden Verbindung bezweckten, sollte die französische Post den diplomatischen Verkehr mit diesem Nachbarlande erleichtern.

Daß Franz v. T. die Errichtung, die Organisation und den ordnungsmäßigen Betrieb einer Verkehrsanstalt unternahm, welche gleich bei ihrer Begründung eine internationale Bedeutung hatte, zeugt von dem Muthe und der Thatkraft dieses Mannes. Franz v. T. war die Seele jenes großartigen Werkes, welches die weit auseinanderliegenden Reiche der spanisch-habsburgischen Weltmacht durch einen sicheren und raschen Depeschenverkehr mit einander verband. Auf ihm lastete die volle Verantwortung für die genaue Ausführung seiner vertragsmäßig festgesetzten Obliegenheiten. Er haftete dem König mit Leib und Leben und mit seinem ganzen Vermögen dafür. Zudem wahrte sich König Philipp I. das Recht, die Posten in der beschriebenen Ausdehnung jederzeit wieder aufheben zu können. Da die königliche Schatzkammer bei fortwährendem Mangel an Geld ihren Verpflichtungen gegen Franz v. T. nicht nachkommen konnte, so war derselbe, sollte seine Anstalt Bestand haben, auf die Erträgnisse des Portos angewiesen. Die Beförderung von Privatsendungen und Privatpersonen durch die Post gegen eine entsprechende Vergütung war daher gestattet, sofern nur hierdurch der königliche Dienst keine Beeinträchtigung erlitt. Im Gegensatze zu den postähnlichen Einrichtungen des Alterthums und des Mittelalters schlug somit die von Franz v. T. ins Leben gerufene Culturanstalt, obwohl dieselbe in erster Linie den Bedürfnissen des Staates Rechnung trug, gleich bei ihrem Entstehen eine gemeinnützige, volkswirthschaftliche Richtung ein, indem dieselbe Jedermann zugute kam, welchem durch eine möglichst rasche, billige und sichere Beförderung seiner Briefschaften gedient war. Daß die Posten auch wirklich im Betriebe waren, ergibt sich u. A. aus deren Erwähnung in den Correspondenzen König Philipp's des Schönen, wie sie uns in der von Gachard

herausgegebenen Collection des voyages des souverains des Pays-Bas I, 505, 514 ss., 535, 545, 550 vorliegen.

Auch nach dem Tode Philipp's I. († 1506) behielt Franz v. T., unterstützt von seinen Brüdern und Vettern Johann, Gabriel, Johann Baptista, David und Simon (s. diese), unter der damaligen Statthalterin der Niederlande, Margarethe von Oesterreich, Herzogin von Savoyen, die oberste Leitung der Posten. Die weitverbreitete, selbst in streng wissenschaftlichen Werken vorgetragene Ansicht, daß Franz v. T. im J. 1516 die Posten erfunden habe, beruht somit auf einem Irrthum. Mit diesem Jahre schließt vielmehr die erste Epoche des Taxis'schen Postwesens bereits ab, indem damals die alten Posten „les vieilles postes, qui courent presentement“ verabschiedet wurden, und zwischen König Karl I. von Spanien, dem nachmaligen deutschen Kaiser Karl V. einerseits und seinen Hauptpostmeistern Franz und dessen ältestem Neffen Johann Baptista von Taxis andererseits am 12. November 1516 ein Abkommen zu Stande kam, welches, neben einer bedeutenden Vervollkommnung und Beschleunigung des Betriebes, den Umfang des Taxis'schen Postbereiches durch Angliederung von Verona, Rom und Neapel an die bestehenden Postcurse erweiterte. Ohne hier auf den Inhalt und die Würdigung dieses wichtigen Vertrages näher einzugehen, verweise ich auf dessen Veröffentlichung und Besprechung in meinem 1889 bei Herder in Freiburg erschienenen Buche: „Johann Baptista von Taxis (1530—1610). Nebst einem Excurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten“, S. 201 ff.

Franz v. T., dessen culturhistorische That Johann Jakob Moser mit der des Columbus in Parallele zu setzen kein Bedenken trug, hatte seinen Wohnsitz in den Niederlanden, dem Herzen der spanisch-habsburgischen Weltmonarchie, aufgeschlagen, und leitete von dort aus den von ihm genial organisirten, die österreichischen Erblande, das deutsche Reich, Italien, Frankreich und Spanien umspannenden Postbetrieb. Ueber die persönlichen Verhältnisse des Schöpfers der modernen Post ist nur Weniges auf uns gekommen. Als Philipp der Schöne zur Besitzergreifung der castilianischen Krone nach Spanien reiste, begleitete Franz v. T. denselben. Im J. 1517 treffen wir ihn gleichfalls in Spanien in der Umgebung König Karl's I. Kaiser Maximilian I. bestätigte, bezw. verlieh ihm und seinen Brüdern: Roger, Leonard und Johann, sowie den Söhnen des Roger: Baptista, David, Maphe (Mateo) und Simon am 31. Mai 1512 die erbliche Adelswürde im Reich, den österreichischen und burgundischen Landen, und ernannte dieselben zu Hofpfalzgrafen „comites palatii Lateranensis“. In Anbetracht der hervorragenden Leistungen des Johann, Leonard, Franz und Baptista von Taxis, als der Vorsteher des kaiserlichen Post- und Courierwesens, erneuerte und vermehrte der Kaiser zugleich deren angestammtes Wappen, welches in dem Diplome in folgender Weise beschrieben wird: Auf dem unteren blauen Felde des getheilten Schildes zeigt sich ein silberner Dachs, auf dem oberen goldenen ein schwarzer Adler bis zur Brust; über der schwarzgold tingirten, mit vier Pfauenspiegeln besteckten Helmdecke ruht als Kleinod ein goldenes Jagdhorn. Ueberdies wird Franz v. T., in Anerkennung seiner ganz besonderen dem Kaiser und seinem Enkel Karl I. geleisteten Dienste zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt.

Im J. 1515 ließ Franz v. T. die große Glocke zu Santa Maria Camerata bei Cornello, dem etwa 3 Meilen nördlich von Bergamo im Brembanathal gelegenen Stammsitze derer von Taxis, gießen. Auch stiftete er in der Capelle Battel-lez-Malines eine ewige Freitagsmesse zu Ehren des heiligen Kreuzes. Der von O. Redlich veröffentlichte Post-Stundenpaß aus dem Jahre 1500 trägt eigenhändige Aufzeichnungen, darunter auch den Namenszug des Begründers der Post. Franz v. T. starb ohne Nachkommen gegen Ende des

Jahres 1517, und zwar zwischen dem 30. November und 20. December, nachdem er noch die Fundamente der Taxis'schen Grabcapelle in der Kirche Notre Dame des Sablons zu Brüssel hatte legen lassen. Im Falle der von Lucas Rem in seinem Tagebuche erwähnte „Francisco von Taxis, postmaister" mit unserem Franz v. T. identisch ist, woran kaum zu zweifeln, so hinterließ derselbe eine Wittwe Namens Dorothea, welche im J. 1521 noch unter den Lebenden weilte. Die Oberleitung des Postwesens ging auf den ältesten Neffen des Franz v. T., Johann Baptista, über.

Ein Porträt des Begründers der modernen Post ist auf einem Wandteppich der „Collection Spitzer" erhalten, von welchem uns eine treffliche chromolithographische Abbildung vorliegt. Die in lebhaften Farben ausgeführte Stickerei stellt die Ankunft des wunderthätigen Bildnisses von Notre Dame des Sablons in Brüssel dar, und zwar in drei verschiedenen Episoden. Jedes der drei Bilder zeigt einen vornehmen, bartlosen Mann, mit weißem Hauptaare, in festlicher Kleidung, welcher knieend mit der einen Hand einen Brief übergibt, an welchem ein Siegel hängt, und mit der andern Stock und Kopfbedeckung hält. Die vier Ränder der Tapisserie sind mit Ornamenten, Spruchbändern und Wappen, worunter auch das Taxis'sche sich befindet, reich verziert. Die auf der unteren Hälfte des linken (heraldisch) Seitenrandes in gothischer Schrift angebrachte Widmung: „Egregius | franciscus de | taxis pie memorie | postarum magister | hec fieri fecit | anno 1518" läßt keinen Zweifel darüber, daß die den Brief überreichende Person das Bildniß des Stifters dieses Wandteppichs, des Franz v. T., darstellen soll, welcher jedoch, wie sich aus der Angabe des Jahres 1518 und überdies aus dem Zusatze „pie memorie" ergiebt, die Ausführung nicht mehr erlebte.

Alonso Lopez de Haro, Nobiliario genealogico de los reyes y titulos de España. Parte seconda, S. 23 ff. Madrid 1622. — J. Chifletius, Les marques d'honneur de la maison de Tassis, p. 57 ss. Anvers 1645. — Manso, Vita di Torquato Tasso, 12°, p. 5. Roma 1634. — Serassi, La Vita di Torquato Tasso, p. 7 ss. Roma 1785, 4°. — O. Redlich, Vier Post-Stundenpässe aus den Jahren 1496—1500. In den Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforschung XII, 499 ff. — Le Glay, Correspondance de l'empereur Maximilien I. et de Marguerite d'Autriche I, 134. II, 17, 173, 186, 299. Paris 1833. — Le Glay, Négotiations diplomatiques entre la France et l'Autriche I, 444. Paris 1845. — Greif, Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541. S. 65. Augsburg 1861. — Sägmüller, Die Anfänge der diplomatischen Korrespondenz. Im histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft XV (1894), 298 ff. — Rübsam, Johann Baptista von Taxis, ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. Nebst einem Excurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten (1505—1520). S. 5 f. und 174 ff. Freiburg 1889. — Union postale, journal publié par le bureau international de l'union postale universelle XVII, 125 ff. — Vgl. J. E. v. Beust, Versuch einer ausführlichen Erklärung des Post-Regals I, 95 ff. Jena 1747. — P. D. Fischer, Artikel „Post" im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften". Hrsg. von Conrad, Elster, Lexis und Loening. V (1893), 178 f. — Wagener-Sautter, Denkschrift zur Eröffnung des Reichs-Postgebäudes an den Dominikanern in Cöln (Rhein), S. 94 f. Cöln 1893. — Zur Geschichte des Verkehrs im Elsaß und in Lothringen. Im Archiv f. Post u. Telegraphie. Jahrg. 1893, S. 442 f. — E. M. Schranka, Datenanzeiger der Weltpost-Geschichte, S. 34 u. 167. Leipzig (1893). — I Diarii di Marino Sa[illegible] 1009, VII, 702. Venezia 1881 u. 1882.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Friedrich Hannibal, Prinz von Th. und T., geboren am 3. September 1799 als fünfter Sohn des Fürsten Maximilian Josef (S. 517), stand bei der österreichischen Occupationsarmee im Regimente des nachmaligen Feldmarschalls Fürsten Alfred Windischgrätz 1815 auf mehrere Monate in Paris in Garnison, betheiligte sich als Feldmarschalllieutenant und Divisionär 1848 und 1849 mit größter Bravoure an den Kämpfen der kaiserlichen Truppen in Italien und machte an der Spitze seiner Division den Einzug der Oesterreicher in Mailand mit. Seine am 20. April 1854 erfolgte Beförderung zum General der Cavallerie war nur die wohlverdiente Anerkennung für seine segensreiche militärische Wirksamkeit. In demselben Jahre wurde Fr. Hannibal, welcher von Jugend auf zu den ehrenvollsten Dienstleistungen am kaiserlichen Hofe herangezogen und mit wichtigen diplomatischen Sendungen betraut worden war, vom Kaiser Franz Josef zum Obersthofmeister bei der Kaiserin ernannt, in welcher Eigenschaft er die Majestäten u. a. im December 1856 nach Triest und Venedig begleitete. Auf dieser Reise verschied er am 17. Januar 1857 zu Venedig am Nervenfieber. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhofe von Santa Lucia bei Vicenza neben seinem jüngeren Bruder Wilhelm (S. 523). Drei Monate später, am 17. April 1857, starb zu München Prinz Josef von Th. und T., ein älterer Bruder des Fr. Hannibal, als königlich bairischer Generalmajor à la suite (geboren am 3. Mai 1796 zu Prag).

v. Wurzbach XLV, 85 ff. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Friedrich Maximilian Valentin Hyacinth Judas Thadäus, Graf v. Th. u. T., geboren am 6. November 1769 zu Köln, gehörte mit Seraphin, Oktavio und Johann Baptista (siehe diese Artikel) der Neuburger Linie des Hauses an. Im J. 1790 eröffnete Graf Friedr. seine militärische Laufbahn im pfalzbairischen Heere bei dem in Neuburg a. d. Donau stehenden achten Füsilierregimente, wurde am 22. August 1801 Major, am 23. September 1806 Oberstlieutenant und am 1. April 1809 Oberst des siebenten Linien-Infanterieregimentes, nachdem er sich am 9. Juli 1808 zu Neuburg mit Franziska, Freiin v. Gumppenberg-Brennberg, Hofdame der daselbst residirenden Herzogin-Wittwe Amalie von Pfalz-Zweibrücken, vermählt hatte. Zuletzt kämpfte er bei der Division Wrede am 24. April 1809 bei Neumarkt gegen die Oesterreicher, wo er vom Pferde geschossen wurde und in Gefangenschaft gerieth. Schon am 23. Mai erlag Graf Friedr., welcher auch zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden war, seiner Verwundung zu Neuötting und wurde auf dem dortigen Gottesacker beerdigt. Mit ihm verlor die bairische Armee einen ihrer tapfersten und bewährtesten Officiere, dem eine glänzende Zukunft winkte. Generallieutenant v. Wrede hatte den Grafen kurz vor seinem Tode zur Aufnahme in den Max-Josefsorden vorgeschlagen. — Der Vater des Verblichenen, Maximilian Karl Heinrich, welcher am 5. Juni 1745 zu München geboren wurde, stand in kurbairischen, dann in königlich bairischen Diensten, wurde 1812 zum Präsidenten des obersten Rechnungshofes mit dem Prädicate „Excellenz“, 1818 zum lebenslänglichen Reichsrathe und im folgenden Jahre zum Obersthofmeister ernannt. Er starb 80 Jahre alt am 13. März 1825 zu München und wurde auf seinem Gute Obergrießbach beerdigt. — Mit dem Bruder des Grafen Friedr., dem 1774 geborenen Grafen Leopold v. Th. u. T., welcher am 17. Mai 1852 als quiescirter Landrechnungscommissär zu München verschied, starb die Neuburger Linie des gräflichen Hauses der Thurn u. Taxis aus.

Bilabel, Oberst Friedrich Graf von Thurn und Taxis. Ein Beitrag zur bayerischen Heeres-Geschichte. Im Kollektaneen-Blatt des ehemaligen Herzogtums Neuburg. 55. Jahrg. 1891, S. 141—205. J. Rübsam.

axis: Gabriel v. T., ein Sohn des Roger und Bruder des älteren v. T., ist der Stammvater des zu Innsbruck seßhaft gewordenen, am ctober 1642 in den Reichsfreiherrn- und am 19. September 1680 in den rafenstand erhobenen noch heute blühenden tirolischen Zweiges der Familie Gabriel v. T. bekleidete unter Kaiser Maximilian I., Kaiser Karl V. ssen Bruder König Ferdinand I. zu Innsbruck an der Spitze der Central- für Tirol und Vorderösterreich, nachweisbar vom Jahre 1500 bis zu kurz vor dem 31. März 1529 erfolgten Tode, das Amt eines Postmeisters nd seinen Vettern den Generaloberstpostmeistern Franz und Johann Bap- diese) bei der Begründung und obersten Leitung der Posten im Gebiete nisch-habsburgischen Weltmacht helfend zur Seite. Der dem Gabriel unterstellte Postbereich läßt sich etwa durch eine Linie abgrenzen, welche orms über Rheinhausen, Stuttgart, Tübingen, Augsburg, Salzburg, Linz, Wien, Villach, Görz, Verona, Roveredo, Trient, Bludenz, Feldkirch, Markdorf, Stockach, Konstanz, Zürich, Ensisheim (zwischen Kolmar und usen) bis nach Straßburg läuft.

ach der Postordnung aus dem Jahre 1523 lagen auf der von Trient bis art laufenden Postlinie, welche eine Theilstrecke des großen von Italien en Niederlanden führenden Postcurses bildete, folgende Stationen: Neu- Bozen, Colman, Neuenstift, Sterzing, Steinach, Innsbruck, Barwis, Ler- Füssen, Brugg, Hurlach, Augsburg, „Reichaupt", Elchingen, Allenstadt, ach, Stuttgart. In demselben Jahre (1523) hatte Gabriel v. T. die sogar bis nach den Niederlanden, Ungarn, Mailand und Rom zu führen. ters wiederholten Vorschläge der tirolischen Kammer, die Posten aus mkeitsgründen ganz oder theilweise aufzuheben, fanden an maßgebender kein Gehör. Auf ein derartiges Ansinnen verfügte Erzherzog Ferdinand . Februar 1523, daß ihm mit der Aufhebung der Post gegen Trient ill vrsachen vnnd sonderlich vm vnnser Pottschafft wegen zu Rom" nicht sei. Wol die meisten der dem Gabriel v. T. unterstellten Postlinien da dieselben durch das zeitweilige Bedürfniß des Hofes oder der Landes- ng bedingt waren, nicht stabil, sondern oft nur auf Wochen oder Monate trieb. Zuweilen waren es politische Erwägungen, welche die Verlegung st von einem sonst stabilen Kurse veranlaßten. Als Maximilian I. mit netianern in Streit gerieth (1507), wurde die Postverbindung zwischen äpstlichen Hofe, welche zuvor durch venetianisches Gebiet gegangen war, Mit Umgehung des venetianischen Territoriums lief dieselbe durch das hal hinab zur Drau und von da nach Triest. Daselbst bestieg der Cou- elcher der welschen Sprache kundig sein mußte, ein Schiff und fuhr, um Schiffslohn" von 10 rheinischen Gulden, nach Ancona. Von dort wurde eg zu Pferd „eyllends postierweise", d. h. ohne Aufenthalt Tag und bis nach Rom fortgesetzt.

ie vom österreichischen Hofe, aus den Niederlanden oder aus Welsch- n Innsbruck zusammenfließende Post durfte Gabriel v. T., nach einer nung vom 7. Juli 1513, weder eigenmächtig öffnen, noch austheilen iterschicken; vielmehr war dieselbe „versloffen vnndt eingemacht mitsambt n, so damit komen, von stund an" der tirolischen Kanzlei zu überant- . Die kaiserlichen Briefe erhielt dann Gabriel zur Weiterbeförderung mbt ainem postzedl" wieder zugestellt. „Außerhalb Wissen vnnd Ver- ung" durfte weder der Postmeister selbst noch die Postboten Briefe von Jemand befördern, es seien denn Schreiben des Kaisers, der Hofräthe er Herren vom Regiment und der Raitkammer. Ohne einen Postzettel kein Postbote abgefertigt werden. Au[illegible] Station (Lager) mußte dar-

auf die Stunde der Ankunft verzeichnet werden, um feststellen zu können, „in welchem leger die saumnus seyen“. Je nach der Anzahl der Postpferde auf den einzelnen Stationen lag die Post einfach, zweifach oder selbst dreifach. Für die Erhöhung bezw. die Herabsetzung des Betriebs waren die Ausdrücke in Gebrauch: die Post „stärken“ oder „mehren“, „mindern“ oder „ringern“. Die Aufhebung des Verkehrs bezeichnete man mit: die Post „ablegen“. Weigerten sich die Postboten aus Mangel an Bezahlung die Briefschaften zu befördern, dann mußte die Post „stilliegen“.

Das Innsbrucker Postamt unterstand dem kaiserlichen Hofpostmeister. Da dasselbe jedoch von der tirolischen Kammer unterhalten wurde, so durfte ohne Wissen und Willen des Regiments zu Innsbruck kein Postbote aufgenommen oder verabschiedet werden. Vergehungen und Versäumnisse der Postboten hatte der Postmeister im Einvernehmen mit dem Regimente zu bestrafen, welch letzteres sich nur die Criminalfälle vorbehielt. Alle in Innsbruck aufgegebenen Briefe mußten nach einer kaiserlichen Instruction vom 23. Februar 1515 in ein für diesen Zweck besonders zu haltendes Buch eingetragen werden mit Angabe des Tages und der Stunde des Empfanges. Der kaiserliche Postmeister war befugt, sich einen Verweser in Innsbruck zu halten, welcher die welschen, niederländischen und andere Briefe, „so das Regiment nicht berurn“, in Empfang zu nehmen und weiter zu leiten hatte. Gabriel v. T. war gleich seinen dem Postdienste ergebenen Vettern, wie wir aus einer Urkunde Kaiser Karl's V. dd. Molins de Rey den 3. Januar 1520 ersehen, selbst viel unterwegs, nicht bloß innerhalb des deutschen Reiches, sondern auch in den weit auseinanderliegenden spanisch-habsburgischen Erblanden. Auf seinen Reisen schützte ihn ein kaiserlicher Geleitsbrief, welcher ihm und seiner Begleitung ungehinderte von allen Abgaben freie Passage zu Wasser und zu Lande sicherte und die Möglichkeit darbot, sich überall aufhalten zu dürfen.

Ohne Zweifel handelte es sich bei diesen Reisen meistens um Courierritte, welche in besonders wichtigen Fällen von den Begründern der Post in eigener Person unternommen wurden. Die Gefahren, welche mit der Ausübung dieses Berufes verbunden waren, und wol auch der Umstand, daß die Taxis in Spanien uralte Verbrüderungen der correos vorgefunden hatten, riefen in Innsbruck noch bei Lebzeiten des Franz v. T. († 1517) eine postalische Bruderschaft ins Leben. Ein „Verkündzettel“ dieser Verbrüderung von „unser lieb Frauen Empfängnus“, welcher aus dem zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts stammt und im gräflich Taxis'schen Familienarchive zu Innsbruck erhalten ist, fordert zum Gebete auf zunächst für die edelen und vesten Herrn Jannet, Franz und Leonard, Gebrüder v. Taxis, auch Herrn Gabriel v. Taxis, so alle der Röm. Kay. May. Maximilian des Ersten und König Karl's von Castilien obriste Postmeister auch Stifter des mittleren Altars der Spitalkirche zu Innsbruck und einer „Quatember Postmeß“ gewesen, sodann für die edele Frau Katharina v. Chiaramonte, Herrn Gabrieln v. Taxis Ehefrau, außerdem aber noch für 25 namentlich aufgeführte verstorbene „Postboten“ der römischen kaiserlichen Majestät.

Franz Graf v. Thurn u. Taxis, die Anfänge des habsburgischen Postwesens 1460—1519. In den Neuen Tiroler Stimmen XXXI (1891), Nr. 295 u. 296. — Rübsam, Zur Geschichte der ältesten Posten in Tirol und den angrenzenden Ländern. In der Union postale XVI (1891), Nr. 12. — Oswald Redlich, Vier Stundenpässe aus den Jahren 1496—1500. In den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung XII, 494 ff. — E. Rosenthal, Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinand I. Im Archiv f. österreichische Geschichte LXIX, 98 u. 240 f. Wien 1887. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Inigo Lamoral, Graf von Th. und T., kommt gewöhnlich unter dem Namen „Graf von Thurn (= de la Tour)“ vor. Geboren am 6. November 1653 zu Brüssel, studirte Graf J. Lamoral mit seinem älteren Bruder Eugen Alexander (S. 484), um sich in der deutschen Sprache auszubilden, bei den Jesuiten in Mainz, sodann auf der in bestem Rufe stehenden „academie de Monsieur Cecati“ in Besançon. Im J. 1682 bekleidete er eine militärische Charge in den Niederlanden und wird im Frühjahr 1684 bereits als Oberstlieutenant und 1687 als kurbairischer Oberst der Cavallerie erwähnt. Am 16. October 1699 nennt er sich in einem Vollmachtsbriefe „lieutenant general des armees de son Altesse Electoral de Bavière“. In Ungarn hatte er gegen den Halbmond, in den Niederlanden gegen die Franzosen gekämpft, als er zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges seine kurbairischen Militärchargen niederlegte, um seinen Arm dem Kaiser Leopold I. zu leihen. Am 30. August 1703 erhielt der kaiserliche Feldmarschalllieutenant J. L., der sich im Treffen bei Munderkingen besonders ausgezeichnet hatte, die Inhaberschaft des nunmehrigen k. k. siebenten Dragonerregiments. Am 30. Mai 1704 wurde J. Lamoral zum General der Cavallerie ernannt, übernahm am 12. October 1709 das Commando der alliirten Reichsarmee für den verstorbenen Feldmarschall Grafen v. Thüngen, verzichtete zu Beginn des Jahres 1711 auf das „la Tourische Cuirassierregiment“ zu Gunsten des Freiherrn Peter v. Viard und befehligte im Mai 1712 19 Escadronen der Armee am Oberrhein. — J. Lamoral, welcher sich im J. 1689 zu Augsburg mit Maria Claudia Gräfin v. Fugger vermählt hatte, starb als Kriegsdirector der ober- und vorderösterreichischen Lande am 1. October 1713 zu Innsbruck und wurde in der Kapuzinerkirche daselbst beigesetzt. Sein zu Konstanz am 20. August 1706 geborener Sohn Johann Baptista studirte im Collegium Germanicum zu Rom, wurde 1727 vom Papste Benedict XIII. mit einem Kanonikat im Erzstift Salzburg begnadigt und am 21. (alias 24.) Mai 1729 daselbst als Domherr aufgeschworen. Als Salzburgischer Consistorialpräsident wurde er am 4. Februar 1754 zum Bischof von Lavant in Kärnten erwählt und starb am 3. Juni 1762. Seine Gebeine ruhen in der Kreuzcapelle der Lavanter Domkirche. — Eine Tochter des J. Lamoral, Maria Elisabeth Claudia, wurde 1712 Capitularin des freiweltlichen Reichsstifts Buchau in Schwaben und starb daselbst am 9. März 1744.

Victorin, Geschichte des k. k. siebenten Dragonerregiments, S. 81. Wien 1879. — Tangl, Reihe der Bischöfe von Lavant, S. 81. Klagenfurt 1841. — A. Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. I, 305. Karlsruhe 1891.

J. Rübsam.

Taxis: Innocenz v. T., der Stammvater der zu Füssen seßhaft gewordenen Linie der Familie T., war seit dem Jahre 1537 im Dienste des habsburgischen Hauses thätig, und zwar zunächst am Hofe König Ferdinand's I., indem er durch „vill vnd weite Post Raisen vnd in annder weg“ sich auszeichnete. Als der Füssener Postverwalter Johannes Roschmann während des schmalkaldischen Krieges sich des Landesverrathes schuldig machte, und infolge dessen abgesetzt und aus Tirol verbannt worden war, berief der kaiserliche Generaloberstpostmeister Leonard I. v. T. (S. 514) seinen Vetter Innocenz zur Verwaltung des wichtigen Postamtes Füssen, in dessen Besitz derselbe von König Ferdinand I. am 23. November 1548 und von Kaiser Karl V., welcher zur Unterhaltung dieser Station einen Beitrag leistete, am 15. Mai 1549 auf Lebenszeit bestätigt wurde. An der großen von den Niederlanden nach Italien führenden Poststraße gelegen, war Füssen zugleich auch als der Ausgangspunkt für die Post nach den vorderösterreichischen Landen, dem Breisgau und dem

Sundgau von besonderer Wichtigkeit. Zeitweilig verwaltete Innocenz v. T. auch das Postamt zu Augsburg, so nach dem Tode des Ambrosius v. T. († 1546), während der Jahre 1548—1550, wo er vom Rathe dieser Stadt die Ueberweisung eines neuen Posthauses verlangte, da das ursprüngliche bei der Befestigung Augsburgs im J. 1546 niedergerissen worden war. Auch von 1564 bis 1567 lag dem Innocenz v. T. die Verwaltung des Augsburger Postamtes ob, bis er von seinem Vetter, dem jüngeren Seraphin, einem Sohne des Rheinhauser Postmeisters Bartholomäus v. T., aus dieser Stellung verdrängt wurde, obschon Herzog Albrecht V. von Baiern bei Kaiser Maximilian II. sich für Innocenz verwendet hatte. Nach dem in der Freibergischen Capelle zu Füssen erhaltenen Todtenschilde starb Innocenz v. T. am 15. December 1592 als kaiserlicher und königlicher spanischer Rath, nachdem er vier Kaisern und dem erzherzoglich österreichischen Hause als Postmeister gedient hatte.

Paul v. Stetten, Geschichte der Stadt Augspurg I, 448. Franckfurt u. Leipzig 1743. — v. Hefner, Bayerischer Antiquarius. Erste Abtheilung. I, 315. München 1866. — Rübsam, Johann Baptista von Taxis, S. 87. Freiburg 1889. J. Rübsam.

Taxis: Johann Baptista v. T., Generaloberstpostmeister, war der älteste Sohn des Roger v. T. und seiner Gemahlin Alegria Albrici. Seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Postwesens eröffnete er unter König Philipp dem Schönen und Kaiser Maximilian I. Noch bei Lebzeiten seines Onkels Franz (S. 490), welchen er in der obersten Leitung unterstützte, erhielt Joh. Bapt. in Anbetracht der besonderen Verdienste derer v. Taxis (ceulx de famille de Taxis) um das Postwesen am 30. November 1517 zu Valladolid von König Karl I. von Spanien die Anwartschaft auf das Amt eines obersten Post- und Couriermeisters in allen seinen Reichen, welches derselbe noch vor dem Ablaufe des Jahres 1517 antrat.

Am 28. August 1518 naturalisirten Königin Johanna und ihr Sohn König Karl I. von Spanien zu Saragossa den Joh. Bapt. v. T. und seine Brüder Maphe (Mateo) und Simon aus Cornello im Gebiete von Venedig für alle von ihnen beherrschten Reiche und betrauten dieselben mit der Verwaltung des Postwesens auf Lebenszeit unter der obersten Leitung des ersteren. Mit der Ausübung dieses Amtes sollten die Einkünfte sowie alle diejenigen Vorrechte und Vergünstigungen verbunden sein, welche bereits Franz v. T. zugesprochen waren. Insbesondere wurde dem Joh. Bapt. v. T. die ausschließliche Berechtigung zur Ausübung der Postgerechtsame und die Jurisdiction über die nach seinem Ermessen anzustellenden und abzusetzenden Postbeamten zugesichert. Die Postbeamten und Couriere, welche Joh. Bapt. feierlich in Eid und Pflicht zu nehmen hatte, waren zur Führung des königlichen Wappens innerhalb und außerhalb der spanischen Monarchie sowie zum Tragen von Waffen berechtigt. Die dem Postdienste gewidmeten Häuser sollten von allen Abgaben und Lasten, namentlich auch von Einquartierung befreit sein und standen gegen Beraubungen unter einem besonderen königlichen Schutze.

Bei der Ausübung ihrer Postgerechtsame stieß die Familie derer v. Taxis gleich von Anfang an in Spanien, ungeachtet der erhaltenen Privilegien, auf heftigen Widerstand, indem die correos von Barcelona und Valencia, welche zu der Bruderschaft der Capelle des hl. Marcus gehörten, mit großer Zähigkeit an den ihnen von früheren Königen gewährten Vorrechten festhielten. Trotz ihrer Naturalisation hielt man die T. in Spanien für Fremde, für Venetianer, da ihre Heimath Cornello in der von Venedig beherrschten Landschaft Bergamo lag. Der Widerstand der correos von Aragonien war so nachhaltig, daß erst im J. 1696 ein Nachkomme des spanischen Zweiges der T., der Graf v. Oñate, in

den ruhigen Besitz des Oberstpostmeisteramtes in diesem Königreiche gelangte. Im deutschen Reiche und den österreichischen Erblanden, in welchen bereits der Vater des Joh. Bapt. den Reichsadel besaß, sowie in Italien und Frankreich wurden die Taxis'schen Posten ohne jeden Einspruch von Seiten der betheiligten Territorialherren errichtet; ebensowenig verlautet von einem Widerstand des älteren städtischen Botenwesens, welches durch die internationale Gestaltung der Taxis'schen Schöpfungen allerdings nur wenig berührt wurde.

Joh. Bapt. v. T. überbrachte die erste Nachricht von der Wahl Karl's I. zum römischen Könige (28. Juni 1519) in eigener Person an den Brüsseler Hof. Sein Patent als Generaloberstpostmeister (chief et maistre general de noz postes par tous noz royaumes, pays et seigneuries), dessen Wortlaut ich in der Union postale Vol. XVII. Nr. 9, veröffentlichte, erhielt Joh. Bapt. zu Gent am 14. Juni 1520. Während des Nürnberger Reichstages (1522) ließ Kaiser Karl V. eine Post legen, welche die Niederlande mit dieser Stadt in Verbindung setzte, während sein Bruder Ferdinand I. für die Unterhaltung einer Post von Nürnberg bis zu seinem eigenen und dem Hofe Ludwig's II. von Ungarn Sorge trug. Joh. Bapt. begleitete Karl V. auf seinem Krönungszuge (1530) und wurde bald darauf vom Kaiser mit der Graffschaft La Roche in den Ardennen belehnt. Am 14. September 1530 urkundete Joh. Bapt. als Testamentsvollstrecker des verstorbenen Pelegrin v. Taxis, welcher das Postamt zu Rom („postmeysterey bewaerder") verwaltet hatte, und bezeugte als solcher, von dem ehrsamen Bartholomäus Welser und Gesellschaft zu Augsburg ein größeres Guthaben des Pelegrin v. T. baar erhalten zu haben. Die den Postbeamten in den Niederlanden zukommende Befreiung von allen Steuern und Abgaben, welche von jeher in allen von der Post berührten Ländern den betreffenden Beamten zugestanden war, wurde am 28. Septbr. 1532 von Maria, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich, als der Statthalterin der Niederlande von neuem verbrieft.

Als zu Beginn des Jahres 1533 die Nothwendigkeit sich herausstellte, eine neue Postverbindung zwischen den Niederlanden und Spanien herzustellen, welche zugleich das Hoflager des Königs von Frankreich berühren sollte, wurde dem Kaiser Karl V., welcher sich damals in Toledo befand, französischerseits zugemuthet, diesen Postenzug nicht nur auf eigene Kosten zu erhalten, sondern auch dem Controlleur-general der französischen Posten die Anlage desselben sowie die Jurisdiction über das Betriebspersonal zu überlassen. Nach längeren Verhandlungen widerrieth es Joh. Bapt. v. T., auf diese Bedingungen einzugehen, zumal nach den gemachten Erfahrungen die der obersten Leitung des Controlleur-general unterstellten Posten nicht die nöthige Gewähr für eine genügend rasche Beförderung der Felleisen böten. Falls man von französischer Seite auf den genannten Bedingungen bestehe, sei es vorzuziehen, den Brief- und Packetverkehr durch eigene Expreßcouriere besorgen zu lassen.

Zur Anerkennung seiner langjährigen, unermüdlichen, in Kriegs- und Friedenszeiten bewährten Dienste in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Italien und anderen Ländern vermehrte Karl V. das Wappen seines Generaloberstpostmeisters am 5. Januar 1534 in der Weise, daß für den einköpfigen wachsenden Adler im oberen Felde des Schildes ein zweiköpfiger wachsender Adler stehen sollte. Der langwierige zwischen Joh. Bapt. und seinem Bruder Maphe v. T. einerseits, und ihrem Bruder Simon, kaiserlichem Postmeister in Mailand, andererseits schwebende Proceß wurde im Mai 1534 vom großen Rathe in Mecheln im Namen Karl's V. in der Weise zum Austrag gebracht, daß unter Bestätigung des von Johann Anton v. Taxis, Kaufherrn und Bürgers

(„mercator nec non civis et incola") zu Augsburg gegebenen Schiedsspruches, es bei den Bestimmungen sein Verbleiben haben sollte, welche in dem kaiserlichen Decrete über die Vertheilung der spanischen, römischen, deutschen und flandrischen Posten niedergelegt worden waren. Auch die Streitpunkte der Brüder über verschiedene Liegenschaften in ihrer alten bergamaskischen Heimath wurden bei dieser Gelegenheit geschlichtet. Zur Ausgleichung von Geldangelegenheiten bediente man sich der Welser in Venedig und Antwerpen.

Als Muley Hassan, der Beherrscher von Tunis, aus seinem Reiche vertrieben, bei Karl V. Hülfe suchte, wohnte derselbe (1535), auf den Wunsch des Kaisers, im Hause des Joh. Bapt. v. T. zu Brüssel und wurde von demselben auf das glänzendste unterhalten und bewirthet. Höchstwahrscheinlich lag die gastliche Wohnung des Generaloberstpostmeisters gegenüber dem Friedhofe der Kirche Unserer lieben Frau vom Sande (Notre Dame des Sablons). Das am 22. November 1539 zu Brüssel errichtete Testament des Joh. Bapt. v. T. datirt im Hause „gestaen opde savele". — Hohes Alter und Kränklichkeit veranlaßten den Joh. Bapt. den Kaiser zu bitten, er möge das Generaloberstpostmeisteramt noch bei seinen Lebzeiten seinem Sohne Franz übertragen. Am 5. August 1536 willfahrte der Kaiser seinem Ansuchen in Anbetracht seiner langjährigen, getreuen und ersprießlichen Wirksamkeit. Unter seinen Leistungen wird namentlich hervorgehoben, daß Joh. Bapt. v. T. nicht ohne große Beschwerden und persönliche Gefahren den Feldpostdienst bei den kaiserlichen Armeen in Italien und bei den gegen die Türken kämpfenden Heeren organisirt, und daß er den Kaiser auf den meisten seiner Züge zu Wasser und zu Land begleitet habe. Uebrigens behielt Joh. Bapt. nach wie vor bis zu seinem Tode die Oberaufsicht über das kaiserliche Postwesen.

Wie hoch Karl V. die Leistungen seines Generaloberstpostmeisters anschlug, wie sehr er seine Tüchtigkeit zu schätzen wußte, ist aus einer ganzen Reihe von kaiserlichen Urkunden und Erlassen ersichtlich, in welchen die Amtsführung des Joh. Bapt. v. T. rühmend anerkannt wird. Auch der erste Secretär Karl's V., Juan Aleman, Señor de Bonilanes, welchem seine amtliche Stellung reichliche Gelegenheit bot, mit Joh. Bapt. zu verkehren und dessen umsichtige Geschäftsleitung zu beobachten, berichtet von wiederholten Lobeserhebungen, welche der Monarch in seiner Gegenwart der Thätigkeit seines obersten Postbeamten habe angedeihen lassen. Am 21. December 1540 übertrug der kaiserliche Rath und Generaloberstpostmeister Joh. Bapt. die Verwaltung der Postämter Bobenheim (südlich von Worms), Didilzheim und Rheinhausen seinen Vettern Seraphin (S. 521) und dessen Bruder Bartholomäus auf Lebenszeit. Als Karl V. im J. 1541 seinen großen Reichstag zu Regensburg abhielt, befand sich auch Joh. Bapt. v. T. in seinem Gefolge, erkrankte jedoch daselbst und traf am 6. Mai 1541 seine letztwilligen Verfügungen.

Johann Baptista v. Taxis, Herr zu Hemessem, eques auratus, Hofpfalzgraf und kaiserlicher Rath, verschied am 16. October 1541 und wurde in der Kirche Notre Dame des Sablons zu Brüssel beigesetzt. Seiner Ehe mit Christine v. Wachtendonk, welche aus einer hochangesehenen Familie des Herzogthums Geldern stammte, waren sechs Söhne und sechs Töchter entsprossen. Sein ältester Sohn Roger wandte sich dem geistlichen Stande zu und starb als Protonotarius der römischen Kirche, Decan der Cathedrale zu Antwerpen, Propst zu St. Peter in Löwen und Kanzler der dortigen Universität am 16. März 1593. Raimond, der zweite Sohn, wirkte nach dem Tode seines Onkels Maphe (Maffeo, Matteo, † 1535) in Spanien als correo mayor bis zu seinem im J. 1578 erfolgten Tode und ward der Begründer des spanischen Zweiges der Familie Taxis, welcher mit dem auch als Dichter hochgeschätzten correo mayor Don Juan II., Grafen

von Villamediana, in seiner männlichen Linie im J. 1622 ausstarb. Franz, der unmittelbare Nachfolger seines Vaters, überlebte diesen nur kurze Zeit und verschied in einem Alter von 22 Jahren unvermählt. Ihm folgte in der Verwaltung des Generaloberstpostmeisteramtes seit dem Jahre 1543 Leonard I. v. Taxis (S. 514), der vierte Sohn des Joh. Bapt., während der fünfte Namens Ludwig in seiner Jugend starb. Da des Leonard jüngster Bruder, Johann Baptista (1530—1610) (s. u.) ohne Hinterlassung von Nachkommen starb, und die spanische Linie in ihren männlichen Sprossen, wie bereits erwähnt, im J. 1622 erlosch, so blühte von dem Stamm des Joh. Bapt. nur noch der durch die Nachkommenschaft des Leonard gebildete Brüssel-Frankfurt-Regensburger Zweig der Familie fort, dessen ältester männlicher Sprosse auch von den in Italien, Deutschland und Oesterreich zerstreuten Gliedern des Hauses Taxis als Familienhaupt anerkannt wurde. — Von den drei natürlichen Söhnen des Joh. Bapt. v. T. wurde Augustin Kanonikus im Collegiatstifte des hl. Gomar zu Lierre in Brabant, Anton Postmeister in Antwerpen († 1574) und Johann Anton Postmeister zu Rom. Anton v. T. begründete die Antwerpener Linie des Hauses Taxis, während Johann Anton um das Jahr 1580 ohne Nachkommen zu Rom starb. Beide wurden von Kaiser Karl V. legitimirt und haben sich als oberste Leiter jener wichtigen Postämter zu Antwerpen und Rom vortrefflich bewährt.

Ein sehr gutes Porträt des Generaloberstpostmeisters Joh. Bapt. in orientalischer Kleidung (Kniestück) mit seinem Wappen, gemalt von Nikolaus van der Horst und gestochen von Paulus Pontius, findet sich in den Marques d'honneur de la maison de Tassis des Chifletius, Seite 77 als Gegenstück zu dem Bildnisse des Muley Hassan auf der vorhergehenden Seite. Die von C. v. Wurzbach XLV, 74 mit diesem Johann Baptista v. Taxis zusammengebrachten zwei Bildnisse gehören nicht hierher. Vgl. auch W. E. Drugulin, Allgemeiner Porträtkatalog, Nr. 21034, 21055.

Francesco Zazzera, Della nobilta dell' Italia. Parte seconda. Napoli 1628. Unter Della famiglia de Tassis. D und E. — Rübsam, Johann Baptista von Taxis, S. 8 ff. — Anales de las ordenanzas de correos de España I, 3 ff. Madrid 1879. — Rawden Brown, Calendar of state papers III, Nr. 331 u. 456. London 1864. — Thebussem, Un pliego de cartas, p. 22. Madrid 1891. — Gachard, Rapport sur les archives de Lille, p. 310. Bruxelles 1841. — Lanz, Korrespondenz des Kaisers Karl V. I, 72. Leipzig 1844. — Ch. Weiß, Papiers d'état du cardinal de Granvelle II, 86. — Mann, Abrégé de l'histoire de la ville de Bruxelles I, 104. Bruxelles 1785. — C. v. Höfler, Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre K. Karl V. In den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe. XXVIII, 161. Wien 1878.

J. Rübsam.

Taxis: Johann Baptista v. T., geboren zu Brüssel um das Jahr 1530 als sechster Sohn des gleichnamigen Generaloberstpostmeisters (S. 496), eröffnete seine Laufbahn als Diplomat in den Niederlanden unter Margaretha von Parma, Alba, Requesens, Don Juan de Austria und wurde, von Granvella empfohlen, im J. 1580 zum spanischen Botschafter am französischen Hofe ernannt. Mit den Guisen schloß er 1585 im Namen König Philipp's II. von Spanien die Liga zu Joinville. Bald nach dem Frieden zu Vervins (1598), welcher hauptsächlich durch seine Bemühungen zu Stande gekommen war, wurde Joh. Bapt. zum zweiten Male spanischer Botschafter am französischen Hofe, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1604 verblieb. Seine staatsmännische mehr als fünfzigjährige Wirksamkeit im Dienste der spanisch-habsburgischen Weltmacht

erstreckte sich über die Niederlande, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Dänemark und Savoyen. — Auch als Militär erwarb sich Joh. Bapt. in den Kämpfen gegen die Türken, Niederländer und Franzosen reiche Lorbeern. Unter Alexander Farnese von Parma, dem größten Feldherrn seiner Zeit, bekleidete er das Amt eines Generalinspectors „veedor general" der spanischen Armee in den Niederlanden. Als Schriftsteller hat Joh. Bapt. seinen Namen verewigt, indem er über die von ihm miterlebten niederländischen Unruhen ein umfangreiches Werk schrieb, welches wegen seiner Gediegenheit und Zuverlässigkeit viel benutzt wurde und bis auf unsere Tage für eine der wichtigsten Quellen jener Zeit gilt. — Gleich den meisten seiner vorwiegend auf dem Gebiete des internationalen Postwesens thätigen Geschlechtsgenossen gebot Joh. Bapt. über umfangreiche Sprachenkenntnisse. Er beherrschte das deutsche, lateinische, flämische, spanische, französische und italienische Idiom. Joh. Bapt. v. T., welcher die Würde eines königlich spanischen Kämmerers und Comthurs des Ordens des heiligen Jakobus bekleidete, wurde von Philipp III. durch Berufung in den Staatsrath ausgezeichnet und beschloß sein ruhmreiches Leben in hohen Ehren 1610 zu Madrid. Valerius Andreas, ein jüngerer Zeitgenosse, faßt sein Urtheil über Joh. Bapt. mit den Worten zusammen: „Vir ubique magnus, tum vero consilio et iudicio summus."

J. Rübsam, Johann Baptista v. Taxis, ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. Nebst einem Exkurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten (1505—1520.) Freiburg im Breisgau 1889. — O. Krauske, Die Entwickelung der ständigen Diplomatie vom fünfzehnten Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818, S. 91. Leipzig 1885. J. Rübsam.

Taxis: Johann Baptista v. T., ein Sohn des Füssener Postmeisters Innocenz (S. 495), stieg als heldenmüthiger und umsichtiger Officier der spanischen Armada in den Niederlanden rasch zum Obersten empor und stand bei Alexander Farnese im höchsten Ansehen, fiel aber bereits in einem Alter von 36 Jahren bei einer Recognoscirung der von ihm belagerten Stadt Bonn am 20. April 1588.

Rübsam, Johann Baptista von Taxis, S. 87 ff. — J. Chifletius, Les marques d'honneur de la maison de Tassis, p. 129 ss. Anvers 1645. — Carnero, Historia de las guerras de Flandes desde 1559 hasta 1609. passim. Bruselas 1625. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Johann Baptista, Reichsfreiherr von Th. und T., Sohn des Octavio (S. 520), geboren am 7. Juli 1613 zu Augsburg, leitete neben den von seinem Vater verwalteten Postämtern zu Augsburg und Rheinhausen auch das wichtige kaiserliche Postamt zu Straßburg. Joh. Bapt., pfalzneuburgischer und später auch erzherzoglich österreichischer Kämmerer, wurde von Kaiser Ferdinand III. am 17. März 1657 in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben und starb im Jahre 1672. Seine Söhne Philipp Wilhelm Konstantin und Ignaz Franz wurden in den Hochstiftern zu Augsburg und Ellwangen aufgeschworen, doch nur der letztere widmete sich dem geistlichen Stande. Philipp Wilhelm Konstantin, Herr zu Schwabdießen und Rohrenfels, kaiserlicher, kurpfälzischer und kurbairischer Kämmerer und Hofrath, setzte die sogenannte Augsburg-Neuburger Linie des Hauses Thurn und Taxis fort, welche bis ins zweite Viertel unseres Jahrhunderts blühte, und wurde vom Kaiser Leopold I. am 20. April 1701 mit dem erblichen Reichsgrafenstande begnadigt.

Böhaimb, Rohrenfels. Im Collectaneen-Blatt für die Geschichte von Neuburg an der Donau. Jahrg. XXI (1855), S. 111 ff. J. Rübsam.

Taxis: Josef v. T., ein Sohn des Innsbrucker Postmeisters Gabriel (S. 493), war schon zu Lebzeiten seines Vaters bei der obersten Leitung der Posten in Tirol und den vorderösterreichischen Landen thätig und wurde nach dessen Tode von König Ferdinand I. dd. Speier, den 31. März 1529 mit der Verwaltung des Postamtes zu Innsbruck betraut. Noch in demselben Jahre mußte die italienische Post für eine Zeit lang „der Venediger halber“ verlegt und über schweizerisches Gebiet durch Graubünden geleitet werden, damit die kaiserliche und königliche Correspondenz unbehindert befördert werden könne. Es geschah damals „vil Reittens auf der Post“ durch unbekannte Reisende, weshalb an die Postmeister der Linie Innsbruck-Roveredo bei Strafe des Stranges der Befehl erging, niemanden „aus oder in das welsch Land, weder bey tag noch Nacht auf der Post zu verttigen oder durchpassieren zu lassen“ ohne einen Paß von der Behörde zu Innsbruck oder von dem obersten Feldhauptmann in Trient. „Des Türggen halber“ mußte Josef v. T. öfters den Postbetrieb vermehren. Im J. 1539 lag die Post von Innsbruck nach Trient dreifach; zwei Rosse wurden von König Ferdinand I. und das dritte von Kaiser Karl V. bezahlt. Die Post zwischen Innsbruck und Augsburg lag doppelt, indem das eine Roß auf königliche, das zweite auf kaiserliche Kosten unterhalten wurde. Auf der ebenfalls doppelt liegenden mit 13 Stationen versehenen Post von Innsbruck nach Linz bezahlte Ferdinand I. die Pferde.

Während des Reichstages zu Nürnberg (1542) stand diese Stadt durch eine besondere Post mit Augsburg, und folglich mit der großen Poststraße in Verbindung, welche von den Niederlanden über Innsbruck nach Italien und Wien lief. Die Post von Innsbruck nach Prag, der böhmischen Residenz König Ferdinand's I., ging gewöhnlich auf dem kürzesten Wege über Salzburg und Linz. Der Aufenthalt Kaiser Karl's V. in den Niederlanden veranlaßte zu Ende des Jahres 1543 eine Umlegung dieser Linie mit Umgehung von Salzburg über Augsburg. — Durch Patent König Ferdinand's I. dd. Prag, den 7. Juli 1549 erhielt Josef v. T. die Anwartschaft auf das Postamt zu Innsbruck für seinen Sohn Gabriel († 7. August 1583), welcher ihn schon längere Zeit in der Verwaltung der Posten unterstützt hatte und namentlich „in vergangener Schmalkaldischer Kriegsempörung vnd auf dem Zug in Sachsen“, sowie „mit hin vnd wider Postiern vnd mit Verwaltung des Postmaisterambts zu Prag“ seine Tüchtigkeit bewiesen hatte. Kaiser Karl V. hatte, soweit ihm selbst das Postamt zu Innsbruck zustand, dem Josef v. T. bereits am 16. Juli 1541 für seinen Sohn Gabriel die Anwartschaft der Nachfolge auf Lebenszeit gegeben. Josef v. T., welcher gleich seinem Vater in eigener Person wiederholt zwischen dem kaiserlichen und königlichen Hoflager Courierdienste leistete, starb, wie sein Epitaphium in Innsbruck berichtet, am 21. October 1555. Seine Nachkommen verwalteten bald in erblicher Weise mit dem Rechte der Erstgeburt bis in unser Jahrhundert das Postamt zu Innsbruck, und zwar seit dem 14. December 1701 mit dem Titel eines obersten Hof- und Generalerbpostmeisters der Ober- und Vorderösterreichischen Lande. Siehe auch den Artikel über Paul v. Taxis (S. 521).

Flacchio, Généalogie de la maison de la Tour I, 241 ss. — Hopf, Historisch-genealogischer Atlas I, 433. — Rübsam, Zur Geschichte d. ältesten Posten in Tirol und den angrenzenden Ländern. In der Union postale XIX (1891), Nr. 12. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Karl Alexander, Fürst von Th. und T., geboren am 22. Februar 1770 zu Regensburg, bereiste, nach Vollendung seiner Studien zu Straßburg, Würzburg und Mainz, mit seinem jüngeren, als kurwürttembergischer Generalmajor am 7. Decbr. 1805 zu Stuttgart verstorbenen

Bruder, dem Prinzen Friedrich Johann, die Niederlande, Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Italien. Durch seine am 25. Mai 1789 zu Neustrelitz vollzogene Vermählung mit Therese Mathilde, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, wurde der Fürst Schwager der Prinzessin Luise, der nachmaligen Gemahlin König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen. Bereits zu Lebzeiten seines Vaters, des Fürsten Karl Anselm (S. 504), wurde Erbprinz Karl Alex. zum kaiserlichen Principalcommissar bei der allgemeinen Reichsversammlung zu Regensburg ernannt.

Durch den Artikel 24 der zu Paris am 12. Juli 1806 abgeschlossenen Rheinbundsacte wurde das fürstlich Thurn und Taxis'sche Haus mediatisirt. Die fürstlichen Besitzungen in Schwaben fielen theils Hohenzollern, theils Württemberg zu. Der Primas der rheinischen Conföderation, Karl von Dalberg, Fürst zu Regensburg und Herr zu Frankfurt, überließ dem fürstlichen Hause am 27. December 1806 die Civilgerichtsbarkeit über seine Dienerschaft in erster und zweiter Instanz. Auch die „Zoll-, Mauth- und Umgeldsfreiheit", eines der ältesten und wichtigsten Privilegien der fürstlichen Familie, blieb derselben ungeschmälert. Der Zusammenbruch des Reiches hatte auch das Thronlehen der Taxis'schen Posten unter seinen Trümmern begraben. Die einzelnen Staatengebilde, welche nicht bereits eigene Posten gehabt, beanspruchten das Postregal nunmehr für sich. Mit großer Rücksichtslosigkeit wurde die Taxis'sche Post aus einem beträchtlichen Theile von Deutschland verdrängt. Baiern hatte kurz vor Stiftung des Rheinbundes durch Patent vom 14. Februar 1806 dem Fürsten von Thurn und Taxis das Erblandpostmeisteramt als Thronlehen verliehen, hob jedoch am 3. März 1808 die fürstlichen Posten wieder auf und errichtete eigene Posten. Die unter der großherzoglich primatischen Regierung von Regensburg nach Frankfurt am Main verlegte General-Direction der sämmtlichen dem fürstlich Thurn und Taxis'schen Hause unterstellten Posten behielt gemäß der Vereinbarung mit der freien Stadt Frankfurt vom 20. Mai 1816 auch nach Errichtung des deutschen Bundes ihren Sitz in Frankfurt bis zum Uebergang der Posten an die Krone Preußen im J. 1866.

Zu Ende des Jahres 1810 waren auf dem durch den Luneviller Frieden um ein volles Zehntheil geminderten Areal des ehemaligen Deutschen Reiches nicht weniger als 43 (7 andere abgesonderte nicht gezählt) verschiedene Anstalten für den deutschen Postverkehr thätig. Trotz aller Verluste und Schmälerungen stand zu Anfang des Jahres 1811 noch immerhin ein recht ansehnlicher Theil Deutschlands unter der Taxis'schen Postverwaltung. Ihr Areal betrug damals 1030 Quadratmeilen mit 3 065 315 Bewohnern. Mit der Niederwerfung Napoleon's kamen bessere Zeiten für die Taxis'sche Post; in einem beträchtlichen Theile des nordwestlichen Deutschlands sowie in den zurückeroberten linksrheinischen Ländern hielt sie wiederum ihren Einzug. Auch verwaltete die Taxis'sche Post im Namen der verbündeten Mächte die Posten in den besetzten französischen Gebietstheilen diesseits der Alpen. Zur Unterstützung der 1814 gegen Napoleon aufgebotenen Streitkräfte begünstigte Fürst Karl Alex. die Bildung eines freiwilligen Jägercorps aus dem Regenkreise.

Der Artikel 17 der deutschen Bundesacte (1815) garantirte dem Fürsten den durch den Reichsdeputations-Hauptschluß oder spätere Verträge bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten. Das fürstliche Haus erhielt dementsprechend theils die Verwaltung der Posten zurück, theils Entschädigungen durch Grundbesitz oder Ablösungssummen. Infolge der Abtretung von Regensburg an Baiern (1810) wurden die standesherrlichen Verhältnisse des fürstlichen Hauses durch königliches Decret vom 27. März 1812 neu geregelt. Für die an Baiern gefallenen Posten erhielt Karl Alex. am

23. April 1812 die Klostergebäude der ehemaligen Reichsabtei St. Emmeram nebst Zubehör, die Herrschaften Donaustauf und Wörth als Thronlehen, die Einkünfte des Rentamts Meran sowie die Höfe Moritzbrunn und Weißenkirchen bei Eichstätt. Die bairische Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 bestätigte die Ebenbürtigkeit der Familie Thurn und Taxis mit den regierenden Häusern, einen privilegirten Gerichtsstand u. s. f. und verlieh dem Haupte derselben, dem „Kronoberstpostmeister", Sitz und Stimme in der Reichsrathskammer. Von den mit den verschiedenen Staaten auf Grund des Artikels 17 der Bundesacte geschlossenen Verträgen möge zunächst das Abkommen mit Preußen erwähnt werden, kraft dessen Karl Alex. als Entschädigung für die Ausübung des Postregals in den rechtsrheinischen Gebieten Preußens die Domänen Adelnau, Krotoszyn, Orpiszewo und Rozdrazewo im Großherzogthum Polen als Mann-Thronlehen erhielt, welches am 29. Mai 1819 zu einem Fürstenthum unter preußischer Landeshoheit erhoben wurde. Durch Vertrag mit Württemberg dd. 27. Juli 1819 wurde dem Fürsten Karl Alex. von Thurn und Taxis für sich und seine standesmäßigen männlichen Nachkommen, sowie, nach Erlöschung dessen Stammes, dem Fürsten Maximilian Josef von Th. u. T. (S. 517), und dessen standesmäßiger Nachkommenschaft, die Würde und das Amt eines Königlich Württembergischen Erb- und Landpostmeisters und mit demselben das nutzbare Eigenthum und die Verwaltung sämmtlicher Posten im Königreiche und die damit verbundenen nutzbaren Postrechte als ein Erb-Mann-Thronlehen verliehen.

Obschon Fürst Karl Alexander, wie er in seinem Testament sagt, „mehr als einmal mit Zugrunderichtung Unseres Hauses und mit der Vernichtung Unserer ganzen Existenz bedroht" gewesen, so nahm doch die Macht und das Ansehen der fürstlichen Familie, nachdem die Kriegsstürme sich gelegt, und durch die deutsche Bundesacte wiederum eine gesicherte rechtliche Basis geschaffen war, einen ungeahnten Aufschwung. Karl Alex. erweiterte seine Besitzungen in Schwaben und in Baiern und kaufte in Böhmen die Herrschaft Chotieschau (1822), sowie die Herrschaften Chraustowitz sammt Holegschowitz und Richenburg (1823) von dem Grafen Philipp Kinsky. Infolge dieser bedeutenden Grunderwerbungen wurde dem Fürsten und seiner Familie am 6. März 1823 das Recht der Landsmannschaft im Herrenstande des Königreiches Böhmen verliehen. — Die angestammte Wohlthätigkeit des Fürsten bewährte sich besonders auch während der theueren Jahre 1816 und 1817 durch vielfältige und reichliche Unterstützung nicht nur an Bedienstete und Unterthanen, sondern an die Armen überhaupt, zumal in Regensburg. Karl Alex. starb an den Folgen eines wiederholten Blutschlagflusses am 15. Juli 1827 auf Schloß Taxis in Württemberg, nachdem er 22 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen regiert hatte. Auf das treueste unterstützt wurde derselbe durch seine Gemahlin, die Fürstin Therese, deren einflußreichem Wirken das fürstliche Haus die Abwendung noch größerer Verluste zu verdanken hatte. Seiner letztwilligen Verfügung entsprechend wurde Karl Alex. in der Schloßkirche zu Neresheim in Schwaben beigesetzt.

Regensburger Zeitung. Jahrg. 1827, Nr. 169—175. — Krämer, Rückblick auf d. Leben Carl Alexanders, Fürsten von Thurn und Taxis. Regensburg 1828. — Krämer, Taxis Ehre. Regensburg 1823. — Diez, Aeltere und neuere Epoche des fürstlich Thurn und Taxischen Reichs-Postwesens, S. 28 ff. Regensburg 1806. — Klüber, Das Postwesen in Teutschland wie es war, ist, und seyn könnte, S. 47 ff. Erlangen 1811. — Widerlegung verschiedener der fürstlich Thurn und Taxis'schen Post-Administration gemachten Beschuldigungen. Jänner 1815. — Königlich-Württembergisches Staats- und Regierungsblatt. Jahrg. 1819, Nr. 64. — Mayer, Sammlung

der württembergischen Gesetze in Betreff des Post- und Landbotenwesens, S. 219 ff. Tübingen 1847. — Heidemann, Handbuch der Postgeographie von Deutschland. Erster Theil. Sondershausen 1822. — Söltl, Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen, S. 327 ff. Sulzbach 1850. — Das deutsche Postrecht nach der bundesgesetzlichen Bestimmung, im v. Linde'schen Archiv, Bd. II, Heft 2, S. 131 ff. Gießen 1857. — Stephan, Geschichte der Preußischen Post, S. 428 ff. Berlin 1859. — P. R. Mittermüller, Ergänzungen zur Biographie und literarischen Thätigkeit des Abtes Rupert Kornmann von Prüfening. In den Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienserorden. IV. Jahrg. I. Band, Heft 2, S. 345 ff. Würzburg-Wien 1883. — Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Ankunft des neuvermählten Ehepaares Carl Alexanders Erbprinzen von Th. u. T., und Therese Mathilden Erbprinzessin v. Th. u. T. auf dem Schlosse Trugenhofen. Regensburg 1789. — Vgl. v. Wurzbach XLV, 74 f.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Karl Anselm, Fürst von Th. und T., geboren zu Frankfurt a. Main am 2. Juni 1733 als ältester Sohn des Fürsten Alexander Ferdinand (S. 477) und dessen erster Gemahlin, Christine Luise, Markgräfin von Brandenburg-Baireuth, unternahm als Erbprinz, von dem kurfürstlich bairischen Kämmerer und Obristen Baron v. Montgelas begleitet, eine zweijährige Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich mit längerem Aufenthalte in Paris, und wurde vom Grafen Kaunitz dem Könige Ludwig XV., dem Dauphin und der königlichen Familie vorgestellt. Das Amt eines kaiserlichen Principalcommissarius ging nach dem Tode seines Vaters durch Hofdecret vom 27. April 1773 auf K. Anselm über, nachdem er kurz zuvor von der Kaiserin Maria Theresia und Josef II. zum wirklichen geheimen Rathe ernannt worden war. Zu den Prärogativen des Principalcommissariates gehörte u. a. auch die Abnahme der Huldigung, welche den Kaisern bei ihrem Regierungsantritte von der Reichsstadt Regensburg erwiesen wurde. Eine der glanzvollsten Festlichkeiten dieser Art war die Huldigungsfeier, welche vor dem damaligen fürstlichen Palais, dem Freisinger Hof, am 31. März 1791 gelegentlich der Thronbesteigung Kaiser Leopold's II. stattfand. In Rücksicht auf seine fortdauernden schwächlichen Gesundheitsumstände verzichtete K. Anselm auf das Principalcommissariat, welches Kaiser Franz II. am 10. März 1797 dessen ältesten Sohne, dem Erbprinzen Karl Alexander (S. 501), anvertraute, welcher dieses Amt unter überaus schwierigen Verhältnissen bis zur Auflösung des Reiches (1806) verwaltete.

Sein besonderes Augenmerk auf die Erwerbung fürstenmäßiger reichsunmittelbarer Lande richtend, kaufte K. Anselm am 22. October 1785 von dem Reichserbtruchsessen Gebhard Xaver Grafen zu Wolfeck-Waldsee und Ernst Eberhard Grafen zu Zeil-Wurzach die Reichsgrafschaft Friedberg und die Herrschaften Scheer, Dürmentingen und Bussen in Schwaben um 2 100 000 Gulden. Nachdem K. Anselm am 18. Mai 1787 auf Grund dieser Besitzungen zu Ulm in den Fürstenrath des schwäbischen Kreises introducirt worden war, erhob Kaiser Josef II. am 16. Juli 1787 dieses Territorium zu einer unmittelbaren reichsgefürsteten Grafschaft mit dem Namen Friedberg-Scheer und vermehrte das fürstliche Wappen mit „zwei besonderen Feldern“, welche den Fuß des nunmehr siebenfeldrigen Schildes bildend, eine Scheere im silbernen und einen rothen Löwen im goldenen Felde zeigen. Der von einigen sogen. altweltfürstlichen Häusern gegen die Aufnahme des fürstlichen Hauses in den Reichsfürstenrath zu Regensburg erhobene Widerspruch verstummte nun für immer.

Kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution erfreuten sich die Taxis'schen Posten einer hohen Blüthe. Von den Ufern der Schelde bis zu den Niederungen der Elbe, von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen, vom Rhein bis zum Thüringer- und Böhmerwald spannte sich ihr Netz aus. In den gesegnetsten und betriebsamsten Gegenden des deutschen Reiches und der österreichischen Niederlande, welche, im Herzen Europas gelegen, zugleich den Uebergangsverkehr von West und Ost, von Nord und Süd vermittelten, erfüllte die Taxis'sche Postanstalt in mustergiltiger Weise bereits seit drei Jahrhunderten ihre culturgeschichtliche Aufgabe. Ihr ehrwürdiges Alter läßt uns über manche ihrer Schwächen hinwegsehen, von welchen sich übrigens auch andere Postverwaltungen viel jüngeren Datums nicht freigehalten haben. „Die durchgreifende Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, die Sicherheit des Siegels, das leidliche Porto" wurden von Goethe ausdrücklich anerkannt, und auch neuerdings von competenter Seite (vergl. Quetsch, Verkehrswesen am Mittelrhein, S. 197) hervorgehoben, „daß früher keine andere Postverwaltung billigere, wohl aber theurere Taxen hatte als die Taxis'sche". So kostete z. B. noch kurz vor 1806 ein einfacher Brief auf der Taxis'schen Reichspost von Nürnberg nach Hamburg, also 70 Meilen weit, nur 12 Kreuzer, während ein einfacher Brief auf der nur 56 Meilen langen Strecke von Nürnberg nach Berlin auf Taxis'scher und brandenburgischer Post 27 Kreuzer kostete. Ward derselbe über Leipzig geleitet, so daß seine Beförderung drei verschiedenen Postherren (Taxis, Kursachsen und Kurbrandenburg) zufiel, so betrug das Porto 35 Kreuzer. Von Mannheim kostete ein einfacher Brief bis Hamburg und Trient nur 12 Kreuzer, ein doppelter 16 Kreuzer, ein einfacher bis Wetzlar und Marburg 6 Kreuzer, bis Kassel 10 Kreuzer, weil diese Briefe lediglich auf der Taxis'schen Post befördert wurden. Für einen Brief von Hamburg bis an den Bodensee (über 100 Meilen), welcher ausschließlich auf der Taxis'schen Post lief, wurden nur 16—18 Kreuzer Porto erhoben.

Die unter dem Schutze des kaiserlichen Adlers in dem überwiegend größten Theile des deutschen Reichs waltende Taxis'sche Post ist von jeher für den Zusammenhalt seiner von centrifugalen Bestrebungen erfüllten Glieder von tiefeingreifender Bedeutung gewesen und hat ihre Mission, die Annäherung der deutschen Stämme und Territorien in friedlicher Weise zu fördern, seit ihrem Entstehen nach Kräften erfüllt. Von den niederländischen Hauptpostämtern abgesehen, bestand im J. 1787 das deutsche Reichspostgeneralat aus folgenden 22 Taxis'schen Oberpostämtern: Augsburg, Bremen, Braunschweig, Köln, Koblenz, Duderstadt, Erfurt, Frankfurt am Main, Freiburg, Hamburg, Hildesheim, Lübeck, Mainz, Maaseyk (nördlich von Mastricht), Mannheim, München, Münster, Nürnberg, Paderborn, Regensburg, Ulm, Würzburg.

Das siegreiche Vordringen der republikanischen Armeen wurde auch für das fürstliche Haus und dessen Posten verhängnißvoll. Im J. 1794 beschlagnahmten die Franzosen die belgischen Besitzungen Braine-le-Château und Haut-Ittre. Die schwäbischen Besitzungen wurden durch den Krieg verwüstet. Im März 1799 befand sich das Hauptquartier Jourdan's in Friedberg. Im J. 1800 mußte eine Contribution von 76 489 Franken aufgebracht werden. Die französischen Emigranten, deren sich eine große Anzahl in Regensburg eingefunden hatte, wurden immer lästiger, zumal auch die Besorgniß aufstieg, es möchte sich „ein gefährlicher Emissarius mit einschleichen und übles anstiften". Der Luneviller Frieden (1801) besiegelte den Verlust der Taxis'schen Posten auf dem linken Rheinufer. (Vergl. über die niederländischen Posten den Artikel über den Fürsten Anselm Franz.) Zur Schadloshaltung für die Einkünfte der Reichsposten in den an Frankreich abgetretenen Ländern erhielt Fürst K. Anselm kraft Artikels 13 des Reichsdeputationshauptschlusses (1803): Das gefürstete Damen-

stift Buchau nebst der Stadt, die Abteien Marchthal und Neresheim, das zu Salmannsweiler gehörige Amt Ostrach mit der Herrschaft Schemmerberg und den Weilern Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten. Zudem wurde K. Anselm laut § 32 des Reichsdeputationshauptschlusses eine neue Virilstimme im Reichsfürstenrathe für Buchau zugesprochen. Entsprechend dem Zuwachse an Territorien erhielt auch der Titel und das Wappen des Fürsten eine Vermehrung.

Zur Sicherung der Erbfolge und Feststellung des im fürstlichen Hause üblichen Herkommens erließ K. Anselm am 17. September 1776 zu Frankfurt am Main ein Hausgesetz, die sog. Primogenitur-Constitution, welche, von seinem Enkel dem Fürsten Maximilian Karl (S. 518) im J. 1831 mit Erläuterungen und Ergänzungen versehen, bis heute maßgebend geblieben ist. — K. Anselm stiftete eine Bibliothek, welche von jedermann benutzt werden konnte, und ließ „zum Nutzen und Vergnügen" der Bewohner Regensburgs eine Allee anlegen, welche den größten Theil des Stadt umschloß. Zu Neresheim in Schwaben gründete K. Anselm 1804 das nach ihm benannte Lyceum Carolinum, welches indeß infolge der Mediatisirung des fürstlichen Hauses bereits am 13. Septbr. 1806 wieder einging. Die fürstliche Hofhaltung brachte der Stadt Regensburg großen Gewinn. Nach einer zu Ende des Jahres 1805 aufgestellten tabellarischen Uebersicht belief sich das daselbst anwesende Hofpersonal, ganz abgesehen von der zahlreichen Dienerschaft auf Schloß Trugenhofen und den für die Verwaltung der fürstlichen Posten und Domänen angestellten Beamten, vom Hofmarschall herab bis zum niedrigsten Diener auf 238 Köpfe, welche zusammen ein jährliches Einkommen von 185 691 Gulden 35 Kreuzern hatten. Im Jahre 1807 wohnten in der Stadt Regensburg 155 fürstliche „Hofpensionisten", wobei jedoch die pensionirten Beamten nicht eingerechnet sind. — K. Anselm starb am 13. November 1805 an einem Schlaganfalle zu Winzer bei Regensburg und wurde in der Wolfgangskrypta der St. Emmeramer Stiftskirche beerdigt. Seine Gemahlin, Augusta Elisabeth, Herzogin zu Württemberg, war ihm im Tode vorausgegangen († am 4. Juni 1787 zu Schloß Hornberg im Schwarzwalde).

Weinzierl, Trauerrede auf den Fürsten Karl Anselm. Regensb. 1805. — Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788 bis 1816. Leipzig 1833. — Stramberg, Rheinischer Antiquarius, Abthlg. III, Bd. XIII, 772 ff. Coblenz 1867. — Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 2. Thl., S. 334. Berlin 1891. — Beleuchtung der Pütter'schen Abhandlung vom Reichspostwesen, 1792. — Klüber, Das Postwesen in Teutschland, wie es ist, war und seyn könnte, S. 28 ff. Erlangen 1811. — Hirsching, Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands III, 670 ff. Erlangen 1788. — Gumpelzheimer, Regensburgs Geschichte, 3. u. 4. Abthlg., passim. Regensburg 1838. — August Krämer, Carl Theodor, Reichsfreyherr von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürstprimas und Erzbischof, S. 19. Zweite Auflage. Regensburg 1817. — Beschreibung der im allerhöchsten Namen Kaiser Leopold II. durch Seine hochfürstliche Durchlaucht Karl Anselm, Fürsten von Thurn und Taxis, von des H. R. R. Stadt Regensburg am 31. März 1791 eingenommenen Huldigung. — A. Ch. Kayser, Versuch einer kurzen Beschreibung der Kaiserlichen freyen Reichsstadt Regensburg, S. 87 f. Regensburg 1797. — Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1803. Erster Theil, S. 218 f. Frankfurt a. M. 1803. — Eine Beschreibung bezw. Abbildung des fürstlich Th. u. T. Wappens findet sich u. a. bei v. Wölckern, Beschreibung aller Wappen der fürstlichen . . . im Königreich Bayern lebenden Familien I, 32 f. Nürnberg 1821. und K. Hopf, Historisch-genealogischer Atlas 1, Beilage zu Tafel 687. Gotha

1852. — Beschreibung der . . . Feuersbrunst, welche das hochfürstlich Thurn und Taxische Palais in Regensburg den 6. Mai 1792 verheert hat. Regensburg 1792. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Karl Anselm, Prinz von Th. u. T. ältester Sohn des Prinzen Maximilian Josef (S. 517), geboren zu Prag am 18. Juni 1792, trat nach einer sehr sorgfältigen Erziehung im J. 1808 als Hauptmann in die königlich württembergische Garde, wurde bald Flügeladjutant des Königs und kämpfte 1814 mit großer Auszeichnung gegen Napoleon I. bei Brienne, Montereau, Sens und Paris. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich nahm er als Generalmajor seine Entlassung und folgte seinen Eltern nach Prag. Hier und auf seinen Gütern Lautschin und Dobrawitz widmete er sich mit seltenem Eifer den Werken der Nächstenliebe und Humanität. Am 5. April 1828 wurde er zum Oberdirector des neu organisirten Prager Armeninstituts erwählt und erhielt für sein segensreiches Wirken in dieser Stellung vom Kaiser das Großkreuz des Leopoldsordens. Am 25. August 1844 beschloß der edle Prinz zu Teplitz sein Leben. — Sein ältester zu Prag am 3. Juli 1817 geborener Sohn, Prinz Hugo Maximilian, welcher in der kaiserlichen Armee die italienischen Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 mitmachte, setzte die jüngere Linie des fürstlichen Hauses fort. Zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des österreichischen Reichsrathes, k. k. wirklichem geheimen Rathe und Kämmerer ernannt, starb Prinz Hugo Maximilian am 28. November 1889 in Lautschin.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 22. Jahrg., S. 605. Weimar 1844. — Procházka, Schematismus des Großgrundbesitzes im Königreich Böhmen, S. 405 ff. Prag 1880. — v. Wurzbach XLV, 73 u. 89 f. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Karl Theodor, Prinz von Th. und T., geboren am 17. Juli 1797 zu Prag als vierter Sohn des Prinzen Maximilian Josef (S. 517), erhielt von seinem Taufpathen, dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern, am 3. Juni 1798 die Inhaberschaft über das damals aus Dragonern bestehende Familienregiment „Taxis“ (s. den Artikel über den Prinzen Christian), welches durch den Uebertritt seines Vaters in die österreichische Armee erledigt war. Zur Erlernung des Dienstes trat K. Theod. am 8. September 1814 als Gemeiner bei dem vierten Chevauxlegersregiment „König“ in Augsburg ein und wurde zu Beginn des Feldzuges im J. 1815 vom Fürsten Wrede als Adjutant in sein Hauptquartier berufen. Seine militärischen Kenntnisse erweiterte er durch rege Betheiligung an den Manövern ausländischer Truppenkörper. Am 31. März 1848 übernahm er die vierte Armeedivision, welche zur Dämpfung des Aufruhres in der Pfalz bestimmt war. Sowol in diesem als auch im folgenden Jahre gelang es seinem energischen Auftreten, die Ruhe und Ordnung daselbst wieder herzustellen. Am 20. November 1848 zum Commandanten des zweiten Armeecorps ernannt, erhielt er vom Könige Maximilian II. am 6. Aug. 1850 die Beförderung zum General der Cavallerie. Unter äußerst schwierigen Verhältnissen rückte K. Theod. im Spätherbst des Jahres 1850 an der Spitze der Bundestruppen in Kurhessen ein. Seiner Selbstverleugnung und Mäßigung ist es zu danken, daß trotz der hohen Spannung zwischen Nord und Süd der Friede erhalten blieb. König Maximilian II. ernannte den hochverdienten General am 9. Februar 1851 zum lebenslänglichen Reichsrath der Krone, in welcher Stellung er segensreich für Baiern und sein Heer wirkte. Der im J. 1866 zwischen dem deutschen Bunde und Preußen ausgebrochene Krieg rief den an der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres stehenden General vom Krankenbett zu den Waffen. Bei Hammelburg stritt die preußische Di-

vision Beyer mit 11 000 Mann und 30 Geschützen gegen 8900 Baiern mit 13 Geschützen unter K. Theod. fünf Stunden lang um den Sieg.

Als General der Cavallerie in Disponibilität starb K. Theod. am 21. Juni 1868 zu München, woselbst er auch beerdigt wurde. Aus seiner Ehe mit Juliane Caroline, Gräfin v. Einsiedel, wurde ihm, außer drei Töchtern, am 31. October 1831 zu Würzburg ein Sohn geboren, Prinz Maximilian Friedrich, welcher den Stamm fortpflanzte. Derselbe schied als königlich bairischer Major aus dem Dienste und widmete sich, im J. 1887 zum Großcomthur ad honores des bairischen St. Georgiritterordens ernannt, mit größter Hingebung und bestem Erfolge der Sammlung des Materials für eine Geschichte des fürstlichen Hauses von Thurn und Taxis. Der historische Verein in Neuburg an der Donau ernannte ihn zu seinem Ehrenpräsidenten. Alle gemeinnützigen Bestrebungen fanden bei ihm die wärmste Pflege. Am 10. Juni 1890 verschied Prinz Maximilian Friedrich nach langen schweren Leiden zu Neu-Wittelsbach bei München und wurde in der Taxis'schen Familiengruft auf dem südlichen Friedhofe daselbst beigesetzt.

Münch, Aus dem Leben des Fürsten Karl Theodor. München 1869. — Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1890, Nr. 161, Abendblatt. — Geschichte und Thaten des k. bayerischen 2. Chevaulegers-Regiments Fürst von Thurn und Taxis. Ansbach 1847. — Einen warmen Nekrolog auf den Prinzen Maximilian Friedrich veröffentlichte J. Pfeffer im Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere des ehemaligen Herzogthumes Neuburg LIV (1890), 169—195. J. Rübsam.

Taxis: Lamoral, Graf v. T., Sohn und Nachfolger des königlich spanischen und kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Freiherrn Leonard I. v. T. (S. 514) widmete sich nach einer vorzüglichen Erziehung zunächst der militärischen Laufbahn und wurde von Don Juan de Austria, welcher ihn zu seinem Kämmerer ernannte, mit der Führung einer Compagnie deutschen Fußvolkes betraut. Auf den Wunsch seines Vaters begab sich Lamoral zu längerem Aufenthalt an den königlichen Hof zu Madrid. Bei seiner Rückkehr nach den Niederlanden (1581) gab ihm Philipp II. einen Empfehlungsbrief an Alexander Farnese von Parma mit, in welchem der königliche Statthalter angewiesen wurde, den Ueberbringer auf jede Weise zu begünstigen, da er es verdiene und ein Sohn und Verwandter von Männern sei, welche sich durch vortreffliche Dienstleistungen ausgezeichnet hätten. Im J. 1589 übergab Lamoral das Commando über das von ihm ruhmvoll geführte Fähnlein einem Stellvertreter, da die Unterstützung seines alternden Vaters in der obersten Leitung des Postwesens seine Anwesenheit in Brüssel erforderte.

Nach seiner 1603 erfolgten Ernennung zum kaiserlichen Truchseß hielt sich Lamoral zumeist in Prag auf und verwaltete, am 3. Februar 1606 auch zum kaiserlichen Kämmerer erhoben, daselbst das Amt eines Hofpostmeisters bis zum Tode seines Vaters. Ein schmerzliches Steinleiden verzögerte die Rückkehr Lamoral's nach den Niederlanden zur Antretung des Generaloberstpostmeisteramtes, auf welches er bereits zu Lebzeiten seines Vaters die Anwartschaft erhalten hatte. Bald nach seiner Ankunft in Brüssel ließ Lamoral die Taxis'sche Familiengruft in der Kirche Notre Dame des Sablons auf das glanzvollste ausstatten.

Von größter Wichtigkeit für die Ausbreitung der Taxis'schen Posten im deutschen Reiche war die Erhebung des Generaloberstpostmeisteramtes zu einem Erbmannlehen durch kaiserliches Diplom vom 27. Juli 1615. In dem Lehenreverse, welchen Lamoral auf den Antrag des Reichserzkanzlers, Kurfürsten Johann Schweickhardt von Mainz ausstellen mußte, erkannte er das Protectorat

des Erzkanzlers über die Reichsposten an und versprach, die Posten auf eigene Kosten nicht nur in ihrem hergebrachten „esse“ zu erhalten, sondern auch zu erweitern. Neben der dem Kaiser zustehenden Portofreiheit wurde dieselbe ausdrücklich auch dem Erz- und Vicekanzler, den geheimen Reichshofräthen und „anderen dero hohen Officiren“ zugesichert. Die kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämter blieben jedoch von der Belehnung Lamoral's ausgeschlossen. Damit das Postregal den Nachkommen der „ersten Erfindere und Erhebere des Postwerkes“ auf alle Fälle gesichert bliebe, verordnete Kaiser Ferdinand II. am 27. October 1621, daß das Reichsposterbmannlehen nach dem Erlöschen des Mannesstammes auf eine der beiden Töchter Leonard's II. (s. d.), dessen einziger Sohn Lamoral Claudius Franz (S. 510) damals erst acht Monate alt war, und deren männliche Descendenz übergehen solle.

Während um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Reiche wöchentlich nur eine Ordinaripost im Gange war, welche von den Niederlanden über Flamisoul, Kreuznach, Rheinhausen durch das Württemberger Land nach Augsburg lief, um von da ihren Weg nach dem kaiserlichen Hofe oder nach Venedig, Mantua, Mailand, Rom und Neapel zu nehmen, wurde das Postnetz im Reiche unmittelbar nach der Erhebung des Generalates zu einem erblichen Lehen bedeutend erweitert. Abgesehen von den bereits unter Leonard I. (S. 514) bestehenden kleineren Zweiglinien von Wölstein (bei Kreuznach) über den Hunsrück nach Köln und von Rheinhausen nach Frankfurt, wurden nunmehr die Kurse von Antwerpen nach Köln, von Köln nach Frankfurt, von Frankfurt über Würzburg nach Nürnberg und von da nach Rötz in der Oberpfalz bezw. der nächsten kaiserlichen Hofpost auf österreichischem Gebiete, von Nürnberg nach Augsburg, von Frankfurt über Fulda und Erfurt nach Leipzig, von Leipzig nach Hamburg, von Hamburg nach Köln angelegt, wobei der schneidige Frankfurter Postmeister Birghden vortreffliche Dienste leistete. Leider hemmten Zwistigkeiten, welche zwischen Lamoral und seinem einzigen Sohne Leonard II. ausbrachen, damals die weitere Entfaltung des Postgeneralates. Lamoral, welchem auch von Kaiser Ferdinand II. die Kämmererwürde verliehen war, wurde durch Diplom von 8. Juni 1624 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, starb aber bereits am 7. Juli desselben Jahres zu Brüssel. Ein schönes Porträt Lamoral's aus dem Jahre 1619 von Lucas Kilian mit dem zweifeldrigen Taxis'schen Wappen findet sich bei O. Veredarius, Das Buch von der Weltpost, S. 119. Berlin 1885.

v. Beust, Versuch einer ausführlichen Erklärung des Post-Regals I, 120 ff. Jena 1747. — Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt am Main, S. 30 ff. Frankfurt 1883. — Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, S. 131 ff. Freiburg im Breisgau 1891. — Henne et Wauters, Histoire de la ville de Bruxelles III, 408 ff. Bruxelles 1845. — Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. 3. Bd., S. 71 ff. Leipzig 1879. — Rübsam, Zur Geschichte des internationalen Postwesens im XVI. und XVII. Jahrhunderte. Im Historischen Jahrbuche der Görresgesellschaft XIII, 24 ff. — Gust. Schäfer, Geschichte des sächsischen Postwesens vom Ursprunge bis zum Uebergang in die Verwaltung des norddeutschen Bundes, S. 25 ff. Dresden 1879. — G. Schott, Die Familie von den Birghden. In den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., S. 176 ff. Frankfurt a. M. 1869. — H. Schmid, Zur Streitfrage über Begriff und Ursprung der heutigen Post. In der österr. Monatsschrift für christliche Social-Reform. 5. Jahrg., S. 653 f. Wien 1883. — Bericht vom Postwesen, vom Postmeister Birchden zu Franckfurth verfasset. [illegible] v. Meiern's Acta pacis Westphalicae publica V, 444 ff. Göll.

Taxis (Thurn und Taxis): Lamoral Claudius Franz, Graf von Th. und T., einziger Sohn Leonard's II. von Taxis (S. 516), wurde am 14. Februar 1621 zu Brüssel geboren. Bis zu seiner mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre eintretenden Volljährigkeit leitete seine hochbegabte Mutter Alexandrine de Rye als Vormünderin die Verwaltung der Posten in Deutschland, den Niederlanden, Burgund und Lothringen. Bei der selbständigen Uebernahme des seit dem Jahre 1615 erblich gewordenen Reichsgeneralpostmeisteramtes hatte Lamoral für sich und seine Nachfolger im Amte einen Revers auszustellen, in welchem er in allen das Postwesen betreffenden Angelegenheiten nächst dem Kaiser den Erzbischof und Kurfürsten von Mainz, den Erzkanzler des Reiches, als seinen Vorgesetzten anerkannte, das Zugeständniß der Portofreiheit für die Correspondenz des Kaisers, des Erz- und Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen und Reichshofräthe, „auch andere dero hohen Officieren abgehende Brief" erneuerte und versprach, niemand durch übermäßiges „Tax- oder Briefgeld" zu beschweren. Von dem Amtskreise der Verwaltung Lamoral's blieben die kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämter nach wie vor ausgeschlossen.

Um für die Ausdehnung seines Generalates nach Kräften zu wirken, erschien Lamoral, der damals vom Kaiser durch die Verleihung der Kämmererwürde ausgezeichnet wurde, mit großem Gefolge im J. 1653 auf dem Reichstage zu Regensburg. Während der Wahl Leopold's I. zum römischen Könige (1658) weilte Lamoral, namentlich auch zur Ausgleichung seiner Streitigkeiten mit dem kaiserlichen Hofpostmeister Grafen v. Paar, in Frankfurt am Main. Auch auf der Reichsversammlung, die im Winter 1663 auf 1664 zu Regensburg tagte, wurde über die Paarischen Angelegenheiten verhandelt, ohne daß man zu einem befriedigenden Abschlusse gelangt wäre. Lamoral gab in seiner Eigenschaft als Erbgeneraloberstpostmeister im Reiche damals dem Kaiser Leopold I. bei seiner Abreise von Regensburg das Geleite bis Vilshofen (an der Donau, sechs Stunden oberhalb Passau), der letzten zu seinem Generalate gehörigen Post, wie er ihm auch bei seiner Ankunft bis dorthin entgegengeritten war.

Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges schlugen auch dem Verkehrsleben schwere Wunden. Handel und Wandel lagen darnieder. Die Posten, welche gerade in den beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts recht erfreuliche Blüthen getrieben hatten, geriethen vielfach in Verwirrung und Verfall. War doch damals das Amt eines Posthalters kein beneidenswerthes und der Dienst eines Postillons mehr als sonst mit Gefahren für Leib und Leben verknüpft. Die größten Unbilden hatte die Post von jeher von streifenden Soldaten und Marodeuren zu ertragen. Beraubungen von Postillonen, Wegnahme und Aufbrechung der Felleisen, Durchsuchung der Briefschaften, Plünderung der Posthäuser, Wegführung der Postpferde, des Schlachtviehes und der Futtervorräthe waren bei der wilden Soldateska jener Zeit an der Tagesordnung. Eine große Anzahl von Posthaltern, besonders solche auf dem flachen Lande, wurden an den Bettelstab gebracht und oft zum Verlassen von Haus und Hof gezwungen. Sonst recht belebte Kurse der kaiserlichen Ordinaripost verödeten für Wochen und Monate vollständig. Die Post wurde durch den hier und dort auflodernden Kriegsherd von ihrem gewohnten Kurse verscheucht und genöthigt, zur Erreichung ihres Zieles große Umwege einzuschlagen (s. auch den Art.: Leonard II. v. T.). Diese Verkehrsstockungen machten sich nicht nur beim briefschreibenden Publicum, sondern auch bei der militärischen Oberleitung fühlbar, die gerade durch die Post wesentlich unterstützt wurde. Schutzbriefe für die Posten wurden daher von den Truppenführern meist bereitwillig ertheilt. Ihr Erfolg hing

des Erzkanzlers über die Reichsposten an und versprach, die Posten auf eigene Kosten nicht nur in ihrem hergebrachten „esse“ zu erhalten, sondern auch zu erweitern. Neben der dem Kaiser zustehenden Portofreiheit wurde dieselbe ausdrücklich auch dem Erz- und Vicekanzler, den geheimen Reichshofräthen und „anderen dero hohen Officiren“ zugesichert. Die kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämter blieben jedoch von der Belehnung Lamoral's ausgeschlossen. Damit das Postregal den Nachkommen der „ersten Erfindere und Erhebere des Postwerkes“ auf alle Fälle gesichert bliebe, verordnete Kaiser Ferdinand II. am 27. October 1621, daß das Reichsposterbmannlehen nach dem Erlöschen des Mannesstammes auf eine der beiden Töchter Leonard's II. d.), dessen einziger Sohn Lamoral Claudius Franz (S. 510) damals erst Monate alt war, und deren männliche Descendenz übergehen solle.

Während um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Reiche wöchentlich eine Ordinaripost im Gange war, welche von den Niederlanden über Flami- Kreuznach, Rheinhausen durch das Württemberger Land nach Augsburg um von da ihren Weg nach dem kaiserlichen Hofe oder nach Venedig, ua, Mailand, Rom und Neapel zu nehmen, wurde das Postnetz im Reiche telbar nach der Erhebung des Generalates zu einem erblichen Lehen bedeutend ert. Abgesehen von den bereits unter Leonard I. (S. 514) bestehenden ren Zweiglinien von Wölstein (bei Kreuznach) über den Hunsrück nach und von Rheinhausen nach Frankfurt, wurden nunmehr die Kurse von twerpen nach Köln, von Köln nach Frankfurt, von Frankfurt über Würzburg Nürnberg und von da nach Rötz in der Oberpfalz bezw. der nächsten erlichen Hofpost auf österreichischem Gebiete, von Nürnberg nach Augsburg, on Frankfurt über Fulda und Erfurt nach Leipzig, von Leipzig nach Hamburg, on Hamburg nach Köln angelegt, wobei der schneidige Frankfurter Postmeister Birghden vortreffliche Dienste leistete. Leider hemmten Zwistigkeiten, welche zwischen Lamoral und seinem einzigen Sohne Leonard II. ausbrachen, damals die weitere Entfaltung des Postgeneralates. Lamoral, welchem auch von Kaiser Ferdinand II. die Kämmererwürde verliehen war, wurde durch Diplom von 8. Juni 1624 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, starb aber bereits am 7. Juli desselben Jahres zu Brüssel. Ein schönes Porträt Lamoral's aus dem Jahre 1619 von Lucas Kilian mit dem zweifeldrigen Taxis'schen Wappen findet sich bei O. Veredarius, Das Buch von der Weltpost, S. 119. Berlin 1885.

v. Beust, Versuch einer ausführlichen Erklärung des Post-Regals I, 120 ff. Jena 1747. — Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt am Main, S. 30 ff. Frankfurt 1883. — Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, S. 131 ff. Freiburg im Breisgau 1891. — Henne et Wauters, Histoire de la ville de Bruxelles III, 408 ff. Bruxelles 1845. — Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. 3. Bd., S. 71 ff. Leipzig 1879. — Rübsam, Zur Geschichte des internationalen Postwesens im XVI. und XVII. Jahrhunderte. Im Historischen Jahrbuche der Görresgesellschaft XIII, 24 ff. — Gust. Schäfer, Geschichte des sächsischen Postwesens vom Ursprunge bis zum Uebergang in die Verwaltung des norddeutschen Bundes, S. 25 ff. Dresden 1879. — G. Schott, Die Familie von den Birghden. In den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., S. 176 ff. Frankfurt a. M. 1869. — H. Schmid, Zur Streitfrage über Begriff und Ursprung der heutigen Post. In der österr. Monatsschrift für christliche Social-Reform. 5. Jahrg., S. 653 f. Wien 1883. — Bericht vom Postwesen, vom Postmeister Birchden zu Franckfurth verfasset. In J. G. v. Meiern's Acta pacis Westphalicae publica V, 444 ff. Gött. 1743.

J. Rübsam.

partem amplectitur" und das der fortschreitenden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gewidmete Wirken jenes Geschlechtes mit den Worten preist: „Nos certe posterique omnes Tassiorum genti non parum hoc nomine debemus, quod aucto per eos firmatoque transmittendarum commercio litterarum, dispositis ex eorum designatione certa per intervalla tabellariorum cursorumque stationibus, publicum factum est obviumque commodum, quod antea rarum ac tantummodo potentiorum non sine magnis impensis proprium fuerat." Sehr treffend bemerkt auch Abraham a Santa Clara, ein jüngerer Zeitgenosse Lamoral's: „Es ist fast dem gemeinen Wesen in der Welt nichts so nützlich, als die Post, und wer selbige erfunden, verdient in alleweg einen unsterblichen Namen."

War auch Lamoral durch die nimmerruhenden Geschäfte, welche die oberste Leitung des Postwesens mit sich brachten, sehr in Anspruch genommen, so vernachlässigte er doch keineswegs die Pflege der idealen Interessen seiner Familie. Vor allem schenkte er der Erforschung der ruhmvollen Geschichte seiner Ahnen seine volle Aufmerksamkeit. Das im J. 1647 von dem luxemburgischen Wappenkönige Engelbert Flacchio in Angriff genommene dreibändige mit werthvollen Kupferstichen ausgestattete Prachtwerk: „Généalogie de la très-illustre, très-ancienne et autrefois souveraine maison de la Tour" erschien zwar erst unter Lamoral's Sohn, dem Fürsten Eugen Alexander (S. 484), im J. 1709, aber Lamoral war es, welcher dazu die Anregung gegeben, den Verlauf der Arbeiten überwacht und durch briefliche Anfragen bei seinen Stammesgenossen zu Madrid, Rom, Venedig, Bergamo, Augsburg und insbesondere auch zu Innsbruck das weitschichtige Material hatte herbeischaffen helfen.

Bereits im ersten und zweiten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts stellten die spanischen und italienischen Genealogen Alonso Lopez de Haro, Francesco Zazzera und Gio. Pietro Crescenzi die Abstammung der Familie Taxis von den Turriani (Torriani, della Torre, della Tour, vom Thurm bezw. Thurn), welche bis zu ihrer Vertreibung durch Kaiser Heinrich VII. und das Geschlecht der Visconti im J. 1311 in Mailand und einem großen Theile der Lombardei fast unbeschränkt geherrscht hatten, als eine erwiesene Thatsache hin, welche unter anderen von dem Biographen des Torquato Tasso, Gio. Battista Manso, von Chifletius, Carlo Lellis, Spenerus, Bucelinus, Aldimari, Biedermann und anderen hervorragenden Genealogen adoptirt wurde, und meines Wissens zuerst von Pierantonio Serassi (1785) und späterhin von Litta (1850) und Hopf (1858) in Zweifel gezogen bezw. bestritten worden ist, während neuerdings C. v. Wurzbach (1882) die Zusammengehörigkeit der heutzutage völlig getrennten Geschlechter Thurn-Valsassina und Thurn-Taxis für sehr wahrscheinlich hält.

Gestützt auf die vorgelegten Documente bezeugten die königlich spanischen Wappenkönige für Brabant, Geldern, Flandern, Artois und Hennegau „que l'illustre famille de Tassis prent son origine en ligne masculine et legitime de celle de la Tour, laquelle a possedé la principauté et seigneurie du Milanois" und erklärten, daß die Glieder der Familie Taxis berechtigt seien, „les primitives armes de la Tour comme estans vraiment issuz d'icelle", wieder in ihr Wappen aufzunehmen. Auf Grund dieses Gutachtens und im vollen Einverständniß mit den in Kärnten und Steiermark seßhaften Grafen von Thurn und Valsassina (Grafschaft östlich vom Comersee, uralte Besitzung der Torriani), deren Abstammung von den Mailändischen Torriani außer Zweifel stand, legte sich Lamoral den Titel und das Wappen derer von Thurn und Valsassina bei, welchem Vorgehen nach und nach sämmtliche Zweige der Familie Taxis folgten. König Philipp IV. von Spanien und Kaiser Ferdinand III. gaben hierzu durch die Diplome vom 6. October 1649 bezw. 24. December 1650 ihre Zustimmung. Lamoral gab daher seinem Wappen unter Weglassung des wachsenden Doppel-

adlers (s. die Artikel über Franz und den Generaloberstpostmeister Johann Baptista) diejenige Form, welche der Mittelschild des heutigen größeren fürstlichen Wappens zeigt, wenn man sich die beiden im J. 1787 hinzugekommenen Felder am Fuße desselben hinwegdenkt (s. Karl Anselm, erster Artikel). Demnach kam seit 1652 in das erste und vierte silberne Feld des quadrirten Schildes ein rother Thurm zu stehen, hinter welchem zwei geschrägte Liliensceptер mit goldenen Lilien und blauen Schäften schweben (Wahrzeichen der Torriani), während im zweiten und im vierten goldenen Felde ein steigender rother blaugekrönter Löwe mit blauer Zunge und blauen Waffen (Wahrzeichen der Grafen von Valsassina) und in dem blauen Herzschilde ein schreitender silberner Dachs (Wahrzeichen der Taxis) sich zeigt.

Auch die Kunst fand im Hause Lamoral's, einem der reichsten und angesehensten der Niederlande, eine treue Heimstätte. Nikolaus van der Horst, ein Schüler von Rubens, Eggermanns, Teniers, van der Kerke, Quellinus, Quesnoy, Grupello und andere schmückten die Wohnung des Grafen Lamoral mit Gemälden, Tapisserien und Statuen. Mit großer Pracht ließ Lamoral vor allem auch die der heiligen Ursula geweihte Taxis'sche Grabcapelle in der Kirche Notre Dame des Sablons zu Brüssel ausstatten, welche er sich zur letzten Ruhestätte auserwählt hatte. Am 13. September 1676 raffte ihn ein hitziges Fieber dahin, als er gerade in Antwerpen weilte.

Dreißig Jahre lang hatte Lamoral das Erbgeneraloberstpostmeisteramt im Reiche, den Niederlanden, Burgund und Lothringen mit selbstloser Hingebung verwaltet, als ihn mitten in seiner genialen, ein ganz gewaltiges weitverzweigtes Postterritorium umspannenden Wirksamkeit der Tod abberief. Seine rastlosen Bemühungen waren grundlegend für die nachmalige Größe seines Hauses. Seinen mit Anna Franziska Eugenia, einer geb. Gräfin v. Hornes, erzeugten und auf das sorgfältigste erzogenen Kindern hinterließ er ein reiches Erbe, darunter auch die Herrschaften Hemissem, Bussinghen, Hal, Beaulieu, Braine-le-Château und Haut-Ittre. Die Herrschaften Carnin, Foudremont und Tressilly, die beiden letztgenannten lagen in Burgund, waren von den Franzosen beschlagnahmt worden.

Unter den verschiedenen Bildnissen Lamoral's erwähne ich hier nur die beiden besten in Folio bei Chifletius, les marques d'honneur de la maison de Tassis, S. 6, von Nikolaus van der Horst (invenit et pinxit) bezw. Paulus Pontius (sculpsit) und bei Flacchio I, 203 von R. Collin. Eine sehr hübsche Medaille auf Lamoral Claudius Franz mit dem gräflichen Wappenbilde findet sich abgebildet und beschrieben in Lochner's Sammlung merkwürdiger Medaillen. Jahr 1742, S. 357.

Bucelinus, Germaniae topo-chrono-stemmatographicae pars quarta. S. 294. Ulmae 1678. — Litta, Famiglie celebri italiane, fascicoli 125 e 130. — Stroobant, Notice sur les seigneurs de Braine-le-Château et Haut-Ittre, S. 66 ff. Bruxelles 1849. — Das deutsche Postrecht. In v. Linde's Archiv für das öffentliche Recht II, 39. Gießen 1857. — Stephan, Geschichte der Preußischen Post, S. 38 ff. Berlin 1859. — Hartmann, Entwickelungsgeschichte der Posten, S. 311 ff. Leipzig 1868. — Ottavio Codogno, Nuovo itinerario delle poste per tutto il mondo. In Venetia presso Giacomo Zattoni. MDCLXVI, 8°. — Cherubino di Stella, Poste per diverse parti del mondo. In Venetia, 1674, 12°. — L. v. Hörnigk, Inauguralis conclusionum iuridicarum centuria de regali postarum iure. Francofurti. Typis haeredum Sigismundi Latomi. 1638, 4°. — Ch. Leonhardi, Scriptores et excerpta juris postarum. Lipsiae 1710, 2°.

J. Rübsam.

Taxis: Leonard I., Freiherr von T., war der vierte Sohn des kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Johann Baptista (S. 496). Kaum 20 Jahre alt erhielt er die oberste Leitung der Posten Kaiser Karl's V. durch Diplom vom 31. December 1543. Leonard I., eine energische Natur, brachte, namentlich von seinem Vetter Seraphin v. T. (S. 521) mit Rath und That unterstützt, das Postwesen bald zu hoher Blüthe. Die Kämpfe Karl's V. mit Frankreich, der schmalkaldische Krieg, die beständige Türkengefahr, die hochgradige den größten Theil des christlichen Europas in Aufruhr versetzende Gährung auf religiösem Gebiete begünstigten den ungeahnten Aufschwung der Taxis'schen Verkehrsanstalt. Zu Brüssel, wo Leonard I. gleich seinem Vater seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, zu Antwerpen, Augsburg, Prag, Wien, Füssen, Innsbruck, Trient, Venedig, Mailand, Rom, Madrid wurde das Postwesen durch Glieder des Hauses Taxis persönlich geleitet und überwacht. Die Taxis'schen Couriere brachten die Befehle des Kaisers von einem Ende des Reiches bis zum anderen; sie hielten die Verbindung der gegen den Halbmond in Ungarn und Afrika kämpfenden Heerschaaren mit dem christlichen Abendlande aufrecht. Die Depeschen der Botschafter und Statthalter Karl's V., die Schreiben der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, die Bullen und Breven der Päpste, die Befehle der Ordensgenerale an die ihnen unterstellten Klöster und Häuser, die Berichte der päpstlichen Nuntien, die Briefe und Wechsel der Kaufleute an den Mittelpunkten des Welthandels, die Correspondenzen der Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, die brieflichen Mittheilungen der großen und kleinen Welt, mit einem Worte, jener Strom des politischen, kirchlichen, commerziellen, wissenschaftlichen und privaten Lebens, welches zwischen den civilisirten Staaten Europas hin- und herfluthete, bewegte sich sicher und rasch durch die vom Hause Taxis geschaffenen und lebendig erhaltenen Verkehrsadern. Einen Ueberblick über die zur Zeit des Generaloberstpostmeisters Leonard I. von Taxis bestehenden Poststraßen bietet das Reisebüchlein des Giovanni da l'Herba, auf welches ich, unter Beigabe einer Postkarte aus dem J. 1563, im Mai- und Junihefte des Jahrganges XIV. der Union postale zuerst hinwies.

Philipp II. bestätigte als König von Spanien am 15. Februar 1556 Leonard I. v. T. in seinem Amte als Generaloberstpostmeister in den Niederlanden. Leonard's Bestätigung durch Ferdinand I. in seiner Eigenschaft als römischer Kaiser und Erzherzog zu Oesterreich, soweit „die Posten im heiligen Reich und den österreichischen Erblanden gelegen", erfolgte am 21. Aug. 1563.

Im J. 1570 ersuchten die Kurfürsten und Stände des Reiches den Kaiser Maximilian II., „weiln die Post eines Römischen Kaysers sonderbare Hoheit und Regal zu Advertenz und Correspondenz zwischen hohen Potentaten inn- und ausserhalb Reichs, so man bey der Kayserlichen Regierung zu schleuniger Verrichtung nothwendiger Geschäfften, Fortbringung der Brief, Diener und Gesandten, ohnvermeidentlich bedarf, ja welches insgemein allen Ständen und ihren Unterthanen, sowohl als des Reichs Commerciis in viel Weg nützlich und bequem, das Post-Wesen beim Reich zu behalten, dann Ihro Majestät es auch Amts und Pflichten halber als ein Mehrer des Reichs zu thun schuldig, und es dero Nachfahren zum Präjudiz in fremde Hände nicht könten kommen lassen." Sein entschiedenes Auftreten für die Sache seines Königs während der niederländischen Wirren hatte Leonard I. im Jahre 1577 mit dem Verluste seines Generaloberstpostmeisteramtes zu büßen, welches die Generalstaaten einem Anhänger des Prinzen Wilhelm von Oranien, Johann Hinckart, übertrugen. Die Taxis'schen Häuser und Besitzungen innerhalb und außerhalb von Brüssel fielen der Habsucht der fanatisirten Menge zum Opfer. Leonard I. gerieth mit seiner Familie in die äußerste Bedrängniß; und als er später nach Brüssel

zurückkehren konnte, um seine frühere Stellung wieder einzunehmen, war sein Besitzthum in großen Verfall gerathen.

Durch die Entsetzung Leonard's I. vom Generaloberstpostmeisteramte hatte zugleich auch die von ihm geleitete Anstalt einen schweren Schlag erlitten. Infolge der niederländischen Unruhen und der über die Familie Taxis hereingebrochenen Prüfungen trat damals im Postwesen eine Verwirrung ein, die sich in ganz Europa bei hoch und nieder fühlbar machte. Es bedurfte großer Opfer, unermüdlicher Energie und geraumer Zeit, bis es gelang, die alte Ordnung wieder herzustellen. Bei dieser sogenannten „Postreformation" leisteten dem alternden Leonard sein Sohn und Nachfolger im Amte, Lamoral (S. 508) und Jakob Hennot, kaiserlicher Postmeister zu Köln, wesentliche Dienste.

Zur Wiederherstellung einer sicheren, regelmäßigen und raschen Verbindung zwischen den Niederlanden, Deutschland und Italien kam zwischen Rudolf II. und Philipp II. ein Abkommen zu Stande, demzufolge der Kaiser am 16. Juni 1595 den Leonard von Taxis, welcher seither nur Generaloberstpostmeister in den Niederlanden gewesen war, als solchen nunmehr auch für das Reich anerkannte. Hans Fugger, Johannes Achilles Illsung und Matthias Welser sollten als kaiserliche Commissare den Leonard in der Wiederaufrichtung des Postwesens unterstützen. Mit besonderer Strenge sollte kraft kaiserlichen Mandats gegen das Nebenbotenwerk, die sogenannten Metzgerposten, vorgegangen werden, welche während der Zerrüttung der Posten immer mehr überhand genommen hatten. Bereits am 6. November 1597 hob der Kaiser rühmend hervor, das Postwesen sei jetzt in einer Weise geregelt, „daß männiglich wol damit zufrieden" sein könne. Die Posten in Italien, Deutschland und den Niederlanden hätten jetzt einen so guten schleunigen Lauf, daß die kaiserliche Regierung und sonder Zweifel auch die Kurfürsten und Stände, desgleichen insgemein die Handelsleut und jeder, der sich solcher Posten gebrauche, dies anerkennen müsse. Es sei daher billig und recht, „ein so wohlverfaßtes, heilsames, gemeinnütziges Werk" vor jeder Beeinträchtigung zu schützen.

Wegen seiner erprobten Tüchtigkeit stand Leonard I. bei den Statthaltern der Niederlande, den Herzogen von Brabant, am spanischen und kaiserlichen Hofe in hohem Ansehen. Mehrere von der Hand König Philipp's II. unterzeichnete Documente spenden ihm Lob und Anerkennung, und wol deshalb wird die von dem Hause Taxis geführte Devise: „Perpetua fide" auf eine Verleihung von Seiten Philipp's II. zurückgeführt. Leonard I. v. T., welcher mit den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit, so mit Granvella und Fuentes, in Briefwechsel stand, war bereits in jungen Jahren von Karl V. zum kaiserlichen Rathe ernannt worden. Erzherzog Albert, Statthalter der Niederlande, berief ihn in seinen Kriegsrath. Kaiser Rudolf II. ehrte ihn mit der Kämmererwürde. Seine Erhebung in den erblichen Reichsfreiherrnstand erfolgte am 16. Januar 1608. Als Leonard I. im J. 1612 zu Anfang des Maimonats verschied, nachdem er nahezu siebenzig Jahre der Krone Spanien und dem deutschen Kaiserhause gedient, ging zugleich mit dem Fideicommiß der Brüsseler Linie des Hauses Taxis auch das Generaloberstpostmeisteramt in den Niederlanden und im Reiche auf seinen Sohn Lamoral (S. 508) über.

Jakob Diez, Aeltere und neuere Epoche des fürstlich Thurn und Taxisschen Reichs-Postwesens, S. 12 ff. Regensburg 1806. — Archiv für Post und Telegraphie XVI (1888), 165 ff. — Rübsam, Zur Geschichte des internationalen Postwesens im 16. und 17. Jahrhunderte nebst einem Rückblick auf die neuere historisch-postalische Literatur. Im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft XIII (1892), 15—79. — Giovanni da l'Herba, Itinerario delle poste per diverse parte del mondo. In Roma per Valerico Dorico

1563, 12°. — Ottavio Codogno, Nuovo itinerario delle poste per tutto il mondo. In Milano, appresso Girolamo Bordoni, 1608, 8°. — Pütter, Vom Reichspostwesen. In den Erörterungen und Beyspielen des Teutschen Staats- und Fürstenrechts. I. Bd., 1. Heft. Göttingen 1790. — Beleuchtung der v. Pütterschen Abhandlung von dem Reichspostwesen. Mit mehrern bisher ungedruckten Urkunden. 1792. — Caesareus Turrianus, Glorwürdiger Adler. 1694. — J. C. v. Beust, Versuch einer Erklärung des Post-Regals I, 104. Jena 1747. — H. Schmid, Die sogenannte Post-Reformation am Ende des 16. Jahrhunderts. Im Deutschen Hausschatz. Jahrg. X (1883 bis 1884), S. 491 ff. Regensburg. — Th. Sickel, Zur Geschichte des Concils von Trient, S. 81. Wien 1872. — J. Hansen, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1572—1585. I, 364 und 417. Berlin 1892. — Wagener-Sautter, Denkschrift zur Eröffnung des Reichs-Postgebäudes an den Dominikanern in Cöln (Rhein), S. 7 ff. Cöln 1892. J. Rübsam.

Taxis: Leonard II., Graf von T., Sohn des Lamoral (S. 508), geboren zu Brüssel am 5. Juli 1594, zeigte hervorragende Anlagen, welche durch seinen Fleiß sich rasch entfalteten. Schon als Jüngling beherrschte er die wichtigsten europäischen Sprachen in Rede und Schrift und zeigte eine seltene Reife des Urtheils. Sein hochgebildeter Großvater Leonard I. (S. 514), der trotz seiner vielgestaltigen Geschäfte Zeit und Muße fand, seinen Sinn für Kunst und Wissenschaft zu bethätigen, leitete seine Erziehung, während sein Vater das Hofpostamt in Prag bekleidete. Schon vor dem Tode seines Vaters nahm sich Leonard II. mit der Kraft und dem Eifer eines zielbewußten von edlem Pflichtgefühl durchdrungenen Mannes der von Lamoral vernachlässigten Geschäfte an. Das Generalat über die Reichsposten festigte er durch Auslösung der Postämter zu Köln und Frankfurt a. M., welche der Familie Hennot verfallen waren. Das niederländische Generalat gewann durch die unmittelbare Verbindung des zuvor von einer Nebenlinie des Taxis'schen Hauses verwalteten Postamtes zu Antwerpen mit demselben ganz beträchtlich an Einkünften.

Mit dem Freiherrn v. Paar als dem Obersthofpostmeister in den Erblanden des Kaisers wurde nach langem Streite ein Abkommen getroffen. Auf die Erweiterung des Generalates im Reiche, dessen Umfang von der Nordsee bis zur Adria reichend, damals die Hauptpostämter Augsburg, Rheinhausen, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Venedig umschloß, war Leonard II. unablässig bedacht. Voll großer Entwürfe für die Ausbreitung des Postregals, wozu namentlich auch die Erfolge der kaiserlichen Waffen lockten, wurde Leonard II., der vom Kaiser Ferdinand II. sehr hochgeschätzt und zum Kämmerer ernannt worden war, mitten in seinem rastlosen Wirken am 23. Mai 1628 zu Prag vom Fieber hinweggerafft, als sein einziger Sohn Lamoral Claudius Franz (S. 510) erst im achten Lebensjahre stand.

Kurz vor seinem Tode erklärte sich Leonard II. bereit, „zum Besten des Kaisers und des Königs von Spanien und des ganzen gemeinen Wesens", von Augsburg aus über Lindau bis nach Mailand einen neuen Postkurs anzulegen, da die Posten von Trient nach Italien wegen der dort entstandenen Unruhen in Gefahr seien. Leonard II. erlebte noch die Freude, vom Kaiser an diejenigen Reichsstände Promotorialschreiben zu erlangen, durch deren Territorium diese Route gehen sollte.

Am 1. August 1628 bestätigte Kaiser Ferdinand II. „als aller Wittib und Waisen im heiligen Reich obrister Vormünder" die Wittwe Leonard's II., Alexandrine de Rye, als Vormünderin über ihren Sohn und übertrug derselben die Administration des deutschen Generalates. Auch König Philipp IV. von Spanien überließ der umsichtigen und thatkräftigen Wittwe die oberste Leitung

der Posten in den Niederlanden, Burgund und Lothringen. Ihr Bestreben war naturgemäß mehr darauf gerichtet, das durch Leonard II. zu hoher Blüthe gediehene Werk zu erhalten, als die Generalate durch neue Anlagen zu erweitern. Das siegreiche Vordringen der Schweden wurde für die kaiserlichen Posten verhängnißvoll. Ueberall wurden die Taxis'schen Postmeister vertrieben, so Sieber in Leipzig und Brintz in Frankfurt a. M. Die Verbindung zwischen den Niederlanden und Italien war zeitweise ganz unterbrochen oder mußte auf großen Umwegen aufrecht erhalten werden. Die infolge des großen Krieges nothwendigen Aenderungen des Postenlaufes hatten bis zum Jahre 1634 einen Mehraufwand von über 100 000 Gulden verursacht. Trotz aller Stürme, welche das Generalat umtobten, gelang es der weisen Mäßigung der Vormünderin Alexandrine de Rye, die Taxis'sche Postanstalt ihrem vielversprechenden Sohne Lamoral Claudius Franz (S. 510) zu erhalten, welcher mit seinem fünfundzwanzigsten Jahre (1646) das Erbe seines Vaters in Deutschland, den Niederlanden, Burgund und Lothringen antrat. Noch unter den Auspicien der segensreichen Vormundschaft erschien das monumentale Prachtwerk: „Les marques d'honneur de la maison de Tassis. Anvers 1645“, welches den Kanonikus der Metropolitankirche zu Besançon, Julius Chifletius, zum Verfasser hatte, den Philipp IV. im J. 1648 zum Kanzler des goldenen Vließes erhob.

Chifletius, 158 ss. — Lünig, Teutsches Reichs-Archiv. Pars generalis I, 448 ff. — G. Schäfer, Geschichte des Sächsischen Postwesens, S. 66 ff. Dresden 1879. — V. Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. Im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst X, 42 ff. Frankfurt a. M. 1883. — Rübsam, Zur Geschichte des Verkehrs im Elsaß und in Lothringen. Im Archiv für Post und Telegraphie. Jahrg. 1893, S. 458 ff. Berlin 1893. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Maximilian Josef, Prinz von Th. und T., geboren am 29. Mai 1769 zu Regensburg als Sohn des Fürsten Alexander Ferdinand (S. 479) und seiner dritten Gemahlin Maria Henriette Josepha, Prinzessin von Fürstenberg-Stühlingen, erhielt bereits als dreijähriger Prinz von dem gleichnamigen Kurfürsten von Baiern am 29. April 1772 die Inhaberschaft über das von dem Prinzen Christian (S. 483) errichtete Familienregiment „Taxis“, welches damals aus Cürassieren bestand. Im J. 1785 zum Ritter des Hubertusordens und am 18. Mai 1790 zum wirklichen Generalmajor der Cavallerie ernannt, trat Max. Josef am 19. Mai 1798 in kaiserliche Dienste, wo er sich an der Spitze des k. k. Dragonerregiments Fürst Lobkowitz auf dem italienischen Kriegsschauplatze während der Feldzüge der Jahre 1799 und 1800 auszeichnete. Infolge einer bei Marengo erhaltenen schweren Verletzung nahm er seinen Abschied und bekleidete seit dem 1. December 1803 die Stelle eines Gardecapitäns bei dem Kurfürsten Erzherzog Ferdinand, Fürsten von Salzburg, bis derselbe 1814 die Regierung des Großherzogthums Toscana wieder antrat. Nunmehr ließ sich Max. Josef mit seiner Familie in Prag nieder, woselbst er auch seine Jugend zugebracht hatte. Seine Gemahlin Maria Eleonore, Reichsfürstin von Lobkowitz, mit welcher er sich am 6. Juni 1791 zu Prag vermählt hatte, schenkte ihm sechs Söhne, welche sämmtlich die Generalscharge erlangten: die Prinzen August, Josef und Karl Theodor in Baiern, die Prinzen Friedrich Hannibal und Wilhelm in Oesterreich und der älteste Prinz Karl Anselm (s. diese) in Württemberg. — Max. Josef, der Stammvater der jüngeren Linie des fürstlich Thurn- und Taxis'schen Hauses (s. auch den Artikel über Maximilian Karl), starb am 15. Mai 1831 zu Prag und wurde in der Familiengruft zu Seitzin in der Herrschaft Dobrawitz beigesetzt.

v. Wurzbach XLV, 90. J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Maximilian Karl, Fürst von Th. und T., Sohn des Fürsten Karl Alexander (S. 501) und seiner Gemahlin Therese, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, geboren zu Regensburg am 3. Novbr. 1802, besuchte mit seinem jüngeren Bruder, dem am 7. September 1825 verstorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm, einige Jahre das Erziehungsinstitut des Herrn v. Fellenberg zu Hofwyl in der Schweiz. Schon im J. 1811 zum Unterlieutenant im vierten bairischen Chevauxlegersregimente „König" ernannt, leistete Max. Karl seit dem 25. August 1822 Dienste im activen Heere bis zum Tode seines Vaters, welchem er in der Regierung seines fürstlichen Hauses am 15. Juli 1827 nachfolgte. — Der Umsturz der ehemaligen deutschen Reichsverfassung und die damit verbundene Mediatisirung des fürstlichen Hauses hatte die staatsrechtlichen Verhältnisse desselben und dessen Beziehungen zu den neugebildeten souveränen Regierungen in einer Weise umgestaltet, daß es angezeigt erschien, mehrere Bestimmungen der Haus- und Primogenitur-Constitution vom 17. September 1776 der neuen Lage der Dinge anzupassen und zugleich deren Auslegung und Anwendung zu erläutern. Der infolgedessen von Max. Karl mit seinem Großoheime Maximilian Josef (S. 517), dem Stifter der jüngeren Nebenlinie, und dessen Söhnen, den Prinzen Karl Anselm, August, Josef, Karl Theodor, Friedrich Hannibal und Wilhelm (s. diese) vereinbarte neue Familienvertrag, welcher u. a. im Regierungsblatte für das Königreich Baiern, Jahrgang 1855, Nr. 29, abgedruckt ist, wurde am 21. bezw. 28. Februar 1831 unterzeichnet.

Die Unterdrückung der Feudalrechte in Belgien sowie der Verlust der Posten daselbst veranlaßten den Fürsten zum Verkaufe seiner dortigen Territorien: Braine-le-Château, Haut-Ittre und Impden, während der fürstliche Grundbesitz in Deutschland, Tirol und Böhmen durch den Ankauf von Altegloffsheim, Triftlfing, Niedertraubling, Meran, Schlanders, Leitomischl u. s. w. ganz bedeutend erweitert wurde. — Das fürstlich Thurn und Taxis'sche Palais in der Großen Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. diente bis 1866 der k. k. Bundespräsidialgesandtschaft zur Wohnung und dem von Oesterreich geleiteten deutschen Bunde zum Locale. Als König Ludwig von Baiern am 18. October 1842 die Walhalla eröffnete, flatterte neben den Fahnen Baierns, Preußens und der Stadt Regensburg auch das blaurothe Banner des fürstlichen Hauses von Thurn und Taxis auf der alten Staufenburg an der Donau.

Nachdem auf den Schlachtfeldern Böhmens das Schicksal des deutschen Bundes sich erfüllt, war auch der Untergang der fürstlich Thurn und Taxis'schen Posten, welche 1850 dem deutsch-österreichischen Postvereine beigetreten waren, besiegelt. Durch Vertrag vom 28. Januar 1867 gingen die dem fürstlichen Hause zustehenden Postgerechtsame mit allem Zubehör an unbeweglichem und beweglichem Eigenthum für die Summe von drei Millionen Thaler vom 1. Juli 1867 ab auf den preußischen Staat über. Den Taxis'schen Postbezirk bildeten bei seiner Einverleibung durch Preußen noch folgende 19 Staaten und Gebiete: Die hohenzollernschen Lande, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau, die Landgrafschaft Hessen-Homburg, die freie Stadt Frankfurt mit dem Sitze der obersten Verwaltungsbehörde, der General-Postdirection, die an Preußen abgetretenen Theile der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, das Großherzogthum Hessen und bei Rhein, das Großherzogthum Sachsen, das Herzogthum Sachsen-Meiningen, das Herzogthum Sachsen-Coburg und Gotha, die Fürstenthümer Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), Schwarzburg-Sondershausen (Oberherrschaft), Lippe, Schaumburg-Lippe, die freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg.

Jahrhunderte lang hatte die Familie Taxis ihren welthistorischen Beruf

die Posten in einem großen Theile des civilisirten Europas ins Leben zu rufen und aufrecht zu halten, treu erfüllt. „Wer unbefangen nach der Geschichte urtheilt, wird dem Hause Taxis die unsterblichen Verdienste, die es sich um das deutsche", und ich füge hinzu: um das internationale „Postwesen erworben hat, nicht schmälern können .... So lange es eine Geschichte gibt, wird der Name Thurn und Taxis auf dem Gebiete des Postwesens mit unauslöschlichen Zügen verzeichnet bleiben! In dem edelmüthigen Verzicht auf alle Rechte hat sich das Fürstenhaus wohl selbst das erhabenste Denkmal gesetzt!"

Dem Fürsten Max. Karl war es gelungen, das Ansehen seiner Familie, den veränderten politischen Verhältnissen entsprechend, noch fester zu begründen als dies sein Vater hatte ermöglichen können. Der Verlust der Souveränität und der Postgerechtsame wurde durch die immer mächtiger werdende standesherrliche Stellung des fürstlichen Hauses ausgeglichen. Die fürstlichen Grundbesitzungen in Baiern, Württemberg, Preußen und Oesterreich übertrafen bereits unter dem Fürsten Max. Karl an Areal die meisten der kleineren Staaten des ehemaligen deutschen Bundes. In Baiern bekleidete der Fürst das Amt eines Kronoberstpostmeisters und erblichen Reichsrathes, in Württemberg war er Mitglied der Kammer der Standesherrn, in Böhmen und seinen Nebenlanden besaß er die Landmannschaft im Herrenstande, in Preußen war er fürstliches Mitglied des Provinziallandtages im Großherzogthum Polen und standesherrliches Mitglied des Herrenhauses, in Oesterreich Reichsrath mit Sitz und Stimme im Herrenhause. Zu diesen erblichen Würden kam noch seit dem Tode des Fürsten Karl Theodor von Thurn und Taxis (S. 507) die Inhaberschaft über das zweite bairische Chevauxlegersregiment „Taxis".

Besondere Verdienste erwarb sich Max. Karl, in welchem die Zeitgenossen einen deutschen Fürsten von echtem Schrot und Korn verehrten, durch die pietätvolle Wiederherstellung der Taxis'schen Grabdenkmäler in Frankfurt a. M. und in Brüssel, sowie auch durch die Erbauung einer neuen Taxis'schen Gruftcapelle im Kreuzgarten der alten Reichsabtei St. Emmeram zu Regensburg. Fürst Max. Karl, welcher in erster Ehe mit Wilhelmine, Reichsfreiin v. Dörnberg († am 14. Mai 1835), und in zweiter Ehe mit Mathilde Sophie, Prinzessin von Oettingen-Spielberg († am 20. Januar 1886), vermählt gewesen war, verschied am 10. November 1871 zu Regensburg, nachdem ihm der Erbprinz Maximilian Anton Lamoral am 26. Juni 1867 im Tode vorausgegangen war. In der Regierung des fürstlichen Hauses folgte daher, und zwar zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Erbprinzessin-Wittwe Helene, ältester Tochter des Herzogs Max in Baiern, der älteste Enkel des Fürsten: Maximilian Maria Lamoral (s. den folgenden Artikel).

A. Krämer, Friedrich Wilhelm, Prinz von Thurn und Taxis. Ein biographisches Denkmal. Regensburg 1826. — A. Krämer, Eröffnung der neuerbauten fürstl. Thurn und Taxis'schen Reitschule. Regensburg 1832. — Bayerisches Unterhaltungsblatt. Jahrgang 1846, Nr. 1. — Hartmann, Entwicklungsgeschichte der Posten, S. 391 ff. Leipzig 1868. — Rübsam, Zur Geschichte der Taxisschen Postwerthzeichen. In der Deutschen Briefmarkenzeitung, hrsg. von H. Brendicke. Nr. 9 ff. Berlin 1891. — J. B. Moens, Timbres de l'office Tour et Taxis (1847—1867). Bruxelles 1880. — E. Lindenberg, Die Briefumschläge von Thurn und Taxis. Berlin 1892. — K. A. H. Schmid, Zur Geschichte der Briefporto-Reform in Deutschland. In B. Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Bd. III. Jena 1864.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Maximilian Maria Lamoral, Fürst von Th. und T., geboren am 24. Juni 1862 auf Schloß Taxis in Württem-

berg, folgte, zunächst noch minderjährig, seinem Großvater Maximilian Karl (S. 518) und übernahm mit seinem einundzwanzigsten Geburtstage die Regierung seines fürstlichen Hauses, nachdem er sechs Semester auf den Universitäten zu Bonn, Straßburg und Göttingen Philosophie, Jura und Nationalökonomie gehört hatte. Während der Jahre 1872 und 1873 wurde der Grundstock der fürstlichen Besitzungen durch Ankauf der kroatischen Herrschaften Brod, Grobnik, Ozail und Zelin-Cice erweitert, während der letzte Rest der damals immerhin noch beträchtlichen niederländischen in Laeken bei Brüssel gelegenen Territorien veräußert wurde. Eine zeitgemäße Regelung der Verhältnisse der fürstlichen Justiz- und Verwaltungsbeamten, deren Zahl, der Größe der fürstlichen Besitzungen entsprechend, sich auf mehr denn 300 beläuft, trat vom 1. Juli 1881 an in Kraft.

Fürst Max. Maria war ein eifriger Förderer der Kunst und Wissenschaft. Werthvolle Antiquitäten, vorzügliche Arbeiten der Goldschmiedekunst u. s. f. zierten seine Gemächer. Der südliche Flügel der alten Reichsabtei St. Emmeram, welcher sich in einem schlechten baulichen Zustande befand, wurde neuerbaut, erweitert und prachtvoll ausgestattet. Die Erbauung eines fürstlichen Jagdschlosses in der Nähe des abgebrannten Donaustaufer Schlosses wurde angeordnet. Das Stadttheater zu Regensburg erhielt einen reichen Zuschuß; der Kunstverein daselbst erfreute sich seines Protectorates; verschiedene wissenschaftliche Vereine wurden vom Fürsten unterstützt. Die Geschichte seines fürstlichen Hauses in wissenschaftlicher Weise dargestellt zu sehen, war des Fürsten Lieblingswunsch, welchen er bald nach dem Antritte seiner Regierung in der denkwürdigen Entschließung vom 10. Dec. 1883 niederlegte. Sein frühzeitiger Tod (2. Juni 1885) versetzte alle, welche den edelen Fürsten kannten, in tiefste Trauer. Kaiser Wilhelm I. schrieb damals der tiefgebeugten Mutter: „Bei der besonderen Zuneigung, mit welcher Ich dem Verstorbenen wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften zugethan war, hat Mich der unerwartete Hingang desselben in dem jugendlichen Alter von noch nicht 23 Jahren schmerzlich berührt. So oft der Dahingeschiedene in Meiner Residenz weilte, war er Mir stets ein gern gesehener angenehmer Besuch, dessen Ergebenheit für Mich und Mein Haus in dankbarer Erinnerung in Meinem Herzen fortlebt."

Da Max. Maria Lamoral ohne Nachkommen starb, so ging die Regierung seines fürstlichen Hauses auf seinen jüngeren am 8. Mai 1867 zu Regensburg geborenen Bruder, Albert Maria Lamoral, über, welcher sich am 15. Juli 1890 zu Ofen mit Margarethe Clementine, Erzherzogin von Oesterreich, königlicher Prinzessin von Ungarn und Böhmen, vermählte.

W. Schratz, Maximilian, Fürst von Thurn und Taxis. Nekrolog. In der Zeitschrift der bayer. numismat. Gesellschaft IV, 141 ff. München 1885. — Regensburger Anzeiger. Jahrgang 1889, Nr. 41, 43—45. — Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland. 1885, Nr. 292. — Regensburger Morgenblatt. Festnummer zum 15. und 16. Juli 1890. J. Rübsam.

Taxis: Octavio v. T., geboren um 1572 zu Augsburg, Großneffe Seraphin's I. (S. 521), wurde von Markus und Johannes Fugger aus der Taufe gehoben und bekleidete, nachdem er zuvor Cleriker gewesen war, gleich seinem Vater Seraphin II. das Amt eines kaiserlichen und königlich spanischen Oberstpostmeisters zu Augsburg und Rheinhausen. Am 17. Februar 1603 übertrug ihm sein Vetter Leonard I. (S. 514) die Oberaufsicht über das kaiserliche Postwesen in Deutschland und ließ ihn von seinem gerade zu Augsburg anwesenden Sohne Lamoral (S. 508) in Pflicht nehmen. Zum pfalzneuburgischen Kämmerer ernannt, starb Octavio am 6. Juli 1626 unweit Neuburg a. D. auf Schloß Rohrenfels, welches er im Jahre 1618 angekauft hatte, und wurde in

St. Moritz zu Augsburg in der dortigen Familiengruft beigesetzt. Ueber seinen minderjährigen Sohn Johann Baptista (S. 500), welcher vom Grafen Leonard II. (S. 516) im Besitze der Postämter seines Vaters bestätigt wurde, führte die treffliche Wittwe des Octavio, Susanna Jacobe, geb. v. Staudinger, in überaus schwerer Zeit die Vormundschaft.

v. Stetten, Geschichte der Stadt Augspurg I, 787. Frankfurt u. Leipzig 1743. — Katalog des Reichspostmuseums, S. 86 ff. Berlin 1889.

J. Rübsam.

Taxis: Paul Freiherr v. T., Sohn des am 5. August 1613 zu Innsbruck verstorbenen gleichnamigen Hofpostmeisters und Urenkel des Josef v. T. (S. 501), war in seiner Jugend Page des Großherzogs Cosimo II. und seiner Gemahlin Maria Magdalena, dann Kämmerer des Großherzogs von Toskana. Im J. 1637 ging er als Gesandter der Erzherzogin Claudia, Gräfin zu Tirol, nach Florenz, 1639 nach Pisa, 1641 und 1645 nach Salzburg. Gelegentlich seiner am 20. October 1642 erfolgten Erhebung in den erblichen Reichsfreiherrnstand wurde vom Kaiser Ferdinand III. anerkannt, daß das uradelige und rittermäßige Geschlecht und die „landhabende Gesippschaft“ derer von Taxis bereits zu Zeiten Kaiser Friedrich III. dem Hause Habsburg gedient habe. Das von Paul thatsächlich bereits in der fünften Generation verwaltete oberste Hofpostamt in der Grafschaft Tirol und den ober- und vorderösterreichischen Landen, welches demselben durch erzherzogliches Patent am 27. Juni 1645 als ein erbliches Amt übertragen worden war, ging nach Paul's Tode († am 3. September 1661 zu Innsbruck) auf seinen ältesten Sohn Franz Werner, Herrn zu Wäschenbeuern, oberösterreichischen Regimentsrath, Ritter des heiligen Grabes zu Jerusalem, über, welcher von Kaiser Leopold am 19. September 1680 in den erblichen Grafenstand erhoben wurde. Gleich dem Grafen Lamoral Claudius Franz (S. 510), dem Haupte des Hauses Taxis, und seinen Vettern zu Augsburg und Venedig nahm Franz Werner neben dem Namen Taxis auch den von Thurn und Valsassina an und verschied am 6. April 1685. Sein Hof- und Obrist-Erbpostmeisteramt ging auf seinen Sohn Franz Nikolaus über, dessen Nachkommen dasselbe bis in unser Jahrhundert verwalteten.

Vgl. Flacchio, Généalogie de la maison de la Tour I, 249 ss. Bruxelles 1709. — Hopf, Historisch-genealogischer Atlas I, 433. Gotha 1858.

J. Rübsam.

Taxis: Seraphin I. v. T., war ein Sohn jenes aus Cornello bei Bergamo stammenden Johannes v. Taxis, welcher nach den Innsbrucker Raitbüchern bereits während der Jahre 1491 bis 1500 mit seinem Bruder Franz v. T. (S. 488) als Postmeister Maximilian's I. aufgeführt wird. Seine Wirksamkeit im Dienste der Post begann Seraphin I. unter der Oberleitung seines Onkels Franz im J. 1507. Am 27. Februar 1514 erhielt Seraphin, seine Brüder Bartholomäus und Jeremias sowie Christof v. Taxis und des letzteren Sohn Anton von Kaiser Maximilian I. den erblichen Reichsadel und als Wappen einen getheilten Schild, in dessen unterem blauen Felde ein silberner rechtshinschreitender Dachs, in dessen oberem goldenen Felde ein schwarzer goldgekrönter Adler erscheint; über der mit vier Pfauenspiegeln besteckten Helmdecke schwebt als Kleinod ein goldenes mit einer rothen Schnur geschmücktes Jagdhorn, wie es die Postboten führen (cornu venatorium nuntiis postarum aptum).

Im J. 1520 war Seraphin I. gleichzeitig mit Anton v. Taxis (S. 482) der „römisch vnnd hispanischer Kay. Mayestät Postmeister zu Augsburg“. Im Juni 1521 bediente sich Kaiser Karl V. des Seraphin „in mercklichen Sachen vnnd geschafften vnd sonnderlich der Römischen post halben“. In Innsbruck sollten ihm zu diesem Zwecke von der dortigen Regierung 1000 rheinische Gul-

den überwiesen werden. Das Geld konnte jedoch nur durch Vermittlung des kaiserlichen Rathes Jakob Fugger aufgebracht werden, wofür sich derselbe die Einnahme der Salzpfannen zu Hall im Innthal verpfänden ließ. Nach dem Testamente des aus Cornello gebürtigen kaiserlichen Postmeisters zu Rom Pelegrin v. Taxis dd. 13. Juni 1527 weilte Seraphin damals in Flandern zur Unterstützung des kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Johann Baptista v. Taxis (S. 486). Im J. 1531 ehrte ihn Kaiser Karl V. mit dem Titel eines Hofpfalzgrafen und bestätigte das ihm und seinen Brüdern verliehene Wappen. Zur Anerkennung seiner treuen Dienste verschrieb ihm Generaloberstpostmeister Johann Baptista v. Taxis am 21. December 1540 die drei Posten in Bobenheim (südlich von Worms), Didilzheim und Rheinhausen, zu deren Besitz Generaloberstpostmeister Franz v. Taxis (1541—1543) am 4. Juni 1543 noch die Postämter Augsburg und Roßhaupten (nördlich von Füssen) hinzufügte.

Den Wunsch, welchen Generaloberstpostmeister Johann Baptista v. Taxis in seinem Testamente aussprach, Seraphin möge seine jugendlichen Söhne in der obersten Leitung der Posten unterstützen, hat dieser gewissenhaft erfüllt. Als Johann Baptista die Augen schloß, war Seraphin die Seele des damals in hoher Blüthe stehenden Postgeneralates. Seraphin, welcher als Stellvertreter des kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Leonard I. v. Taxis (S. 514) seinen Wohnsitz in Brüssel aufgeschlagen hatte, starb am 18. Juli 1556 und wurde in der Kirche Notre Dame des Sablons zu Brüssel beigesetzt. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen, unter anderem auch Besitzungen in Deutschland „citra et ultra Rhenum“, in seiner Heimath Cornello und an anderen Orten Italiens. Bei Bartholomäus Welser in Augsburg stand ein Capital von 2000 Goldgulden. Da er selbst keine Nachkommen besaß, so hatte er seinen Neffen Seraphin II., den jüngeren Sohn seines Bruders Bartholomäus, welcher bei ihm in Brüssel wohnte, zu seinem Universalerben ausersehen. Derselbe kam somit auch in den Besitz der wichtigen Postämter zu Rheinhausen und Augsburg und wurde der Stammvater des bis in unser Jahrhundert blühenden sogenannten Augsburg-Neuburger Zweiges der Familie Taxis. Siehe auch die Artikel über Octavio und dessen Sohn Johann Baptista v. Taxis.

Flacchio I, 233. — Rübsam, Johann Baptista von Taxis, S. 199 f.

J. Rübsam.

Taxis: Simon v. T., der jüngste Bruder des kaiserlichen Generaloberstpostmeisters Johann Baptista (S. 496), begegnet uns zuerst als Couriermeister König Philipp's I. von Spanien und unterstützte als solcher gleich seinen Brüdern den Franz v. Taxis (S. 488) bei der Leitung der von diesem ins Leben gerufenen Posten. Später fiel ihm die Verwaltung des kaiserlichen Postamts zu Mailand zu, in dessen Besitz er von Karl V. am 5. November 1536 bestätigt wurde. Bereits im J. 1535 erhielt er nach dem Tode des Don Antonio de Leyva, Fürsten von Ascoli, das Commando am Tosathor daselbst. Am 9. Februar 1542 kam zwischen Simon einerseits und seinem Neffen, dem kaiserlichen Generaloberstpostmeister Franz, und dem spanischen correo mayor Raimund (s. unter Johann Baptista, Generaloberstpostmeister) andererseits ein Abkommen zu Stande, welches den Umfang der Postbereiche eines jeden abgrenzte und die Vertheilung des Portos regelte. Simon v. T. hatte als kaiserlicher Postmeister von Mailand die Verbindung mit Trient, Como, Piemont, Genua, Piacenza, Bologna, Florenz, Rom und Neapel aufrecht zu erhalten. Der Gesammtaufwand für die Posten im Bereiche des Herzogthums Mailand betrug im J. 1545 monatlich 1252 libras 16 sueldos. Simon ist der Stammvater des mailändisch-römisch-neapolitanischen Zweiges der Familie Taxis. Seine Nachkommen, welche am 21. Januar 1619 zu Marquis von Paullo und später in den Fürstenstand

hoben wurden, behielten die Verwaltung der römischen Posten bis dieselben vom Fürsten Michael II. durch Vertrag vom 16. Mai 1760 dem kaiserlichen Aerar überlassen wurden.

Chifletius, 217 ss. — Carlo Lellis, Discorsi delle famiglie nobili del regno di Napoli I, 423. In Napoli 1654. — Anales de las ordenanzas de correos de España I, 1. Madrid 1879. — I Diarii di Marino Sanuto XXVII, 69. Venezia 1890. — Hopf, Historisch-genealogischer Atlas I, 435.

J. Rübsam.

Taxis (Thurn und Taxis): Wilhelm Prinz von Th. u. T., geboren am 12. November 1801 zu Prag als der jüngste Sohn des Prinzen Maximilian Josef (S. 517), widmete sich gleich seinen fünf Brüdern der militärischen Laufbahn und wurde am 30. October 1844 Generalmajor der kaiserlich österreichischen Armee. Als er beim Sturm auf Vicenza seine Brigade gegen das Thor Santa Lucia führte, erhielt er einen Schuß in die Brust, an dessen Folgen er Tags darauf am 11. Juni 1848 fast in demselben Augenblick verschied, als sein Bruder Friedrich Hannibal (S. 492) zu Pferde steigen mußte, um den Einzug in das eroberte Vicenza zu halten. Kaiser Franz Josef ehrte das Andenken an den tapferen Prinzen, indem er im J. 1853 einen Kriegsdampfer auf dem Lago maggiore auf dessen Namen taufen ließ.

v. Wurzbach XLV, 92 f. — Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgeschichte der k. k. österreichischen Armee II, 483 u. 485. Wien u. Teschen 1880.

J. Rübsam.

Taxis-Bordogna: Egid Graf v. T.-B., geboren zu Brixen am 27. Januar 1782, ist der Stifter des gräflichen Astes dieses Geschlechtes, von dem zur Stunde auch noch zwei freiherrliche Linien blühen. Egid kämpfte als Rittmeister im zweiten österreichischen Cürassierregimente am 21. und 22. Mai 1809 bei Eßlingen gegen Napoleon mit großer Auszeichnung. Im J. 1813 nahm er als Major rühmlichen Antheil an den großartigen Reiterkämpfen bei Leipzig auf dem linken Flügel der Alliirten, wurde 1827 Oberst und Regimentscommandant, und starb, nachdem er 1831 mit dem Charakter eines Generalmajors in Pension getreten war, am 3. Juni 1862 zu Innsbruck. Seine Erhebung in den österreichischen Grafenstand erfolgte am 20. April 1838 durch Kaiser Ferdinand I. — Sein Geschlecht, dessen Stammtafel in v. Wurzbach's biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XLIII, 170 abgedruckt und dessen Wappen ebenda S. 171 beschrieben ist, siedelte um das Jahr 1500 von seinen im Gebiet von Bergamo gelegenen Besitzungen Bordogna und Valnigra nach Tirol bezw. nach Trient über und trat in die Dienste derer von Taxis, welche damals die ersten Posten anlegten. (Vgl. die Artikel: Franz und David v. Taxis.)

Lopez de Haro, Nobiliario genealogico. Parte seconda, S. 36. Madrid 1622. — Staffler, Tirol und Vorarlberg I, 561. Innsbruck 1839. — Egger, Geschichte Tirols III, 559 ff. Innsbruck 1880. — Hopf, Historisch-genealogischer Atlas I, 436. Gotha 1858. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser auf das Jahr 1870.

J. Rübsam.

Taxis-Bordogna: Peter Paul v. T.-B., war ein Sohn jenes Lorenz v. Taxis-Bordogna († um 1651), dessen Großvater Lorenz zur Zeit des allgemeinen Tridentiner Concils zu Trient, ebenda an der großen von Italien nach den Niederlanden und dem kaiserlichen Hofe führenden Poststraße, Postmeister gewesen war. Seine Mutter Lucia verwaltete für ihn in seiner Minderjährigkeit das Postamt zu Trient und wurde am 2. Juli 1666 überdies mit den Postämtern zu Bozen und Neumarkt an der Etsch belehnt. Am 20. Febr. 1683 übertrug Leopold I. „aus kaiserlicher und landesfürstlicher Macht“ das

südtirolische Postwesen förmlich dem Peter Paul, und zwar als ein in männlicher Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erbliches Lehen, welches im Falle des Erlöschens seiner eigenen Descendenz auf etwaige Nachkommen seiner beiden Brüder Johann Baptista und Lorenz übergehen sollte. Die beiden Söhne des Peter Paul: Lorenz Anton und Ferdinand sowie dessen älterer Bruder Lorenz wurden von Kaiser Karl VI. am 18. Juli 1714 in den erbländischen Freiherrnstand erhoben.

Lünig, Spicilegium seculare des Teutschen Reichsarchivs. Anderer Theil S. 1800 f. — v. Wurzbach XLIII, 169 ff. — Th. Sickel, Zur Geschichte des Concils von Trient (1559—1563), S. 83. Wien 1872. — J. Stich und G. Turba, Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe. Herausgeg. von d. histor. Commission der kaiserl. Akademie der Wissensch. I, 450, 581, 593; II, 58, 73, 104. Wien 1889—1892. J. Kübsam.

Techen: Heinrich T., evangelischer Prediger zu Rostock 1534—1540. Am Palmsonntage des Jahres 1531 wurde zum ersten Mal in sämmtlichen Pfarrkirchen Rostocks evangelischer Gottesdienst gehalten und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gespendet. Es geschah dies auf Verordnung des Raths, der sich dem Andringen des größeren Theils der Bürgerschaft gefügt hatte; außerdem waren schon einige Rathsmitglieder und besonders der einflußreiche Syndikus Dr. Johann Oldendorp (s. A. D. B. XXIV, 265) eifrige Anhänger der Reformation. Mit diesem Schritte war aber auch zugleich eine Neugestaltung der gesammten kirchlichen Verhältnisse der Stadt geboten. Joachim Slüter (s. A. D. B. XXXIV, 470), den die Einwohnerschaft als ihren Reformator verehrte, starb schon am 19. Mai des folgenden Jahres; Valentin Korte (Curtius, (s. A. D. B. IV, 652), durch seine Stellung als Pfarrherr an St. Marien und durch seine Gelehrsamkeit der hervorragendste unter den evangelischen Geistlichen, hatte an Oldendorp aus persönlichen Gründen einen erbitterten Gegner und verließ 1534 die Stadt. Der Rath richtete nun sein Augenmerk auf Heinrich T. (auch Techens genannt) von Boizenburg, der im Februar 1516 in Rostock immatriculirt und 1533 von Herzog Heinrich zum Prediger an der Pfarrkirche zu Güstrow bestellt worden war. Ob er mit dem 1530 als Prädicant zu Lüneburg genannten Hinrich Teche identisch ist, läßt sich nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Der Herzog bewilligte ihm, da ihn die Güstrower ungern verloren, vorläufig nur einen Urlaub nach Rostock. Doch war der Beifall, den er dort fand, so groß, daß die Bürgerschaft auf seinem Bleiben bestand und die übrigen Geistlichen ihn, noch ehe seine Anstellung officiell erfolgt war, zu ihrem Senior erwählten. Am 12. December 1534 wurde er vom Rathe „bis die Universität mit einem evangelischen Ordinario versorgt und versehen sei", als „oberster Prädicant" angenommen und ihm die Aufsicht über Lehre und Ceremonien übertragen, sodaß er in gewisser Weise als erster Superintendent der Stadt anzusehen ist. In dieser Stellung vertritt er Rostock auf der Versammlung zu Hamburg im Frühjahr 1535, in der Beschlüsse über Maßregeln gegen die Wiedertäufer und über möglichste Gleichförmigkeit in den Ceremonien gefaßt wurden, und widerräth bei seiner Rückkehr die Annahme des daraufhin ergangenen Mandats, da die Abfassung desselben nicht den Beschlüssen entspreche. Der Rath folgte ihm und verkündigte das Mandat nicht; ebenso verfuhren auch Stralsund und Wismar. Am 9. August 1535 wurde zu Lübeck die Sache wieder aufgenommen und auf Leib- und Lebensstrafe gegen die überwiesenen Wiedertäufer gedrungen, doch trotz der angedrohten Verhansung beharrten Rostock und Wismar in ihrem Widerstande. In Rostock wurden die Prediger veranlaßt ein Gutachten darüber abzugeben und erklärten, nur dann zustimmen zu können, wenn die Hansa die gleichen Maßregeln auch gegen die Papisten beschließe; da

nun ein solcher Beschluß nach der Lage der Dinge — Köln z. B., welches jetzt, da Lübeck durch die Wullenweber'schen Wirren geschwächt war, seine Stellung als zweites Haupt des Bundes geltend machte, und Danzig, das Haupt der preußischen Städte, waren noch streng katholisch — nicht zu erreichen war, so unterblieb die Publication des Mandats. Es konnte nicht fehlen, daß darin eine directe Begünstigung der Wiedertäufer gesehen wurde. Der Boden war allerdings schon durch die böhmischen Brüder, als deren Gesinnungsgenossen wir Nikolaus Rutze (s. A. D. B. XXX, 60) kennen, für die Ideen der Täufer vorbereitet; Heinrich Never in Wismar (s. A. D. B. XXIII, 564) neigt sich ganz offenbar zu den Letzteren und T. wird 1537 vom Lübecker Rathe ganz direct beschuldigt, mit einem unbekannter Weise in Rostock weilenden Haupte der Wiedertäufer (Bernd Rothmann, s. A. D. B. XXIX, 364, wie die Lübecker meinten, Obbe Philipps, s. XXVI, 78, wie man in Lüneburg zu wissen glaubte) persönlichen Verkehr zu pflegen. Infolge dieser Duldung zogen sich allerdings auch eine größere Anzahl flüchtiger Wiedertäufer nach Rostock, so daß sich der Rath doch schließlich bewogen fand, am 28. Juli 1538 ein Mandat gegen sie zu erlassen. — Im J. 1540 kam T., der am 5. Februar 1539 Magister geworden war, aus Anlaß theologischer Vorlesungen, über die er ein Aufsichtsrecht zu haben glaubte, mit der Universität in Streit und als er sich beschwerdeführend an den Rath wendete, wurde ihm die Antwort, ihm sei aufgetragen Gottes Wort zu predigen und nicht die Universität zu regieren. In seiner Erregung darüber ließ er sich am 20. Juni 1540 auf der Kanzel zu maßlosen Schmähungen und Drohworten gegen Universität und Rath hinreißen, weshalb er trotz der Verwendung Herzog Heinrich's und trotz des Eintretens seiner Gemeinde zu Michaelis desselben Jahres seine Stellung aufgeben mußte. Auf eine anderweitige Wiederanstellung als Prediger verzichtete er und begab sich nach seiner Vaterstadt Boizenburg; dort soll er glaubhaften Berichten zufolge später in den Rath gekoren und Bürgermeister geworden zu sein.

Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever III, S. 11/12, 54, 397. — Wiechmann-Hofmeister, Meklenburgs altniedersächsische Literatur III, 142 ff. — Rostocker Zeitung 1885, Nr. 264 (Krause). — Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock II, 1892, S. 21—28 (Koppmann). Ad. Hofmeister.

Teckler: Johannes T., lutherischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Um 1525 zu Bunzlau geboren, studirte er wahrscheinlich zu Wittenberg, wo im Mai 1542 ein Joannes Tenlerus Birnensis (wol verlesen für Teklerus Boleslaviensis) immatriculirt wurde, Theologie und kam 1546 als Licentiat nach Frankfurt a. O. Nachdem er längere Zeit das Pfarramt zu Drossen verwaltet, wurde er 1569 nach dem Abgange von Ch. Lasius (s. A. D. B. XVII, 733) Superintendent zu Kottbus. Bei der 1576 zu Lebus gehaltenen Besprechung über die Concordienformel unterschreibt er sich als Doctor der Theologie. Er starb 1580 auf dem Gute Tranitz, vom Schlage getroffen. Mit dem bekannten Frankfurter Theologen Andreas Musculus war er verschwägert. — Sein Schauspiel „König Dauids vnd Michols Heyrat vnd Hochzeit" (o. O. 1572, 4°) ist zur Hochzeit von Charitas Distelmeier, der Tochter des brandenburgischen Kanzlers, geschrieben und wahrscheinlich auch hierbei in Berlin aufgeführt worden. In oft ungelenker Sprache, aber immerhin selbständig und anschaulich schildert er darin die neidischen Höflinge, die den tückischen Saul wider den jungen Helden David aufhetzen und wüste Saufgelage halten, den gewissenlosen Hofprediger Pontifex und den armen frommen Caplan Jonathans, der das Paar nach lutherischem Ritus traut. In den Zwischenspielen geißelt er die Laster verschiedener Geschlechter und Lebensalter in der Weise Sebastian Brant's durch einzelne Narren (z. B. „der bösen Männer Latein"), nicht, wie es später üblich wurde, durch

besondere Teufel. T. soll auch eine Sammlung „Geistliche und neue Lieder" zu Frankfurt a. O. herausgegeben haben.

Lademann, Kirchengeschichte der Stadt Cottbus 1798/9 2, 8. — Frankfurter Matrikel hsg. von E. Friedländer, 1, 98b. 212b. — Album academiae Vitebergensis ed. Foerstemann p. 195a. — Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. J. Bolte.

Teelinck: Ewald T., um 1574 vielleicht zu Middelburg, wahrscheinlicher aber zu Zierickzee geboren, war der älteste Sohn des Bürgermeisters Justus Ewald T. und der Johanna de Jonge. Schon frühe vertraute sein Vater ihn der Leitung Marnix's von St. Aldegonde an, und der junge Ewald verweilte infolge dessen auf dem Schloß zu West-Souburg. Muthmaßlich verdankte er diesem Staatsmanne allein seine juristische Bildung, denn sein Name findet sich nicht in der Liste der zu Leiden Studirenden. Nach dem Tode seines Vaters, 1594, trat er in den Dienst seiner Vaterstadt und wurde dort schon 1599 Bürgermeister. 1603 aber folgte er Jacob Valcke als Generalschatzmeister von Zeeland und er bekleidete dieses Amt mit Ehren bis zu seinem 1629 erfolgten Tode. T., der dreimal verheirathet war, war nicht nur ein trefflicher Verwalter, sondern auch ein höchst rechtschaffener und frommer Mann, welcher sich mit besonderer Liebe und großem Fleiße den theologischen Studien ergab und mehrere Schriften religiöser Art verfaßte, welche er anspruchslos unter den Pseudonymen „Irenaeus Philalethias" und „Alexius Philopator" veröffentlicht hat. Voetius lobte ihn nicht nur als „eximium et pium politicum, in scripturis si quisquam potentissimum," sondern nennt ihn auch „virum, qui multos theologos docere potuit". Sehr zuwider waren ihm die kirchlichen Zwistigkeiten seiner Zeit; wiewohl er sich unbedingt zu den Calvinisten bekannte, ermahnte er doch eindringlich zu Mäßigung, Frieden und Lebensfrömmigkeit. Dieser Milde halber war er den unversöhnlichen Theologen nicht genehm, erfreute sich aber um so mehr der Hochachtung aller wahrhaft Wohldenkenden. Die bedeutendsten von ihm hinterlassenen Schriften, welche besonders die Ereignisse seines Zeitalters vom religiösen Gesichtspunkte aus ins Auge faßten, sind folgende: „Philomator of Christelycke Samensprekinge van 't recht der Kerkken of kerkkelicken saken" (Midd. 1616, Utr. 1651); „Querela patriae ofte klachte des Vaderlandts over de teghenwoordige Swaricheden door ettelycke nieuwgezinden leeraars in den lande van Holland verwekt" (Amst. 1617); „Cleophas of Christelycke verschillen en van de middelen om dezelve te stillen" (Amst. 1617); „Querelae ecclesiae" (Midd. und Amst. 1617, 1618, 1622); „Christelycke klachte van eenige godsalige heyden over hare onvruchtbaarheyd in het ware Christelycke leven" (Midd. 1618); „Klauwe van de beeste of blykelicke teekenen des antechrists" (Amst. 1619); „Sulamit i of baniere des Vredes" (Amst. 1621); „Vyer en wolckcolomme" (Amst. 1622, Utr. 1649); „Een creupele bode" (Amst. 1624); „Amos of de ziender Israels, ontdeckende de gelegentheyt van 't Gereformeert Christen wesen" (Midd. 1625); „De wachter brengende tydinghe van de nacht, d. i. van het overgaen van Breda" (Haag 1625); „De tweede wachter, tydinghe brengende van 't overgaen van Bahia" (Haag 1625); „De derde wachter, van de verstroyinghe van onze vloot voor Duynkercke" (Haag 1625); „Babylon ofte Naakte ontdecking van het antichristische ryk" (Utr. 1650); „Bileam ofte der blinde papist" (Utr. 1651); und weiter „Boheemsch gelüyd", „Een harde bode", „Mizpa", „Tokel" und „Jojachar".

de la Rue, Gelett. Zeeland Bl. 331 vv. — v. d. Aa, Biogr. Woordb. — Glasius, Godgel. Nederl. — Nagtglas, Levensberichten van Zeeuwen Bl. 744, Middelb. 1893. J. C. van Slee.

k: Wilhelm T., jüngster Bruder des Vorstehenden, 1580 zu
oren, studirte in Leiden Jurisprudenz und hielt sich nachher zur
sbildung an mehreren ausländischen Universitäten auf, besonders
zu Edinburg am St. Andrewscollege. Im folgenden Jahre heirathete
Angelica Greendon aus Derby, welche ihm, während er gerade
ankreich zu Angers verweilte, seinen ersten Sohn Maximilian gebar,
ch zwei Söhne, Theodor und Johann, und zwei Töchter folgten.
1603 zu Poitiers als Licentiat promovirt war, kehrte er nach Eng-
, wo er mit den Pietisten Dodd und Arthur Hilderson in enge
trat und ihren etwas schwärmerischen Zusammenkünften beiwohnte.
Einfluß dieser Männer verstärkte sich die schon früher von ihm ge-
ung, sich dem Predigtamte zu widmen, und er bezog deßhalb die
iversität, wo er unter Trelcatius eifrig Theologie studirte. Schon
t er die Befugniß zum Predigen in französischer wie holländischer
im October desselben Jahres trat er in den verbundenen Gemeinden
Haamstede in Zeeland das Predigtamt an, hatte aber durch die
Unsittlichkeit seiner Gemeindeglieder manchen Aerger zu erleiden.
jährigem Aufenthalte und angestrengter theologischer Fortbildung,
nem Ruf der Gemeinde zu Middelburg, wo er unermüdet und fast
Kräfte hinaus arbeitete und demzufolge noch in den besten Jahren
l 1629 starb. T. war ein sehr liebenswürdiger und hochgeachteter
her sich vor den zanksüchtigen Predigern seines Zeitalters durch herz-
mmigkeit und Friedensliebe auszeichnete. Wiewohl seine Recht-
keine Verdächtigung duldete, betonte er doch nachdrücklich in Wort,
Leben die Unzulänglichkeit eines dogmatischen Glaubens ohne ge-
Pflichterfüllung und tugendhaftes Leben. Er zog sich daher von
Streitigkeiten und von Kirchenversammlungen zurück, und seine
gabe und sein Lebensziel war, ein wahrhaftes Gottesleben in der
u erwecken. Seine ganze Persönlichkeit athmete reine, ernsthafte,
ische und ascetische Frömmigkeit, weshalb Gilbert Voetius ihn als
irten Thomas a Kempis" bezeichnete und seine maaßvolle, kräftige
ernde Kanzelarbeit besonders hoch stellte. Als Vertreter eines innigen
Praxis gerichteten Christenthums, weshalb T. auch als ein Vorläufer
s zu betrachten ist, zeigte er außerordentliche Energie. Zahllos sind
n verfaßten und erschienenen Schriften, und dennoch hinterließ er,
iner Söhne bezeugt, handschriftlich noch 124 Werke. Eine fast voll-
mmlung findet sich auf der Provinzialbibliothek zu Middelburg und
halt derselben ist von Franciscus Ridderus zusammengestellt in
erschienenen und „De mensche Gods" genannten Schrift. Als
er ist T., wenn auch nicht ohne Verdienst, doch nur selten aufge-
e „Prophetie van de menschwordinghe van Jesus Christus, Jesaia
ordr. 1650); „De hoeksteen van 't Oud en Nieuw verbondt, of
van Maleachi", und „Koole van den altaer, over Apoc. III, 15, 16",
einen von Voetius sehr gelobten Erläuterungen des Pentateuchs, die
ben dieser Art. Auch als Apologeten kennen wir ihn nur aus seiner
atholicismus gerichteten Schrift „Timotheus of waerschouwing tegen
der afgoden der Papisten" (Middelb. 1602, 1611 und Dordr.
„Huysboek over de kleine Catechismus" (Middelb. 1650). Seine
schriftstellerische Thätigkeit ist erbaulicher und ascetischer Art, und
n „Alle de godgeleerde Werken van W. T." (Utr. 1662). Dazu
e vollstandige Christen in dry tractaeten" (Midd. 1620); „Zions
bekeeringe" (Midd. 1621); „Balsem Gileads over Zions wonden"

(Midd. 1622); „Zephanias waerschouwing“ (Midd. 1624); „Zimson, de beeld Godts“ (Midd. 1625, Utr. 1658); „Tydtwinninghe (1629); „Worstelinck eens bekeerden zondaers“ (Vliess. 1631, 1650); „Spieghel der zedichheyt“ (Amst. 1626, Dord. 1651); „Sleutel der devotie“ (Utr. 1655); „Wraekzwaerd“ (Utr. 1655); „Gheestelycke Couranten“ (Utr. 1655); „Eubylus of standt der gemeente Christi“ (Utr. 1657); „Lusthof der christelyker ghebeden“ (Amst. 1658, 1672); „Adam rechtschapen, wanschapen, herschapen“ (Utr. 1659); „Ontdekking van driederly staet van een mensch“; „Order tot betrachting in zyn huysgezin“ (Utr. 1660); „Gheestelyck cieraedt van Christi bruyloftskinderen of practycke des H. Avendmaels“ (Amst. 1666); „Soliloquium“ (Amst. 1681); „Outdekkinghe des verzwonden Balaäms“; „De rusttydt of tractaet van de onderhoudinghe des Sabbaths“; „Ecce homo of ooghensall over het lyden Jesu Christi“ und zahlreiche Predigten und kleinere Schriften, deren Verzeichniß Glasius, Godg. Nederl. und de la Rue, Geletterd Zeeland vollständig geben. Weiteres über ihn bei Pacquot, I, 507 svv., van der Aa, Biogr. Woordb. und Nagtglas, Levensber. v. Zeeuwen, Middelb. 1893.

J. C. van Slee.

Teerens: Johann Gerardi van T. (Terentius), reformirter Theolog und Orientalist, 1630 zu Teerens in Friesland, wo sein Vater, Gerardus Alberti Prediger war, geboren. Nachdem er an der lateinischen Schule zu Löwarden seine vorbereitende Erziehung erhalten hatte, begann er seine philologischen und theologischen Studien zu Franeker unter Arnold Verhel, Christian Schotanus a Sterringa und Coccejus und befleißigte sich besonders der orientalischen Sprachforschung. Zur weiteren Fortbildung zog er 1649 nach Gröningen und im folgenden Jahre nach Amsterdam, wo er sich unter Leitung des ausgezeichneten Sprachkenners Menasse-ben-Israel mit der rabbinischen Literatur vertraut machte. Als Coccejus vom October 1650 an an die Hochschule Leiden ging, folgte T. ihm dorthin, wurde aber schon im April 1651 an seiner Stelle zu Franeker zum Professor ernannt, wiewohl er sich den Doctorgrad noch nicht erworben hatte. Am 22. Mai trat der junge Gelehrte dieses Amt mit einer Rede „de excellentia, utilitate, jucunditate et necessitate linguae Hebraicae ad rem theologicam“ an, und vertrat das ihm anvertraute Amt in den ersten Jahren mit gewissenhafter Treue. Von seiner Hand erschienen 1650: „„Meditationum philologicarum Hebraearum triades duae“; 1652 „Liber Jobi Chaldaice et Latine cum notis, item Graece στιχηρώς cum variis lectionibus“; 1664: „Gymnasium sive manuale Chaldaïcum“; 1665: „Joh. Buxtorfii epitome grammaticae Hebraeae emendata et thesauro grammatico aucta cum propheta Obadja Hebraïce et Latine“, und 1666: „Ecclesiastes Salomonis Hebraïce et Latine cum difficiliorum anomaliarum et Masorae marginalis elucidatione“.

In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er vom akademischen Senate 1657 die Doctorwürde. Im letzten Zehntel seines Lebens ruhte seine Feder ganz und gar. Häusliche Beschwerden und finanzielle Sorgen drückten ihn nieder und lähmten seine Lust am Unterricht, so daß Campegius Vitringa, welcher 1675 zu Franeker studirte, ihn nur tadelnd erwähnt. Es scheint, daß die zweite Ehe, welche T. 1660 mit Eske Oosterzee eingegangen war — seine erste Frau Jetske Oudgers starb 1658 und hinterließ ihm drei Kinder —, nicht glücklich war. Als er am 29. September 1677 starb, war die Lage seiner Familie so verzweifelt und der Geldmangel so groß, daß die Wittwe nicht wußte, wie sie ihren Mann bestatten sollte, und die Erbschaft den Gläubigern überließ. Weiteres über ihn bei Vriemoet, Athen. Frisiac. 436 sqq. — Paquot III, 431 svv. — Glasius, Godgel. Nederl. und Boeles, Frieslands Hoogesch. II Bl. 212 vv.

J. C. van Slee.

egetmeyer: Sylvester T., bemerkenswerth durch seine Betheiligung an
iführung der lutherischen Kirchenreformation in Livland. Gebürtig aus
rg hat er zuerst in Rostock, sodann eine kurze Zeit in Leipzig studirt,
uf nach Rostock zurückgekehrt, am 20. Februar 1519 Magister und bald
Disputator im Rothen Löwen, einer der zur Universität gehörigen An-
in welchen die Studenten Wohnung, Kost und Unterricht erhielten, ge-
Zu Ostern 1520 bekam er eine Anstellung als Caplan an der Dom-
u Rostock. Er hatte sich schon hier als einen Anhänger der kirchlichen
ation gezeigt. Um die Nachlassenschaft eines verstorbenen Bruders zu
kam er zu Michaelis 1522 nach Riga. Hier hatte der aus Treptow in
rn vertriebene Andreas Knöpke im Jahre vorher als erster Verkündiger
angeliums, wie ihn eine von seinen Zeitgenossen in der St. Petrikirche
n ihm gesetzte Gedenktafel nennt, der neuen Glaubensrichtung Eingang
erbreitung verschafft. Die von Flacius in seinem Catalogus testium
s etc. (Basel 1556, S. 1014) gegebene Nachricht, daß Nicolaus Ruß,
ureus theologiae und Priester zu Rostock schon früher (nach Krabbe, Die
ität Rostock. Rostock 1854, S. 313 soll es am Ende des Jahres 1517
n Anfang des Jahres 1518 gewesen sein) nach Livland gekommen sei
r das Evangelium gepredigt habe, wird von keinem livländischen Chro-
und von keiner archivalischen Aufzeichnung bestätigt. T. schloß sich in
ofort mit Eifer der reformatorischen Bewegung an und trat am 30. No-
1522 als evangelischer Prediger in der St. Jacobikirche auf. Die aus
eus' Chronicon Saxoniae auf die späteren Chronisten übergegangene Nach-
aß er durch ungestümes Predigen gegen den Götzen- und Bilderdienst die
rz 1524 in den Kirchen Rigas stattgehabte tumultuarische Vernichtung
der, Geräthe und Denkmale herbeigeführt habe, entbehrt des urkundlichen
und ist auch schon deshalb nicht recht glaublich, weil der Rath der
Dorpat zu Ende Januar 1525 gerade ihn nach Dorpat berief, um dort das
ie Hoffmann'schen Unruhen verwirrte Kirchenwesen zu ordnen. Hier war
r Hoffmann zu Ende des Jahres 1524 als Verkünder der neuen Lehre
ten und infolge seiner heftigen und aufreizenden Predigten war es nicht
t einer Bilderstürmerei, sondern am 10. Januar 1525 auch zu einem
n Zusammenstoß mit den Leuten des bischöflichen Stiftsvogts gekommen.
t sich in Dorpat vier Wochen auf, während welcher Zeit er täglich pre-
Auf dem im Juli 1525 auf den Antrag der Städte Riga, Reval und
von dem Ordensmeister Walter von Plettenberg nach Wolmar zur
ig der Religionsstreitigkeiten berufenen Landtage, auf welchem die Städte
e Ausübung der Religion und die Beseitigung der weltlichen Herrschaft
chöfe verlangten, war T. zugegen, und zeichnete sich dort durch seine
en, die er theils in der Kirche, theils als diese ihm zeitweilig auf Be-
r Bischöfe versagt wurde, auf freiem Felde unter großem Zulauf abhielt,
eifriger Verkündiger des Evangeliums aus. Im J. 1526 wurde ihm
n Städten Riga, Reval und Dorpat die Einrichtung eines gleichmäßigen
wesens übertragen. 1542 wurde er zum Oberpastor an der St. Petri-
n Riga, der höchsten geistlichen Stellung in dieser Stadt, berufen und
ls solcher 1552. Er hatte ein handschriftliches Tagebuch geführt, von
n jedoch nur ein Bruchstück erhalten hat, welches in Arndt, Liefländische
, Theil II, S. 190 (Halle 1753) und in den Mittheilungen aus der
schen Geschichte XII, 502 (Riga 1880) abgedruckt ist.

Chytraeus, Chronicon Saxoniae. Ausgabe von 1593, S. 291. — Recke
Napiersky, Allg. Schriftst.- u. Gel.-Lexikon der Provinzen Livland, Est-

land und Curland IV, 350. Mitau 1827. — Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Curlands V, 20 u. ff. (Riga 1850); XII, 502 (Riga 1880); XVII, 61—84 (Riga 1882).

Böthführ.

Tegetthoff: Wilhelm v. T. Einer Familie westfälischen Ursprungs entstammend, deren sämmtliche männliche Mitglieder seit drei Generationen im österreichischen Heere ehrenvolle Dienste geleistet hatten, erblickte v. T. das Licht der Welt zu Marburg in Steiermark am 23. December 1827. Der weisen, zugleich strengen und liebevollen Erziehung, die er im Elternhause genoß, verdankte er die Entwicklung der Eigenschaften des Charakters und Geistes, welche ihn befähigten, zu einem in jeder Richtung hervorragenden Manne heranzureifen. Der Vater, Major Karl v. T., mag schon dem Knaben als leuchtendes Vorbild den Lebenslauf jenes Großoheims Josef v. T. vorgehalten haben, welcher sich zu wiederholten Malen, besonders aber in der Schlacht bei Stockach rühmlichst hervorgethan hatte, aber in edler Bescheidenheit nie zugeben wollte, daß er mehr als seine einfache Pflicht gethan, so daß, entgegen den Bestimmungen des Ordensstatutes, Andere für ihn um die wohlverdiente Verleihung des Maria Theresienordens einschreiten mußten. Die Mutter Wilhelm's, Leopoldine geb. Czermak, erweckte und pflegte den Sinn für die Schönheit und Erhabenheit der Natur, und legte den Keim streng sittlicher Auffassungen, den Hang zu genauester Pflichterfüllung in die Seele des Knaben. Bis zur Stunde seines Todes blieb T. dieser ausgezeichneten Frau und liebevollsten Mutter in zärtlichster Anhänglichkeit ergeben. Ihrem starken Geiste hatte ein grausames Geschick die Prüfung vorbehalten, alle ihre Söhne zu überleben.

T. wählte den Dienst in der Kriegsmarine zum Lebensberufe. Demgemäß erhielt er seine Ausbildung im Marinecollegium zu Venedig, welches er am 23. Juli 1845 als Marinecadet verließ. Erst jetzt kam der junge Mann in Kenntniß der sehr beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Eltern; er verzichtete sofort auf jede materielle Beihülfe, ja sogar auf den Betrag, welcher zu seiner Ausrüstung bereit gehalten war. Während die Kameraden ihre Dienstzeit mit dem fröhlichen Antritte eines Urlaubes zum Besuche des elterlichen Hauses begannen, mußte T. sich diese Freude versagen, und meldete sich unverzüglich zum Dienste. Der Dienst in der österreichischen Kriegsmarine bewegte sich zu jenen Zeiten in sehr engen Grenzen; der für sein Fach enthusiastisch begeisterte junge Mann mußte in seinen Hoffnungen darauf verzichten, das Seeleben auch von seiner schöneren und interessanteren Seite kennen zu lernen, und durch Theilnahme an weiten Reisen fremde Länder und Völker zu Gesichte zu bekommen. Auch die inneren Dienstesverhältnisse in dem kleinen, beinahe gänzlich von provinziell-venetianischem Geiste durchsetzten Corps waren wenig erquicklich, boten berechtigtem Ehrgeize keinen Spielraum und standen in manchem in verletzendem Widerspruche zu den Traditionen, unter deren Einflusse der Sohn und Enkel von österreichischen Officieren aufgewachsen war, und an welchen seine Denkungsweise sich herangebildet hatte.

Die Ereignisse des Frühjahres 1848 brachten mit der überwältigenden Macht von Thatsachen die Lösung der Widersprüche, von welchen des jungen Officiers Leben sich umgeben sah. Der Abfall Venedigs am 22. März befreite den Kaiserstaat mit einem Schlage von jenen Theilen der ohnehin kleinen und schwachen Kriegsmarine, welche sich nicht als ein Element der Wehrkraft der habsburgischen Monarchie, sondern lediglich als venetianische Marine fühlten, und von der längstvergangenen Größe der Vorfahren träumten. T. und seine Genossen, unter ihnen Wüllerstorf, Littrow, Pöck, Sterneck u. A., scharten sich um ihre älteren Kameraden: Bourguignon, Fautz, Lewartowsky, Gyuito u. A.,

welche der Militärcommandant im Küstenlande, Graf Gyulai, mit Recht als den Kern einer neuzuschaffenden, österreichischen Kriegsmarine betrachten durfte. Sie sahen zwar mit Schmerz dasjenige sich vollziehen, was bei vielen ihrer bisherigen Kameraden nicht anders denn als Treubruch bezeichnet werden konnte, aber zugleich erkannten sie in der eingetretenen Scheidung einen wohlthätigen Proceß, welcher für die Kriegsmarine die Morgenröthe einer heranbrechenden besseren Zukunft bedeutete. So schwach die Mittel des treugebliebenen Theiles der Kriegsmarine auch waren, sie wurden bei den Kämpfen zur Wiederunterwerfung Venedigs bestens ausgenützt. Tegetthoff's Wunsch, „Kugeln pfeifen zu hören", ging während der Blokade Venedigs, am 4. Juli 1849, in Erfüllung, als er beordert wurde, mit einer Bootsabtheilung dem unter dem wirksamen Feuer einer Strandbatterie festgefahrenen Dampfer „Vulcano" zu Hülfe zu eilen. Tegetthoff's Leistungen bei dieser Action wurden belobt; er durfte doppelt stolz auf dieselben sein, denn er hatte sich die Theilnahme an den kriegerischen Dienstleistungen vor Venedig eigens erbitten müssen, nachdem der als Gesandter nach Neapel entsendete Feldmarschallieutenant v. Martini (Marine-Obercommandant während des Zusammenbruches im J. 1848) den Linienschiffsfähnrich v. T. in der Eigenschaft als persönlicher Adjutant dorthin mitgenommen hatte.

Der Frieden, welcher der Wiederunterwerfung Venedigs folgte, brachte eine Periode der raschen Vermehrung des Schiffsbestandes der österreichischen Flotte, und zugleich durchgreifende Veränderungen in der Organisation und Zusammensetzung ihres Personales. Während die Zahl der Schiffe in raschem Tempo vermehrt wurde, und dadurch der Bedarf an Personal wuchs, machten zugleich viele der älteren, noch aus den früheren Verhältnissen stammenden Officiere den jüngeren, frischeren Kräften ziemlich schnell den Platz frei; das Resultat war, daß im Seeofficiercorps der Kriegsmarine ein ganz außerordentlich schnelles Avancement eintrat. Dadurch war es T. vergönnt, in noch sehr jungen Jahren selbständige, wichtige und verantwortungsvolle Posten zu bekleiden, welche ihm die voll ausgenützte Gelegenheit boten, seine Kenntnisse und Erfahrungen fortwährend zu bereichern, seine Thatkraft zu stählen, den freien Blick für größere Verhältnisse zu gewinnen. Im Alter von 20 Jahren hatte T. die Officierscharge erreicht; am 16. April 1849 wurde er Linienschiffsfähnrich, am 16. Juni 1851 Fregattenlieutenant, am 16. November 1852 Linienschiffslieutenant, am 2. December 1857, noch nicht dreißig Jahre alt, war er Stabsofficier, nachdem er die drei letzten Jahre schon als Schiffscommandant gedient hatte. Von den zwölf Dienstjahren, die T. im Zeitpunkte seiner Ernennung zum Corvettencapitän zählte, hatte er nicht weniger als zehn Jahre zur See zugebracht, und während dieses Zeitraumes alle Abstufungen und Details des Seeofficierdienstes gründlich kennen gelernt und erfolgreich ausgeübt.

Seit T. in die Reihe der Schiffscommandanten getreten war, hatten ab und zu schon bedeutendere Aufgaben seine vielseitigen Fähigkeiten in Anspruch genommen. — Nach Beendigung des Krimkrieges führte er das damals besonders wichtige und durch mancherlei Umstände schwierig gemachte Commando des österreichischen Stationsschiffes in den Donaumündungen; er hatte vollauf Gelegenheit, während der Dauer dieser Commandoführung besonderen politischen Takt und richtig angewendete Energie zu bethätigen. Der Marine-Obercommandant, Erzherzog Ferdinand Max, wurde hierdurch auf die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Schiffscommandanten aufmerksam; er entsendete ihn zu einer Studienreise an die Küsten des rothen Meeres, welches eben damals durch das Suezcanal-Project in den Vordergrund des Interesses getreten war, betraute ihn später mit mehreren Schiffscommandos, u. a. mit jenem der Corvette „Erzherzog Friedrich", welche eine selbständige Mission in den marokkanischen Ge-

wässern durchzuführen hatte. Als aber der Erzherzog-Marineobercommandant nach Herstellung des Friedens im J. 1859 eine Reise nach Südamerika antrat, wählte er T. zu seinem Reisebegleiter. Während dieser Reise lernte der Erzherzog, in täglichem persönlichen Verkehr mit T., dessen seltene Eigenschaften des Charakters, seine umfassende Bildung, seine Thatkraft, Energie und Unerschrockenheit in vollem Maaße kennen und würdigen. T. war am 27. April 1860 Fregattencapitän, am 3. November 1861 Linienschiffscapitän geworden; und schon im J. 1862 übertrug der Erzherzog-Marineobercommandant ihm ein Flottenabtheilungscommando in der Levante, obwol T. begreiflicherweise sich erst unter den im Range jüngsten Officieren seiner Charge befand. Mit dieser Ernennung erschloß Erzherzog Ferdinand Max für T. die Bahn, auf welcher er sich und der österreichischen Kriegsmarine unvergängliche Lorbeern holen, sich einen wohlverdienten Weltruf gründen sollte.

Ein Theil jener Escadre, welche von T. in den Gewässern der Levante befehligt wurde, drang als Vorhut der von Wüllerstorf geführten, im Kriege des Jahres 1864 gegen Dänemark bestimmten Flotte, in die Nordsee. T. sah sich zu seinem Leidwesen veranlaßt, eines seiner drei Schiffe wegen einer Havarie unterwegs zurücklassen zu müssen; zu den ihm verbliebenen zwei Fregatten: „Schwarzenberg" und „Radetzky", stießen bald drei kleine preußische Kriegsfahrzeuge. Mit dieser Streitmacht bestand T. am 9. Mai 1864 in der Nähe von Helgoland ein blutiges Gefecht gegen die Schiffsabtheilung des dänischen Commodore Suenson. Dieses Gefecht mußte wegen eines an Bord der „Schwarzenberg", Tegetthoff's Flaggenschiff, ausgebrochenen heftigen Brandes abgebrochen werden, und diese Thatsache bot den Untergrund für mannichfache, lange Zeit hindurch fortgesetzte Erörterungen, wem bei Helgoland die Palme des Sieges zuzusprechen sei, denn auch die Dänen hatten den Kampfplatz nicht behauptet, sondern sich ernstlich beschädigt in ihre Territorialgewässer begeben. Die schließlich zur Geltung gelangte Auffassung ist die, daß den Dänen der taktische Sieg, den Streitkräften Tegetthoff's der strategische Erfolg zuzusprechen sei; das Gefecht von Helgoland hatte nämlich die Nordsee und ihre Häfen von jeder weiteren Bedrohung durch feindliche Seestreitkräfte mit Erfolg befreit. Es mag vielleicht sein, daß das Gefecht bei Helgoland keinerlei wesentlichen Einfluß auf den Gang der Kriegsereignisse nahm, noch einen solchen nehmen konnte. Trotzdem bildete gerade dieses Seegefecht ein Ereigniß von hohem Werthe für die habsburgische Monarchie, eine Quelle des Jubels und der enthusiastischsten Gefühle für ihre Kriegsmarine. Denn durch dasselbe hatte die letztere, die sich berechtigt fühlt, als ihren Geburtstag erst den 22. März 1848 zu rechnen, die erste ernstliche Feuertaufe in ehrenvoller, ja in ruhmreicher Weise bestanden. Der ritterliche Monarch, Tegetthoff's Kriegsherr, lohnte dessen That durch die Beförderung zum Contreadmiral und Verleihung einer hohen Ordensauszeichnung; die Kriegsmarine, welche längst in T. ihren zukünftigen Führer erkannt hatte, hegte fortan nur den glühenden Wunsch, unter seiner Leitung größeren Aufgaben entgegenzugehen. Die Erfüllung dieses Wunsches trat früher ein, als man sie erwarten durfte.

Es waren nicht zwei Jahre nach dem Gefechte bei Helgoland verflossen, als Oesterreichs Geschick diese schwergeprüfte Monarchie vor die Aufgabe stellte, einen Doppelkrieg führen zu müssen. Im Süden war das junge Königreich Italien der Gegner, welcher seit Jahren der Entwicklung seiner Seestreitkräfte große Opfer gebracht, und die österreichische Kriegsflotte in materieller Beziehung weit überflügelt hatte. Die Ueberlegenheit der italienischen Flotte an Zahl und in der Bewaffnungsweise der Schlachtschiffe war eine so bedeutende, daß man in Wien, während die Kriegsvorbereitungen zu Lande energisch betrieben wurden,

Zeit zögerte, die eigene Flotte überhaupt auszurüsten. Da trat Tegett-
ganze Energie zu Tage. Er gehörte zu jenen Feldherrn, welche die Chancen
ischen Erfolges nicht ausschließlich nach den Factoren erwägen, die sich
fern ausdrücken und mit dem Zollstabe messen lassen. Er kannte den
den Enthusiasmus, das Geschick des Personals der Kriegsmarine, und er
sich bewußt, durch unablässige Thätigkeit, obwol noch in untergeordneter
ng, alle seine im Nordseefeldzug und bei Helgoland gewonnenen Er-
gen seither bestens für die Hebung ihrer Kriegstüchtigkeit verwerthet zu
. T. erwirkte denn auch endlich den Beschluß, die österreichische Flotte
näßig in Dienst zu stellen; der Befehl über dieselbe wurde ihm übertragen.
anal von Fasana, dem Vorhafen von Pola, versammelte T. die nach und
das Seearsenal verlassenden Schiffe, deren kriegsmäßige Ausrüstung Fre-
capitän A. v. Eberan mit einem bisher nicht hinreichend gewürdigten Geschick
rfolg leitete. Im Flottenlager von Fasana wurde nun Tag und Nacht
isch geübt; in täglichen Besprechungen weihte T. die Capitäne in seine
ein, flößte ihnen, und durch sie den Schiffsstäben und Mannschaften, die
e Siegeszuversicht ein. Mit Jubel vernahm man im Flottenlager von
a die Nachricht von dem bei Custozza errungenen Siege; T. eilte mit den
der schon kampfbereiten Schiffe vor Ancona, wo Admiral Persano die
nische Flotte versammelt hatte, aber keine Miene machte, die durch das
inen der Oesterreicher angebotene Schlacht anzunehmen. Es kam die Un-
botschaft von Königgrätz; es wollte scheinen, daß der Krieg zu Ende sei,
s erforderte Tegethoff's Beispiel und Einwirken, um den thatenfrohen, von
erweckten Geist auch ferner aufrecht zu erhalten. Italien drängte seine
zur That. Admiral Persano entschloß sich, die befestigte Insel Lissa an-
fen. T., vom erfolgten Angriff auf Lissa benachrichtigt, erbat den Befehl
wenigstens die Erlaubniß, mit der Flotte auszulaufen, um Lissa zu ent-
Er erhielt diese Erlaubniß nicht, wol aber die Ermächtigung, nach
m Ermessen zu handeln. Nun zögerte er keinen Augenblick mehr. Am
uli verließ er Fasana, und lieferte Tags darauf den Italienern in den
fern von Lissa eine Schlacht, die ewig denkwürdig bleiben wird: die erste
Seeschlacht mit gepanzerten Schiffen.

Als in den Morgenstunden des 20. Juli der Feind in Sicht gekommen
wollte T. an die unter seiner Führung stehende Flotte die Worte richten:
Sieg von Lissa werden"; man näherte sich aber dem Feinde so rasch,
ür diese Signalisirung keine Zeit mehr blieb, und T. sich auf das An-
ignal: „Den Feind anrennen und ihn zum Sinken bringen" beschränken
, ein Signal, mit dem er eine neue, noch gänzlich unerprobte Kampfes-
für die Flotten der Gegenwart inaugurirte.

Ungleich seinem Gegner, brachte T. alle seine Schiffe, auch die schwachen
anzerten Fahrzeuge, in Thätigkeit; und — abermals ungleich seinem Geg-
— verwarf er die aus der Zeit der Segelflotten stammende Aufstellung in
artilleristische Wirkung berechnete Schlachtlinien; er stürmte im Gegentheile
den Feind in einer Formation ein, welche an die Seeschlachten des Alter-
erinnert, die mit Ruderfahrzeugen geschlagen wurden; seine Flotte bildete
ineinandergeschobene Keile, und an der Spitze des vordersten Keiles wies
hoff's Flaggenschiff, die Panzerfregatte „Erzherzog Ferdinand Max", den
T. hatte sowol auf das Unwiderstehliche dieser überraschenden Angriffs-
als darauf gerechnet, daß nach Durchbrechung der feindlichen Linie die
ht sich in ein Melée verwandeln, in eine Reihe von Einzelkämpfen werde
n müssen. Er wußte, daß ein Admiral nicht in der Lage des Lenkers
Schlacht zu Lande ist, welcher sie beobachten und in ihre Wechselfälle ein-

greifen kann. Deshalb hatte er, wie schon früher angedeutet, es seine Hauptsorge sein lassen, die Capitäne in seine Absichten vollständig einzuweihen, und sie mit seinem Geiste zu erfüllen. Seine richtige Voraussicht fand volle Bestätigung durch die Thatsachen. Nach Durchbrechung der italienischen Panzerlinie fand sich das Führerschiff der österreichischen Holzdivision, Linienschiff „Kaiser“, zwar von den feindlichen Panzerschiffen hart bedrängt, brach sich aber durch ein kühnes Manöver des Commodore v. Petz erfolgreich Bahn; Tegetthoff's eigenem Flaggenschiffe, welches vom Linienschiffscapitän v. Sterneck befehligt wurde, gelang es, die größte der italienischen Panzerfregatten, „Re d'Italia“, welche bis vor Beginn der Schlacht die Commandoflagge Persano's geführt hatte, in den Grund zu bohren; eine andere italienische Panzerfregatte, „Palestro“, wurde in Brand geschossen, und flog bald darauf durch Explosion der Munitionskammern in die Luft. Persano hatte nun zwei von seinen elf Panzerfregatten verloren, räumte den Kampfplatz, und brachte seine Flotte, die auch schon durch die erfolglosen Angriffe auf die Befestigungen von Lissa gelitten hatte, nach Ancona in Sicherheit. Einer der glänzendsten Seesiege war erfochten; der jungen, kaum gekannten österreichischen Marine ward das stolze Bewußtsein zu theil, dem Vaterlande Lissa, und dadurch vielleicht auch Dalmatien erhalten zu haben. Ihre mitunter angezweifelte Existenzberechtigung war auf das überzeugendste dargethan; sie hatte sich als eine würdige Ergänzung des ruhmreichen österreichischen Heeres erwiesen. T. hatte die Bereitstellung der Flotte durchgesetzt; er hatte ihre materielle Ausrüstung durchgeführt, ihr Personal streng geschult, aber zugleich es zu begeistern verstanden; er hatte endlich, in kühn offensivem Vorgehen, unter Anwendung meisterhafter Angriffstaktik, einen überlegenen Feind geschlagen. Welche weitgreifende moralische, auch die Zaghaftesten wieder aufrichtende Wirkung der Sieg bei Lissa — nach der Katastrophe von Königgrätz — in Oesterreich hatte, braucht kaum angedeutet zu werden. —

Zum Viceadmiral ernannt und unter die Commandeure des Maria-Theresienordens aufgenommen, unternahm T. bald nach dem Friedensschlusse eine Studienreise nach England und Nordamerika. Dort ereilte ihn der schmerzliche Auftrag, der mexikanischen Regierung die sterblichen Ueberreste des Opfers von Queretaro abzufordern, und sie nach der Heimath, zur Bestattung in der ehrwürdigen Gruft der Väter zu geleiten.

Bald nach Durchführung dieser, an diplomatischen Schwierigkeiten überreichen Mission stellte Kaiser Franz Josef den Viceadmiral v. T. als Marinecommandant und Chef der ministeriellen Centralstelle an die Spitze der k. und k. Kriegsmarine. Auf diesem hohen Posten, sowie auch im Herrenhause des österreichischen Reichsrathes, zu dessen lebenslänglichem Mitgliede T. ernannt worden war, wirkte er nun in schaffensfreudiger Thätigkeit, allerdings vielfach behindert durch die eben damals erschütterten Finanzverhältnisse des Reiches, aber immer unentwegt seinen hohen, wohl erwogenen, von reinstem Patriotismus getragenen, und auf vollster Sachkenntniß beruhenden Zielen zustrebend. Aber auch in dieser Phase seines Lebens, als die Ehren und Würden mit ihren äußeren Zeichen sich mehrten, blieb er stets nur der Diener seines Pflichtbewußtseins: den Kreis der Pflichten wußte aber keiner so weit zu stecken, wie er; nicht persönliche Erfolge, nur Erfolge für die Sache der er diente, waren seine Ziele.

Am 7. April 1871 raffte der Tod den noch nicht 44jährigen Helden, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, unerbittlich dahin.

„Jung sterben die Lieblinge der Götter!“

Der unerwartete, plötzliche Tod des Mannes, auf den das Vaterland noch die größten Hoffnungen zu setzen berechtigt war, übte in der ganzen Monarchie

die erschütterndste Wirkung. „Ich habe in dem Dahingeschiedenen einen treuergebenen, hingebungsvollen Diener; der Staat einen seiner ausgezeichnetsten Männer, die Marine in ihm den Helden verloren, der sie zu Sieg und Ruhm geführt, dessen Name für immer unzertrennlich bleibt von den glänzendsten Momenten ihres Wirkens, dessen Waffenthaten den herrlichsten Blättern der Kriegsgeschichte angehören.“ Diese Worte richtete Kaiser Franz Josef noch am Todestage Tegetthoff's an die Kriegsmarine. — Stolze Monumente, von Künstlerhand aus Erz geformt, hat der dankbare Monarch seinem ruhmgekrönten Admiral in Pola und Wien errichtet; unter würdig bescheidenem Leichensteine liegen Wilhelm v. Tegetthoff's sterbliche Ueberreste in der südöstlichen Ecke des alten St. Leonhardter Friedhofes zu Graz, der Hauptstadt seines Geburtslandes, mit seinen Eltern und zwei Brüdern in gemeinsamem Grabe zu ewiger Ruhe gebettet.

Aus Wilhelm v. Tegetthoff's Nachlaß; hrsg. von Adolf Beer. Wien 1882. — Geschichte der k. k. Kriegsmarine, 1848 u. 1849, von Jerolim Frhrn. v. Benko. Wien 1884. — Vaterländisches Ehrenbuch, von A. Frhr. v. Teuffenbach. Teschen 1877. Tegetthoff-Biographie von Teuffenbach; Seeschlacht von Lissa, aus d. allgem. Militär-Encyklopädie, und Josef v. Tegetthoff. S. 516. — Neues illustrirtes vaterländisches Ehrenbuch, von A. Frhr. v. Teuffenbach. Teschen, 2. Theil: Tegetthoff-Biographie von Jerolim Frhr. v. Benko; Seegefecht bei Helgoland, Seeschlacht bei Lissa; Briefe des Kaisers Maximilian an B. A. Dahlerup; Größere Sendungen k. und k. Kriegschiffe und k. und k. Seeofficiere; u. A. — F. Gereni, Festblatt zur Enthüllung des Wiener Tegetthoff-Monumentes, 1886.

Jerolim Frhr. v. Benko.

Tegnagel: Regner T., Jurist. Er war gebürtig aus Arnheim, hatte in Löwen 1547 die juristische Doctorwürde erworben, später eine Professur der Rechte, die er bis zu seinem am 10. Juli 1585 erfolgten Tode bekleidete. Schriften: „Juris utriusque methodus“; „De Geldrorum principum sive ducum origine, successione et rebus gestis usque ad Car. V. Imp.“; „Descriptio urbium praecipuarum ac locorum“.

Foppens, Bibl. II, 1059. — van der Aa, Biogr. Woordenboek XI, 14.

v. Schulte.

Teja (Tejas ist griechische Schreibung), Sohn Fridigern's, Ostgothenkönig (551 bis September 552). Es war das 15. und 16. Jahr des byzantinisch-gothischen Krieges. König Totila (s. den Artikel), hatte, den drohenden Anmarsch des Narses von Oberitalien her abzuwehren, den besten Theil der gothischen Heeresmacht unter dem ausgezeichneten Helden T. (war er dux oder comes?), nach Verona entsandt, den Feinden, die von Venetien her erwartet wurden, den Weg zu verlegen und die Etsch-, nöthigenfalls die Po-Linie zu halten. In der That sperrte T. durch treffliche Befestigungen diese Straßen völlig. Narses mußte — auch weil ihm die Franken den Zug durch das von ihnen überrumpelte Venetien weigerten —, sich mühsam einen andern schwierigen Weg suchen; er ging längs der Westküste des adriatischen Meeres vor und überschritt den Apennin bei Taginas. Hier verlor Totila Sieg und Leben. Die Trümmer seines Heeres flohen gen Nordwesten über den Po nach Pavia und erhoben dort T. zu ihrem König. Der Muth des Volkes war noch immer nicht gebrochen. Es schaarte sich immer wieder um neue Führer, obwohl es hintereinander die Könige Vitigis, Hildibad, Erarich, Totila verloren. So lange sich noch ein König fand, galt das Volksthum als gerettet. T. erhob den Schatz, den Totila zu Pavia niedergelegt hatte, zog alle zerstreuten Gothen an sich und rüstete, so gut es gehen wollte, zu einem letzten Kampf; er blieb auf sich allein angewiesen, die treulosen Merowingen verweigerten auch jetzt auf sein Anrufen die längst

versprochene und schon von Vitigis durch Geld und Abtretung alles gothischen Gebietes in Gallien reichlich vorausbezahlte Waffenhilfe. T. hatte nur noch die Aufgabe, den Kampf der Verzweiflung heldenhaft zu kämpfen und den Untergang des Amalungenreiches seiner glänzenden Vergangenheit würdig zu gestalten. Er hat diese tragische Aufgabe großartig gelöst. Erliegen mußte er schon deshalb, weil die ohnehin erdrückende Uebermacht des Narses überall verstärkt wurde durch den Verrath und Abfall der Italier, welche der Milde Theoderich's, Amalasuntha's und Totila's dadurch vergalten, daß sie auch jetzt wieder, wie schon gleich zu Anbeginn des Krieges auf Sicilien, in Neapel, Rom, Mailand, Genua, den Byzantinern die Thore der Städte und Burgen öffneten, die überall im Lande neben ihnen siedelnden gothischen Weiber und Kinder, deren Vertheidiger in dem Heere standen, überfielen und ermordeten; durch solchen Uebertritt der Italier gewann Narses Rom und fast ganz Italien. Nun übten die Gothen Vergeltung zu Narni, Spoleto, Perugia an den Römern, die sie trafen und als auch von den senatorischen Geschlechtern gar manche zu den Byzantinern eilten, ließ T. die Söhne der Vornehmen hinrichten, die Totila zu seinem Hofdienst, zugleich aber als Geiseln für die Treue ihrer Väter, um sich geschart hatte; auch die auf Totila's Befehl in Campanien bewacht gehaltenen Patricier und Senatoren wurden erschlagen; nach der zwei Menschenalter hindurch geübten Milde gegen die Italier loderte nun das Racheſeuer des verzweifelnden Volkes wild empor.

Eine wichtige Rolle in all diesen Reichen spielte der Königsschatz, der Hort, thesaurus; er bildete das wichtigste Regierungsmittel in Frieden und Krieg, stets wird das Schicksal dieses Schatzes, seine Bergung, Vertheidigung, Erbeutung besonders erwähnt; so bei Vandalen, Westgothen, Franken. So ward auch hier zuletzt wie um die Krone so um den Hort der Gothen gekämpft. Den großen Theil dieses von Totila neu angesammelten Schatzes — denn den „Amalungenhort" hatte Belisar nach Byzanz gebracht — lag in der starken Veste Cumae geborgen, die Teja's Bruder Aligern heldenhaft vertheidigte. T. versuchte den Bruder, die tapfere Besatzung und den Schatz zu retten; er gab jede Hoffnung auf die fränkische Hilfe auf und eilte, auf kühn und listig gewählten Wegen die ihm entgegen gesandten Unterfeldherren des Narses umgehend, unvermerkt von allen Feinden vom Po durch die ganze Länge der Halbinsel, zuletzt an der Küste des jonischen Busens hin, nach Campanien. Am Fuße des Vesuvs an dem Flüßchen Draco schlug er Lager und behauptete sich hier zwei Monate lang gegen die Uebermacht des Narses, der nun mit allen seinen Truppen hier erschienen war, aber den Uebergang über die von T. stark befestigte Brücke nicht zu erzwingen vermochte. Der Fluß und dessen Quellen versahen die Gothen mit Trinkwasser, Lebensmittel führte ihnen von der See her ihre Flotte zu. Als aber deren Befehlshaber sich und all' seine Schiffe den Byzantinern ergab, von Sicilien her zahllose kaiserliche Kriegsschiffe erschienen und Narses Belagerungsthürme gegen die Brücke vorschob, da mußte T., vor allem durch den Mangel an Nahrungsmitteln gezwungen, die vortrefflich gewählte und so lang vertheidigte Stellung aufgeben; der Verlust der Flotte entzog ja auch die letzte Hoffnung auf freien Abzug für den äußersten Fall. Die Gothen wichen dann auf den an den Vesuv stoßenden Milchberg (mons lactarius), dessen Cassiodor in seinen Varien erwähnt. Wohl konnten ihnen die Feinde hierher nicht folgen die unzugänglichen Felsen empor: — die Oertlichkeit ist offenbar durch Lavaergüsse in diesen dreizehn Jahrhunderten dermaßen verändert, daß es unmöglich ist, die Stätte des Kampfes festzustellen: — allein alsbald gebrach es an Nahrung für Menschen und Rosse. Da beschlossen die Helden, lieber im Kampfe zu fallen als dem Hunger zu erliegen, und brachen in plötzlichem Angriff hervor. Der Byzantiner Prokop hat den letzten Gothen und ihrem letzten König ein edles

Zeugniß ausgestellt: „Teja's Heldenthum in dieser Schlacht stellt ihn den größten Heroen der Vorzeit gleich. Vom frühen Morgen an kämpfte er, aus Allen hervorragend, mit wenigen Gefolgen vor der Schlachtreihe der Gothen. Die Feinde glaubten, sein Fall werde den Kampf beenden; so drangen sie Alle, die tapfersten Krieger voran, in dichten Scharen auf den König ein, von allen Seiten mit den Speeren stoßend und werfend, T. aber deckte sich mit dem Schilde, fing alle Lanzen auf und, plötzlich vorspringend, erschlug er jedesmal viele Feinde. Und so oft sein Schild ganz voll hing von Lanzen, ließ er sich von seinem Schildträger einen andern reichen. So war im Kampf der dritte Theil des Tages verstrichen: da staken wieder zwölf Lanzen in seinem Schild, so daß er ihn nicht mehr tragen und zur Deckung brauchen konnte. Er rief eilig seinen Waffenträger herbei, ohne auch nur um eines Fingers Breite vom Platz zu weichen oder sich zurückzuwenden und die Feinde vordringen zu lassen; weder seitwärts wich er noch deckte er, sich wendend, den Rücken mit dem Schilde, sondern wie in den Erdboden gewurzelt blieb er stehen mit seinem Schilde, mit der Rechten die Feinde niederstoßend, mit der Linken sich deckend und unablässig nach seinem Waffenträger rufend. Aber in dem Augenblick, da er den mit Lanzen beschwerten Schild gegen einen frischen vertauschte, traf ein Wurfspeer tödlich die ungedeckte Brust." Die Feinde zeigten sein abgeschnittenes Haupt auf einem Speer, die ihren zu ermuthigen, die Gothen zur Ergebung zu schrecken, aber diese kämpften weiter bis in die Nacht und auch noch den ganzen folgenden Tag ohne Entscheidung. Endlich erklärten die Verwaisten, sie wollten vom Kampfe lassen, aber nicht dem Imperator sich unterwerfen, sondern mit ihrer Habe aus Italien abziehen, frei mit andern Barbaren zu leben.

Narses bewilligte das und verlangte nur noch, daß sie nicht mehr gegen Byzanz fechten sollten. So zogen die letzten Gothen ab, es waren nur noch tausend Mann. Die übrigen im Lande Zerstreuten schlossen sich ihnen meist unter den gleichen Bedingungen an. Es spricht viel dafür, daß diese Abziehenden sich im Etsch-, Eisack- und Passerthal niedergelassen haben. Teja's Bruder Aligern gab sich und die Schätze nach heldenhafter Vertheidigung jetzt lieber den Byzantinern in die Hände als den treulosen Franken, die nun vor den Thoren von Cumae erschienen und ein fränkisch-gothisches Königthum in Italien errichten wollten; er half alsdann vor Andern in der Schlacht bei Capua (555) dies fränkische Heer vernichten.

Quellen: Procopius, bellum Gothicum IV 26—35, ed. Dindorf, Bonn 1833. — Agathias, historiarum libri quinque I, 1—12, ed. Niebuhr, Bonn 1828.

Litteratur: Manso, Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien, Hamburg 1824. — Dahn, die Könige der Germanen II, München 1862. S. 237 f.; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, I, Berlin 1880. — Hodgkin, Italy and her invaders IV, London 1885, S. 738 f. — Ueber die Silbermünzen Teja's (mit dem Brustbild des längst verstorbenen Kaisers Anastasius, von dem aber die Gothen das Recht auf den Besitz Italiens ableiteten), s. Könige II S. 235, III 150 und die Münzen selbst Urgeschichte I S. 300.

Dahn.

Teichert: Johann Friedrich Karl T., Töpfer und Ofenfabrikant, wurde am 22. Juli 1830 zu Schöneich in Schlesien (Kreis Sagan) als armer Leute Kind geboren. Da der Vater, ein Schmied, früh starb und die dürftigen Verhältnisse der Mutter ihr die Erziehung ihrer Kinder unmöglich machten, wurde T. ebenso wie sein am 7. Januar 1832 geborener Bruder Johann Friedrich Ernst T. auf Gemeindekosten bei Töpfern in Bobersberg bei Krossen untergebracht. Da sie schon als Kinder ihren Pflegeeltern bei der Arbeit zur Hand

gehen mußten, und infolge dessen nur eine sehr schlechte Schulbildung erhielten, war es natürlich, daß sie sich ebenfalls dem Töpferhandwerke widmeten. Auf der Wanderschaft kam Karl T. als Geselle nach Meißen. Hier lernte er eine Bürgerstochter kennen und vermählte sich mit ihr. Mit Hülfe ihres höchst unbedeutenden Vermögens gründete er in Meißen eine Töpferei, in der bereits Oefen fabricirt wurden. So war er nicht unvorbereitet, als ihn ungefähr im Jahre 1857 Heinrich Melzer, Bossirer an der königlichen Porzellanmanufactur, der sich Jahre lang mit der Herstellung einer neuen Art von Ofenkacheln beschäftigt hatte, zu bestimmen wußte, für ihn nach einer neuen Methode Kacheln zu formen und zu brennen. Die Zusammensetzung der Glasur behielt sich Melzer zunächst noch selbst vor, theilte aber, sobald er näher mit T. bekannt geworden war, diesem sein Glasurgeheimniß mit. Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte sich die heute so blühende Meißner Ofenindustrie, da T. der rechte Mann war, die Melzerschen Ideen praktisch zu verwerthen. Trotz vieler geschäftlichen Schwierigkeiten wuchs der Umfang des Unternehmens so rasch, daß bereits im J. 1863 eine neue Fabrik an dem Neumarkt errichtet werden mußte. Da T. bemüht war, nur künstlerisch ersonnene, schöne und gleichzeitig praktische Oefen auf den Markt zu bringen, und da er außerdem auf das Setzen der Oefen großen Werth legte, wuchs der Ruf seiner Anstalt von Jahr zu Jahr und damit auch ihr Nutzen, so daß Karl T. als ein angesehener und wohlhabender Mann galt, als er am 6. Februar 1871 in Mitry bei Paris starb, wohin er sich begeben hatte, um den deutschen Truppen Liebesgaben aus der Heimat zu überbringen. Seine Fabrik ging am 1. October 1872 in den Besitz einer Actiengesellschaft über, die sich nun bald auch auf die Erzeugung von Porzellanwaren legte und seit dem Jahre 1879 unter der Firma „Meißner Ofen- und Porzellanfabrik (vorm. C. Teichert)“ auftritt. — Ebenso wie Karl gelang es aber auch Ernst T., sich aus einer untergeordneten Stellung zu Ansehen und Vermögen emporzuarbeiten. Auf Veranlassung Karl's gleichfalls nach Meißen übergesiedelt und bis zum Jahre 1868 Werkführer bei ihm, gründete Ernst T. im Jahre 1869 in Cölln bei Meißen eine eigene Ofenfabrik, die bereits im September 1872 in eine Actiengesellschaft mit der Firma „Sächsische Ofen- und Chamottewarenfabrik vormals Ernst Teichert“ umgewandelt wurde. Ernst T. wirkte noch einige Jahre als Director der Gesellschaft, privatisirte dann eine Zeit lang und rief endlich im Jahre 1884 ein neues Unternehmen ins Leben, indem er wiederum auf Cöllner Flur eine neue Porzellanfabrik errichtete, die, heute unter Leitung seines Sohnes Christian stehend, sich seit dem Tode von Ernst T. gleichfalls mit der Herstellung von Oefen befaßt. Ernst T. starb am 7. October 1886 zu Cölln, das seinem Wirken einen wesentlichen Aufschwung in industrieller Beziehung verdankt.

Nach Mittheilungen aus der Familie Ernst Teichert's und nach dem Aufsatze von Franz Wolf über „die Meißner Ofenindustrie“, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen Meißen 1891, III, 6—16. Vgl. das Meißner Tageblatt 1886 Nr. 235, S. 1726.

H. A. Lier.

Teichlein: Anton T., Maler, wurde zu München am 28. Januar 1820 als Sohn eines Conditors geboren. Einer angesehenen Bürgerfamilie seiner Vaterstadt angehörig und universal veranlagt, widmete er sich begeistert dem Dienste der Kunst, kam aber erst spät darüber zur Klarheit, welches Gebiet er als das seiner Begabung am meisten zusagende ansehen sollte. Anfänglich für das Studium einer Wissenschaft bestimmt, verließ er die Schule schon nach Absolvirung der vier unteren Lateinclassen und trat als Schüler in die Münchener Akademie ein, an der sich Kaulbach seit dem Jahre 1837 seiner in erster Linie

nnahm. T. arbeitete in Kaulbach's damaligem Atelier am Lehel, bei dem er llenfalls nach Gips, Modell und Gliedermann zeichnen, nicht aber malen lernen onnte, da der Meister damals selbst in dieser Kunst kaum über die ersten Anangsgründe hinaus gelangt war. Trotzdem war der Einfluß Kaulbach's auf T. sehr groß, zumal er ihn auch außerhalb der Arbeitszeit an sich und sein Haus zu fesseln wußte. T. gehörte zu den Vertrauten Kaulbach's und begleitete hn und seine Familie auf ihrer vom Herbst 1838 bis zum Frühjahr 1839 reichenden italienischen Reise. Auszüge aus seinem damaligen Tagebuche, dessen Aufzeichnungen allerdings der Hauptsache nach durch das Urtheil Kaulbach's bestimmt wurden, hat T. in den Aufsatz, den er nach dem Tode seines Lehrers zur Charakteristik desselben in der Zeitschrift für bildende Kunst (1876, Bd. XI, 257—265) veröffentlichte, aufgenommen. In Rom beschäftigte sich T. hauptsächlich unter Kaulbach's Leitung mit dem Modellmalen, fand aber verhältnißmäßig nur wenig Zeit, die dortigen Kunstschätze zu studiren. Nach der Rückkehr aus Italien löste T. sein Schülerverhältniß zu Kaulbach, blieb aber bis zum Jahre 1854 noch immer in regem Verkehr mit ihm. Als Maler konnte er jedoch eine irgendwie hervorragende Stellung nicht erreichen. Durch Kaulbach bei dem seiner Begabung nicht zusagenden Historienfach festgehalten, hatte er selbst wenig Freude an seinen Schöpfungen, von denen uns eine Illustration zum „Rattenfänger von Hameln" und zu Goethe's „Schatzgräber" als die bedeutendsten genannt werden. T. fühlte am besten die Mängel der Kaulbachschule, ihren Abfall von der idealen Größe des Cornelius einerseits und ihren Mangel an coloristischer Erfahrung andrerseits. Es ist daher erklärlich, daß das Aufsehen, das die Bilder der belgischen Maler Gallait und Bièfve zu Anfang der fünfziger Jahre in Deutschland erregten, auch ihn mächtig packte und seinen Glauben an die Richtigkeit der Principien der älteren deutschen Malerei erschütterte. Innerlich genöthigt, zu der neuen Erscheinung Stellung zu nehmen, griff er zur Feder und veröffentlichte im J. 1853 seine Schrift: „Louis Gallait und die Malerei in Deutschland. Eine Episode aus der modernen Kunstgeschichte. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und das Wesen der Malerei", in der er zu dem Ergebniß gelangte, „daß es französisch-belgischen Malern nicht weniger schwer werden möchte, im Geiste Shakespeares zu denken, als es den deutschen Denkern sauer wird, Shakespearisch zu malen". Trotz dieser Erkenntniß konnte sich T. nicht entschließen, sich dem modernen Realismus vollständig in die Arme zu werfen, selbst dann nicht, als er in Paris die Werke von Rousseau, Jules Duprè, C. F. Daubigny und J. B. C. Corot kennen gelernt und sich für die Meister des „paysage intime" begeistert hatte. Er fing nun selbst an im Sinne dieser Vorbilder als Landschaftsmaler thätig zu sein, brachte es aber auch hierbei zu keinem wirklichen Erfolg, da ihn Zweifel und Unzufriedenheit mit seinen eigenen Leistungen von der Vollendung seiner Sachen abhielten. Er verlegte sich daher in späteren Jahren hauptsächlich auf die Schriftstellerei und lieferte in seinen kunstkritischen, leider nicht gesammelten Aufsätzen eine Reihe bedeutender Gesichtspunkte zur Würdigung und Aufklärung über die moderne Kunst. Als die wichtigsten davon haben wir die Studie über „Moriz von Schwind und seine Wandgemälde im neuen Wiener Opernhause". Beilage zur Allgem. Zeitung, 1866. Nr. 135, 136, 137, 139, 140, 141, 155), den Aufsatz: „Zwei Radirungen von Eugen Neureuther nach Karl Rottmann" (Zeitschrift für bildende Kunst 1869, IV, 7—11, 72—77) und den Artikel über „Theodor Rousseau und den paysage intime" (ebenda 1868 III, 1—289) anzusehen. In Schwind glaubte T. „eine ungebrochene Künstlerindividualität und einen in seiner Art ungebrochenen Mann" zu erblicken, und erklärte seine Deckengemälde im Wiener Opernhause für die glücklichsten Ent-

würfe, die aus dem Componirverein der deutschen Kunstgenossenschaft hervorgegangen seien. In Rottmann aber, mit dessen Tochter Sylvia er sich im J. 1860 vermählt hatte, sah er „den Schöpfer des absolut-landschaftlichen Stilbildes“ und stellte seine Leistungen denen der Vertreter des „paysage intime“ zur Seite, den er für das Bedeutendste erklärte, was innerhalb der modernen französischen Schule geschaffen worden sei. Wie klar T. über die Bedeutung der hauptsächlichsten neueren Kunstleistungen dachte, geht auch aus der Beurtheilung, die er Cornelius und seinem Schaffen zu Theil werden ließ, hervor. Er knüpfte in seinen Ausführungen an H. Riegel's panegyrische Schrift: „Cornelius, der Meister der deutschen Malerei“ an, machte auf die schon in dem Titel hervortretende Uebertreibung aufmerksam und bedauerte die Unvollkommenheiten der Form in den Werken des Künstlers, „die wir um so härter empfinden, zu je reineren Höhen sein dichterischer Schwung uns fortreißt“. (Vgl. Zeitschr. für bildende Kunst, 1867 II, 129—137 und 189—196.) Gegen die Ueberschätzung von Cornelius sind auch die Worte gerichtet, die T. über den Werth des Inhaltes eines Kunstwerkes in dem bereits erwähnten Artikel über Schwind ausgesprochen hat. „Das scheint nun“, lesen wir dort, „außer Frage gestellt, daß die Sinnigkeit der Erfindung, an und für sich zum Princip erhoben, ebenso wenig zur Regeneration unserer Kunstgewerbe ausreichen würde, als es der principiellen Oberherrschaft des Gedankens überhaupt gelungen ist, unsere Kunst selbst dauernd auf der Bahn des Fortschritts zu erhalten und vor wiederholtem Andringen der Stillosigkeit von links und der conventionellen Manier von rechts, d. i. vor allseitiger Degeneration, zu schützen“. T. warnte daher vor dem in Deutschland bestehenden Vorurtheil gegen die französische, weniger gedankenreiche Kunst und wies nachdrücklich darauf hin, daß seit der Pariser Ausstellung von 1855, wo er auch die Bekanntschaft mit den englischen Praeraphaeliten gemacht und ihre Bedeutung erkannt hatte, ein Uebergewicht der französischen Kunst über die deutsche hervorgetreten sei, während man sich in Deutschland in den bizarren Glauben eingewiegt habe, daß das deutsche Volk ein vor anderen auserwähltes Kunstvolk sei. (Vgl. Zeitschr. f. bildende Kunst 1871, VI, 121—124 und 161—171.) Dieses sein tiefes Verständniß für die Kunst, das sich in allen seinen Urtheilen ausspricht, befähigte T. in hohem Maße zu dem Amte eines Conservators der Schleisheimer Galerie, das er seit dem Jahre 1871 (nicht wie Reber und Regnet angeben 1872) bekleidete, nachdem seine Hoffnung, Secretair an der Münchener Akademie zu werden, gescheitert war. In dieser Stellung fiel ihm die Aufgabe zu, einen neuen Katalog der ihm anvertrauten, werthvollen Sammlung herzustellen. Er erschien im Jahre 1875 unter dem Titel: „Gemälde-Verzeichniß der königl. bayer. Staatsgalerie in Schleisheim“, und brachte, obwohl von T. nur als eine interimistische Arbeit bezeichnet, doch einen erheblichen Fortschritt über seine Vorläufer hinaus, wie er auch die unter Teichlein's Leitung erfolgte, namhafte Bereicherung der Galerie bereits berücksichtigte. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte T., der sich nie eines starken Körpers erfreut und schon in früheren Jahren oft gekränkelt hatte, unter anhaltenden, schweren Leiden, die ihn jedoch nicht verhinderten, bis an sein Ende geistig thätig zu sein. Er starb am 8. December 1879 in Schleisheim.

Vgl. die Nekrologe von Carl Albert Regnet in der Kunstchronik, Leipzig 1880 XV, 223—226 und von F. Reber in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1879 Nr. 351. Ferner Hans Müller, Wilhelm Kaulbach, Berlin 1893 I, 209, 349, 360 ff., 378. Ein großer Theil der Aufsätze Teichlein's, deren Sammlung sich heute noch verlohnen dürfte, ist abgedruckt in der Zeitschrift für bildende Kunst und in der Kunstchronik Jahrg. I—XV, worüber das Register zu vergleichen ist. Andere seiner uns nicht bekannt gewordenen

Arbeiten, z. B. für die Wiener „Presse" („Münchener internationale Fragmente" 1868) und für die „Bayerische Zeitung" („Eine Weltausstellungsfahrt" 1867) werden von Regnet und Reber a. a. O. erwähnt. H. A. Lier.

Teichmann: J. C. Friedr. T., landwirthschaftlicher Schriftsteller und Rittergutsbesitzer zu Muckern und Neumuckershausen bei Leipzig, Mitglied mehrerer ökonomischen Vereine. Er ward am 15. August 1783 in Zedlitz bei Borna in Sachsen geboren und erhielt seine Schulbildung durch Privatunterricht seitens des Diakonus Küchelbecker in Frohburg, wo auch sein Vater ein Landgut gepachtet hatte. Durch seine Neigung dazu getrieben, erlernte er unter Anleitung seines Vaters die Landwirthschaft und mußte nach dessen früh erfolgtem Ableben schon im 22. Lebensjahre das väterliche Gut in Zedlitz nebst der erwähnten Pachtung übernehmen. Nach Ablauf der Pachtzeit erkaufte er noch die obengenannten Güter, deren Besitz ihm in der folgenden kriegerischen Zeit ganz außerordentliche Opfer verursachte. Nachdem er sich von solchen Verlusten wieder erholt hatte, war er unausgesetzt bemüht, seine Wirthschaft durch bessere Bodencultur und durch Ausdehnung des Futterbaues, sowie durch Vermehrung des Viehstandes und durch Verbesserung des Obstbaues zu heben. Sein reges Streben nach weiterer Ausbildung, welche er namentlich durch Benützung der landwirthschaftlichen Fachlitteratur zu fördern suchte, führte ihn zum Verkehr mit Schmalz und anderen namhaften landw. Schriftstellern, sowie zu reger Theilnahme am Vereinsleben und zur Ausführung von Instructionsreisen. Er hatte Glück mit einzelnen Erfindungen und Neuerungen, verbesserte den Pflug, führte die Lehmschindelbedachung und Lehmzopfesse nebst Verbesserungen im Feuerlöschwesen ein. Nachdem er schon 1812 eine selbständige Abhandlung über Teichfischerei veröffentlicht hatte und auch mit anderweitigen schriftstellerischen Leistungen hervorgetreten war, betheiligte er sich fleißig bei den von Schweitzer in Verbindung mit Anderen (1818—1825) herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft". Auf diese Weise wurde er bald in weiteren Fachkreisen bekannt und fand Gelegenheit, mit berühmten Zeitgenossen wie Koppe, Thaer und Körte in persönlichen Verkehr zu treten; er wirkte mit bei der Gründung der Leipziger Hagelversicherungsanstalt, gab Anlaß zur Errichtung einer landwirthschaftlichen Abtheilung der naturforschenden Gesellschaft in Altenburg und war auch bei der Vorbereitung der ersten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe betheiligt. Infolge dessen wurden ihm aus dem Kreise seiner Fachgenossen verschiedene Vertrauensmandate übertragen, welche er bald zur Wahrung der landwirthschaftlichen Interessen auf dem Gebiete des Vereinswesens geltend zu machen, bald mit der Abgabe von Gutachten oder mittels Uebernahme von Commissionen auszuüben hatte. Bei solcher vielseitigen Inanspruchnahme sah er sich zur Einschränkung seiner litterarischen Thätigkeit gezwungen; dies hielt ihn aber nicht ab, noch einige kleinere Schriften über die Pflege der Obstbäume und über die Aufgabe des Feuerlöschwesens, deren letzte 1839 erschien, herauszugeben.

Brockhaus' Conversationslexikon, 9. Auflage. — A. von Lengerke, Landwirthschaftliches Conversationslexikon. Leisewitz.

Teichmann: Johann Ernst T., geboren zu Bayreuth am 25. Juli 1694, studirte nach Absolvirung der Gymnasien zu Bayreuth und Kloster Heilsbronn auf den Universitäten Wittenberg und Altdorf Theologie, wurde 1720 Pfarrer in Haag, 1725 nach Stambach versetzt, wo er 1746 starb. Er ist der Verfasser einer noch heutzutage sehr schätzbaren „Historischen Beschreibung des alten Frauenklosters Himmelcron in dem Marggrafthum Brandenburg-Culmbach, nebst einer ausführlichen Lebensbeschreibung Georg Friedrich Carls, Marggrafen zu Brandenburg" (Bayreuth 1739). Himmelcron war die Grabstätte der Grafen von

Orlamünde-Plassenburg (der Stifter des Klosters) und der jüngeren Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach (Bayreuth). Das Teichmann'sche Buch ist daher für die Hausgeschichte dieser beiden Dynastenfamilien von ähnlicher Bedeutung, wie das Buch seines Zeitgenossen und Amtsbruders Hocker über Kloster Heilsbronn für die Geschichte der Nürnberger Burggrafen.

Christian Meyer.

Teichmann: Johann Valentin T., begeisterter Freund der Schauspielkunst, geboren am 20. Januar 1791 zu Berlin, † am 16. Juli 1860 ebendaselbst. Zuerst Registraturassistent beim Stadtgericht in Berlin, wollte er sich dem Theater widmen; von Goethe abgewiesen, wurde er 1816 vom Grafen Brühl in das Bureau der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin berufen und war hier über vierzig Jahre unter vier Vorständen, dem Grafen Brühl, v. Redern, Küstner und v. Hülsen, als geheimer Secretär und Hofrath thätig. In regem Verkehr mit Künstlern und dramatischen Dichtern, vielseitig gebildet, nahm er in den dem Theater nahestehenden Kreisen eine angesehene Stellung ein. Schriftstellerisch war er bei den Jubiläen Goethe's (1849), Karl August's (1857) und Schiller's („Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache". Berlin 1859) betheiligt und 1853 verfaßte er einen Nekrolog des Schauspielers Weiß. Lange Zeit beschäftigte ihn die Geschichte des königlichen Theaters in Berlin und sorgfältige Studien machte er in dem ihm unterstellten Theaterarchiv; Graf Brühl hatte ihm Briefe von Goethe und andern vermacht; aber trotz einer ermuthigenden Aufforderung Tieck's in einem Briefe vom 25. Februar 1846 konnte er sich nicht zur Herausgabe seiner reichen Sammlungen entschließen. Nach seinem Tode erst erschien „J. V. Teichmann's Literarischer Nachlaß", herausgegeben von Franz Dingelstedt (Stuttgart 1863). Dieses Werk enthält zunächst eine Geschichte des königlichen Theaters zu Berlin von 1740 bis 1840, sodann den Briefwechsel classischer Dichter und Schriftsteller mit der königlichen Hoftheater-Verwaltung (112 Briefe von Schiller, Goethe, Wieland, Kleist, A. W. Schlegel, Tieck, Zacharias Werner, Kotzebue und P. A. Wolff an Iffland und den Grafen Brühl) und bildet eine sehr ergiebige Quelle für die Geschichte des deutschen Theaterwesens von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dingelstedt's Vorrede zu Teichmann's Literarischem Nachlaß.

H. Holstein.

Teichmeyer: Hermann Friedrich T., Arzt und Professor der Medicin in Jena, ist am 30. April 1685 als Sohn eines Arztes in Hannöversch-Minden geboren. Seine Studien machte er in Leipzig und Jena und beschäftigte sich am letztgenannten Orte gründlich mit der Anatomie. Hier erwarb er 1707 den Doctortitel, ließ sich darauf in Jena definitiv nieder, wurde daselbst 1717 Professor der Experimentalphysik, 1719 außerordentlicher Professor der Medicin, 1727 ordentlicher Professor und las als solcher speciell über Anatomie, Chirurgie und Botanik. T., der auch den Titel eines weimarischen Leibarztes führte, starb am 5. Februar 1746. Von seinen zahlreichen Arbeiten, worunter auch eine große Reihe unbedeutender akademischer Gelegenheitsschriften, Programme und Dissertationen sind, ist die bemerkenswertheste ein Handbuch der gerichtlichen Medicin bezw. Staatsarzneikunde, betitelt: „Institutiones medicinae legalis et forensis" (Jena 1723, 1740, 1762; deutsch: Nürnberg 1769). Die 25 Capitel, in denen die Materie — meist compilatorisch — behandelt wird, betreffen die Eintheilung der Altersabschnitte des Menschen, die Primogenitur, die Nothwendigkeit des Kaiserschnitts an einer im Kreißen Verstorbenen, Jungfrauschaft, geheime Schwangerschaft, simulirte Schwangerschaft, Unterschiebung eines Kindes, verschiedene andere Geburtsverhältnisse, Abort, Ueberfruchtung, Mole, Monstrositäten, Herm-

iten, Impotenz, Beischlafsbehinderung von Seiten des Mannes und der Frau, ation und Dissimulation von Krankheiten, Seuchen, Toxicologisches, gerichtliche , tödtliche Wunden, Kindesmord, Tortur u. a. — Andere Lehrbücher eyer's sind betitelt: „Institutiones philosophiae naturalis experimentalis" 1712); „Elementa anthropologiae" (ib. 1718); „Vindiciae quorundam orum anatomicorum in dubium revocatorum" (ebenda 1727); „Institutiones e practicae et experimentalis" (ebenda 1729); „Institutiones materiae e" (ebenda 1737); „Institutiones medicinae pathologicae et practicae" 1741); „Fundamenta botanica" (ebenda 1738). — T. ist noch be- swerth dadurch, daß er schon vor Hellot die sympathetische (Kobalt-) Tinte — Uebrigens war er auch Haller's Lehrer und späterer Schwiegervater. Vergl. Biogr. Lex. V, 627. Pagel.

Teichmüller: Gustav T., Philosoph, geboren am 19. November 1832 in schweig als Sohn des Rentiers August T., † am 22. Mai 1888 in Dorpat. geistig entwickelt und für die Philosophie entschieden, bezog er 1852 die sität Berlin, wo er sehr umfassende Studien machte und in nähere Be- gen zu Trendelenburg trat. Nur ein Semester in Tübingen unterbrach erliner Aufenthalt. Der Tod seines Vaters und minder günstige äußere ltnisse veranlaßten T., im August 1855 eine Erzieherstelle im Hause des ers v. Werther anzunehmen. Mit diesem ging er, 1856 in Halle promovirt, St. Petersburg. Dort, wo er sich sehr wohl fühlte und in gelehrten wie n Kreisen viel Schätzung fand, übernahm er 1858, nach Ausscheiden aus Werther'schen Hause, eine angesehene Stellung an dem Gymnasium der kirche; dort fand er auch seine Frau Anna Cramer, die Tochter eines ischen Gutsbesitzers. 1860 habilitirte er sich in Göttingen für Philosophie, wohl zu Lotze als zu H. Ritter in ein freundschaftliches Verhältniß und n auf die Studirenden namentlich durch sein vortreffliches Aristotelisches um Einfluß.

Durch den 1862 erfolgten Tod seiner Frau tieferschüttert, unternahm er eine Reise nach dem Orient, die 1½ Jahre dauerte und ihm mannig- Erfrischung und Belehrung brachte. Nach Wiederaufnahme seiner Lehr- eit verheirathete er sich 1866 mit seiner Schwägerin Lina Cramer, wurde zum Extraordinarius ernannt, 1868 als Ordinarius nach Basel berufen. sel fand er eine angenehme Stellung und eine schöne Wirksamkeit. 1871 hm er das Ordinariat in Dorpat und blieb dort bis zu seinem Tode in ädlicher litterarischer und sehr erfolgreicher akademischer Thätigkeit.

eichmüller's schriftstellerisches Wirken zerfällt in drei Hauptabschnitte. e Zeit veröffentlichte er fast nur Untersuchungen über Aristoteles, die g geschrieben und reich an Anregungen sind. Hierher gehören namentlich otelische Forschungen. Bd. I.: Beiträge zur Poetik des Aristoteles" 1867, .: „Aristoteles' Philosophie der Kunst" 1869, Bd. III.: „Geschichte des s der Parusie" 1873. Das letzte Buch bildet schon den Uebergang zur Epoche, zu Untersuchungen über die Geschichte der Begriffe. Vornehmlich Alterthum zugewandt, wollen sie die Gedankenbewegung nicht von den lichkeiten, sondern von den Ideen aus verfolgen, um dadurch tiefere Ein- n die inneren Zusammenhänge zu gewinnen. Besonders ist das Augenmerk gerichtet, neue Beziehungen zwischen sonst getrennten Systemen und enkreisen aufzudecken. Hier sind die Hauptwerke „Studien zur Geschichte griffe" 1874, „Neue Studien zur Geschichte der Begriffe" 3 Bände, 1876 79, „Literarische Fehden im IV. Jahrhundert v. Chr." 2 Bände, 1881 884. Diese Untersuchungen zeigen ein sehr ausgedehntes Wissen, viel nnige Combination und eine große Gewandtheit der Dialektik, aber auch

viel Kühnheit und Subjectivität, sie haben im Auslande mehr Zustimmung gefunden als in Deutschland. Mit großer Wärme sind sie anerkannt von Lotze (Gött. gel. Anz. 1876 Stück 15).

Den Abschluß und Höhepunkt des Ganzen bilden systematische Arbeiten. Hierher gehören „Die wirkliche und die scheinbare Welt. Neue Grundlegung der Metaphysik“ 1882, „Religionsphilosophie“ 1886, „Neue Grundlegung der Psychologie und Logik“ (nach Teichmüller's Tode herausgegeben von Ohse 1889). — Der Philosophie Teichmüller's ist besonders eigenthümlich das Streben, einerseits Sein und Schein, wirkliche und scheinbare Welt schärfer zu scheiden, andererseits den eingewurzelten Intellektualismus zu überwinden unter voller Anerkennung der berechtigten Ansprüche des Intellekts. Als die einzige ursprüngliche Quelle unseres Begriffs vom Sein gilt ihm das Selbstbewußtsein, den größten Werth legt er auf ein deutliches Auseinanderhalten des auch das Fühlen und das Handeln umfassenden Bewußtseins und des theoretischen Wissens, der specifischen Erkenntniß. Raum, Zeit, Bewegung sind ihm nur Formen, in denen wir innere Vorgänge zu Anschauungen zusammenfassen, sie nach außen projiciren; der Wirklichkeit selbst sind jene Formen fremd. Diese Gedanken sind mit zähem Scharfsinn und reichem Wissen in die einzelnen näher behandelten Gebiete hineingearbeitet.

Vgl. Filippo Masci, Un metafisico antievoluzionista Gustavo Teichmüller, Neapel 1887. — W. Lutoslawski in Bursian's „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft“ 1888, wo sich auch ein vollständiges Verzeichniß der von Teichmüller verfaßten Werke, Abhandlungen, Artikel und Recensionen findet. R. Eucken.

Teichner: Heinrich der T., österreichischer Spruchdichter des 14. Jahrhunderts. Sein Zuname, dessen Bedeutung dunkel ist, wird durch nahezu einheitliches Zeugniß der Handschriften sicher gestellt; nur die Regensburgische (in Mone's Anzeiger VII, 494) schreibt auch Teichsner, die Laßbergische Tichtner — zweifellos willkürliche Veränderungen und Versuche, den Namen zu deuten, um so mehr, da beide Quellen auch die andere richtige Form bieten. Den Taufnamen Heinrich bezeugen eine Wiener Handschrift und Suchenwirt. Unter den bisher bekannten Gedichten des Teichners sind mit einiger Sicherheit datirbar nur der Spruch bei Karajan Anm. 3 — etwa um 1359 —, in Laßberg's Liedersaal III, 269 — um 1363 (s. Karajan S. 93) —, bei Karajan Anm. 7 — um 1372 (nicht 1370) oder 1377 —, bei Karajan Anm. 9 — vor 1377. Die Annahme, daß er dieses Jahr nicht überlebt habe, wird durch nichts bezeugt; die Anspielungen auf innere Unruhen, die Karajan (Anm. 8 S. 95) auf die Jahre 1372—1375 bezieht, können ebensogut auf die Fehde gegen die Rohrer auf Leonstein gedeutet werden, von denen die Hagen'sche Chronik zu 1388 berichtet. Die obere Grenze seines Lebens ist nur durch den Nachruf, den ihm Suchenwirt widmet — vor 1395 — gegeben. Für die Zeit seiner dichterischen Wirksamkeit geht kein Zeugniß in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück: denn die Deutung, durch welche Karajan S. 91 den Spruch Anm. 1 zwischen 1328 und 1330 versetzt, ist unhaltbar. Oesterreich als Heimath des Teichners wird durch seine Mundart, durch einige unmittelbare Anspielungen auf österreichische Zustände, die Nennung Wiens, seine Bestattung daselbst (nach dem Zeugniß Suntheim's, s. Pfeiffer's Germ. I, 380), durch die Aufnahme speciell österreichischer Heiliger in seinen Cisiojanus, endlich durch die Lobrede Suchenwirt's sichergestellt. Er war Laie, gewiß nicht bäurischer Abkunft, aber auch nicht ritterbürtig: wo er von rittermäßigen Dingen redet, schaut er zwar noch auf ihre vergangene Blüthe und ist deren Lobredner, aber was er selbst dann positiv über ihre gegenwärtigen Erscheinungsformen sagt, zeigt nicht blos, daß er sie als gesunken und verfallen betrachtet, sondern daß er selbst ganz außerhalb der ritterlichen An-

schauungen steht (man vgl. Liedersaal III, 299 oder Karajan Anm. 296 f.). Die herkömmliche Schätzung des Ritterstandes wirkt nach, aber man sucht vergebens nach einer sicheren Spur, welche die Standeszugehörigkeit des Dichters verriethe. Er war nicht einmal ‚Edelknecht‘, wofür ihn Karajan S. 137 halten möchte: denn das Gedicht Liedersaal II, 11 behandelt rein akademisch und vom Standpunkt des unbetheiligten Dritten die Frage, ob im Frauendienst Ritter und Knappe gleiches Recht haben, und der Ausdruck ‚Knecht‘, auf den sich Karajan S. 137 Anm. 154 f. stützt, bedeutet dort (wie etwa Anm. 201) den unadeligen. Eine Zeitlang scheint der Teichner Fahrender gewesen zu sein (s. insbesondere Karajan Anm. 217, 219, 237); aber nur eine Minderzahl seiner erhaltenen Gedichte dürfte in diese Lebensperiode fallen: das moralische und sociale Selbstgefühl, das in den anderen sich ausspricht, die Andeutungen eines wenn auch nicht reichen, so doch wirthschaftlich vollkommen gesicherten Zustandes, der Ruhm der Freigebigkeit und Mildthätigkeit, den ihm Suchenwirt's Nachruf spendet, sprechen dagegen.

In der überwiegenden Masse seiner Gedichte ist der Teichner Sittenrichter, Moralist; indem er seine Stoffe ebenso aus dem allgemeinen Leben der einzelnen Stände wie aus den alltäglichsten, unbedeutend scheinenden Vorkommnissen nimmt, zeigt sich in ihnen eine Versittlichung der Lebenserscheinungen im weitesten Sinne. Nur das politische Gebiet bleibt fast ganz bei Seite: an Autoritäten wie den Landesfürsten, den Kaiser, den Papst rührt er nicht (man vgl. die Gedichte Liedersaal II, 33 und III, 269). Der Standpunkt seiner sittlichen Urtheile ist entweder ein volksthümlicher, opportunistischer, oder aber — und viel häufiger — ein eigentlich sittlicher, ob er nun überlieferte Themen des Moralisten berührt, wie das ungeistliche Leben der Mönche und Nonnen, das Renommiren mit Liebesabenteuern, die Klage über allgemeine Verderbniß der Welt, oder ob er persönlicheren Beobachtungen und Erfahrungen ein individuelles Ethos unterlegt: wenn er etwa untersucht, in wie weit es sittlich sei die Wahrheit zu sagen, und die zu Zwecken des Verrathes ausgesprochene wegen ihrer bösen Absicht verwirft; oder wenn er gegen Bußfahrt nach Rom und Gewinnung von Abläßen spricht, mit der sich nicht innere Besserung verbinde; oder wenn er erklärt, daß Heide und Klosterbruder Gott gleich nahe liegen, daß auch der Laie, der der Welt widerstrebt, ein geistliches Leben führe, daß er selbst schon die Kutte angelegt hätte, wenn sie allein heilig machte. Vollends äußert sich eine sittlich hochstehende Natur, wenn ihn der Zweifel am eigenen Werthe quält, das innere Leben ihm ein Kampf mit mehr als einem Feinde ist, er sich heimathlos dünkt, weil er nicht wisse wem vertrauen, wenn er den Prunk als Raub an den Armen betrachtet, über dem schweren Ernst der Sorge um das Seelenheil das Lachen verlernt zu haben erklärt. Diesem sittlichen Grübeln steht ein intellectuelles zur Seite, das sich in Gedichten einer zweiten Hauptgruppe äußert, welche mit religiösen, darunter auch dogmatischen Stoffen sich beschäftigt. Der T. erwägt, ob Gott auch das Uebel geschaffen, die Bösen zur Hölle vorherbestimmt habe, er sucht sich vorzustellen, wie in aller Creatur eine Seele sei; er stellt sich selbst förmlich scholastisch spitzfindige Fragen: wäre er in der Messe oder bei der Predigt und vernähme er, daß Christus selbst draußen auf dem Friedhof stünde oder Gott selbst draußen vor der Kirchenthüre predigte, so bliebe er doch drinnen, denn Christus sei ganz auch in der Messe gegenwärtig und Gott selbst könne nichts anderes predigen als was im Evangelium steht. Neben diesen zwei Gruppen stehen einige wenige Gedichte, welche in traditionellen höfischen Vorstellungen und wie es scheint auch in überlieferten höfischen Phrasen sich bewegen (s. Karajan S. 138), ferner das schwankartig parodistische Gedicht (Liedersaal II, 473) von

den Riesenwämmsern, in denen zwei Müller aus der Geil (wol die Gaal bei Knittelfeld, Steiermark) aufzogen, und der Cisiojanus. Schon das legt den Gedanken an eine dichterische Entwickelung des Teichners nahe; sie zeigt sich auch in einem Wechsel seiner Auffassung einzelner sittlicher und religiöser Fragen und in einer Aenderung seines Stiles. Zu frühest sind die höfischen Gedichte, „das Wamms“ und wohl jene Sprüche zu setzen, in welchen die lehrhafte Reflexion einer strenger festgehaltenen und mit reicheren Einzelheiten ausgemalten Handlung oder Situation untergeordnet wird (z. B. Hätzlerin 2, Nr. 28); es folgt die Hauptmenge der moralistischen und religiösen. In dieser zweiten Periode unterscheidet man aber deutlich eine freireligiöse und eine orthodoxe Richtung. Die zu individuellem Denken auf dogmatischem und sittlichem Gebiet veranlagte Persönlichkeit des Teichners scheint eine Zeit lang unter dem Einflusse abseits von der Kirche sich geltend machender religiöser Bewegungen gestanden zu haben; directe Beziehungen zur Mystik oder zu einer der im benachbarten Böhmen auftretenden Häresien läßt sich aus dem bisher bekannten Material nicht nachweisen; aber die Aeußerungen über Prädestination, der Pantheismus des Gedichtes Karajan Anm. 61, die Ansicht daß Gott nur predigen könnte, was im Evangelium steht, die Ansichten über den Ablaß, die Betonung der ersten Wichtigkeit der Reue im Beichtsacrament weisen darauf hin. Ob nicht auch der Spruch Karajan Anm. 55, der vom Bibellesen der Laien redet, seine zeitgenössische Anregung in Karl's IV. Erlaß vom Jahre 1369 hat, der die Verbreitung religiöser Litteratur in deutscher Sprache verbietet? Und ob nicht die ruhebedürftige, religiöser Autorität zugängliche Persönlichkeit des Teichners in dem zweckbewußteren, verschärften Auftreten geistlicher und weltlicher Macht seit Organisierung der Inquisition in Deutschland den erwünschten Anlaß zur Beruhigung und Lösung ihrer Zweifel gefunden hat?

Der Teichner hat keine gelehrte Bildung aber eine Menge Kenntnisse in deutscher didaktischer, satirischer, geistlicher Litteratur und volksthümlicher Naturkunde; auch mündliche Mittheilung geistlicher Stoffe durch die Predigt war gewiß für ihn eine Hauptquelle. Die Anspielungen seiner Gedichte auf Heldensage und eigentliche höfische Litteratur sind verschwommen und unbestimmt. Seine Kunst faßt er einerseits auf als ein Wissen, andererseits als Kunst im engeren Sinne, deren Hauptkennzeichen die Mittheilung irgend eines Neuen sei. Den Spruch stellt er höher als das Lied, sich selbst nennt er einen Sprecher, der den Menschen einen Spiegel vorhalte. Er hat sich (vom Kalender abgesehen) ausschließlich der Spruchform und der kurzen Reimpaare bedient. Der formale Werth seiner Gedichte ist nicht groß: die Sprache ist stark mundartlich, der Vers rhythmisch eintönig, die Bildlichkeit seiner Vorstellungen, die Anschaulichkeit seiner Erzählung gering; zur künstlerischen Form der Satire zu gelangen, seine Figuren individuell erkennbar zu zeichnen verhindert ihn auch ein bewußtes, moralisches Bedenken. Aber seine Sprüche sind eine litterar- und culturgeschichtlich bemerkenswerthe, ja bedeutende Erscheinung. Ihre große Zahl, ihre Verbreitung in der Heimath des Dichters und außerhalb derselben zeugt für ein Bedürfniß breiter Volksschichten nach solcher an Religion und Gemüth anknüpfenden sittlichen Belehrung. Ihre metrische Form und ihre Composition war volksthümlicher Wirkung förderlich: wo der T. nicht geradezu die ältere Form des Bîspels verwendet, geht er oft von irgend einer epischen Situation aus, unterbricht seine Reflexionen häufig durch Analogien aus Natur- und Menschenleben, wiederholt eindringlich und variirt die Hauptgedanken, flicht Sprichtwörter ein, prägt seine eignen Gedanken sententiös, verwendet den Dialog, die volksthümliche Form der Aufzählung, drückt sich vorwiegend in kurzen Sätzen aus. Der Umfang seiner

e schwankt im Durchschnitt zwischen 50 und 100 Reimpaaren; ausge-
Compositionen (s. Karajan S. 150) sind Ausnahmen.
er Nachruf Suchenwirt's auf ihn scheint die Züge zu wiederholen, die das
es Teichners in der Erinnerung seiner Landsleute hatte: die hohe Sittlich-
nes Lebenswandels, die Fülle der Weisheit und des Wissens an dem
rten Laien, die Vornehmheit seiner Gesinnung, die nie durch Schmeichelei
rrenlohn bettelte, seine Frömmigkeit, seinen Mariencult, seine Mild-
it.
on den Gedichten des Teichners ist erst eine verhältnißmäßig geringe Zahl
lautgetreuen oder normalisirten Abdruck bekannt geworden. Zu der sehr
ndigen kritischen Untersuchung ihrer Ueberlieferung ist nicht einmal ein
gemacht. Daß die so häufige, mit Namensnennung verbundene Schluß-
der Sprüche andere Dichter zur Nachahmung veranlaßte, bezeugt Mone's
r VII, 495, daß sie zu förmlich appellativischer Bezeichnung der echten
ol auch verwandter Gedichte als „die Teichner" führte, lehrt die Londoner
rift.
Texte: bei Th. v. Karajan Ueber Heinrich den Teichner, Denkschr. d.
ner Akad. phil.-hist. Cl. VI, 85 ff., in Laßberg's Liedersaal I—III,
n's Miscellaneen II, 228 ff., Wiener Jahrb. d. Litt. I, Anzeigebl. 26 ff.
ottky; ein Spruch daraus wiederholt in Wackernagel's Leseb. I, 1087);
rdem im Liederb. d. Hätzlerin, in Keller's Erz. (Stuttg. litt. Ver. XXXV),
cke's Narrenschiff, Pfeiffer's Altd. Leseb. — Der Cisiojanus bei Pickel,
h. Namenbuch v. Conrad Dangkrotzheim 59 ff. (dazu Z. f. deutsch. Altert.
V, 132). — Ueber Leben und Werke: Karajan in der o. a. Schrift
Pfeiffer, Germania I, 375); ein Auszug aus ihr ist Karajan's Vortrag
Alman. d. Wiener Akad. 1855, S. 115 ff. — Ueber die Londoner Hs.:
htold, Deutsche Hss. a. d. brit. Museum 74 ff. — Suchenwirt's Nachruf:
Primisser's Ausg. d. Suchenwirt 64. Seemüller.
eimer: Martin Rochus T. wurde als Sohn eines Kleinhäuslers am
gust 1778 zu Schlanders im Vintschgau geboren und studirte zu Meran
ymnasium, wobei er sich durch gute Aufführung wie durch rastlosen Fleiß
hat. Als er aber auf die Hochschule nach Innsbruck sich begeben, wurden
Studien bald unterbrochen. Von patriotischer Begeisterung erfaßt, trat er
meiner in die Compagnie seiner Heimath, um das durch den Einbruch
anzosen im J. 1796 zum erstenmal gefährdete Vaterland zu vertheidigen
ielt sich so tapfer, daß am Beginne des Jahres 1797 die Maiser Com-
ihn zum Fähnrich wählte. In dieser Eigenschaft gab er die ersten Be-
seines unerschrockenen Muthes in den Gefechten bei Zambana und Rocchetta
m Nonsberge, indem er am 26. Februar mit mehreren Freiwilligen den
nenden Feind von den Höhen hinabtrieb, den wichtigen Posten Fajo weg-
und mit seiner schwachen Mannschaft behauptete, bis das k. k. Militär
e nöthige Unterstützung schickte. Noch in weit höherem Grade zeichnete
, inzwischen von seiner Compagnie zum Lieutenant erwählt, in den Kämpfen
dem Dorfe Terlan im mittleren Etschlande aus. Hier rettete er am
ärz 1797 mit seiner kleinen Schaar nicht allein ein Piquet k. k. Dragoner
n verfolgenden Feinden, denen er von seinem sichern Standpunkt ober dem
e Maultasch in den Rücken fiel, sondern vertheidigte auch diese Anhöhe
e darunter wegführende Passage nach Meran durch ein wohlgezieltes und
lle Stunden fortgesetztes Feuer mit solchem Nachdrucke gegen eine zwanzig-
Uebermacht, daß der Feind endlich den wiederholt gemachten Versuch, nach
vorzudringen, zuletzt aufgab und nach Verlust vieler Todten und Ver-
ten sich gegen Bozen zurückzog. Und als er am Abend jede Aussicht ver-

loren hatte, mit seiner auf drei Mann zusammengeschwundenen Schaar den Posten noch länger zu halten, da wußte er in der Nacht durch zahlreiche Wachfeuer, die er von Weibern und Kindern anzünden ließ, den Gegner derart zu täuschen, daß er keinen weiteren Angriff wagte. Durch diese tapferen Thaten verschaffte er dem österreichischen General Laudon, der mit seinem Corps bis zur Töll ober Meran hatte zurückweichen müssen, eine Frist von drei Tagen, um den Landsturm des Burggrafenamtes und Vintschgaues aufzubieten und durch ihn verstärkt, neuerdings nach Bozen vorgehen zu können. Sein Verdienst fand auch die entsprechende Anerkennung, indem ihm die tirolische Landschaft für seine Tapferkeit und kriegerische Umsicht die große Ehrenmedaille verlieh. Hierdurch zu noch größerem Eifer angespornt, warb er im J. 1799 zu Bozen selbst eine Freiwilligencompagnie und rückte mit ihr gegen die Franzosen zur Vertheidigung der Westgrenze Tirols aus. An deren Spitze betheiligte er sich bei dem Einbruche der Oesterreicher in den Kanton Graubünden an dem hitzigen Gefechte im Scharlthale (30. April) und erstieg er die dortige feindliche Hauptschanze, wobei er zwei Wunden erhielt. Jetzt gab er seine unterbrochenen Studien ganz auf, heirathete und ließ sich, wie es scheint, häuslich in seiner Heimath nieder; hier bekleidete er auch in den Jahren 1802—1805 die Stelle eines Hauptmannes in der neu organisierten Landmiliz. Als aber Tirol an Baiern abgetreten worden war, litt es ihn nicht mehr in seinem Vaterlande, er übersiedelte mit seiner Familie nach Klagenfurt und fand dort als Oekonom und Tabakverleger seinen Unterhalt. Doch sein Herz schlug darum nicht minder warm für Tirol und deshalb war ihm keine Aufgabe zu schwer, als es sich um dessen Befreiung von der ihm verhaßten baierischen Herrschaft handelte. Bereitwilligst verließ er im Februar 1809 sein Amt und seine Familie und wanderte unter tausend Gefahren durch die Thäler Tirols, um im geheimen zur Vorbereitung der allgemeinen Erhebung aufzufordern und diese ins Werk setzen zu helfen. Kaum nach Kärnten zurückgekehrt, eilte er zum zweitenmal, dem Corps des nach Tirol beorderten Marquis Chasteler voran, in sein Vaterland; es galt ja Andreas Hofer und den andern Führern die frohe Botschaft von der Ankunft der Oesterreicher zu bringen und sie zu den ersten offenen Schritten zu veranlassen. Doch mußte er sich ein paar Tage in Passeier verborgen halten, bis er wagen konnte, mit dem spätern Obercommandanten des Landes die bekannte offene Ordre vom 9. April an seine Landsleute zu erlassen. Aber noch an demselben Tage begab er sich in sein Heimathsthal Vintschgau, um hier den Aufstand zu organisiren, und von hier sofort zu gleichem Zwecke ins Oberinnthal. So konnte er bereits am 12. April mit den Landstürmern dieses Thales nach Innsbruck vorrücken, wo die Bauern der Umgebung nach hartnäckigem Kampfe eben im Begriffe standen, die ganze bairische Besatzung gefangen zu nehmen.

Der folgende Tag, 13. April 1809, brachte T. die Gelegenheit zur bedeutendsten That seines Lebens. Schon bei Tagesanbruch war die Colonne Franzosen unter General Bisson nebst den Baiern unter Oberstlieutenant v. Wreden, die sich ihm unterwegs angeschlossen hatten, von den Höhen des Iselberges in die Thalebene von Wilten herabgestiegen, um durch Innsbruck den Weg nach Augsburg zu nehmen, aber auf das Gerücht von ihrem Anzuge und den Hilferuf Teimer's und anderer Commandanten waren auch von allen Seiten Landesvertheidiger herangeeilt und besetzten nun die Höhen nördlich und südlich von der Stadt oder stürmten durch deren Gassen dem vermeintlichen Kampfplatze auf den Feldern von Wilten zu: ein ernstlicher blutiger Waffengang schien unvermeidlich und dabei schwebte die Stadt Innsbruck in größter Gefahr. Da machten der Buchhalter J. Lener, der Commandant der Bürgergarde und ein paar Innsbrucker Kaufleute den französischen General für den Gedanken zu capi-

tuliren geneigt und schickten auf seine Erklärung, die Capitulation nur mit einem österreichischen Officiere abschließen zu können, nach M. T. Dieser warf sich rasch in die geborgte Uniform eines österreichischen Generalstabsofficiers, eilte zu General Bisson nach Wilten und wußte durch seine entschiedene Haltung und den Hinweis auf die große Gefahr seitens des kampfbegierigen Landvolkes den ergrauten Führer und seine Officiere so einzuschüchtern, daß die ganze Colonne gegen Zusicherung des Lebens und Belassung des Privateigenthumes, darunter auch die Seitengewehre der Officiere, die Waffen streckte und sich gefangen gab. Auf diese Weise fielen bei 1800 Franzosen und 1200 Baiern in die Hände der Tiroler. Aber noch an demselben Tage bedrohte Teimer's Leben die ernsteste Gefahr. Da die von ihm schon lange angekündigten Oesterreicher noch immer nicht erschienen, so hielt ihn das Landvolk, das ihn wegen seiner längern Abwesenheit nicht näher kannte, für einen Verräther und ward ganz wüthend auf ihn; er wäre sicher ein Opfer dieser Wuth geworden, wenn nicht der Priester J. Danej mit seiner Donnerstimme und demagogischen Beredtsamkeit die Schreier beschwichtigt und den Bedrängten in Sicherheit gebracht hätte. Den Lohn für die glückliche That dieses Tages brachte T. nach Ablauf eines Monats das kaiserliche Handbillet vom 15. Mai 1809, durch das er den Rang eines Majors in der österreichischen Armee, das kleine Kreuz des Maria-Theresia-Ordens und die Anwartschaft auf ein Lehengut erhielt.

Auch in den folgenden Monaten bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes von Znaim und dem Abzuge des letzten österreichischen Soldaten zeigte sich T. als eifriger Patriot und Landesvertheidiger. Vom Marquis Chasteler an den Grenzpunkt Reutte zuerst beordert, machte er von hier anfangs Mai einen Streifzug nach Baiern, von dem er bedeutende Vorräthe an Getreide, Waffen und Munition heimbrachte. Als das kaiserliche Corps nach der unglücklichen Schlacht bei Wörgl bereits im Rückzuge über den Brenner begriffen war, bemühte er sich noch eifrig den Vormarsch des Feindes von Schwaz nach Innsbruck durch die Vertheidigung der Stellung bei Vomp zu hemmen. Nach Abschluß der bekannten Capitulation vom 18. Mai und dem Vormarsche General Wrede's bis Innsbruck eilte er Marquis Chasteler nach, um ihn mit A. Hofer zum weitern Verbleiben im Lande zu bewegen und begab sich dann unverzüglich zur Aufbietung des Landsturmes ins Burggrafenamt und Vintschgau. Eben wollte er von Imst nach Reutte eilen, um die früher gemachte Beute tiefer ins Land zu führen, da fiel A. Hofer's Hilferuf vom 27. Mai in seine Hände, und sofort stürmte er von Ort zu Ort, um alle wehrhaften Männer des Oberinnthales mit sich fortzureißen. Schon am nächsten Tage rückte er mit den Imstern, Landeckern und Nassereitern nach Kranebitten vor, während die Landesvertheidiger aus den Gerichten St. Petersberg und Hörtenberg unter Major Marberger nach dem Grenzpasse Scharnitz marschirten. Hätte er diesem nicht so viele Leute überlassen müssen, um das Corps des Grafen Arco von der Hauptmacht des Generals Deroy abzuschneiden, so hätte er wohl seinen kühnen Plan, die Brücken über den Inn abzubrechen und den Baiern den Rückzug abzuschneiden, glücklich ausgeführt, und die Tiroler hätten diesmal noch mehr Gefangene gemacht als im April. Aber auch auf die Vertheidigung des Punktes von Kranebitten beschränkt, wirkte er nicht unwesentlich zu dem Haupterfolge der Schlacht vom 29. Mai, dem Abzuge des Feindes, mit. Sein Versuch, dem abziehenden Feinde noch weiter zu schaden, blieb freilich vergeblich, da er dessen Hauptmacht nicht mehr einzuholen vermochte. Doch erbeutete er dabei immerhin noch 200 Gefangene und zwang die Baiern sechs Kanonen, die sie nicht mehr retten konnten, ins Wasser zu werfen.

Nach der zweiten Befreiung des Landes vom Feinde übernahm M. Teimer

die Vertheidigung des Grenzpasses Scharnitz. Voll Thatendrang begnügte er sich damit nicht, sondern machte zwei neue Ausfälle nach Baiern; das erste Mal drang er bis Weilheim, das andere Mal bis Murnau vor und beide Male machte er wieder bedeutende Beute an Getreide, Schlachtvieh, Waffen und Munition, die um so willkommener war, je mehr das Land daran Mangel litt. Seiner weitern Thätigkeit setzte jedoch die Veröffentlichung des Znaimer Waffenstillstandes ein Ziel, dessen Bestimmungen gemäß er als österreichischer Officier mit den österreichischen Truppen Tirol verlassen mußte. So war ihm allerdings die Theilnahme an den glorreichsten Kämpfen der Tiroler im J. 1809 versagt, und er hat fortan überhaupt nie mehr einen Kampfplatz betreten. Die Huld seines Kaisers beglückte ihn zwei Jahre darauf mit dem großartigen Geldgeschenke von 100000 fl., und dies machte ihm den Ankauf eines schönen Besitzes zu Herbersdorf bei Wildon in Steiermark möglich. Eine zweite Ehe, mit einem Edelfräulein des neuen Vaterlandes, fesselte ihn noch mehr an dieses. Darum kehrte er auch nicht nach Tirols Wiederkehr unter Oesterreichs Scepter in die alte Heimath zurück, sondern verblieb bis zu seinem Lebensende am 27. September 1835 auf seinem schönen Ansitze, dessen Bewirthschaftung seine fernere Lebensaufgabe verblieb. Dessenungeachtet schlug sein Herz stets warm für Tirol. An Wilten, wo er ja den Grund zu seinem Lebensglücke gelegt hatte, mahnte ihn stets das Prädicat eines „Freiherrn von Wildau“, das er bei seiner Erhebung in diesen Stand am 29. Juni 1812 erhalten hatte; an das alte Vaterland erinnerte ihn auch noch der letzte Act kaiserlicher Huld, der ihm zutheil wurde, die Belehnung mit der hochberühmten Burg Hocheppan (1835). Wie sehr ihn sowohl die Tiroler als die Steierer ehrten, bezeugt seine Aufnahme in die tirolische und steiermärkische Adelsmatrikel.

Quellen u. Behelfe: Kurze Uebersicht über M. Teimer's militärische Verdienste (Mscr. i. d. Bibl. d. Innsbr. Ferdinandeums). — Freiherrndiplom (ebd.). — Programm des k. k. Gymnasiums in Meran 1885—1886. — Oesterr. militär. Zeitschr. 1833 und 1834. — J. Staffler, Tirol und Vorarlberg II, 574. — J. Rapp, Tirol im J. 1809. — Dr. J. Egger, Geschichte Tirols 3. Bd.

J. Egger.

Teirich: Valentin T., Architekt und Kunstschriftsteller, wurde in Wien am 23. August 1844 als Sohn eines geachteten Schulmannes, des Directors der Oberrealschule, geboren, der ihn überleben sollte. Unter der Leitung des Vaters durch Gymnasial- und Realstudien sorgfältig vorgebildet, besuchte er die technische Hochschule in Wien, die er, erst neunzehn Jahre alt, im Jahre 1863 verließ, um sich in die Akademie der bildenden Künste aufnehmen zu lassen und Schüler des Architekten F. Schmidt zu werden. Nebenbei hörte er zum Abschluß seiner theoretischen Bildung ästhetische und philosophische Vorlesungen an der Universität. Bei verschiedenen Preisbewerbungen ausgezeichnet, erhielt er im Alter von einundzwanzig Jahren ein Reisestipendium, das er zu einer ersten Reise nach Italien verwandte. Die dort gewonnenen Eindrücke wirkten in T. so mächtig fort, daß er auch in späteren Jahren immer wieder durch einen erneuerten Aufenthalt in Rom, Florenz oder Venedig seine künstlerischen Anschauungen zu erweitern und befestigen suchte. Diese Vorliebe für Italien bestimmte T., sich von dem unter Schmidt's Leitung gewonnenen gothischen Ideal abzuwenden und die Formen der Renaissance zu bevorzugen, unter deren Kennern und Vorkämpfern er sich einen hervorragenden Platz zu erringen wußte. Dieser Wechsel in seinem künstlerischen Glaubensbekenntniß zeigte sich zunächst darin, daß T. nach der Rückkehr aus Italien aus dem Atelier Schmidt's ausschied, um in das van der Nüll's einzutreten, dessen Betonung der decorativen Seite der Kunst ihn zur Beschäftigung mit dem Kunstgewerbe führte. Zur Vervollständigung

seiner Kenntnisse, namentlich über die Erscheinungen der deutschen Renaissance, unternahm er häufige Reisen, die ihn durch ganz Oesterreich, Süd- und Norddeutschland bis nach Holland und Belgien führten. Ein Besuch der Pariser Weltausstellung und ein im nächsten Jahr unternommener Ausflug nach England dienten dazu, seinen Gesichtskreis wesentlich zu erweitern und seiner künstlerischen Phantasie neue Ideen zuzuführen. So erklärte sich, daß schon seine erste größere Schrift über „die moderne Richtung in der Bronce- und Möbelindustrie nach Wahrnehmungen auf der letzten Weltausstellung“ (Wien 1868) in den Fachkreisen allgemeine Aufmerksamkeit erregte. T. wurde infolgdessen im Jahre 1868 zum Docenten an der neu begründeten Kunstgewerbeschule für Perspective, Schattenlehre und Projectionslehre ernannt, nachdem ihm schon seit dem 29. October 1867 der Titel eines Zeichners des k. k. Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie verliehen worden war. Das Lehrfach aber erwies sich für T. als der geeignetste Boden für eine reiche Thätigkeit, die an maßgebender Stelle dadurch anerkannt wurde, daß man T., trotz seiner Jugend, eine rasche Beförderung zu Theil werden ließ. Im Jahre 1870 als Lehrer in die Vorbereitungsschule aufgenommen, erhielt er schon im Jahre 1871 den Titel eines Professors, worauf am 15. Februar die kaiserliche Ernennung zum ordentlichen Professor an der Vorbereitungsschule erfolgte. In dieser Stellung erfreute er sich nicht nur wegen seiner ungewöhnlich gewandten Kunst der Darstellung, sondern auch wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seines vielseitigen Wissens großer Sympathien von Seiten seiner Schüler, deren Werthschätzung ihm auch über das Grab hinaus zu Theil wurde. Ebenso bedeutend aber wie die Verdienste, die sich T. um die Schule erworben hat, erscheinen seine Leistungen auf dem Gebiete der kunstgewerblichen Fachlitteratur. Als Frucht seiner wiederholten Studien in Italien ließ er im Jahre 1871 ein Prachtwerk unter dem Titel: „Die Ornamente aus der Blüthezeit der italienischen Renaissance. Originalaufnahmen der vorzüglichsten Arbeiten in Holzmosaik (Intarsien)“ erscheinen, als dessen Seitenstück im Jahre 1874 das Werk über die „Eingelegten Marmorornamente des Mittelalters und der Renaissance in Italien“ herauskam. Beide Veröffentlichungen wurden von der Kritik überaus günstig aufgenommen und verdienten dieses Lob, weil sie sich, wie wenige, gleichmäßig für den Gebrauch in der Schule wie als Vorlage für das Kunstgewerbe eignen. Dasselbe gilt von Teirich's letzter großer Unternehmung, deren Abschluß er nicht mehr erleben sollte, dem im Jahre 1876 erschienenen Werke über „die Broncen aus der Zeit der italienischen Renaissance“, durch das seine Studien über das Ornament der Renaissance in Italien zum Abschluß gebracht wurden. T. war bei der Herausgabe dieser letzten Arbeit durch Gewährung von Mitteln von Seiten des k. k. Handelsministeriums unterstützt worden. Dagegen sah er sich auf seine eigene Kraft angewiesen, als er die „Blätter für das Kunstgewerbe“ ins Leben rief, ein specifisch österreichisches, ja, man kann sagen, specifisch Wienerisches Unternehmen, das den Zweck verfolgte, „der österreichischen Industrie ein reiches Material für Bildung herbeizuführen und zu gleicher Zeit für jene Künstler in Oesterreich Propaganda zu machen, welche für Kunst und Kunstgewerbe arbeiten.“ T. hing mit besonderer Wärme an den „Blättern“, deren Nutzen für das österreichische Kunstgewerbe allerdings anerkannt wurde, deren Herausgabe ihm aber die größten moralischen und materiellen Opfer auferlegte. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten Teirich's muß in erster Linie sein Entwurf zu einem Kunstschranke erwähnt werden, der auf der Ausstellung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie im J. 1872 zu sehen und im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. angefertigt war. Er brachte T. die Medaille für Kunst und Wissenschaft [illegible] und ging in den Besitz des niederländischen Gesandten Baron Heeckeren über, [illegible]

im Jahre 1876 noch als Eigenthümer dieses zu den „schönsten Producten der österreichischen Kunstindustrie gehörenden Werkes" genannt wird. Leider reichten Teirich's physische Kräfte nicht aus, die Fülle der Aufgaben, die er sich gestellt hatte, zu vollenden. Schon im März 1873 traten die ersten Symptome eines Brustleidens bei ihm hervor, das ihn je länger je mehr an der Ausübung seines Lehrerberufes hinderte. Er starb im 32. Lebensjahr zu Wien am 8. Februar 1876.

Vgl. Mittheilungen des k. k. Oesterreich. Museums für Kunst und Industrie. Wien 1876. XI, 45—48 und 123—125. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. 1876. XI, 626—629 und den zahlreichen anderen Stellen, die das Register aufführt. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876. Nr. 215. — Wurzbach XLIII, 219—221. H. A. Lier.

Telemann: Georg Philipp T. Nach seiner Selbstbiographie geboren am 14. Mai 1681 in Magdeburg und gestorben am 25. Juni 1767 zu Hamburg. Seine erste Schulbildung erhielt er unter Ben. Christiani. Zu seiner Zeit bildete die Musik noch einen wesentlichen Bestandtheil der Lehrgegenstände in den Lateinschulen und wir ersehen aus den noch vorhandenen zahlreichen Compendia musicae, wie gründlich damals die Musik betrieben wurde. T. gesteht selbst ein, daß er nie einen anderen Musikunterricht genossen habe als diesen und seine Lehrmeister der Umgang mit bedeutenden Künstlern und die vielfachen Musikaufführungen, die er auf seinem Wanderleben in den großen Städten Deutschlands und Paris gehört habe, einzig und allein gewesen sind. Schon als Knabe componirte er die Oper „Sigismundus". Musik war eben sein Element, worin er völlig aufging. Im J. 1694 gab ihn die Mutter (der Vater, ein Prediger, war bereits 1684 gestorben) nach Zellerfeld im Harz, um die Schule zu besuchen und er erhielt die strenge Weisung auf den Weg, der Musik zu entsagen. Doch vergeblich waren alle Ermahnungen, wo Musik erklang, da war Philipp, und bei einem Besuche in Hannover und Braunschweig schwelgte er in Musik, denn damals wurde in Hannover besonders die französische Instrumentalmusik gepflegt und in Braunschweig resp. Wolfenbüttel die Opernmusik. 1701 siedelte er nach Leipzig über um Jura zu studiren. Hier kam er erst recht in eine lustige Musikmacherei hinein und sein Talent zu componiren brachte ihn bald mitten hinein in die besten Musikkreise. Händel, der viel Umgang mit T., zur Zeit als er noch in Deutschland lebte, pflegte, äußerte gelegentlich seine Verwunderung über die Leichtigkeit mit der T. die Gedanken zuflossen, und Händel verstand doch auch schnell zu componiren, aber bei T., sagte er, ist es gerade so, als wenn Unsereiner einen Brief schreibt. — Durch Vermittelung erhielt T. nun den Auftrag, alle 14 Tage eine Cantate für die Thomaskirche zu schreiben, wofür er (wie er sich ausdrückt) ein erkleckliches Legat erhielt. Auch vom weißenfelsischen Hofe erhielt er den Auftrag einige Opern zu schreiben, und in kurzer Zeit hatte er zu vier Opern den Text und die Musik fertig. 1704 errichtete er das „stehende Musik-Collegium" in Leipzig, dessen Mitglieder zum größten Theile aus Studenten bestanden und die privatim wie öffentlich Concerte gaben. Auch zum Organisten und Musikdirector an der Neuen Kirche ernannte man ihn. Endlich wurde er auch an die Oper in Leipzig herangezogen; er selbst schreibt: Bald darauf gewann ich die Direction über die Oper, dies kann indeß nur so gemeint sein, daß er den Auftrag erhielt, einige Opern zu schreiben, doch erwähnt er nicht die Titel derselben, sondern sagt nur, daß er im ganzen 20 Opern in Text und Musik geschrieben habe. In seiner Selbstbiographie erwähnt er hier seines Umganges mit Händel, den er in Halle hatte kennen gelernt und mit dem er von da ab im brieflichen Verkehr stand, wobei besonders die Untersuchung: wie man melodische Sätze zu behandeln habe, ein oft wiederkehrendes Thema bildete. Trotzdem er in Leipzig alles fand was er nur verlangen konnte, ließ er sich doch

1704 vom Grafen von Erdmann in Sorau zum Capellmeister machen und ging an dessen Hof, wo er in der Manier von Lully und Campra an 200 Ouverturen für kleines Orchester schrieb. Von hier aus kam er an den Hof des Fürsten von Pleß und 1708 als Concertmeister und Secretär nach Eisenach, wo Hebenstreit, der bekannte Erfinder des Pantaleons, beauftragt war, eine Capelle einzurichten. Hier pflegte er in Gemeinschaft mit Hebenstreit fleißig das Violinspiel und schrieb Sonaten für 2, 3, 8 bis 9 Instrumente, die er aber, wie er selbst eingesteht, später verwarf. Nebenbei componirte er zu fürstlichen Geburts- und Namensfesten Kirchenmusiken und Serenaden. Im J. 1712 finden wir ihn in Frankfurt a. M. als Capellmeister an der Barfüßerkirche. Der Dienstbrief datirt vom 9. Februar. Sein Gehalt betrug 350 Gulden und 12 Achtel Korn. Er hatte 6—8 Knaben aus der Lateinschule zu unterrichten und außerdem den Gesangunterricht in der Quarta und Tertia des Gymnasiums zu leiten (Israel, Neujahrsblatt des Vereins für Gesch. zu Frkft. a. M. 1876. S. 10 ff.). Nebenbei wurde er noch von der hochadeligen Gesellschaft Frauenstein, einem Vereine theils zu Vergnügungen, theils zur Pflege der Musik, in Dienste genommen und erhielt den Posten eines „Keller", d. h. eines Hausverwalters und Rechnungsführers (nicht eines Kapellmeisters, wie es in manchen Biographieen heißt, siehe Israel l. c.). Von Eisenach erhielt er den Titel eines „Kapellmeisters von Haus aus", d. h. er hatte die Verpflichtung, die Musik zu allen Festlichkeiten zu liefern. Man sieht, daß es ihm an Beschäftigung in Frankfurt nicht fehlte und doch fand er noch Zeit genug zu großen umfangreichen Compositionen. Hier verheirathete er sich zum zweiten Male mit der Tochter des Andrea Textor, Rathskornschreibers zu Frankfurt a. M., Jungfer Maria Katharina und wurde somit verwandt mit Goethe (merkwürdig ist es, daß T. über seine erste Verheirathung auch nicht ein Wort erwähnt). Doch immer mehr der Arbeit häufte er auf sich, denn er übernahm nun noch an der zweiten lutherischen Hauptkirche zu S. Katharinen den Musikdirectorposten. 1713 wurde in Frankfurt das „wöchentliche große Concert im Frauenstein" gegründet, und er übernahm nicht nur die Orchesterdirection, sondern versorgte dasselbe noch reichlich mit eigenen Compositionen. Unter anderem entstanden hier auch die 5 Davidischen Oratorien, gedichtet von Johann Ulrich König. 1718 erfolgte die erste Aufführung und T. verfaßte als Vorwort zu den Textbüchern eine Vorrede, gez. 7. Februar 1718 (Abdruck im Israel l. c. p. 12). T. verblieb nun hier bis zum Jahre 1721. Durch Gerstenbüttel's Tod am 10. April 1721 wurden in Hamburg der städtische Musikdirectorposten und das Cantorat am Johanneum frei. Trotzdem T. in Frankfurt sich recht fest und sicher eingenistet hatte, trieb ihn doch die Neigung zur Veränderung sich in Hamburg für die erledigte Stelle zu melden. Man wählte ihn und am 15. Octbr. 1721 fand die feierliche Einführung statt (Sittard, Gesch. des Musik- und Concertwesens in Hbg. 1890. S. 35). Er entfaltete hier dieselbe Rührigkeit wie in Frankfurt und nach kurzer Zeit stand er an der Spitze aller Musikmacherei, gründete auch außerdem noch öffentliche Concerte, die im Winter regelmäßig stattfanden. Es sind die ersten, deren sich Hamburg zu erfreuen hatte. Doch wurde ihm von gewissen Seiten wenig dafür gedankt und man suchte nach Ursachen, die Concerte zu hintertreiben. T. führte nämlich anfänglich seine Kirchencompositionen in den Concerten auf, die im Drillhause, wo sonst die Bürgerwehr ihre Exercitien ausführte, stattfanden. Mattheson, der sonst ein Freigeist war, trat ihm im „Musikalischen Patrioten" zuerst entgegen (S. 127) und fand es unschicklich, an so einem Orte geistliche Compositionen aufzuführen „um Geld zu machen, oder um sich hervorzuthun". Auch das Collegium der Oberalten lehnte sich gegen die Concerte auf und rieth dem Rath, T. in Strafe zu nehmen (Sittard l. c. 61). Der Senat nahm allerdings keine Notiz von den Anklagen,

dennoch wurde es T. unbehaglich in Hamburg. Als daher durch den Tod Joh. Kuhnau's das Cantorat an der Thomasschule in Leipzig frei wurde, meldete sich T. Er wurde vom Rath zur Probe eingeladen und gewählt. Am 3. September 1722 richtete er an den Hamburger Senat sein Entlassungsgesuch (Abdruck bei Sittard S. 37). Er spielt in demselben sehr zurückhaltend auf die ihm feindliche Gegenpartei an und schreibt: „wie auch in Entgegenhaltung der hiesigen für mich anitzo nicht favorable scheinenden Conjuncturen." Der Senat aber war anderer Meinung, er unterhandelte mit T., erhöhte seinen Gehalt um 400 Mark und versprach ihm jede Unterstützung und Freiheit in seinen Handlungen, die Musik betreffend. T. blieb und schrieb den Leipzigern ab. Man wählte bekanntlich Joh. Seb. Bach als Nachfolger Kuhnau's. T. entfaltete nun in Hamburg ein thätiges Musikleben. Die Operndirection wandte sich auch an ihn und bat um seinen Beistand, und er übernahm 1722 auch noch die Aufsicht über die Oper und die Verpflichtung Opern zu liefern, wofür er jährlich 300 Thaler empfing. Chrysander schreibt hierüber im Hamb. Correspondenten am 22.12. 1889: T. beging die Thorheit, sich auf die Oper einzulassen; dadurch zerrüttete sich sein Hauswesen (seine Frau lief zeitweilig mit einem schwedischen Officier davon) und seine amtliche musikalische Wirksamkeit wurde mit in den Verfall der Oper hineingezogen. Ueberdies war er gerade auf der Bühne am wenigsten zu Hause und trotz der vielen Singspiele, die er schrieb, doch niemals ein richtiger „Operiste" geworden. T. saß aber in seinem Amte so sicher und fest, daß ihm keine Anfeindungen, mochten sie herkommen woher sie wollten, schadeten und unbekümmert um einige Schreier, ging er seinen eigenen Weg. Auch mit Mattheson hatte er sich ausgesöhnt und seit etwa 1728 waren sie die besten Freunde und dies verfehlte auf die Hamburger Gesellschaft nicht einen gewissen Eindruck. Selbst im hohen Alter, in dem sich die Gebrechlichkeiten aller Art einstellen, verließen ihn weder die Fähigkeit zu componiren noch sein Humor. So besitzt die Königliche Bibliothek zu Berlin ein Autograph „Geänderte Arien in der Passion 1762" (er stand also im Alter von 81 Jahren), welches ganz abscheulich klexig geschrieben ist, wenn auch im übrigen noch mit sicherer Hand. Zur Entschuldigung dieser bösen Schrift setzte er auf das Titelblatt folgende Strophe:

Mit Tinte, deren Fluß zu stark,
Mit Federn, die nur vappicht Quark,
Bey blöden Augen, finsterm Wetter,
Bei einer Lampe, schwach von Licht,
Verfaßt' ich diese saubern Blätter;
Man schelte mich deswegen nicht!

T. ist von seinen Zeitgenossen außerordentlich geschätzt worden und seine Musik repräsentirt so recht den zeitgemäßen Geschmack, der alles Ernste, Tiefe, Kunstmäßige in der Arbeit verschmähte und nur ein leichtes oberflächliches Tändeln mit Tönen liebte. Schubart, der Dichter, Aesthetiker und kunstgebildete Musiker, schreibt in seinem Werke: Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst S. 175: „Telemann ist unser größter Meister, besonders im Kirchenstile hat er seines Gleichen nicht: Tiefsinn, Psalmenflug (?), Höhe, Würde und Majestät sind bei ihm mit einem Herzen vereinbart, das ganz von der Religion durchdrungen ist." In diesen Ausrufungen der Begeisterung geht es noch eine Weile weiter. Anders urtheilte die Nachwelt, nicht nur daß sie seine Werke vernachlässigte sobald er die Augen zumachte, das passirt auch besseren Geistern, sondern man erkannte auch nach und nach die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Ideen zu Papier brachte. Spitta im Bach und Chrysander im Händel nehmen mehrfach Gelegenheit, mit scharfer Kritik seine Schreibweise zu charakterisiren, und doch haben sich einzelne Sätze in seinen Werken gefunden, welche die Neuzeit für

werth hielt, durch einen Neudruck erhalten zu werden, so Winterfeld in seinem evangelischen Kirchengesange, Rochlitz in seinem Sammelwerke und mancher andere (siehe mein Verz. neuer Ausg. alter Musikwerke nebst dem Nachtrage im 9. Jahrg. der Monatshefte f. Musikgesch.). Nur andeutungsweise will ich eine Uebersicht von dem geben, was sich von seinen Werken noch erhalten hat. Im Druck ist nur Einiges erschienen: 3 Bände „Harmonischer Gottes Dienst oder geistliche Cantaten". Eine Sammlung geistlicher Arien für das Jahr 1727; „Musikalisches Lob Gottes"; „Beytrag zur Kirchenmusik", bestehend in geistlichen Chören, Choralen und Fugen; „Ein evangelisch musicalisches Liederbuch" (1730); „24 Oden" (1741) u. a. Auch Einiges aus seinen Opern ist im Druck erschienen, so 1727 „Lustige Arien aus der Oper Adelheid"; „Pimpinone oder die ungleiche Heirath". An Instrumentalwerken sind 1716 kleine „Kammer-Music" erschienen, bestehend in 6 Partieen „vor die Violine", Flöte, Clavier und Oboe; 1728 „Sieben mal Sieben und ein Menuet"; 1734 „12 Solos à Violon ou Travers avec la Basse chiffrée. Sonates methodiques à Flûte trav." 1765 „Symphonie zur Serenate auf die erste hundertjährige Jubelfeyer der Hamburger löblichen Handlungs-Deputation"; „6 Quatuors ou Trios à 2 Flûtes ou 2 Violons et à 2 Violoncelles ... Paris, Le Clerc u. s. f." Vieles befindet sich im Besitze der kgl. Bibliothek zu Berlin, sowol im Druck als Manuscript, anderes in der kgl. Privatbibliothek Sr. Maj. des Königs von Sachsen (Musikaliensammlung). In der öffentlichen Bibliothek in Karlsruhe. In der Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. In Sondershausen, in der Stadtbibliothek Hamburgs, Marienkirche in Elbing, Staatsbibliothek in München. Die großherzogl. Bibliothek in Darmstadt besitzt Vieles im Autograph.

Außer den oben bereits angeführten Quellenwerken ist auch die Autobiographie in Mattheson's Ehrenpforte S. 354 anzuführen, ferner Winterfeld's evangel. Kirchengesang III, 69. 185. 508. — Chrysander's Händel I, 436. — La Mara, Briefe, S. 148. — Monatsh. f. Musikgesch. 16, 46.

Rob. Eitner.

Telgte: Heinrich T. (Telgete, von Telget), zur Zeit der Reformation Procurator vom Herforder Fraterhause. Er, wie der gesammte Convent hatten Luther's Lehre öffentlich zu vertheidigen und auszubreiten begonnen und dadurch den Unwillen ihres geistlichen Oberherrn, des Bischofs Erich von Paderborn und Osnabrück erregt, der deshalb T. und Gerhard Wieskamp, als sie 1525 auf einer Reise im Paderborner Schwesterhause eingekehrt waren, vor sich beschied und als Ketzer auf Schloß Dringenberg einkerkern ließ. Den Bemühungen der dem Fraterhause vorgesetzten Aebtissin Anna von Limburg und des Grafen Simon von der Lippe gelang es zwar, ihre Freilassung zu bewirken, doch wurde ihnen vorher das eidliche Versprechen abgenommen, die Conventualen zur Zahlung einer Geldstrafe von 300 rheinischen Goldgulden und weiterer 1000 Gulden für den — (auch eingetroffenen) — Fall des fortgesetzten Verharrens beim lutherischen Glauben zu bewegen. Ueber Telgte's spätere Schicksale fehlen Nachrichten ebenso wie über seine Jugend.

Vgl. Knefel u. Francke in den Programmen des Gymnasiums zu Herford von 1817 bezw. 1840.

P. Bahlmann.

Teller: Abraham T., geboren am 17. Januar 1609 zu Wurzen als Sohn des Bürgers Romanus T., (die Vornamen Abraham und Romanus kommen bei den weiteren Nachkommen, von denen eine größere Zahl auch Theologen wurden, mehrfach wieder, vgl. auch den folgenden Artikel;) besuchte die Schulpforta von October 1622 an, studirte seit 1628 in Leipzig Theologie, wo er im J. 1631 Magister wurde und Vorlesungen über orientalische Sprachen hielt. Im J. 1634 ward er zu Wittenberg, wohin er sich 1633 begeben hatte,

Baccalaureus der Theologie. Am 16. Februar 1637 zum Rector der Thomasschule zu Leipzig erwählt, ward er noch in demselben Jahre Diakonus an der Thomaskirche daselbst, sodann 1645 Archidiakonus zu St. Nicolai und 1657 Pastor wieder an der Thomaskirche. Wenige Monate, nachdem er Doctor der Theologie geworden, starb er, erst 49 Jahr alt, am 5. November 1658. T. hat eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, von denen zwölf Akrosticha auf seinen, seiner Frau und seiner zehn Kinder Namen sind; einige seiner Lieder hat sein Sohn Romanus nach seinem Tode einzeln drucken lassen (vgl. Goedeke), dann aber die zwölf Akrosticha zusammen (Leipzig 1681; 2. Aufl. 1709) herausgegeben. Von diesen Liedern sind einige in Gemeindegesangbücher übergegangen und haben dadurch eine größere Verbreitung gewonnen, so z. B. das Lied: „Das ist ja gewißlich wahr, das sind theure werthe Worte“.

Wetzel, III, 282 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, 355 ff. — Goedeke, 2. Aufl., III, 173, Nr. 86. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 91, zweite Spalte, letztes Lied; vgl. auch Supplement S. 24 a. l. u.

Teller: Wilhelm Abraham T., evangelischer Theologe, † 1804. Als scharfsinniger, rühriger, schlagfertiger und freimüthiger Aufklärungstheologe nimmt T. in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen hervorragenden Platz ein. T. war zu Leipzig am 9. Januar 1734 als Sohn des dortigen Pastors und Professors der Theologie Romanus T. († 1750) geboren. Nachdem er im elterlichen Hause vorgebildet war, studirte er seit 1749 auf der Universität seiner Vaterstadt hauptsächlich Theologie und promovirte 1753 als Magister der Philosophie und etwa zwei Jahre später als Baccalaureus der Theologie. Von da an war er fortgesetzt wissenschaftlich thätig, während er gleichzeitig im Kirchendienst zu Leipzig (1753 als Katechet an der Peterskirche, 1758 Sonntagsprediger an der Nicolaikirche) Gelegenheit fand, praktisch thätig zu sein. So schnell verbreitete sich der Ruf seiner beiderseitigen Tüchtigkeit, daß er schon 1761 Generalsuperintendent und ordentlicher Professor der Theologie zu Helmstedt wurde, wofür er sich noch in demselben Jahre zu Leipzig die theologische Doctorwürde erwarb. Von Hause aus zwar anti-orthodox, aber noch biblischer Supranaturalist, offenbarte er in Helmstedt eine theologische und religiöse Aufklärung, die selbst den singulären Werth der geschichtlichen Offenbarung Gottes in Christus preiszugeben sich nicht scheute. Sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens“ (Helmstedt und Halle 1764) ließ darüber keinen Zweifel und erregte dadurch heftigen Widerspruch in den Kreisen der evangelischen Kirchen Mitteldeutschlands; in Kursachsen wurde es confiscirt; sein eigener Bruder schrieb eine Widerlegungsschrift gegen dasselbe, und in Braunschweig hatte es T. wol nur dem vermittelnden Einflusse des Abtes Jerusalem zu verdanken, daß er nicht abgesetzt wurde. Nur in Berlin nahm die Regierung des aufgeklärten Königs Friedrich d. Gr. keinen Anstoß daran und berief ihn 1767 als Oberconsistorialrath und Propst nach Cölln an der Spree. Hier wirkte er neben Sack, Dieterich, Spalding u. a. im Interesse der religiösen Aufklärung mit regstem Eifer durch Wort und Schrift; viele Abhandlungen von ihm finden sich in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er 1786 wurde; ganz besonders nachhaltig aber war die Wirkung seines „Wörterbuchs des neuen Testamentes zur Erklärung der christlichen Lehre“ (für Gelehrte und Ungelehrte), das zum ersten Male 1772 (und noch 1805 zum sechsten Male) erschien. Bald darauf trat am preußischen Hofe die Reaction ein, welche durch das Wöllner'sche Religionsedict charakterisirt ist. Trotzdem dasselbe die Geistlichen an den Wortlaut der Bekenntnißschriften band, verstand der aufgeklärte T. sich in seiner Stellung zu behaupten. (Vgl. seine Schrift „Wohlgemeinte Erinnerungen an ausgemachte, aber doch leicht zu

vergessende Wahrheiten; auf Veranlassung des königl. Edicts, die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend", Berlin 1788.) Trotz des Religionsedictes blieb er der freimüthige Aufklärer, wie seine damals erschienenen dogmatischen Schriften zeigen; gerade um in der schwierigen Situation, die das Vorgehen der Regierung ihm und seinesgleichen geschaffen hatte, die Aufklärung weiter fortzubilden, schrieb er die Schriften „Die Religion der Vollkommeneren" (Berlin 1792) und „Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums besonders; für die Jugend höherer und gebildeter Stände aller Relionspartheien" (Ebendas. 1792; 2. Ausg. 1793). Doch traf ihn 1792 die herbe Strafe einer dreimonatlichen Amtssuspension und Ablieferung seines Gehaltes an das Irrenhaus, weil er ein günstiges Votum für den christusleugnerischen Prediger Schulz von Gielsdorf verfaßt hatte, auf Grund dessen das Kammergericht denselben von der Anklage freisprach. (Vgl. Herzog's Realencykl. XV², 276.) Charakteristisch für T. und die ganze Aufklärungstheologie ist noch eine Auseinandersetzung mit aufgeklärten Berliner Juden, welche 1798 bei ihm in einem Sendschreiben angefragt hatten, was zu ihrem aufgeklärten Gottesglauben, der sich vom mosaischen Gesetze losgesagt hatte, noch hinzukommen müsse, damit sie in die christliche Kirche aufgenommen würden, ohne jedoch den „unglaublichen Lehrsätzen des Christenthums, welche die Seele erniedrigten, zuzustimmen". In seiner „Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller" (Berlin, 2. Aufl. 1799, 8°), erklärte er nicht die Taufe für nothwendig, sondern suchte sie den Juden nur als „Zeichen der Verpflichtung des Täuflings zu der Reinigkeit des Herzens und Lebens" plausibel zu machen (S. 33 a. a. O.). „Auch das Glauben" könne er ihnen „nicht ganz erlassen" (S. 35); aber ein formelles Glaubensbekenntniß forderte er nicht. Die ersten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's III., welcher in Bekenntnißsachen allen Zwang wieder aufhob, hat T. noch mit durchlebt; am 8. December 1804 starb er an Entkräftung im Alter von beinahe 71 Jahren.

T. war klein von Gestalt, aber von festem Körperbau; er verfügte über ein hohes Maaß allgemeiner Bildung und gesellschaftlicher Fähigkeit, war ungemein fleißig in seinem Berufe und mit der Feder, aber von seinen zahlreichen Publicationen, die er bis kurz vor seinem Tode ausgehen ließ, ist heute keine mehr an sich werthvoll. Als Prediger litt er an undeutlicher Aussprache; seine Predigten wurden daher lieber gelesen als gehört; er hat ihrer eine große Zahl veröffentlicht.

Von den Schriften Teller's sind die wichtigsten oben genannt. Die Titel aller anderen (im ganzen 74) zählt Döring (siehe unten) S. 511 ff. auf: Dissertationen, Abhandlungen in lateinischer Sprache, Sendschreiben, Gutachten und vorwiegend Predigten.

Zu vgl. Troschel, Gedächtnispredigt auf Teller (Berlin 1805). — F. Nicolai, Ehrendenkmal des Herrn D. Teller, abgedr. in den Abhdlgen. der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1807, Thl. III, S. 40; separat unter dem Titel „Gedächtnißschrift auf Teller" (Berlin 1807). — Heinrich Döring, Die deutschen Kanzelredner u. s. w. (Neustadt 1830), S. 506—514. — Frank (Gustav), Gesch. d. prot. Theologie Bd. 3 (1875), S. 95—98. — Tholuck (Wagenmann) in Herzog's Realencyklopädie Bd. XV, 2. Aufl., S. 273—279. — Teller's Bildniß befindet sich in der Allg. deutschen Bibliothek Bd. 28 (1775); in der Kleinen liturg. Bibliothek für Prediger 1. Bd. (1784); vor Beyer's Allg. Magazin für Prediger Bd. I St. 3; vor Bd. I von Löffler's Magazin für Prediger (1803); vor Troschel's Gedächtnißpredigt auf Teller (Berlin 1805); vor Nicolai's Gedächtnißschrift auf Teller (Berlin 1807, gestochen von Chodowiecki). Ein anderes Bildniß lieferte Lips nach Graff's Zeichnung 1803.

Ein Schattenriß Teller's befindet sich auch in Rintel. theolog. Annalen 1791 vor dem 2. Quartalbande. (Vgl. Döring a. a. O.). P. Tschackert.

Tellkampf: Johann Dietrich Adolf T., Mathematiker, geboren am 23. Mai 1798 in Hannover, † am 9. März 1869 ebendaselbst. Kaum 16 Jahre alt, nahm T. als Officier in der hannöverischen Armee an den Befreiungskriegen theil. Als er 1818 aus Frankreich heimkehrte, verließ er gleich vielen Anderen das Waffenhandwerk und begann in Göttingen unter Thibaut Mathematik zu studiren. Auf den Rath seines Lehrers versuchte er sich an der von der Universität gestellten Preisfrage und errang 1821 den Preis mit der Abhandlung „Historia critica variarum opinionum quae circa corporum formam fluidam aut firmam hucusque in lucem prodiere". Von 1822 bis 1824 war T. Privatdocent in Göttingen, dann Oberlehrer am Gymnasium zu Hamm in Westfalen, seit 1835 Director der höheren Bürgerschule in Hannover. Noch von Hamm aus veröffentlichte er 1835 in Crelle's Journal Bd. XIV einen lateinisch geschriebenen Aufsatz über gewisse geometrische Substitutionen, welche zur Auffindung einiger Integrale führen. Im 2. Bd. von Grunert's Archiv löste er dann 1842 die Aufgabe, die Anzahl der möglichen Zerlegungen eines n-ecks in m-ecke mittels Diagonalenziehung zu finden. Auch ist T. der Verfasser geschätzter Lehrbücher. Seine „Vorschule der Mathematik" hat 1829 bis 1856 fünf Auflagen erlebt.

Hallische Jahrbücher f. deutsche Wissensch. u. Kunst 1841, I, 295—301 ein Aufsatz von Tellkampf über Thibaut. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterb. z. Gesch. d. exact. Wissensch. II, 1077. — Grunert's Archiv XLIX, Litteraturbericht. Cantor.

Temme: Jodocus Deodatus Hubertus T., Politiker, juristischer und schönwissenschaftlicher Schriftsteller, wurde (nach seiner eigenen Angabe) am 22. October 1798 zu Lette in der westfälischen Grafschaft Rheda geboren; sein Vater war Amtmann des Klosters Klarholz. Vorgebildet durch seinen Oheim, einen gelehrten, vorurtheilsfreien, dem Geiste humanistischer Aufklärung ergebenen Geistlichen, konnte T. schon 1813 die Prima des Gymnasiums zu Paderborn und im folgenden Jahre die Universität beziehen. Nur kurze Zeit weilte er in Münster, dann ging er nach Göttingen, vollendete hier das Rechtsstudium und trat 1817 als Auscultator bei dem Oberlandesgerichte in Paderborn in den Staatsdienst. Im J. 1819 wurde er Referendar daselbst und 1821 Assessor bei dem fürstlich Bentheimschen Land- und Stadtgericht in Hohenlimburg, begleitete dann aber als Erzieher einen Prinzen von Bentheim-Tecklenburg bis zum Jahre 1824 auf die Universitäten Heidelberg, Bonn und Marburg. In die juristische Praxis zurückgekehrt, wurde er nach Erledigung der dritten Prüfung an das Gericht zu Arnsberg versetzt, ging später als Kreisjustizrath nach Ragnit in Litthauen, 1836 als Inquisitionsdirector nach Stendal, 1838 als Hofgerichtsrath nach Greifswald und wurde 1839 als zweiter Director an das Criminalgericht zu Berlin versetzt. So hatte ihn eine Art Wanderleben in die verschiedensten Landestheile des Staates geführt. Als Untersuchungs- und Criminalrichter sammelte er in diesen Jahren den reichen, fast unerschöpflichen Schatz von Erfahrungen, den er später in seinen Romanen und Criminalgeschichten verwerthete, während ihn das Studium von Land und Leuten auf die Sammlung von Sagen und Märchen der verschiedenen Provinzen führte. Von diesen Sammlungen seien erwähnt: „Westfälische Sagen und Geschichten" (II, 1831); „Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens" (mit W. J. A. v. Tettau, 1837); „Die Volkssagen der Altmark" (1839); „Die Volkssagen von Pommern und Rügen" (1840). Auch als Novellist hatte sich T. bereits in Arnsberg versucht, und es stammen aus dieser Zeit mehrere Romane und Novellen, die er unter dem Namen H. Stahl veröffentlichte. — In Berlin sollte T. sehr bald in politische Kämpfe ver-

wickelt werden und damit auch den ersten Verfolgungen anheimfallen. Die reactionäre Regierung des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV. plante ein neues Ehegesetz, dessen Zweck die Erschwerung der Ehescheidungen war. Der Katholik T., auf dem Boden des Allgemeinen Landrechts stehend, bekämpfte die kryptokatholischen Tendenzen jenes Gesetzentwurfs mit solcher Schärfe, daß die Regierung es für gerathen hielt, den unliebsamen Opponenten aus der Reichshauptstadt zu entfernen (1844) und ihn unter Beförderung zum Director des Stadt- und Landgerichts in Tilsit zu ernennen. Nach der Märzrevolution des Jahres 1848 kehrte T. als Staatsanwalt nach Berlin zurück, blieb aber nur wenige Monate in dieser Stellung; denn da T. gleichzeitig ein Mandat für die preußische Nationalversammlung erhalten hatte, das Ministerium aber den freisinnigen Mann gern beseitigen wollte, so wurde er zum Vicepräsidenten des Oberlandesgerichts in Münster ernannt. Schon nach vier Wochen wiedergewählt, war er mit Jacoby, Waldeck, Ziegler u. a. seitdem ein scharfer Gegner der Regierung und nahm wesentlichen Antheil an der Steuerverweigerung und dem Protest gegen die Auflösung der Nationalversammlung (November 1848). Daß selbst der herrliche preußische Richterstand in jenen Tagen von einer bureaukratischen Liebedienerei nicht ganz frei war, zeigte sich auch in Temme's Leben; denn der Criminalsenat des Oberlandesgerichts zu Münster petitionirte nicht nur um Entfernung seines Vicepräsidenten, sondern erhob auch gegen denselben als Steuerverweigerer die Anklage auf Hochverrath, infolge dessen T. vom Amte suspendirt und am 22. December 1848 verhaftet wurde. Aber schon am 8. Januar 1849 wurde er vom Kreise Neuß in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. gewählt. In derselben harrte er auch trotz der preußischen Abberufungsordre aus, bis Gewalt den letzten Rest des Parlaments in Stuttgart auseinander sprengte. Deshalb nach seiner Rückkehr nach Münster von neuem des Hochverraths angeklagt und abermals verhaftet, mußte er neun Monate lang in Untersuchungshaft zubringen, bis am 6. April 1850 seine völlige Freisprechung durch die Geschworenen erfolgte. Aber die Verfolgung hörte damit nicht auf. Jetzt wurde ein Disciplinarverfahren gegen ihn eingeleitet, und auf Grund einer Verordnung vom 10. Juli 1849, der man erst rückwirkende Kraft geben mußte, um sie gegen T. in Anwendung bringen zu können, verurtheilte ihn das Obertribunal als Disciplinarhof im Februar 1851 zur Amtsentsetzung und zum Verlust des Anrechts auf Pension. T. stand nun vor der Aufgabe, sich eine neue Existenz zu gründen, die für ihn als Mißliebigen nicht leicht war. Er übernahm zunächst die Redaction der „Oderzeitung“ in Breslau, des Sammelpunktes der Opposition; aber die polizeilichen Belästigungen, deren sowohl der Redacteur als der Verleger ausgesetzt waren, ließen ihn bald dieses Verhältniß lösen. Ein Versuch, sich und seine zahlreiche Familie als Rechtsconsulent ehrlich durch die Welt zu bringen, erwies sich gleichfalls wenig erfolgreich, er ging deshalb 1852 freiwillig ins Exil nach Zürich, wo er bald eine Professur an der Universität erhielt, die ihm aber erst nach sieben Jahren ein sehr bescheidenes Einkommen brachte. So griff er denn zur Feder, um als Schriftsteller sein Brot zu verdienen. Seine reichen Erfahrungen als Richter verwerthend, „behandelte er die Criminalistik in der Form der Novelle und des Romans und er wurde so der Hauptvertreter eines besonderen Genres, in dessen Behandlung er bis jetzt trotz der großen Zahl der Nachfolger unerreicht dasteht. Er erzählt zumeist, was er selbst erlebt; viele seiner Novellen sind mehr Wahrheit als Dichtung, und der erfahrene Criminalist brauchte den Dichter nicht oft zu bemühen. Seine Erzählungen, deren Verbreitung sich in den Jahren 1859—66 namentlich die ‚Gartenlaube‘ sehr angelegen sein ließ, sind scharf concipirt; mit den Figuren agirt er, wie ein Inquirent. An diesen erinnert auch der seltsame Stil; kurze, abgerissene Sätze, wie

Fragen und Antworten eines Verhörs, wie die eiligen Darlegungen eines Referats. Er strebt hastig dem Ende zu und der Leser, den mehr das Stoffliche als das Psychologische des Falles reizt, mit ihm. Für Temme's Genre ist der schnelle Sprung von Satz zu Satz nicht unangenehm, wenngleich er darin des Guten manchmal zu viel gethan hat". T. schrieb mit beispielloser Leichtigkeit und rastlosem Eifer: er schrieb eben „aus Noth, ums tägliche Brot", und es that ihm bitter weh, wenn mancher deutsche Recensent aus Unkenntniß dieser Verhältnisse rasch und herzlos den Stab über seine Arbeiten brach. Es mag uns erspart bleiben, die Titel seiner sämmtlichen schönwissenschaftlichen Schriften aufzuführen: sie umfassen mehr als 150 Bände; als die hervorragendsten seien erwähnt: „Neue deutsche Zeitbilder" (drei Romane: Anna Hammer, III, 1850; Josephe Münsterberg, III, 1850; Elisabeth Neumann, III, 1852); „Die schwarze Mare" (III, 1854); „Die Verbrecher" (V, 1855); „Die Gesellschafterin" (1858); „Schwarzort" (III, 1863); „Die Frau des Rebellen" (II, 1871); „In der Ballus" (1874); „Im Amthause zu Sinningen" (II, 1876); „Die Generalin" (IV, 1877) u. a. Auch als juristischer Schriftsteller war T. hervorragend thätig und sein „Lehrbuch des preußischen Civilrechts" (1846) galt lange als vortreffliches Compendium; ihm folgten später noch „Lehrbuch des preußischen Strafrechts" (1853); „Lehrbuch des schweizerischen Strafrechts" (1855) und „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts" (1876), in welchem er seine so vielfach von den geltenden Gesetzen abweichenden Anschauungen klar entwickelte und gegen die herrschende Strömung entschieden vertheidigte. Noch einmal trat T. in die politische Oeffentlichkeit, als ihm die Berliner Wähler 1868 ein Mandat zum preußischen Abgeordnetenhause übertrugen; aber der alte Demokrat, der in der Schweiz keine Erschütterung in seinen Anschauungen erfahren, konnte sich in den neuen Parlamentarismus nicht hineinfinden, und so kehrte er schon nach Jahresfrist in die Schweiz zurück. Bis zum Jahre 1878 behielt er seine Professur bei, dann siedelte er nach Tilsit über, um im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder den Lebensabend zu beschließen. Als ihm hier aber bald seine treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen ward, fühlte er sich einsam und vereinsamt, und es zog ihn wieder nach dem geliebten Zürich zurück. Hier starb er am 14. November 1881.

Handschriftliche Mittheilungen. — Berliner Tageblatt vom 20. Novbr. 1881. — Erinnerungen von J. D. H. Temme, (zuerst in der Frankfurter Zeitung, dann) herausg. von Stephan Born (Temme's Schwiegersohne) Leipz. 1883. Franz Brümmer.

Tempel: Abraham van den T., ein tüchtiger Maler, besonders im Portraitfache, war 1615 in Leyden geboren. Er war ein Sohn von Lambert Jacobsze und erhielt seinen Beinahmen „van den Tempel", weil sich im Hause, das er in Leyden bewohnte, im Giebel ein Tempel befand. Als Maler war er ein Schüler des Joris van Schooten, er führte lebensgroße Portraitbilder aus, die mit seinem Namen bezeichnet wurden und die Jahre 1649, 50 und 51 tragen. Im Waisenhaus zu Leyden, das Katharina van Hogenade erbauen ließ, befinden sich Bildnisse von Regenten von ihm. Im Museum von van der Hoop in Amsterdam ist sein Bild von Hugo de Groot, das trefflich ausgeführt und sehr schön gemalt ist. Man vermutet, daß dieses ausgezeichnete Werk des van den Tempel im J. 1631 gemalt wurde; in diesem Jahre kam de Groot nach Rotterdam. Neben einzelnen Figuren kommen von unserem Meister auch Familienstücke vor; sie gehören zu den besten Werken desselben und stehen in guten Preisen. Das Colorit ist durch die Pinselführung sehr angenehm. Neben vielen Bildnissen hat der Meister auch allegorische Compositionen dargestellt. L. Coffin hat nach ihm das Bildniß des Arztes van der Linden (1666) ge-

n. Zu Tempel's Schülern gehören Arie de Bois, Mich. v. Muscher, Karel
oor u. A. Der Künstler starb 1672.

Siehe: Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Tempelhoff: Georg Friedrich von T., königlich preußischer General-
iant, am 17. März 1737 zu Trampe in der Mittelmark als der Sohn
Domänenpächters geboren, widmete sich zunächst in Frankfurt a. O. und
alle mathematischen Studien, trat aber bei Beginn des Siebenjährigen
s in das preußische Heer und zwar in die Infanterie, aus welcher er
zur Artillerie überging. Als Angehörigen der letzteren Waffe finden
hn schon 1757 bei Leuthen. Im folgenden Jahre wohnte er der Be-
ng von Olmütz bei, am Frühmorgen des 14. Oktober dieses Jahres scheint
Corporal und Befehlshaber eines einer Feldwache zugetheilten Geschützes
llarmschüsse abgegeben zu haben, welche den bei Hochkirch lagernden
en den feindlichen Ueberfall verkündeten, bald nachher ward er Feuer-
r und nach der Schlacht von Kunersdorf Officier. Im Herbst 1759
e er den Truppen an, welche dem bei Maxen capitulirenden General
f Hülfe bringen sollten, 1760 befehligte er auf dem Kriegsschauplatze
chsen bereits eine Batterie, 1761 im Lager von Bunzelwitz eine mit fünf
mern besetzte Schanze, dann nahm er an der Belagerung von Schweid-
an den Kämpfen von Burkersdorf und von Leutmannsdorf theil und
s sich bei Reichenbach als tüchtig. Seinen wissenschaftlichen Neigungen
d, beschäftigte er sich, nach der Rückkehr aus dem Felde zu Berlin in
son stehend, mit mathematischen und mit astronomischen Studien. Als
te der ersteren erschienen im Drucke „Die Anfangsgründe der Analysis der
hen Größen" (Berlin 1768), „Die Anfangsgründe der Analysis der un-
hen Größen" (Berlin 1769) und eine „Vollständige Anleitung zur Algebra"
in 1773). Auch „Gedanken über das Stimmen von Klavieren" 2c. hat er
entlicht (Berlin 1775). Später machte er den Bairischen Erbfolgekrieg mit.
Ruf, ein gelehrter Officier zu sein, welchen ihm jene Beschäftigungen ein-
gen hatten, wuchs noch, als er in seinem 1781 erschienenen, damals besten,
mehr theoretisch bedeutenden, als für die Praxis brauchbaren Buche über
tik „Le Bombardier prussien ou du mouvement des projectiles en suppo-
la résistance de l'air proportionelle au quarré des vitesses" sich in Wider-
zu Bélidor's Bombardier français setzte. Das Wesentliche seiner Arbeit
er übrigens bereits in seiner mit Anmerkungen 1768 zu Berlin heraus-
nen Uebersetzung des Werkes „Physikalisch-mathematische Grundsätze der
rie, in denen die Natur und Eigenschaften des Pulvers untersucht werden"
em Italienischen des Herrn Papacino d'Antoni, Direktor der königlich
nischen theoretischen Schulen der Artillerie und Fortifikation, niedergelegt
ine weitere Lösung der aufgeworfenen Fragen hatte er in dem Journal
ire de Berlin unternommen. Eine Aufzählung seiner vielen hier nicht
lich genannten, meist mathematischen Schriften findet sich in Meusel's Ge-
n Deutschland, 8. Bd., Lemgo 1800.

Sein bekanntestes Werk und dasjenige von den Erzeugnissen seines Geistes,
s allein einen bleibenden Werth hat, ist seine „Geschichte des siebenjährigen
s in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin-
in mit ihren Alliirten." In dem Titel ist zuerst die Benennung „Sieben-
r Krieg" angewendet, welche jetzt für die Kämpfe der Jahre 1756 bis
die allgemein gebräuchliche ist. Die Anregung zu seiner Arbeit erhielt T.
die in englischer Sprache vom General H. Lloyd unter dem Titel „The
of the late war in Germany between the King of Prussia and the

Empress of Germany and her allies by a General Officer, who served several Campaigns in the Austrian army" zuerst 1766, in einer bekannteren Ausgabe aber 1781 zu London veröffentlichte Geschichte jenes Krieges. Sie umfaßt die beiden ersten Jahre. T. übersetzte das Buch (Berlin 1783) und versah es mit Anmerkungen und Erläuterungen, ohne an den Grundlagen zu rütteln. Ohne Zweifel wäre die Arbeit besser ausgefallen, wenn T. sie ganz selbständig unternommen hätte. Letzteres geschah bei den folgenden Bänden, von denen der zweite das Kriegsjahr 1758, der dritte 1759, der vierte 1760, der fünfte 1761, der sechste 1762 behandelt. Sie wurden zu Berlin in den Jahren 1785 bis 1801 veröffentlicht. Die Quellen, aus denen T. geschöpft hat, sind nicht angegeben; sie waren aber reichhaltig und wurden sachkundig und mit Geschick benutzt; außer Tempelhoff's persönlichen Wahrnehmungen und den vorhandenen Druckschriften müssen ihm mannigfache Mittheilungen von Augenzeugen und schriftliche Belegstücke in Gestalt von Standeslisten, Capitulationsverhandlungen und sonstigen Beweismitteln zur Verfügung gestanden haben. Vielfach hat er aus der Darstellung der Thatsachen, welche er schildert, Lehren und Nutzanwendungen gezogen; seine Ansichten über die Kriegführung entsprechen den Anschauungen seiner Zeit und gehen von dem Grundsatze aus, daß womöglich das Manöver und nicht die Schlacht zur Erreichung der Ziele verhelfen müsse. Die Erlaubniß zur Veröffentlichung einer von T. verfaßten Arbeit über die Taktik versagte König Friedrich, die Handschrift gilt für verloren. — Eine bedeutende Thätigkeit entfaltete T. als Lehrer. Zunächst wirkte er als solcher an der Inspectionsschule zu Berlin, 1791 begründete er die dortige Artillerieakademie, auch unterrichtete er die Söhne König Friedrich Wilhelm's II. — Ferner erwarb er sich mannichfaches Verdienst um die Ausrüstung seiner Waffe, so verbesserte er die Einrichtung der Packwagen. Auf seiner Anregung beruhte die Bildung einer Pack-Mörser-Batterie, deren Geschütze 2c. auf Tragthieren verladen wurden. — Im J. 1782 ward er vom jüngsten Hauptmann zum Major befördert und mit dem Commando von zwei neuerrichteten Artilleriecompagnien betraut, 1784 wurde ihm der Adel verliehen. Als 1792 eine Armee zum Kriege gegen Frankreich aufgestellt wurde, erhielt er als Generalmajor das Commando der Artillerie bei derselben; ein Zerwürfniß zwischen ihm und dem Oberst v. Merkatz (s. A. D. B. XXI, 432), seinem erbitterten Gegner, veranlaßte aber, daß er während des Rückzuges aus der Champagne nach Hause zurückkehrte. General von Valentini schreibt in den Erinnerungen eines alten preußischen Officiers (Glogau und Leipzig 1833, S. 14), daß seine Leistungen ungenügend gewesen seien. Im J. 1806 rückte er nicht mit in das Feld. Er starb, nachdem er 1802 Generallieutenant geworden war und 1805 den Schwarzen Adlerorden erhalten hatte, am 13. Juli 1807 zu Berlin. — T. war ein rechtschaffener Mann, gerade und derb, aber despotisch, eingebildet und von Gelehrtendünkel erfüllt. Im Heere überhaupt und namentlich bei seinen Untergebenen war er wenig beliebt; die letzteren meinten, daß seine Erfolge in der Verwendung der Waffe zu wünschen übrig gelassen hätten; ob dieses Urteil durch Neid beeinflußt sei, will Scharnhorst nicht entscheiden (Scharnhorst von M. Lehmann I, 36. 296, Berlin 1886).

K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie II, III. Berlin 1844—45. — Ueber die Quellen der Geschichte des Siebenjährigen Krieges von Tempelhoff, Inaugural-Dissertation von O. Herrmann. Berlin 1885. — M. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften III, 1873, 2397. München und Leipzig 1891.

B. Poten.

Teniers: David T., der Aeltere, gehört einer Familie an, aus welcher mehrere Künstler hervorgingen. T. der Aeltere war geboren in Antwerpen 1582, nach Ansicht der Forschung als Sohn eines Julian T. Zur Kunst wurde er in der Gilde in Antwerpen seit 1590 erzogen und seit 1607 zum Meister ernannt. Nach Houbraken ist dagegen Rubens sein Lehrer gewesen, doch ist es schwer, das Sichere in den historischen Angaben festzustellen. Später zog T. nach Italien, und als er nach Rom kam, schloß er sich an den dort weilenden Maler Adam von Frankfurt (A. Elsheimer, s. A. D. B. VI, 66), an und trat zu diesem in ein Schülerverhältniß ein. Jedenfalls hat der Charakter der ausübenden Kunst des in Rom weiter vorgedrungenen Künstlers T. zu diesem neuen Schülerverhältniß bewogen. Wie Houbraken sagt, blieb T. zehn Jahre in Rom in diesem Verhältniß, doch bleibt es ungewiß, in welchem Jahre er es verließ und wann er nach Antwerpen zurückkam. Er war ein sehr fleißiger Maler; er malte biblische, historische und mythologische Gegenstände, die größtentheils in Landschaften erscheinen, was erklärlich ist, da sein Lehrer Elsheimer in der Wiedergabe der Landschaft, die er mit kleinen Figürchen belebte, ausgezeichnet war. Eine treffliche Malerei von T. ist in der Paulskirche zu Antwerpen, in welcher die Werke der Barmherzigkeit dargestellt sind. Seine Bilder sind sehr fleißig durchgeführt und in der Farbe herrscht ein warmer Ton. Zu seinen Werken religiöser Gattung gehört das Opfer Abrahams, das A. Altomonte gestochen hat, sowie die Versuchung des h. Anton, welchen Gegenstand er in seinem Leben oft wiederholte und dabei namentlich die Versucher mannichfach darstellte, indem er ihren spukhaften Erscheinungen oft lustige Gestalten beimischte. Es ist immerhin möglich, daß das Beispiel, mit dem die deutsche Kunst vorangegangen war, wie der Stich M. Schongauer's, von T. nachgeahmt wurde. Sonst hat der Meister das Alltagsgebiet in verschiedenen Formen zur Darstellung benützt und mannichfache Dorffeste, in denen Bauernbelustigungen, ländliche Concerte, Märkte, Marktschreier und dergleichen erscheinen, sowie allerhand andre lustige Genrescenen oft wiederholt. Wenn die Jahreszahlen 1638 oder dergleichen nicht den Bildern beigefügt sind, so bleibt es schwer, mit Sicherheit auf den älteren T. als ihren Meister zu schließen, denn der Meister, der im J. 1649 gestorben ist, hat in seiner Kunst einen Nachkommen, der in derselben vielfach sich wiederholt. T. der Aeltere heirathete 1608 und aus dieser Ehe gingen drei Söhne hervor, die sämmtlich Maler waren, von welchen besonders der älteste, der 1610 geboren und ebenfalls David getauft wurde, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß.

Teniers: David T., der Jüngere und Sohn des Vorigen, war also zum Schluß des Jahres 1610 geboren. Sein Vater hat ihn für die Kunst erzogen, später hatte Rubens Einfluß auf seine Erziehung und schließlich soll Adrian Brouwer auf ihn eingewirkt haben. Die Ehe, die unser Künstler 1637 mit Anna, der Tochter des Jan Brueghel geschlossen hat, scheint auf die Richtung seiner Kunst vielfach gewirkt zu haben. Vorerst hat er das Bildniß dieser Frau mehrmals gemalt und er scheint diese Gemälde mit besonderer Liebe geschaffen zu haben, wie z. B. in dem berühmten Bilde in Paris, das „La dévote de Teniers" genannt wird, und in dem Familienbilde, wo der Maler im Kreise seiner Familie vor dem Schlosse sitzt und die Baßgeige spielt. Der Künstler hat das Bild seiner Frau auch sonst bei anderen Darstellungen und Scenen benützt, wenn er zuweilen Hexenküchen malte, erscheint die Frau als junge Hexe, in seinen Versuchungen des h. Anton als verführerische Versucherin dargestellt. Nachdem sich der Künstler auf solche Art in die Darstellung seiner Frau und seiner Kinder, übrigens auch seiner selbst vertieft hatte, so [illegible] auch Zeit

und Gelegenheit, andere Persönlichkeiten zu porträtiren. Neunzehn Jahre lebte Anna in glücklicher Ehe mit T.; im J. 1656 wurde sie begraben und der Wittwer schritt im October desselben Jahres aus Sorge für seine unmündigen Kinder zu einer zweiten Ehe mit Isabella de Fren, die aus einer vornehmen Familie stammte und aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor. Durch diese Familie und deren hohe Bekannte gelangte die Kunstfertigkeit des Malers zu hohem Ruf. So ernannte ihn Erzherzog Leopold Wilhelm, der Generalgouverneur der Provinzen, zu seinem Hofmaler, und um bei der Errichtung seiner berühmten Galerie sich seiner zu bedienen, zog er ihn mit nach Brüssel. Die Gemälde dieser Familie sollten von verschiedenen Meistern gestochen werden und waren bis zum Jahre 1650 von T. in seinen Zeichnungen den Stechern vorgearbeitet. Im J. 1660 ist diese Arbeit in Antwerpen unter dem Titel: Theatrum pictorum Davidis Teniers herausgekommen. Es war das erste Werk, das als Galeriewerk erschien. Das Verdienst des T. ist bei dieser Thätigkeit um so höher, als er als Galeriedirector thätig erschien. Das ist besonders rühmlich, da seine Malereien als sogenannte „Pastiches“ erscheinen, vorzügliche Gemälde berühmter Künstler in kleineren Nachbildungen, die dem Meister einen hohen Ruf in der Welt einbrachten. Der Künstler hatte sich großen Ruf auch sonst bei vornehmen Persönlichkeiten erworben. So schätzte ihn Don Juan d'Austria, der Nachfolger des Erzherzog Leopold Wilhelm als Gouverneur, der T. als Hofmaler beibehielt und der von dem Meister auch in der Kunst unterrichtet wurde. Ein zweiter Gönner des Künstlers war Wilhelm II. von Oranien, der große Freund der Kunst Anton von Triest, der Bischof von Gent, die Königin Christine von Schweden u. a. mehr. Im J. 1644 wurde der Künstler zum Vorsteher der Lucasgilde in Antwerpen gewählt und ihm ist daselbst die Errichtung einer Akademie der schönen Künste zu verdanken, deren Gründung von Philipp IV. bestätigt wurde. Es erklärt sich, daß T., wie Houbraken schreibt, in seiner Stellung und seinen Kunstwerken viele Bewunderer und Freunde gefunden hat. Der Meister hat neben vielen Bildnissen auch unzählige Bilder geschaffen, deren Erfindungen reizend waren und die geheimsten Züge des Seelenlebens verriethen. Er malte Alchymisten und Chirurgen, denen er Barbiere und Wundärzte zugesellte, in sehr vielen Fällen, als ob er die Thätigkeit der Gelehrten darstellen wollte. Dann wandte er sich der Bauernwelt zu, und die Bauern sind rauchend und zechend oder beim Kartenspiel, im Freien oder in der Schenke dargestellt worden. Vielfach sind die Personen dieser Genrebilder auch für Scenen der Bauernbelustigungen, Hochzeiten, Musik und Tanzfeste, Märkte verwendet worden; Landschaften wurden natürlich oft mit der Darstellung der Figuren vereinigt. Wenn der Meister Quacksalber und Hexenküchen vorführte, so ging seine Absicht dahin, nicht den Ernst, sondern den Witz walten zu lassen. Die Anzahl der gemalten Bilder ist unerschöpflich. Der Meister war im Stande, im Laufe eines Tages ein Bild auszuführen und damit seine Freunde zu befriedigen. So erklärt es sich, daß in den Privatsammlungen und Museen Bilder von T. überall vorkommen. Diese Sehnsucht nach dem Meister, dieses Lob seiner Gemälde erklärt es, daß die Kupferstecher nicht aufgehört haben, Blätter nach allen gefundenen Gemälden zu stechen und zu radiren. Die Anzahl derselben ist nicht so leicht zu überblicken und zu zählen. Schließlich ist zu bedenken, daß der Meister nicht allein unzählige Bilder vollendet hat, sondern auch mit der Stecherei beschäftigt war, indem er, wie man glaubt, an 50 Radirungen herausgab. Wenn diese Annahme auch zweifelhaft ist, so werden doch mehrere der vorhandenen Blätter ihm angehören. Wir müssen aber annehmen, daß nur reine Aetzdrücke, d. h. Radirungen ohne hinzutretende Grabstichelarbeiten ihm zu-

zuschreiben sind, die das Monogramm des Künstlers an sich tragen oder die volle Bezeichnung des Künstlers mit „fecit“, wie z. B. das schöne Hauptblatt des finnländischen Tanzes im Hofe einer Schenke; es ist das zu den Tönen eines Dudelsacks tanzende Bauernpaar. Andere selbst ähnliche Radirungen sind dem Coryn Boel oder Fr. Wyngaerde, meist nach der Erfindung des Meisters zuzuschreiben. Das Sterbejahr des Künstlers ist von Houbraken nicht angegeben; in verschiedenen Werken finden wir die Jahre 1690 oder 1680, 1696 als Sterbejahr bezeichnet; nach Angabe des Historikers von Brüssel, Alphons Wouters, starb T. am 5. April 1695 und wurde zu Perck an der Seite seiner Gattin begraben.

Siehe: Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Dohme (in Kunst und Künstler). — Nagler (Lexicon). Wessely.

Tennecker: Christ. Ehrenfried Seifert v. T., Major a. D., Ritter des königl. sächsischen Civilverdienstordens und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, † zu Dresden am 23. November 1839. Er war am 10. April 1770 auf dem väterlichen Gute Bräunsdorf bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren und zeigte schon von früher Jugend an große Liebe zu den Pferden, tummelte sich fleißig in den Pferdestallungen herum und hatte bereits im Alter von zehn Jahren eine große Gewandtheit im Reiten und Fahren sich angeeignet. Obwohl er von seinen Eltern sorgfältig erzogen und durch den Schullehrer des Ortes gut unterrichtet wurde, so concentrirte sich sein Interesse doch hauptsächlich auf Wartung und Pflege der Pferde, auf Hufbeschlag und Pferdekuren, worin er auch bei einem alten Kurschmied im Dorfe Belehrung suchte. Seiner immer mächtiger gewordenen Neigung folgend, ging er 1786 auf die Thierarzneischule in Dresden, um sich dort zum Roßarzt und Bereiter auszubilden. Nachdem er diesen Aufgaben die nächsten drei Jahre gewidmet und inzwischen auch einige Instructionsreisen gemacht hatte, wurde er als Lectionsbereiter im kurfürstlichen Marstalle und als Gehülfe bei dem Veterinärarzt Hirsch, sowie bei dem Professor Reider verwendet, wobei er vielfach Gelegenheit fand, sich weitere Kenntnisse aus dem Bereiche der Thierarzneikunst und größere Fertigkeit in der Pferdedressur anzueignen. Da ihm jedoch in dieser Stellung keine Aussichten auf baldige Verbesserung geboten waren, trat er 1791 als Cadet bei dem um jene Zeit errichteten sächsischen Husarenregiment ein und wurde auch bald darauf als Fahnenjunker mit der Instruction der jüngeren Officiere in der Reitschule, sowie mit der Beaufsichtigung der Fahnenschmiede betraut. Im J. 1792 schon zum Officier befördert, machte er auch die nächsten Feldzüge des Regimentes am Rhein mit und fand dabei umfassende Gelegenheit, seine bezüglichen Kenntnisse in der Veterinärpraxis zu verwerthen und neue Erfahrungen auf dem Gebiete zu sammeln. Aus seiner so bevorzugten Position erwuchs ihm mancher Vortheil, indem er nach dem Schluß des Feldzuges vielfach als Instructor für Pferdekenntniß, Reitkunst und Roßarzneikunde in Anspruch genommen wurde und sich auch mit der litterarischen Bearbeitung seiner Erfahrungen befassen konnte. Dabei versäumte er jedoch nicht, seine eigene weitere Ausbildung theils durch Privatstudien, theils durch Ausführung wissenschaftlicher Reisen zu fördern, und er besuchte zu diesem Behufe die Veterinärschulen in Hannover, Berlin und Wien. Da er außerdem häufig als Rathgeber oder Vermittler beim Pferdekauf zu functioniren hatte, nahm er Anlaß, sich selbst nebenher mit dem Pferdehandel zu befassen und namentlich sich bei der Remontirung herrschaftlicher Marställe zu betheiligen. Zur Wahrung einer gewissen Operationsbasis errichtete er in Leipzig ein Institut für Unterweisung in der Reitschule und Roßarzneikunde, besorgte von hier aus seine Privatpraxis [illegible] seine geschäftlichen Commissionen, führte Verbesserungen beim Reit- [illegible] zeuge

ein und erübrigte auch noch Zeit für die Functionen eines Stallmeisters, welche ihm von mehreren Hofhaltungen übertragen waren. Mit der wachsenden Ausbreitung seines weit über Deutschlands Grenzen hinausgreifenden Pferdehandels hielt jedoch seine geschäftliche Routine keinen Stand, er hatte dem mit diesem Geschäfte verknüpften großen Risiko nicht hinreichend Rechnung getragen und erlitt nach kurzer Zeit so bedeutende Verluste, daß er den ganzen Pferdehandel aufgeben mußte. Nachdem er sodann wieder in der Ausübung der thierärztlichen Praxis und in der Leitung der Reitschule einen gesicherten Halt gefunden und auch der schriftstellerischen Thätigkeit sich wieder zugewandt hatte, wurde er 1805 als königl. sächsischer Traindirector und Oberpferdearzt angestellt, welches Amt er noch 22 Jahre bekleiden konnte. Durch diesen Dienst war ihm in jener kriegerischen Zeit eine große Summe schwieriger Aufgaben zugetheilt, welche er indeß mit Pflichttreue und Sachkenntniß zur Erledigung brachte. Nicht nur die ganze Mobilisirung des Artillerie- und Armeefuhrwesens, sowie die Remontirung der Cavallerie, sondern auch die Unterweisung der Officiere und Unterofficiere im Trainwesen waren ihm damit übertragen worden, und er hatte sich in diesen Functionen an allen von den sächsischen Truppen zu jener Zeit unternommenen Feldzügen betheiligen müssen. Für seine bewährten Dienstleistungen wurde er schon während des Krieges zum Rittmeister und Major der Cavallerie befördert und nach dem Friedensschluß auch als Lehrer an der königl. Thierarzneischule in Dresden angestellt. In Anerkennung seiner bei der Behandlung einer im königl. Marstalle ausgebrochenen Pferdeseuche bewiesenen Tüchtigkeit wurde er mit dem Ritterkreuze des königl. sächsischen Civilverdienstordens decorirt und später auch noch wegen seiner beachtenswerthen schriftstellerischen Leistungen zum Ehrenmitglied von der „königl. sächsischen ökonomischen Gesellschaft", von dem „Verein für Wissenschaft und Kunst in Baiern" und von der „Naturforschenden Gesellschaft in der Schweiz" ernannt. Aus der großen Zahl seiner litterarischen Arbeiten seien nur folgende hier erwähnt: „Der Taschenschmied oder Taschenroßarzt", 1793 (zwölfmal aufgelegt), „Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht", 1795, „Handbuch über Erkenntniß und Kur der gewöhnlichen Pferdekrankheiten" (dreimal aufgelegt), „Handbuch der niederen und höheren Reitkunst", „Handbuch der praktischen Heilmittellehre für angehende Roßärzte", „Zeitung für die Pferdezucht, Pferdekenntniß und den Pferdehandel, sowie für Roßarzenei- und Reitkunst", „Die Hausthiere, ihre Zucht, Kenntniß, Pflege, Abrichtung und Heilung ꝛc." Das ihm übertragene Lehramt übte er 8 Jahre hindurch mit bestem Erfolge aus, und als ihn später eine zehrende Kränklichkeit zur Einschränkung seiner Thätigkeit nöthigte, war er unablässig bemüht, theils mit dienstlichen Aufgaben, theils mit Privatarbeit den Rest seiner Tage auszufüllen.

Vergl.: Neuer Nekrolog der Deutschen, 17. Jahrgang, II. Theil.

C. Leisewitz.

Tennemann: Wilhelm Gottlieb T., Geschichtschreiber der Philosophie, geboren am 7. December 1761 zu Kleinbrembach im Erfurter Gebiet als Sohn des dortigen Dorfpfarrers. In seinem fünften Lebensjahre wurde er von einer schweren Blatternkrankheit befallen und von deren Folgen Jahre lang in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung gehemmt. Er genoß sodann, wie seine Geschwister, den Unterricht seines pflichtgetreuen, thätigen, vielseitig gebildeten aber hypochondrisch verstimmten Vaters und besuchte hierauf von 1778—1[illegible] das Gymnasium in Erfurt. Nach dem Abgang von dieser Anstalt bezog [illegible] Erfurter Universität, wo er, durch Lossius in das Studium der Philoso[illegible] geführt, den Plan, sich der Theologie zu widmen, aufgab und, nam[illegible] die Lectüre einiger Dialoge Platon's und die Unsterblichkeitsfrage

definitive Geistesrichtung erhielt. Zu Ostern 1781 siedelte er an die Universität Jena über, hörte hier bei Ulrich philosophische Vorlesungen und vertiefte sich in das Studium von Kant's Kritik der reinen Vernunft, die ihn gleichzeitig anzog und zum Protest herausforderte. Bei seiner Magisterdisputation (1788) unternahm er eine Widerlegung der Kantischen Kritik der rationalen Psychologie (vgl. De quaestione metaphysica, num sit subjectum aliquid animi, a nobisque cognosci possit etc. Jenae 1788); doch überzeugte er sich bald durch genauere Beschäftigung mit den Schriften der Sokratiker, besonders des Plato, sowie durch wiederholtes Lesen der Kritik der reinen Vernunft von der Unmöglichkeit eines dogmatischen Unsterblichkeitsbeweises und von der Berechtigung des Kantischen Kriticismus. Als Ergebniß dieser Forschungen traten mehrere Arbeiten Tennemann's in die Oeffentlichkeit, wie die „Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit“ (Jena 1791) und das „System der Platonischen Philosophie“ (4 Bände, Leipzig 1792—95). Gleichzeitig hatte sich T. in Jena als Privatdocent habilitirt, lieferte Uebersetzungen von Hume's „Untersuchung über den menschlichen Verstand“ (mit einer Einleitung von Reinhold, Jena 1793), sowie von Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand“ (3 Theile, Jena 1795—97), und erweiterte mehr und mehr sein Interesse auf die gesammte Geschichte der Philosophie alter und neuer Zeit, die ihm nach den mancherlei Vorarbeiten von Brucker bis auf Tiedemann, einer neuen Bearbeitung bedürftig erschien. Die Herausgabe seines vielbändigen Werkes über Geschichte der Philosophie begann T. noch in Jena, wo er sich 1795 mit Christine Sophie Johanne Rus verheirathete und 1798 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde. Nachdem er sich im Ganzen zweiundzwanzig Jahre lang in Jena aufgehalten hatte, erhielt er 1804 einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor und Nachfolger Dieterich Tiedemann's an die Universität Marburg. Dort brachte er, in rastloser Thätigkeit als Schriftsteller und als Lehrer beschäftigt, von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Ehrenmitglied ernannt, den Rest seines Lebens zu. Außer seinem großen historischen Werke veröffentlichte er eine Uebersetzung von J. M. Degerando's „Vergleichender Geschichte der Systeme der Philosophie“ (2 Bände, Marburg 1806), sowie einen kurzgefaßten Grundriß der Geschichte der Philosophie, dessen spätere Auflagen von Amadeus Wendt herausgegeben worden sind. T. wurde 1816 Universitätsbibliothekar und starb in Marburg am 1. October 1819. — Tennemann's „Geschichte der Philosophie“ (11 Bände, Leipzig bei Ambrosius Barth 1798—1819) hat auf Grund sehr umfassender eigener Quellenstudien manches vorher unbekannte Material zu Tage gefördert, das Ganze des massenhaften Stoffs in wohlgegliederter Uebersichtlichkeit geordnet und vom Standpunkt der Kantischen Philosophie aus einer nüchtern gewissenhaften Beurtheilung unterzogen. Das Werk nimmt, obwohl von späteren Forschungen vielfach überholt, in der Fachlitteratur eine geachtete Stelle ein.

F. W. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte XVI, 97—105, XVII, 393. — C. Fr. Christ. Wagner, Memoria Tennemanni etc. Marburg 1819. 34 S., 4°. — G. A. L. Creuzer, Rede am Grabe Tennemann's 1819. — Meusel's Gelehrtes Teutschland VIII ff. O. Liebmann.

Tenner: Karl Christian T., lyrischer Dichter, wurde am 16. April 1791 zu Grünstadt in der bairischen Pfalz geboren und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, um später Theologie zu studiren. Doch mußte er diesem Wunsche entsagen, da infolge von mancherlei durch die französischen Bedrückungen herbeigeführten Unglücksfällen die finanziellen Verhältnisse der Eltern ein Studium des Sohnes nicht mehr ermöglichten. Er suchte also seit seinem 18. Lebensjahre sich sein Brot als Schreiber zu verdienen, versäumte daneben aber nicht, seine Kenntnisse, besonders in der Philologie, zu ergänzen und zu vertiefen. Nach

dem Einmarsch der Verbündeten in die Pfalz trat er zu Anfang des Jahres 1814 in die Dienste der provisorischen Verwaltung auf dem linken Rheinufer, ward nach dem Frieden als Beamter in den großherzogl. hessischen Staatsdienst übernommen und 1816 als Secretär bei der Regierung in Mainz angestellt. Als ihn im Jahre 1820 Familienverhältnisse bewogen, seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen, lehnte die Behörde nicht nur dieses Gesuch ab, sondern berief ihn unter Bezeigung ihres Wohlwollens nach Darmstadt, wo er 1821 als Calculator bei der neu errichteten Oberfinanzkammer angestellt und 1831 als Revisor zur Steuercontrole versetzt wurde. Nach einer schweren Krankheit, welche ihn bei der außergewöhnlichen Anstrengung in seiner letzten Stellung Ende 1838 befiel, wurde er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im April auf sein Nachsuchen in den Ruhestand versetzt. Er wandte seine Mußezeit nun ausschließlich der Poesie zu, und eine Menge eigener Dichtungen wie auch Bearbeitungen nordischer Lieder, wozu er die Sprachstudien selbständig machte, erschienen im Laufe der folgenden Jahre in den verschiedensten Almanachen und Anthologien; eine Sammlung derselben wurde indeß erst nach seinem Tode unter dem Titel „Gedichte“ (Darmstadt 1870) veröffentlicht. Es sind äußerst sangbare Poesien und daher auch vielfach von den bedeutendsten deutschen Musikern componirt worden. Wir besitzen außerdem von T. zwei Liederspiele: „Die Fischerhütte am Brienzersee. Ein Schweizergemälde mit einheimischen Volksmelodien und Tanz“ (1852) und „Die Mühle im Odenwald. Ein Lustspiel mit hessischen Volksmelodien und Tanz“ (1853). T. starb in Darmstadt am 30. October 1866.

J. Marbach, Hessisches Dichterbuch, 1857, S. 366. — Einleitung zu den „Gedichten“.
Franz Brümmer.

Tengler: Ulrich T., Landvogt zu Höchstädt, Verfasser des Layenspiegels, geb. muthmaßlich zwischen 1435 und 1445 zu Heidenheim, ob in dem württembergischen Städtchen an der Brenz oder in dem gleichnamigen bairischen Marktflecken am Hahnenkamme ist ungewiß; † während der ersten vier Monate des Jahres 1511.

Ueber Tengler's Lebensgang ist bis zu seiner Anstellung bei der Reichsstadt Nördlingen nichts auf uns gekommen. Zweifellos hat er sich in seiner Jugend humanistischen Studien gewidmet, wenn er auch keine eigentliche akademische Erziehung genossen. Jene Anstellung erfolgte am Montag vor dem St. Michaelstage 1479 als Oberrathschreiber vorläufig auf ein Jahr mit einem Gehalte von 40 fl. und freier Wohnung. In der Pfingstwoche 1483 wurde der Vertrag auf Lebensdauer erneuert unter Erhöhung des Jahresgehaltes auf 100 fl. und der Vergünstigung „zwei redlich Substituten als Cantzleischreiber zu halten“. Aber schon gegen Ende des Jahres 1483 legte T. aus unbekannten Gründen sein Amt nieder, blieb jedoch der Stadt „zu Dienst und Beistand“ verpflichtet aus Dankbarkeit, daß Bürgermeister und Rath „aus besonderer Neigung ihm und seynen Kindern zu Ergötzlichkeit ain Erung getan“. Später erhielt T. die bedeutende Landvogtei Höchstädt, welche 1505 als Theil des Herzogthums Pfalz-Neuburg an die Kurpfälzer Linie fiel. Ueber seine weitere amtliche Thätigkeit berichtet T., daß er „ettlich jar unnd zeiten bei seinen gnädigen, des heiligen reiches Fürsten, Herrn, Stetten und anderen in erbern (ehrbaren) geschäfften, ambten, gerichtlichen, bürgerlichen und peinlichen sachen u. auch anderen enden mermals zu handeln gebraucht worden“, von welchen Dienstleistungen manche nur vorübergehend gewesen sein mögen. So gewann T. eine reiche Summe praktischer Erfahrungen; aber auch seine Kenntnisse trachtete er zu vermehren, da er nach eigener Angabe „bei hochgeübten, geleerten und rechtweysen Rath, Unterricht und gute lehren“ erholte. Mit den Ingolstädter Ge-

lehrten stand er (wie wir aus dem Briefe an seinen Sohn Christoph wissen) in näheren Beziehungen und schrieb Jacob Locher, genannt Philomusus, Poesie-Professor in Ingolstadt, zur ersten Ausgabe des Layenspiegels eine lateinische Vorrede im heroischen Versmaße. Als Landvogt verfaßte T. in vorgerückten Jahren seinen bekannten „Layenspiegel“, offenbar die Frucht langjährigen Fleißes. T. beabsichtigte mit diesem Hülfs- und Nachschlage-Buche die „Halbgelehrten“, welche ohne vorgängige kostspielige Rechtsstudien auf Hochschulen damals als Schreiber, Advocaten, Procuratoren, Notare, Rathgeber, Redner oder in anderer untergeordneter Beschäftigung sehr zahlreich bei Gerichten thätig waren, in den Rechten zu belehren und ihnen ein richtiges Verhalten vorzuzeichnen. Das Werk verbindet somit praktische Belehrung mit theoretischem Unterrichte und kann als systematische Realencyklopädie der populären Rechtswissenschaft für den Praktiker bezeichnet werden. . . . . . T. sandte das Manuscript an Sebastian Brant in Straßburg, welcher hierdurch offenbar geschmeichelt, in der von ihm verfaßten Vorrede berichtet, daß T. „sein besonder günstiger und gebietender Herr solch Werck seiner klainmütigkeit zugefügt habe“ und dasselbe (in offenbarer Uebertreibung) mit den Verdiensten der berühmten Seefahrer des 15. Jahrhunderts vergleicht. Brant's Vorrede schließt mit einem längeren Lehrgedichte über die nothwendige Kenntniß des geschriebenen Rechtes. Der Verfasser hatte als Vorbild seines Werkes das speculum juris des Italieners Durantis († 1296) gewählt. Es zerfällt gleich letzterem in drei Theile und wird „im ersten buch, von etlichen person gehandelt, so zu weltlicher regierung inner und ausserhalb rechtens in Städten, merkten und anderen ennden gewondlichen gebraucht worden“; — „im anderen buch von gerichtlicher ordnung und wenigerley formen in burgerlichen sachen“ (vom Civilprozesse), im dritten Buch „von peinlichen sachen“ (Strafprozeß). Neben Durantis, Aristoteles, der Bibel, den Quellen des gemeinen Rechtes und dem Schwabenspiegel hat T. auch die italienische Jurisprudenz und etwa zehn der beliebtesten populären Fachschriften jener Zeit benützt, welch' letztere er mehr oder minder vollständig seiner Arbeit einverleibte. Indem aber der ausführlicher gehaltene Layenspiegel das Wesentliche dieser Schriften in sich aufnahm, konnten letztere fortan die alte Bedeutung nicht mehr behaupten und geriethen rasch in Vergessenheit. Auf diese Weise bildet Tengler's Buch nebst dem etwas jüngeren „richterlichen Klagspiegel“ (einem von Sebastian Brant ziemlich flüchtig überarbeiteten, 1516 in Straßburg zuerst erschienenen Rechtsbuche) den Abschluß der populären Rechtslitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Ueber ganz Deutschland verbreitet stand es während 6 oder 7 Jahrzehnten in ununterbrochener Anwendung und ausschließender Geltung; weshalb kein Werk nachhaltiger und erfolgreicher die Einbürgerung der fremden Rechte in die Praxis der Untergerichte gefördert hat. Den Layenspiegel verdrängte allmählich die gelehrte Litteratur unter Führung des Zasius und seiner Schule.

Im dritten Theile des Spiegels (Bl. 190—95) berichtet T., daß wegen Zweifels der Juristen an der Wirklichkeit des Hexenwesens dieses lange unbestraft geblieben sei und bis zum Erscheinen des malleus maleficorum merklich zugenommen habe. Indem der Autor aus letzterem einen Auszug gibt, ist leider nicht zu bezweifeln, daß er bei seinem mächtigen Einflusse der Verfolgung der Hexen, jener traurigsten Verirrung der Rechtspflege, nicht unerheblich Vorschub geleistet. — Der Layenspiegel erschien zuerst 1509 zu Augsburg bei „Meister Hansen Otmar“, und ist diese Ausgabe eine typographische Seltenheit geworden; schon in den folgenden Jahren — 1510 und 1511 — erschienen zu Straßburg zwei unbefugte Nachdrucke; T. selbst aber bereitete eine zweite, vermehrte Auflage vor, welche als „Der new Layenspiegel“ 1511 zu Augsburg kurz nach Tengler's Tod mit 2 verschiedenen Titelblättern die Presse verließ. Die Ver-

mehrung ist eine namhafte, da die frühere Auflage 174, die zweite (nach
Zählung) 260 Blätter enthält, aber auch inhaltlich so bedeutend, daß zu
erst durch sie das Werk seine geschichtliche Bedeutung gewann. Diese zw
lage ist um so beachtenswerther, als sie die letzte ist, welche der Verfass
besorgte, da er (wie oben bemerkt) während des Druckes mit Tod abgi
weil die folgenden Ausgaben bloße Wiederholungen jener von 1511 sind.
im nächsten Jahre 1512 wurde in Augsburg eine neue Auflage ver
welche mit geringen Abweichungen mit der vorhergehenden übereinstimm
1514 bis 1560 sind 10 weitere ziemlich gleichlautende Ausgaben bekan
Druck ausnahmslos in Straßburg besorgt wurde.

Der zweiten Auflage ist ein Epitaphium Udalrici Tenngler in 3
beigegeben, aus dem wir erfahren, daß T. dreimal verheirathet w
24 Kinder — 14 Söhne und 10 Töchter — hatte. Auf einem dieser
gleichfalls beigefügten Holzschnitte in Folio sehen wir T. als älteren,
Mann in pelzverbrämter Schaube, wie er knieend in Gegenwart d
Kurfürsten dem Kaiser (Maximilian I.) sein Werk überreicht. Ihn
seine 14 Söhne, voran Christoph, sicher erkennbar an der Tonsur.
war nach den Ingolstädter Annalen 1511 Rector und wird als artium
pontificii doctor et collegiatus aufgeführt. Auf der anderen Seite des Bild
die drei Frauen mit ihren sämmtlichen Töchtern. — Ueber T. und desse
spiegel hat Prof. D. Stintzing ebenso gründliche als umfassende Forschungen
und deren Ergebniß in seiner Geschichte der populären Rechtslitteratur nie

Stintzing a. a. O. S. 409—447. — Derselbe, Geschichte der
Rechtswissenschaft, I. Abth., S. 85—87. — Stobbe, Gesch. d. dtsch.
quellen II, 170—73. Eisen

Tennhart: Johann T., Schwärmer, † 1720. Als am E
17. Jahrhunderts der religiöse Subjectivismus gegen die Orthodoxie St
erhoben sich neben dem besonneneren Pietismus die mannichfaltigsten Sc
die wie Pilze aus der Erde schossen und jeder in seiner Weise Kirche u
reformiren und beseligen wollten. Eine nicht unbedeutende Rolle
diesen Kreisen der Nürnberger Barbier und Perückenmacher Johann T
Schriften nicht bloß einen großen Theil seiner Zeitgenossen nachhaltig b
sondern selbst noch im 19. Jahrhunderte bei den württembergischen
borgianern neue Freunde erhalten haben. Hier ist er sogar gefeiert
letzte Posaune" d. i. als der letzte Verkünder göttlicher Voroffenbarung
wirklichen Eintritt der (Swedenborgianischen) neuen Kirche. Vgl. Schr
Gott (s. unten) Einl. S. XV. T. stammte aus bäurischen Verhältni
wurde am 2. Juni 1661 in dem Dorfe Dobergast zwischen Hohenmö
Pegau in Sachsen geboren. Seinen Beruf fand er im Barbierhandwerk,
auf seinen Wanderungen in der Fremde nach Nürnberg, kam durch
schäfte und eine reiche Heirath in ansehnliche Vermögensverhältnisse un
sich als Bürger von Nürnberg in einer recht angenehmen Lage. Sch
Erfahrungen aber (der Tod seiner Ehefrau und eines Kindes, Vermöger
und eigene Krankheiten) ließen ihn sich gänzlich von den zeitlichen Di
machen und dem inneren Christenthum sich widmen. Er bildete sich
Gott selbst mit ihm spreche und ihn zum Träger neuer Offenbarunge
Seine schwärmerischen Empfindungen sah er als „Worte Gottes" a
über die Bibel stellte, und auf Grund solcher Wahrnehmungen hielt e
beauftragt, alle Welt zur Buße zu rufen. Ganz besonders sah er es
die Geistlichen ab, denen er die Verweltlichung der Christenheit ha
schuld gab. Seine erste „Offenbarung" datirte T. vom 27. October 1
er in der Nacht zum ersten Male eine Stimme in sich gehört, die drei

nder zu ihm gesprochen: „Merk auf, was ich dir sage . . . ich sage dir ge- und fürwahr, der Glaub ist auch verloschen gar! Sieh zu, du stehst in ßer Gefahr" u. s. w. (Er pflegte viel zu reimen). Von da fühlte und nte er sich Canzlisten des großen Gottes in dessen weitem großem Königreiche schrieb nun unausgesetzt, was das innere Wort ihm eingab. Zunächst be- en das die Geistlichen Nürnbergs zu spüren, gegen welche er am 20. Februar 8 dem Rathe ein „Traktätlein" übergab (das später in seinem Werke „Gott in soll die Ehre sein" u. s. w. Nürnberg 1710, gedruckt wurde). Die Ant- t war, daß er zum ersten Male gefangen gesetzt wurde. Im Winter 1714/15 de er noch einmal gefänglich eingezogen. Um sich von der ihm lästigen ufsichtigung des Nürnberger Rathes frei zu machen, gab er 1717 sein dortiges gerrecht auf und ging auf Reisen, um als besagter Canzlist des großen es dessen Einsprachen unter die Leute zu bringen. Er schrieb mit großer kenntniß in behaglicher Breite, viele Reime in prosaischer Sprache ein- end, mit der Zuversicht eines Propheten. Einer strengen Lebensart hinge- und meist zu Fuß wandernd, ermattete er aber bald und starb am September 1720 zu Kassel. Die dortige Geistlichkeit hat ihn ehrlich be- en. T. scheint zu den liebenswürdigen und unschädlichen Schwärmern gehört aben, die nur an einem Punkte incorrigibel sind, sonst aber niemand ein s anthun. Welche begeisterte Anhänger er gefunden hat, beweist die apolo- che Schrift, welche sein Freund Tobias Eisler (s. unten) 1724 herausgegeben

Daß die Geistlichkeit nicht bloß Nürnbergs sondern vieler anderer Orte diesen „Canzlisten Gottes" nicht gut zu sprechen war, erklärt sich zur ge aus der Opposition, welche er gegen die bestehenden evangelischen Kirchen eb. Da er lediglich dem „inneren Worte" folgte, so mußte er als conse- ter „Inspirirter" das äußere Wort Gottes, die Bibel, die äußere Kirche, äußeren Cultus, Predigtamt, Taufe, Abendmahl, Sonntagsfeier u. s. w., auch die ganze Kirchenlehre geringschätzen oder gar bekämpfen. Und er hat ethan. Zeugen des sind seine zahlreichen (meist mit langathmigen Titeln henen)

Schriften: „Gott allein soll die Ehre sein" ꝛc. (mehrere einzelne Sch[illegible] rnberg 1710); „Worte Gottes und letzte Warnungs- und Erbarmung[illegible] Christi" u. s. w. (1710 und 1711. Beide neugedruckt (letzteres freilich [illegible] Anfang nach) in „Schriften aus Gott durch J. Tennhardt hrsg. [illegible] acker", Tübingen und Leipzig 1837); „Nothwendige und von Herrn [illegible] irte Erklärung" (1713); „Höchstnothwendige und zur Seelen-[illegible] liche Erklärung" (1715); „Fernere nöthige und zur Seelen-[illegible] liche zweite Erklärung" (1717); „Nützliche und höchstn[illegible] 18). Außerdem existiren mehrere von Freunden hergest[illegible] en Schriften. Die Titel seiner eigenen und der von [illegible] geschriebenen Schriften in der Schrift Eisler's (s. unten) [illegible] hrichten", Jahrg. 1726, 133 und in Zedler's [illegible] 44) s. v. Tennhart.

Zu vergl. Lebenslauf (T.'s), von ihm selbst [illegible] Gott allein soll die Ehre sein" ꝛc. (1710). [illegible] ontinuation, ebenfalls von ihm selbst, in [illegible] 1710), S. 137—622. — Eisler (Tobias) [illegible] Denckmahl, in der Form einer Inscription [illegible] nd zum Druck befördert 1723 u. 1724. — [illegible] . Zedler's Universallexikon a. a. O. [illegible]

Tentzel: Wilhelm Ernst T., [illegible] ußen (in Thüringen, an der Helbe) [illegible]

Zeit darauf aber als Superintendent nach Arnstadt versetzt zu werden. Hier erhielt T. den ersten grundlegenden Unterricht und bezog im J. 1677 die Universität Wittenberg, wo er sich in theologischen, philologischen und historischen Disciplinen mit Eifer und Erfolg ausbildete; noch im J. 1683 wurde er Adjunct der philosophischen Facultät und veröffentlichte er die erste Probe seiner nicht geringen Gelehrsamkeit. Das Jahr 1715 verlebte T. nicht unthätig größtentheils in Arnstadt, wohin ihn der Tod seines Vaters gerufen hatte. Das darauf folgende Jahr brachte ihm den erwünschten Ruf als Lehrer an das Gymnasium zu Gotha, eine fesselnde Stellung, die dadurch an Anziehungskraft gewann, daß er kurz darauf zum Inspector des fürstlichen Münzcabinets ernannt wurde. Siebzehn Jahre hat er in diesem Amt ausgehalten, zuglich schriftstellerisch ungemein thätig und überdies von vielfachen Reisen in Anspruch genommen, die deutlich beweisen, welche Anerkennung er bereits in der gelehrten Welt errungen hatte. Als einen officiellen Ausdruck dieser Anerkennung kann man auch seine Ernennung zum sächsischen Historiographen ernestinischer Linie betrachten. Das Jahr 1702 schien ihm eine mehr befriedigende Belohnung seiner litterarischen Verdienste bringen zu wollen. Er wurde als kursächsischer Archivar mit dem Titel eines Rathes und Historiographen nach Dresden berufen, nachdem er kurz zuvor die Vorstandschaft des Wiener Archivs, als Nachfolger Nessel's, abgelehnt hatte, weil er die daran geknüpfte Bedingung eines Uebertritts zum katholischen Bekenntniß nicht erfüllen wollte. T. folgte diesem Rufe in Anbetracht der kostbaren Schätze des Archivs, dessen Directorium ihm angeboten wurde, gern, aber schon ein Jahr darauf (1703), verlor er aus einem bis heute nicht vollständig aufgeklärten Grunde sein Amt und verlebte die ihm noch zugemessenen vier Jahre seines Lebens in Noth und bittrer Armuth. Am 17. November 1707 ist er gestorben. Die Gründe seiner Amtsentsetzung gereichen, soweit sie vermuthet werden können, der kurfürstlichen Regierung aber nicht zur Ehre, um so wünschenswerther wäre es, daß das Dunkel, das noch darüber schwebt, endlich einmal gründlich gelichtet würde.

T. gehört zu den fruchtbarsten und arbeitsamsten Gelehrten seiner Zeit. Bekannt sind seine „Monatlichen Unterredungen von allerhand Büchern", die in den Jahren 1689 bis 1698 erschienen sind, woran sich dann die „Curieuse Bibliothek" geschlossen hat. Im Fache der Diplomatik, die damals eben in ihre Blüthezeit eintrat, hat er mit ebenso rühmlichen Kenntnissen als Scharfsinn gearbeitet. Im Gebiete der Münzkunde zählt er zu den gediegensten Bearbeitern dieser Disciplin. In Sachen der Historie selbst haben namentlich seine Nachträge zu Sagittar's „historia Gothana" und seine „Geschichte des Mark- und Landgrafen Friedrichs in Meißen" gebührende Anerkennung gefunden. Auch für das Collegium historicum imperiale hat er eine hingebende Theilnahme documentirt u. s. w. Seine zerstreuten zahlreichen größeren und kleineren Schriften finden sich bei Adolf Clarmund (Leben und Schriften Tentzel's, Dresden und Leipzig 1708) und bei Jöcher Bd. IV aufgeführt.

Vgl. des Unterzeichneten Geschichte der deutschen Historiographie, passim, und R. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Wegele.

Tentzl: Ernst T., geboren 1658 zu Frankenhausen, † am 20. Juni 1735 zu Erfurt. T., dessen gleichnamiger Vater gräflich Schwarzburgischer Kammerrath zu Frankenhausen war, machte seine Universitätsstudien in Leipzig und Tübingen, erwarb dort 1680 das Licentiat und begab sich zur weiteren juristischen Ausbildung nach Straßburg, wo er noch weilte, als diese deutsche Reichsstadt in französische Hände fiel. Hierauf bereiste er Frankreich, England, Holland, die spanischen Niederlande, kam 1685 nach Erfurt, wurde im nächsten Jahre Doctor beider Rechte, 1691 außerordentlicher Professor der Jurisprudenz, 1697 Rector

magnificus, 1700 Professor der Pandecten, 1704 Assessor bei der Juristen-Facultät. 1707 verließ er den Katheder unter gleichzeitiger Ernennung zum Stadtgerichtsassessor, Syndikus beim evangelischen Rathe und Inspector des Gymnasiums, 1714 trat er als Bürgermeister an die Spitze der städtischen Verwaltung, welch ehrenvolles Amt er noch 6 Mal bekleidete, 1716 erfolgte seine Ernennung zum kurfürstlich Mainz'schen Regierungsrath, 1717 legte er das Syndikat nieder, und starb 1735 hochbetagt, in einem Alter von 77 Jahren. Er verfaßte „Tabulae institut." und von 1704—33 gegen 80 akad. Dissertationen nebst 8 Programmen.

Seine drei Söhne studirten die Rechte, und erlangten zwei derselben Johann Friedrich und Ernst Emanuel den juristischen Doctorgrad. Ersterer veröffentlichte „Notitiam imperiorum totius orbis" (Hamburg 1716, 12°); Letzterer, 1699 in Erfurt geboren, wurde dortselbst zum Gerichtsassessor sowie zum Beisitzer der Erfurter Juristenfacultät ernannt, schrieb außer ein Paar Programmen drei civilistische Dissertationen, und starb 1729 im jugendlichen Alter von 30 Jahren.

Jöcher sub voce Tentzl. — Zedler T. 42 p. 896—901. Eisenhart.

Tepelius: Johannes T., kaiserlich gekrönter Poet und unter dem Namen „Lilidan" seit 1672 Mitglied des Pegnitzordens, wurde geboren am 16. April 1649 zu Schauenstein im Vogtlande. Auf dem Gymnasium zu Heilsbronn und dem Collegium Christian-Ernestinum zu Bayreuth vorgebildet, studirte er auf den Universitäten zu Altdorf, Gießen und Tübingen Philosophie. Daneben versuchte er sich, durch seinen Gönner und Verwandten Sigmund v. Birken angeregt, in lateinischen und deutschen Gedichten. Als Präsident des Blumenordens vertraute ihm Birken die „Leitung der Heerde zu Altdorf" an. In Gießen verfaßte T. 1673 „deß Blumen-Genossen Lilidans geküßte Lysis", eine schwülstige Naturbetrachtung, welche den streng religiösen Sinn des jugendlichen Verfassers und seine völlige Befangenheit in der geschraubten Ausdrucks- und Empfindungsweise der Pegnitzschäfer bezeugt. In diese kleine Prosaschrift nahm er eine Anzahl älterer Gelegenheitsgedichte auf, welche durch geschmacklose Onomatopöieen und übertriebene Verwendung des Binnenreims deutlich an die Erzeugnisse der Birken'schen Muse erinnern. Am 13. August 1673 erlangte T. zu Tübingen die Magisterwürde auf Grund seiner „Historia Philosophiae Cartesianae". Dieselbe gibt einen kurzen Ueberblick über das Leben und die Werke des Cartesius und stellt die Ansichten der Anhänger und Gegner seiner Philosophie gegenüber. Zum Schluß sind Gutachten einzelner Universitäten und verschiedener Lehrer Tepelius' über den Werth bezw. die Gefährlichkeit der Cartesianischen Schriften angehängt. — Nach seiner Promotion übernahm T. in Reutlingen die Stelle eines Informators. Ueber sein weiteres Leben fehlen Nachrichten.

Amarantes (Herdegen), Histor. Nachricht vom Blumenorden, Nürnberg 1744 und die Dedication zu Tepelius' Historia Phil. Cartesianae. — Universitätsmatrikeln von Erlangen (Altdorf) und Tübingen.

Ludwig Pariser.

Terburg: Gerard T., auch Ter-Borch genannt, trefflicher Maler, geboren in Zwolle 1608. Wer ihn in der Kunst unterrichtete, ist unbekannt; er malte Bildnisse und Genrebilder, in beiden war er sehr glücklich. Er lebte eine Zeit lang in Harlem, wo der dortselbst thätige Franz Hals auf ihn glücklich einwirkte. Houbraken sagt, daß sein Vater, der sich in Rom aufhielt und ein tüchtiger Maler war, seinen Sohn unterrichtete, was sonst unbekannt ist. Als dieser als Maler ausgebildet war, besuchte er in vielen Reisen verschiedene Länder, wie Houbraken sagt: Deutschland, Italien, England, Frankreich, Spanien, die Niederlande. Doch kam er kaum nach Italien. Im J. 1648 kam er nach Münster zu den Friedensverhandlungen. Hier lernte er den Grafen Pignoranda

aus Spanien kennen, den er portraitirte und der ihn mit sich nach Spanien nahm, nachdem er voraus die ganze Gesellschaft, die sich in der Versammlung des Friedensschlusses befand, in einem Gesamtbilde verewigt hatte. In Spanien machte sich der Künstler mit seiner Thätigkeit berühmt, er malte den König und viele Damen und Vornehme des Hofes, so daß ihm die herrlichsten Geschenke zu Theil wurden. Die schmeichelnden Liebenswürdigkeiten der Frauen zwangen den Künstler das Land zu verlassen, er zog nach England, wo ihn die Kunst auch Vieles gewinnen ließ. Darauf hielt er sich eine kurze Zeit in Paris auf und begab sich schließlich nach Deventer, wo er als ein in jeder Beziehung geschätzter Mann zum Bürgermeister ernannt wurde. Hier hat ihn im J. 1681 der Tod entführt. Er wurde in Zwolle feierlich begraben. Als Künstler ist der Meister im Lande wie in der Ferne immer sehr geschätzt geblieben. Ueber 100 Bilder sind von ihm bekannt, die allen Sammlungen als Meisterstücke angehören. Sein historisches Gemälde „der Friedensschluß in Münster" blieb in der Hand des Künstlers, dem man die verlangten 6000 Gulden nicht bezahlen wollte; Demidoff hat 1837 volle 45 500 Gulden dafür gezahlt. Das Bild wurde von Jonas Snyderhoef trefflich gestochen. Außerdem sind noch mehrere vorzügliche Bildnisse bekannt. Sehr geschätzt sind die Conversationsstücke mit Damen im weißen Atlas, mit gelber oder rother Jacke mit Hermelin verbrämt. Berühmt ist das Bild „Väterliche Ermahnung", dann auch „das Mädchen mit der Laute", „die Lautenspielerin", „die Dame, die vom Trompeter einen Brief bekommt", „der sitzende Officier" und dergleichen. Gute Stiche neben denen Snyderhoef's sind nach seinen berühmten Bildern gemacht von W. Vaillant, van Somer, Wille, Basan, Kaiser, W. Unger und anderen.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm. Wessely.

Terlee: Drost van T., Maler in Dordrecht, geboren daselbst 1636, † im Alter von 51 Jahren im J. 1687. Man nimmt zuweilen an, daß Drost und Terlee zwei verschiedene Künstler waren, doch soll T. den Beinamen van Drost geführt haben. Er war ein Schüler von Rembrandt und es werden verschiedene seiner Gemälde genannt, die mit Genie ausgeführt waren. So nennen wir eine Predigt des h. Johannes Baptista, eine Entführung der Europa. T. ging später nach Rom und war hier in der Kunst sehr fleißig war auch daselbst mehrere Jahre ein Lehrer von Lieve Verschuur. Nach Descamps gewöhnte er sich in Italien einen besonderen Geschmack der Zeichnungen an, wie es an seinem Bilde „Herodias empfängt den Kopf des h. Johannes", in Amsterdam zu sehen ist. Auch Genrescenen kommen vor, aber nur in Stichen, die indeß nur „Drost" als den Maler angeben. So eine Radirung von J. J. de Frey, „das Bild eines Kriegers", „das Bild eines lachenden Knaben" von R. Vaillant, in geschabter Manier, das in gleicher Art auch von Blooteling und später von R. Williams erschienen ist.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm, Siret, Descamps.

Wessely.

Ternite: Wilhelm T., Maler, wurde im Jahre 1786 in Neustrelitz geboren. Schon in jungen Jahren künstlerisch thätig, nahm er an den Befreiungskriegen als Freiwilliger, resp. Officier, theil, widmete sich aber nach Abschluß des Friedens aufs neue seinem künstlerischen Beruf. Im Auftrage König Friedrich Wilhelm's III., der ihn schon im J. 1810, wahrscheinlich als Portraitmaler, nach Berlin berufen hatte, ging er nach Paris, um als königl. preußischer Commissar die Reclamation der von den Franzosen entführten Kunstwerke zu bewirken und für den Ankauf der Giustinianischen Galerie thätig zu sein. Die Unterstützung des Königs machte es ihm möglich, den Aufenthalt in Paris bis zum Jahre 1823 zu verlängern und sich unter der Leitung des Baron Gros in

der Malerei zu vervollkommnen. Während seines Pariser Aufenthaltes fertigte er fünfzehn Zeichnungen nach einem Fiesole zugeschriebenen Gemälde, die von Forsell gestochen wurden. Sie erschienen als Prachtwerk in Großfolio zu Paris im J. 1817 unter dem Titel „Mariä Krönung und die Wunder des Heiligen Dominicus nach Johann von Fiesole, in fünfzehn Blättern, gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebst einer Nachricht vom Leben des Mahlers und Erklärung der Gemälde von August Wilhelm von Schlegel“. In Paris entstand auch eine Copie des unter der Last des Kreuzes zusammenbrechenden Christus nach Raphael's Spasimo di Sicilia, sowie die von Raphael's Erzengel Michael und ein selbständiges Oelgemälde, das Johannes den Täufer, das Kreuz an die Brust drückend, darstellt (Berlin, Schloß Bellevue). Nach Berlin zurückgekehrt erhielt T. Wohnung und Atelier im Ansbachischen Palais angewiesen. Bald darauf wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, den Grafen Ingenheim auf seiner Reise durch Italien begleiten zu dürfen. In Rom hatte er das Glück, eine Anzahl neu entdeckter Frescogemälde Mantegna's in großen Kreidezeichnungen copiren zu können. Seinen Aufenthalt in Neapel aber benutzte er dazu, sämmtliche Gemälde aus Herculaneum und Pompeji, die theils zu Portici, theil zu Pompeji aufbewahrt wurden, zu copiren. Diese Copien bestanden aus getreuen Durchzeichnungen der Conturen und aus farbigen Nachbildungen, die nach dem Urtheil Sachverständiger als Facsimiles gelten konnten. Nach Vollendung dieser Arbeit trat T. in Begleitung des Grafen Ingenheim die Rückreise nach Berlin an, wo er im Juli 1825 wieder eintraf. Doch ging er bereits im December desselben Jahres, mit einem neuen Urlaub des Königs versehen, noch einmal nach Italien, um seine Arbeit abzuschließen und die Herausgabe vorzubereiten. Indessen sollte noch eine Reihe von Jahren vergehen, bis T. im Stande war, die erste Lieferung seines monumentalen Werkes erscheinen zu lassen. Denn obwohl Goethe, dem „elf gemalte Stücke und nahe an hundert gezeichnete der Sammlung“ zu Gesicht gekommen waren, ihre Veröffentlichung warm befürwortete und auch der Dresdner Archäolog Carl August Böttiger sich für das Zustandekommen des Unternehmens interessirte, so kam doch das Jahr 1839 heran, ehe mit der Herausgabe begonnen werden konnte. Das Werk führt den Titel „Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum nach den Zeichnungen und Nachbildungen in Farben von W. Ternite. Mit einem erläuternden Texte von C. O. Müller“ und war ursprünglich auf 24 Hefte berechnet. Da sich aber seiner Vollendung nicht zu bewältigende Schwierigkeiten entgegenstellten — die Herausgabe des Werkes hatte T. in eine bedeutende Schuldenlast gestürzt — und vorgerücktes Alter T. an der Arbeit hinderte, entschloß er sich, im Jahre 1858 das Werk mit dem elften Hefte für abgeschlossen zu erklären. Den Text für die späteren Lieferungen hatte nach Müller's Tod F. G. Welcker geschrieben. Seit dem 21. Novbr. 1826 bekleidete T. die Stelle eines Aufsehers der Kunstwerke in und um Potsdam mit dem Titel eines Inspectors. Doch scheint ihn dieses Amt nicht sehr in Anspruch genommen zu haben, da er, wenigstens in den ersten Jahren, in Berlin wohnen blieb und nur aller vier bis sechs Wochen nach Potsdam reisen mußte, um die Sammlung zu inspiciren. Um so eifriger war er für den König mit dem Malen von Bildnissen beschäftigt. Er hatte gleich nach dem Tode der Königin Luise eine Pastellzeichnung angefertigt, die die Königin auf dem Todtenbette darstellte, und vollendete im J. 1827 ein lebensgroßes Bildniß von ihr im Reitkleide, das von der Kritik verschieden beurtheilt wurde. Später folgte ein Portrait Friedrich Wilhelm's III. und ein [illegible]großes Kniestück des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, sowie [illegible] Ingenheim, Bilder, welche viel Beifall fanden. Im J. 1837 malte [illegible] Auftrag des Königs für ein Zimmer des königlichen Schlosses ein [illegible]

Kaiser Franz II. von Oesterreich in österreichischer Marschallsuniform. Gleichzeitig entstand ein Bild des Prinzen Wilhelm von Preußen, wie überhaupt T. zahlreiche Mitglieder der preußischen Königsfamilie porträtirt hat. Als eines seiner besten Porträts wird das des Componisten Spontini angeführt. Seit dem 20. Mai 1834 zum Hofrath ernannt und im Jahre 1860 durch die Verleihung des Rothen Adlerordens ausgezeichnet, scheint T. im J. 1864 in den Ruhestand versetzt worden zu sein. Er starb am 22. October 1871.

Vgl. Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart 1827, VI, 169—182. — Kunstblatt, hrsgg. von Ludwig Schorn. 1829, X, 78; 1834, XV, 264. — Artistisches Notizenblatt. Hrsg. von C. A. Böttiger, 1828 Nr. 17. — Raczynski, Geschichte der neueren deutschen Kunst. Berlin 1841, III, 134—135. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. München 1848, XVIII, 248—250. — A. Seubert, Allgemeines Künstlerlexikon. Stuttgart 1879, III, 407—408. — Mittheilungen des Herrn Dr. Seidel aus den Personalacten des königlichen Hofmarschallamtes in Berlin. Die königlich öffentliche Bibliothek zu Dresden besitzt drei eigenhändige Briefe T.'s an C. A. Böttiger aus den Jahren 1825—1829, mit deren Hülfe sich die Angaben der angeführten Hülfsmittel erweitern, resp. verbessern lassen.

H. A. Lier.

Tersteegen: Gerhard T. (eigentlich ter Stegen, der Name ist völlig gleichlautend mit dem des Kölner Philosophen Gerardus ter Steghen, † 1480), der bekannte reformirte Mystiker und Dichter geistlicher Lieder, wurde im J. 1697 zu Mörs, der Hauptstadt der damals noch unter dem Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm Heinrich von Oranien, der seit 1689 auch König von England war († 1702), stehenden Grafschaft Mörs, geboren. Er ist getauft am 1. December 1697, und zwar neuen Stils, da in Mörs, obschon es evangelisch war, wie in Holland und Seeland der gregorianische Kalender eingeführt war, (in Holland und Seeland sicher seit 1582, in Mörs wahrscheinlich seit 1600, in welchem Jahre es an den Statthalter der Niederlande, Moritz von Oranien-Nassau kam). Als sein Geburtstag wird meistens der 25. November, mitunter (z. B. von Goedeke) der 27. November angegeben; das erstere Datum ist das richtige, wie aus den Angaben in der unten anzuführenden Monographie von Kerlen S. 5 und besonders S. 6 folgt, (der 25. November 1746 war ein Freitag, nicht der 27.). Sein Vater, der Kaufmann Heinrich T., starb schon im September 1703. In demselben Jahre ist unser T. auch schon auf das Gymnasium seiner Vaterstadt gekommen, obschon er erst im 6. Jahre stand. Das Gymnasium litt damals unter den Streitigkeiten zwischen den Generalstaaten und Preußen über den Besitz der Grafschaft (1702 bis 1712) und stand bis 1713 provisorisch unter der Leitung des Conrectors Arnold Merkens. T. erwarb sich gute Kenntnisse in den classischen Sprachen und auch im Hebräischen. Er wünschte Geistlicher zu werden, aber da hierzu die Mittel fehlten, that seine Mutter ihn im J. 1713 ins Geschäft zu seinem Schwager Matthias Brinck nach Mühlheim an der Ruhr, damit er Kaufmann werde. Hier hatte T. eine vierjährige strenge Lehrlingszeit durchzumachen. Er ward während dieser Zeit mit dem Candidaten Wilhelm Hoffmann bekannt, der in Mühlheim in einem kleinen Kreise sogenannte Uebungen, d. h. wöchentliche Erbauungsstunden, leitete; T. ward durch sie zu einem ernsten innerlichen christlichen Leben angeleitet, nahm aber auch bald der officiellen Kirche gegenüber eine zurückhaltende Stellung ein, so daß er die Kirche nicht besuchte und am Abendmahl keinen Antheil nahm, weil er es mit offenbaren Sündern nicht genießen wollte; Hoffmann aber ehrte er zeitlebens als seinen geistlichen Vater. Nach beendeter Lehrzeit gründete er im J. 1717 in Mühlheim ein eigenes Geschäft; er gab es aber schon im J. 1719 wieder auf,

da er glaubte, die Zerstreuung, in die ihn dasselbe hineinziehe, sei seinem innern Menschen nicht gut. Er suchte sich nun ein stilleres Gewerbe und begann eine Art Einsiedlerleben zu führen. Zuerst versuchte er es mit dem Leineweben, als sich das aber mit seiner Gesundheit nicht vertrug, fing er an, seidene Bänder zu weben; von seinem geringen Einkommen blieb ihm bei seiner denkbar einfachsten Lebensweise noch genug übrig, um freigebig Arme zu unterstützen, die er abends, wenn es nicht gemerkt wurde, aufsuchte. Während ihn zuerst diese Lebensweise völlig befriedigte, gerieth er sehr bald in eine lange Zeit äußerer und innerer Anfechtungen, die er später als die ihm von Gott gesandte Prüfungs- und Läuterungszeit ansah; nach fünf Jahren gewann er die frühere Zuversicht zu der versöhnenden Gnade Gottes in Christo wieder, so daß sein Herz nun völlig beruhigt ward. Am Gründonnerstage 1724 verschrieb er sich mit seinem eigenen Blute an Jesum, dem er sich als beständiges Eigenthum nach Leib und Seele ergab. Während er sein Leben weiter durch Bandweben fristete und seine Einsamkeit soweit aufgab, daß er sich im J. 1725 einen Stubengesellen nahm, Heinrich Sommer, den er im Bandweben unterwies, wurde der Abend und Morgen geistlichen Uebungen und schriftstellerischen Arbeiten gewidmet; namentlich übersetzte er erbauliche Schriften solcher Mystiker, die Peter Poiret (vgl. A. D. B. XIII, 122 letzte Zeile), in seiner Schrift „von den Mystikern“ besonders auszeichnete, z. B. von Labadie, Bernières, Gerlach Petersen, auch den Thomas a Kempis u. a. Die Vorreden zu diesen Uebersetzungen sind besonders für seine eigene Stellung und sein inneres Leben bezeichnend. Nun (1726 oder 1727) fing er auf Hoffmann's Andringen auch an, in den „Uebungen“ selbst öffentlich zu sprechen, und dies geschah bald mit solchem Erfolge, daß man vielerwärts ihn zu hören begehrte. T. wurde dadurch aus seinem einsamen, stillen Leben herausgerissen; er widmete sich immer mehr der geistlichen Berathung und Führung solcher, die zu ihm Vertrauen faßten. Er gab nun 1728 das Bandweben ganz auf und nahm von seinen Freunden Geschenke an, soweit als er derselben für seine eigenen geringen Bedürfnisse und für seine Liebesthätigkeit unter den Armen benöthigt war. Um nicht ganz ohne äußere Thätigkeit zu sein, fing er (wie Christian Friedrich Richter in Halle, vgl. A. D. B. XXVIII, 452), an, Heilmittel, meist einfache Hausmittel zu bereiten, die er an Freunde und Arme abgab und die viel begehrt wurden. Er war nun auch häufig außerhalb Mühlheims thätig in der Privatseelsorge und als Redner in Versammlungen; dabei stand er mit vielen durch ihn Erweckten oder in ihrem geistlichen Leben Geförderten in brieflichem Verkehr und setzte seine schriftstellerische Thätigkeit, in der er jetzt auch eigene erbauliche Schriften herausgab, fort. An manchen Orten stand er auch mit den Geistlichen in gutem Einvernehmen, so daß die von ihm geleiteten Kreise keineswegs nur von separatistischen Bestrebungen erfüllt waren. Den Chiliasten, den Inspirirten und andern ungesunden sectirerischen Neigungen gegenüber zeigte er einen nüchternen Sinn, und namentlich durch sein Verhalten den Herrnhutern gegenüber bewirkte er, daß die Erweckten am Niederrhein sich nicht von der Kirche lossagten. Ja, als im J. 1740 von Düsseldorf aus ein scharfes Conventikelverbot erging, rieth T. nicht nur seinen Freunden, bei der Kirche zu bleiben, so lange nichts wider das Gewissen gefordert werde, sondern trat auch selbst wieder in ein näheres Verhältniß zur Kirche. Namentlich trat er in ein freundschaftliches Verhältniß zu solchen Predigern, die nach Art August Hermann Francke's in Halle und seiner Schüler Pietisten waren. In den nächsten Jahren nach dem Conventikelverbot trat T. nur in Holland in öffentlichen Versammlungen auf. Erst als im J. 1750 durch Jacob Chevalier wieder am Niederrhein öffentliche Versammlungen zum Zwecke gemeinsamer Erbauung

eingerichtet wurden, trat auch T. wieder in solchen zunächst in seinem Hause auf und wußte sich das Recht dazu von der Obrigkeit zu erkämpfen. Zu seinen Reden fand ein außerordentlicher Zulauf statt, wie denn auch oft Leute von weit her angereist kamen, ihn zu hören und sich in ihren besonderen Angelegenheiten von ihm berathen zu lassen. Seine Stube ward von solchen, die bei ihm Belehrung, Rath und Trost suchten, nicht leer. Weil infolge der ungenügenden Rücksicht, die er auf seine Gesundheit dabei genommen hatte, sich beschwerliche Leiden bei ihm einstellten, mußte er jedoch seine Thätigkeit nach einigen Jahren einschränken; nach dem Jahre 1756 konnte er in größern Versammlungen nicht mehr reden und ausgedehntere Reisen nicht mehr unternehmen. Doch blieb er, soweit seine Kräfte es irgend gestatteten, in der angegebenen Weise thätig, und namentlich behielt er bis an sein Ende durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel und dann auch durch seine erbaulichen Druckschriften, die fast alle einen persönlichen Anlaß hatten, eine weit über seine nächste Umgebung hinausgehende, einflußreiche Wirksamkeit. Zu seinen erbaulichen Schriften gehören auch seine geistlichen Dichtungen, die schon zu seinen Lebzeiten eine große Verbreitung fanden, und von denen eine größere Anzahl eigentlicher geistlicher Lieder ihn den besten Kirchenliederdichtern an die Seite stellt. Die meisten dieser Dichtungen veröffentlichte T. in einer Sammlung, die er „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen“ nannte, von der die erste Auflage im J. 1729 (mit Vorrede vom 27. August 1727) bei Böttiger in Frankfurt und Leipzig erschien und von welcher T. selbst sieben Ausgaben, die siebente im J. 1768, herausgab. Die Sammlung enthielt neben „kurzen Schlußreimen“ und anderen kleinen Versen, zu denen dann von der dritten Ausgabe im J. 1738 auch die früher für sich erschienenen Reime „der Frommen Lotterie“ kamen, von Anfang an auch schon eine Abtheilung eigentlicher geistlicher Lieder, die als „geistliche Lieder und Andachten“ bezeichnet in den späteren Ausgaben das „dritte Büchlein des Blumengärtleins“ bilden und zuletzt (1768) auf 111 Nummern angewachsen sind. Wie die ganze Sammlung sollen auch diese Lieder „zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem verborgenen Leben mit Christo in Gott“ dienen, und ein großer Theil eignet sich auch nur zur privaten Erbauung. In nicht wenigen aber findet sich nach Form und Gehalt die Art eines echten Gemeindeliedes; wir erinnern nur an die allbekannten Lieder: „Gott ist gegenwärtig“ (schon in der ersten Ausgabe von 1729, wie die beiden folgenden), „Allgenugsam Wesen“, „Mein Erlöser schaue doch“, „Nun so will ich denn mein Leben“, „Brunn alles Heils dich ehren wir“, „Kommt Kinder, laßt uns gehen“, „Ich bete an die Macht der Liebe“ (ursprünglich die vierte Strophe des Liedes: „Für dich sei ganz mein Herz und Leben“) u. a. Als Dichter der deutschen reformirten Kirche steht T. als Dritter neben Joachim Neander (A. D. B. XXIII, 327) und Friedrich Adolf Lampe (A. D. B. XVII, 579); doch überragt er sie an dichterischer Kraft; man hat ihn dann mehrfach mit Angelus Silesius (A. D. B. I, 453) verglichen, mit welchem er die Innigkeit und die Formvollendung gemeinsam hat, den er aber namentlich hinsichtlich der Durchsichtigkeit der Gedanken übertrifft. T. erreichte trotz vielfacher Gebrechen ein Alter von 71 Jahren; im März 1769 ward er von Wassersucht heimgesucht; trotz vieler Noth, die ihm namentlich anhaltende Beklemmungen verursachten, kam keine Klage über seine Lippen. Er starb am 3. April 1769 nach einem tiefen Schlafe. Verheirathet ist er nicht gewesen. — Nach seinem Tode sind seine Schriften häufig wieder herausgegeben, in unserm Jahrhundert namentlich im Verlage von G. D. Baedeker in Essen. Sehr wichtig sind, um ihn kennen zu lernen, die nach seinem Tode herausgegebenen Sammlungen seiner Briefe, von denen eine deutsche in vier Theilen (2 Bänden) erschien Solingen 1773 ff. und

eine holländische in einem ersten Theil Hoorn 1772. Auch mancherlei anderes wurde nach seinem Tode aus seinem Nachlaß herausgegeben. Sein „Geistreiches Blumengärtlein" ist nach der Auflage von 1768 vielfach und bis auf unsere Zeit wieder abgedruckt; eine 15. Auflage gab G. Kerlen „nach Vergleichung mit ältern Ausgaben und Handschriften des Verfassers" 1855 im schon erwähnten Baedekerschen Verlage heraus. Die erste Biographie Tersteegen's erschien einzeln und zugleich vor dem dritten Theil der deutschen Briefsammlung (Solingen 1775) von einem „befreundeten Zeitgenossen". In den neuern Gemeindegesangbüchern der reformirten und der lutherischen Kirche hat eine Anzahl Tersteegenscher Lieder (bis zu 17 hin) Aufnahme gefunden; das Lied: „Gott ist gegenwärtig" möchte in keinem jetzt eingeführten Gesangbuche fehlen.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. VI, 46—69. — Gerhard Kerlen, Gerhard Tersteegen, der fromme Liederdichter und thätige Freund der innern Mission; zweite Aufl., Mühlheim a. d. Ruhr 1853. — Derselbe im Piperschen Kalender 1854 S. 210 ff. — Rambach, Anthologie IV, 356 ff. — W. Krafft in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl. XV, 334 ff. — Max Goebel, Geschichte des christl. Lebens u. s. f., Bd. 3 S. 289 bis 447. — Goedeke 2. Aufl. III 316, Nr. 124. — James Mearns in John Julian, a dictionary of hymnology p. 1142 ff. l. u.

Terwesten: Augustin T., geboren 1649 im Haag. Er begann in seiner frühesten Jugend die Ciselierkunst, die er bis zu seinem zwanzigsten Jahre betrieb und dann zur Malerei überging, in welcher er bald darauf in Rom thätig war und eingehende Studien durch drei Jahre betrieb. In der Schilderbent erhielt er in Rom den Namen „Snip". Nachdem sich der Meister von Rom nach Frankreich und England begeben und ebenfalls drei Jahre daselbst aufgehalten, kehrte er schließlich nach Haag zurück (1678) und übte hier fleißig seine Kunst aus. Da die Akademie seiner Vaterstadt in Verfall gerathen war, hatte er das Verdienst, dieselbe 1682 zu neuem Ruhm zu erheben. Kurze Zeit darauf wurde T. vom Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin berufen und von demselben Fürsten ihm aufgetragen, daß er hier die Akademie der Künste schaffe, was er in Verbindung mit Schlüter that. Als erster Director der Anstalt führte er einen guten Geist in die Akademie ein. In Oranienburg führte er im berühmten Porzellansaale die erste bedeutendere Arbeit und andere in den meisten fürstlichen Häusern aus. Sein jüngerer Bruder Elias, genannt der Paradiesvogel, lebte in Rom und besorgte die besten Antiken, die er nach Berlin schickte. Augustin T. malte viele Gemälde meist mythologischen Inhalts, wie Venus und Amor, jetzt in Braunschweig, davon mehrere von ihm radirt erschienen, wie „Bachus mit dem Becher", „Narciß sich in der Quelle sehend", „Venus findet den toten Adonis" u. a. mehr. Der Künstler starb in Berlin am 21. Jan. 1711.

Siehe Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Terzki: Graf Adam Erdmann T., s. Trczka.

Terzky: Karl August v. T., als Dichter und Journalist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts thätig und am 4. Juni 1870 zu Wien in dürftigster Lage gestorben, ist eine Persönlichkeit, über deren Namen, Lebenszeit und Lebensereignissen sowie litterarischem Wirken arges Dunkel liegt. Sein wirklicher Familienname soll Tersztyánski v. Nádas gewesen sein, den er im J. 1848, als seine politischen Abenteuer anfingen, bürgerlich, litterarisch schon etliche Jahre früher, gegen Karl T. oder Karl August v. T. eingetauscht hat. Geboren ist er um 1808 oder 1815 in Ungarn, wo? läßt sich nicht ermitteln, und zwar stammt er zweifellos aus einem Geschlechte magyarischer Nationalität. Seine Kindheit und sein Jünglingsalter sind in keiner Hinsicht aufzuhellen, doch mögen auch sie gewiß trüb und aufgeregt gewesen sein; und nur das ist ziemlich sicher,

daß er in Wien medicinischen Studien obgelegen und dann daselbst unter dem angenommenen Berufe eines praktischen Arztes sich aufgehalten hat. Schon vor seinem politischen Auftreten begann er mit belletristischen Veröffentlichungen (in deutscher Sprache (ob er die magyarische je handhabte, ist nicht festzustellen): „Toni. Ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart“ (Mannheim 1844); „Adolay. Ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart“ (ebenda 1845); „Der Zeitkrüppel. Ein Wiener Roman von dem Verfasser des ‚Toni‘ und der ‚Adolay‘“ (2 Bde., Zürich 1846); „Ungarische Volkslieder. In einer Auswahl gesammelt und übersetzt“. 1. [einzige] Folge. (Leipzig 1844). Während die erste und die letzte Nummer dieser Reihe, vielleicht auch die zweite, mit dem Namen Anton Vilney (oder Vilnay?) hervortraten, so lief die dritte, trotz der indirecten Verfassernotiz auf dem Titel, unter dem Namen Karl August v. T. Ob damit die Gemeinschaft des Urhebers und sonach auch der Schicksale der Träger beider Namen bewiesen ist oder ob wir es mit einer Mystification zu thun haben, könnten heute wohl höchstens noch die Geschäftsbücher der Verleger Fr. Bassermann sowie Meyer und Zeller samt Arnold Ruge's, der die Volksliederproben mit seiner Firma deckte, Papieren, aufklären. Alle seine schönwissenschaftlichen Arbeiten spielen in Ungarn, oder zum wenigsten sind die handelnden Personen Magyaren.

Vom 3. Juni bis 26. October 1848 erschien in einer Reihe von 130 Tagesnummern die „Wiener Gassenzeitung, zur Belehrung des Volkes geschrieben von Terzky“, Format Kleinquart, in ultrarevolutionärem und meistens überaus gemeinem Stile, gegen jede Ordnung hetzend. Mit der Unterdrückung der Wiener Studentenherrschaft durch Windischgrätz vom 31. October ab war auch Terzky's Rolle zu Ende. Er entfloh, wie die Berichte melden (siehe aber unten!), kehrte heimlich zurück, wurde verhaftet und in Vöslau, darauf in Bruck a. d. Mur internirt. Ein nicht näher bekannter Fremder, angeblich Karl Graf Rádasy heißend, wurde im J. 1853 seitens des Gmundener Bezirkscollegialgerichts wegen mehrerer Unterschleife steckbrieflich verfolgt. In diese Periode seines völligen Verschollenseins fällt wie ein flüchtig matter Sonnenschein eine unlängst aufgedeckte Episode, die wir unten mittheilen. Erst 1857 wurde der betreffende in T. ausfindig gemacht, beim Wiener Landgericht eingeliefert und verurtheilt. Danach versuchte es T. nochmals mit der Schriftstellerei, indem er zum Feuilleton verschiedener Wiener Blätter Beiträge lieferte, von denen flotte Wiener Genrebilder besonderen Anklang fanden. Eine Zeitlang an der Redaction der „Donauzeitung“ betheiligt, sah er darauf mehrere selbständige Preßunternehmen — die geschickt, aber sensationell redigirte „Glocke“ hielt sich noch am längsten — mißglücken, bis er mit einer politischen Tageszeitung „Neu-Oesterreich“ festen Boden zu fassen schien. Da kam ein neuer und letzter Schlag in Terzky's plötzlicher Verhaftung 1867, dem Ergebniß der Einklagung einer Buchschuld durch einen seit 1852 unbefriedigt gelassenen Gläubiger. In Nr. 880 der „Neuen Freien Presse“ brachte er seinen Lesern unter „Eingesendet“ eigene Mittheilung darüber aus dem Arrest. Endlich frei, fühlte er den Rest seiner Spannkraft dahin geschwunden und verlebte, unfähig zu erneuter Thätigkeit, die letzten Jahre körperlich und geistig gebrochen und mit einer zahlreichen Familie in arger Noth. 62 Jahre soll er alt geworden sein.

Erst jüngst kam ein Schriftstück zu Tage, das gleichsam ein neues und versöhnendes Licht auf des, und zwar wohl keinesfalls schuldlos hart mitgenommenen Mannes Dasein, insbesondere auf den düsterften Abschnitt des letzteren, wirft und in seinen Einzelheiten hier die schwierige Charakteristik Terzky's ersetzen mag. Maximilian Treutler, der Redacteur des „Pfälzischen Kuriers“ in Neustadt a. d. H., veröffentlichte in der Nr. (480) vom 12. October 1893 zwei,

in viele Journale übergegangene (Norddeutschland z. B. Berl. Tagebl. Nr. 522 13. Oct., 1. Beibl., danach Münch. Neueste Nachr.) Briefe J. V. Scheffel's an Frau Dr. Rosa Behrends, Tochter des berühmten Demokraten Joh. Georg Wirth, deren ersten, vom 23. October 1854 datirten, der Herausgeber wie folgt einleitet: „Es ist in diesem Briefe von einem Manuscript die Rede, dessen Verfasser sich Wilney nannte; sein wahrer Name ist Tertschanzki. Er war Ungar, betheiligte sich an der Revolution in Deutschland, wurde mit Robert Blum zum Tode verurtheilt, durch Zufall jedoch wenige Stunden vor der Execution begnadigt. Später wandte er sich an Frau Dr. Behrend, in deren väterlichem Hause er verkehrt hatte, mit der Bitte, für die Unterbringung eines seiner Werke bemüht sein zu wollen. Auf dieses beziehen sich die Meinungsäußerungen Scheffel's." Diese selbst lauten: „Ueber das Manuscript Ihres ungarischen, schwer geprüften Freundes kann ich Ihnen heute noch nicht ausführlich schreiben, weil ich noch nicht Zeit und Stimmung finden konnte, es ganz und mit der Sorgfalt, die einem sozusagen mit dem Herzblut geschriebenen Werk zu zollen ist, durchzulesen. Bis jetzt hat es mir einen seltsamen und meist wehmüthigen Eindruck gemacht, — ich meine das Ringen eines mächtigen Geistes drin zu sehen, der aber von allerhand irdischen Gebrechen und Rückerinnerungen getrübt ist und nur selten die klare Form und den klaren Ausdruck für das, was sein Herz zerpreßt, findet. Es war mir merkwürdig, wie neben einem nobeln, stolzen Denken sich ein zweiter Ton durchzieht — namentlich in Schilderung des Rivalen rc., der eine unangenehme Beimischung von österreichischer Oberflächlichkeit — um nicht zu sagen Trivialität hat. Aber es sind nur einzelne Auswüchse — und ich bin noch weit entfernt, über das Ganze und eine etwaige Zurechtmachung oder Gestaltung ein Urtheil zu haben. Sie werden mir nicht bös sein, daß ich unverhohlen ausspreche, wie ich denke: wenn Sie es noch etliche Wochen in meinen Händen lassen können, so werde ich nach gewissenhafter Prüfung Ihnen genauen Bericht erstatten; fällt er vielleicht herb oder scheinbar unliebevoll aus, so bitte ich zu bedenken, daß ich zwischen dem Antheil, der einem vom Schicksal schwer heimgesuchten Manne gebührt, und dem Maßstabe des allgemein giltigen Schönen und Wahren, der an ein Werk zu legen ist, das in die Hände Dritter kommen soll, unterscheiden muß, wenn ich unparteiisch sein will". Was dies Werk betraf und wie sein Schicksal war, bleibt unbekannt.

Die Nachrichten über diese seltsame, wiederholt mit dem Schleier der Anonymität, Pseudonymität und des Namenswechsels verhüllte Persönlichkeit lauten stark widerspruchsvoll. Den ersten einheitlichen, wenn auch ganz äußerlichen und kurzen Lebensabriß hat 1888 Frz. Brümmer, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, II S. 400 aus den authentischen Biographien, die C. v. Wurzbach in seinem Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich Bd. 44, 20 f. [daselbst zwei Druckfehler: Meyer und Zeller; 1832 statt 1852] und Bd. 51, 4 f. getrennt von T. und von ‚Vilney' liefert, zusammengefügt. Wurzbach verzeichnet an erstgenannter Stelle die wichtigen Momentnachrichten österreichischer Tagesblätter, an zweitgenannter die auch mir wenig hilfreichen Notizen K. M. Kertbeny's in dessen Bibliografie ungarischer nationaler und internationaler Litteratur (Magyar nemzeti és nemzetközi irodalom könijvészete. 1441—1876; Budapest 1876), I S. 3 Nr. 24 und S. 64 Nr. 146, die übrigens auch wie die in Kayser's (s. die Ziffern bei Wurzbach) Bücherlexikon enthaltenen bibliographischen Angaben zwischen Vilney und Vilnay schwanken. Wurzbach's beide Lebensskizzen (denen wir zum Theil wörtlich folgten) nehmen nirgends auf einander Bezug. In Heinsius' Bücherlexikon steht sowohl Bd. X 2 (1849) S. 376 b [ebd. S. 330 a: ‚Terzky, Carl Aug. v.'] wie Bd. XI 2 S. 402 Vilney. Für die interessanteste, aber auch fraglichste Epoche gewähren nichts

die Specialarbeiten, wo man Aufhellung erwarten sollte, wie in Fr. W. Ebeling's anmaßender Zur Geschichte der Wiener Journalistik im J. 1848 in dessen Mosaik. Kleine Schriften zur Geschichte und Litteratur (1867) S. 181—222 (der S. 198 genannte Hrzka, Doctor der Medicin, der Verfasser der beziehentlich gediegensten und mäßigsten Artikel dieses Blattes [der ‚Constitution‘], wie denn sein ganzer Charakter ihm mit Recht die Achtung und Liebe der akademischen Jugend Wiens eintrug, kann nicht mit T. identisch sein) oder J. A. Freiherr v. Helfert, Der Wiener Parnaß im J. 1848 (1882), und desselben gründliche Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufstandes 1848 (im allgemeinen s. daselbst II 310: Diese Art Presse und die Gasse waren wie zusammengewachsen . . .) Nur bei E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, II. Das Jahr 1848 (1893), fand ich S. 89 f. die Notiz: „Eine nähere Besprechung einiger anderer Blätter, wie . . . . der ‚Wiener Gassenzeitung‘ des begabten, aber verlumpten Terzky . . . . darf man von mir nicht verlangen. Die demokratische Ansicht löste sich hier in Phrase auf, und die unermeßliche geistige Oede wurde höchstens durch das Röhricht unfläthiger Schimpfereien unterbrochen“. In der von Zenker angehängten statistischen Tabelle steht Terzky's wüstes Organ auf S. 150 als Nr. 96. L. Scheyrer, Die Schriftsteller Oesterreichs in Reim und Prosa auf dem Gebiete der schönen Litteratur (Wien 1858), sonst ziemlich reichhaltig an Zeitgenossen Terzky's, kennt ihn nicht.

Ludwig Fränkel.

Teschenmacher: Werner T., einer im Wupperthale sehr verbreiteten Familiengruppe entstammend, die ihren Namen der Gerberei und dem Anfertigen von Ledertaschen als einer alten und im 16. Jahrhundert schwunghaft betriebenen Industrie des Thales verdankte, wurde im J. 1590 zu Elberfeld als Sohn des Bürgermeisters und Schöffen Peter Teschenmacher aus dessen Ehe mit Margaretha Rippel geboren. Durch seine Eltern im reformirten Bekenntnisse erzogen, erhielt T. seine erste Ausbildung in der 1592 gestifteten lateinischen Schule seiner Vaterstadt, bezog sodann 1601 das von dem Grafen Johann dem Aeltern von Nassau errichtete Pädagogium oder gymnasium illustre zu Herborn, das unter dem Rectorate des weit gefeierten Theologen und Schulmannes M. Johannes Piscator recht eigentlich eine Bildungsstätte für künftige Geistliche war, und kam von dort 1607 an die Universität Heidelberg, wo er bereits im folgenden Jahre, als 18jähriger Jüngling, die Magisterwürde erwarb. Nach erlangter Ordination wirkte er zuerst von 1611 (oder vielleicht schon vom Herbst 1610 ab) bis November 1613 als Prediger der kleinen reformirten Gemeinde zu Grevenbroich im Jülichschen und war in dieser Eigenschaft zugleich Inspector der sogenannten Erft'schen oder dritten Klasse der Gemeinden seines Bekenntnisses (d. h. der Gemeinden in den Gegenden der Erftniederung). Schon im December 1613 folgte T. aber einem Rufe nach der gleichfalls Jülichschen Stadt Sittard, welche wie so manche andern Gemeinden in Jülich-Berg und Cleve-Mark im Juli 1609, also unmittelbar nach Unterzeichnung der die Freiheit der religiösen Bekenntnisse verbürgenden Reversalien vom 14./24. Juni und 11./21. Juli desselben Jahres seitens der possidirenden Fürsten (Markgrafen Ernst von Brandenburg als Statthalter seines Bruders des Kurfürsten Johann Sigismund und Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg), die öffentliche Cultusübung begonnen hatte. Doch auch in Sittard blieb T. nur kurze Zeit, indem er bereits im April 1615 eine Predigerstelle in der Vaterstadt Elberfeld annahm; zwei Jahre später (1617) finden wir ihn in Cleve, an dessen reformirter Gemeinde er nun in großer Thätigkeit und in einflußreicher, von dem Vertrauen ebenso der brandenburgischen Regierung wie der vielfach bedrängten evangelischen Gemeinden in den vier Fürstenthümern getragenen Stellung bis in das Jahr 1623 wirkte. Ein Ruf nach

Emmerich an Stelle des Pastors Konrad Mircken und die vorher erfolgte, durch die Kriegsereignisse bedingte Verlegung des Regierungssitzes in diese Stadt führten im letztgenannten Jahre sodann T., dessen Gattin Johanna Bruyns, die Schwester des Bürgermeisters und brandenburgischen Raths Cornelius Bruyns zu Emmerich war, dorthin und machten es ihm möglich, seine in kirchenpolitischer wie litterarischer Hinsicht bedeutsame Wirksamkeit zunächst unverändert fortzusetzen. Schließlich ward er aber durch Mißhelligkeiten mit Regierung und Gemeinde 1632 bewogen, sein Amt niederzulegen und zog nach dem benachbarten Xanten, um daselbst vorzugsweise seinen historischen Studien zu leben. Als Aeltester der Gemeinde zu Xanten unterschrieb er am 3. Juni 1637 eine Bittschrift an den Kurfürsten von Brandenburg, betreffend die Berufung des Predigers Gerhard Wirtz zu Mülheim am Rhein an Stelle des von Xanten nach Wesel abgegangenen Hermann Ewich. Andauernd unterleibsleidend, starb T. zu Xanten am 2. April 1638 an den Folgen eines Schlagflusses, erst 48 Jahre alt. Seine Leiche wurde in der St. Wilibrordskirche zu Wesel beigesetzt, eine Auszeichnung, die nicht nur dem eifrigen Geistlichen und Gelehrten, sondern auch dem geschäftsgewandten Synodalen galt, als welcher er 1616 der bergischen reformirten Synode zu Wülfrath präsidirt, beziehungsweise bei derselben in der Eigenschaft eines Deputirten der clevischen Schwestersynode gewirkt hatte: so 1618 zu Gemarke im Wupperthal, 1619 zu Monheim, 1621 zu Elberfeld, 1628 bei Barmen. Der glücklichen Ehe Teschenmacher's entstammte ein einziger Sohn Peter, der als ein kenntnißreicher und besonders sprachkundiger Mann gerühmt wird, vom 29. November 1648 bis zu seinem Tode am 16. August 1686 Prediger der reformirten Gemeinde zu Vierlingsbeek in der Grafschaft Cuyk (in der heutigen niederländischen Provinz Nordbrabant) gewesen sein soll und von dem gleichfalls reformirten Pastor Petrus Teschenmacher thom Lohe zu Elberfeld († am 5. Juli 1661) zu unterscheiden ist. Das weitaus bekannteste Werk Werner's sind die „Annales Cliviae Juliae Montium“, die zuerst 1638 erschienen und 1721 von dem Professor Justus Christoph Dithmar zu Frankfurt a. O. neu herausgegeben wurden, noch heute ein unentbehrliches Hülfsmittel für das Studium der Geschichte der drei niederrheinischen Herzogthümer. Außerdem veröffentlichte T. (zu Wesel im J. 1635) eine Schrift unter dem Titel: „Repetitio brevis catholicae et orthodoxae religionis“, welche durch das hundertjährige Jubiläum der Kirchenordnung Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg vom 8. April 1633 veranlaßt war und diese als den Ausgangspunkt der Reformation in den drei Landen feierte sowie auch durch den Inhalt des Anhangs das Andenken an Konrad Heresbach zu erneuern bestimmt war. Wichtiger als diese jetzt sehr seltene Schrift sind Teschenmacher's handschriftlich hinterlassene Kirchenannalen („Annales ecclesiastici Reformationis ecclesiarum Cliviae Juliae Montium“, in deutscher Sprache) in fünf Abschnitten, von welcher um 1633 abgeschlossenen, zum vollständigen Abdrucke indessen wenig geeigneten Arbeit die königliche Bibliothek zu Berlin (aus Dithmar's Nachlaß) und das Staatsarchiv zu Düsseldorf Abschriften (aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) bewahren. Mehr als ein Viertel dieses Manuscriptes hat übrigens J. D. v. Steinen in seiner Beschreibung der Reformationshistorie des Herzogthums Cleve (1727) fast wörtlich reproducirt. Zu erwähnen ist noch, daß T. eine leider verloren gegangene Autobiographie verfaßte, sowie daß noch eine Zusammenstellung kurzer Lebensbeschreibungen um Kirche, Staat und Wissenschaft verdienter Männer der Lande Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg von ihm herrührt, die sich (im Staatsarchiv zu Düsseldorf) in einer von dem Weseler Prediger Anton v. Dorth gefertigten und durch weitere Sammlungen ergänzten Abschrift erhalten hat. Eifriger Protestant und treuer Anhänger des brandenburgisch-hohenzollernschen Fürstenhauses — er

widmete seine politischen Annalen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Kirchenannalen der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte — war T. ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter und meist zuverlässig in seinen vielfach auf handschriftliche und archivalische Quellen gestützten Angaben, dagegen mangelte ihm gleich anderen Sammelgenies des 17. Jahrhunderts die Gabe übersichtlicher und zusammenfassender Darstellung.

Vgl. die ausführliche Biographie Teschenmacher's von K. W. Bouterwek in der ersten Ausgabe von Herzog's Real-Encyklopädie für protest. Theologie und Kirche Bd. XXI, (1866), S. 246—259. — Zeitschr. des Berg. Gesch.-Vereins Bd. XXVIII, (1892), S. 207—210. — P. Hassel, die handschriftl. Kirchenannalen W. Teschenmacher's. Zeitschr. d. B. G.-V. I, S. 170—196 mit Nachtrag von K. W. Bouterwek das. S. 197—200. Benutzt außerdem Handschriftliches im Staatsarchiv zu Düsseldorf. Harleß.

Teschler: Meister Heinrich T., schweizerischer Minnesänger der Verfallzeit, belegt in Zürich 1286—1287 und mit Wahrscheinlichkeit auch in Zeugnissen von 1251—1296. Die Pariser Sammlung bringt von ihm dreizehn Lieder, von jüngerer Hand nachgetragen. Sie deuten in den Kreis des Walther von Klingen (A. D. B. XVI, 189), der in der Schweiz für romantisch-archaisirende Epigonen des Minnesangs einen Mittelpunkt bildete; Steinmar, Tettingen, Gliers gehören dazu. Dem entspricht Teschler's Art: prosaische Rede, Empfindungen zweiter Hand, Alles aber aufgeputzt mit erlernten Ornamenten. Alliteration und Refrain werden der volksthümlichen, grammatischer Reim und Minnetermini der höfischen Poesie abgeborgt und sogar das Tagelied durch moralische Pointe versalzen. Interessant ist nur die Anordnung der Lieder, wie Bartsch sie erläutert: zwei Liebesverhältnisse, das eine abgebrochen, das andere zum ersehnten Ende geführt; dazwischen das Tagelied. Das Schlußgedicht ist augenscheinlich als solches verfaßt und vielleicht ist der ganze Doppelroman, zu dem die Lieder sich ordnen, Fiction, epischen Mustern oder den Erlebnissen typischer Minnehelden nachgebildet. —

Die schwere Form der unübersichtlichen Strophen, die künstlichen Langzeilen nähern T. schon den Anfängen des Meistersangs, so weit auch der Inhalt von der bürgerlichen Kunst abliegt. Ob er selbst bürgerlich war, ist trotz des Prädicats „Meister“ nicht bestimmt zu entscheiden. Die Sprache ist im ganzen rein, obwohl Dialektisches im Reim begegnet. Er spricht von seinem „sanc“ und tritt als berühmter Mann auf; ein anderes Zeugniß als das seine haben wir aber nicht für sein Ansehn.

Text: Bartsch, Schweizer Minnesänger S. 88 f. — Litteratur: ebd. S. LXIV. — v. d. Hagen M.-S. 4, 442 f. — Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in d. Schweiz S. 155. — Grimme in Pfeiffer's Germania 33, 56; Socin ebd. 36, 312. Richard M. Meyer.

Teschner: Alexander T., Maler, wurde im J. 1816 in Berlin geboren und auf der Berliner Akademie durch die Professoren Herbig und Wach für seinen Beruf ausgebildet. Nach Wach's Tode, unter dessen Leitung er sich der Historienmalerei gewidmet hatte, ging er zur religiösen Malerei über, wobei Cornelius einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Er zeichnete nun eine Reihe Cartons für Glasfenster, z. B. für den Dom in Magdeburg und für die Maria-Magdalenenkirche in Breslau. Hierauf ging er im Jahre 1857 zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom. Nach seiner Rückkehr entstand ein „Ecce Homo“, ein Bild, das (früher in der Kirche zu Perleberg?) durch einen Zuschuß des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche im J. 1860 für die Kapelle des Domcandidatenstiftes in Berlin erworben, und von Karl Becker in Linienmanier gestochen, als Vereinsblatt verbreitet wurde. T. lieferte nun wieder eine Reihe

Cartons für Glasfenster, so im J. 1869 für die Katharinenkirche zu Brandenburg an der Havel (Auferstehung Christi und Erscheinung des Auferstandenen vor Thomas) und gleichzeitig für den Dom zu Aachen, wo das von T. componirte Bild der Jungfrau Maria als Fürbitterin den figürlichen Theil des zweiten großen Südfensters im hohen Chor bildet. Im Auftrage der Königin Augusta von Preußen schuf T. einen Carton für die Hauptcomposition eines großen Glasgemäldefensters, das die Königin zur Erinnerung an die Rettung König Wilhelm's in Lichtenthal bei Baden-Baden in die neuevangelische Kirche daselbst stiftete (1862). In Teplitz rührt ein von König Wilhelm der protestantischen Kirche geschenktes Glasfenster, Christus und die vier Evangelisten darstellend, von T. her, in der Johanneskirche zu Danzig aber wurden das Christusbild im mittelsten Fenster, sowie Matthias und Lucas, ebenso der Evangelist Johannes des Südportals nach seinen Zeichnungen angefertigt. T. bestrebte sich, „den strengen kirchlichen Stil der Cornelianischen Richtung mit den Anforderungen des modernen Realismus in Farbe, Zeichnung und Modellirung zu versöhnen". Dieses Ziel erreichte er am meisten in seinem letzten Oelbild, einer Pietà, das auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1878 Aufsehen erregte und von Kaiser Wilhelm I. angekauft wurde. Bald darauf starb T., der in den Jahren von 1871 bis 1877 in Dresden gelebt hatte, 62 Jahre alt, am 9. August 1878 zu Berlin, wohin er zum Besuch der Ausstellung gekommen war.

Vgl. das Christliche Kunstblatt Jahrgang 1859—1879 (Register). — Zeitschrift f. bildende Kunst, Beilage IV, 146, 153, VI, 66. — Adolf Rosenberg, Die Berliner Malerschule. Berlin 1879. 247—248. — Derselbe, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1887. III, 479—480, und die Künstlerlexika von Fr. Müller und A. Seubert, sowie Andreas Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1870. I, 88. — Das Todesjahr nach einer Meldung der Allgem. Zeitung. 1878. Beilage Nr. 229, S. 3377.

H. A. Lier.

Teschner: Gustav Wilhelm T., geboren am 26. December 1800 zu Magdeburg, † am 7. Mai 1883 in Dresden. Ein Gesanglehrer von Ruf und Herausgeber zahlreicher alter Musikwerke. Aus einer musikalischen Familie stammend, wurde er frühzeitig zur Musik angehalten, zeichnete sich anfänglich als Clavierspieler aus und trat öffentlich auf, sowie er auch als Sänger sich an den Elbmusikfesten unter Wacksmann und Fr. Schneider betheiligte. Im J. 1824 ging T. nach Berlin und nahm unter Zelter's und Bernh. Klein's Leitung Unterricht im Gesange und der Composition. 1829 reiste er nach Italien und ließ es sich angelegen sein, die italienische Gesangschule und Manier gründlich zu studiren, auch wurde er in Rom durch den Umgang mit Santini in die Meister des 16. Jahrhunderts eingeführt und war eifrig bemüht, sich durch Copien eine werthvolle Sammlung anzulegen (dieselbe, fast 200 Bände stark, befindet sich heute im Besitze der königlichen Bibliothek in Berlin und ist für sich unter dem Zeichen T 1 u. f. aufgestellt). Das Gesangsstudium und die Vermehrung seiner handschriftlichen Sammlung alter Meisterwerke ward von nun an bis an sein spätes Lebensende das Ziel seines Strebens. Nach Berlin zurückgekehrt errang er sich bald eine angesehene Stellung unter den Gesanglehrern und galt eine Zeitlang als der erste und bedeutendste, obwol er nie das Glück hatte eine Sängerin von Fach auszubilden, die sich irgend welchen Rufes erfreute. Noch in hohem Alter ging er rüstig seinen Berufsgeschäften nach, bis ihn äußere Verhältnisse zwangen nach Dresden überzusiedeln. Als Mensch und Freund war er stets hülfsbereit und treu. Ich möchte dies ganz besonders gegen Felix Mendelssohn betonen, der ihn in einem seiner Briefe von 1830 ganz gegen seine sonstige wahrhaft sonnige Charakterart nach einmaligem Sehen auf unfreundliche

und ungerechte Weise beurtheilt. Die Herausgeber der Briefe haben so manchen Namen unterdrückt, warum nicht auch den Teschner's. Spielte da persönliche Feindschaft mit? Teschner's Verdienst besteht in der Herausgabe zahlreicher alter Meisterwerke und Solfeggien, d. h. Gesangsübungen berühmter italienischer Gesangsmeister. Seine Ausgaben sind correct und haben zum großen Theile den Vorzug, daß sie die Werke alter Meister in vollständigen Sammlungen ans Tageslicht gehoben haben. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Ausgaben findet man in meinem Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke, Leipzig bei Breitkopf & Haertel und im Nachtrage der Monatshefte für Musikgeschichte 9 Bände mit besonderem Register. Hier seien nur die bedeutendsten genannt. 1. Geistliche Lieder auf den Choral oder die gebräuchliche Kirchenmelodie gerichtet und fünfstimmig gesetzt von Johann Eccard. In 2 Theilen. Leipzig (1860) Breitkopf & Haertel. 2. Preußische Festlieder auf das ganze Jahr für 5, 6, 7 und 8 Stimmen von Johann Eccard und Joh. Stobaeus. In 2 Theilen. Leipzig (1858) ebendort erschienen. 3. Psalmen und geistliche Lieder auf die gemeinen Melodien mit 4 Stimmen simpliciter gesetzt durch Hans Leo Haßler. Berlin (1865) Trautwein. 4. Geistliche Musik aus dem 16. und 17. Jahrhundert, der Blüthezeit des deutschen Kirchengesanges herausgegeben ... Magdeburg 1870, Heinrichshofen: enthält in 2 Lieferungen 12 mehrstimmige Gesänge von Eccard und 11 von Michael Altenburg. Rob. Eitner.

Teschner: Melchior T., geboren am Ende des 16. Jahrhunderts, studirte Theologie und Musik, wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts Cantor an der Kirche zum Kripplein Christi in Fraustadt und später Pfarrer in Oberprietschen bei Fraustadt. Er ist der Componist des bekannten Kirchenliedes von Herberger: Valet will ich dir geben, wozu er zwei mehrstimmige Tonsätze abfaßte und dieselben unter dem Titel: „Ein andechtiges Gebet von Valer. Herberger. Leipzig 1614" herausgab. Dr. E. Bohn besitzt ein Exemplar des Druckes. Zahn druckt unter Nr. 5403 und 5404 beide Melodien ab. Außer diesen zwei 4stimmigen Sätzen sind noch zwei fünfstimmige Hochzeitslieder von 1614 und 1619 bekannt, von denen aber die königliche Bibliothek zu Berlin nur Fragmente besitzt.
Rob. Eitner.

Tesdorpf: Johann Mathaeus T., Bürgermeister der freien und Hansestadt Lübeck, entstammte einer ursprünglich im Lande Hadeln ansässigen, von dort im siebzehnten Jahrhundert in die Nähe Lübecks und endlich nach Lübeck selber übergesiedelten Familie, aus der ein Sprößling Peter Hinrich daselbst zu großem Wohlstande gelangte, 1703 in den Rath gewählt, 1715 zum Bürgermeister erhoben wurde. Sein Enkel war der 1749 geborene Johann Mathaeus T. Früh bereits bedeutende geistige Anlagen bekundend, empfing er seine Bildung durch die damals in Lübeck wirkenden Schulmänner, wie Geßner, Overbeck und Becker und bezog im J. 1769 die Universität Göttingen, auf der er sich neben dem Studium der Jurisprudenz, insbesondere unter Schlözer's Anleitung mit Geschichte und Staatswissenschaften beschäftigte, aber auch mit dem Hainbunde und seinen Mitgliedern in Beziehung trat und namentlich mit Bürger, später auch mit Klopstock befreundet wurde. Noch vor Vollendung seiner Studien übernahm er nach anfänglicher Ablehnung und nachdem er durch längeren Aufenthalt beim Reichskammergerichte in Wetzlar und eine Reise nach Regensburg, Wien und Dresden, auf der auch Frankfurt berührt und Goethe's Bekanntschaft gemacht wurde, seine Bildung zum Abschluß gebracht hatte, in seiner Vaterstadt das Amt eines Rathssecretärs. Nach gründlicher Schulung in allen Theilen der Staats- und Gerichtsverwaltung Lübecks, in der auch mehrfach seine Verwendbarkeit im diplomatischen Verkehr erprobt ward, ward er im J. 1794 zum Mitgliede des Rathes gewählt. Hatten ihn in den ersten

Jahren seiner Amtsthätigkeit die in hergebrachten und versteiften Formen sich bewegende Art der Verwaltung, ein Mangel an Umgang mit hervorragenderen Vertretern von Litteratur und Wissenschaft nicht mit allseitiger Befriedigung in seinem Wirkungskreise erfüllen können, so ist er mit unermüdlichem Eifer und der ganzen Kraft seiner umfassenden Bildung und ausgebreiteten amtlichen Erfahrung bemüht gewesen, den sich geltend machenden Anforderungen einer neuen Zeit, soweit er sie für begründet erkannte und soweit damit ein festes, obrigkeitliches Regiment vereinbar erschien, gerecht zu werden. Im Februar des Jahres 1806 war T. als Bürgermeister an die Spitze des Gemeinwesens getreten, als im November desselben Jahres Lübeck in den Sturz Preußens auf so verhängnißvolle Weise verwickelt wurde. Die Katastrophe vom 6. November, die andauernde Besetzung durch französische Truppen, die Plünderung und die stets wiederholten schweren Contributionen und Erpressungen schienen den Ruin der alten Hansestadt unausbleiblich herbeizuführen. Der Handel lag gänzlich darnieder, die Ausgaben der Verwaltung wuchsen in unerschwinglicher Weise, die gewohnten Einnahmequellen versagten gänzlich, Anleihen, freiwillige und gezwungene, gewährten kaum noch augenblickliche Aushülfe und endlich ward im J. 1810 die bis dahin noch geduldete scheinbare Selbständigkeit Lübecks durch die Einverleibung in das französische Kaiserreich aufgehoben. In einem Schreiben, das Würde und Ernst mit Feinheit und Klugheit verbindet, beantwortete T. Namens des Rathes die Ankündigung von dem Verluste der städtischen Freiheit. Mit ihm war der Rath in diesen Jahren mit hingebendster Amtstreue bemüht gewesen, der dringenden Noth der Zeit abzuhelfen und zu begegnen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, in gleicher Hingebung und Selbstverleugnung übernahm T. auch die anfängliche Führung der Mairie, versuchte er auch ferner, so weit der Einfluß seiner Persönlichkeit reichte, den französischen Behörden gegenüber, zu vermitteln und zu retten, vor allem in den ihm noch verbliebenen Verwaltungen der Kirchen und milden Stiftungen.

Die vorübergehende Befreiung Lübecks im Frühjahr 1813 durch die Freischaar Tettenborn's führte mit dem Rathe auch T. in sein Amt zurück und nach dem Rücktritte seines bejahrten Collegen, Lindenberg, zum Amte eines leitenden Bürgermeisters, nochmals vertrieb ihn die Rückkehr der Franzosen aus demselben, bis im December 1813 die Hansestadt die endgültige Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit erfuhr. Noch zehn Jahre hat T. an der Spitze des städtischen Gemeinwesens gestanden. Es gelang damals nicht, für die städtische Verfassung die von Verständigen jetzt dringender als vorher für nothwendig erkannte Umgestaltung und Anpassung an die völlig veränderten Verhältnisse zu erreichen, nur langsam vermochte man die Noth der Kriegszeit zu verwinden. T. hat an allen Maßnahmen dieser Jahre thätigsten und umfänglichsten Antheil gehabt. Die ihm entgegengebrachte Liebe und Verehrung fand den allgemeinsten Ausdruck als er am 2. October 1823 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierlich begehen konnte. Bald darauf, am 25. Januar 1824, ist er, 75 Jahre alt, gestorben.

O. L. Tesdorpf, Mittheilungen über das Tesdorpf'sche Geschlecht. Hamburg 1887 (nicht im Handel). P. Hasse.

Tesmar: Johann T., geboren am 23. Juli 1643 zu Bremen, wo sein Großvater und Vater als Professoren der Beredsamkeit und Philologie thätig waren. Sein Vater starb 1654 als Rector in Emden und hinterließ seine Familie in drückenden Verhältnissen, so daß es seinem Sohne nur mit Hülfe seiner Verwandten in Bremen möglich war, seinen Rechtsstudien in Gröningen und Frankfurt a. O. obzuliegen. Es gelang ihm, am Berliner Hofe sich Gönner zu erwerben, so daß er bereits 1666 für die Professur der Beredsamkeit am

Gymnasium zu Steinfurt in Vorschlag kam. Er zog es aber vor, seine Studien in Duisburg und Heidelberg noch fortzusetzen und nahm den erneuten Ruf nach Steinfurt unter der Bedingung an, erst eine Reise über Straßburg und Genf nach Frankreich machen zu dürfen. In Orleans erwarb er den Doctorhut und begleitete von Paris aus den Herzog von Monmouth nach England. Erst im August 1668 trat er seine Stelle in Steinfurt an. Der Graf v. Bentheim verwandte ihn auch zu verschiedenen Missionen (nach Berlin und Bremen) und ernannte ihn zum Gogreven der Grafschaft Steinfurt. Nach dessen Tode übertrug ihm der Kurfürst von Brandenburg die Obervormundschaft über den jungen Grafen v. Bentheim, in dessen Interesse er verschiedene Reisen unternahm (1670 nach Münster, 1671 an den Kreistag zu Bielefeld und nach dem Haag, 1672 nach Berlin). Eine Berufung nach Leyden (1672) als Professor juris wurde durch die Ermordung Jan de Witt's vereitelt. 1674 zog ihn die Landgräfin Hedwig Sophie nach Marburg, wo er bis zu seinem Tode (23. September 1693) als ord. Professor der Rechte wirkte; Landgraf Karl hatte neben anderen auch ihn mit der Ausarbeitung des hessischen Landrechtes beauftragt, die aber nicht zur Ausführung kam. In Marburg heirathete er (1675) Christine Elisabeth, Tochter des hessischen Kammerraths Preiswerck.

Seine Schriften (vergl. Strieder) stammen fast alle aus der Marburger Zeit und sind zumeist Dissertationen, Programme u. dergl.; 1685 erschien von ersteren eine Sammlung (12 Nummern als vol. I). Nach seinem Tode (1696) wurde in Frankfurt eine Ausgabe von H. Grotii de jure belli et pacis libri III in seiner Bearbeitung und mit seinem Commentar veröffentlicht.

Staatsarchiv zu Marburg. — Vita Joh. Tesmari vor der Ausgabe des Hugo Grotius. — Jugler, Beitr. zur jur. Biogr. IV, 302. — Otho, epicedium s. carmen lugubre, Marburg 1693. — Strieder, hess. Gel.-Gesch. XVI, 105.

Kretzschmar.

Tetens: Johann Nikolaus T. wurde 1736 zu Tetenbüll im Herzogthum Schleswig geboren. Er studirte in Rostock und Kopenhagen, wurde 1763 Professor an der Universität zu Bützow, wo er 1765 auch das Directorat des dortigen Pädagogiums übernahm. 1776 folgte er einem Rufe nach Kiel und zwar diesmal als Professor der Philosophie. Später erhielt er dazu den Lehrauftrag für Mathematik. Das Jahr 1789 brachte einen völligen Umschwung in Tetens' Leben: Er gab Lehrthätigkeit und die rein theoretische Beschäftigung völlig auf, um sie mit dem Verwaltungsdienst zu vertauschen. Er wurde nämlich nach Kopenhagen an das Finanzcollegium berufen, in welchem er zuerst Assessor, seit 1791 Etatsrath und Deputirter war. In dieser Kopenhagener Zeit gab sich der ehemalige Philosoph und Mathematiker fast gänzlich praktischen Aufgaben hin und nahm einen regen Antheil an der wirthschaftlichen Entwicklung Dänemarks. T. starb im J. 1807.

Noch mehr, als aus der Verschiedenheit der Aemter, die T. bekleidete, geht seine erstaunliche Vielseitigkeit aus einem Blick auf das umfangreiche Verzeichniß seiner Schriften hervor. Da finden wir neben einer Prüfung der Beweise für das Dasein Gottes, einer Untersuchung über den Ursprung von Sprache und Schrift, über die menschliche Natur, die allgemeine speculative Philosophie u. s. w., eine „Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften", eine Abhandlung über den „jetzigen Geldkurs und die Münzveränderung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein", eine Arbeit „über die Einpfropfung der Blattern" und Aehnliches. Keine philosophische, mathematische, physikalische, meteorologische, wirthschaftliche Frage lag ihm fern. Ein ausführliches Verzeichniß dieser mannichfaltigen Schriften findet man bei Meusel, Das gelehrte Teutschland VIII und derselbe, Neunzehntes Jahrhundert IV.

Sein Hauptwerk, durch welches er einen dauernden Platz in der Geschichte der Philosophie erworben hat, sind die „Philosophischen Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung", 2 Bde. Leipzig 1776 und 77. Dasselbe ist schon dadurch bedeutsam, daß es, wie ausdrücklich bezeugt ist, einen starken Einfluß auf Kant geübt hat, während es andererseits selbst wieder Einwirkungen von Kant's Inauguraldissertation erfahren hat. Entgegen den ontologischen Deductionen der Wolffianer, die damals noch von den deutschen Kathedern herabtönten, will T. in dem Buche „eine Analysis der Seele, die auf Erfahrungen beruht" geben. Die Methode, die er befolgt, ist „die Methode in der Naturlehre". Mit großer Klarheit entwickelt er die Grundsätze, welche noch heute in den empirischen Wissenschaften Geltung haben.

Mit dieser Behandlung der Psychologie weist er sowol alle theologischen Gesichtspunkte ab, wie er auch das von den Schülern Wolff's beliebte Ausgehen von metaphysischen Aufstellungen in der Psychologie verwirft. Umgekehrt, meint er, müßten metaphysische Erkenntnisse erst aus den Ergebnissen der Beobachtungen hervorgehen. Schlägt er sich so mehr auf die Seite der Locke'schen Schule und ihrer deutschen Anhänger, so versagt er doch einer ausschließlichen Associationspsychologie seine Anerkennung. Ebensowenig ist er mit den Materialisten einverstanden, die Seelenvorgänge mit Gehirnschwingungen zu identificiren. Ohne leugnen zu wollen, daß zu allen seelischen Veränderungen körperliche „unentbehrlich" seien, meint er doch, daß einerseits die „Physik des Gehirns" noch viel zu sehr in „Finsterniß gehüllet" sei, um über bloße Vermuthungen hinaus zu kommen, daß andererseits selbst die fortgeschrittensten Kenntnisse in dieser Richtung eine psychologische Analyse nicht er- und entsetzen könnten. Die Seele bleibt ihm übrigens mit Leibnitz und Wolff ein einfaches immaterielles Ding. Der fruchtbare Weg zur Erforschung der Seele ist also der, „die Beobachtungen der Seele so zu nehmen, wie sie durch das Selbstgefühl erkannt werden". Von den Ergebnissen, zu denen T. auf diesem Wege gelangte, können hier nur einige besonders für die Weiterentwicklung der Philosophie wichtig gewordene erwähnt werden. Die alte Zweitheilung der seelischen Functionen in theoretische und praktische hatte schon Sulzer verworfen, indem er dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen das „Empfindungsvermögen" hinzufügte. T. hat diese Dreitheilung zu allgemeiner Anerkennung gebracht und dabei der dritten Grundthätigkeit der Seele den noch heute gültigen Namen des Gefühls gegeben. Mit „Vorstellen, Wollen, Fühlen" gab er somit die Dreitheilung des seelischen Lebens, die sowol in Kant's System, wie in der modernen Psychologie herrschend geblieben ist.

T. unterschied, wie Kant, zwischen Form und Inhalt der Erkenntniß. Beide Denker hatten diese Unterscheidung von Lambert. Die Empfindungen liefern den Inhalt, die Thätigkeit des Intellectes die Form. Nur durch Zusammenwirken beider, der Sinne und des Intellectes, kommt Erkenntniß zu Stande. Die Gesetze, nach denen der Intellect verfährt, „die Naturgesetze des Denkens" erfährt der Intellect, indem er sie anwendet. Durch ihre subjective Nothwendigkeit gewinnen sie den Charakter von Vernunftwahrheiten. Die sogenannten nothwendigen Wahrheiten sind also schon bei T. die zum Bewußtsein gekommenen eigenen Acte des Denkens. Eine höhere Objectivität als diese subjective Notwendigkeit ist dem Menschen nicht erreichbar. Trotzdem polemisirt T. gegen Hume's Skepticismus. In diesen, wie in anderen Punkten, berührt sich T. mit Kant. Das sehr interessante Verhältniß der beiden Denker ist neuerdings mehrfach behandelt worden. (So von Ziegeler 1888 und Wreschner 1891.) Bemerkenswerth ist, daß T. schon psychische Messungen im Sinne unserer experimentirenden Psychologie vorgenommen hat. So hat er die Dauer der Nach-

empfindungen für verschiedene Sinne bestimmt. Kurz und treffend charakterisirt ein neuerer Autor (Dessoir) T., indem er ihn einen „antimaterialistischen Empiriker mit kriticistischen Neigungen" nennt.

Meusel, Gel. Deutschl. VIII. — Meusel, Neunz. Jahrh. IV. — Kordes, Lexik. d. Schleswig-Holsteinischen Schriftst. — M. Dessoir, Des Nic. Tetens Stellung i. d. Gesch. d. Philos., in der Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. v. Avenarius, XVI, 3, S. 355. Hier findet man auch eine Reihe dänischer Quellen über Tetens aufgeführt. Liepmann.

Tethinger: Johannes Pedius T., Dichter und Geschichtschreiber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Vater Tethinger's, Johann Anton, ist aus Pfullendorf im Großherzogthum Baden gebürtig, muß sich jedoch vorübergehend in Tübingen aufgehalten haben, da diese Stadt als Geburtsort des jüngeren T. angegeben wird. Dem älteren begegnen wir später als Lehrer an der Particularschule zu Freiburg i. Br. Johann Pedius unterstützte den Vater in diesem Amt und wurde wohl später dessen Nachfolger in der Vorsteherschaft der Anstalt. Im J. 1543 hatte er nach seiner eigenen Angabe schon 25 Jahre sich dem Unterricht der Jugend gewidmet. Er genoß den Ruf eines sehr tüchtigen Lehrers. Zugleich war er als Schriftsteller und Dichter thätig. Er gab neben anderen Schulbüchern 1543 eine Auswahl Erasmischer Briefe heraus, denen er eine Beschreibung der Stadt Freiburg und des Dorfes Herdern in lateinischen Distichen beifügte. Sein ebenfalls ganz lateinisches Hauptwerk ist die Wirtembergia. Die erste Ausgabe erschien 1535 und sollte „Silva de quatuor bellis Wirtembergicis" heißen, wofür der Typograph zum Aerger des Verfassers nur „Quatuor bella Wirtembergica" setzte. Die zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe, nach Tethinger's eigener Erklärung fast ein neues Werk, folgte Freiburg 1545. Der Titel lautet „Wirtembergiae libri duo, quibus illustrissimi Wirtembergorum principis Huldrichi etc. res militiae domique gestae in eo potissimum bello, quod illi a foederatis aetate nostra Suevis illatum fuit, carmine deliniantur". An dieses Gedicht in Hexametern ist die Prosaschrift angeschlossen: „Commentarius iisdem de rebus in tres libros divisus amanti prosam magis adpositus". Beide Theile sind auch in Schard's deutschen Geschichtsschreibern (neue Ausgabe II, S. 31 ff.) wieder abgedruckt. Im Mittelpunkt des dem Herzog Ulrich gewidmeten Werkes steht der Krieg mit dem schwäbischen Bund und die beiden Wiedereroberungen Württembergs durch Ulrich in den Jahren 1525 und 1534. Lange wurde Tethinger's „Wirtembergia" als zuverlässige Geschichtsquelle betrachtet, bis Heyd in seinem Herzog Ulrich und Chr. Fr. Stälin in seiner Wirtembergischen Geschichte auf das Ueberwiegen der rhetorischen und poetischen Schilderungen hingewiesen haben. Leopold Ranke hat dann vollends die Autorität Tethinger's durch seine Kritik erschüttert. Der Dichtung als solcher kommt keinerlei Werth zu. Ueber die weiteren Lebensverhältnisse Tethinger's weiß man nichts. Nur so viel ist bekannt, daß er eine Anzahl Söhne hatte, von denen einer, wol der älteste, Johannes Antonius, 1545 schon Magister war.

J. J. Moser, Wirtembergische Bibliothek (4. Aufl., 1796). S. 99. — Pfaff, Die Quellen der ältern wirtembergischen Geschichte (1831) S. 14. — Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. II, S. 159 ff. — Leopold v. Ranke, Sämmtliche Werke. 34. Bd. (Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber; 2. Aufl., 1874) S. 127 f. R. Krauß.

Teting: Nicolaus T., Arzt und religiöser Schwärmer. Er kommt auch unter dem Namen Nicolaus Knutsen vor und ist dies wol der eigentliche Familienname gewesen, indem ein Bruder von ihm, gestorben als Prediger auf der Insel Pelworm, sich Titus Knutsen schrieb. Woher der Name T., unter dem er am bekanntesten, läßt sich nicht ermitteln. Er war in der Stadt Husum (Schleswig-

Holstein) geboren, ca. 1590. Geburtsjahr und Datum haben sich auch nicht ermitteln lassen. Auf der Universität in Leiden hatte er Medicin studirt, nebenbei sich viel mit chemischen Untersuchungen beschäftigt. Nach vollendeten Studien ließ er sich als praktischer Arzt in der Stadt Flensburg nieder und verheirathete sich hier. Hier schloß er eine enge Freundschaft mit dem damaligen Stadtsecretär Hartwig Lohmann (aus Itzehoe gebürtig) und beide vertieften sich immer mehr in die Schriften Valentin Weigel's und der Rosenkreuzer. Als nun der Pastor an St. Marien daselbst Mag. Habakuk Maier, dem die Weigel'schen Schriften bekannt geworden, die Irrlehren derselben über die Natur Christi auf der Kanzel strafte, glaubten T. und Lohmann, deren Beichtvater dieser Pastor bisher gewesen, daß diese Strafpredigt hauptsächlich auf sie gemünzt sei und fühlten sich daher veranlaßt, dem Pastor schriftlich ihre Confession zu überreichen. Dieser leugnete indeß, sie dabei im Auge gehabt zu haben. Er übergab indeß das ihm zugestellte Scriptum seinem Propsten, dem Mag. Fr. Dame, Hauptpastor an St. Johannis in Flensburg. Diese Confession ist später gedruckt bei Krafft, Husum'sche Kirchenhistorie, Hamburg 1730. Beil. XXVIII. Der Propst stellte nun ein Verhör an und wurden die beiden Verfasser darauf vor das Consistorium citirt und ihnen von demselben ihre Irrlehre, in Betreff der Natur Christi, nachgewiesen. Sie verließen darauf beide freiwillig die Stadt Flensburg 1622. T. zog als Arzt erst nach dem Dorfe Hattstedt, dann nach Winnert, darauf nahm ihn die bekannte Schwärmerin Anna Owena Hoyer (s. A. D. B. XIII, 216), die inzwischen Wittwe geworden, in ihr Haus auf Hoyerswort. Auf Befehl des Herzogs Friedrich von Gottorf mußte nun der Propst von Eiderstedt, zu dessen Bezirk Hoyerswort gehörte, ein Religionsgespäch mit ihm abhalten. Darauf verließ T. auch diesen Ort und siedelte nun nach seiner Vaterstadt Husum über. Die Hoyer, die hier auch ein Haus besaß, folgte bald nach, 1624. Da sie ihr Wesen hier nun forttrieben, glaubte das Stadtministerium die Gemeinde vor diesen Irrlehrern warnen zu müssen. T. und Lohmann überreichten darauf dem Stadtmagistrat einen „wahrhaften Bericht“ als Protest. Sie behaupteten darin u. A., daß Christi wahre menschliche Natur nicht aus dem Fleisch Mariä, sondern allein vom Heiligen Geist komme, von dem geistlichen Samen Mariä, nämlich dem lebendigen Wort Gottes, welchen sie durch den Glauben empfangen und derhalben ihr zugerechnet, sowie daß Christus wesentlich und leibhaftig mit seinem Fleisch und Blut in den Gläubigen wohne, wie Gott der Vater in dem Sohn. Sie griffen dabei zugleich das Flensburger Ministerium an, das sie übel behandelt hatte. Die Husumer sandten diesen Bericht an die Flensburger. Propst Dame gab darauf in Druck: Abgedrungene Relation des Colloquii und was sonst mit den von Flensburg entwichenen Enthusiasten N. K. und H. L. gehandelt; auch gründliche Refutation ihrer gräulichen Schwärmereien auf Gutachten des Flensb. Ministerii, Flensb. 1625 (2. Aufl. 1705). Dann wandte das Husumer Ministerium sich an den Herzog mit der Klage, daß diese ihre irrigen Lehrsätze nicht mehr, wie bisher, im Geheimen hielten, sondern als in einem famösen Libell unter die Leute bringe und das Ministerium schwer beschuldige (Krafft XXX). Nachdem Termin zur Verhandlung angesetzt, forderte T. eine völlige sächsische Frist und nach Schwabstedt verzogen, wollte er auch in einem zweiten Termin sich auf nichts einlassen. Das Ministerium wandte sich noch einmal an den Herzog und es erschien am 27. Sept. 1624 dessen Mandat, daß Genannte entweder innerhalb 14 Tagen zu revociren oder das Land zu verlassen hätten (Krafft, Beil. XXXIII). T. entwich und sandte am 5. October eine Defensionsschrift an den Magistrat in Husum (Krafft XXXV). Als ihr wahrhafter Bericht im Druck erschien, erfolgte wiederum ein herzogliches Mandat am 21. October, daß alle in der Stadt bei den Bürgern befindlichen Exemplare

desselben mit Beschlag zu belegen seien (Krafft XXXVI) und der Magistrat forderte, daß alle vorhandenen gedruckten oder geschriebenen Exemplare, bei 50 Thaler Brüche oder Gefängnißstrafe, an den Gerichtssecretär einzuliefern seien. Lohmann hat sich nach einigen Umwegen in Odensee niedergelassen und widerrufen. T. ging nach Hamburg, wo er seine ärztliche Praxis fortsetzte, im übrigen aber nicht weiter von sich reden gemacht zu haben scheint. Er soll hier auch gestorben sein, aber sein Todesjahr und Datum hat sich ebenso wenig als das der Geburt ermitteln lassen. Aus einem Gedicht der A. O. Hoyer von 1642 (Geistl. und Weltl. Poemata, Amsterdam 1650, S. 234) geht jedenfalls hervor, daß T., der hier „Seliger" heißt, damals bereits mit dem Tode abgegangen.

A. Heimreich, Schlesw. Kirchenhist. 1683. S. 249. — J. M. Krafft, Husum'sche Kirchenhistorie. Hamb. 1730, S. 161 ff. u. 463 ff. — Pontoppidan, annales eccles. 1749. III, 769 ff. — J. Molleri Isagoge 1699. II, 135. — Ejusd. Cimbria litt. I, 677. Hamburg 1750. — Lakmann, Einl. in d. S.-H. Historie 1733, III, 520, 636. — J. H. Seelen, Memorabilium Flensb. Sylloge. Lübeck 1752. S .34 u. 223. — Hegewisch, S.-H. Geschichte, S. 378. Kiel 1802. — Helwig, Dansk Kirkehist. Kbh. 1855. I, 295, 326. — Jensen-Michelsen, S.-H. Kirchengeschichte III, 312. Kl. 1873. — Dorner, Lehre v. d. Person Christi III, 842. Berl. 1856. Carstens.

Tetingen: Heinrich v. T., schweizerischer Minnesinger. Er gehört zu der Dichtergruppe Walther's von Klingen (s. A. D. B. XVI, 189) und urkundet 1267 und 1269 für diesen und seinen Schwiegersohn in Gemeinschaft mit Steinmar (s. A. D. B. XXXV, 746); 1286 scheint ein Anderer gleichen Namens mit den Minnesingern Toggenburg und Altstetten zu unterschreiben. Sein Sitz ist das heutige Döttingen bei Klingnau an der unteren Aare.

T. gehörte zu den talentlosen Epigonen, die Klingen's tyrannisches Vorbild zum Reimen zwang. Erhalten sind im Grundstock der Manessischen Sammlung zwei Lieder. Das erste beginnt damit, das Wort „liep" todt zu hetzen; das zweite setzt mit einer verschlechternden Umarbeitung von Ulrich v. Lichtenstein's berühmter Tanzweise ein; vermuthlich hat Steinmar das Original an Klingen's Musenhof gebracht. Beide Gedichte schleppen sich schwerfällig durch Reminiscenzen zu einem fast parodistisch wirkenden matten Schluß.

Text: in Bartsch' Schweizer Minnesingern S. 163 f. — Litteratur: ebd. S. CII, ferner v. d. Hagen, MS. 4, 540; Socin in Pfeiffer's Germania 36, 312. Richard M. Meyer.

Tetsch: Karl Ludwig T., kurländischer Kirchenhistoriker, war geboren zu Königsberg in Preußen am 12. April 1708. 1720 im 13. Lebensjahre bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Theologie zu studiren, floh aber 1723 zusammen mit Joh. Chr. Gottsched aus Furcht, zum Soldaten gepreßt zu werden, da er von stattlicher Körpergröße war, nach Danzig, wo er sein Studium fortsetzte. Darauf ging er 1724 nach Rostock, wurde hier 1728 Magister der Philosophie und hielt dann an der Universität zwei Jahre lang philosophische Vorlesungen. Hierauf besuchte er noch einige Universitäten (welche, sagt er nicht) und die angesehensten Städte in Niedersachsen und reiste dann 1730 nach Libau in Kurland. Hier verbrachte er einige Zeit bei seinem hochbetagten Verwandten, dem kurländischen Geheimenrath Michael Ruprecht, und wurde sodann 1732 Adjunct des deutschen Pastor-Primarius der Stadt. 1739 nach dem Tode seines Seniors wurde er dessen Nachfolger als Primarius und bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1766. Er legte 1742 den Grundstein zu der Dreifaltigkeitskirche in Libau und war 1758 bei ihrer Einweihung thätig. Wegen steigender Kränklichkeit legte er sein Amt nieder und starb am 11. April

1771 in Libau. Durch seine kirchenhistorischen Arbeiten hat sich T. ein bleibendes Verdienst um die Geschichte seiner zweiten Heimath erworben. Außer einigen Aufsätzen „über den Zustand der Evangelischen in Curland" und „die herrenhutischen Bewegungen in Liebland und Curland", welche er in den Weimar'schen Acta historico-ecclesiastica veröffentlichte, verfaßte er zunächst 1743 einen „Ersten Versuch Curlaendischer Kirchengeschichte, worinnen der Anfang und Fortgang der Kirche Gottes zu Libau dargestellt wird". Diesen Versuch nahm er dann später umgearbeitet in sein Hauptwerk, die „Curlaendische Kirchengeschichte" auf, welche in drei Theilen 1767—1770 erschien. Dieses noch heute unentbehrliche Werk gibt nach einer Darstellung des Religionszustandes in Kurland während des Mittelalters eine Geschichte der Reformation und der Begründung der evangelischen Kirche durch Herzog Gotthard Kettler, woran sich mehr oder weniger ausführliche Lebensschilderungen der kurländischen Superintendenten bis auf des Verfassers Zeit schließen. Leider hat T. in den folgenden Theilen nicht die Geschichte der kurländischen Kirche seit dem Tode Herzog Gotthard's im Zusammenhange dargestellt, sondern er gibt nur eine Reihe von Monographieen über einzelne Kirchen, Streitigkeiten, Bibelübersetzungen und Biographieen einzelner um die Landeskirche besonders verdienter Personen, wie Salomon Henning. Diese Abhandlungen, wie werthvoll und verdienstlich sie auch sind, können doch eine zusammenfassende Geschichte der Kirche Kurlands nicht ersetzen. Vielleicht hat T. in dem vierten Theile seines Werkes, den er vollständig ausgearbeitet im Manuscript hinterließ, das Fehlende einigermaßen nachgeholt; leider ist dieser aber verloren gegangen, wenigstens sind alle Nachforschungen nach ihm bis jetzt vergeblich gewesen. Dasselbe Loos hat seine kurländische Münzgeschichte, welche er ebenfalls handschriftlich hinterließ, getroffen. T. war ein fleißiger Sammler und hat viele bis dahin unbekannte Urkunden zusammengebracht und verwerthet; dagegen ist Kritik nicht seine Stärke. In dem die mittelalterliche Zeit behandelnden Abschnitt, jetzt vielfach veraltet und den gegenwärtigen Ansprüchen an ein solches Werk überhaupt nicht genügend, ist Tetsch's Buch doch als reiche Stoffsammlung und als durch keine neuere Arbeit ersetzt für jeden, der sich mit der Kirchengeschichte Kurlands beschäftigt, unentbehrlich. Th. Kallmeyer, † 1859, der wie kein Anderer dazu berufen war, eine allen Anforderungen entsprechende Kirchengeschichte Kurlands zu schreiben, ist durch einen frühen Tod an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert worden. Seine Arbeiten „über die Einführung des Christenthums in Kurland im 13. Jahrhundert" und über „die Begründung der evangelischen Kirche unter Herzog Gotthard" sind ausgezeichnete Vorarbeiten zu einem solchen Werke. Ebenso bietet sein nachgelassenes und von Dr. G. Otto herausgegebenes und wesentlich ergänztes Werk: Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, 1890, einem künftigen Bearbeiter reiches Material. T. aber wird immer der Ruhm bleiben, der Begründer der kurländischen Kirchengeschichte gewesen zu sein.

K. L. Tetsch's Selbstbiographie in seiner Kirchengeschichte II, 133—145. — F. K. Gadebusch, Abhandlung von liebländischen Geschichtsschreibern 1772, S. 222—238. — Recke und Napiersky, Schriftstellerlexikon IV, 354—356.

Diederichs.

Tettau: Daniel v. T., königlich preußischer Generalmajor der Infanterie und Oberster über die Leib-Garde-Grenadiers, wurde am 6. April 1670 geboren. Sein Vater war der Oberregimentsrath und Kanzler in Preußen Johann Dietrich v. T., der außer Daniel eine Reihe von Söhnen hatte, seine Mutter war eine geborene v. Borck. Nachdem er in Königsberg studirt hatte, trat er 1688 in brandenburgische Kriegsdienste und wohnte der Belagerung von Bonn bei

nahm dann seinen Abschied, erhielt durch Vermittelung eines Vetters, des holländischen General-Feldzeugmeisters Ernst v. T., eine Infanteriecompagnie im Heere der Generalstaaten, focht in den Feldzügen des dritten Raubkrieges gegen Frankreich und ging, nachdem dieser 1697 durch den Frieden von Ryswyk beendet war, in die Dienste des Herzogs von Savoyen über, wo er das Commando von zwei Bataillonen deutscher Truppen erhielt. Seiner dortigen Thätigkeit machte der bald nachher ausbrechende Spanische Erbfolgekrieg ein Ende. Savoyen stellte sich auf die Seite Frankreichs und König Friedrich I. rief seinen Lehnsmann T. in die Heimath und in das eigene Heer zurück. Dieser schied mit Bedauern, aber die Gunst seines Landesherrn entschädigte ihn. Er wurde am 4. April 1702 zum Oberst von der Grenadiergarde ernannt und erhielt zugleich den Orden de la générosité; verschiedene militärische und politische Sendungen, welche er auszuführen hatte, zeigten das vom Könige in ihn gesetzte Vertrauen und vermehrten dasselbe. Am 7. Februar 1703 hatte er die Reichsstadt Nordhausen zu besetzen, deren Schutzherrschaft der Kurfürst von Sachsen an Preußen abgetreten hatte. Am 18. April 1705 wurde er Brigadier und bald darauf Generalmajor, am 6. Januar 1706 Kämmerer, auch empfing er den Johanniterorden. Im nämlichen Jahre gab der König T. dem Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm I., welcher sich auf den Kriegsschauplatz nach den Niederlanden begab, als Begleiter mit. Auch als der Kronprinz sich damals verlobte stand T. ihm zur Seite und 1709 ging er zum zweiten Male mit ihm nach den Niederlanden. Hier fiel er am 11. September bei Malplaquet. Am Abend vor der Schlacht hatte er in des Kronprinzen Gegenwart seinen Tod vorausgesagt; umsomehr erschütterte diesen das Eintreten der Wirklichkeit. Die Leiche wurde nach Berlin geschafft und am 17. October in der Garnisonkirche, deren Erbauung T., ein sehr gottesfürchtiger und kirchlich gesinnter Mann, kräftig gefördert hatte, mit großem Prunke beigesetzt. Friedrich Wilhelm I., in dessen soldatischen Erinnerungen der Sieg von Malplaquet, ein Ruhmesblatt in der damals noch jungen Geschichte des preußischen Heerwesens Zeit seines Lebens eine hervorragende Rolle spielte, pflegte bei der alljährlichen Gedächtnißfeier des Tages regelmäßig auch Tettau's zu gedenken. Tettau's Brüder errichteten ihm in der Garnisonkirche ein prächtiges Denkmal. Als dieses durch eine Pulverexplosion, welche am 12. Aug. 1720 die Kirche zerstörte, vernichtet ward, ließ der König in dem Neubau durch Pesne ein anderes herstellen.

Urkundliche Geschichte der Tettau'schen Familie von J. W. A. Freiherrn v. Tettau, S. 352, Berlin 1878. — Dr. Friedrich Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen I, 139, Berlin 1834. B. Poten.

Tettau: Julius **Ernst** v. T., ein in verschiedenen Heeren erprobter und bewährter Soldat, in seiner letzten militärischen Stellung General-Feldzeugmeister und General von der Infanterie im Dienste der Generalstaaten, war am 16. Juli 1644 auf dem väterlichen Gute Dublienen im Kreise Rastenburg in Ostpreußen geboren. Nach dem früh erfolgten Tode seiner Eltern ließen sorgsame Vormünder ihm eine gute Schulbildung und Erziehung angedeihen. Es trieb ihn aber bald, sich auf eigene Hand in der Welt zu versuchen. Erst dreizehnjährig ging er 1657 nach Holland und nahm dort Kriegsdienste, fand aber seine Rechnung nicht und wandte sich, nachdem er drei Jahre lang vergeblich auf Beförderung gehofft hatte, 1660 nach Frankreich, wo König Ludwig XIV., dessen persönliche Aufmerksamkeit Tettau's stattliche Erscheinung erregte, ihn 1661 zum Officier ernannte. T. that sich außerdem durch Strebsamkeit und Wißbegierde, namentlich auf dem Gebiete der damals unter den Kriegswissenschaften eine große Rolle spielenden Befestigungskunst, hervor und Turenne selbst machte sich zu seinem Lehrer. Unter dem Oberbefehle dieses Feldherrn

n er in der Heeresabtheilung des Marquis de Louvigny 1667 am Kriege
. die Spanier in den Niederlanden theil, kehrte dann jedoch in die Dienste
s Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zurück,
er ihn zum Lieutenant im Infanterieregimente von Spaen machte und
zunächst zu Befestigungsarbeiten im Herzogthume Cleve verwandte. Auch
T. dem Kronprinzen, nachmals König Friedrich I., Unterricht in der Be-
ungskunst und erwarb sich in diesem, der ihm 1685 den schon vor seiner
onbesteigung von ihm gestifteten Orden pour la générosité verlieh, einen
slänglichen Gönner. 1673 nahm er unter dem Prinzen Wilhelm von
nien, dem späteren Könige Wilhelm III. von England, als ältester Capitän
Spaen'schen Regimente, an der denkwürdigen Belagerung der von Cha-
vertheidigten Festung Grave theil. Als der Kurfürst im J. 1676 dem
ge von Dänemark das Infanterieregiment Lehndorff zum Kriege gegen die
eden überließ, ward T. zum Oberstlieutenant in demselben ernannt. Er
wesentlich zur Einnahme von Helsingborg bei, wurde dort Commandant
behauptete die Stadt gegen die Versuche des Feindes sie wiederzu-
nnen. Durch den Frieden von Lund ward Helsingborg 1679 an Schweden
kgegeben, T. aber verblieb in dänischen Diensten und erhielt ein eigenes,
besonderen Vorrechten für den Commandeur ausgestattetes Regiment, welches
Schleswigschen stand. Hier vermählte er sich 1684 zu Flensburg mit
entia von Rumohr. Auch wurde er gebraucht, um die norwegischen
ngen in Stand zu setzen. Diese Verhältnisse bestanden bis 1688. Dann
ieß wiederum der König von Dänemark 7000 Mann an Wilhelm von
ien, welcher den englischen Thron zu gewinnen trachtete. Prinz Ferdinand
elm von Württemberg erhielt den Oberbefehl dieser Hülfstruppen und mit
schiffte sich T. im November 1689 nach Schottland ein, aber ein Sturm
eute die Flotte, der Prinz und T. landeten in Hull und wurden im Februar
nach Irland weiter befördert, wo es galt, den letzten Rest der Macht des
es Stuart niederzuwerfen. In der Entscheidungsschlacht am Boyneflusse
1. Juli 1690, in welcher die Dänen auf dem linken Flügel fochten, trug
rksam zum glücklichen Ausgange des Kampfes bei. Dann schritt man zur
gerung von Limerick, faßte aber die Sache, gegen Tettau's Vorschlag, am
hten Orte an. Als man einsah, daß auf dem betretenen Wege nicht zum
zu gelangen sein werde, ward T. beauftragt in der von ihm anheim ge-
en Weise vorzugehen, er hatte aber ebensowenig Erfolg, und der Versuch,
Stadt zu nehmen, ward zunächst aufgegeben. T. war im Begriff, die ihm
wiesenen Winterquartiere zu beziehen, als er erfuhr, daß Marlborough sich
inem Angriffe auf die Stadt Cork anschicke. Er marschirte mit den ihm
stellten zwei Regimentern zu Fuß und drei Schwadronen eben dahin, griff
g und selbständig in das Unternehmen ein und trug zum Gelingen desselben
tlich bei. Der Werth seiner Mitwirkung gelangte dadurch zu öffentlichem
rucke, daß die Capitulation auf der Seite abgeschlossen wurde, von welcher
ngegriffen hatte und Marlborough selbst räumte ein, daß dieser das Meiste
n habe. Vor Ende des Jahres half er dann noch bei der Einnahme von
le, einem für den Verkehr mit Frankreich wichtigen Hafenorte. Gleiche
ienste und Anerkennung erwarb er sich im folgenden Jahre 1691 bei der
ahme von Athlone und der endlichen Bezwingung von Limerick. Als dem
befehlshaber, General Ginkel, aus Anlaß der ersteren Waffenthat der Titel
Grafen v. Athlone verliehen ward, sagte Ginkel, daß er die Auszeichnung
danken habe, und als nach Beendigung des Feldzuges T. am Hofe König
lm's erschien, sprach dieser ihm in ähnlichen Worten aus, wie er die Dienste

zu schätzen wisse, welche jener bei der Eroberung von Irland überhaupt geleistet habe.

Jetzt wollten außer Dänemark auch England und die Generalstaaten T. für ihre Heere gewinnen. Er bat seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich III., zu bestimmen, wohin er gehen solle, dieser entschied für die letzten Wahl und so gelangte T. in holländische Dienste. Im nächsten Jahre wurde er in der Schlacht bei Steenkerke am 3. August 1692 schwer verwundet, wobei er den nächsten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze fern bleiben mußte, aber schon im Winter 1692/1693 konnte er an Berathungen theilnehmen, welche zu Köln in Betracht des bevorstehenden Feldzuges stattfanden, und in letzterem hatte er in der verlorenen Schlacht bei Landen oder Neerwinden am 29. Juli Gelegenheit, durch einen mit Umsicht geleiteten und mit guter Haltung ausgeführten Rückzug von neuem sich auszuzeichnen. Zu den von den Generalstaaten ihm aufgetragenen mannichfachen Dienstverrichtungen trat jetzt noch das Amt eines Oberforstmeisters im Lande Cassant; die von ihm erlassenen Verordnungen beweisen, daß er auch dieser Stellung gewachsen war. 1695 war er vor Namur thätig. Als dann der an den beiden letzten Octobertagen des Jahres 1697 geschlossene Friede von Ryswyk den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, entsagte T., obgleich ihm, als er die Absicht aussprach den Dienst der Generalstaaten zu verlassen, ein mehrjähriger Urlaub angeboten wurde, allen von ihm bekleideten Aemtern und kehrte in seine Heimath zurück, wo sein Landesherr, jetzt König Friedrich I., ihn 1701 zum Hauptmann von Angerburg und 1711 zum Landesdirector von Preußen und zum Hauptmann von Brandenburg ernannte. Als solcher erwarb er sich beim Auftreten der Pest Verdienste, starb aber schon im nämlichen Jahre am 22. Juni und wurde in der Kirche zu Allenburg beigesetzt. Da er kinderlos war, stiftete er zwei noch im Besitze seiner Familie befindliche Majorate Trimnau im Kreise Wehlau und Kukehnen im Kreise Friedland. Seine im J. 1713 ihm im Tode gefolgte Wittwe begründete das noch gegenwärtig bestehende Tettau'sche Fräuleinstift zu Königsberg in Preußen.

Die bei Daniel v. Tettau genannte Familiengeschichte (S. 364) führt weitere Quellen an.

B. Poten.

Tettenborn: Friedrich Karl Freiherr v. T., ein Kriegsmann aus der Zeit des ersten Napoleon, war am 19. Februar 1778 in der Grafschaft Sponheim, wo sein Vater, welcher früher österreichischer Officier gewesen war, als markgräflich badischer Jägermeister lebte, geboren. Als später Kaiser Napoleon verlangte, daß alle in den an Frankreich abgetretenen Gebieten Geborenen zu ihm dienen sollten, behauptete T. auf dem in der Grafschaft Hohenstein im preußischen Regierungsbezirke Erfurt belegenen Stammgute seines Geschlechts Tettenborn geboren zu sein, also nicht zu jenen in Frankreich Wehrpflichtigen zu gehören. Auf diese Weise ist es gekommen, daß sein Geburtsort vielfach unrichtig angegeben wird. Seine Mutter war eine Gräfin Arz aus Tirol. Als er sechs Jahre alt geworden, wurde sein Vater zum Oberjägermeister in Rastatt ernannt, wo ein guter Grund für des Sohnes wissenschaftliche Ausbildung gelegt ward. Aber schon in seinem dreizehnten Lebensjahre kam dieser als Page an den Hof des Kurfürsten von Mainz. Als dem dortigen glänzenden Leben bald darauf das Erscheinen der Franzosen unter General Custine ein Ende machte, kehrte der junge T. in das elterliche Haus nach Rastatt zurück. Sein Vater, ein um die Wälder des badischen Landes hochverdienter Forstmann, wünschte, daß sein Sohn den nämlichen Beruf ergreifen möchte und sandte ihn nach Waltershausen, damit er unter Bechstein's Leitung sich dazu vorbereite. Hier blieb er nicht lange. Noch im J. 1793 bezog er die Universität Göttingen, die er indessen, durch einen Jugendstreich genöthigt, sehr bald mit Jena

tauschte. Von dort durch die Nachricht von seines Vaters schwerer Erkrankung nach Hause zurückgerufen, fand er diesen bereits todt. Da die Mutter schon einige Jahre früher gestorben war, brauchte er Niemand mehr zu fragen, was aus ihm werden solle. Er folgte daher dem bisher unterdrückten Wunsche seines Herzens, welcher auf den Soldatenstand gerichtet war, und trat im J. 1794 als Cadett bei dem österreichischen Chevaulegers-Regimente Graf Joseph Kinsky in Kriegsdienste. Damit beschritt er die Laufbahn, für welche die Natur ihn geschaffen hatte. Das Regiment stand unter Feldmarschall Graf Clerfait in Flandern im Felde; die Thätigkeit der diesem unterstellten Reiterei drehte sich im wesentlichen um Unternehmungen des kleinen Krieges. Sie bildeten für T., welcher noch im nämlichen Jahre Officier wurde, eine treffliche Schule. Die nächstfolgenden Jahre waren für das Regiment ebensoviel Kriegsjahre. An den Feldzug in den österreichischen Niederlanden schlossen sich der Winterfeldzug von 1794/95 unter Feldzeugmeister Baron Alvinczy in Holland, der Feldzug von 1795 unter Clerfait am Oberrheine, der vom Winter 1795/96 in der Pfalz, der Krieg von 1796/97 in Süd- und Mitteldeutschland. Im Januar 1798 bezog das Regiment die Friedensstation Brüx in Böhmen, aber schon im Mai rückte es zu neuen Kriegsvorbereitungen nach Oberösterreich, im Juni wurde es zum 12. leichten Dragonerregimente umgewandelt. Im Kriege vom Jahre 1799 stand es unter dem Oberbefehle von Erzherzog Karl. Hier wird auch T. rühmend erwähnt. Zuerst im Gefechte bei Frauenfeld am 24. Mai, wo er mit einer abgesessenen halben Escadron Antheil an der Besitznahme eines vom Feinde mit Infanterie besetzten Waldes hat; zwei Tage später bei Winterthur, wo er sechs vor der Stadt aufgefahrene französische Geschütze nimmt, im Handgemenge sein Pferd verliert und durch einen Kameraden, den nachmaligen General v. Mayer, zu jener Zeit Rittmeister, vor der Gefangenschaft bewahrt wird; schließlich bei der Eroberung von Mannheim am 18. September, wo er, nachdem er am Neckarauer Walde geholfen hatte, das französische Fußvolk niederzumachen, einer der Ersten ist, welche durch die aufgehauenen Thore in die Stadt dringen und in den Straßen Gefangene machen, während der Feind über die Rheinbrücke abzieht. In der Relation über die Einnahme der Stadt wird sein Name mit Auszeichnung genannt. Als darauf Feldzeugmeister Baron Kray den Oberbefehl übernommen hatte und die Oesterreicher im Frühjahre 1800 den Rückzug antraten, that T. sich bei den Nachhutgefechten mehrfach hervor; überall erwies er sich als muthig und geschickt. Bei Biberach hielt er sich am 9. Mai lange gegen einen überlegenen Feind, und daß er dabei seine Person nicht schonte, wird durch den Umstand bewiesen, daß ihm binnen zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden; bei Riedeschingen und bei Engen war er von neuem unter denen genannt, welche sich besonders ausgezeichnet hatten. Nach dem am 27. Juni bei Neuburg gelieferten Treffen entledigte er sich mit Erfolg eines ihm vom General Graf Gyulai ertheilten Auftrages, beim Rückzuge gegen Landshut die Flanke zu decken, sowie die Isarbrücke zu zerstören, dann behauptete er sich, den Feind über seine Schwäche täuschend, neun Tage lang bei Freising. Bei München schwamm er durch diesen Fluß, griff mit fünf Reitern die Bedeckung der Packpferde des Generals Lecourbe an, nahm letztere und kam mit seiner Beute glücklich auf das andere Ufer zurück. Auch bei Hohenlinden, am 3. December, wo die österreichischen leichten Truppen in zahlreichen kleinen Kämpfen die Oberhand behielten, erwies er sich als thätig und umsichtig, dann befand er sich bei der Nachhut, welche fechtend den Rückzug des linken Flügels deckte. Sein Benehmen trug ihm die Achtung seiner Kameraden und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten ein. Als Rittmeister und Escadronscommandant kam er aus dem Felde nach Böhmen zur[illegible]

die Stabsstation seines 1802 wiederum in ein Chevaulegers-Regiment umgewandelten Regiments war. Der lebenslustige T. beschränkte sich aber nicht auf das Bereich der Standorte des Letzteren, er besuchte Prag, Wien, Dresden, und im J. 1804 wurde er mit einer Sendung nach Berlin zum dortigen österreichischen Gesandten Graf Metternich, dem späteren Staatskanzler, beauftragt. An seinen dortigen Aufenthalt knüpft sich die Erzählung eines Vorfalles, dessen Verbreitung, wenn die Thatsache auch nicht verbürgt werden kann, für Tettenborn's Eigenart bezeichnend ist. Letzterer soll nämlich die Gelegenheit benutzt haben, eine in Preußen ihm zugefallene Erbschaft, wie es heißt im Betrage von 20 000 Thalern, in Empfang zu nehmen und auf das Verlangen der preußischen Behörde, bei seinem Fortgehen von diesem Gelde das gesetzliche Abzugsgeld zu bezahlen, erwidert und nachgewiesen haben, daß er von der Erbschaft nichts mitnehme; ein glänzendes Auftreten, Spiel, Weiber und eine ungemessene Freigebigkeit hätten sie verzehrt. T. erneute damals eine kurz vorher in Böhmen gemachte Bekanntschaft mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Sie waren verwandte Naturen und ihr Verkehr ein sehr reger.

Hohen Ruhm brachte T. seine Theilnahme am Feldzuge des Jahres 1805. Als der Erzherzog Ferdinand d'Este, das Schicksal der in Ulm eingeschlossenen Truppen des Feldmarschallieutenants Freiherrn v. Mack voraussehend, den Entschluß faßte, sich mit dem, was er an Reiterei zusammenraffen konnte, nach Böhmen durchzuschlagen, vertraute er T. die Führung seiner aus zwei Schwadronen von dessen, jetzt Klenau-Chevaulegers geheißenen, Regimente und aus zwei Zügen Rosenberg-Chevaulegers bestehenden Vorhut an. In der Nacht zum 15. October wurde gegen Geislingen aufgebrochen. Vorsichtig und geschickt führte T. seine Reiter am ersten Tage über Gmünd und Aalen hinaus und legte dadurch den Grund zu der Zuversicht, daß das Unternehmen glücken werde. Am 17. war man bis in die Gegend von Wallerstein gekommen. Auf den dortigen Höhen angelangt, sah T. Feinde ringsum. Jede Abtheilung war stärker als die seinige. Kühn und entschlossen griff er an und hinderte ihre Vereinigung, unaufgehalten konnten die Oesterreicher ihren Marsch fortsetzen und Böhmen wurde glücklich erreicht. T. hatte sich die volle Zufriedenheit des Erzherzogs und des unter diesem befehligenden Fürsten Karl Schwarzenberg erworben. Jetzt ward ihm ein neuer Auftrag zu theil. Er hatte die von Waldmünchen nach Böhmen hinein führende Straße zu decken, und auch dieser Aufgabe entledigte er sich mit Erfolg, indem er sich in der Oberpfalz, dem Feinde hier geschickt ausweichend, ihn dort unverzagt angreifend, behauptete, bis General Baraguay d'Hilliers, mit 8000 Mann heranrückend, ihn im November zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte. Hier ließ er die Sturmglocken läuten, rief zwischen Klentsch und Pilsen das Landvolk zu den Waffen, ergriff selbst die Offensive und veranlaßte den Feind schließlich, Böhmen wieder zu räumen. Seinen Leistungen ward ein glänzender Lohn. Die Officiere, welche unter seinen Befehlen gestanden hatten, beantragten für ihn die Verleihung des Militär-Maria-Theresienordens, des köstlichsten Kleinodes kriegerischer Ehren, über welche Oesterreich verfügt, und im April 1806 sprach ihm das Capitel denselben zu. Das Zeugniß, welches Schwarzenberg ihm bei dieser Gelegenheit ausstellte, besagt, daß Tettenborn's bekannte Fähigkeiten und erprobte Bravour Veranlassung gewesen seien, ihm die Avantgarde anzuvertrauen. Er vereinige Thätigkeit, Klugheit, Echtheit der Rapporte, Entschlossenheit und Muth in so hohem Grade, daß Fürst Schwarzenberg in ihm einen der ausgezeichnetsten Officiere der Armee erkenne, und wenn der Rückzug des Erzherzogs einer Aufmerksamkeit gewürdigt werde, so gebühre T. ein großer Theil des Erfolges. Letzterer bezog nun mit seinem Regimente Friedensstationen in Pardubitz; das lustige Leben in

und Wien und auf den Landsitzen der böhmischen Großen begann von neuem. — Es erreichte sein Ende, als er auf den Antrag des Fürsten Karl Schwarzenberg diesem, der gegen Ende des Jahres 1808 als Botschafter an den russischen Hof nach St. Petersburg ging, als erster Adjutant und Botschaftscavalier beigegeben wurde. Vor seiner Abreise wurde ihm die Kämmererwürde verliehen. Die diplomatische Laufbahn, welche er jetzt betrat, gab ihm gleich zu Anfang Gelegenheit Takt, Feinheit des Benehmens, Gewandtheit im Verkehr und Beobachtungsgabe, Eigenschaften, die er in hohem Grade besaß, in schwieriger Stellung zu bekunden. Er leistete seinem Chef hervorragende Dienste und erwarb dessen volle Zufriedenheit. Der Krieg vom Jahre 1809 führte ihn nach Deutschland zurück. Schwarzenberg entsandte ihn als Courier zum Erzherzog Karl, welchen er in Begriff fand, die Schlacht bei Wagram zu schlagen. An letzterer betheiligte er sich in den Reihen seines Regiments, bewies durch Besetzung des vom Feinde verlassenen wichtigen Dorfes Aderklaa von neuem Einsicht und Entschlossenheit, focht tapfer gegen die feindlichen Cürassiere und wurde vom Oberbefehlshaber Erzherzog Karl auf der Wahlstatt zum Major bei Radetzky-Husaren ernannt. Der Schlachtbericht nennt seinen Namen mit Auszeichnung; die Verleihung des neu gestifteten Leopoldordens erkannte das Verdienst an, welches er sich in der Schlacht und auf dem bis Znaym fortgesetzten Rückzuge bei dessen Deckung erworben hatte. Nach abgeschlossenem Waffenstillstande wurde er bei den Friedensunterhandlungen mehrmals zu Sendungen benutzt, welche ihn in persönliche Berührung mit Napoleon, Berthier, Murat u. s. w. brachten.

Als der Friede geschlossen war, wurde Fürst Karl Schwarzenberg als Botschafter nach Paris entsendet. T. begleitete ihn in gleicher Eigenschaft wie früher und verstand trotz der Schwierigkeit der dort seiner wartenden Verhältnisse sich durch festes Auftreten, verbunden mit großer äußerlicher Artigkeit und höchster Feinheit der Umgangsformen, eine hervorragende und hochgeachtete Stellung zu bereiten. Sogar Napoleon, auf welchen Tettenborn's Selbständigkeit und die Schlagfertigkeit seiner Rede Eindruck machten, gestand ihm bei aller Abneigung, die er gegen dessen Person empfand, eine solche zu. Als dieser, der am Hofe eingeführten Kleiderordnung gehorchend, bei einem großen Feste im Frack mit Kniehosen und Schnallenschuhen, aber auch mit seinem Husarenschnurrbarte erscheint, sagte ihm der Kaiser: „Ein Schnurrbart ist doch recht lächerlich bei einem solchen Rocke." Darauf versetzte T.: „Vielmehr ein solcher Rock bei einem Schnurrbarte" und Napoleon schwieg. Als Letzterer aber nach der großen Feuersbrunst, welche in der Nacht vom 1./2. Juli 1810 gelegentlich eines vom Fürsten Schwarzenberg aus Anlaß der Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise gegebenen Festes die Räume der österreichischen Botschaft heimsuchte, die Mitglieder der Letzteren durch Ordensverleihungen auszeichnete, erhielt auch T. die Ehrenlegion. Ein Jahr darauf machte er in vier Tagen und zehn Stunden eine Aufsehen erregende Courierreise von Paris nach Wien, um hier die Geburt des Königs von Rom zu melden. Er ritt bis Straßburg, bediente sich dann eines Wagens und überholte weit den vor ihm abgesandten Boten Napoleon's (Didaskalia 1856, Nr. 5).

Als aber der Krieg gegen Rußland bevorstand, litt es ihn nicht mehr im diplomatischen Dienste und in Paris. Er wollte am Kampfe theilnehmen. Doch nicht auf Seiten Frankreichs, und, obgleich sein Gönner Schwarzenberg den Oberbefehl des für letzteres fechtenden österreichischen Hilfscorps erhielt, erbat er seinen Abschied und trat in russische Dienste. Er wurde zum Oberstlieutenant ernannt und dem Wintzingerodeschen Heerestheile überwiesen, dessen Commando nach Wintzingerode's am 22. October 1812 erfolgter Gefangennehmung General

Kutusow, ein Neffe des gleichnamigen Feldmarschalls, erhielt. Jener Kutusow war ein Stockrusse und den Fremden wenig wohlgesinnt. Tettenborn's Eigenart, seine soldatische Tüchtigkeit und seine Tapferkeit flößten ihm aber Achtung ein und erwarben ihm rasch die volle Anerkennung seines Vorgesetzten. Bei der Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge von Moskau war letzterem ein nördlich neben der von der Hauptarmee eingeschlagenen Straße hinführender Weg angewiesen. T. befehligte die aus zwei Kosakenregimentern und zwei Schwadronen bestehende Vorhut. Es war ein Auftrag ganz in seinem Sinne, und mit großem Nachdrucke nahm er sich der Ausführung an. Daß die Wirksamkeit, welche er dabei entfaltete, nicht so bedeutend war und auf den Gang der Ereignisse nicht einen so maßgebenden Einfluß äußern konnte, wie sein ruhmrediger Biograph Varnhagen für ihn in Anspruch nimmt, liegt in der Natur der Verhältnisse, und ernsthafte Geschichtschreiber, wie Bogdanowitsch, erwähnen Tettenborn's jedenfalls nur untergeordnete Thätigkeit kaum. Namentlich erkennen sie das ihm zugesprochene Verdienst, Wilna genommen zu haben, nicht an. Daß aber T. voll und ganz seine Schuldigkeit und mehr als seine Schuldigkeit gethan hat, kann als unbestrittene Thatsache gelten. Unablässig trieb er jenseits Wilna die Trümmer des französischen Heeres vor sich her und erst in Königsberg machte er im Januar 1813 einen kurzen Halt. Eine reiche Beute an Kriegsgeräth und Gefangenen kennzeichnete seine Erfolge. Ein ihm zugestoßenes Fußübel, eine Folge des Winterfeldzuges, und die Unentschiedenheit der Heeresleitung über die der Verfolgung zu verstattende Ausdehnung hielten ihn in Königsberg einige Tage fest, dann ging es weiter. Als Führer der Vorhut Tschernyschew's überschritt er am 16. Februar bei Zellin die Oder, umging die bei Werneuchen aufgestellten französischen Truppen und versuchte am 20. durch einen Handstreich sich der Stadt Berlin zu bemächtigen. Er kam bis auf den Alexanderplatz, einzelne Kosaken noch weiter, die Macht, welche dem ihm gegenüberstehenden Marschall Augereau zur Verfügung stand, war indessen zu stark, als daß er die Stadt hätte in dauernden Besitz nehmen können. Er mußte nach drei Stunden abziehen, sein Erscheinen hatte jedoch einen für die russischen Waffen sehr günstigen Eindruck hervorgerufen. Marwitz (Aus dem Nachlasse u. s. w., I, Berlin 1852) meint freilich, T. sei von der Eitelkeit besessen gewesen, Berlin zu erobern, und habe darüber aussichtsreichere Unternehmungen versäumt, er nennt jenen bei dieser Gelegenheit einen tapferen Windbeutel. Kaiser Alexander aber verlieh ihm unter schmeichelhaften Worten den Wladimirorden 2. Classe, und am 5. März rückte T. zum zweiten Male in das von den Franzosen geräumte Berlin ein. Lange hielt es hier den Rastlosen nicht. Der Russen Blicke hatten sich schon früh auf Hamburg gerichtet, dessen Besitznahme aus verschiedenen Gründen erwünscht war, und T. ward ausersehen, den Gedanken auszuführen. Mit Freuden unterzog er sich der Aufgabe. An der Spitze von drei Kasakenregimentern unter Denisow, Grabzow, Kommissarow, zwei Schwadronen Isum'scher Husaren unter Oberstlieutenant Gunderstrup, einem Commando Kasan'scher Dragoner und zwei reitenden Geschützen brach er am 12. März auf, das Gerücht übertrieb die Größe seiner Streitkräfte, und ein Schrecken, der ein Hoffen für die geknechteten deutschen Völker bedeutete, zog vor ihm her. Am 14. war er in Ludwigslust. Sein zugleich rücksichtsvolles und entschlossenes Auftreten bestimmte den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, dem Bündnisse mit Frankreich zu entsagen. Er war der erste von den Rheinbundsfürsten, welcher wagte, diesen Schritt zu thun. Beim Weitermarsche drohte dem ganzen Unternehmen ein Fehlschlag. Der französische General Morand, auf dem Abzuge von Pommern nach der Elbe begriffen, verlegte den Weg, Tettenborn's kühner Angriff aber bestimmte ihn, denselben frei

)en und bei Zollenspieker auf das linke Flußufer überzugehen, am 17. traf
Bergedorf ein. Hamburg jubelte ihm entgegen; er erklärte indessen den
rdneten der Stadt, daß er letztere nicht als eine eroberte betrachten wolle,
er als Freund nicht eher betreten würde, als bis die alte Regierung her-
wäre; nachdem dies geschehen war, hielt er am 18. seinen feierlichen
z (Illustrirte Zeitung, Leipzig, 21. März 1863, Nr. 1029). Damit war
urgs Selbständigkeit im voraus gesichert. T. gab sofort Handel und
ahrt frei, überlieferte den städtischen Behörden die gefüllten Zollspeicher,
ten für 400 000 Thaler beschlagnahmte Waaren lagerten und ordnete die
llung eines Feldcorps, der „Hanseatischen Legion", sowie einer Bürger-
an. Daneben betrieb er die Errichtung von Truppen in den benachbarten
en, soweit letztere von den Franzosen verlassen waren. Am 30. März
ihm ein Courier das Generalspatent, worüber Clausewitz seine Freude
e, weil T. nun mehr wirken könne; Oberst war dieser schon um die Jahres-
1812/1813 geworden. Die Haltung der Hamburger Behörden, welche,
m der erste Freudentaumel verrauscht war, sich den ihr zugefallenen
en durchaus nicht gewachsen zeigten, hemmte sein Wirken, und nur gering
ie Unterstützung, welche er für dieses von anderen Seiten erhielt. In der
Hälfte des April wurde er Wallmoden unterstellt, welcher mit dem
efehle an der Niederelbe beauftragt war; Tettenborn's hauptsächlicher Ge-
war der Major Ernst von Pfuel, ein alter Freund und Kamerad aus
reich und Rußland. Inzwischen hatten die Franzosen sich wieder ermannt
ingen angriffsweise gegen die Stadt vor. Der Monat Mai verstrich unter
hrenden Kämpfen, in denen Tettenborn's freilich durch mancherlei Zu-
, aber in ungenügender Güte und in unzureichender Menge, verstärkte
en von der Uebermacht Vandamme's bald auf das rechte Elbufer zurück-
gt wurden. Umsonst waren seine Bemühungen, Hülfe und Unterstützung
angen, die eigene Heeresleitung konnte solche nicht gewähren, die Hoffnungen
Dänemarks Einschreiten und auf thatkräftigen Beistand der Schweden er-
sich als trügerisch, es fehlte an Schießbedarf, und so mußte T. sich ent-
en, am 30. Mai die zehn Wochen früher mit so stolzen Erwartungen be-
Stadt dem Feinde von neuem auszuantworten. Unbehelligt erlangte er
uenburg den Anschluß an Wallmoden's Heerestheil. Aus der Aufgabe
urgs ist T. hin und wieder ein Vorwurf gemacht worden, es liegt dazu
Grund vor, er konnte füglich nicht anders handeln. Kaiser Alexander er-
sein Verdienst durch Uebersendung des Annenordens 1. Classe an, welche
t ermunternden Worten begleitete. Deren hätte es nicht bedurft, denn
plante T. neue Unternehmungen, die auf dem einen weiten Spielraum
den linken Elbufer ausgeführt werden sollten, als unerwartet die Kunde
Abschlusse des Waffenstillstandes eintraf. Hätte man ein solches Ereigniß
then können, so wäre Hamburg vielleicht zu retten gewesen.
Während der Zeit, in welcher die Feindseligkeiten ruhten, hatte T. sein
quartier in Boitzenburg. Als sie von neuem begannen, befehligte er etwa
Mann Fußvolk, 1500 Kasaken, 400 Lützowische Cavalleristen und einige
ze, mit denen er die Strecke zwischen Mölln und Lauenburg, den linken
abschnitt von Wallmoden's Vorpostenstellung, besetzt hielt. Schon am
ugust ward er in derselben angegriffen und zum Rückzuge genöthigt,
Wallmoden's gesammte Streitkräfte antreten mußten; er geschah Schritt
hritt, unter fortwährenden Gefechten, bis die Vorgänge auf den übrigen
n des nördlichen Kriegsschauplatzes, namentlich die Schlachten bei Groß-
und bei Dennewitz, das Vorrücken des feindlichen Oberbefehlshabers,
hall Davout, zum Stillstande brachten. T. und seine Kasaken bewährten

sich in dieser Zeit vortrefflich im Aufklärungs- und Verschleierungsdienste, ihm selbst aber wie Wallmoden ward diese Art der Kriegführung bald lästig, sie suchten nach der Gelegenheit, einen größeren Schlag auszuführen und fanden eine solche bei einem kühnen Zuge auf das linke Elbufer. Nur so viele Truppen, als nöthig waren, um Davout über die Abwesenheit der Hauptmacht zu täuschen, blieben diesem gegenüber, der Rest ging am 14. September bei Dömitz über die Elbe, um den General Pecheux, der von Hamburg aus mit 7000 Mann gegen Magdeburg entsandt war, aufzulauern und ihn zu überfallen. Es führte dies zu dem am 16. gelieferten Treffen bei der Göhrde, an dessen glücklichem Ausgange T. einen wesentlichen Antheil hatte. Wallmoden ging dann schleunigst auf das rechte Elbufer zurück, T. blieb auf dem linken, wo er seine Unternehmungen gegen die Verbindungen des Feindes richtete, bis ihn Anfang October Wallmoden zum Zwecke eines allgemeinen Vorgehens gegen Davout zu sich berief. Die Stärke der Stellung, welche dieser an der Stecknitz inne hatte, machte jedoch auf die Ausführung des Planes verzichten, und T. erbat und erhielt nun die Erlaubniß zu einem Zuge nach Bremen. Es war ein schwieriges Unternehmen. Die Entfernung von Boitzenburg, von wo das Unternehmen ausging, bis Bremen beträgt 24 Meilen, die Wege waren schlecht, sie führten durch ein ödes Land, welches geringe Hülfsmittel für die Verpflegung bot, zwischen Bremen und Hamburg auf ein Dritttheil der Strecke von ersterem Orte aus, lag die befestigte und stark besetzte Stadt Rotenburg, von wo aus Tettenborn's Marsch ebenso leicht gefährdet werden konnte, wie von dem südlich gelegenen Nienburg und Minden her, Bremen war mit Wällen und Gräben versehen, zu deren Vertheidigung eine tüchtige Garnison bereit war. Dagegen konnte überall auf die Unterstützung der Bevölkerung gerechnet werden. Mit 800 Kasaken, 400 Reicheschen und Lützower Jägern, die zum Theil gefahren wurden, und vier hanseatischen Geschützen brach T. am 10. October auf, am 13. stand er in der Morgenfrühe vor seinem Ziele. Pfuel war gegen Rotenburg entsandt, um die Besatzung in Schach zu halten und die Verbindung mit Hamburg zu unterbrechen, Denisow's Kasaken schwammen durch die Weser, um Bremen auf dem linken Flußufer abzuschließen. Aber trotz der Wachsamkeit der russischen Reiter hatte ein Bote, welchen der Maire eines am Wege gelegenen Ortes, dem französischen Machtgebote gehorchend, nach Bremen gesandt hatte, die Kunde des Nahens von Kasaken dahin gebracht, sodaß die Hoffnung, überraschend in die Stadt eindringen zu können, vereitelt war. Der Commandant Thuillier hatte eilends die Vorstadt und das Dorf Hastedt mit schweizerischer Infanterie besetzt. Ein kecker Angriff brachte diese zum Weichen, sie wurde bis an das Thor verfolgt, wo die Befestigungsanlagen dem weiteren Vorgehen Halt geboten. Nun wurden Granaten in die Stadt geworfen und damit am folgenden Tage, dem 14., fortgefahren um einen Druck auf die Einwohner auszuüben. Die Wirkung blieb aus, dagegen kam Pfuel, durch Ueberschwemmungen verhindert seinen Auftrag zu erfüllen, von Rotenburg zurück, wodurch die von dort drohende Gefahr gewachsen, aber auch eine Vermehrung der Truppen herbeigeführt war, und T. traf nun Anstalten zum Sturme. Vorher aber wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Wider Erwarten ließ sich die Besatzung auf Unterhandlungen ein. Die Gründe waren, daß am Morgen jenes Tages der brave Thuillier durch eine russische Kugel seinen Tod gefunden hatte, daß die Schweizer wenig Lust zum Fechten zeigten, und daß die Stimmung der Einwohner für die Franzosen bedenklich wurde. Trotzdem zogen die Verhandlungen sich bis zum Morgen des 15. hin. Erst dann kam die Capitulation zu Stande, kraft deren die Besatzung mit Zurücklassung ihrer Kriegsbedürfnisse u. s. w. abzog. 14 Geschütze, zwei ungeheuere Bombenkessel, bestimmt von Hamburg aus Harburg zu bewerfen, 200 Cavallerie-

pferde, eine Kriegskasse mit 300 000 Francs, große Vorräthe gingen in das Eigenthum der Sieger über. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig nahm Kaiser Alexander die Schlüssel der Stadt in Empfang. Als die Franzosen die geringe Menge ihrer Gegner erkannten, machten sie Miene, die Capitulation nicht halten zu wollen, sodaß T. drohen mußte, sie durch die rasch mit Kartätschen geladenen Geschütze niederschießen zu lassen, die französischen Behörden in der Stadt aber erbaten seinen Schutz gegen das Volk, um sich vor dessen Gewaltthaten zu sichern. In Bremen eine kleine Besatzung zurücklassend, ging T. nach Verden, sandte seine Infanterie und Artillerie zu Wallmoden zurück und behielt nur die Kasaken bei sich, sodaß er auf dem ihre Verwendung in hohem Grade begünstigenden gegenwärtigen Schauplatze seiner Thaten um so beweglicher war. Die Besatzungen von Rotenburg und von Nienburg gingen zurück, als sie sich einer vollendeten Thatsache gegenüber sahen; nach Bremen gelangten noch einmal von Osnabrück aus französische Truppen, räumten die Stadt aber auf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig, und am 4. November verlegte T. sein Hauptquartier wieder dorthin. Der am 18. daselbst eintreffende Bernadotte stellte ihn nun unter seine eigenen unmittelbaren Befehle und entsandte ihn mit seinen Kasaken von neuem auf den Kriegsschauplatz rechts der Elbe, welcher nunmehr in die Herzogthümer verlegt wurde, wo den Verbündeten als Gegner Dänen gegenüberstanden. Am 4. December von Trittau an der Bille aufbrechend, durchstreifte T. zunächst an der Spitze seiner Reiterscharen das westliche Holstein, nur selten ernsterem Widerstande begegnend, aber den Feind stets in Athem und in Besorgniß erhaltend und reiche Beute an dänischem Heereseigenthume einheimsend. Am 9. überschritt er bei Friedrichsstadt die Eider. Am 15. machte der Abschluß eines Waffenstillstandes seinem weiteren Ausgreifen in der Nähe von Schleswig ein vorläufiges Ende, am 6. Januar 1814 aber ward er von neuem in der Richtung auf Kolding vorgeschickt, und schon am 8. lieferte er bei Wonsild ein Vorpostengefecht. Es war sein letztes auf diesem Kriegsschauplatze. Am 14. wurde zu Kiel Friede geschlossen und am 24. Januar trat T. von Heide in Norderdithmarschen den Marsch nach dem Rheine an, um die letzten Lorbeeren auf französischem Boden zu ernten.

Am 11. Februar war der Strom erreicht. In Köln ertheilte Bernadotte T. den Auftrag, nach Frankreich vorauszueilen, um zwischen den unter Bülow und Wintzingerode dort schon befindlichen Theilen der ehemaligen Nordarmee und Blücher's Heere die Verbindung zu halten, in Front und Flanke aufzuklären. Am 25. traf T. bei Wintzingerode in Reims ein, am 26. marschirte er in Verfolg des von Bernadotte ihm ertheilten Auftrages ab, und schon in den nächsten Tagen stellte er fest, daß Napoleon von Schwarzenberg an der Aube abgelassen und sich gegen Blücher an der Marne gewendet habe. Er entschied sich nun dafür, Napoleon's Marsch seitlich zu begleiten; am 3. März fingen seine Kasaken bei Montmirail einen Courier mit wichtigen Briefschaften ab, am 5. bewiesen sie bei Reims durch einen gelungenen Angriff auf ein französisches Reiterregiment, daß sie auch den Kampf mit der blanken Waffe gegen französische Gardetruppen nicht scheuten. Der Gang der Ereignisse führte dahin, daß T. sich bald im Rücken des französischen Heeres befand, unermüdet setzte er hier seine durch die wachsende Betheiligung der Bevölkerung am Kriege immer mehr erschwerte Thätigkeit fort; die Ergebnisse der von seinen Streifparteien gesammelten Nachrichten gingen durch die Vermittelung von Zwischengliedern an alle befreundeten Hauptquartiere. Die nächste hochwichtige Meldung, welche er machen konnte, war die an Schwarzenberg erstattete, daß Mitte März Napoleon sich von neuem gegen diesen gewendet habe. Es war der Marsch, [illegible] von Laon nach Arcis-sur-Aube führte. Als die Schlacht bei letzterem Orte [illegible] war,

kam es darauf an, zu erfahren, wohin Napoleon sich weiter wenden würde. Tettenborn's Bemühungen, darüber Gewißheit zu schaffen, waren von Erfolg begleitet. Ein Courier, welchen Lieutenant Redlich von der ihm unterstellten hanseatischen Cavallerie abfing und dessen Briefschaften dieser am 22. März Abends in Châlons an T. ablieferte, brachte Gewißheit durch einen Brief des Kaisers an Marie Louise. Es stand fest, daß Napoleon sich auf dem Wege nach dem Rheine befand. Ungehindert rückten nun Blücher und Schwarzenberg auf Paris, während Wintzingerode und unter ihm T. hinter Napoleon herzogen, um diesen in seinem Wahne zu erhalten, das Hauptheer der Verbündeten werde ihm folgen und das Wagniß, unbekümmert um die französische Marschrichtung, im Vorrücken auf Paris zu bleiben, nicht unternehmen. T. führte Wintzingerode's Vorhut, aus drei Kasaken-, einem Husarenregimente und acht Geschützen bestehend. Bei Erfüllung dieser Aufgabe ward er wiederum der Erste, welcher klar erkannte, daß Napoleon seines Irrthumes inne geworden und umgekehrt sei; in den Reiterkämpfen, welche Wintzingerode mit der ihm jetzt entgegenkommenden französischen Cavallerie zu bestehen hatte, erwarb T. durch einen am 26. bei Saint-Dizier ausgeführten geschickten und beherzten Angriff Napoleon's auf der Reise nach Elba ausgesprochene Anerkennung. Als der Waffenstillstand abgeschlossen war, ging er nach Paris, um nun auch die Früchte seiner Mühen und Entbehrungen zu genießen. Denn Genießen spielte eine große Rolle bei ihm. „Leben und Leben lassen" war sein Wahrspruch. Dies bestätigt E. M. Arndt, der ihn in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein", einen schönen, tapferen Reitersmann, eine leichte, lustige Husarennatur nennt, gleich leicht im Nehmen und im Geben. Im Rathskeller zu Bremen hatte T. sich aus dem Judas Ischarioth ein hübsches Fäßchen voll Rheinwein schöpfen lassen. Das verwendete er, um im Herbst 1814 zu Frankfurt am Main eine große Soldatentafel zu veranstalten, bei welcher man das köstliche Naß trank, und zu welcher er Stein und Arndt geladen hatte. In Frankfurt machte er auch die Bekanntschaft seiner Gemahlin (gestorben am 11. September 1876 zu Kloster Neuburg bei Heidelberg), der damaligen Gattin eines Banquiers. Man sagte, sie habe den Kaiser Alexander verschmäht, aber T. konnte sie nicht widerstehen. Sie ließ sich scheiden, und bald darauf führte T. sie als seine Ehegenossin heim.

Auf dem Wiener Congreß, auf dem fast alles sich zusammenfand, was in Europa eine politische oder militärische Bedeutung hatte, durfte T. nicht fehlen. Er trat hier in eine Beziehung, welche seiner ganzen Zukunft eine veränderte Richtung gab, indem er die Bekanntschaft des Großherzogs Karl von Baden, des Beherrschers seines Heimathlandes, machte. Er brachte auf des Fürsten eigenartige Natur einen tiefen Eindruck hervor und gewann sehr bald großen Einfluß auf ihn, wovon die Folge war, daß T. für die nächsten Jahre seinen Aufenthalt in dessen Landen nahm, wo er abwechselnd in Mannheim, Karlsruhe und Baden-Baden lebte. Ohne in ein dienstliches Verhältniß zum Großherzoge getreten zu sein, sprach er bei dessen Entschlußfassung über alle wichtigen Regierungsfragen ein gewichtiges Wort mit, er hatte das Ohr des mißtrauischen menschenscheuen Fürsten und war dessen bevorzugter Gesellschafter; daß dieser seine berufenen Räthe sah, dankten sie häufig nur Tettenborn's Vermittelung. Wo dieser auftrat, lebte er mit fürstlicher Pracht, sein gastfreies Haus stand aller Welt offen, namentlich zu Sommerszeiten in Baden spielte er eine große Rolle, es war, als wenn er der Beherrscher des Landes sei, und einstmals nöthigte der Großherzog ihn, das Schloß zu beziehen, während er Tettenborn's Wohnung für sich nahm. Dieser wendete den großen ihm verstatteten Einfluß nur zum Wohle des Landes an. Daß die Anschläge auf Zerstückelung des

Großherzogthums vereitelt wurden und daß dem Hause Hochberg die Erbfolge zu theil ward, ist zumeist Tettenborn's Verdienst, ebenso förderte er das Zustandekommen der Verfassung, die sich freilich später als unheilvoll erwies. Daß an Hacke's Stelle als leitender Minister Berstett trat, war vorzüglich Tettenborn's Werk. Von großer Wichtigkeit für sein Wirken waren die Gunst und das Ansehen, in welchen er bei Kaiser Alexander stand. Der Verwendung desselben soll er im J. 1814 die Verleihung bedeutender Güter im Gebiete des früheren Königreichs Westfalen, darunter eines alten Stammsitzes seiner Familie, zu danken gehabt haben. Der Unterzeichnete hat hierüber Genaues nicht in Erfahrung bringen können. Im J. 1818 nahm T. seine Entlassung aus russischen Diensten und trat als Generalmajor und Generaladjutant in die des Großherzogs. Im Hintergrunde stand dabei die Aussicht auf den Posten des badischen Gesandten am österreichischen Hofe, eine Stellung, welche er, nachdem Großherzog Karl am 8. December 1818 gestorben war, im folgenden Jahre antrat, und welche er bis zu seinem eigenen, am 9. December 1845 zu Wien erfolgten Tode innegehabt hat. In dem von ihm bewohnten sogenannten kleinen Batthyanischen Hause am Franzensthore, welches er im Sommer mit einem Aufenthalte in Hütteldorf und später in der Brühl vertauschte, führte er das nämliche leichte Leben weiter, welches er von jeher geliebt hatte, welches aber seine Kräfte überschritt und ihm vielfache Geldverlegenheiten bereitete. Sein damaliger Untergebener, der Freiherr v. Andlaw (Mein Tagebuch, I, 126 ff., II, 93, Frankfurt a. M. 1862) gibt eine Schilderung desselben und von Tettenborn's Persönlichkeit, welcher er seine Anerkennung nicht versagen kann. T., schreibt er, sei ein getreuer Diener seiner Regierung gewesen, deren Weisungen dessen eigenen conservativen Ansichten nicht immer entsprochen hätten. „Die Licht- und Schattenbilder aus dem Soldatenleben und der Gesellschaft“ (Prag und Töplitz 1870) [von Graf Thürheim] kennzeichnen seine derzeitige Erscheinung als die eines Ritter- und Reiterbildes aus längst entschwundenen Zeiten, von kräftiger Gestalt und treuherzigem Wesen, das kahle Haupt von einem Kranze weißer Locken umgeben; das Theresienkreuz sei ein Band gewesen, welches ihn in einen moralischen Zusammenhang mit dem kaiserlichen Heere gebracht habe.

Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften II, III, IX. Leipzig 1843 ff. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden. Wien 1857. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XLIV. Wien 1882. — F. v. Weech, Badische Biographieen I. Heidelberg 1875. — Ueber die Eroberung von Bremen: Oesterreichische militärische Zeitschrift, 1838 1. Bd., 1848 1. Bd., Wien. B. Poten.

Tetzel: Johann T. (Tetzell, Detzel, Thizell u. a. m.), Dominicanermönch und Ablaßprediger, geb. zu Leipzig um 1460, wurde daselbst 1482 im Wintersemester als Johannes Tezelius de Lipsia immatriculirt. Sein Vater war Hans Dietze oder Dietzel, ein Goldschmied. — 1487 wurde er Baccalaureus, 1489 trat er in das Dominicanerkloster seiner Vaterstadt, dem er trotz häufiger und lange dauernder Abwesenheit bis zu seinem Ende angehörte. Unter seinen Lehrern nennt man besonders Konrad Koch, gen. Wimpina, der zwar kaum älter als T. war, aber schon 6 Jahre vor ihm in Leipzig das Baccalaureat erlangt und 1484 als Magister seine Vorlesungen begonnen hatte. Von ihm, der später (1503) den päpstlichen Ablaß als „das wirksamste Sühnmittel der Sünde“ den Deutschen anpries (vgl. Kapp, Diss. hist. de nonnullis indulgentiarum quaestoribus saeculi XV et XVI. Leipzig 1720, p. 5) soll T. frühzeitig auf den Ablaß und die Ablaßpredigt hingewiesen worden sein. Er hatte dazu offenbar Neigung und Anlage. Von seinem Vater, dem Goldschmied, mochte

er die Art dieser Wechsler und Darleiher, das Geschick zu Geldgeschäften erlangt haben; seine stattliche Gestalt, seine laute Stimme, sein volksthümlicher Vortrag und seine Gabe, selbst die Hartnäckigsten und Geizigsten zu erschrecken und zu rühren, gaben ihm in seinen Kreisen ein gewisses Ansehen. Wer ihn aber genauer kannte und sein Thun und Leben strenger beurtheilte, mußte in ihm bald den „großen Clamanten“ und „gewaltigen Ausschreier“, den „Beuteldrescher“, den „heiligen Dieb“, den „Lügner und Schalk“, endlich den schamlosen „Ehebrecher“ erkennen, als den ihn viele seiner Zeitgenossen bezeichnet haben. — Seine Laufbahn als Ablaßprediger begann er 1502. Er trat damals in den Dienst des Cardinals Raymund Peraldus, der in Deutschland, Preußen, Dänemark und Schweden gegen die Türken predigen ließ und 1504 in den Arcimbold's, um in Gemeinschaft mit Baumhauer für den Deutschen Ritterorden zu wirk.n. 1505 wurde er zum Prior der Dominicaner in Gr. Glogau gewählt, blieb aber in diesem Amte nur kurze Zeit, denn schon 1506 finden wir ihn und Hermann Ronneburger in Leipzig „als Subcommissar des Jubilei wider die Reußen in Lifland“. — 1507 (Febr.) war er in Freiberg thätig und brachte in der reichen Bergstadt in 2 Tagen 2000 Gulden zusammen. Von dort wandte er sich nach Dresden, Pirna, Leipzig und Zwickau, wo er mit dem Syndicus Dr. Koch in einen Handel gerieth, weil dieser ihn „armen Mann in kurz verschienenen Tagen zu Zeitz vor einem Notario schendlich zu meinen Ehren gescholten“. T. wendete sich deshalb an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, dem Rath in Zwickau die Untersuchung und Entscheidung zu überlassen und, falls seine Unschuld festgestellt würde, seinen Gegner „mit einem ehrbaren Abtrag nach Erkenntniß zu vermögen“. Ursache und Ausgang des Processes kennen wir nicht, doch scheint die Angelegenheit mit der Erregung in Zusammenhang zu stehen, welche sich damals schon allenthalben gegen die „unverschämten“ Ablaßprediger spüren ließ. — 1508 und 1509 treffen wir T. in Annaberg und in der Oberlausitz, besonders in Bautzen und Görlitz. Er predigte Ablaß für den Deutschen Ritterorden und stach seinen Rivalen, einen Franziscanermönch, der für St. Peter in Rom wirkte, beim Bischof von Meißen dermaßen aus, daß jener erst nach seinem Abzuge auftreten durfte. T. hatte großen Erfolg bei der Bürgerschaft von Görlitz; er habe, so schreibt er, „eine überreichliche Steuer“ empfangen; „von der ehrbaren und edlen Stadt Görlitz sei nach Köln in deutscher Nation das beste gethan worden.“ Dennoch muß er gleichzeitig bekennen, daß ihm auch hier „etliche unmilde Novitäten“ begegnet seien. Nach den „Annalen“ des M. Johann Haß, Syndicus und späteren Bürgermeisters von Görlitz, der T. selbst gesehen und gehört hatte, hat sein „Vornehmen — daß er so frech und umbs Geldes willen die Indulgentien aufgemützet — viel Leuten übel gefallen. Er sagte: Er wäre mehr, denn die Mutter Gottes zu Vergebung und zu Behaltung der Sünde; sobalde der pfennig ins Becken geworfen und klünge, sobalde wäre die Seele, dafür er geleget, gen Himmel; er wäre ein Ketzermeister, alle die wider seine Predigt und den Ablaß redeten, denen wollte er die Köpfe abreißen lassen.“ Haß war ein guter Katholik und blieb es bis an sein Ende. — Am 25. Juli 1509 errichtete T. sein Ablaßkreuz in Annaberg. Der gleichzeitig abgehaltene St. Annen-Markt brachte ihm reichliche Einnahme; aber wie in Görlitz begegnete der Mönch auch hier mancherlei Unbilden. Man tadelte sein unbewachtes und ungebundenes Leben; man sagte ihm nach, er liebe das Kartenspiel und die Freuden der Tafel; er habe im Hause eines Bürgers den ehelichen Frieden gestört. Hier war es, wo um Pf[illegible] 1510 der neunzehnjährige Myconius zu ihm kam mit der Bitte, ihm gänzlich mittellosen Scholaren, den Ablaß „umsonst“ zu geben, w[illegible] Papst verordnet habe. T. ließ ihn nicht vor sich und seine Gehilfe[illegible]

nd vergeblich mit dem Bittenden, daß er neben dem Glauben auch „die
Hand“ wenn auch nur mit Wenigem zeige. — Von Sachsen scheint
den folgenden Jahren sich nach dem Süden gewendet zu haben. Wir
on ihm in Nürnberg, Ulm und Innsbruck. Hier war es, wo er der
des Ehebruchs überführt, vom Kaiser Maximilian I. zur Strafe des
s verurtheilt, vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der damals gerade
bruck verweilte, losgebeten und zu lebenslänglichem Gefängniß in der
begnadigt wurde. — Seine Strafe hat indeß nicht zu lange gewährt.
e mächtige Freunde, die seine Dienste zu schätzen wußten. Schon Weih-
1514 predigte er in Zwickau den Ablaß für die Peterskirche in Rom,
nden wir ihn zeitweise in der Gegend von Weißenfels; 1516 um Wurzen
pzig, endlich 1517 in Annaberg, Magdeburg, Halle, Naumburg, Zeitz,
Jüterbogk, Beelitz und Berlin thätig.
dem ersten dieser Jahre stand er noch als Subcommissar unter Arcim-
spätestens 1517 dagegen trat er als General-Subcommissarius in
nst des Erzbischof Albrecht von Mainz. Er hatte es übernommen, den
u predigen, welchen Leo X. seinem jetzigen Herrn unter der Bedingung
t hatte, daß die eine Hälfte des Ertrages dem Papste zum Besten der
rche in Rom zu theil werde. Damit begann diejenige Thätigkeit Tetzel's,
den ersten Anstoß zu der großen weltgeschichtlichen Kirchenveränderung
. Jahrhunderts geben sollte. In den ersten Tagen des Juni 1517
er in Magdeburg den Ablaß, sodann in Halle (Martinscapelle), Naum-
d Zeitz, wo er seinen Handel „nicht ohne Murren des Adels und vieler
trieb. Im September gelangte er, mit Umgehung Kursachsens, welches
e Grenzen verschloß, über Zerbst und Jüterbogk nach der Mark Branden-
nd zog am 5. October in Berlin ein. Der Kurfürst Joachim I. von
burg, dem es darauf ankam, die großen Summen, die er seinem Bruder
vorgestreckt hatte, möglichst bald durch die Erträge des Ablasses wieder
lten, förderte Tetzel's Unternehmen, so viel er vermochte. Der Erfolg
ht ungünstig. Aber mitten in seiner Thätigkeit wurde T. von dem An-
uther's durch die 95 Thesen überrascht (31. Oct. 1517). Schon länger
wurden sie jetzt, als die Wirkungen des Ablasses sich auch in Witten-
lbar zu machen begannen, veröffentlicht. Es war die höchste Zeit der
hen“ Wirksamkeit des Dominicaners entgegenzutreten. Nicht nur in
Worten und Predigten hatte er durch freche und lästerliche Redewendungen,
Wenn das Geld im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegefeuer,
aß selbst, wer die Mutter Gottes geschwächt habe, im Ablaß Vergebung
nde empfangen könne, alle ernsteren Christen tief verletzt; durch seine
Sermone“, Anweisungen zu Predigten und Besprechungen über den Ablaß
ster und Untercommissare, drohte er für seine zerstörende Praxis Schule
hen. — Der Angriff Luther's rief allenthalben einen gewaltigen Ein-
vor. Nicht nur T. wurde erschreckt, auch seine Auftraggeber, besonders
von Mainz, an den Luther gleichzeitig mit dem Anschlage der Thesen
gliches Schreiben gerichtet hatte, wurden von Scham und Furcht ergriffen.
nze Ablaßgeschäft stand in Frage. — Aber den Ablaß aufzugeben konnte
nicht entschließen. Die Mainzische Regierungscommission in Halle nahm
Sache vielmehr mit gesteigertem Eifer an. Um die öffentliche Meinung
hnen, wurde für ein günstiges Leumundszeugniß des Rathes und der
en in Halle über T., insbesondere betreffs seiner anstößigen Reden
(Nov. 1517), wenn auch daneben der Kurfürst für nöthig fand, T. anzu-
einen Untercommissarien ernstlich aufzutragen, „sich hinfürder in Predigten,
Werken und sonst allenthalben schicklich züchtig und ehrlich und nach

er die Art dieser Wechsler und Darleiher, das Geschick zu Geldgeschäften erlangt haben; seine stattliche Gestalt, seine laute Stimme, sein volksthümlicher Vortrag und seine Gabe, selbst die Hartnäckigsten und Geizigsten zu erschrecken und zu rühren, gaben ihm in seinen Kreisen ein gewisses Ansehen. Wer ihn aber genauer kannte und sein Thun und Leben strenger beurtheilte, mußte in ihm bald den „großen Clamanten" und „gewaltigen Ausschreier", den „Beuteldrescher", den „heiligen Dieb", den „Lügner und Schalk", endlich den schamlosen „Ehebrecher" erkennen, als den ihn viele seiner Zeitgenossen bezeichnet haben. — Seine Laufbahn als Ablaßprediger begann er 1502. Er trat damals in den Dienst des Cardinals Raymund Peraldus, der in Deutschland, Preußen, Dänemark und Schweden gegen die Türken predigen ließ und 1504 in den Arcimbold's, um in Gemeinschaft mit Baumhauer für den Deutschen Ritterorden zu wirk:n. 1505 wurde er zum Prior der Dominicaner in Gr. Glogau gewählt, blieb aber in diesem Amte nur kurze Zeit, denn schon 1505 finden wir ihn und Hermann Ronneburger in Leipzig „als Subcommissar des Jubilei wider die Reußen in Lifland". — 1507 (Febr.) war er in Freiberg thätig und brachte in der reichen Bergstadt in 2 Tagen 2000 Gulden zusammen. Von dort wandte er sich nach Dresden, Pirna, Leipzig und Zwickau, wo er mit dem Syndicus Dr. Koch in einen Handel gerieth, weil dieser ihn „armen Mann in kurz verschienenen Tagen zu Zeitz vor einem Notario schendlich zu meinen Ehren gescholten". T. wendete sich deshalb an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, dem Rath in Zwickau die Untersuchung und Entscheidung zu überlassen und, falls seine Unschuld festgestellt würde, seinen Gegner „mit einem ehrbaren Abtrag nach Erkenntniß zu vermögen". Ursache und Ausgang des Processes kennen wir nicht, doch scheint die Angelegenheit mit der Erregung in Zusammenhang zu stehen, welche sich damals schon allenthalben gegen die „unverschämten" Ablaßprediger spüren ließ. — 1508 und 1509 treffen wir T. in Annaberg und in der Oberlausitz, besonders in Bautzen und Görlitz. Er predigte Ablaß für den Deutschen Ritterorden und stach seinen Rivalen, einen Franziscanermönch, der für St. Peter in Rom wirkte, beim Bischof von Meißen dermaßen aus, daß jener erst nach seinem Abzuge auftreten durfte. T. hatte großen Erfolg bei der Bürgerschaft von Görlitz; er habe, so schreibt er, „eine überreichliche Steuer" empfangen; „von der ehrbaren und edlen Stadt Görlitz sei nach Köln in deutscher Nation das beste gethan worden." Dennoch muß er gleichzeitig bekennen, daß ihm auch hier „etliche unmilde Novitäten" begegnet seien. Nach den „Annalen" des M. Johann Haß, Syndicus und späteren Bürgermeisters von Görlitz, der T. selbst gesehen und gehört hatte, hat sein „Vornehmen — daß er so frech und umbs Geldes willen die Indulgentien aufgemützet — viel Leuten übel gefallen. Er sagte: Er wäre mehr, denn die Mutter Gottes zu Vergebung und zu Behaltung der Sünde; sobalde der pfennig ins Becken geworfen und klünge, sobalde wäre die Seele, dafür er geleget, gen Himmel; er wäre ein Ketzermeister, alle die wider seine Predigt und den Ablaß redeten, denen wollte er die Köpfe abreißen lassen." Haß war ein guter Katholik und blieb es bis an sein Ende. — Am 25. Juli 1509 errichtete T. sein Ablaßkreuz in Annaberg. Der gleichzeitig abgehaltene St. Annen-Markt brachte ihm reichliche Einnahme; aber wie in Görlitz begegnete der Mönch auch hier mancherlei Unbilden. Man tadelte sein unbewachtes und ungebundenes Leben; man sagte ihm nach, er liebe das Kartenspiel und die Freuden der Tafel; er habe in dem Hause eines Bürgers den ehelichen Frieden gestört. Hier war es, wo um Pfingsten 1510 der neunzehnjährige Myconius zu ihm kam mit der Bitte, ihm, dem gänzlich mittellosen Scholaren, den Ablaß „umsonst" zu geben, wie es der Papst verordnet habe. T. ließ ihn nicht vor sich und seine Gehilfen feilschten

rd, Beireutern und alle Monden für seine Diener X fl. ohne das er
n und unnützt hat. — Möget Ihr denken, was er von der Gnade ge-
hat, und ob er der heiligen Römischen Kirchen gedient oder meinem
en Herrn von Mainz. Das und viel anderes hab ich wahrhaftiglich
en und wenn es Zeit hat, wollt ihr auch allenthalben entdecken. Auch
2 Kinder u. s. w." — Daß T. nach solcher amtlichen Offenbarung
igen, Untreue und Unkeuschheit „sich heben und fliegen will aus diesen
ehe es ärger um ihn wird" war natürlich. Er war vernichtet und
ich am Ende. Körperliche Leiden kamen zu den seelischen. An dem
ls Luther mit Eck zu disputiren begann (4. Juli 1519), starb er zu
— Er hatte vor seinem Tode von Luther noch einen tröstlichen Brief
en. Er solle unbekümmert sein; denn die Sache (der Ablaß und was
usammenhing) sei nicht von seinetwegen angefangen, sondern das Kind
ten ganz anderen Vater; er möge sich auch nicht vor ihm und seinem
fürchten.

Vgl. auf katholischer Seite hauptsächlich: V. Gröne, Tetzel und
r u. s. w. Soest 1853, 2. Aufl. 1860. — K. W. Hermann, Joh.
der päpstliche Gnadenprediger. 2. Aufl. Mainz 1883. — Janssen,
des deutschen Volkes II. — C. J. v. Hefele, Conciliengeschichte, fort-
von J. Cardinal Hergenröther 1890 IX, 13 ff.; auf evangelischer
F. G. Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers D. J. Tetzel.
g 1844. — Kayser, Geschichtsquellen über den Ablaßprediger Tetzel.
— Körner, Fr. Tetzel, der Ablaßprediger. Frankenberg 1880. —
r: Janssen, An meine Kritiker. 1882, S. 69 ff.; dagegen: Th. Kolde,
r theol. Litteraturzeitung. 1882, S. 541. — G. Kawerau, Sobald
Geld im Kasten klingt. Barmen 1889. — Kapp, Schauplatz des Tetzel-
Ablaßkrames. Leipz. 1720. — Derselbe, Sammlung einiger zum Ab-
ehöriger Schriften. Lpz. 1731. — Löscher, Reformationsacten I, 414 ff.
yconii historia reformationis, hrsg. v. Cyprian. — Tentzel, Hist. Bericht
fang d. Reformat., hrsg. v. Cyprian. — Der Bericht d. Görlitzer Bürger-
rs M. J. Haß in Zeitschr. f. hist. Theol.; Jhrg. 1842, S. 173 ff. Brecher.

ubner: Benedikt Gotthelf T., der Begründer der noch heute blühen-
hdruckerei und Buchhandlung in Leipzig (geboren am 16. Juni 1784 in
ußnigk in der Niederlausitz, † am 21. Januar 1856 in Leipzig). Den
Theil seiner Kindheit verlebte er in Goßmar, wo sein Vater Prediger
Bei diesem genoß er auch den ersten Unterricht. 1798 trat er bei dem
drucker Meinhold in Dresden in die Lehre, von 1803 an arbeitete er in
bäer'schen Druckerei in Leipzig und dann auf der Wanderschaft eine Zeit
Preßburg. 1806 nach Leipzig zurückgekehrt, übernahm er die Leitung
ten Weinedel'schen Druckerei (auf der Windmühlengasse, später in Reichel's
, führte sie nach Weinedel's, seines Schwagers, Tode (1808) noch drei
ang für Rechnung der Erben und kaufte sie dann: seit dem 21. Februar
ährte er sie unter seiner eignen Firma: B. G. Teubner.

wohl ohne eigne Mittel, brachte er doch durch Fleiß, Umsicht und
die kleine, nur aus zwei hölzernen Handpressen und einer geringen Aus-
on Schriften bestehende Druckerei bald in die Höhe. Zu den hervor-
en Buchhändlern, die ihn damals mit Aufträgen versahen und dadurch
, gehörte namentlich Hahn in Hannover. Schon nach 10jährigem Be-
ines Geschäfts, 1821, konnte Teubner ein von ihm selbst erbautes großes
m jetzigen Augustusplatz beziehen; mit 11 hölzernen Handpressen siedelte
in über. (Vorher hatte er noch für F. A. Brockhaus, der, weil er kein
Buchdrucker war, keine unter seinem Namen errichten durfte,

die „zweite Teubner'sche Buchdruckerei“ eingerichtet, die vom Januar 1818 bis zum October 1821 für Rechnung von F. A. Brockhaus bestand und dann von Friedrich Brockhaus übernommen wurde.) Auch in dem neuen Hause gewann das Geschäft immer größere Ausdehnung. Aufträge bedeutender Verleger, seit 1831 der Druck der Leipziger Zeitung, seit 1835 der Druck des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel, dazu eigne Verlagsunternehmungen machten eine fortwährende Vermehrung des typographischen Materials nöthig. Schließlich reichten auch die Räume des neuen Hauses nicht mehr aus, und es mußte abermals ein Neubau neben dem bisherigen begonnen werden, der 1839 bezogen wurde. Die Druckerei hatte jetzt 2 Schnellpressen und 25 meist eiserne Handpressen, und mit ihr waren eine Gravieranstalt, eine Schriftgießerei, eine Stereotypie und eine xylographische Anstalt verbunden. Von der damaligen Leistungsfähigkeit des Geschäfts bietet das zum 400jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienene Werk von C. C. Falkenstein: „Geschichte der Buchdruckerkunst“ die beste Vorstellung. Einen nochmaligen Erweiterungsbau führte T. 1852 aus, so daß das Geschäft nun vier, einen quadratischen Hof umschließende Gebäude umfaßte. Neben dem Leipziger Geschäft aber hatte er schon 1832 auch in Dresden eine Buchdruckerei errichtet, in der die Verhandlungen des sächsischen Landtags, das Dresdner Gesangbuch und das amtliche Dresdner Journal und auch sonst noch mancherlei gedruckt wurde für die sächsischen Landesbehörden, deren Wohlwollen sich T. durch seine pflichtgetreue Geschäftsführung ebenso zu erwerben gewußt hatte, wie das Vertrauen seiner Geschäftsfreunde. Von 1831—1833 war er auch Mitglied des Leipziger Stadtraths.

Die Anfänge seines Verlagsgeschäfts reichen bis 1824 zurück. Schon damals begann T. eine Sammlung griechischer und lateinischer Classiker zu verlegen, die nach und nach auf 80 Bände kam. An sie reihte sich eine Anzahl anderer Werke meist philologischen Inhalts, vor allen die auf F. Passow's Anregung 1826 begründeten, noch heute bestehenden „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“. Eine andere Richtung erhielt der Verlag durch Teubner's Mitarbeiter Eduard Koch, seinen späteren Schwiegersohn, der seit 1832 in dem Geschäft thätig war: die Richtung auf die populäre Heftlitteratur, illustrirte und belletristische Schriften. Später kam die anfangs verfolgte wissenschaftliche Richtung wieder mehr zur Geltung, und 1849 begann die Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, an die sich wieder zahlreiche wichtige Schriften aus dem Gebiete der classischen Philologie und Alterthumswissenschaft, abwechselnd mit Werken aus anderen Zweigen der Wissenschaft, namentlich der Theologie, Mathematik, Geschichte und Medicin anschlossen.

In den letzten Jahren seines Lebens standen dem unermüdlich Thätigen namentlich zwei Schwiegersöhne zur Seite: Adolf Roßbach und Albin Ackermann. Roßbach war schon seit 1845 Theilhaber der Dresdner Druckerei gewesen, 1853 trat er als Theilhaber für sämmtliche Geschäfte in Leipzig ein, Ackermann zu derselben Zeit in Dresden; Koch zog sich 1854 zurück. Eine vierte Tochter Teubner's war an Rudolf Dietsch, den Rector der Fürstenschule in Grimma, verheirathet. In Dietsch's Gesellschaft besuchte T. noch 1855 die deutsche Philologenversammlung in Hamburg; bald darauf erkrankte er und genas nicht wieder. Nach seinem Tode, in den sechziger Jahren, wurde das immer mehr sich ausbreitende Geschäft auf die Poststraße verlegt.

T. war durchaus ein Mann eigner Kraft. Gewiß war er auch durch glückliche Umstände begünstigt worden; aber den größten Theil seines Erfolges verdankte er doch seinem Fleiße, seiner Ausdauer und der Klarheit und Sicherheit seines geschäftlichen Blickes. Dabei war er „ein Mann von strenger Rechtlichkeit, liebevoll im Familienkreise, wohlwollend gegen seine Untergebenen, ja theil-

nehmend fürsorglich für diejenigen unter ihnen, die sich durch treue Pflichterfüllung seine Zuneigung zu erwerben verstanden".

Verlagskatalog von B. G. Teubner in Leipzig, ausgegeben am 21. Febr. 1861. (Jubiläumskatalog mit Teubner's Bildniß.) G. Wustmann.

Teufen: Wernher von Tiufen, schweizerischer Minnesinger der Blüthezeit. Er gehörte einem reichen und vornehmen Geschlecht an, dessen Burgen auf Züricher Gebiet liegen, und ist 1219 und 1223 zu belegen.

T., von dem der Grundstock der Manessischen Sammlung vier Lieder und einen Spruch bringt, steht dort in der Umgebung berühmter älterer Dichter. Er gehörte offenbar mit Hesso von Rinach (s. A. D. B. XXVIII, 620) zu den Männern, die den Minnesang in die innere Schweiz einführten und zwar in Nachahmung der Manier Heinrich's von Veldeke; im Thurgau war zu der gleichen Zeit die Dichtung durch Singenberg (s. A. D. B. XXXIV, 390) schon auf Walther's Pfade geleitet worden. Nach seines Meisters Art vereinigte er romanische Reimkünste mit dem volksthümlichen, für Veldeke charakteristischen Adonius und unhöfische Minneformeln mit der höfischen Ablehnung der Winterklage. Spielmannsart bricht früh in Farbencontrasten durch („bluomen wîz dur grüeniu rîs"). Der Spruch arbeitet die den pädagogisirenden Sängern (wie Walther und dem tugendhaften Schreiber) geläufige Gegenüberstellung von Rede und wahrer Meinung durch. Es sind Leistungen eines Mannes, der durch geschicktes Anschmiegen an gute Muster wohl geeignet war, in Zürich für den Kreis der Manesse den Boden zu ebnen und dafür ihren Dank geerntet zu haben scheint.

Text: in Bartsch's Schweizer Minnesingern, S. 59 f. — Litteratur: ebd. S. XLIII. — v. d. Hagen, M.-S. IV, 114. — Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in d. Schweiz, S. 149. R. M. Meyer.

Teuffel: Wilhelm Sigmund T. wurde zu Ludwigsburg, der zweiten Residenzstadt des Königreichs Württemberg, als ein Sohn des Regimentsarztes Andreas Teufel — der seinen Namen mit einem einfachen f schrieb, während der Sohn schon als Knabe das zweite f hinzufügte — am 27. September 1820 geboren. Schon im folgenden Jahre verlor er die Mutter. Der Vater nahm eine zweite Frau, und als auch diese bald starb, die dritte. Beide haben es nicht verstanden, vielleicht auch nicht einmal ernstlich versucht, dem Kinde den Verlust der leiblichen Mutter zu ersetzen. Nur mit Schmerz blickte T. in seinen späteren Jahren auf seine liebe- und freudelose Kindheit zurück. Den Vater raffte 1829 ein früher Tod hinweg, und noch ehe das Jahr zu Ende ging, wurde der Neunjährige dem Königl. Waisenhause zu Stuttgart übergeben, zugleich auch trotz seiner Jugend auf Grund einer Prüfung in Classe III des dortigen Königl. Gymnasiums aufgenommen. Hier that er sich vor seinen Mitschülern durch Fleiß und leichte Fassungsgabe in so hohem Maaße hervor, daß er jedes Jahr einen Schulpreis davontrug. Der Vater hatte ihn für das Studium der Medicin bestimmt gehabt, aber die Ausführung dieses Planes scheiterte an dem Mangel der erforderlichen Mittel. So beschritt denn T. den Bildungsgang, den vor ihm schon so viele tüchtige Württemberger zurückgelegt hatten. Nachdem er das übliche „Landexamen" bestanden, trat er, um sich dem Studium der evangelischen Theologie zu widmen, im Herbst 1834 in das Seminar des Klosters Urach ein, verbrachte darin die vorgeschriebenen vier Jahre und wurde dann 1838 Mitglied des „Stifts", jenes höheren theologischen Seminars, das mit der Universität Tübingen seit den Tagen der Reformation in engster Verbindung steht.

Das Leben und Streben der „Stiftler" wurde zu jener Zeit von zwei geistigen Mächten beherrscht, der Baur'schen Kritik und der Hegel'schen Philosophie. Erst wenige Jahre waren verflossen, seit das gemeinsame Erzeugniß

derselben, das Leben Jesu von David Friedr. Strauß (s. A. D. B. XXXVI, 541), die theologische Welt in Alarm versetzt hatte. Auch auf T. übten jene beiden geistigen Strömungen einen tiefgehenden Einfluß aus. Inzwischen bewegten sich seine Studien in den Bahnen, die den zukünftigen württembergischen Geistlichen vorgeschrieben waren. Zu einer Fülle theologischer Vorlesungen traten philosophische, geschichtliche, sowie auch einige über Mathematik und neuere Sprachen hinzu. Auf dem Gebiete der classischen Philologie hörte er nur die beiden Collegien, die jeder „Stiftler" zu hören verpflichtet war, ein exegetisches und eins über Kunstarchäologie. Professor Christian Walz, der sie hielt, vermochte ihn nicht anzuziehen, ebensowenig dessen Fachgenosse Gottl. Lukas Friedr. Tafel (s. oben S. 342); auch dem philologischen Seminare blieb er fern. Für sich aber betrieb er, von einer Neigung, die schon in Urach hervorgetreten war, gedrängt und geleitet, philologische Studien mit unermüdlichem Eifer. Die erste Frucht derselben war eine Arbeit über Horaz, durch die er schon 1840 einen akademischen Preis gewann, und bald darauf erschienen von ihm: „Charakteristik des Horaz, ein Beitrag zur Litteraturgeschichte" (Leipzig 1842), „Horaz, eine litterar-historische Uebersicht" (Tübingen 1843), und „Prolegomena zur horazischen Chronologie" (Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft, 1842). Auf Grund dieser Schriften erwarb er am 22. Februar 1843 die philosophische Doctorwürde mit dem Zeugnisse ersten Grades.

Schon einige Monate vorher, im Herbst 1842, hatte T. die erste theologische Prüfung bestanden und war dann bei einem ihm verwandten Pfarrer in der Nähe von Stuttgart Vicar geworden. Aber sein Herz hing an den Alterthumswissenschaften; die Gottesgelahrtheit hatte ihm bei allem Fleiße, den er ihr gewidmet, niemals wahrhafte Begeisterung abzugewinnen vermocht. So wendete er sich denn, wie es vor ihm und nach ihm nicht wenige „Stiftler" gethan, endgültig von ihr ab. Seine Kraft und seine Zeit gehörten fortan ganz und ungetheilt der Philologie und den mit ihr verwandten Wissensgebieten. Bevor er jedoch die akademische Thätigkeit, der er zustrebte, begann, unternahm er, mit einem Reisestipendium versehen, im Sommer 1844 eine halbjährige Studienreise nach Norddeutschland, die ihn über Heidelberg nach Köln, Bonn, Gießen, Marburg, Göttingen, Eisenach, Gotha, Weimar, Jena, Schulpforte, Halle, Leipzig, Dresden führte und in einem viermonatigen Aufenthalte zu Berlin ihren Abschluß fand. Hierdurch erhielt der jugendliche Gelehrte Gelegenheit, nach mehr als einer Richtung hin seinen Gesichtskreis zu erweitern und mit fast allen namhaften Philologen in Norddeutschland persönlich bekannt zu werden. Daneben war er, wie insbesondere seine Recensionen beweisen, unausgesetzt litterarisch thätig. In Halle und namentlich in Jena wurde ihm der Vorschlag gemacht, sich dort für allgemeine Litteraturgeschichte und Aesthetik zu habilitiren, um die daselbst verpönte Hegel'sche Philosophie „einzuschwärzen"; aber er ging nicht darauf ein, sondern blieb seinem ursprünglichen Plane treu und habilitirte sich nach seiner Rückkehr in die schwäbische Heimat im Spätherbst 1844 in Tübingen auf Grund einer Schrift: „De Juliano imperatore christianismi contemptore et osore" und einer Disputation als Privatdocent der classischen Philologie. Im Sommersemester 1845 eröffnete er dann seine akademische Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über römische Satiriker, besonders Juvenal. Seine Antrittsrede bezog sich auf „den Begriff und die Aufgabe der Alterthumswissenschaft und ihre Stellung zur Gegenwart". Im Sommer 1845 war es auch, daß T. im Verein mit Walz die Herausgabe der von August Pauly († 2. Mai 1845, s. A. D. B. XXV, 297 f.) begonnenen und bis zum dritten Bande fortgeführten „Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft" übernahm. Als sein Mitarbeiter Ende 1847 von Kränklichkeit befallen wurde, besorgte er die Re-

action dieses Werkes bis zu dessen Vollendung mit der 2. Abtheilung des echsten Bandes (1852) allein, wie er denn auch die 2. Auflage des ersten Bandes ohne die Beihülfe eines Mitredacteurs zu Stande gebracht hat (1864—66).

Eine Unterbrechung erfuhr Teuffel's akademische Wirksamkeit im J. 1847. Nachdem seine Hoffnung, bei Tafel's Pensionirung eine außerordentliche Professur zu erhalten, sich nicht verwirklicht hatte, wurde er zu Ostern des genannten Jahres als Hülfslehrer für Deutsch und die alten Sprachen an Classe VII und VIII (Secunda) des Königl. Gymnasiums zu Stuttgart versetzt und bekleidete diese Stelle bis zur Aufhebung derselben im Juni 1849. Die ihm auf diese Weise zugefallene praktische Unterrichtsthätigkeit war für seine spätere Wirksamkeit besonders insofern von großer Bedeutung, als sie ihn mit den wirklichen wissenschaftlichen und pädagogischen Bedürfnissen der Gymnasiallehrer genau bekannt machte. In Stuttgart veröffentlichte T. 1848 als Programmschrift seine schon früher entworfene Abhandlung über die Homerische Theologie und Eschatologie (aufs neue abgedruckt in der 2. Auflage der „Studien und Charakteristiken", S. 73 ff.). Neben der Wissenschaft aber und der Schulpraxis nahm ihn in Stuttgart auf das lebhafteste die politische Bewegung des Jahres 1848 in Anspruch. Mit feurigem Eifer wirkte er als Schriftführer des „Vaterländischen Vereins", der die Grundsätze eines gemäßigten und besonnenen Fortschritts zu vertreten bemüht war. Später schloß er sich der großdeutschen Richtung an und wurde deshalb von den Ereignissen und Ergebnissen des Jahres 1866 schmerzlich berührt.

Von Stuttgart kehrte T. nach Tübingen zurück, trat zunächst in seine frühere Stellung als Privatdocent ein, wurde aber schon nach wenigen Wochen, am 19. Juli 1849, zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt auch nach einiger Zeit die Erlaubniß, sich neben Walz und Schwegler (s. A. D. B. XXXIII, 327 f.) an der Leitung der Uebungen des philologischen Seminars zu betheiligen. Als beide, Schwegler am 6. Januar, Walz am 5. April 1857, rasch nacheinander dahinstarben, war T. eine Zeit lang an der Tübinger Universität der einzige Lehrer der Philologie. Noch in demselben Jahre, am 4. September 1857, erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor. Neben ihn trat als erster Vorstand des Seminars der ihm an Jahren überlegene bisherige Oberstudienrath Karl Hirzel (s. A. D. B. XII, 494), während T. an die Spitze der archäologischen Sammlung gestellt wurde. Als Hirzel dann 1864 seine Professur mit der Leitung des Tübinger Gymnasiums vertauschte, rückte T. in dessen Seminarstellung ein und galt seitdem unbestritten als die Seele der Alterthumswissenschaft in Württemberg. Durch ihn erhielt die Bildung der schwäbischen Philologen für Jahrzehnte hinaus ihre Richtung und ihr Gepräge. Welcher Anerkennung aber und Dankbarkeit er sich bei seinen Schülern, den älteren sowohl wie den jüngeren, zu erfreuen hatte, trat bei einem Feste, das sie ihm im November 1874 bereiteten, deutlich hervor. Auch an Ehren und Würden fehlte es ihm nicht. Das Rectorat der Hochschule verwaltete er 1873/74; im J. 1875 verlieh ihm sein König das Ritterkreuz des Ordens der Württembergischen Krone I. Classe, mit dem der persönliche Adel verknüpft ist; im September 1876 war er erster Vorsitzender der zu Tübingen tagenden Philologenversammlung. Der Rede über die Geschichte der classischen Philologie in Württemberg, mit der T. die Verhandlungen der Versammlung eröffnete, vermochte noch niemand anzumerken, daß sein Körper bereits die Keime eines nahen Verfalls in sich trug. Deutlich aber trat dieses bei der vierhundertjährigen Jubelfeier der Tübinger Hochschule zu Tage. Eine Affection des Gehirns, mit einem Augenübel verbunden, war über ihn gekommen, ein Nieren-

leiden gesellte sich hinzu, und am 8. März 1878 wurde er von seinen Qualen durch einen sanften Tod erlöst.

Als T. sich der Philologie zuwendete, hatte sich der Gegensatz zwischen der grammatisch-kritischen Schule unter Gottfried Hermann und den Real- oder Sachphilologen unter August Boeckh noch nicht ganz ausgeglichen. In seiner Geistesart, wie auch in seinem Lebens- und Studiengange war es begründet, daß er sich keiner von diesen Richtungen anschloß, sondern selbständig seine eigenen Wege ging. Auf der anderen Seite hat er zwar zahlreiche Schüler gehabt, aber was man eine „Schule“ nennt, nicht gebildet. Neben einer äußerst umfangreichen litterarischen Thätigkeit wurde seine Zeit und sein Interesse fast ganz von seinen Vorlesungen und dem Seminar in Anspruch genommen. Bei beiden war es ihm, wie er selbst z. B. in einer Recension der Commentationes philologae Lipsienses (Jenaer Litt.-Ztg., 1875, Nr. 25) es offen ausspricht, vor allem um die Heranbildung praktischer Schulmänner, nicht um die von Gelehrten und Universitätsprofessoren zu thun. Hiernach richtete sich die Art seines Lehrens und das Maaß seiner Anforderungen. Man hat ihm deshalb nachgesagt, er sei bisweilen zu weit heruntergegangen. Wenn es aber richtig ist, daß die akademischen Lehrstühle der Philologie nicht bloß nebenbei, sondern an erster Stelle die Bedürfnisse der Gymnasien ins Auge zu fassen haben, wird man seinem Verfahren die Berechtigung nicht absprechen können. Die von ihm im Seminar angestellten lateinischen Stilübungen, deren Vorlagen und Uebersetzungen neun Jahre nach seinem Tode von seinem Sohne in Druck gegeben sind (Freiburg 1887), gelten mit Recht als mustergiltig und nachahmenswerth. In den ersten Jahren seiner akademischen Thätigkeit hat T. neben den Vorlesungen aus dem Gebiete der altclassischen Philologie wohl auch solche über moderne Stoffe, z. B. über „Goethes Werden, Sein und Wirken“, über „neueste deutsche Lyrik“ angekündigt. Später ist er, soweit ersichtlich, aus den Grenzen der Alterthumswissenschaften nicht herausgetreten. Mit besonderer Vorliebe las er griechische und römische Litteraturgeschichte, daneben auch antike Metrik und griechische Alterthümer. Für Encyklopädie und Methodologie hatte er den Stoff gesammelt, ohne jedoch seine Absicht, darüber eine Vorlesung zu halten, zur Ausführung zu bringen. Seine Exegetica bezogen sich auf Aristophanes, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Plato, in früheren Zeiten auch auf Pindar, auf Horaz, den er nicht weniger als siebzehnmal behandelte, ferner auf Cicero, Plautus, Juvenal, Tibull, Persius und Tacitus.

Die Zahl der vereinzelten Aufsätze und selbständigen Schriften, die T. veröffentlicht hat, ist ungemein groß. Von seinen kleineren Arbeiten, insbesondere von seinen Programmschriften, von den Beiträgen, die er für eine lange Reihe von Zeitschriften geliefert, sowie von den Einleitungen, mit denen er die von ihm für die Classiker des Alterthums (Stuttgart, bei Metzler) gelieferten mustergültigen Uebersetzungen begleitet hat, erschien eine Auswahl unter dem Titel: „Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen sowie zur deutschen Litteraturgeschichte“ (Leipzig 1871; 2., veränderte Aufl. 1889). — Sehr bedeutend ist die Reihe der Artikel, die von ihm für die Realencyklopädie verfaßt sind. Auskunft darüber findet sich in der Vorrede zum vierten Bande und zu der 2. Abtheilung des sechsten Bandes, sowie in dem Nachworte zu der 2. Auflage des ersten Bandes. Von den Wolken des Aristophanes veranstaltete er eine Ausgabe mit lateinischen (1856; 2. Aufl. 1863) und eine mit deutschen Anmerkungen (1867; 2. Aufl., besorgt von Kähler, 1887), von den Persern des Aeschylos eine deutsche Ausgabe (1866; 2. Aufl. 1875; 3. Aufl., besorgt von Wecklein, 1886). Besonders ausgiebig war die Thätigkeit, die er dem Horaz zuwendete. Außer verschiedenen Abhandlungen über diesen Dichter gab

er W. E. Weber's Uebersetzung und Erklärung der Satiren heraus (1852) und lieferte für Kirchner's Satirenausgabe den Commentar zum 2. Buche (1857). Sein Hauptwerk ist die durch Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit ausgezeichnete „Geschichte der Römischen Litteratur", der zwanzigjährige Vorarbeiten zu Grunde lagen (1870; 2. Aufl. 1872; 3. Aufl. 1874; 4. Aufl., besorgt von Schwabe, 1882). Es ist gewiß richtig, was Herm. Bender, mit einem Seitenblick auf mancherlei Anfeindungen, die T. erfahren, über dieses Werk urtheilt: es werde seinen Platz noch behaupten, wenn Hunderte von Conjecturen vergessen sein würden. Sein Plan, die griechische Litteraturgeschichte im Verein mit einigen anderen Gelehrten in ähnlicher Weise zu bearbeiten, kam nicht zur Ausführung. Als Proben aber und Vorläufer derselben sind außer den schon erwähnten Ausgaben der Wolken und der Perser anzusehen die Abhandlung: „Ueber des Aeschylus Promethie und Orestie" und die „Uebersicht der platonischen Litteratur", die er 1867 und 1874 als Programmschriften veröffentlicht hat.

T. war in seinem innersten Wesen ein ehrenwerther, gerader, wahrheitsliebender, fester und selbständiger Charakter. Was etwa bei ihm Anstoß erregen konnte, Sarkasmus, Schärfe des Urtheils, eine gewisse Streitbarkeit u. dergl., erklärt sich größtentheils aus seinem Lebensgange, zum Theil auch aus seinem schwäbischen Stammesgefühle. Er war im eigentlichsten Sinne des Wortes ein self made man, und derartigen Naturen pflegt es an Ecken und Kanten nicht zu fehlen. Die muthige Offenheit, womit er, wie in wissenschaftlichen, so auch in politischen Dingen für seine Ueberzeugung eintrat, mußten auch diejenigen achten, die sich seinen Anschauungen nicht anzuschließen vermochten. Bei seinem Tode trauerten neben seiner Gattin, einer Schwester des Erbauers der Brennerbahn, Etzel, und seinen fünf Kindern — 3 Söhnen und 2 Töchtern — eine große Zahl dankbarer Schüler, und in den weitesten Kreisen machte sich die Empfindung bemerkbar, daß sein Verlust nur schwer zu ersetzen sei.

Für Teuffel's Biographie ist von besonderer Wichtigkeit der Lebensabriß, den sein Sohn, der Gymnasialprofessor Dr. Sigmund T., zuerst der von ihm besorgten 2. Ausgabe der Studien und Charakteristiken (Leipzig 1889) auf S. VII—XXVI vorangeschickt und dann noch in demselben Jahre in erweiterter Gestalt als Programmschrift des Königl. Gymnasiums zu Tübingen veröffentlicht hat. Beide Aufsätze bieten genaue Angaben über Teuffel's Schriften. — Vgl. ferner den von Bursian verfaßten Nekrolog im Biograph. Jahrbuch für Alterthumskunde, 1. Jahrg., 1878 (Berlin 1879), S. 2 f.; H. Bender's Besprechung der 2. Ausg. der Studien und Charakteristiken im Deutschen Litteraturblatt von W. Herbst, 1889, Nr. 14, S. 61; Nachruf im Staats-Anzeiger für Württemberg, auch abgedruckt in der Allg. Zeitung vom 17. März 1878. Friedrich Koldewey.

Teuglin: Hans T., Forster im 2. Buche seiner deutschen Liedersammlung in der späteren Ausgabe von 1553 schreibt ihn Teugling. Ein deutscher Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, der nur durch ein einziges Lied bekannt ist, welches sich im 2. Buche obiger Liedersammlung von 1540 Nr. 11 befindet, über den Text: Nun ist es doch kein reuter, es ist ein edelmann. Der vierstimmige Satz mit der Melodie im Tenor ist von außerordentlicher Einfachheit, dabei aber wohlklingend und volksthümlich. Ein Abdruck desselben befindet sich im 26. Jahrgang der Monatshefte für Musikgeschichte. Böhme (altdeutsches Liederbuch) theilt den Text unter Nr. 86 mit unter dem Anfange: Die niederländschen mägdelein die giengen frü in gras, worauf dann erst die 6. Strophe wie oben lautet; dieser Text gehört aber doch wol erst einer späteren Zeit an und kann daher nur eine Nachbildung sein. Rob. Eitner.

Teuthorn: Georg Friedrich T., hessischer Geschichtschreiber, wurde am 10. April 1735 als Sohn des hessen-darmstädtischen Amtmanns Caspar Christian T. zu Vöhl geboren. 1756 bezog er die Universität Gießen, 1761 die zu Marburg, um Jurisprudenz zu studiren; daneben fesselte ihn besonders die Geschichte. Bereits 1762 mußte er sein Studium wegen andauernder Kränklichkeit aufgeben und lebte seitdem bei seinem Bruder Heinrich Ernst T., Pfarrer in Biedenkopf, bis zu seinem am 21. Januar 1817 erfolgten Tode. Hier ging er alsbald an die Ausarbeitung seiner „Ausführlichen Geschichte der Hessen" (Berleburg 1770 bis 1780, 11 Bde.), die sein Lebenswerk wurde. 1771 erhielt er als Anerkennung dafür den Hofrathstitel, doch wurden seine Hoffnungen auf eine Geschichtsprofessur in Gießen vereitelt; das Amt eines Archivars in Darmstadt hatte er selbst ausgeschlagen. — Sein Werk ist (nach Joh. Ad. Hartmann's [s. d.] Historia Hassiaca, 1726, welche nur als Compendium für seine Hörer dienen sollte, und nach Mallet's histoire de Hesse, 1772) der erste Versuch einer eingehenden, quellenmäßigen Bearbeitung der hessischen Geschichte; doch benutzte er leider nur gedrucktes Material, keine Archivalien, und auch von jenem stand ihm vieles nicht zur Verfügung. Mit großem Fleiße versuchte er seine Quellen kritisch zu sichten und zusammenzustellen, beeinträchtigte aber seine an sich schon breite und gezwungene Darstellung durch die ermüdende und störende Wiedergabe aller Details der Controversen. Außerdem ist sein Standpunkt durchaus einseitig lutherisch und darmstädtisch.

Nach autobiographischen Mittheilungen in Strieder's hess. Gel.-Gesch. XVI, 115 ff.

Kretzschmar.

Teutleben: Caspar v. T., geboren am 27. März 1576, † am 11. Februar 1629, entstammte einem alten thüringer Adelsgeschlechte, das in Urkunden des weimarischen Staatsarchivs schon 1182 unter dem Namen v. Dudeleiben vorkommt, das aber anderwärts noch etwa 100 Jahre früher nachgewiesen werden kann. Im 15. Jahrhundert finden wir dieselbe Familie als v. Teiteleiben und im 16. Jahrhundert ist es besonders Joh. Ernst v. T., dessen um die Mitte dieser Zeit vielfache Erwähnung geschieht. Dieser Johann Ernst, Hofrichter zu Jena, war der Vater unsers Caspars und es ist möglich, daß der Sohn seine Kindheit und Jugend in Jena verlebt hat. Doch muß er bald nach Weimar gekommen sein, wo er früh an den Hof gezogen wurde. Er scheint vielfach in der Umgebung der Prinzen, der Kinder des Herzogs Johann, gewesen zu sein, 1606 wird er als neuernannter Adjunct des bisherigen Hofmeisters erwähnt. Doch erfahren wir nichts Besonderes weiter von ihm, bis im Frühling 1608 die Herzöge Joh. Ernst und Friedrich sich rüsten, die Universität Jena zu beziehen und der Vormund Kurfürst Johann Georg verlangt, daß den Prinzen ein Hofmeister und ein Präceptor beigegeben werde. Da wird T. zum Hofmeister und Hortleder zum Präceptor auserwählt. Das Anstellungsdecret ist vom April 1608. Als Jahresgehalt werden ihm 200 Gulden, dazu Futter und Hufbeschlag für 2 Pferde zugesichert. Von jetzt an finden sich zahlreiche Lebenszeichen im Archive, vor allem eine Correspondenz Teutleben's über das körperliche und geistige Befinden seiner Schutzbefohlenen mit der Mutter Dorothea Maria. Aber damit erschöpfte sich noch nicht seine Thätigkeit: auch auf Reisen begleitete er getreulich seinen älteren Zögling. So geht er 1612 nach Frankfurt. Dort wurde König Mathias damals gewählt und gekrönt und Johann Georg als Kurfürst von Sachsen mußte sich zu Frankfurt einige Zeit aufhalten. Johann Ernst befand sich mit T. in Darmstadt, ersterer wollte seine Großmutter, die Prinzessin von Würtemberg-Teck besuchen, die in zweiter Ehe den Landgraf von Hessen geheirathet. Da entbot ihn der Kurfürst nach Frankfurt und wir hören, daß T. mit 2 Pferden im Gefolge des Herzogs seinen Einritt in die Wahl- und

Krönungsstadt hielt. Längere Entfernung von der Heimath brachte das nächste Jahr 1613. Man entschloß sich, den Prinzen zu seiner weiteren Ausbildung nach Holland und Frankreich zu schicken. Von Paris aus sollte Johann Ernst einen Abstecher nach England machen. Zu Begleitern wurde wieder T. und Joh. Wilh. Neumayer gewählt, welcher Letztere die ganze Fahrt aufs ausführlichste beschrieben hat. Zunächst war Paris das Ziel: dort weilte man bis zum August und ging dann für ein Vierteljahr nach London. Dann kehrte man nach Paris zurück, wo man den Winter verbrachte und über Holland und Belgien am 19. Mai wieder nach Weimar zurückkehrte. In der Heimath war des Herzogs Erstes nach Jena zu eilen und die mancherlei Verpflichtungen, die ihn dort noch hielten, zu lösen, denn noch war er Rector der Universität, eine Würde, die er am 30. August 1614 feierlich niederlegte.

T. war stets in des Fürsten nächster Umgebung. Und als Johann Ernst wieder nach Weimar zog und dort seine Wohnung aufschlug, bis ihn die Stürme des Krieges in die Ferne lockten, blieb T. ihm stets zur Seite. Im J. 1616 machte ihn der Herzog zum Hofmarschall des Residenzschlosses und übertrug ihm die Aufsicht über Küche, Keller, Silberkammer und Haferboden. Er mußte im Schlosse wohnen, während seine Familie eine Wohnung in der Stadt beziehen sollte. Dafür erhielt er einen Gehalt von 300 Gulden jährlich, Futter für 4 Pferde und es wurden ihm ein Schreiber und ein Knecht gehalten. In dieser Stellung scheint er sich wohl befunden zu haben, wenigstens blieb er, so lange er in Weimar war, Hofmarschall. Er verschwindet wieder aus den Archivacten, einige Male wird seiner noch erwähnt: er geht 1621 nach Wien, wo er als Vertreter der ernestinischen Fürsten von Ferdinand II. die Reichslehen erhält, aber im Jahre 1623 verläßt er aus uns unbekannten Gründen den sachsen-weimarischen Dienst und tritt in den des Herzogs Johann Casimir von Coburg. 1623, 1624 und 1626 finden wir ihn als coburgischen Gesandten auf Kreis- und Münzprobationstagen zu Leipzig und Jüterbogk. Dann wird er noch einmal in Weimar erwähnt, da es galt, seinen ehemaligen Herrn Johann Ernst zu Grabe zu geleiten. Johann Casimir soll ihn besonders als Gesandten nach Wien geschickt haben. Er starb am oben angegebenen Tage.

Das Leben Caspar's v. T. ist, wenn wir es überblicken, ein stilles Beamtenleben und wohl kaum wäre der Name dessen, der es durchlebte, der Nachwelt aufbewahrt worden, wenn nicht ein Ereigniß ihn bekannt gemacht. Dies Ereigniß ist die Stiftung des Palmenordens. Als am 24. August 1617 bei Gelegenheit der Begräbnißfeierlichkeiten der Herzogin Dorothea Maria mehrere Fürsten im Schlosse zu Weimar versammelt waren, wußte T. das Gespräch auf die Gefährdung der deutschen Sprache durch das Französische zu bringen und schlug vor, daß sich nach italienischem Muster eine Gesellschaft bilden möge, an deren Spitze ein deutscher Fürst als Vorsitzender trete und die lediglich den Zweck haben sollte, die deutsche Sprache gegen fremdländische Einflüsse zu schützen. Unter den anwesenden Fürsten war besonders Ludwig von Anhalt, der den Gedanken lebhaft aufgriff und man einigte sich noch bei demselben Zusammensein über die Aufgabe und Angelegenheiten der neuen Gesellschaft. Da ein Fürst Vorsitzender werden sollte, war Fürst Ludwig das geeignete Haupt, das sich ja auch später wohl bewährt hat. T. aber sollte, weil er zuerst den Gedanken der Gründung des Bundes hatte, als erstes Mitglied in der Liste der Zugehörigen genannt werden. Und so wurde er dann unter dem Namen der Mehlreiche in den Orden als erstes Mitglied aufgenommen, und man hat in späterer Zeit ihm eine dankbare Erinnerung erhalten.

Neben den bekannteren Quellen wurden besonders verschiedene Ac[illegible] sachsen-weimarischen Haupt- und Staatsarchives benutzt. E. Wül[illegible]

Teutobod, König der Teutonen, ca. 125—101 v. Chr. (da unerachtet der späteren Aufnahme keltischer Schaaren, zumal in der Schweiz, die Völkerschaft der Teutonen zweifellos echt und rein germanisch war, ist die germanische Endung -bod der keltischen -boch unbedingt vorzuziehen) ward nach der Niederlage der Wanderer bei Aquae Sextiae (Aix en Provence) a. 102 auf der Flucht im nächsten Walde gefangen, von den Sequanern Marius eingebracht und von diesem im Triumph zu Rom aufgeführt, wo er durch seine riesige Körpergröße auffiel: er überragte alle Trophäen. Florus bemerkt höhnisch: „er, der sonst vier, ja sechs nebeneinandergestellte Rosse zu überspringen gewohnt war, vermochte auf der Flucht kaum eines zu besteigen"; also war er wol verwundet; nach dem Triumph werden ihm die Römer nach ihrer Gepflogenheit wol im Kerker die Gurgel gebrochen haben; daß er König war zu bezweifeln, besteht kein Grund; die Angabe des Florus ist den zum Theil nachweisbar unrichtigen späteren vorzuziehen.

Quellen: Florus, (unter Hadrian) bellorum omnium annorum DCC libri duo (nach Livius) ed. Halm 1854, III 3.10. Eutropius (unter Valens) breviarium ab urbe condita ed. Droysen, Monumenta Germaniae historica. Auctor. antiquissim. II, 1878 ad a. 102. — Orosius, Historiarum adversus paganos libri septem (a. 418) ed. Haverkamp 1767.

Litteratur: s. über den Zug der Kimbern und Teutonen die bücherreiche Litteratur Dahn, Könige der Germanen 1861 I, 98 f., und Deutsche Geschichte 1883, I, 314; über das angebliche Grabmal Teutobod's mit dessen riesigen Knochen s. Maskou, Geschichte der Teutschen 1787, I, 18. — F. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten, 1840 I, 349. — Horkel, die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit 1849, S. 82 (es sind Elephantenknochen!).

Dahn.

Teutsch: Georg Daniel T., als Bischof der evang. Landeskirche Augsb. Bek. in Siebenbürgen am 2. Juli 1893 gestorben, war in Schäßburg als der Sohn bürgerlicher Eltern am 12. December 1817 geboren. T. besuchte zunächst die Schule in Schäßburg, wo Johann Binder, Karl Gooß und M. Schuller seine Lehrer waren und den lernbegierigen Knaben für Philologie und Geschichte begeisterten. Nach bestandener Maturitätsprüfung bezog er 1837 die protestantisch-theologische Facultät in Wien, die aber dem gut vorgebildeten Jüngling wenig bot, so daß er mit Erlaubniß der Eltern im October 1838 nach Berlin ging. Dort traf ihn die schmerzliche Nachricht vom Tode des Vaters († 31. October 1838). Es war ein hartes Ringen, die Sorge um die ferneren Studien, um die vereinsamte Mutter im Herzen, doch gehoben von der wunderbaren Macht der Wissenschaft, die in Ritter, Ranke, Bopp, Zumpt, Neander, Twesten, Strauß ihn fesselte. Von Freunden und Gönnern unterstützt, konnte er die Universitätsjahre beendigen und kehrte 1839 nach Hause zurück, mit eifrigen Studien besonders der vaterländischen Geschichte beschäftigt, die er als Hauslehrer in Karlsburg in der reichen Batthyani'schen Bibliothek 1840—42 fortsetzte, bis er 1842 als Lehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt Schäßburg berufen wurde, in den Kreis ideal gesinnter Männer, denen Pflichterfüllung des Lebens Freude war, die unter drückenden äußeren Verhältnissen nach hohen Zielen strebten und auf den Sieg des Guten vertrauten. T., unter jenen Männern sofort heimisch, führte zunächst seine historischen Studien weiter, 1844 erschien der „Abriß der Geschichte Siebenbürgens" (2. Aufl. völlig umgearbeitet bis 1526 erschien 1865), die erste zusammenfassende wissenschaftliche Darstellung der vaterländischen Geschichte. Die Arbeiten Teutsch's und seines Freundeskreises hatten sich zugleich zur Aufgabe gestellt, Vergangenheit und Gegenwart des sächsischen Volkes dem deutschen Mutterland wieder näher zu bringen und in der Geschichte des Volks die erschütterten Grundsteine

seines Bestandes aufs neue zu befestigen. Als mit von letzterem Gesichtspunkt aus 1842 der „Verein für siebenbürgische Landeskunde“ gegründet wurde, wurde T. eines der eifrigsten Mitglieder und fleißigsten Mitarbeiter desselben, kaum ein Band erschien ohne Beiträge von ihm. Auch auf dem Gebiete der Publicistik und des öffentlichen Lebens an dem großen Werk der Verjüngung seines Volkes thätig, rief das Jahr 1848 ihn, der 1845 Conrector geworden war, auf den Landtag nach Klausenburg, wo die sächsischen Abgeordneten, bauend auf die Versprechungen der Magyaren, gegen die Instruction ihrer Sender für die Union Siebenbürgens mit Ungarn stimmten, die aber damals nicht durchgeführt wurde, weil die Revolution hindernd dazwischen trat. Sie fand T. zu seinem Volk und Kaiser stehend als Hauptmann der Schäßburger sächs. Bürgergarde. Als er 1850 mit Bischof Binder in Wien weilte, der dort insbesondere die Zehntentschädigung für die evang. Kirche zu betreiben hatte, erhielt er den Ruf ins Rectorat des Schäßburger Gymnasiums, das er bis 1863 bekleidete. Er führte zunächst die Reorganisation desselben auf Grund des österreich. Organisationsentwurfes durch und half mit, daß im August 1850 die sächsische Nationsuniversität unter dem Vorsitz des Nationsgrafen Salmen (s. A. D. B. XXX, 260) die „Nationaldotation“ schuf, d. i. die Widmung von jährlichen 50 000 fl. C. M. zur Unterstützung der sächsischen Schulen, in erster Reihe der Gymnasien. Die Bibliothek in Schäßburg wurde neu gegründet, eine Lehrmittelsammlung angelegt, die Umgebung der Schule in einen Garten umgewandelt. Damals wurden die Fäden aus dem Rectorhause auch nach Deutschland gesponnen, bestimmt, den geistigen Zusammenhang mit dem sächsischen Volk zu festigen, ein Ersatz für die zerstörte politische Verfassung.

In jener Zeit des Absolutismus (1850—59) war das politische Leben stark unterbunden; da sollte und mußte die Wissenschaft das nationale Leben stärken und das Volk für eine bessere Zukunft erziehen. Neben zahlreichen kleineren Arbeiten entstand in jenen Jahren die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächs. Volk“, die in Heften 1852—58 erschien, vom Verein für siebenb. Landeskunde mit einem Preis ausgezeichnet. Das war nicht eine landläufige Provinzialgeschichte, aus gedruckten Werken zusammengetragen, sondern unmittelbar aus den Quellen, den Urkunden und Chroniken geschöpft und wie lebendig erzählt! In den ihr zu Grunde liegenden Forschungen ist Ranke's Schule erkennbar. Von allgemeinen Gesichtspunkten aus, die größere Blicke in die Volksentwicklung thun lassen, ordnet es die Einzelerscheinung in das große Ganze ein, erzählt in behaglichem Fluß die Ereignisse, warme Liebe zu Volk und Vaterland spricht aus den Worten, der Blick in die Vergangenheit soll das Auge für die Gegenwart und ihre Aufgaben stärken. Das Buch (es reicht leider nur bis 1699) wurde bei seinem Volk sofort zu einem Volksbuch, es gewann aber auch die deutsche Wissenschaft, die gerade damals auch an den Ergebnissen unserer Märchen- und Sagenforschung, die F. W. Schuster, J. Haltrich und F. Müller unternommen, freudigen Antheil nahm und erstaunt neugehobene Schätze deutschen Geisteslebens begrüßte. Diese Arbeiten haben mitgeholfen, das sächsische Volk politisch und national zu erziehen, den Gedanken des Volksthums in die breitesten Schichten der Nation hineinzutragen. Aus den Studien zur Sachsengeschichte erwuchs zugleich das „Urkundenbuch zur Geschichte Siebenbürgens“, das 1857 von der k. Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegeben wurde (bis 1300 reichend). In beiden Arbeiten zeigte die sächs. Geschichtsforschung den Einfluß der gleichzeitigen deutschen Arbeiten, durch sie wurde der feste Boden, den Eder (s. A. D. B. V, 642) und J. K. Schuller (XXXII, 682) gelegt, noch fester gegründet und breiter gelegt. Es ist für T. charakte-

ristisch geblieben, daß grundlegende Quellenwerke immer Hand in Ha
mit geistvoller Verarbeitung des Materials zu formschönem Bilde.

Und doch waren diese Arbeiten in den 50er Jahren man kann
Nebenarbeiten. Die Hauptarbeit blieb die Schule, der Unterricht mit
haftesten Vorbereitungen, sittliche Einwirkung auf die Schüler, die den
der Pflicht überall voranstellte, die Weiterorganisation der Schule (Fo
der Realschule), am Schluß des Jahres, zur Eröffnung der Prüfun
bei sonstigem festlichen Anlaß die Reden, die ebenso durch Tiefe der
wie edle Form fesselten und erhoben. Die Festrede zu Schiller's hunder
Geburtstag (1859) ist lange in der Erinnerung der Hörer gebliebe
kam eifrige publicistische Thätigkeit in den heimischen Blättern, w
Kampf gegen den Absolutismus galt, in den auswärtigen, wo es s
handelte, für die sächsischen Verhältnisse das schwer zu findende Verst
erwecken.

Um dieselbe Zeit stand die evang. Kirche in Siebenbürgen
Wendepunkt ihrer Entwicklung. Die alte Consistorialverfassung (s. A
A. D. B. X, 508), die wesentlich auf dem politischen Verfassungs
beruhte, war durch Aufhebung dieses letzteren nach 1848 unmöglich
Eine Vorlage des Oberconsistoriums vom J. 1851 gab der Regierun
die „Provisorische Vorschrift für die Vertretung und Verwaltung d
Kirche" herauszugeben (1855), auf Grund deren die Einzelgemeinde un
gemeinde (bis 1858) organisirt wurde. Vor der Durchführung des völligen
rief die Regierung 1860, dem Wunsch der Kirche entsprechend, Vertraue
nach Hermannstadt, deren Berathungen die definitive Ordnung der Ve
frage vorbereiten sollten. T. war einer dieser Vertrauensmänner, die
31. August in Hermannstadt tagten und in einer eingehenden Denksch
Art. Rannicher A. D. B. XXVII, 269) dem Ministerium verbesser
schläge vorlegten. Teutsch's ungewöhnliche Kenntniß der historischen E
des Landes und speciell der Kirche sowie die Kenntniß ihres Rechts h
wesentlich mitgeholfen, wie auch der Blick für den richtigen Weg, der
zur alten Autonomie führen sollte, den unzufriedenen und drängenden
gegenüber sich bewährte. Im J. 1860 erschienen im Zusammenhang
Gutachten die „Provisor. Bestimmungen für die Vertretung und V
der evang. Landeskirche", auf Grund deren vom 12.—22. April 1861
„Landeskirchenversammlung" in Hermannstadt zusammentrat, um „
des der Kirche zustehenden Selbstbestimmungsrechts" sich eine neue
zu geben. Sie nahm im wesentlichen die „Prov. Bestimmungen" an.
Mitglied der Landeskirchenversammlung, Referent und Vertreter in
fassungsfrage; er wurde sofort in das 1. Landesconsistorium gewählt.
Landeskirchenversammlung nahm 1862 den von T. ausgearbeiteten En
8. Abschnitts der Kirchenverfassung (Anstellung und Prüfung der Leh
der Pfarrer) an, womit der Ausbau der Kirchenverfassung zunächst
war. Sie stellte die Kirche vollständig auf die Gemeinde, gab dieser
Behörde und Geistliche, bis zum Bischof hinauf, zu wählen, wie
Wahlen hervorgehenden Gesammtvertretung (Landeskirchenversammlung)
liche Gesetzgebung mit Einschluß der dogmatischen Entwicklung zu. E
schönes Zeichen freien protestantischen Sinns und zugleich stolzen V
auf das eigene Volk, solcher Freiheit würdig zu sein. Diese Arbeiten
sofort die trennenden Schranken, die die alten, die Freizügigkeit in d
hindernden, „Promotionskreise" in der einen Kirche aufgerichtet hatten
der Kirche die Einheit, die sie seit der Reformationszeit nie völlig
Es war dem historischen und doch auch auf das Schaffen gerichtet

tsch's entsprechend, daß er nicht nur selbst sich die Gegenwart durch die ge-
ztliche Kenntniß des Gewordenen klar zu machen versuchte, sondern auch
ern gern zeigte, wie Bestehendes an Vergangenes anknüpfe, eins aus dem
ern geworden sei. So war schon 1858, zunächst zu praktischen Zwecken,
„Zehntrecht der evang. Kirche A. B. in S." entstanden, so schrieb er,
rend dieser kirchenorganisatorischen Arbeiten das „Urkundenbuch der evang.
deskirche A. B. in S." (I, 1862); „Zur Geschichte der Pfarrerswahlen"
52); „Die Rechtslage der evang. Kirche A. B. in S." in Dove's Zeitschrift
Kirchenrecht, 1863; „Die Bischöfe der evang. Landeskirche" (1868); den
kel „Siebenbürgen" in Herzog's Realencyklopädie, endlich in Schenkel's
. kirchl. Zeitschrift: „Die neue Kirchenverfassung der S. S. und ihre Ent-
ung" (1869) und 1857—58 in Hornyanßky's Prot. Jahrbüchern für Oesterr.
chtsquellen der evang. Landeskirche A. B. in S." Schon 1852 war „Die
rmation im Sachsenland" erschienen, seither in zahlreichen Auflagen neu
usgegeben, mit der fortschreitenden Forschung immer freudig vermehrt und
essert.

Die Arbeit gewährte Befriedigung in der politisch jammervollen Zeit, das
s, das in glücklicher zweiter Ehe — die erste hatte der Tod nach kurzer
ähriger Dauer gelöst — die Kinder fröhlich heranwachsen sah, bildete einen
telpunkt für anspruchslose, edle Geselligkeit, die Beziehungen desselben reichten
nders auch nach Deutschland, das T. auf einer großen Reise 1858, dann
er 1861 als Abgeordneter des neugegründeten Gustav-Adolf-Vereins be-
te, um in Hannover auf der Generalversammlung den Anschluß des Vereins
erwirken, viele persönliche Bekanntschaften schließend und erneuernd. Im
gern Kreis der Volksgenossen wurde damals schon nichts wesentliches unter-
men, ohne ihn zu fragen, eine selbständige Natur, die aber [illegible]
derer Gehör versagte, freimüthig im Verkehr mit den Mächtigen [illegible]
männisch und sicher im Auftreten, nichts für sich begehrend, [illegible]
it für sein Volk einzustehn, in seinem bürgerlichen [illegible]
einer Achtung sicher. Das Jahr 1861 brachte [illegible]
0 das Februarpatent, die Wiederherstellung der Verfassung [illegible]
mit auch der sächsischen Nation. Oesterreich sollte [illegible]
einem Einheitsstaat gemacht werden, nachdem [illegible]
h war die öffentliche Meinung inmitten des sächs. [illegible]
cht, man war wenig vorbereitet für dieses [illegible]
Freundeskreis, der sich über das ganze Land [illegible]
die „Reichsverfassung", im einzelnen [illegible]
den Bedürfnissen des sächs. Volkes entsprach [illegible]
bot, bei allgemeiner Rechtsgleichheit der [illegible]
vicklung, ihr Gebiet, ihre Universität [illegible]
senlandes) blieb unangetastet, dafür [illegible]
tspflege zu übergeben u. m. A. [illegible]
hiedenen Nationalitäten Luft [illegible]
1863 der Hermannstädter [illegible]
„Regalist" (Kronberufener). [illegible]
in der Presse, in Corresp[illegible]
ung nach Agnetheln, das [illegible]
einen lebensgefährlichen [illegible]
te. So hat er nur [illegible]
demselben bemüht, [illegible]
des zu fördern und [illegible]
onalität den Bestand [illegible]

ermöglichen. Der Landtag nahm das Octoberdiplom und Februarpatent als Fort-
entwicklung des Leopoldinischen Diploms in die Gesetze auf, schuf ein weises und
gerechtes Sprachengesetz u. s. f. Doch waren die ung. Abgeordneten in denselben
nur in geringer Zahl eingetreten. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Landtag
ihn 1864/65 nach Wien in den österr. Reichstag sandte. Hier war er u. A.
Mitglied des Finanzausschusses und Münz-Referent, seine geistige Beweglichkeit und
reiche Fassungskraft ließ ihn sich bald zurechtfinden auf dem ihm bisher fremden
Gebiet, das er sofort zu umfassenden Studien benutzte; die über das Grana
pisetum sind ihm immer werthvoll geblieben. Es war eine ansehnliche Gesell-
schaft sächs. Vertreter, neben dem Nationsgrafen Konrad Schmidt J. A. Zimmer-
mann, J. Gull, Eug. Friedenfels, Eug. Trauschenfels, Fr. Obert, nicht der letzte
unter ihnen T. Der Verkehr in dem geistvollen Kreise, die Studien in den Wiener
Archiven konnten doch die Hauptsache nicht verhüllen, daß es der Regierung
nicht ernst sei mit den constitutionellen Formen. Angewidert von dem flachen
Liberalismus, der sich immer breiter machte und der Phrase ergeben, der Doctrin
zuliebe die großen politischen Gesichtspunkte eigener Eitelkeit opferte, besorgt über
die Zeichen beginnender Uneinigkeit im Lager der eignen Volksgenossen, über-
raschte ihn und seine Freunde der Gedanke, nach Schmerling's Sturz, das Reich
zu theilen und für Ungarn nahezu die völlige Herstellung der 1848er Gesetze.
Nach dem bisherigen Gang der Dinge stand für diesen Fall für die sächsische
Nation Alles zu befürchten. Gerade als Kenner der Geschichte wußte T., wie
wenig Verständniß und guter Wille in den Kreisen des magyarischen Volkes
— mit sehr geringen Ausnahmen — vorhanden war, die sächsische Entwicklung
im Licht ihrer Vergangenheit, frei von nationalen Vorurtheilen anzusehn und
dem sächsischen Volk gerecht zu werden. Darum seine und seiner Freunde schwere
Bedenken gegen diesen neuen Curs, gegen die „Union" Siebenbürgens mit Un-
garn ohne rechtssichernde Formen. Die sächs. Nationsuniversität, deren Mitglied
T. war, gab den gesetzlichen und politischen Bedenken gegen eine unbedingte
Union 1865 mehrfachen Ausdruck. Der Landtag in Klausenburg, der 1865/66
zusammentrat, fand, bei völlig veralteter Zusammensetzung, die Ungarn nicht
nur für die Union, sondern für völliges Aufgehn Siebenbürgens in Ungarn ge-
stimmt, die Sachsen leider getheilt. Der Landtag beschloß, da dem Unions-
artikel von 1848 volle Legalität zukomme, demnach ein siebenb. Landtag gar
nicht existire, sollten die siebenb. Abgeordneten in den ungar. Reichstag nach Pest
gerufen werden, der allein befugt sei, in dieser Sache Gesetze zu geben. Die
sächs. Mehrheit legte dagegen Sondermeinung ein, sie wollte, entsprechend den
Beschlüssen der Nationsuniversität, die Bedingungen einer Union sollten und
deren Durchführung durch einen Staatsvertrag dauernd verbürgt werden. Die
sächs. Minderheit sah die Union von 1848 als rechtsgültig an und verlangte,
der Landtag solle die „Wünsche, Forderungen und Bedingungen der Sachsen"
inbezug auf die Union zur Sache des Landtags machen und dem Pester Reichs-
tage „zur Berücksichtigung" empfehlen. Am Schluß des Klausenburger Land-
tags sprach der Ständepräsident Frhr. v. Kemeny zur Beruhigung der Sachsen
das Wort: „Es dürfte kaum ein nüchtern urtheilender Bürger in unserm
Vaterland sein, in dessen Sinn es gelegen wäre ... die mit der Vereinigung
beider Länder vereinbarlichen Wünsche der verschiedenen Nationen unsers Vater-
landes nicht zu erfüllen ... Wenn die sächs. Nation dies erwägt, so kann sie
sich keinen Nachtheil darin erblicken, wenn sie sich unter den unmittelbaren S
der ungar. Krone begibt, und wenn sie ihre Stellung nüchtern ins Auge
so kann sie auch keine Ursache zu Besorgnissen haben, denn ihr Munici
bleibt auch bei der Union intact, ja dadurch, daß ihr Recht von ganz U
gestützt wird, wird sie jene glänzende Epoche ihrer Geschichte sich erneuern

Teutsch's entsprechend, daß er nicht nur selbst sich die Gegenwart durch die geschichtliche Kenntniß des Gewordenen klar zu machen versuchte, sondern auch Andern gern zeigte, wie Bestehendes an Vergangenes anknüpfe, eins aus dem Andern geworden sei. So war schon 1858, zunächst zu praktischen Zwecken, das „Zehntrecht der evang. Kirche A. B. in S." entstanden, so schrieb er, während dieser kirchenorganisatorischen Arbeiten das „Urkundenbuch der evang. Landeskirche A. B. in S." (I, 1862); „Zur Geschichte der Pfarrerswahlen" (1862); „Die Rechtslage der evang. Kirche A. B. in S." in Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht, 1863; „Die Bischöfe der evang. Landeskirche" (1863); den Artikel „Siebenbürgen" in Herzog's Realencyklopädie, endlich in Schenkel's Allg. kirchl. Zeitschrift: „Die neue Kirchenverfassung der S. S. und ihre Entstehung" (1869) und 1857—58 in Hornyanßky's Prot. Jahrbüchern für Oesterr. „Rechtsquellen der evang. Landeskirche A. B. in S." Schon 1852 war „Die Reformation im Sachsenland" erschienen, seither in zahlreichen Auflagen neu herausgegeben, mit der fortschreitenden Forschung immer freudig vermehrt und verbessert.

Die Arbeit gewährte Befriedigung in der politisch jammervollen Zeit, das Haus, das in glücklicher zweiter Ehe — die erste hatte der Tod nach kaum einjähriger Dauer gelöst — die Kinder fröhlich heranwachsen sah, bildete einen Mittelpunkt für anspruchslose, edle Geselligkeit, die Beziehungen desselben wuchsen besonders auch nach Deutschland, das T. auf einer großen Reise 1858, dann wieder 1861 als Abgeordneter des neugegründeten Gustav-Adolf-Vereins besuchte, um in Hannover auf der Generalversammlung den Anschluß des Vereins zu erwirken, viele persönliche Bekanntschaften schließend und erneuernd. Im jüngern Kreis der Volksgenossen wurde damals schon nichts wesentliches unternommen, ohne ihn zu fragen, eine selbständige Natur, die aber nie den Gründen Anderer Gehör versagte, freimüthig im Verkehr mit den Mächtigen jener Zeit, weltmännisch und sicher im Auftreten, nichts für sich begehrend, aber immer bereit für sein Volk einzustehn, in seinem bürgerlichen Selbstbewußtsein allgemeiner Achtung sicher. Das Jahr 1861 brachte nach dem Octoberdiplom 1860 das Februarpatent, die Wiederherstellung der Verfassung Siebenbürgens, damit auch der sächsischen Nation. Oesterreich sollte auf constitutionellem Weg zu einem Einheitsstaat gemacht werden, nachdem der Absolutismus versagte. Noch war die öffentliche Meinung inmitten des sächs. Volkes eine gar schwache Macht, man war wenig vorbereitet für dieses neue politische Leben. T. und der Freundeskreis, der sich über das ganze Land erstreckte, war der Meinung, daß die „Reichsverfassung", im einzelnen verbesserungsbedürftig, im ganzen nicht nur den Bedürfnissen des sächs. Volkes entspreche, sondern dem ganzen Land. Sie bot, bei allgemeiner Rechtsgleichheit der sächs. Nation die Bürgschaft eigener Entwicklung, ihr Gebiet, ihre Universität (d. i. die politische Vertretung des Sachsenlandes) blieb unangetastet, dafür war diese bereit, dem neuen Staat die Rechtspflege zu übergeben u. m. A. Vor allem, dieser Einheitsstaat sollte den verschiedenen Nationalitäten Luft und Licht zu eigner Entwicklung geben. So trat 1863 der Hermannstädter Landtag zusammen, T. war Mitglied desselben als „Regalist" (Kronberufener). Es waren arbeitsreiche Wochen der Vorbereitung in der Presse, in Correspondenzen mit Freunden, gestört durch die Uebersiedlung nach Agnetheln, das am 21. April 1863 T. zum Pfarrer wählte, bald durch einen lebensgefährlichen Typhus, der ihn wochenlang dem Tode nahe brachte. So hat er nur einem Theil des Hermannstädter Landtags beigewohnt, auf demselben bemüht, die Bedingungen für die wirthschaftliche Hebung des Landes zu fördern und nicht nur dem eignen Volk sondern jeder lebensfähigen Nationalität den Bestand und die materielle und geistige Fortentwicklung

ermöglichen. Der Landtag nahm das Octoberdiplom und Februarpatent als Fortentwicklung des Leopoldinischen Diploms in die Gesetze auf, schuf ein weises und gerechtes Sprachengesetz u. s. f. Doch waren die ung. Abgeordneten in denselben nur in geringer Zahl eingetreten. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Landtag ihn 1864/65 nach Wien in den österr. Reichstag sandte. Hier war er u. A. Mitglied des Finanzausschusses und Münz-Referent, seine geistige Beweglichkeit und reiche Fassungskraft ließ ihn sich bald zurechtfinden auf dem ihm bisher fremden Gebiet, das er sofort zu umfassenden Studien benutzte; die über das Granpisetum sind ihm immer werthvoll geblieben. Es war eine ansehnliche Gesellschaft sächs. Vertreter, neben dem Nationsgrafen Konrad Schmidt J. A. Zimmermann, J. Gull, Eug. Friedenfels, Eug. Trauschenfels, Fr. Obert, nicht der letzte unter ihnen T. Der Verkehr in dem geistvollen Kreise, die Studien in den Wiener Archiven konnten doch die Hauptsache nicht verhüllen, daß es der Regierung nicht ernst sei mit den constitutionellen Formen. Angewidert von dem flachen Liberalismus, der sich immer breiter machte und der Phrase ergeben, der Doctrin zuliebe die großen politischen Gesichtspunkte eigener Eitelkeit opferte, besorgt über die Zeichen beginnender Uneinigkeit im Lager der eignen Volksgenossen, überraschte ihn und seine Freunde der Gedanke, nach Schmerling's Sturz, das Reich zu theilen und für Ungarn nahezu die völlige Herstellung der 1848er Gesetze. Nach dem bisherigen Gang der Dinge stand für diesen Fall für die sächsische Nation Alles zu befürchten. Gerade als Kenner der Geschichte wußte T., wie wenig Verständniß und guter Wille in den Kreisen des magyarischen Volkes — mit sehr geringen Ausnahmen — vorhanden war, die sächsische Entwicklung im Licht ihrer Vergangenheit, frei von nationalen Vorurtheilen anzusehn und dem sächsischen Volk gerecht zu werden. Darum seine und seiner Freunde schweren Bedenken gegen diesen neuen Curs, gegen die „Union" Siebenbürgens mit Ungarn ohne rechtssichernde Formen. Die sächs. Nationsuniversität, deren Mitglied T. war, gab den gesetzlichen und politischen Bedenken gegen eine unbedingte Union 1865 mehrfachen Ausdruck. Der Landtag in Klausenburg, der 1865/66 zusammentrat, fand, bei völlig veralteter Zusammensetzung, die Ungarn nicht nur für die Union, sondern für völliges Aufgehn Siebenbürgens in Ungarn gestimmt, die Sachsen leider getheilt. Der Landtag beschloß, da dem Unionsartikel von 1848 volle Legalität zukomme, demnach ein siebenb. Landtag gar nicht existire, sollten die siebenb. Abgeordneten in den ungar. Reichstag nach Pest gerufen werden, der allein befugt sei, in dieser Sache Gesetze zu geben. Die sächs. Mehrheit legte dagegen Sondermeinung ein, sie wollte, entsprechend den Beschlüssen der Nationsuniversität, die Bedingungen einer Union sollten vor deren Durchführung durch einen Staatsvertrag dauernd verbürgt werden. Die sächs. Minderheit sah die Union von 1848 als rechtsgültig an und verlangte, der Landtag solle die „Wünsche, Forderungen und Bedingungen der Sachsen" inbezug auf die Union zur Sache des Landtags machen und dem Pester Reichstage „zur Berücksichtigung" empfehlen. Am Schluß des Klausenburger Landtags sprach der Ständepräsident Frhr. v. Kemeny zur Beruhigung der Sachsen das Wort: „Es dürfte kaum ein nüchtern urtheilender Bürger in unserem Vaterland sein, in dessen Sinn es gelegen wäre ... die mit der Vereinigung beider Länder vereinbarlichen Wünsche der verschiedenen Nationen unsers Vaterlandes nicht zu erfüllen ... Wenn die sächs. Nation dies erwägt, so kann sie für sich keinen Nachtheil darin erblicken, wenn sie sich unter den unmittelbaren Schutz der ungar. Krone begibt, und wenn sie ihre Stellung nüchtern ins Auge faßt, so kann sie auch keine Ursache zu Besorgnissen haben, denn ihr Municipium bleibt auch bei der Union intact, ja dadurch, daß ihr Recht von ganz Ungarn gestützt wird, wird sie jene glänzende Epoche ihrer Geschichte sich erneuern sehen,

tellung der Kirche aufzunehmen, den der neue ungarische Staat ihr auf-

er 43. Gesetzartikel von 1868 über die detaillirte Regelung der Ver-
g Ungarns und Siebenbürgens stellt in § 14 fest: „Alle jene Gesetze
bürgens, welche die Religionsausübungs- und Selbstregierungsfreiheit der
h inartikulirten Religionsgenossenschaften, Kirchen und Kirchenbehörden, so
eren Gleichberechtigung, gegenseitige Verhältnisse und bez. deren Wirkungs-
ewährleisten, werden nicht nur unberührt aufrecht gehalten, sondern auch
griechisch- und armenisch-katholische, wie auf die griechisch-orientalische
ausgedehnt." Auf Grund dieses Rechtsstandes, der vollständigen Auto-
sah die evangelische Kirche sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich gegen-
em immer mehr hervortretenden Streben, die staatliche Allgewalt auch
die kirchlichen Angelegenheiten auszudehnen, zu vertheidigen. Solange
r v. Eötvös Cultusminister war, blieben jene Angriffe vereinzelt und
am Minister keine Stütze. Das änderte sich mit dem Ministerium Tisza-
, besonders seit 1876 auch die politische Einheit und Organisation des
nlandes zerstört wurde. Im J. 1879 wurde die magyarische Sprache in
Volksschulen obligatorisch gemacht, die Kirche nahm erfolglos Stellung
in einer Vorstellung vom 1. März 1879, und von 1880—83 mußte sie
die verschiedenen Mittelschulgesetzentwürfe ankämpfen, welche der selbstän-
Entwicklung der sächsischen Gymnasien Gefahr brachten, auch hier ohne
Die bedeutendsten Vorstellungen und Repräsentationen (gedruckt in den
ndlungen der Landeskirchenversammlungen und Mon. Germ. paed. XIII)
von T. her. Der Gedanke der Pflicht, das Vertrauen auf den Sieg des
, die Sorge für die allgemeine Entwicklung des Staats spricht daraus oft
reißender Weise. Das Jahr 1891 brachte das Gesetz über die Bewahr-
en, nach welchem in allen Orten Bewahranstalten (Asyle) für die Kinder
rschulpflichtigen Alters zu errichten sind, zugleich mit dem Zweck, diese in
agyarische Sprache einzuführen. Die Jahre 1876—1886 zwangen der
den Kampf wegen der Trennung 10 magyarischer Gemeinden von der
lischen Kirche auf, welche wegen angeblicher Unterdrückung aus der evan-
n Landeskirche Siebenbürgens ausscheiden wollten und später thatsächlich
m evangelischen Theißdistrikt angeschlossen haben (s. die Acten in den Ver-
ngen der evangelischen Landeskirchenversammlung), im Zusammenhang
den Kampf um die Dotation der evangelischen Kirche, 1892 um Erhaltung
gnen kirchlichen Pensionsanstalt, um Aenderung einiger Ausdrücke in der
nverfassung, Eingriffe in die gesetzlich gewährleistete Autonomie der Kirche,
immer schwer auch mit dem Herzen empfand. Er stand in allen diesen
eisern fest auf dem Boden des Rechts, dem er auch in häufiger Be-
g mit den Ministern, in Audienzen bei Sr. Majestät Geltung zu ver-
suchte, und so selten auch der Erfolg war, ein beneidenswerther Opti-
s, zuletzt die Folge seines Gottvertrauens, der die Verzweiflung nie auf-
n ließ, gab ihm immer neue Kraft. Dabei war T., wie seine Kirche,
dem Staat zu geben, was nothwendig war, aber in der nivellirenden
allmacht sah er eine Gefahr für das protestantisch-deutsche Leben seiner
und seines Volks, wie für die ruhige Entwicklung des Staats, in dem
agyaren nicht die absolute Mehrheit der Bevölkerung bilden.

Daß dieser Arbeit der Vertheidigung die aufbauende schöpferische Thätigkeit
eite gehen müsse, war T. selbstverständlich und seiner Natur durchaus an-
en. Er übte sie wieder zunächst im Beruf. In der Ordination — 315
enossen hat er sie ertheilt — verstand er es meisterhaft, dem jungen

das gesammte Leben ab; in langen Perioden fluthet der Strom der Rede, mit tiefen Gedanken, geistvollen Wendungen neue fruchtbare Gesichtspunkte öffnend.

Der Agnethler Pfarrhof war Mittelpunkt eines großen Freundeskreises geworden, auch Fremde, die ins Land kamen, scheuten den Umweg über den Marktflecken nicht und hatten den vollen Eindruck, wie der sächs. Pfarrer Helfer, Berather, Führer seiner Gemeinde war. Dieser fand Zeit und Lust den Garten mit den besten Obstsorten zu bepflanzen, ihr Wachsen und Gedeihen mit gern geäußerter Freude zu verfolgen, am Blick der fernen Gebirge das Auge zu laben, wenn der Spaziergang oder der Ritt ihn ins Freie führte, der Kinder Wachsthum fürsorgend zu überwachen und jede Gelegenheit benützend, den Blick derselben empor zu richten. Auch die wissenschaftliche Arbeit ging nicht leer aus. Die 2. Auflage des „Abrisses der Geschichte Siebenbürgens" erschien (bis 1526) 1865, die „Bilder aus dem Schenker Capitel" entstanden damals (1866). T. galt bald als der Vorderste in unserer Wissenschaft. Das Landesconsistorium, dessen Mitglied er dauernd blieb, ernannte ihn zum Leiter der Lehramts- und theologischen Prüfungen, ein Amt, das er bis zum Tode behielt.

Am 19. September 1867 wählte die Landeskirchenversammlung T. zum Bischof der evangelischen Kirche, Se. Majestät bestätigte die Wahl, und gab mit ehrenden anerkennenden Worten in der Privataudienz seiner Freude Ausdruck, daß die Wahl ihn getroffen. Im November 1867 erfolgte die Uebersiedlung nach Hermannstadt, wohin der Sitz des Bischofs, nach fast 300jähriger Unterbrechung zurückverlegt wurde, am 28. November 1867 trat er das Amt an, am 12. November 1868 wurde er feierlich in dasselbe eingeführt. Fast 26 Jahre ist er, damals im 50. Lebensjahr, an der Spitze seiner Kirche gestanden. Damit wurde ins Leben übersetzt, was die Kirchenverfassung theoretisch ermöglicht hatte, ein geordnetes, umsichtiges, fürsorgliches Kirchenregiment. Daß der neue Bischof zugleich in den Mittelpunkt des gesammten sächsischen Lebens trat, hatte seinen Grund nicht nur in den Zeitverhältnissen, sondern vor allem in der ungewöhnlichen Persönlichkeit des Mannes. Je mehr die politischen Rechte der Sachsen angegriffen, ihre Rechtsstellung vernichtet, ihre Sprache zurückgedrängt, die Zahl der politischen Beamten vermindert wurden, um so inniger galt es sich an die Kirche zu schmiegen, in ihr die nationalen Güter zu retten und zu beschirmen und kaum ein Mann war so in der Lage Mittelpunkt fast der ganzen Volksarbeit zu werden wie T. Seine geistige Spannkraft schien noch mit den Jahren zuzunehmen, wo sie bei andern mindestens stille steht, sein geistiges Interesse umspannte einen weiten Kreis des Wissens, auch ferner liegendes konnte er rasch beurtheilen. Das Ungestüm jüngerer Jahre war ruhiger Sicherheit gewichen, der Schwung der Seele der alte geblieben.

Die nächste Arbeit galt natürlich der Kirche und der Schule. Elfmal ist die Landeskirchenversammlung unter seinem Vorsitz zusammengetreten, stets in tiefernster Arbeit für wichtige Lebensfragen, deren Lösung immer zugleich den Stempel seines Geistes an sich trägt. Die sechste vom Jahr 1870 schuf die wichtigen Gesetze: die Schulordnung, die Bestimmungen über die Pensionsanstalt, die Disciplinarordnung, die Eheordnung, Einrichtungen, welche die Einheit der Kirche auf Gebiete ausdehnten, die bisher individuellen Gelüsten Raum gegeben und welche die Kirche innerlich bedeutsam stärkten. Im J. 1892 wurden die Seminarien (Anstalten zur Erziehung der Volksschullehrer und Hülfsgeistlichen) concentrirt und eine gemeinsame Anstalt in Hermannstadt geschaffen, die materielle Lage aller Lehrer gehoben, überhaupt Geldmittel für die Kirche geschaffen, die 1867 nahezu nichts besaß. Bis 1877 stand ihm als Secretär der Landeskirche Franz Gebbel zur Seite, ein Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben, eisernem Fleiß, reinstem Wesen und ein Charakter, an dem selbst der grimmigste Feind keinen Makel fand. Beide zusammen waren wie geschaffen den schweren Kampf um die

des 70. Geburtstags (1887), der die Vertreter aller Gaue zusammen
e, faßte sein Mitarbeiter (seither Nachfolger im Amt) Dr. Müller die
findungen des Tages in die Worte zusammen: die vier Jahrzehnte, die T.
kt, seien nicht zu denken ohne ihn, die Zukunft nicht ohne die Gedanken,
ie er gekämpft, sein Volk greife an, wer T. angreife, die Ehre und Treue
ihm verkörpert. Auch in weitern Kreisen hatte dieses Wirken Anerkennung
den: Ehrendoctor dreier Facultäten (der jurid. von Berlin, der phil. und
von Jena), Mitglied von Gelehrten-Körperschaften, Träger hoher Orden
Sachsen-Weimar und Coburg), Mitglied des ungarischen Magnatenhauses
nter den leitenden Staatsmännern zählte er B. Nic. Bay, Graf A. Bethlen,
ötvös († als Cultusminister) zu Freunden; — u. s. f. hatte er alle diese
eichnungen dankbar und demüthig, mehr seinem Volk und seiner Kirche als
geltend entgegen genommen; was ihn am meisten erhob, war doch das
ßtsein, die Liebe seines Volks zu besitzen.

Bei dem fünfzigjährigen Jubelfest der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung
2) war T. in den Centralvorstand gewählt worden und nun hatte er die
de und Erhebung, jährlich der Hauptversammlung beizuwohnen, von der er,
Meister auch im Reisen, nie ohne Erfrischung und neue Belehrung heim-
e, auch dort sofort die Herzen gewinnend; man sah in ihm den geistigen
mmenhang seiner Kirche mit dem Mutterland verkörpert. Er war allen
pazen auch der Reise gewachsen und kannte keine Ermüdung, Natur und
t, Theater und Musik, Menschen und Litteratur interessirten ihn in gleicher
e; als 70jähriger Mann erfüllte er sich den alten Wunsch, einen sehens-
hen Punkt im siebenbürgischen Hochgebirge mit einigen Freunden zu besteigen,
an der Natur sich zu erfreuen, an der er sich immer wieder erhob, am
ick der Gebirge von den Hermannstädter Spaziergängen aus ebenso, wie an
blühenden Rosen im Garten, die er selbst pflegte und vorsorglich vor jedem
n Luftzug am liebsten ganz behütet hätte.

In das wachsende Haus, in Hermannstadt mehr noch wie in Agnetheln
Schäßburg Mittelpunkt einer großen Geselligkeit, das mindestens sonntäglich
er und Enkel in sich versammelte, wo die Unterhaltung, auch darin ein
ild für sein Volk, im Dialekt lebhaft hin- und herflog, von ihm gelenkt
geführt, brachte der Tod einer Tochter 1891 schweren Schmerz; T. über-
ihn in starkem Glauben und Gottvertrauen, wenn auch die Narbe blieb.
seinen Wunsch war der Tag, da er 50 Jahre im Dienste der Kirche und
le stand (10. Juli 1892), ohne öffentliche Feier geblieben, in stillem Ge-
n schrieb er an jenem Tage dankbar in das Hausbuch: „Herr Deine Güte
, so weit der Himmel ist und Deine Wahrheit so weit die Wolken gehen,"
36, 6, aber auch ihm war die Resignation nicht erspart, die mit allem
ben verbunden ist, und ihn zu tieferer Wehmuth stimmte, wenn er so viele
nmerhaufen die Werke bedecken sah, an denen er ein Leben lang gearbeitet.
weder Klage noch Muthlosigkeit war seine Art; zu schaffen so lange es
war seine Natur. Eine wunderbare Erhebung bereitete ihm die Theilnahme
er Einweihung der Reformationskirche in Wittenberg am 31. October 1892,
r die Huld des deutschen Kaisers die siebenbürgische evangelische Landeskirche,
die andern österreichischen und ungarischen evangelischen Kirchen geladen. In
folgenden Wochen arbeitete er eifrig an der neuen Agende, die für die Kirche
lange vorbereitet wurde. Da kam der schwerste Angriff auf ihren Rechts-
durch die kirchenpolitischen Vorlagen der ungarischen Regierung, welche
nur Civilmatrikeln und Civilehe einführen wollten, sondern auch die Con-
nslosigkeit gestatteten, die Entscheidung über die Religion der Kinder in
chten Ehen den Brautleuten überlieferten, damit den bisher durch das Gesetz

gesicherten confessionellen Frieden störten, dem Einfluß des Beichtstuhls opferten. Unter den eigenthümlichen Umständen hier stellten diese Gesetzentwürfe nach Teutsch's Ansicht die tiefsten Lebensbedingungen der evang. Kirche und des sächsischen Volkes in Frage. Das Landesconsistorium der evang. Kirche nahm entschieden Stellung dagegen in einer Denkschrift vom 17. April 1893, — es ist die letzte aus Teutsch's Feder — und er selbst ergriff in der Sitzung des Magnatenhauses am 9. Mai dagegen das Wort: er glaubte, daß es sich hier zugleich um Vertheidigung der Grundlagen des Bestandes seines Volks und seiner Kirche handle. Krank kehrte er von jener Sendung von Pest heim, die Sache hatte ihn auch innerlich schwer angegriffen, aber seine starke Natur überwand den Anfall so, daß der Arzt die Reise nach S. Regen zur Schulweihe gestattete. Die hohe Gestalt war ungebrochen, das große blaue Auge so klar, der Schritt so elastisch, der Geist so scharf wie früher. Am 28. Mai konnte er jene Schulweihe vornehmen, dann über Bistritz, überall mit der alten Liebe und Verehrung empfangen, in Begleitung seiner Frau, der er jenen Landestheil zeigen wollte, nach Hause zurückkehren. Wenige Tage darauf war die Krankheit (Cystitis) heftiger wieder da; mit der Eröffnungsrede für die Generalversammlung des Landeskundevereins beschäftigt (über Schlözer) zwang sie ihn ins Bett. Pläne zum Schutz des bedrohten Rechts der Kirche noch am letzten Tag erwägend, machte ein Herzschlag am Abend des 2. Juli 1893 dem noch immer jungen Sechsundsiebzigjährigen ein Ende; ein langes Siechthum wäre bei ihm undenkbar gewesen. Das sächsische Volk hat ihn am 5. Juli als einen seiner Besten in die Gruft gesenkt. Was er gethan, in ihm Pflichtbewußtsein und Gewissen, Glauben, Wissenschaft und Gesittung, evangelisches und deutsches Leben zu stärken, wird dauern, so lange es hier ein sächsisches Volk, eine evangelische Kirche gibt.

G. D. Teutsch, ein Lebensbild von Freundeshand im siebenb. Volkskalender 1873. — Trausch, Schriftstellerlexikon III, 371. Fr. Teutsch.

Textor: Bernhard T., reformirter Theologe, geboren um 1560 zu Allendorf an der Werra, † 1602 zu Dillenburg, wurde zu Herborn als zweiter Diaconus mit Olevianus befreundet, an dessen Sterbebett er mit seinem Collegen Jacob Alsted zugegen war. Von 1588 bis 1591 war er Pastor in Driedorf, von wo er zum Professor der Theologie nach Herborn zurück berufen wurde. Daselbst leitete er die öffentlichen Disputationen der Studenten der Theologie und gab Unterweisungen in der Homiletik. Er bediente sich dabei der Methode des Philosophen Ramus, dessen begeisterter Anhänger er war. Im J. 1594 kam er als Hofprediger des Grafen Johann des Aelteren von Nassau nach Dillenburg, woselbst ihm zugleich die Inspection der Kirchen und Schulen dieser Diöcese übertragen wurde. Er starb als Opfer der 1602 in dieser Gegend grassirenden Pest.

T. hat drei stattliche Bände „Pandectae sacrarum concionum“ (Herb. 1606, 2. Ausgabe), einen Band „theologischer Thesen“ (Herb. 1606); „Observationes practicae ad ecclesiae aedificationem“ (Herb. 1598); sowie mehrere Leichenreden und „Kern und Saft der Heiligen Bibel“, eine überaus klare und gediegene Unterweisung in der Lehre des Christenthums hinterlassen. Die letztgenannte Schrift hat der Unterzeichnete 1892 aufs neue herausgegeben.

Jöcher. — Vorwort zu Kern und Saft, herausg. von Cuno. — Blätter der Erinnerung an Kasp. Olevian von Cuno. Cuno.

Textor: Cajetan v. T., berühmter Chirurg, wurde als 14. Kind seiner Mutter am 28. December 1782 im Marktflecken Schwaben (Landgericht Ebersberg in Oberbayern) von in ärmlichen Verhältnissen lebenden Eltern geboren. Da der Knabe Talent verrieth, so brachte ihn sein Vater im 11. Lebensjahre zur weiteren Ausbildung in das Benedictinerkloster Seon (auf einer Insel des Seoner Sees), wo er bis 1796 zubrachte, um dann in München die gymnasiale

Ausbildung zu erhalten. 1804 bezog T. die kurz vorher von Ingolstadt nach Landshut verlegte Ludwig-Maximilians-Universität. Hier widmete er sich besonders unter v. Walther der Chirurgie und erlangte auch unter dessen Vorsitz mit einer Abhandlung über die Lungenschwindsucht 1808 die medicinische Doctorwürde. Nachdem er das Biennium practicum am Militärhospital zu München unter dem kgl. Leibarzte v. Hartz absolvirt hatte, erhielt er von der Staatsregierung ein Reisestipendium und begab sich 1809 zu seiner weiteren Ausbildung in der operativen Chirurgie nach Paris, wo er sich der besonderen Gunst und Anregung von Percy (am Val-de-Grâce) und Boyer erfreute. 1811 machte er eine Fußreise durch das südliche Frankreich und die Schweiz, nahm in Pavia längeren Aufenthalt und widmete sich hier unter Antonio Scarpa weiteren Studien, speciell in der Anatomie und Chirurgie. Nachdem er noch Neapel und die dortigen Hospitäler besichtigt hatte, kehrte er über Wien, wo er sich unter Beer's Leitung in den Augenoperationen übte, auch Rust, Zeller v. Zellerberg und Zang kennen lernte, nach München 1813 zurück, bestand zunächst die sogenannte Proberelation, 1814 den Staatsconcurs, ließ sich als praktischer Arzt daselbst nieder und bekleidete die Stellung als Secundararzt im neuen Allgemeinen Krankenhause in der chirurgischen Station (unter Koch). Hier erwarb er sich bald durch einige glückliche Steinschnitt- und andere Operationen den Ruf eines tüchtigen Chirurgen und erhielt infolge dessen sehr bald eine Vocation als Professor der Chirurgie und Oberwundarzt an das Juliusspital in Würzburg. In diesem Amte war er 16 Jahre lang bis zum Jahre 1832 in segensreichster Weise sowol als Operateur wie als akademischer Lehrer thätig, sodaß er nicht bloß die Liebe und Verehrung seiner Amtsgenossen und Commilitonen fand, sondern auch zur Hebung der Würzburger medicinischen Facultät (im Verein mit Schönlein und d'Outrepont) außerordentlich beigetragen hat. Trotzdem wurde T. infolge der hereinbrechenden politischen Reaction, obwol er selbst sich jeder activen Theilnahme an politischen Bestrebungen fern gehalten hatte, gleichzeitig mit Schönlein und einigen anderen Lehrern der medicinischen und juristischen Facultät seiner Aemter zu Würzburg enthoben und als Director an die chirurgische Schule zu Landshut versetzt, jedoch bereits 1834 in seine erstere Stellung nach Würzburg zurückberufen, wo er noch weitere 18 Jahre als Lehrer und Kliniker unermüdlich thätig war, bis 1853 wiederum durch eine Maßregel der Regierung seiner Wirksamkeit ein vorzeitiges Ende gesetzt wurde. Indessen hielt er noch die theoretischen Vorlesungen über Chirurgie weiter und leitete auch mit seinem Sohn Karl, der neben ihm als außerordentlicher Professor lehrte, die Operationsübungen der Studirenden. Am 21. Juni 1858 war es ihm noch vergönnt, sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern und wurden ihm aus diesem Anlaß mehrfache Auszeichnungen zu Theil. Er starb am 7. August 1860. — Getreu der Richtung seines Lehrers v. Walther war T. im allgemeinen ein conservativer Wundarzt. Doch sind ihm auch eine Reihe von Verbesserungen und Umgestaltungen im Gebiete der operativen Technik zu verdanken. So suchte er die Lappen-Amputation wieder (mit kleinen Modificationen) in ihre alten Rechte einzusetzen, veranlaßte die Wiederaufnahme der früher so gefürchteten Exarticulationen und empfahl von neuem die Resection bei Caries, besonders der Gelenkenden und bei complicirten Beinbrüchen, wobei er sich des von seinem Schüler Bernhard Heine erfundenen Osteotoms zum ersten Male bediente, in dessen Gebrauch er eine große Meisterschaft erlangte. Von seinen litterarischen Arbeiten sind außer einer deutschen Uebersetzung von Boyer's Chirurgie (1818—1827; 2. Aufl. 1834—1841) zu nennen: „Grundzüge zur Lehre der chirurgischen Operationen, welche mit bewaffneter Hand unternommen werden" (Würzburg 1835); „Ueber Wiedererzeugung der Knochen nach Resectionen beim Menschen" (Programm beim Antritt des

Rectorats, Würzburg 1842); „Ueber die Nicht-Nothwendigkeit der Trepanation bei Schädeleindrücken" (Programm zum Vorlese-Catalog für das Sommersemester 1847, ebenda). Eine von ihm herausgegebene Zeitschrift mit dem Titel „Neuer Chiron, eine Zeitschrift für Chirurgie und Geburtshülfe" kam nicht über die ersten 2 Bände (Sulzbach 1821—1827) hinaus. Hierin finden sich im ersten Bande allein noch 22 Aufsätze aus Textor's eigener Feder meist casuistischen bezw. operativ-technischen Inhalts. Uebrigens war T. Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und Verfasser mehrerer Berichte und Aufsätze in Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde, Froriep's Notizen, v. Walther und Ammon's Journal für Chirurgie, in der deutschen Klinik, den Verhandlungen der physicalisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg, in Schmidt's Encyklopädie der gesammten Medicin Bd. I

Vgl. Biogr. Lex. V, 63.. Pagel.

Textor: Johann Wolfgang T., Stadtschultheiß zu Frankfurt a. M., Goethe's Großvater. Die Familie Textor kommt in doppelter Hinsicht, einmal als die Familie von Goethe's Mutter, sodann als eine angesehene und tüchtige Beamtenfamilie der vormals freien Reichsstadt Frankfurt a. M. in Betracht. Unter ihren Mitgliedern verdienen die beiden Johann Wolfgang T., der Stadtschultheiß und sein Großvater, der Syndicus, von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus hervorgehoben zu werden, ersterer wegen seiner litterarischen Bedeutung als Goethe's Großvater und als einflußreicher reichsstädtischer Staatsmann seiner Zeit, letzterer als ein in der Theorie wie in der Praxis gleich ausgezeichneter Jurist. Die Stammesreihe der Familie beginnt mit einem gewissen Georg T., welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in dem jetzt zu Württemberg gehörigen Städtchen Weikersheim a. d. Tauber lebte. Sein Sohn, Wolfgang T., war dreißig Jahre lang Kanzleidirector des Grafen von Hohenlohe-Neuenstein. Aus seiner Ehe mit Magdalena Praxedis Enslin ging der Syndicus Johann Wolfgang T. hervor. Am 20. Januar 1638 zu Neuenstein geboren, studirte er zu Jena und Straßburg die Rechte, ward dann Praktikant beim Reichskammergericht zu Wetzlar und bekleidete hierauf kurze Zeit die Stellung seines Vaters beim Grafen Hohenlohe. Mit 28 Jahren wurde er Professor der Institutionen zu Altdorf, zwei Jahre später daselbst Professor der Pandekten und Consulent der Reichsstadt Nürnberg. Der Beifall, dessen sich seine Vorlesungen und zahlreichen vortrefflichen Schriften zu erfreuen hatten, verschaffte ihm im J. 1673 die einflußreiche Stellung eines Professor primarius der Rechte und Beisitzers des Hof- und Ehegerichts zu Heidelberg; 1688 wurde er Vicepräsident dieses Gerichtshofes. Im März 1691 folgte er einem Rufe als erster Syndicus und Consulent der Reichsstadt Frankfurt a. M., woselbst er am 27. December 1701 in einem Alter von beinahe 64 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls starb. In seinen zahlreichen Werken verbreitete er sich über die verschiedensten Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften: über römisches und deutsches Privatrecht, über Staats- und Völkerrecht, und zeigte sich in ihnen als einen scharfen, weitsehenden und freidenkenden Geist. Bereits im J. 1667 wagte er es, in einer Abhandlung für die Vereinigung der drei im deutschen Reiche zugelassenen christlichen Confessionen einzutreten. Von seiner Hand rühren sodann eine Reihe lateinischer Gelegenheitsgedichte her.

Von dem einzigen Sohne des Syndicus T., Christoph Heinrich, ist nur so viel zu sagen, daß er Advocat zu Frankfurt a. M. wurde, sich mit Maria Katharina Appel, einer Tochter des wohlhabenden Handelsmanns Johann Nikolaus Appel des Raths, verheirathete und durch dieselbe in den Besitz eines großen Anwesens auf der Friedberger Gasse gelangte.

Der älteste Sohn dieses Mannes, Johann Wolfgang T., Goethe's Groß-

vater, wurde am 11. December 1693 geboren, studirte zu Altdorf die Rechte und ließ sich dann als Advocat beim Reichskammergericht zu Wetzlar nieder. Obwol er sich damals das Bürgerrecht zu Frankfurt a. M. noch nicht erworben hatte, wurde er dort entgegen den Bestimmungen der bestehenden Verfassung am 16. December 1727 als Fremder in den Rath gewählt. Nachdem er 1731 Schöff geworden war, zweimal das Amt eines älteren Bürgermeisters bekleidet und seine Vaterstadt als Reichstagsgesandter vertreten hatte, zum kaiserlichen wirklichen Rath ernannt und mit der goldenen Gnadenkette beehrt worden war, erlangte er am 10. August 1747 die höchste und angesehenste reichsstädtische Würde eines Stadtschultheißen. Ein Schlaganfall im August 1768 hatte für eine Zeitlang eine Lähmung des rechten Armes und der Zunge, sowie eine Beeinträchtigung seiner Geisteskräfte zur Folge. Im Juni 1770 sah er sich endlich durch seinen Gesundheitszustand genöthigt, sein Amt niederzulegen. Er starb ein halbes Jahr später am 6. Februar 1771 in einem Alter von 77 Jahren.

Der Stadtschultheiß T. ist bei seiner Stellung und seinen persönlichen Eigenschaften der Hauptleiter des Raths und der herrschenden österreichischen Partei gewesen. Sein großer Einfluß beruhte auf dem Umstande, daß er ein gewandter Diplomat, ein in seinen Amtsgeschäften fleißiger, gewissenhafter Mann und zugleich einer der wenigen tüchtigen Rechtsgelehrten im Rath war. In religiöser Hinsicht zeigte er sich sehr tolerant. Als eine besondere Eigenthümlichkeit seines Wesens wird ihm ein gewisses Ahnungsvermögen nachgerühmt. In schroffem, ungelöstem Widerspruch zu der Schilderung, welche Goethe von seinem Großvater in Dichtung und Wahrheit entwirft, stehen die Mittheilungen in dem Tagebuch des Stadtphysicus Dr. Johann Christian Senckenberg, eines zwar rücksichtslos und einseitig urtheilenden, aber in geistiger und sittlicher Beziehung ausgezeichneten, ehrenhaften Mannes. Im Einklang mit der öffentlichen Meinung wirft er dem Stadtschultheiß neben Schlemmerei, unsittlichem Lebenswandel und Modesucht namentlich Bestechlichkeit vor und behauptet von ihm, er habe gegen Geld die Stadt im J. 1759 an die Franzosen verrathen. Mangels anderer zeitgenössischer Berichte wird sich der wahre Sachverhalt schwerlich jemals feststellen lassen. T. bewohnte mit seiner Familie auf der Friedberger Gasse ein bei der Theilung der väterlichen Hinterlassenschaft ihm zugefallenes Hinterhaus mit daran stoßendem schönen Garten, dessen sorgsame Pflege seine Lieblingbeschäftigung in Mußestunden bildete.

Von seinen Geschwistern bekleidete sein Bruder Johann Nikolaus die Stellung eines Obersten und Stadtcommandanten zu Frankfurt und war mit der verwittweten Katharina Elisabeth v. Barckhausen geb. v. Klettenberg, seine Schwester Anna Maria seit Ende November 1741 mit dem hessen-darmstädtischen Generallieutenant der Cavallerie und Kriegsminister, sowie Generalquartiermeister des oberrheinischen Kreises Friedrich Christian v. Hoffmann aus Ulrichstein verheirathet.

Von den Kindern des Stadtschultheißen T. aus seiner Ehe mit Anna Margarethe Lindheimer war die älteste, am 19. Februar 1731 geborene Tochter Katharina Elisabeth seit dem 20. August 1748 die Gattin des kaiserlichen Raths Dr. Johann Kaspar Goethe; die zweite Tochter, Johanna Maria, eine lebhafte, heitere und stets thätige Frau, verheirathete sich mit dem Frankfurter Handelsmann Georg Adolf Melber, eine dritte, Anna Maria T., mit dem Pfarrer Dr. Johann Jakob Starck und die jüngste, Anna Christine, mit dem Oberst und Stadtcommandanten Georg Heinrich Cornelius Schuler.

Sein einziger Sohn, der Advocat Dr. Johann Jost T., kam nach des Vaters Tode gleichfalls in den Frankfurter Rath und rückte 1788 auf die Schöffenbank vor. Auch einer der Enkel und ein Urenkel des Stadtschultheißen haben nachmals im Frankfurter Rath gesessen.

Litteratur: Goethe, Dichtung und Wahrheit. — A. A. v. Lersner, Chronik v. Frankfurt, Thl. II, Bch. 2, S. 227 f. — Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. 1850, Bd. X, S. 145 f. — G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg, 1869, S. 127 f. u. S. 335 f. — G. v. Löper, Goethe's Dichtung und Wahrheit, IV, 350 u. 351. — H. Düntzer, Das Geschlecht Textor, in den Grenzboten II, 1888, S. 217 f. — Archiv für Frankfurts Gesch. und Kunst, Neue Folge, Bd. II, 1862, S. 440. — Goethejahrbuch, 1889, Bd. X, S. 253—256. — Berichte des Fr. Deutschen Hochstifts 1891 Heft 2 S. 19[illegible] bis 206, 1894 Heft 1 S. 69—83. Alexander Dietz.

Textor: Johannes T. Die Familie Textor (vermutlich Weber) scheint dem Beamtenstande der Grafschaft Nassau-Dillenburg angehört zu haben, wenigstens finden wir sie in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den hervorragendsten dortigen Familien. Die Eltern des Johannes T. sind nicht bekannt, er selbst wurde im September 1582 in Haiger bei Dillenburg geboren. Er besuchte die Pädagogien zu Siegen und Herborn; am 3. October 1601 wurde er bei der juristischen Facultät zu Herborn immatriculirt. Sodann wurde er zu Heidelberg am 14. April 1604 immatriculirt, daselbst am 27. Juni 1605 Baccalaureus, als welcher er am 6. December 1606 und am 4. Juli 1607 die Dissertationen de liberalitate und de magnificentia vertheidigte. Nach Haiger zurückgekehrt folgte er einem verstorbenen Verwandten in dessen Amte als Stadtschreiber daselbst; nach dem Tode seines Schwiegervaters übernahm er am 5. Juni 1619 die von diesem bisher geführte Stadtschreiberei zu Dillenburg. Hier starb er am 30. Oct. 1626 an der Pest, nachdem seine Familie zum Theil der Seuche zum Opfer gefallen war.

Johann T. war der erste, welcher schriftstellerisch für die Geschichte seines Fürstenhauses und Heimathlandes thätig war. Mit seinem Hauptwerke: „Nassauische Chronik“, Herborn 1617, in zweiter Ausgabe Wetzlar 1712, traf er in glücklichem Griffe die Zeit, in welcher das Haus Oranien-Nassau den Höhepunkt seiner Bedeutung und seines europäischen Ruhmes erreicht hatte. Nicht minder aber sicherte die romanhafte Darstellung dem Buche große Anziehungskraft und für lange Zeit einen dankbaren Leserkreis. Durch ihn erhielt die bekannte, wohl nicht lange Zeit vor ihm künstlich hergestellte Stammsage des Hauses Nassau, welche dessen Ursprung von einem römischen Geschlechte herleitete, die weiteste Verbreitung; erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gelang es der Forschung, Textor's monströse Darstellung der ältesten Geschichte des Hauses Nassau zu beseitigen. Hingegen behielt die dem Buche beigegebene topographische Beschreibung der nassau-oranischen Länder quellenmäßigen Werth.

Vgl. Vogel in den Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins I 3, S. 259 ff., wo ein Verzeichniß der Schriften Textor's — unter welchen Gedichte und Romane. — Heidelberger Matrikel. W. Sauer.

Textor: Karl T., tüchtiger Wundarzt, als Sohn des berühmten Chirurgen Cajetan v. T. (s. S. 628) in München am 19. Januar 1815 geboren, studirte in Würzburg und erlangte daselbst 1837 auf Grund seiner „über die Wiedererzeugung der Krystalllinse“ betitelten Inauguralabhandlung die Doctorwürde. Darauf war er 2 Jahre lang Assistent bei seinem Vater, machte längere wissenschaftliche Reisen nach Wien, Göttingen, Berlin, Kopenhagen, den Niederlanden, London und Paris. Von der Reise zurückgekehrt habilitirte er sich 1843 mit einer Schrift „Versuch über das Vorkommen der Harnsteine in Ostfranken“ (Würzburg) als Privatdocent der Chirurgie an der Würzburger Universität, wurde 1850 daselbst außerordentlicher Professor, machte sich durch seine aufopfernde Thätigkeit bei der Behandlung der Verwundeten in den Kriegen von 1866 und 1870—1871 sehr verdient, erhielt 1874 seine Entlassung (mit Pension) und starb am 31. Juli 1880. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten giebt Gurlt

in der unten genannten Quelle. Wir heben daraus die folgenden Journalabhandlungen — es handelt sich ausschließlich um solche — hervor: „Ueber Ausrottung der Thränendrüse zur Heilung des Thränenträufelns“ (Journal f. Chirurgie N. F. 1846 VI); „Ueber künstliche Mundbildung“ (ebd.); „Beitrag zur Casuistik der angeborenen Zwerchfellsbrüche“ (Bairisch. Correspondenzblatt 1847); „Ueber die Aussägung des großen Rollhügels“ (ebd. 1848); „Ueber die Amputation des Mittelfußes“ (Deutsche Klinik 1850); „Durchdringende Hiebwunde des rechten Mittelfußes mit Bruch des 3. Mittelfußknochens, Heilung durch erste Vereinigung“ (Verhandlungen der physicalisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg 1853 IV); „Resection des Würfelbeins“ (ebd.); „Quetschung des Dammes mit Zerreißung der Harnröhre“ (ebd.); „Exarticulation des Oberarmes (ebd. 1854 V); „Bemerkenswerthe Fälle von Herniotomie“ (ebd. 1857 VII); „Ausrottung einer Unterkieferhälfte wegen Osteosarcom; Wiederauftreten der sarcomatösen Entartung in den Weichtheilen und Heilung derselben durch Anwendung einer Aetzpaste von Chorkalk und Eisenvitriol“ (zusammen mit Vogt, Würzburger med. Zeitschr. 1861 II).

Vgl. Biogr. Lexikon V, 367. Pagel.

Thadden: Georg Reinhold v. Th., königlich preußischer Generallieutenant, am 2. October 1712 auf dem väterlichen Gute Balau im Kreise Sensburg in Ostpreußen geboren, kam 1726 in das Cadettencorps und am 20. März 1735 als Fähnrich zum Infanterieregimente Bardeleben (Nr. 29). Im Jahre 1740 war er Adjutant des Regimentschefs, General v. Borck, und befand sich bei den Truppen, welche unter dem Commando desselben wegen der Herstal'schen Unruhen in Maaseyk einrückten; nach der Schlacht bei Czaslau beförderte ihn der König vom Secondlieutenant unmittelbar zum Capitän und verlieh ihm eine Compagnie beim Pionier-Regimente Walrawe, 1746 sandte er ihn auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden, wo Th. als Volontär beim französischen Heere den Belagerungen von Brüssel, Mons, Charleroi und Namur sowie der Schlacht von Rocourt beiwohnte, 1752 wurde er Major. Am siebenjährigen Krieg nahm er zuerst mit der Armee des Generalfeldmarschalls Graf Schwerin, seit dem Sommer 1757 aber unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern theil. Dieser gebrauchte ihn zunächst um die für die Sicherheit der Stadt Liegnitz erforderlichen Anstalten zu treffen und beauftragte ihn dann, die Festung Brieg, deren Belagerung nach der Schlacht an der Lohe (22. November) der österreichische General v. Draskovich unternahm, in Vertheidigungszustand zu setzen. Von hier rief ihn der König, als er den Sieg bei Leuthen erfochten hatte, nach Breslau, um ihn neben Oberst v. Balby bei der Belagerung dieser Stadt zu verwenden. Sie capitulirte am 19. December und Th. ging sofort zu gleichem Zwecke mit dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau nach Liegnitz, wo schon am 24. des nämlichen Monats die Uebergabe erfolgte. Im Winter 1757/58 legte Th. bei Landeshut Verschanzungen an, in der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758 wurde er schwer verwundet. Erst im folgenden Jahre konnte er wieder auf dem Kriegsschauplatze erscheinen. Am 13. März war er bei der Eroberung der Peenemünder Schanze thätig, wurde zum Oberst befördert und versah darauf den Commandantendienst, zuerst in Küstrin, später in Glogau. 1760 entsandte ihn Prinz Heinrich mit fünf Bataillonen und einigen Schwadronen zum Schutze der Neumark gegen die Einfälle der Russen, dann stand er beim Goltz'schen Corps in Oberschlesien. 1761 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und zum Chef des bisher Kleist'schen Infanterieregiments Nr. 4. Auch während der beiden letzten Feldzüge fand er besonders im Festungskriege Verwendung, 1761 bei der Vertheidigung von Colberg, 1762 bei der Belagerung von Schweidnitz. Als der Friede geschlossen war, kam er mit seinem Regimente nach Preußen,

1774 aber wurde er von hier „wegen einiger Irrungen, zu denen die Denunziation eines Officiers beim Könige Veranlassung gegeben hatte“, nach Glatz versetzt, wo er das Infanterieregiment des verstorbenen Generals de la Motte-Fouqué (Nr. 33) erhielt. Im Bairischen Erbfolgekriege befehligte er zuerst die Infanterie des linken Flügels beim Heere des Königs, dann kam er zum Corps des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Kränklichkeit nöthigte ihn um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm im September 1784 bewilligt wurde, er zog sich auf sein Gut Babenz im Kreise Rosenberg in Westpreußen zurück und starb hier bereits am 8. December des nämlichen Jahres. Da er kinderlos war, fielen seine Besitzungen an seine Vettern aus dem Hause Reddestow in Hinterpommern. — Dem General v. Th. ward der Besitz umfassender Kenntnisse nachgerühmt.

Genealogisch-militärischer Kalender für das Jahr 1785, Berlin.

B. Poten.

Thadden-Trieglaff: Adolf v. Th.-T. (Triglaw) ist geboren im Januar 1796 zu Berlin als Sohn eines königlichen Obersten und Flügeladjutanten. Erzogen im Berliner Cadettencorps, wo in ihm durch den späteren General v. Hüser die, ihm für seine Lebenszeit gebliebene, Neigung für Litteratur geweckt wurde, machte er in sehr jungen Jahren die Befreiungskriege mit, wurde bei Bautzen verwundet, zeichnete sich beim Elb-Uebergang und bei Möckern aus und erreichte, wie er selbst später sich rühmte, bei Belle-Alliance als erster Preuße den Anschluß an die englische Armee. Nach dem Frieden trat er jedoch bald aus dem Heere und erwarb — nach einem kurzen landwirthschaftlichen Cursus bei Thaer in Möglin wie in Schlesien — aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters v. Oertzen das Gut Trieglaff im Kreise Greifenhagen i. Pomm. Hier und die letzten Jahre seines Lebens auf einem benachbarten Gut Bretzwitz hat er länger als ein halbes Jahrhundert für alle Interessen seines Gutes, seiner „Unterthanen“, wie des Kreises und der Stadt Greifenhagen erfolgreich gewirkt. Vor allem aber kam es ihm darauf an, das ernste christliche und durchweg ehrliche Glaubensleben, das seine Seele erfüllte und ihn schon in Berlin in die engste Gemeinschaft mit den Gebrüdern v. Gerlach, v. Senfft, später in Pommern v. Below geführt hatte, ebensowohl in sich zu vertiefen wie auf andere auszubreiten. War einst es Schleiermacher gewesen, der ihn, wie er selbst sich ausdrückt, aus dem Thierreich in das Menschenreich versetzt hatte, so erschienen ihm bald dessen Ansichten als irreführende, als gefährliche Ketzerei, und sowohl dem nüchternen, in Pommern um das Jahr 1820 bei der Geistlichkeit vielfach noch herrschenden Rationalismus wie auch gegenüber dem alsbald frisch aufblühenden kirchlichen Leben ging seine Frömmigkeit eigene Wege. Conventikel und zahlreich besuchte Predigerversammlungen hielt er in dem überaus gastlichen Trieglaff zum Theil im Gegensatz zur Landeskirche ab, und der Kreis der Erweckten, die sich aus dem Adel — (auch Bismarck wurde durch Thadden-Trieglaff's Schwiegersohn Moritz v. Blankenburg eingeführt) — aus der Geistlichkeit und der Bauernschaft um ihn schaarte, wurde immer größer. Die Einführung der Union und der Agende schärfte die schon vorhandenen kirchlichen Gegensätze, und Th. glaubte sich berechtigt, die Union in Anlehnung an die Zumpt'sche Grundregel unio, curculio, endlich vespertilio — als die Fledermaus verspotten zu dürfen, welche in der Dämmerung um die festen Mauern der Kirche herumflattere. Im September 1848 trat er aus der Landeskirche aus, schloß sich den Altlutheranern an und wurde mit Pro[illegible] Huschke in Breslau eins ihrer angesehensten Mitglieder, dessen Vorträge au[illegible] Synoden vielen Beifall fanden, auf der anderen Seite aber auch wie sein g[illegible] Gebahren mannigfach Anstoß erregten und schwere Bedenken hervorriefen. [illegible] noch weiteren Kreisen bekannt wurde Thadden-Trieglaff's Name durch

namentlich 1847 und 1848 entfaltete parlamentarische Thätigkeit, in der er, ohne eigentlich ein Politiker zu sein, seine Königstreue und zugleich conservative Gesinnung von strengster Observanz bewährte. Seine Vortragsweise war, wie sein intimster Freund Ludwig von Gerlach einmal schrieb, entweder grob oder bizarr, doch gerade die drastische, mit Citaten aus den Classikern überreich durchsetzte, oft mit schlagendem Humor gewürzte Form fesselte Freunde wie Gegner. Großes Aufsehen erregte namentlich seine am 5. April 1847 gegen das Wahlgesetz gehaltene Rede, in welcher er ein Princip nicht annehmen zu können erklärte, nach welchem auf 10 000 Pfund Menschenfleisch inclusive Menschenknochen ein Wähler komme oder vielleicht 40 000 Centner eben dergleichen einen Abgeordneten stellten — worauf ihm Vincke antwortete, daß der Gesetzentwurf nicht auf Menschenfleisch und Menschenknochen, sondern auf Seelen Rücksicht nähme. Eifrig wirkte er für den Zusammenschluß der Conservativen gegen die Revolution, verfocht auch wohl in Zeitungen seine Ansichten und veröffentlichte Reden, die er nicht halten konnte, durch den Druck, so die berühmt gewordene gegen das Preßgesetz, in welchem er wohl Preßfreiheit, zugleich aber auch die Aufrichtung eines Galgens für alle die verlangte, welche durch die Presse sich versündigten. — An der späteren politischen Entwickelung Preußens wie Deutschlands hat er wenigstens öffentlich sich nicht mehr betheiligt. Hochbetagt, verehrt von den Seinigen, zu denen auch infolge der Heirath einer seiner Enkelinnen die Familie des Feldmarschalls Grafen v. Roon gehörte, und gefeiert von seinen zahlreichen Anhängern starb „Vater Thadden" am 25. November 1882.

Eleonore Fürstin Reuß, Adolf v. Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild. 2. Auflage. Berlin 1894. — H. Berghaus, Landbuch des Herzogthums Pommern. II. Theil VI. Bd. S. 996 ff. u. passim. Anklam-Berlin 1870. — Verhandlungen des Vereinigten Landtages. — Einiges bieten die Denkwürdigkeiten des Grafen v. Roon, sehr wenig diejenigen Leopold's v. Gerlach.

Berner.

Thaden: Adolf Georg Jacob v. Th., hervorragender Chirurg, ist zu Tremsbüttel, einem kleinen holsteinischen Orte, als Sohn eines Justizraths am 15. Juli 1829 geboren. Er besuchte das Altonaer Gymnasium, diente nach bestandenem Abiturientenexamen beim Rantzau'schen Freicorps im Kriege gegen Dänemark als Soldat, bezog im Herbst 1848 zum Studium der Medicin die Heidelberger Universität und war hier Schüler von Henle, Delffs, Nuhn, Chelius und Pfeufer. Später setzte er seine Studien in Kiel unter Frerichs und Stromeyer fort und erlangte hier 1853 mit der Dissertation „De genu luxationibus spontaneis" zugleich unter Absolvirung des medicinischen Staatsexamens den Doctortitel. Zur weiteren Ausbildung machte er wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalt in Breslau, Prag und Wien, war dann zwei Jahre lang Assistent von Esmarch in Kiel, besuchte 1856 mit Hülfe eines ihm von der dänischen Regierung bewilligten Reisestipendiums die Schweiz, Oberitalien, Frankreich, blieb zwei Monate in Paris, Belgien und schließlich abermals längere Zeit in Berlin, wo er namentlich Langenbeck und Graefe hörte. 1857 habilitirte er sich als Privatdocent der Chirurgie in Kiel, hatte öfter Gelegenheit Esmarch während dessen vorübergehender Abwesenheit zu vertreten, assistirte auch zwei Jahre lang Litzmann an der geburtshülflichen Klinik und hielt gleichzeitig Vorlesungen über Chirurgie, welche viel Anklang fanden. 1861 verließ er Kiel und übernahm in Altona die Stellung als Oberarzt der chirurgischen Station des neuerbauten Krankenhauses, wo er eine sowohl in wissenschaftlicher wie in praktischer Beziehung sehr segensreiche und verdienstvolle Thätigkeit entfaltete. Er führte an der genannten Anstalt man[illegible]serungen durch Barackenbauten u. s. w. ein, errichtete eine ambulante [illegible] publicirte als Resultat genauer, durch ein-

gehende Sectionen unterstützter Studien u. a. folgende Arbeiten, die in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie (Bd. IV, VI und XVIII) erschienen: „Colotomie nach Fine"; „Ueber Spondylitis deformans"; „Ein Fall von spontaner peripherischer Harnsteinzertrümmerung"; „Ueber Bruch des Tuberculum majus bei Luxation des Humerus", sowie eine Reihe von Aufsätzen in anderen Journalen, hielt nicht selten Vorträge in Hamburger ärztlichen Vereinen, beschäftigte sich viel mit Gesundheitspflege im allgemeinen und den hygienischen Verhältnissen Altonas insbesondere, machte sich auch durch seine Hülfeleistung 1866 in den Kriegslazarethen zu Trautenau und 1870/71 in den Altonaer Reservelazarethen sehr verdient. Doch begann er seit 1868 (an Lungentuberculose) zu kränkeln und mußte infolgedessen seine Thätigkeit durch längere Reisen unterbrechen. So war er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit dreimal in Südamerika, ohne indessen den erhofften Erfolg zu erreichen. Th., der 1874 zum königlich preußischen Sanitätsrath ernannt wurde, starb am 7. December 1879.

Vgl. noch Biogr. Lex. V, 639 u. die daselbst angegebene Quelle.

Pagel.

Thaer: Albrecht Daniel Th., Dr. med., kurfürstlich hannoverscher und königlich englischer Hofmedicus in Celle, später königlich preußischer Geheimrath, Mitglied des Staatsrathes, Professor der Cameralwissenschaften zu Berlin und Director der königlich akademischen Lehranstalt des Landbaues in Möglin, Ritter hoher Orden und Ehrenmitglied vieler gelehrten und ökonomischen Gesellschaften, † zu Möglin am 26. October 1828. Als der einzige Sohn des kurfürstlich hannoverschen Hofmedicus Dr. Joh. Friedrich Th. in Celle am 14. Mai 1752 geboren, verlebte er die Zeit des ersten Jugendalters im elterlichen Hause, wo er wegen Kränklichkeit bis zum 13. Jahre von Hauslehrern unterrichtet wurde. Schon in früher Kindheit durch den Tod seiner Mutter hart betroffen, mußte er großentheils der Erziehung durch Hauslehrer überantwortet werden, da auch sein dienstlich vielfach in Anspruch genommener Vater ihn nicht consequent überwachen konnte. Phantastisch und sentimental angelegt nahm er eine schwärmerische Gemüthsrichtung an, welche später unter dem Einfluß der freigeistigen Tendenz seines Sprachlehrers Ferry noch weitere Geltung erlangte und ihn selbst auf den Standpunkt eines Freidenkers führte. An der Schule fesselte ihn hauptsächlich der Unterricht in der Mathematik und Geschichte, sowie die im Geiste eines Voltaire gehaltene französische und englische Lectüre, während er den altclassischen Sprachen erst in den letzteren Jahren der Schulzeit ein größeres, durch Privatunterricht belebtes Interesse gewidmet sein ließ. Im Alter von 18 Jahren schloß er mit der Schulbildung ab und begab sich nach Göttingen, um dort Medicin zu studiren. Von dem üblichen Studiengange abweichend, befolgte er eine dem eigenen Streben entsprechende Richtschnur, suchte durch Privatstudien diejenigen Collegia zu ersetzen, welche ihn nicht befriedigten und lebte in den ersten Semestern ungezwungen nach studentischer Weise. Bald indeß wieder von seiner großen Neigung zum Philosophiren ergriffen, separirte er sich, um mit einigen Gesinnungsgenossen einen engeren Cirkel zu bilden, in welchem er namentlich mit Johann Anton Leisewitz einen intimeren Verkehr führte. Schon früh als Assistenzarzt bei Professor Schröder verwendet und nach dessen Tode auch bei Baldinger in gleicher Eigenschaft functionirend, beschäftigte er sich viel mit der Behandlung der ihm zugänglich gewordenen Patienten und bewies dabei vorzügliche Beobachtungsgabe, sowie großen Scharfsinn in seinen Conclusionen. Er begnügte sich nicht mit den Anschauungen der damals herrschenden medicinischen Schule, sondern suchte im Wege der Forschung wie der Reflexion das Wesen der Krankheit tiefer zu erfassen und darnach auch die Regeln der Heilkunde zu

modificiren. Mit dem Vertrauen und der Werthschätzung seiner Lehrer beglückt schritt er gegen Ende des vierten Studienjahres zur Doctorpromotion, welche er auch mit Auszeichnung auf Grund seiner von neuen Auffassungen getragenen Dissertation: „de actione systematis nervosi in febribus“ erlangte. Auf den Wunsch seines Vaters ging er zunächst nach Celle zurück, um dort bis auf weiteres in dem Bereiche der väterlichen Praxis mitzuwirken. Diese Aufgabe gewährte ihm jedoch wenig Befriedigung, da sie ihn nicht selten schwere innere Kämpfe bestehen ließ, wenn er sich genöthigt sah, entweder gegen seine Ueberzeugung zu handeln und seine wissenschaftlichen Principien zu verleugnen, oder mit den Methoden der älteren, auf ihre Erfahrungen gestützten Aerzte zu brechen. Unter solchen Umständen konnte er sich in Celle nicht behaglich fühlen, und wenn er auch seinen medicinischen Studien weitere Ausdehnung geben oder sich wieder in philosophischen und metaphysischen Betrachtungen ergehen mochte, so mußte ihm doch eine Befreiung aus jenen Schranken erwünscht sein. Da erhielt er durch seinen Freund Leisewitz, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel geführt hatte, die willkommene Aufforderung zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Berlin, um dort in einen Kreis neuer Beziehungen zu treten. Mit Empfehlungen von Lessing ausgerüstet, begaben sich die beiden Freunde im Herbste 1776 nach der preußischen Metropole, in deren Gelehrtenkreisen beide schon dem Namen nach bekannt geworden waren. Obwol ihr Aufenthalt dort nur drei Monate währte, so fühlte sich Th. doch durch den anregenden Verkehr mit wissenschaftlichen Capacitäten, sowie durch die ihm in den ersten Classen der Gesellschaft entgegengebrachten Sympathien sehr angezogen, und besondere Genugthuung gewährte es ihm, von verschiedenen Seiten zur Uebersiedelung nach Berlin aufgefordert worden zu sein. Auf seiner Rückkehr nach Celle besuchte er auch Lessing in Wolfenbüttel und nahm die herrlichsten Eindrücke von dem fesselnden Charakter wie von der geistigen Erleuchtung dieses Mannes mit. Nur noch kurze Zeit hatte er in Celle neben seinem bejahrten Vater die ärztliche Praxis auszuüben, und während der letztere sich mehr auf die amtlichen Functionen beschränkte, so durfte jener nunmehr auch als Arzt nach freiem Ermessen schalten und walten. Durch seine überall bezeugte Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit gewann er sehr bald Ansehen und Beliebtheit und wurde namentlich seitens der vornehmeren Familien als Hausarzt sehr geschätzt. Nach dem 1778 erfolgten Tode seines Vaters wurde er mit dem Amte des Stadtphysicus betraut und bald darauf auch zum kurfürstlich hannoverschen Hofmedicus ernannt. Im Jahre 1786 vermählte er sich mit Philippine v. Willich, einer Tochter des Vicepräsidenten vom Appellationsgerichte, welche durch ihre vorzüglichen Charaktereigenschaften und Geistesgaben nicht nur des Gatten häusliches Glück zu begründen, sondern auch die sociale Position desselben zu heben vermochte. Zur Verschönerung seines Privatlebens erwarb er sich demnächst ein vor dem Hehlener Thore bei Celle belegenes Landhaus mit Garten, wo ihm bald die Einrichtung und Pflege der Gartenculturen eine Lieblingsbeschäftigung für seine Mußestunden bot.

Um jene Zeit stellten sich auch die ersten Anläße zu einer Wendung in seinem Lebensgange ein; die ärztliche Praxis gewährte ihm ungeachtet des bereits erworbenen Rufes keine Befriedigung mehr, denn die Unzulänglichkeit der medicinischen Kenntnisse und Hülfsmittel bereitete ihm manche peinliche Sorge und aus seinem Mitgefühl für die darunter am meisten leidenden Patienten erwuchsen ihm oftmals bittere Qualen. Vergeblich bemühte er sich, durch Studien und Forschungen gegen jene Hemmnisse anzukämpfen, aus den hin und wieder in der Praxis erzielten Erfolgen konnte er keine Berufsfreudigkeit wiedergewinnen und so wurde das Verlangen bei ihm rege, seine Kräfte ehestens anderen Berufsaufgaben widmen zu dürfen, um in einer durch solche Fesseln

nicht gebundenen Wirksamkeit mehr für das Wohl seiner Mitmenschen thun zu können. Die Verwirklichung dieses Wunsches suchte er nunmehr auf dem Gebiete der Landwirthschaft zu erreichen; er hatte seit 1784 als Mitglied des engeren Ausschusses der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle vielfach Gelegenheit gehabt, sich einen Einblick in die landwirthschaftlichen Verhältnisse zu verschaffen und deren große Mißstände kennen zu lernen. Im Vertrauen auf seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sowie auf die ihm zur Benützung zugänglichen litterarischen Quellen und auf seinen eigenen Scharfblick fühlte er sich daher berufen, die Hebung der landwirthschaftlichen Zustände seiner Heimath zur nächsten Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Dieser Absicht gemäß kaufte er nun einen Complex von Grundstücken in der Nähe seines Landhauses, errichtete daselbst die nöthigen Baulichkeiten und stellte auch die erforderlichen Viehstände auf, um mit diesen Fonds einen kleinen landwirthschaftlichen Betrieb nach rationellem System ins Werk setzen zu können. Zwar mußte er anfänglich dabei mit vielen Schwierigkeiten kämpfen und infolge des Mangels an Erfahrungen aus der landwirthschaftlichen Praxis auch manche Einbußen erleiden, allein er hatte doch die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bewirthschaftung des Bodens richtig erkannt und konnte von Jahr zu Jahr mehr Beweise für die Richtigkeit der von ihm adoptirten Principien darbringen. Durch zweckmäßige Cultivirung des Bodens und durch Einführung des Fruchtwechsels im Feldbau wußte er die Erträge der Ländereien zu heben und eine vermehrte Futterproduction zu sichern, durch Einführung der Stallfütterung bei der Haltung von Nutzviehständen bewirkte er zugleich eine Steigerung ihrer Nutzungen, sowie die Vergrößerung der Düngerproduction, und damit war der Erhaltung der Fruchtbarkeit des Bodens wieder Vorschub geleistet. Diese wirthschaftlichen Resultate erregten daher sehr bald das Interesse der Landwirthe von nah und fern, und es gingen ihm viele Aufforderungen zur Abgabe von Gutachten über landwirthschaftliche Verhältnisse zu. Unter solchen Umständen fand Th. auch bald Veranlassung, als landwirthschaftlicher Schriftsteller thätig zu sein; die erste Schrift von ihm, welche in den Fachkreisen weitere Aufklärung verbreiten sollte, erschien 1791 unter dem Titel: „Unterricht über den Kleebau und die Stallfütterung für den lüneburgischen Landwirth“, auch wurden verschiedene von ihm ausgearbeitete Commissionsgutachten in der Festschrift zur Saecularfeier der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft veröffentlicht. Als Ergebniß seiner litterarischen Studien schrieb er 1798 seine „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft“, begann im Jahre darauf mit der Herausgabe der „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft“, lieferte 1800 eine neue Bearbeitung von Bergen's „Anleitung zur Viehzucht mit Zusätzen und Berichtigungen“, verfaßte 1803 eine „Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthe“ und gab eine Uebersetzung von Benjamin Bell's „Essays on agriculture“ heraus.

Während dieser Zeit hatte er seine ärztliche Praxis immer mehr eingeschränkt und suchte dem medicinischen Berufe ungeachtet seiner Ernennung zum königlichen Leibarzt durch Georg III. von England hauptsächlich nur durch Ausübung seiner amtlichen Functionen Rechnung zu tragen, dagegen widmete er sich theils mehr den naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Studien, theils der weiteren Information im Bereiche der landwirthschaftlichen Praxis, um zur Förderung des Landbaues noch besser befähigt zu werden. Zufolge der von verschiedenen Seiten erhaltenen Einladungen unternahm er mehrere Reisen nach Holstein, Mecklenburg und Brandenburg, wo er manche Wahrnehmungen zur Erweiterung seines Gesichtskreises, wie zur besseren Begründung seiner Auffassungen machen und wichtige persönliche Beziehungen anknüpfen konnte. Da sein Landgut vielfach von Landwirthen Deutschlands und benachbarter Staaten aufgesucht wurde,

um daselbst eine Quelle der Belehrung zu finden, so begann er 1802 mit einigen Vorlesungen, welche für einen engeren Kreis von Landwirthen berechnet waren. Der Erfolg dieser Lehrthätigkeit bestärkte ihn in dem Entschluß, ein landwirthschaftliches Lehrinstitut auf breiterer Basis zu gründen und solches nach den Erfordernissen eines umfassenden Studiums auszurüsten. Aber die dortigen localen Verhältnisse, sowie die Zeitumstände erwiesen sich nicht günstig für die Ausführung eines solchen Planes, die Besetzung Hannovers durch die Franzosen mußte den Gedanken an eine Subventionirung durch den Staat illusorisch machen, und Th. kam zu der Ueberzeugung, daß er ein anderes Operationsfeld für sich zu wählen habe. Wiewohl er zunächst auf die Pachtung des Domänenamtes Wehnde bei Göttingen reflectirte und für das in Aussicht genommene Lehrinstitut eine gedeihliche Entwickelung durch dessen Verbindung mit der Universität zu sichern hoffte, so wurde ihm dieser Plan durch ablehnende Haltung der hannoverschen Behörde vereitelt. Inzwischen hatte er aber auch durch seinen ausgebreiteten Ruf das Interesse des Königs Friedrich Wilhelm III. für sich gewonnen und war zu wiederholten Malen durch Cabinetsschreiben mit Anerkennungen von demselben ausgezeichnet worden. Gleichzeitig wurde er auch durch den preußischen Staatskanzler, Freiherrn v. Hardenberg, der ihm noch aus der Göttinger Studienzeit befreundet geblieben war, privatim aufgefordert, nach Preußen zu übersiedeln, wo ihm bessere Aussichten für die Durchführung seines Reformwerkes eröffnet werden könnten. Da nun schon die Reiseeindrücke, welche Th. in der Mark Brandenburg aufgenommen hatte, sowie die von den dortigen Grundbesitzern ausgegangenen Anregungen gleichfalls dafür sprachen, so ließ er sich bereit finden, seinen Wirkungskreis unter gewissen Bedingungen für die Sicherung seines Lehrberufs nach Preußen zu verlegen. Infolgedessen wurde er durch königliches Decret vom 19. März 1804 zum königlich preußischen Geheimrath, sowie zum Mitgliede der physicalischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt und zur Gründung eines landwirthschaftlichen Lehrinstituts im preußischen Staate autorisirt, für welchen Zweck ihm sofort ein angemessenes Areal im Oderbruche als Erbpachtgut gegen Entrichtung des etatsmäßigen Canons überwiesen war. Da die Lage dieses Areals ihm nicht besonders geeignet erschien, machte er von der Befugniß, dasselbe zu verkaufen, Gebrauch und erwarb das Gut Möglin bei Wriezen an der Oder. Nachdem er noch eine kurze Frist zur Regelung seiner Verhältnisse in Celle benützt und seine dortige kleine Lehranstalt aufgehoben hatte, zog Th. mit Familie und in Begleitung seines Mitlehrers Einhof aus der alten Heimath fort, um seinen Wohnsitz auf dem Gute Möglin zu nehmen und sich dort ganz dem intendirten Reformwerke zu widmen. Wider Erwarten gerieth er jedoch sehr bald in eine mißliche Lage, da er gegen Mißgeschick aller Art anzukämpfen hatte. Schon beim Umzuge durch den Verlust seiner sämmtlichen Manuscripte und einiger werthvoller Sammlungen hart betroffen, wurde er auch durch verschiedene wirthschaftliche Calamitäten in den ersten Jahren heimgesucht, durch Neuerungen in dem Wirthschaftsbetriebe zu manchen Einbußen genöthigt und außerdem durch die baulichen Aufwendungen für die Errichtung des neuen Lehrinstitutes stark in Anspruch genommen. Dazu kam noch die Bedrückung durch die französische Occupation, welche den Rest von Kräften zu absorbiren drohte, so daß er seinen Ruin vor Augen zu haben glaubte. Dennoch arbeitete er mit ungebrochenem Muthe an seinen organisatorischen und wissenschaftlichen Aufgaben weiter, vermochte mit geringen Mitteln doch an der Hebung der Gutswirthschaft, wie an dem Ausbau und der Pflege seiner Lehranstalt fortzuwirken und durfte bereits im J. 1808 die Aufforderung zur Abhaltung einer Versammlung von distinguirten Landwirthen in Möglin ergehen lassen, um von seinen wirthschaftlichen Einrichtungen und

Erfolgen, von seinen weiteren Plänen wie von dem Gedeihen des neuen Lehrinstitutes Zeugniß abzulegen. Bald darauf zum ordentlichen Staatsrath an dem Ministerium des Innern ernannt, mußte er auch eine Mitwirkung auf dem Gebiete der Agrargesetzgebung übernehmen und sich namentlich bei der Lösung der wichtigen Aufgaben betheiligen, welche die Legalisirung der freien Verfügung über den Grundbesitz und die Befreiung des Bauernstandes zum Zwecke hatten. Im J. 1810 wurde er noch mit einer Professur für Cameralwissenschaften an der neuerrichteten Universität zu Berlin betraut und sah sich infolgedessen zur Theilung seiner Lehrthätigkeit genöthigt, so daß er seitdem in den Wintersemestern an der Universität und während der Sommersemester in Möglin docirte. Hatte er schon seit 1805 eine Zeitschrift unter dem Titel: „Annalen des Ackerbaues" (resp. „Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft") herausgegeben, deren Fortsetzung von 1812 an als „Möglin'sche Annalen der Landwirthschaft" bezeichnet wurde, so vollendete er auch inzwischen bis 1812 die Ausarbeitung seiner „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft", womit er sein Hauptwerk, das noch heute als bezeichnend für den Standpunkt der Thaer'schen Schule gelten kann, den Berufsgenossen übergab. Daneben verfaßte er einige kleinere Schriften und Abhandlungen, welche theils landwirthschaftlich technischen Inhaltes, wie: „Versuch der Ausmittelung des Reinertrags der Grundstücke" Berlin 1813, und der „Leitfaden zur allgemeinen landwirthschaftlichen Gewerbelehre" 1815, theils rein wissenschaftlicher Tendenz waren. Der letzteren Richtung entsprachen sein in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltener Vortrag: „Ueber die Gesetze der Natur, welche der Landwirth bei der Veredlung seiner Hausthiere beobachtet hat und befolgen muß", sowie die Abhandlungen: „Ueber die sich fortpflanzenden Abarten der cultivirten Pflanzen" 1813, und „Gegenwärtiger Standpunkt der Theorie über den Ertrag und die Erschöpfung der Ernten im Verhältniß zum Reichthum des Bodens". Außerdem sind noch verschiedene Schriften von ihm behufs Regelung der damaligen Agrargesetzgebung verfaßt worden, von welchen besonders zu erwähnen sind: „Entwurf zu einer vollständigen neuen Gemeinheitstheilung" 1809, sowie die „Amtliche Instruction für die Generalkommissarien und Oeconomiecollegien", welche in Verbindung mit den von ihm ausgearbeiteten Edicten von 1811: „Zur Beförderung der Landescultur" und „Zur Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse" erschien und noch durch seinen 1815 gedruckten „Entwurf einer Instruction, nach welcher die Abschätzungsprincipien von den erwählten ökonomischen Deputationen für jeden Kreis bestimmt werden sollten", ergänzt wurde. Durch eine so vielseitige Inanspruchnahme genöthigt, für eine thunliche Entlastung zu sorgen, ließ sich Th. seit 1815 theils durch Professor Franz Körte in seiner Lehrthätigkeit vertreten, theils durch seinen aus dem Kriege verwundet heimgekehrten jüngsten Sohn bei der Wirthschaftsführung unterstützen, auch gab er im J. 1819 seine Lehrthätigkeit an der Universität gänzlich auf, um fortan seine Thätigkeit für Möglin zu concentriren. Seit dieser Zeit wurde dem dortigen Institute das Prädicat: „königlich akademische Lehranstalt des Landbaues" verliehen. Wiewohl Th. schon in früheren Jahren sich mit tieferem Verständniß den Aufgaben im Bereiche der Thierproduction zugewandt und namentlich in der Schafzucht und Wollproduction eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hatte, so durfte er nunmehr in dieser Richtung, wo es galt, den erst kurz zuvor nach Deutschland versetzten Zweig der Merinozucht zu hoher Einträglichkeit zu bringen, noch eine Hauptaufgabe als Züchter und Wollproducent sich stellen. Von wissenschaftlicher Auffassung geleitet vermochte er binnen relativ kurzer Zeit eine solche Veredelung der von ihm gehaltenen Merinoschafe im Wege der Züchtung herbeizuführen, daß ein hoher Grad von Ausgeglichenheit und eine derzeit unübertroffene Vollkommenheit in der Wollqualität bei seiner Zuchtheerde

erreicht wurde. So war der Mögliner Merinostamm schon zu Anfang der 20er Jahre auf den Gipfelpunkt in der Production edler Wolle gehoben, und Th. galt als eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete; ihm wurde nicht nur in dem Verein deutscher Wollzüchter entscheidende Competenz zugestanden, sondern auch durch den 1823 nach Leipzig berufenen Wollzüchterconvent unbedingte Anerkennung und dankbarliche Verehrung gezollt. Seinem gemeinnützigen Streben gemäß war er auch darauf bedacht, die Resultate seiner bezüglichen Ermittelungen und Erfahrungen litterarisch darzulegen, indem er schon 1816 eine Abhandlung über „Die Abarten der Merinoschafe, ihre Entstehung und Vervollkommnung“ publicirte und 1825 eine Schrift: „Ueber Wolle und Schafzucht“ als neue Bearbeitung eines französischen Werkes von Perault de Jotemps herausgab.

Nachdem Th. schon 1817 anläßlich seines Ausscheidens aus dem Staatsrathe mit dem Rothen Adlerorden III. Classe ausgezeichnet und 1819 zum Geheimen Ober-Regierungsrathe ernannt, als solcher auch öfters von dem Ministerium oder dem Könige in Anspruch genommen war, wurden ihm bei Gelegenheit seines 1824 gefeierten Doctor-Jubiläums noch die erhebendsten Ehrenbezeugungen dargebracht. Eigenhändige Gratulationsschreiben von den Königen von Preußen und Württemberg, Ordensdecorationen von den Regenten Bayerns, Württembergs und Sachsens, poetische Lobpreisungen ehrten den Jubilar vor der ganzen Welt, wie ihm die Ernennung zum Ehrenmitgliede seitens vieler gelehrten Gesellschaften und ökonomischen Vereine Deutschlands als schätzbare Anerkennung seines ruhmvollen Namens gelten durfte; aber nicht um Ruhm geizend fühlte er sich wohl am meisten beglückt durch die vielen Beweise inniger Dankbarkeit und Verehrung, welche ihm aus den Kreisen von Freunden, Schülern und Angehörigen gespendet wurden. Da er seit mehreren Jahren wiederholt von rheumatischen Beschwerden heimgesucht war, enthielt er sich nunmehr der ihn nach außen ziehenden Thätigkeit und wandte sich der Sorge für die Zukunft seines Institutes zu, indem er seinen jüngsten Sohn Albrecht Philipp zum Nachfolger im Lehrberufe wie in der Bewirthschaftung seines Grundbesitzes instruirte. Dabei war er immer noch litterarisch als Herausgeber der Möglin'schen Annalen thätig und nahm auch regen Antheil an allen für das Gedeihen der Landwirthschaft wichtigen Vorgängen. Durch ein schmerzliches äußeres Leiden im Winter 1827 auf das Krankenlager geworfen, suchte er noch im Besitz geistiger Frische seine Lehrthätigkeit beharrlich fortzusetzen und ertrug die schwere Heimsuchung mit Ergebung bis seine Kraft durch ein im Frühjahre 1828 hinzugetretenes Gehirnleiden gebrochen und seinem Wirken ein Ende bereitet wurde. — Er war die erste Autorität, welche dem landwirthschaftlichen Gewerbe eine wissenschaftliche Basis zu geben suchte; ein Reformator auf dem Gebiete der Agrarverfassung war er unablässig darauf bedacht, die Landwirthschaft von schweren Fesseln und Mängeln zu befreien, er stand auch als Vorkämpfer für den rationellen Betrieb in den Reihen der competenten Praktiker da. Obschon anfänglich von Landwirthen vielfach verkannt und namentlich von Praktikern mit Mißtrauen betrachtet bezw. abfällig beurtheilt ging er unbeirrt, aber stets kritisch beobachtend seinen mit erleuchtetem Scharfblick erfaßten Zielen nach, und er erntete für sein uneigennütziges, mit reichen Erfolgen gekröntes Wirken den seltenen Dank, daß er von den Berufsgenossen als der von weitgreifender Fürsorge beseelte „Vater Thaer“ geehrt wurde. Noch heute können die ihm in Celle, Berlin und Leipzig gesetzten Denkmäler ein ehrenvolles Zeugniß von solcher Gesinnung geben.

Vgl. W. Körte, Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt u. Landwirth. Leipzig 1839. — Desgl. Thaer's Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, neue Ausgabe. Berlin 1880. C. Leisewitz.

Thal: Johann Th. (auch Dal), bedeutender Arzt und Pflanzenforscher, geboren um 1542 zu Erfurt, † am 18. Juli 1583 zu Peseckendorf bei Oschersleben. Seinem gleichnamigen, aus einer wohlhabenden Bauernfamilie zu Ottenhausen, Kreis Weißensee, stammenden Vater, einem Pfarrer, der sich um die Reformation verdient gemacht und wegen seines Bekenntnisses von Herzog Georg von Sachsen Verfolgungen erlitten hat (vergl. z. B. Harzzeitschr. 24 S. 483 f.) wurde er von dessen dritter Frau Margarethe, der Pflegetochter des Erfurter Bürgers Elias Butzbach, als deren erster Sohn geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht in der Hauptstadt Thüringens genossen hatte, begab er sich schon frühzeitig — jedenfalls vor 1558 — auf die unter Mich. Neander blühende Klosterschule zu Ilfeld. Jener wackere Schulmann stellt nicht nur seinem Fleiße, seinem Streben und seiner Begabung das schönste Zeugniß aus, sondern der Jüngling wuchs ihm so sehr ans Herz, daß er ihn wohl als sein halbes Leben bezeichnet, während andrerseits der früh seines leiblichen Vaters beraubte Schüler in Neander seinen zweiten Vater verehrte. Schon in Ilfeld, wo die Reize der Natur einen großen Eindruck auf ihn machten, tritt Thal's Richtung auf die Pflanzenkunde kräftig hervor und er bestimmte hier innerhalb zweier Monate 72 Grasarten. In den ersten sechziger Jahren bezog er die Universität Jena, wo der Botaniker Lor. Hiel († 1568) zu seinen Lehrern gehörte. Ohne einen akademischen Grad erworben zu haben, fand Th. wohl schon bald nach seinem Weggang von der Hochschule eine Thätigkeit als Arzt in Stendal. Anfangs 1572 — er hielt sich damals bei Wilhelm Reifenstein, einem Schüler Melanchthon's, in Wernigerode auf — bestellten ihn die Grafen zu Stolberg für sich und ihre Hofdiener zu ihrem Leibarzt mit eigentlichem Sitze in Stolberg, wo er auch die Stelle eines Stadtarztes versah. Da nun aber von beiden fast allein inbetracht kommenden Grafen Albrecht Georg und Wolf Ernst nur der letzte dauernder am Harz weilte und seinen Hofhalt in Wernigerode hatte, so war auch Th. sehr viel hier anwesend, stand auch mit jenem wissenschaftlich gerichteten Herrn in lebhaftem und vertraulichem Briefwechsel. Dieser stolbergische Dienst dauerte bis Mai 1581, zu welcher Zeit er mit 80 Gulden Gehalt und einem Garten für die Apotheke als Stadtarzt in Nordhausen angestellt wurde. Nur noch ein paar Jahre war es ihm vergönnt, in dieser Stellung zu wirken, als er, im Begriff von einem Besuche bei Joh. Ernst v. Asseburg zu Peseckendorf aus den seiner Pflege befohlenen Nikolaus v. Bortfeld zu besuchen, bei Schermcke, weil die Pferde durchgegangen waren, vom Wagen stürzte und einen schweren Unterschenkelbruch erlitt. Trotz treuer Pflege verschied er nach ein paar Wochen zu Peseckendorf, wohin man ihn zurückgebracht hatte, nur etwa 41 Jahre alt, zur großen Betrübniß eines weitern Kreises befreundeter und wissenschaftlicher Männer.

Für die Wissenschaft von nachwirkender Bedeutung war die Zeit seines Dienstes im Stolbergischen, weil er in dieser die einzige auf uns gekommene im J. 1577 vollendete Schrift, seine „Sylva Hercynia sive catalogus plantarum sponte nascentium in montibus et locis vicinis Hercyniae, quae respicit Saxoniam“, verfaßte, die sein Freund Joachim Camerarius d. J., dem er sie gewidmet hatte, fünf Jahre nach des Verfassers Tode 1588 zu Frankfurt a. M. bei Joh. Feyerabend drucken ließ. Aus der Schrift ergibt sich, daß wie am Südharz neben Ilfeld besonders Stolberg der Ausgangspunkt seiner Kräuterfahrten war, er diese westlich bis Scharzfeld und Osterode, südlich und südöstlich bis gegen Frankenhausen und Sondershausen ausdehnte. Schon der Titel der Schrift aber läßt besonders den nördlichen, nach dem Lande der Sachsen zu gelegenen Harz als das Feld seiner Arbeit erkennen. Hier war es nun Wernigerode, das mit seinem Schloß, Himmelpforten, seinen Teichen und benachbarten

Bergen 25 mal als Standort von Pflanzen genannt wird. Von hier aus wurden dann auch Ausflüge bis Quedlinburg und Gernrode gen Osten und nach Ilsenburg und Goslar in westlicher Richtung unternommen. Nicht weniger als 28 mal ist der Brocken mit seinen Sümpfen und Nachbarhöhen genannt, auch scheint Andreasberg aufgesucht zu sein. Achtmal gedenkt er der gräflich stolbergischen Gestütswiese der Lange bei Elbingerode, die er bei seinen Fahrten zwischen Wernigerode und Stolberg berührte.

Th. hinterließ auch andere handschriftliche Arbeiten, die aber später verloren gingen. Bei seinem weiten wissenschaftlichen Blick und seinem Sinn für die Geschichte trug er sich mit einem größeren Werke über den Harz, in welchem dessen Natur und Geschichte, besonders auch die der Völker und Stämme, die sich über ihn bewegten, die Geschichte der Besiedelung, der einzelnen Geschlechter, Kirchen, Klöster und Burgen und so die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Geschichte dargestellt werden sollten.

Trotz solcher Verluste und der wegen eines frühen Todes unausgeführt gebliebenen Pläne sichert die „Sylva Hercynia" ihrem Verfasser eine ehrenvolle Stelle in der deutschen Pflanzenkunde. Sie war das erste Werk dieser Art in Deutschland. Die heutige Wissenschaft, die den geschichtlichen Wandel auch in den pflanzlichen Erscheinungen in Betracht zieht, mißt dem vor über drei Jahrhunderten geschriebenen Werke noch eine besondere Bedeutung bei, indem darin die Pflanzen desjenigen norddeutschen Gebiets behandelt sind, das von der Cultur noch am wenigsten verändert war. Bemerkenswerth ist, daß Th. auch schon einen vorsichtig prüfenden Sinn offenbart und an ihm übermittelten Standortsangaben Kritik übt (vergl. S. 15 Aquifolium). Bei der 300 jährigen Wiederkehr seines Todestags wurde zu Sondershausen ein der Pflanzenkunde sich widmender Verein gegründet und die Errichtung eines in Nordhausen aufzustellenden Denkmals beschlossen.

Irmisch, Ueber einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, Jahresschrift des Gymnasiums zu Sondershausen v. J. 1862 S. 44—58. — Derselbe in der Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Alterthumskunde 8 (1875) S. 149—161.

Ed. Jacobs.

Thalberg: Sigismund Th., der natürliche Sohn des Fürsten Dietrichstein und der Baronin von Wetzlar, geboren am 7. Januar 1812 zu Genf, † am 26. April 1871 auf seiner Villa bei Neapel; neben Liszt der am meisten bewunderte Claviervirtuose seiner Zeit. Noch im Knabenalter kam er nach Wien und erhielt Sechter und Hummel zu Lehrern in der Musik. Th. selbst nennt aber einen Fagottisten des Wiener Hofopernorchesters seinen einzigen Lehrer im Klavierspiel. Seine außergewöhnliche Begabung zeigte sich schon früh und kaum 15 Jahre alt lenkte er bereits die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich. Ein Jahr später trat er schon mit eigenen Compositionen auf und zwar, wie er es fast sein ganzes Leben lang betrieb, mit Melodien anderer Meister, größtentheils aus Opern. Sein erstes Werk war über Themen aus der Euryanthe von Weber geschrieben, ihm folgten eine Fantasie über schottische Nationalmelodien, ein Impromptu über Motive aus der Belagerung von Corinth von Rossini u. s. f. Im Jahre 1830 unternahm er seine erste Kunstreise durch Deutschland, 1835 trat er in Paris auf, 1836 bestand er ehrenvoll den Wettkampf mit Liszt; nun durchzog er Belgien, Holland, England, Rußland. 1855 besuchte er Brasilien, 1856 Nordamerika und kam reich beladen mit klingendem Gewinn zurück. 1858 kaufte er sich eine Villa bei Neapel und zog sich mit seiner Frau, einer Tochter der Sängers Lablache, auf einige Jahre zurück. Doch schon 1862 litt es ihn nicht länger in der Zurückgezogenheit, er eilte nach Paris, London und 1863 nochmals nach Brasilien. Der Erfolg seines Spieles war gleich glänzend, wie

ehedem, und vom Publicum wurde er gehätschelt und verehrt wie in seinen jungen Jahren. Th. ist noch der Virtuose alten Schlages, der nur seine, der eigenen Kunstfertigkeit angepaßten Virtuosenstücke spielt. Inbetreff der Behandlung des Claviers nimmt er die Mitte zwischen Hummel und Liszt ein. Die ruhige Haltung der Hände hat er mit Hummel gemein, das Passagenwerk in gebrochenen Accorden aber mit Liszt, Chopin und Henselt. Seine Eigenthümlichkeit bestand in einem reichen brillanten Passagenwerk, welches sich wie üppige Ranken um eine Melodie schlingt und in der Kunst, die Melodie aus den sie überwuchernden Tonmassen stets mit voller Klarheit und ungemein zarten Schattirungen hervorklingen zu lassen. Dies war der Kern seines Virtuosenthums und der Effecte, mit denen er das Publicum jener Tage berauschte. Liszt ist ihm mit der Transscription der Schubert'schen Lieder gefolgt und erreichte damit gleiche Erfolge, nur daß der Gehalt seiner Uebertragungen tiefer und künstlerischer ist, wie denn überhaupt Liszt in jeder Hinsicht weit über Th. steht. Ein Verzeichniß von Thalberg's Werken opus 1 bis 65 findet man im Mendel-Reißmann'schen Lexikon. Zum Schlusse sei noch ein Urtheil eines Zeitgenossen mitgetheilt, der sonst eine scharfe Zunge hatte und ein tüchtiger Musikdilettant war, Dr. Otto Lindner's in Berlin, der in der Neuen Zeitschrift für Musik 1847, S. 141 schreibt: „Th. ist eine wohlthuende, eine noble Künstlererscheinung. Er gleicht eher einem denkenden Künstler, als einem Virtuosen heutiger Zeit. Ihm ist jede Charlatanerie fern. Er spielt mit ungewöhnlicher Ruhe; sein Körper kennt keine anderen Bewegungen, als die zur Ausübung der Technik nothwendigen. Kein Achselzucken, kein schmachtendes Liebäugeln, keine Finger- oder Faustkämpfe! So sein Aeußeres. Das Innere dürfte allgemeiner bekannt sein. Ueber seinen Melodien schwebt der zarteste Blumenduft, der süßeste Wohllaut. Er hüllt den Gedanken in einen steten Zauber; wir möchten fast sagen, er wickelt ihn darin ein, so daß er zuletzt gänzlich verschwimmt. Vorzugsweise sind es harmonische Figurationen mit denen er die Melodien deckt, und diese werden bei der ungewöhnlichsten Schwierigkeit so leicht und duftig ausgeführt, daß die Themen dennoch immer hell und klar durchschimmern". Nun geht der Recensent auf die einzelnen Vortragsstücke über; von der Bearbeitung des Mozart'schen Ständchens und Menuettes aus dem Don Juan sagt er, Th. habe sie mit liebenswürdiger Grazie bearbeitet. „Namentlich wußte er die Zitherbegleitung des Ständchens so geschickt in die Melodie hineinzuweben, daß uns in der That Vieles wahrhaft überraschend erschien, zumal der Vortrag außerordentlich correct und sauber war." Auch Thalberg's äußere elegante Erscheinung war die des vollendeten Salonmannes. Er sagte einst mit einem Seitenblick auf Liszt: „ich liebe es, als der gezähmte Virtuose zu erscheinen".

Rob. Eitner.

Thale: Adalbert v. Th., s. Decker, Karl, Bd. V, 8.

Thaler: Anna Antonie Th., österreichische Schriftstellerin, wurde am 15. December 1814 in Brünn geboren, wo sie auch ihre sorgfältig geleitete Erziehung und Ausbildung erhielt. Sie vermählte sich im J. 1835 mit Karl v. Th. und theilte infolge dessen seinen späteren Aufenthalt in Innsbruck. Von 1862 an lebte Anna Th. wieder in Wien, wo sie zu den in geistiger Beziehung bedeutendsten Frauen der Residenz zählte. Sie starb daselbst am 5. November 1875. Ihre unter dem Pseudonym Antonie Th. veröffentlichte Sammlung: „Novellen" zeugt von der Begabung dieser Schriftstellerin auf erzählendem Gebiete, noch bedeutender tritt ihr Talent in dem Romane „Ein seltsames Verhängniß" 2 Bde. (1873) hervor. Mehrere größere erzählende Stücke, die sich im Nachlasse vorfanden, sind nicht an die Oeffentlichkeit gelangt.

Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 44. — Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jahrhunderts.

A. S.

[T]haler: Joseph Th., Benedictiner, wurde am 15. October 1798 zu Ulten [Tir]ol als Sohn eines Bauern geboren und wuchs ohne eigentliche Erziehung [auf,] da er die Heerde seines Vaters hüten mußte. Vierzehn Jahre alt, kam [er in] das Gymnasium nach Meran und von da nach Innsbruck, wo er sich dem [geistlich]en Stande widmete und in den Benedictinerorden eintrat. Er wurde [später] Pfarrer zu Kains am Eingang des Passeierthales, wo er mehr als vierzig [Jahre] seines Amtes waltete und erst am 28. (oder 27.) December 1876 hoch[betagt] starb. T. hat sich als Dichter und Historiker bekannt gemacht und ge[hörte z]u der kleinen Zahl von Männern, die in den vierziger Jahren unseres [Jahrhu]nderts den Versuch machten, Tirol wieder Antheil an dem geistigen Leben [des] Volkes zu verschaffen. Unter dem Pseudonym Lertha betheiligte er sich [schon] an den von Johannes Schuler in den Jahren 1827—1829 heraus[gegeben]en „Alpenblumen aus Tirol", der ersten poetischen Blüthe dieser Renaissance[bestrebu]ngen. Im J. 1840 ließ er dann in Innsbruck eine Sammlung seiner [Gedich]te, betitelt: „Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen" [erschein]en. Als die bedeutendste unter ihnen gelten „Die letzten Starkenberger", [in we]en Th. den Kampf der Edlen gegen Herzog Friedrich und ihre endliche [Nieder]lage in Ottaverimen besingt. Im ganzen aber sind es Versuche sehr be[scheiden]er Art, bei denen man mehr auf den guten Willen, als auf ihren inneren [Werth] sehen muß, da Th. mehr Beruf zum Gelehrten als zum Dichter besaß. [Trotzde]m wurden sie von der Tiroler Presse als bedeutende Leistungen gefeiert [und d]ienten dazu, ihrem Urheber in jenen Kreisen einen gewissen Namen zu [machen]. Eine Auswahl von Thaler's besseren Gedichten findet man in dem von [Ignaz] Pius Zingerle herausgegebenen Werke: „Tirol. Natur, Geschichte, Sage [im S]piegel deutscher Dichtung" (Innsbruck 1852). In späteren Jahren trat [er n]icht mehr als Dichter auf, sondern verlegte sich mit mehr Glück auf ge[schicht]liche Studien. Er veröffentlichte eine „Geschichte Tirols von der Urzeit [bis au]f unsere Tage" (Innsbruck 1854—1855), die drei Theile umfaßt und trotz [der u]ltromontanen Tendenz nicht unbrauchbar und bald vergriffen war, und [betheil]igte sich mit zahlreichen Beiträgen, darunter auch solchen zur tirolischen [Na]menforschung an der Zeitschrift des Ferdinandeums und an anderen tiroler [Blätte]rn. Seine letzte größere und zugleich verdienstlichste Arbeit war die Re[daction] des Werkes: „Der deutsche Antheil des Bisthums Trient. Topographisch-[histori]ch-statistisch und archäologisch beschrieben von mehreren und herausgegeben [von de]n Vereinen für christliche Kunst und Archäologie in Bozen und Meran", [dessen] erste Lieferung im Jahre 1866 zu Brixen erschien, das aber nicht vollendet [worden] ist. Th. stand mit vielen deutschen und italienischen Gelehrten im Ver[kehr u]nd hatte sich durch sein harmloses wohlwollendes Wesen viele Freunde er[worben]. Er war einer jener guten alten Herren, die unter dem kriegerischen [Lärm] unserer Tage immer seltener werden.

[] Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1877, Nr. 4, S. 46. — Wurz[bach] XLIV, 137—138. — Ludwig Steub, Der Sängerkrieg in Tirol. Stutt[gart] 1882. S. 166, 174, 197, 360, 361. — Josef Egger, Die Tiroler und [Vor]arlberger. Wien und Teschen 1882. S. 463, 464, 466, 472, 512, 514. [—] Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Tirol und [Vor]arlberg. Wien 1893. S. 392, 393. H. A. Lier.

[T]halheimer: Christian Th. ist nach der Angabe in der letzten Strophe [der D]ichter eines geistlichen Liedes, das mit den Worten: „Gott sei gelobt, ich [ha]be wohl, mein Stündlein ist vorhanden", beginnt und 27 siebenzeilige [Stroph]en umfaßt. Es findet sich gedruckt in: „Geistliche Psalmen, Hymnen, [Lieder] und Gebete, welche u. s. f.", Nürnberg 1607, gedruckt von Valentin [Fuhrm]ann.

Wackernagel, Bibliographie, S. 451. — Goedeke, 2. Aufl., 2. Bd., S. 198, Nr. 122. l. u.

Thalhofer: D. Valentin Th., Dompropst in Eichstädt, wurde am 21. Januar 1825 zu Unterroth, einem Pfarrdorf der Diöcese Augsburg, in der Nähe der alten Reichsstadt Ulm, als drittes von 6 Geschwistern geboren. Der Knabe zeigte in der Volksschule gute Talente und religiösen Sinn, er wurde deßhalb von den gottesfürchtigen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt. Freilich zeigten sich schon früh Ansätze einer krankhaften Skrupulosität, die sich in den letzten Lebensjahren bis zur unerträglichen Qual steigern sollte. Mit nothdürftigem Elementarunterricht und einigen Vorkenntnissen im Lateinischen bezog Th. im Herbst 1836 die Lateinschule zu Dillingen, wo er mit rühmlichem Fleiß und gutem Erfolg die gewöhnliche humanistische Studienlaufbahn durchlief und Herbst 1843 das Reifezeugniß erhielt. Nach Absolvirung eines zweijährigen Cursus der Philosophie am Lyceum in Dillingen, bezog er im Herbste 1845 die Universität München, wo er als Zögling des Georgianums mit feuriger Begeisterung und rastlosem Eifer dem Studium der Theologie oblag. Die für 1847 gestellte Preisaufgabe der theologischen Facultät: „Ritus und Wirkung der unblutigen Opfer im alten Bunde“ bearbeitete er mit gutem Erfolg und wurde auf Grund derselben im Juli 1848 zum Doctor der Theologie promovirt. Am 22. August desselben Jahres erhielt er durch Bischof Richarz von Augsburg in der Hauscapelle des Georgianums die Priesterweihe. Die erste Verwendung fand der Neupriester als Präfect am Clericalseminar in Dillingen, wo er von 1848—50 die Alumnen in Liturgik und Ritus zu unterweisen hatte. Schon im Juli 1850 wurde er zum Lycealprofessor daselbst ernannt und hatte als solcher sämmtliche biblischen Fächer zu vertreten. Solch ein Lehrauftrag, soll er ersprießlich verwaltet werden, stellt offenbar zu große Anforderungen an einen Mann; Th. aber bei seiner gewissenhaften Auffassung des Lehrerberufs wollte ihm in allweg gerecht werden. So muthete er sich Anstrengungen im Studium und in der Pastoration, namentlich im Predigtamte zu, die frühzeitig den Keim nervöser Zerrüttung legten. Als darum Th. im Herbste 1863 als Professor für Pastoraltheologie und Director des Georgianums an die Unversität München berufen wurde, stand zu erwarten, daß trotz vorzüglicher geistiger Qualification die körperliche Constitution der Schwere des Doppelamtes nicht auf die Länge Stand halten werde, selbst wenn nicht eine Reihe unliebsamer Vorkommnisse das zart besaitete Gemüth noch mehr verstimmt hätten. Für das Amt eines Directors des Georgianums, eines Leiters und Erziehers von Priesteramtscandidaten, war die gemüthvolle Natur Thalhofer's geschaffen wie kaum eine andere. Er verstand es, die hierfür richtigen Grundsätze mit feinem Takt herauszufinden: liebevoller persönlicher Verkehr ohne zu große und unwürdige Vertraulichkeit, gute Naturalverpflegung und bei der nöthigen Zucht vernünftige Freiheit. So kam es, daß alle Alumnen ihm wie einem Vater anhingen, ihm vertrauensvoll ihre Herzen öffneten und zeitlebens in Pietät zugethan blieben. Neben der Amtsthätigkeit des Directors oblag Th. wie früher, so auch in dieser Stellung mit Begeisterung seinem Lehrerberuf und wußte seine Vorlesungen über die einzelnen Disciplinen der Pastoraltheologie durch geschichtliche Behandlung derselben nicht nur belehrend, sondern auch anregend zu machen. Zur Förderung des homiletischen Unterrichts gründete er mit Beginn des Sommersemesters 1864 das seitdem segensreich wirkende homiletische Seminar. Daß bei solch angestrengter Berufsthätigkeit als Director und Professor der Universität die schriftstellerische Thätigkeit nicht umfassend sein konnte, ist wohl selbstverständlich; zu wundern ist nur, daß sie nicht ganz stockte.

Zu den anstrengenden Berufsarbeiten kamen noch manche unliebsame äußere

Vorkommnisse, die Thalhofer's Gemüthsleben ungünstig afficiren mußten. Zunächst war infolge des vaticanischen Concils innerhalb der theologischen Facultät an der Universität München eine Spaltung eingetreten, die sich nach außen in den bekannten Majoritäts- und Minoritätsgutachten von 1869 (letzteres von Th. und Alois Schmid unterzeichnet) kundgab. Schwieriger noch wurde Thalhofer's Stellung als Director des Georgianums, für welch letzteres die Concilsbewegung geradezu verhängnißvoll zu werden drohte. Schon unter dem 9. März 1870 hatte der Bischof von Regensburg seine Theologiecandidaten von der Universität München und damit aus dem Georgianum abgerufen. Trotz aller Gegenvorstellungen Thalhofer's folgten 1871 diesem Beispiel auch die Bischöfe von Passau, Eichstädt und Speyer. So drohte dem Georgianum unter Thalhofer's Direction nach fast 400jährigem Bestand jäher Untergang, wenn es den Bemühungen des Directors nicht noch gelungen wäre, die Oberhirten von München-Freising und Augsburg zum Belassen ihrer Alumnen zu vermögen. Eine weitere schlimme Folge brachte dem Georgianum die Weigerung des Pfarramtes von St. Ludwig, in der Ludwigskirche, die zugleich Universitätskirche ist, für den am 30. Juni 1871 verstorbenen Universitätsprofessor Dr. Zenger einen Trauergottesdienst abhalten zu lassen. Da der Senat der Universität infolge dessen den akademischen Gottesdienst mit Predigt und Messe sistirte, blieb den Vorständen des Georgianums nichts anderes übrig, als für die Alumnen, um deren Abberufung zu verhindern, den sonntäglichen Gottesdienst in der Hauscapelle des Institutes abzuhalten. Zu diesen unliebsamen Vorkommnissen kam noch eine andere, Th. persönlich berührende Angelegenheit. Im Februar 1871 hatte Professor v. Döllinger nach der Vorlesung im Corridor der Universität die Collegienmappe verloren, die einem Alumnus des Georgianums in die Hände kam. Da sich in der Mappe statt des erwarteten Döllinger'schen Manuscripts einige gedruckte Bogen der Kirchengeschichte von Kurtz fanden, beschlossen die Alumnen, Döllinger dieselbe in etwas auffälliger Weise zurückzustellen, was aber Th. rechtzeitig verhinderte. Trotzdem wurde er ungeziemender Behandlung der gefundenen Mappe beschuldigt, weshalb er unter dem 14. April 1871 in der Augsb. Allg. Zeitung eine ausführliche Erklärung des ganzen Vorgangs veröffentlichte.

Derartige Vorkommnisse verbunden mit den vielen Berufsarbeiten konnten für eine so gemüthvolle Natur, wie die Thalhofer's war, nicht ohne Wirkung bleiben, es zeigte sich denn auch schon 1873 eine solche Nervenüberreizung, daß er kaum 3—4 Stunden nächtlicher Ruhe genießen konnte. Th. mußte sich darum nach anderer Stellung umsehen; allein die ersten Gesuche blieben ohne Erfolg, so 1873 um die Dompropstei in Augsburg und 1875 um die Domdecanei in Eichstädt. Erst nach abermaliger Erledigung letzterer Stelle wurde sie unter dem 9. November 1876 Th. übertragen. Er wurde am 13. Januar 1877 als Domdecan in Eichstädt installirt und hielt als solcher bis zu seinem Tode am dortigen bischöflichen Lyceum Vorlesungen über Liturgik. Da ihn hier anderweitige Arbeiten nicht in Anspruch nahmen, konnte er sich mehr als bisher wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit widmen. Im Januar 1889 wurde er auf Ansuchen zum Dompropst in Eichstädt befördert. Trotz sorglicher Pflege verlor sich die nervöse Ueberreizung auch in der neuen Stellung nicht, vielmehr stellte sich seit 1883 eine bedenkliche Schwermüthigkeit ein, die sich immer mehr steigerte und schließlich zu fast unerträglicher Qual für sich und andere wurde, der erst der längst ersehnte Tod am 17. September 1891 ein Ende machen sollte. Th. starb in seinem Geburtsorte Unterroth, wo er bei seinem Freunde, Pfarrer Keller, Trost und Linderung in seiner Schwermuth suchte und sein Hauptwerk vollenden wollte. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dortigem Friedhof.

Thalhofer's litterarische Thätigkeit ist angesichts der vielen und zeitraubenden

Berufsgeschäfte eine nicht unbedeutende zu nennen. Sie bezog sich fast ausschließlich auf rituelle und liturgische Gegenstände. Die erste Publication war die akademische Preisschrift und Doctordissertation: „Die unblutigen Opfer des mosaischen Cultus“. (Regensburg 1848.) Als Programm erschien „Die Opferlehre des Hebräerbriefs“. (Dillingen 1855.) Im gleichen Jahre trat Th. auch gegen die irvingianische Bewegung im Bisthum Augsburg auf. Im J. 1856 schrieb er gegen Decan Lutz eine Broschüre „in Sachen des schwäbischen Irvingianismus“, und im folgenden Jahre: „Beiträge zur Geschichte des Aftermysticismus und insbesondere des Irvingianismus im Bisthum Augsburg“. (Regensburg 1857.) Im gleichen Jahre erschien die „Erklärung der Psalmen“. (Regensburg 1857), der 1860 eine zweite und 1871 eine dritte Auflage folgte. Im J. 1870 erschien „Das Opfer des a. u. n. Bundes“. (Regensburg 1870.) 1872 übernahm Th. die Oberleitung der deutschen Ausgabe der Kirchenväter. (Kempten 1869—86.) Nach dem Tode Reithmayr's gab er dessen „Lehrbuch der biblischen Hermeneutik“ heraus. (Kempten 1874.) Als Domdecan von Eichstädt bearbeitete er im Auftrag des Bischofs ein großes und ein kleines Rituale für die Diöcese Eichstädt; letzteres erschien Kempten 1879, ersteres ebendaselbst 1880. Im gleichen Jahre begann Th. die Ausarbeitung seines Hauptwerkes: „Handbuch der Liturgik“, wovon 1887 der I. Band erschien. Vom II. Band konnte er selbst nur noch die 1. Abtheilung besorgen, die zweite erschien erst nach seinem Tode 1892. Außer den genannten Werken verfaßte Th. noch eine Reihe Recensionen und kleinerer Abhandlungen meist liturgischen Inhaltes in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken, so in: „Katholische Blätter aus Franken“; „Augsburger Pastoralblatt“; „Historisch-politische Blätter“; „Wiener Litteraturzeitung“; „Litterarische Rundschau“; „Tübinger und Linzer Quartalschrift“; „Katholisches Kirchenlexikon“ u. a. Als Frucht seiner rastlosen homiletischen Thätigkeit veröffentlichte nach seinem Tode sein Freund und Amtsnachfolger in München Dr. Andreas Schmid 25 Predigten unter dem Titel: „Die heilige Messe und das Priesterthum der katholischen Kirche“. (Kempten 1893.)

Dr. Valentin Thalhofer, Dompropst in Eichstädt. Lebensskizze von Dr. Andreas Schmid. Kempten 1892. Knöpfler.

Thaller: Franz (Christian) Th., auch Thaler geschrieben, Bildhauer, wurde am 8. Juli 1759 zu Wörgl in Tirol geboren und durch Franz Sales Nißl in Fügen zum Bildhauer ausgebildet. Im J. 1782 ging er nach Augsburg, wurde hier Schüler von Ignatz (?) Verhelst und errang an der dortigen Akademie die ersten Preise. Nachdem er weitere zwei Jahre in München unter Johann Prezner gearbeitet hatte, kehrte er nach Fügen zurück, wo er seinen früheren Lehrer Nißl bei seinen Arbeiten für das Kloster Viecht unterstützte. Seit dem Jahre 1786 besuchte er in Wien die Bildhauerschule an der k. k. Akademie. Hier erregte er im J. 1794 mit einer sehr ähnlichen Büste des Kaisers Franz II. Aufsehen und errang sich den großen akademischen Preis. Seit dem 8. Juli 1802 als Diener an dem k. k. Münz- und Antikencabinet angestellt, erhielt er am 9. Februar 1804 den Titel eines k. k. Antikencabinetsbildhauers. In dieser Stellung wurde er namentlich mit der Restaurirung beschädigter Monumente beschäftigt. Während des Wiener Congresses im J. 1815 modellirte Th. eine lange Reihe von Büsten der höchsten Herrschaften, die sich damals in Wien aufhielten, z. B. die des Kaisers Franz, der Kaiserin Ludovica, des Kaisers Alexander I. und der Kaiserin Elisabeth von Rußland, des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, des Königs Maximilian Joseph von Bayern und des Großherzogs Karl August von Weimar. Außer Porträtbüsten fertigte Th. auch Statuen von Heiligen und Idealfiguren nach antiken Motiven. Er starb mittellos zu Wien am 25. April 1817.

Vgl. Meusel, Neue Miscellaneen artistischen Inhalts. VII, 941. Leipzig 1797. — Nagler's neues allgemeines Künstler-Lexikon. XVIII, 295—296. München 1848. — J. J. Staffler, Das deutsche Tirol und Vorarlberg. I, 841. Innsbruck 1847. — Wurzbach XLIV, 135—136. — C. Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens 1788—1888. S. 190. Wien 1888.

H. A. Lier.

Tham: Michael Th. oder Thamm hat mit Johannes Galetzky (siehe A. D. B. VIII, 539) und Petrus Hubert (XIII, 263 f.) das große deutsche Gesangbuch der böhmisch-mährischen Brüder, das im J. 1566 unter dem Titel „Kirchengesang, darin die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz gefaßt und ausgelegt sind", herausgegeben. Da sein Name unter der Vorrede voransteht und in der Vorrede selbst einer in der ersten Person Singularis von sich spricht, so ist anzunehmen, daß er diese Vorrede und wahrscheinlich auch die der Vorrede vorangehende Widmung des Gesangbuches an Kaiser Maximilian II. geschrieben hat; beide, Widmung und Vorrede, zeigen einen Mann, der mit den Verhältnissen der Brüder und den sie bewegenden Gedanken genau vertraut ist, und der ihre Sachen dem Kaiser und den Evangelischen im übrigen Deutschland gegenüber ernst und würdig zu vertreten weiß; sehr eigenthümlich ist in der Vorrede die Zusammenstellung von Huß und Luther. Dieses Gesangbuch wurde am 27. November 1566 durch eine besondere Gesandtschaft dem Kaiser in Wien (nicht im Heerlager gegen die Türken, wie Koch sagt) überreicht und vom Kaiser freundlich entgegen genommen; die Gesandten, unter denen sich Th. nicht befand, wol aber Hubert, erhielten die wichtige Zusage, daß die Brüder um ihres Glaubens willen weder verfolgt noch ausgewiesen werden sollten. Von diesem Gesangbuche selbst ist noch zu sagen, daß es das reichhaltigste und bedeutendste der deutschen Gesangbücher der Brüder ist, das hernach mehrfach mit einigen Zusätzen wieder abgedruckt wurde. Die Lieder sind (wol fast ohne Ausnahme) Uebersetzungen aus dem Böhmischen, wie das auch bei dem früheren von Johann Horn (Roh) herausgegebenen deutschen Brüdergesangbuch der Fall war. In der Ausgabe, die im J. 1639 zu Lissa erschien, sind den Liedern im Register die Namen der Dichter (Uebersetzer) hinzugefügt und über diese kurze biographische Mittheilungen gemacht. Aus diesen ersehen wir, daß Th. lange Zeit Pfarrer zu Fulneck war und als wohlbetagter Mann im J. 1571 starb. Weiteres wissen wir von seinem Leben nicht. Von den Liedern des Gesangbuches von 1566 werden ihm 27 im Register zugeschrieben, zu denen in der Ausgabe von 1606 noch eins hinzugekommen ist; bei den biographischen Angaben steht, daß 26 Gesänge „seiner Composition" seien.

Ueber das Gesangbuch von 1566: Wackernagel, Bibliographie S. 336 ff.; — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied I, 467 ff. — Zahn, Die Melodien der deutschen evang. Kirchenlieder VI, 47 ff. — Ueber das Gesangbuch von 1639: Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, 726 ff. — Zahn, a. a. O. S. 155 f. — Widmung und Vorrede des Gesangbuches von 1566 sind abgedruckt: Wackernagel, Bibliographie S. 624 ff. — Tham's Lieder: Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, IV, 365 bis 383 und 1107 bis 1110. — Im übrigen vgl. Koch, Das deutsche Kirchenlied, II, 410 f. u. 414, 3. Aufl. — Ueber die Ueberreichung des Gesangbuches an den Kaiser: Gindely, Geschichte der Böhmischen Brüder, II, 39 f. (Prag 1858). — Goedeke II, 236, Nr. 23, 2. Aufl., hält die Angaben des Gesangbuches von 1639 über die Dichter der Lieder, auch wo ihnen nicht andere Angaben entgegenstehen (?), für unzuverlässig; aber die ganze Art dieser Angaben im Zusammenhang mit den biographischen Notizen macht den Eindruck, daß sie auf guter Ueberlieferung beruhen; Wackernagel und andere halten sie für im wesentlichen glaubwürdig.

l. u.

Thamer: Theobald Th., geb. zu Anfang des 16. Jahrhunderts (Jahr ungewiß), zu Oberehnheim im Unterelsaß, † den 23. Mai 1569. Den ersten Unterricht erhielt Th. in Rosheim, dann bezog er die Universität Wittenberg 1534, wo er zuerst Philosophie, später Theologie unter Melanchthon und Luther studirte. 1543 ernannte ihn der Landgraf Philipp von Hessen zum Pastor an der Elisabethenkirche und zum Professor der Theologie in Marburg. Die von der Lehre der Reformatoren stark abweichenden Ansichten, welche er als Lehrer und Prediger vortrug, veranlaßten zunächst seine Beurlaubung und endlich, nach vergeblichen Verhandlungen mit Melanchthon und Bullinger, seine Entfernung vom Lehramt und der Pfarre. Nach längerm Aufenthalt zu Frankfurt a. M. wanderte Th. 1553 über die Alpen, trat in Italien zum Katholicismus über und wurde zum Diacon geweiht, in Siena zum Dr. der Theologie promovirt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wirkte er zunächst als Domprediger in Minden, dann als Canonicus und Professor in Mainz, bis er 1566 als Professor der Theologie an die Universität Freiburg berufen wurde. Doch war ihm nicht vergönnt, hier längere Zeit zu wirken: er starb bereits 3 Jahre nach seiner Berufung und erhielt sein Grab in der Münsterkirche, wo ihm die Universität als einem viro ingenio, doctrina vitaeque innocentia eximio ein glänzendes Epitaph stiftete (Schreiber, das Münster zu Freiburg, S. 49; Kraus, die Universitätscapelle im Münster, S. 55). Schriftstellerisch war Th. fast ausschließlich auf dem Gebiete der theologischen Polemik thätig, zunächst in eigener Angelegenheit mit der in deutscher und lateinischer Sprache erschienenen Schutzschrift gegen die Lutheraner („Wahrhaftiger Bericht Theobaldi Thameri von den Injurien und Lästerungen, welche ihm die Lutherischen deshalb falsch und unchristlich zugemessen, daß er in den Glauben mit Guten Werken des Menschen Gerechtigkeit setzet und in St. Bartholomes Stiftskirche zu Frankfurt a. M. diesen also bis ins dritte Jahr gepredigt und bekannt hat.“ o. O. und J. 4°. — „Apologia Theobaldi Thameri De variis Calumniis, quas ab anno 1552 usque ad hunc 1561 pertulit a Lutheranis, nunc primum in lucem edita.“ Moguntiae 1561, 4°). In Rom gab er 1554 eine „Antithesis“ heraus, in Mainz das Schriftchen: „In Sacrosanctam Domini nostri Jesu Christi passionem brevis introductio“ 1561. Seiner protestantischen Zeit gehören die in Marburg erschienenen Abhandlungen an: „Paraclesis, i. e. adhortatio ad sacratissimae Theologiae studium“ 1547. — „An et quatenus Christianis in persecutionibus sit fugiendum“ 1547. — „Disputatio de justificatione fidei,“ 1547.

Ueber Th. vgl. Loos, Illustr. Scriptor. German. Catalogus. — Pantaleon, Prosopographia III, 291. — Salig, Gesch. d. Augsburg. Confession III, 199. — Schreiber, Gesch. d. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. Freiburg 1857, II, 293. F. X. Kraus.

Thamm: Balthasar Th., Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er war in Roßwein geboren, besuchte nach Beendigung der theologischen Studien drei Jahre lang die Poetenschule in Regensburg und wurde von Rochlitz, wo er seit 1585 Cantor gewesen war, 1591 auf Empfehlung des Hauptmanns Heinrich v. Bünau zu Rochlitz als Cantor und Collega an das Gymnasium zu Altenburg berufen. Er versah dieses Amt, das ihn auch zum Unterricht in der Dichtkunst verpflichtete, bis zum Jahre 1595, wo er Pastor in Nägelstädt wurde. Hier starb er 1611. Im J. 1594 verfaßte er zur Geburtstagsfeier der Herzogin zu Sachsen Dorothea Maria, einer gebornen Fürstin zu Anhalt, eine „Tragicomödia. Ein schön Christliches Spiel von der Gottseligen züchtigen Jungfrawen Dorothea, Welche vnter dem Keyser Maximino zu Alexandria die Kron der Martyrer empfangen“. Das Stück erschien zu Leipzig 1595 und war von Abraham Lamberg daselbst gedruckt. Die Aufführung fand auf dem fürstlichen Schlosse zu Altenburg

aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, am Geburtstage der Herzogin (Visitationis Mariae — 2. Juli), sondern, wie Th. in der der Herzogin gewidmeten Vorrede vom Tage Mariä Geburt (8. September) 1594 sagt, am 14. Sonntag nach Trinitatis (1. September) statt. Die Anlage ist wie in allen gleichzeitigen Dramen sehr breit: es treten außer dem Prologus, 5 Argumentatoren zu den 5 Acten und dem Epilogus 49 Personen auf. Entgegen der gewöhnlichen Sitte wird jeder Scene noch ein Argumentum in Prosa, einmal noch dazu ein lateinisches Argument vorausgeschickt. Als besonderes Beiwerk dürfen auch 8 Holzschnitte angeführt werden. Trotzdem gehört das Drama zu den besseren Dramen jener Zeit. Der Verfasser, der sich auf dem Titelblatt und am Ende der Widmung Thammius nennt, zeigt sich in der Handhabung des Verses keineswegs ungeschickt. Mit seinem Drama verfolgte er auch einen erbaulichen Zweck. Dorothea mit ihrem felsenfesten Christenglauben, die sowohl den Liebesversicherungen des heidnischen Stadtpräfecten Fabricianus als den Bekehrungsversuchen des Kanzlers Theophilus tapfern Widerstand leistet, ist das Vorbild eines wahrhaften Christenmenschen. Sie fällt zwar dem Henker anheim, aber ihre Richter erleiden die verdiente Strafe: der Stadtpräfect wird vom Schlage gerührt, der erste Beisitzer Zoroaster wird vom Teufel geholt. An des ersteren Stelle tritt der schon der christlichen Religion anhangende Sebastus, der Freund von Dorothea's Vater Theodorus. Er wird, so wollen es die Bürger von Alexandria, die Abgötterei abschaffen und eine Reformation in der Religion anstellen. — Ob Th. noch andere Dramen verfaßt hat, ist nicht bekannt. Der Epilog spricht die Hoffnung aus, daß, wenn den fürstlichen Zuschauern das Stück gefallen hat, noch ähnliche wie Susanna und der keusche Joseph gespielt werden sollen.

C. H. Lorenz, Geschichte des Gymnasii und der Schule zu Altenburg. Altenburg 1789, S. 293. — Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung II², 371, Nr. 215. H. Holstein.

Thangmar, ein geborener Sachse, Priester und Domherr der Kirche zu Hildesheim, später auch Domdechant, zugleich Bibliothekar und Notar, ist uns nur durch die von ihm verfaßte Biographie des Bischofs Bernward (993—1022, s. A. D. B. II, 505) bekannt. Seine Hauptthätigkeit bestand in der Leitung der Domschule, und hier wurde er auch der Lehrer und Erzieher Bernward's. Durch diesen, dessen volles Vertrauen er besaß, wurde er mehr als früher zu den Geschäften der bischöflichen Verwaltung herangezogen, besonders als durch die Herrschsucht des Erzbischofs Willigis von Mainz der Streit über die Zugehörigkeit des Klosters Gandersheim entbrannt war, vom Jahre 1000 an. Den Bischof begleitete er u. A. nach Rom und 1002 mußte er, da Bernward erkrankt war, dieselbe Reise allein ausführen, welche ihm Gelegenheit gab, dem Kaiser Otto III. noch kurz vor dessen Ende wiederum nahe zu treten; 1008 hat er auch mit seinem Bischof Heinrich II. auf seinem Feldzuge gegen Balduin von Flandern begleitet. Nachdem er 1022 der Einweihung des von Bernward gestifteten Michaelsklosters beigewohnt hatte, wurde er tief betrübt durch den Tod des so hochverehrten Bischofs; selbst schon betagt — er scheint um 950 geboren zu sein — entäußerte er sich seiner Aemter und fand seine Ruhestätte im Michaelskloster, dem er 55 Bücher, eine für jene Zeit sehr ansehnliche und kostbare Sammlung, geschenkt hat. Er starb am 25. Mai, das Jahr aber ist unbekannt. Vorher jedoch hatte er noch die Lebensbeschreibung des Bischofs zum Abschluß gebracht; schon lange war sie begonnen und Bernward selbst hatte, wenn auch widerstrebend, seine Einwilligung gegeben. Zwischen 1008 und 1013 sind die ersten 10 Capitel geschrieben und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet; dazu fügte er nach des Bischofs Tod den Schluß, schob aber in die Mitte

zwischen beide Theile einen ausführlichen Bericht über den Gandersheimer Streit, welcher das Ebenmaaß stört, an sich jedoch sehr werthvoll ist. Wir besitzen in dieser Biographie eine wichtige und zugleich höchst anziehende Geschichtsquelle der ottonischen Zeit, von warmem Gefühl belebt und zugleich sachlich ungewöhnlich reichhaltig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Th. auch die Geschichte der Uebertragung der Reliquien des h. Epiphanius von Pavia nach Hildesheim (962) verfaßt hat, welche erst nach B. Otwin's Tod (1. December 984) geschrieben ist.

Vita Bernwardi ed. Pertz, Mon. Germ. SS. IV, 754—782. Uebersetzung v. H. Hüffer, 2. Ausg. 1893 (Geschichtschr. d. deutsch. Vorzeit XI, 2). — Ch. Beelte, Progr. d. Gymn. Joseph. in Hildesheim 1881. — Wattenbach, Geschichtsqu. (6. Ausg.) I, 346—349. Wattenbach.

Thankmar (Tammo), Sohn des Königs Heinrich I., † am 28. Juli 938, entsprossen aus der Verbindung Heinrich's mit Hatheburg, der Erbtochter Erwin's von Merseburg, einer Ehe, die von dem Bischof Sigmund von Halberstadt wegen des vorher von Hatheburg geleisteten Gelübdes angefochten und dann auch von Heinrich gelöst wurde. Der Herzog behielt zwar das Erbgut der verstoßenen Frau für sich, entschädigte aber den Sohn durch Zuweisung andern Besitzes und später durch Verleihung eines Amtes an der Ostgrenze des Reiches gegen die Wenden. Trotzdem empfand der gewaltthätige, waffen- und kriegskundige Jüngling, in dessen Charakter wir einen starken Einschlag ungezähmter Naturkraft erkennen, die Behandlung der Mutter und die Verkürzung seines Rechtes aufs schwerste. Sein Ingrimm mußte wachsen, als er nach dem Tode des Vaters vor den Söhnen aus der zweiten legitimen Ehe weit zurücktreten mußte, als sein mütterliches Erbgut mit der Masse des königlichen Hausbesitzes vereinigt blieb und wahrscheinlich zur Ausstattung des jüngern Heinrich verwendet wurde. Es ist begreiflich, daß er die politische Nothwendigkeit, welche den Vater zwang, sich aus dem Kreise, in den er sich gestellt, mit Gewalt zu befreien und empor zu heben, nicht erkannte, daß ihm die durch den Erwerb der Königskrone veränderte Stellung des Hauses nicht zum klaren Bewußtsein kam und daß seine Gedanken nur auf die Folgen gerichtet waren, die für ihn aus Heinrich's I. Verhalten entstanden und die er immer schmerzlicher empfinden sollte. Als nach dem Tode des Grafen Siegfried (Juli oder December 937), der seiner Mutter Hatheburg nahe verwandt war, dessen Grafschaft an Gero übertragen wurde und damit für Th. die letzte Hoffnung geschwunden schien, zu seinem Erbe und zu Macht und Ansehen zu gelangen, erhob er sich in offener Empörung gegen den König, ohne die Mittel, die ihm zu Gebote standen, abzuwägen und die Aussichten seines Unterfangens zu überdenken. Er verband sich mit dem aufständischen Herzog Eberhard und richtete seine Waffen vornehmlich gegen den verhaßten Halbbruder Heinrich. Es gelang ihm, die Burg Belecke zu erobern und daselbst Heinrich gefangen zu nehmen, den er an Eberhard auslieferte. Dann nahm er in der Eresburg (Stadtberge a. Diemel) festen Stand und verwüstete das umliegende Land. Hier Wandel zu schaffen, zog der König selbst mit seinen Scharen heran, seinem Ansehen beugte sich die ansässige Besatzung der Eresburg, welche die räuberischen Streifzüge der Leute Thankmar's ohnehin nur widerwillig geduldet haben mochte, und öffnete dem königlichen Heere die Thore. Th. flüchtete sich in die Kirche, wo er seine Waffen und seine goldene Kette auf den Altar niederlegte. Die Leute Heinrich's, von der Begier erregt, die ihrem Herrn angethane Schmach zu tilgen, drangen in die Kirche ein, und es entbrennt an heiliger Stätte ein Kampf von alter, sagenhafter Art. Auf den wehrlosen Mann, der sich in Gottes Schutz gestellt hat, dringt mit Schmähreden und Waffen Thiadbold ein und verwundet ihn, da reißt Th. das Schwert vom Altare und er-

schlägt den Angreifer. Nicht in ehrlichem Kampfe fällt der Sohn Heinrich's I.; während er sich der auf ihn einstürmenden Gegner erwehrt, steigt durch ein Fenster beim Altare Maincia (Maginzo) ein und durchbohrt den Helden von rückwärts mit einem Speere (28. Juli 938). Der König war der That nicht froh, er beklagte in einigen Worten den Hingang seines Halbbruders und rühmte dessen gute Eigenschaften. Maincia trug die Kette Thankmar's, die er vom Altare weggenommen hatte, nicht lange. In dem Zwiespalt zwischen Heinrich und Otto I., an dem auch ihm eine Schuld beigemessen wird, stand er auf Seite seines Herrn, er fiel im März 939 in dem Gefecht bei Birthen.

Widukind, Rer. gest. Saxon. lib. II. c. 9—11, 17. — Thietmari Chron. 1, c. 5, 9; 2, c. 2. — Ottenthal, Regesten Heinrich's I. u. Otto's I. — Waitz, Jahrb. Heinrich's I. — Dümmler, Jahrb. Otto's I. Uhlirz.

Thanner: Franz Ignaz Th., katholischer Philosoph und Anhänger der Schelling'schen Identitätslehre, geboren am 9. Februar 1770 zu Neumarkt a. d. Rott, starb 1825 zu Salzburg als Professor am dortigen Lyceum, nachdem er vorher in Landshut und Innsbruck Philosophie gelehrt hatte. Seine nennenswerthesten Schriften sind: „Versuch einer möglichst faßlichen Darstellung der absoluten Identitätslehre“ (München 1810), „Lehrbuch der theoretischen Philosophie &c.“, 2 Theile (Salzburg 1811—12), „Lehr- und Handbuch der praktischen Philosophie“, I. Th. (Salzburg 1811).

Meusel's Gelehrtes Teutschland VIII ff. — L. Noack's Philosophie-geschichtliches Lexikon. O. Liebmann.

Thanner: Jakob Th., Leipziger Buchdrucker und Buchhändler der Reformationszeit, unter den fünf Druckern, die Leipzig damals hatte (Lotter, Landsberg, Stöckel, Thanner, Schumann), nicht der Zeit, aber der Bedeutung nach wol der letzte. Aber auch er theilte das Schicksal seiner Genossen: nachdem er sich in zwei Jahrzehnten namentlich durch seine Thätigkeit für die Universität — pro commodo reipublicae litterariae imprimebat schreibt er 1515 am Schluß einer Ausgabe von Cicero's De Oratore — in die Höhe gearbeitet hatte, kam er durch die feindselige Haltung, die der Landesherr, Herzog Georg, Luther und der Reformation gegenüber einnahm, und durch den Rückgang der Universität, der die Folge davon war, in seinem Geschäft wieder herunter. Vom Jahre 1498 an ist er mit datirten Drucken in Leipzig nachweisbar. Bis etwa 1518 hat er dann, zum Theil unterstützt durch Leipziger Gelehrte, wie Johannes Honorius Cubitensis, Heinrich Stromer von Auerbach und namentlich Georg Bredekoph (Laticephalus) von Konitz, die als Herausgeber und Correctoren für ihn thätig waren, eine große Menge von Büchern für Universitätszwecke gedruckt (Ausgaben von antiken Schriftstellern und Neulateinern, Lehrbücher u. a.), alle ganz einfach, ohne jeden Versuch zu künstlerischer Ausstattung, aber gut und sauber. Am besten scheint es ihm in den Jahren 1515 bis 1518 ergangen zu sein. 1515 kauft er zu dem Häuschen auf dem Brühl, das er damals schon besaß, noch das kleine Nachbarhaus hinzu. 1518 druckt er eine Schrift von Cicero zum ersten Male mit lateinischen Lettern — venusto charactere, rühmt er selbst —, läßt sich auch ein neues Signet schneiden und setzt stolz an den Schluß seiner Drucke: in aedibus domini Jacobi Thanner. Dann werden seine Drucke seltener. Er geräth in Schulden, nachdem er 1518 mit seiner Frau Dorothea einen Vertrag auf Gütergemeinschaft geschlossen hat, kommt 1525 gar in Schuldhaft und verkauft 1526 das eine seiner beiden Häuser wieder. Es hatte ihn ein harter Schlag getroffen. Er hatte 1524 Luther's Uebersetzung des neuen Testaments nachgedruckt; aber obwol sich der Leipziger Rath beim Merseburger Bischof für ihn verwandte und dem Bischof schrieb, daß „der arme Mann viel darauf gewandt, und wo er's nit sollt ausgehen lassen, in unver-

windlichen Verderb geführt werden" würde, wurde doch der Vertrieb der Uebersetzung verboten und wahrscheinlich die ganze Auflage vernichtet; es hat sich nicht ein einziges Exemplar davon erhalten. Er druckte dann noch in zwei Bänden ein mit zahlreichen Holzschnitten geschmücktes deutsches liturgisches Werk auf alle Tage des Kirchenjahres (Das Erste Teyl der Kirchengesenge und Das Ander Teyl der Kirchengesenge). Der zweite Band ist 1529 erschienen, der erste wol 1527 (die Leipziger Stadtbibliothek besitzt nur den zweiten Theil). Dieses Unternehmen steht nach Umfang und künstlerischer Ausstattung unter seinen Drucken ganz vereinzelt da. Möglich, daß er alle seine Mittel darauf verwandt hatte — einen späteren Druck von ihm vermag ich wenigstens nicht nachzuweisen. Möglich auch, daß er später, wie so manche Buchhändler jener Zeit, noch andre Geschäfte betrieb; wenigstens bekennt er 1530, daß er dem Leipziger Buchdrucker Valentin Papst 50 Gulden für Garn schuldig sei.

Geburts- und Todesjahr Thanner's sind unbekannt. Seine Heimath war Würzburg (Herbipolensis nennt er sich oft auf seinen Drucken), 1502 erwarb er das Leipziger Bürgerrecht. Das letzte Jahr, wo er urkundlich nachweisbar ist, ist 1538; da verkauft er auch sein zweites Haus. Sein Signet zeigt auf schwarzem Grunde eine weiße Hausmarke etwa in der Form eines Reichsapfels, umgeben von den Buchstaben i und t. Auf einigen seiner Drucke hat er seinen Namen zu Abiegnus latinisirt.

Aus Acten des Leipziger Rathsarchivs und zahlreichen (über 50) Drucken Thanner's auf der Leipziger Stadtbibliothek. Vgl. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XII, 302. G. Wustmann.

Tharäus: Andreas Th. stammte aus Muskau, war Pastor zu Friedersdorf in der Niederlausitz, später in Buchholz. Als Pastor in Buchholz verfaßte er 1628 eine Comödie: „Weiber Spiegel. Das ist, Eine Lustige Comoedia von 7 Personen, den Ehelichen Haußstand betreffende." Sie erschien 1628 in Erfurt bei Tobias Fritzsche. Einen dramatischen Werth hat sie nicht, denn sie besteht eigentlich nur aus Gesprächen, die zwischen zwei Frauen gehalten werden, von denen die eine, Barbara, unter der Plage eines trunk- und zanksüchtigen Mannes zu leiden hat, während die andere, Anna, sie ermahnt, nach der Vorschrift der Bibel treu auszuhalten und alles geduldig zu ertragen. Die Frauen werden dann als Vertreter des weiblichen Geschlechts von verschiedenen Narren, die weiterhin auftreten, gehänselt und gehöhnt, und das Ganze schließt eigentlich, ohne daß man erkennt, daß der Verfasser mehr als einen Fastnachtsscherz beabsichtigt hat. Einer der Narren, Lectus, singt ein Lied, dessen Ursprung unbekannt ist; und ein Pfaffe, der an die Männer eine Strafpredigt richtet, citirt ein Schlemmerlied, das ebenfalls sonst nicht bekannt ist. — Außer dieser Comödie verfaßte Th. 1609 ein längeres Gedicht: „Eine erbermliche Klage der lieben Frau Gerste und ihres Brudern Herrn Flachs, die sie gehalten haben auff einem Stuck Acker, fur Friederstdorff im Ampt Storckow gelegen, wie offt und vielmal sie beyde durch der Menschen Hende gezogen, vnd sehr ubel tractirt werden, ehe sie von ihnen können gebraucht werden." Th., damals Pfarrer zu Friedersdorf, sagt, er habe diese Klage angehört, aufs Papier gebracht, und was daraus zu lernen sei, menniglichen mitgetheilt. Es ist ein Lehrgedicht, das von den verschiedenen Vorgängen handelt, welche die Gerste und der Flachs durchzumachen haben, ehe sie dem Menschen nützlich werden. Das Gedicht endet mit einer Mahnung des Verfassers an den Leser zur Dankbarkeit gegen Gott, den Geber alles Guten. Es findet sich abgedruckt in Caspar Dornau's Amphitheatrum sapientiae Socraticae joco-seriae, Hanoviae 1619, I, 222—232.

Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung II², 377 u. 573. — Crecelius, Archiv für Litteraturgeschichte VII, 303 f. H. Holstein.

Thäter: Julius Caesar Th., Kupferstecher, wurde am 7. Januar 1804 in Dresden in „grenzenloser Noth und Trübsal“ geboren. Der Vater, der infolge von Krankheit sein Gesicht fast gänzlich verloren hatte, war arbeitsunfähig, und so mußte die Mutter, die Th. als gebildet und feinfühlig schildert, die ganze Familie kümmerlich durch Stricken ernähren. Infolge dessen war die Jugend Thäter's freudenlos und diente dazu, ihn für lange Zeit mürrisch, unfreundlich und bitter zu stimmen. Am schlimmsten gestalteten sich die Verhältnisse der Familie während der Belagerung von Dresden im August 1813. Zu der Nahrungsnoth und der beständigen Todesangst während des Beschießens der Stadt kam noch Krankheit und die Sorge um Unterkunft. In dieser Zeit, am 16. November 1813, starb der Vater am Nervenfieber und ließ seine selbst krank darnieder liegende Frau mit vier unversorgten Waisen im tiefsten Elend zurück. Natürlich war unter solchen Verhältnissen an einen geregelten Schulunterricht für Th. nicht zu denken. Er mußte vielmehr als Kind durch Hausiren mit Seifenkugeln, Strumpfbändern und anderen Kleinigkeiten darauf bedacht sein, zu seinem Unterhalt und dem seiner Familie etwas beizutragen. Etwas älter geworden, fing er an, als Stiefelputzer und Laufbursche sein Fortkommen zu suchen, während er am Abend in den Bierhäusern aus einer Ziehkarte den Neugierigen ihr zukünftiges Schicksal vorhersagte. Auf diese Weise wurde er mit dem Kupferstecher Gottschick bekannt, für den er eine Zeit lang Kupferstiche in den Hotels verkaufte. Vorübergehend nahm sich der Oberst von Lindemann seiner an. Er schickte Th. in die Garnisonschule und unterstützte ihn durch Bücher und andere Gaben, sodaß Th. bereits Hoffnung schöpfte, etwas Tüchtiges lernen zu können. Da Lindemann aber bald darauf heirathete und seine Frau seiner Freigebigkeit ein plötzliches Ende bereitete, mußte Th. von neuem auf Erwerb sinnen. Er versuchte sein Glück zuerst als Lehrling bei einem Schneidermeister, kam dann zu einem Goldschmied, und als ihm diese Beschäftigung nicht zusagte, zu einem Branntweinbrenner in Meißen, bei dem er es keine Stunde lang aushielt, bis ihn ein Jude in sein Lotteriegeschäft aufnahm, der ihn so ausnutzte, daß er auch bei ihm nur wenige Wochen bleiben konnte. Endlich, zu Neujahr 1818 fand er Unterkunft bei dem Hofkupferstecher Professor Schulze. Allerdings war er auch in dieser Stellung nur der „Hauspudel“, der alles besorgen mußte, was die anderen nicht thun wollten; aber er machte doch bei ihm einen ersten Versuch im Zeichnen und setzte sich in den Kopf, daß er Kupferstecher werden wolle. Dieser sein Wunsch fand nach und nach Gehör bei seiner Mutter. Sie entschloß sich, für ihren Sohn um Aufnahme in die Akademie nachzusuchen, und erhielt auch die Zustimmung der Direction. Am 5. Oct. 1818 wurde Th. in die Zeichenschule der Akademie eingeführt, in der er beinahe zwei Jahre lang arbeitete, in den Mittags- und Abendstunden sein Brot durch Abschriften und durch Coloriren von Bilderbogen verdienend. Erst als er auf Verwendung des Hofraths Böttiger und Dr. Weigel's von dem bekannten Kunstfreund, dem Herrn von Quandt, eine monatliche Unterstützung erhielt, konnte Th. seine Nebenbeschäftigung aufgeben und sich dem Kupferstechen zuwenden, womit er zu Ende des Jahres 1820 unter der Leitung des Professors Seiffert den Anfang machte. Er blieb vier Jahre lang Schüler Seiffert's, der sich seiner warm annahm und ihm eine Unterstützung des Prinzen Friedrich August, des nachmaligen Königs von Sachsen, verschaffte, der ihm aber für seinen Beruf nur wenig nützen konnte, da er selbst als Kupferstecher nicht viel leistete. Umso eifriger suchte Th. die Lücken seiner Bildung durch Privatfleiß auszufüllen. In diesem Bestreben begegnete er sich mit seinem gleichfalls aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangenen Freunde Ernst Rietschel, der während des Jahres 1822 bei seiner Mutter wohnte und sich mit inniger Liebe an ihn anschloß. Im Umgang mit Rietschel und mehreren anderen Freunden erschloß sich Thäter's Persönlichkeit mehr und mehr. Er gewann eine

Ahnung des Glücks und erfüllte sich mit begeisterten Vorstellungen von der Größe und Bedeutung der Kunst, sodaß er im Frühjahr 1824 nach dem Tode Seiffert's den Versuch machte, ganz selbständig eine Zeichnung von Cornelius aus dem Besitze des Herrn von Quandt, die den „Spaziergang Faust's am Ostertage“ darstellte, durch den Grabstichel wiederzugeben. Obwohl ihm diese Arbeit ganz ungewohnt war, brachte er die Platte bis zum Sommer 1826 fertig und verkaufte sie auf Verwendung Quandt's an den Kunsthändler Wanner in Frankfurt a. M. Indessen war ihm bei dieser Arbeit klar geworden, daß er mit den technischen Mitteln der Kupferstecherei noch ganz unvertraut sei, und so ließ er sich von Gönnern, die er inzwischen durch den Buchhändler Barth in Leipzig gefunden hatte und die ihm eine Unterstützung von Seiten Leipziger Kunstfreunde für zwei Jahre zugesichert hatten, gern bestimmen, im September 1826 nach Nürnberg überzusiedeln, um in der Schule des Kupferstechers Reindel (1784—1853) Fortbildung in seiner Kunst zu suchen. Indessen sollten die Erwartungen, die Th. auf Reindel's Unterricht gesetzt hatte, nicht in Erfüllung gehen. Es zeigte sich bald, daß Reindel nicht nur kein guter Zeichner war, sondern daß er als gewandter Routinier in eigennütziger Absicht das Talent seiner Schüler auszubeuten suchte. Er hätte gern auch Th. für seine Zwecke ausgenutzt, doch wußte sich dieser trotz seiner Schüchternheit selbständig ihm gegenüberzustellen, was ihm um so leichter fiel, als er von Dresden aus wiederholt Aufträge erhielt und bei seiner Beliebtheit bei den Bürgern der Stadt durch Zeichnen von Porträts sich einen kleinen Nebenverdienst verschaffen konnte. Seine hauptsächlichste Arbeit in Nürnberg war aber der Stich eines Porträts von Vogel aus Dresden, das den russischen Gesandten Canicof in Dresden darstellte. Th. erhielt den Auftrag dazu, nachdem er die Figur der „Baukunst“ aus dem Cyklus der Deckengemälde Vogel's im königl. Schlosse zu Pillnitz zur Zufriedenheit des Malers gestochen hatte. Außerdem benutzte er seinen Aufenthalt in Nürnberg, um die dortigen Denkmäler der altdeutschen Kunst fleißig zu studiren. Namentlich zogen ihn die Arbeiten Adam Krafft's und das Sebaldusgrab Peter Vischer's mächtig an. Er zeichnete diese Kunstwerke nach und drang auf diese Weise tiefer in den Geist jener Zeit ein, in deren schwärmerischer Verehrung ihn der Umgang mit seinem Freunde Kirchner, der als Zeichner und Radierer in Nürnberg lebte († 1837), noch bestärkte. Eine wahre Befriedigung in seiner Kunst fand Th. jedoch auch in Nürnberg nicht, so sehr ihm sonst der dortige Aufenthalt und der Verkehr mit gleichgestimmten Freunden zusagte. Von Kirchner und anderen immer wieder auf Cornelius hingewiesen, hoffte er von diesem bei der Vervielfältigung seiner Arbeiten beschäftigt zu werden. Er reiste daher Ende September 1827 nach München, wo er mit staunender Bewunderung vor dem dortigen Kunstleben erfüllt wurde, mit Julius Schnorr v. Carolsfeld, den Gebrüdern Eberhard und anderen Malern Freundschaft schloß und auch von Cornelius empfangen wurde, aber nur die Versicherung von ihm erhielt, daß er später Beschäftigung bekommen solle. Er kehrte daher zunächst unverrichteter Sache nach Nürnberg zurück, das er erst im Frühjahr 1828 verließ, um über Dresden nach Berlin zu gehen und dort unter Rauch's Augen seinen Stich nach dessen Francke-Monument für Halle zu vollenden. Er hatte gehofft, noch weitere Aufträge von Rauch zu erhalten, da dieser aber damit zögerte, wandte er sich an Amsler, der soeben als Professor an die Akademie in München berufen war, mit der Bitte, sein Schüler werden zu dürfen. Amsler ging auf seinen Wunsch ein, und so siedelte Th. im J. 1829 nach München über, wo sich Amsler seiner auf das beste annahm und seinen künstlerischen Bestrebungen diejenige bestimmte Richtung gab, die Th. seitdem in seinem weiteren Schaffen innegehalten hat. Indessen sollte auch dieser Aufenthalt Thäter's in München nur von kurzer Dauer sein. Seine Mutter wünschte dringend, ihren

Sohn in ihrem Alter in der Nähe zu haben, und so entschloß er sich, im August 1830 nach Dresden zurückzukehren. Aber obwohl er sich im Frühjahr 1831 mit der Nichte seines ersten Lehrers Seiffert verlobte und im August 1832 mit ihr die Hochzeit feierte, führte er in den nächsten Jahren ein unruhiges Wanderleben. Schon im Jahre 1831 war er wieder in München, wohin ihn Rauch berufen hatte, um einige Theile seines Max-Joseph-Monuments zu zeichnen, im J. 1832 aber finden wir ihn bei Rauch in Berlin, der ihn als Zeichner in seinem Atelier verwandte. Nach Dresden heimgekehrt, erhielt er durch Schnorr's Vermittelung den Auftrag, für die Geschichte der neueren deutschen Kunst, die der Graf Raczynski herausgab, eine Anzahl Kupferstiche zu liefern. Zu diesem Zweck machte sich jedoch die Uebersiedelung nach München nöthig, und so kam Th. am 15. October 1834 zum dritten Mal nach München, wo er diesmal längere Zeit, bis zum Jahre 1841, verweilen sollte. Er fertigte dort zuerst einen Stich nach Schnorr's Carton: „Chriemhilde findet den Leichnam Siegfrieds" für den Grafen Raczynski an, erhielt, da diese Arbeit zur Zufriedenheit des Grafen ausfiel, den Auftrag auf einen Stich nach Mücke's „Barbarossa nach der Zerstörung Mailands" und vollendete in den Jahren 1836—37 den Stich nach Kaulbach's „Hunnenschlacht". Hierauf folgten auf einer Platte vier Bilder nach Cornelius aus dem Heldensaal der Glyptothek: „Agamemnons Traum", „Venus und Mars", die „Vermählung der Helena", sowie eine von Blumen umgebene Arabeske. Weitere Arbeiten, gleichfalls im Auftrage Raczynski's ausgeführt, waren „die Nacht" und „die Parzen" nach Carstens, „Der Beginn der Kunst", nach einem Aquarell Schinkel's und „Glaube, Liebe und Hoffnung" nach einem Carton von Wach in Berlin. So reichlich beschäftigt, wäre Th. gern in München geblieben, wenn sich ihm auch für die Zukunft eine sichere Aussicht geboten hätte. Da diese jedoch fehlte und er das Gewisse dem Ungewissen vorziehen zu müssen meinte, entschloß er sich, im Sommer 1841 nach Weimar zu ziehen, wo ihm eine Zeichenlehrerstelle an der Kunstschule angetragen worden war. Aber obwohl er in Weimar außerordentlich zuvorkommend aufgenommen wurde und in dem Maler Preller und dem Secretär Schuchardt neue treffliche Freunde fand, wollte ihm das dortige Kunsttreiben gar nicht zusagen. Er entschloß sich daher, seine Stellung aufzugeben und zog im Juli 1843 mit Weib und Kind nach Dresden. Th. fühlte sich hier in seiner Vaterstadt besonders wohl und heimisch, zumal es ihm an Aufträgen nicht fehlte. Sie kamen ihm meistens durch Vermittelung Münchener Freunde, da der dortige Kunstverein bei ihm verschiedene Blätter als Vereinsgeschenk bestellte, z. B. zwei Stiche nach Schnorr's Carton „Barbarossa's Einzug in Mailand" und „Barbarossa und Papst Alexander in Venedig", während der Dresdner Kunstverein einen Stich nach Schnorr's Carton „Rudolph von Habsburg als Richter" und eine Radierung nach Schwind's „Ritter Curt" von ihm anfertigen ließ. Auf eigenes Risico schuf er in jenem Jahre auch einen Stich nach Carstens' „Einschiffung des Megapenthes". Am meisten aber freute er sich über den Auftrag, die Zeichnungen des Cornelius für den Berliner Campo Santo durch den Stich zu vervielfältigen. Für den Kunsthändler Arnold in Dresden endlich übernahm er einen Stich nach Kaulbach's „Völkerscheidung am babylonischen Thurm". Trotzdem es ihm also an Arbeiten nicht fehlte, folgte er im November 1849 einem Rufe nach München, wo ihm die durch den Tod seines Lehrers Amsler erledigte Professur an der mit der Akademie verbundenen Kupferstechschule angeboten worden war. In dieser Stellung hat er bis zum Herbste des Jahres 1868 mit Erfolg gewirkt und sich bei seinen Collegen und Schülern so großen Ansehens erfreut, daß ihm seit dem Herbst 1860 auch noch die Inspection der Arbeiten an der Akademie übertragen wurde. Als aber die gänzlich veränderte

Richtung in den allgemeinen Kunstanschauungen und in Bestrebungen der Akademie ihn zur Niederlegung seiner Professur bestimmte, erhielt er die Stelle eines Conservators an dem Münchener Kupferstich- und Handzeichnungscabinet. In München schloß er sich namentlich an Schwind an, hatte aber nicht wenig von den Launen dieses ebenso genialen als eigenwilligen Künstlers zu leiden. Namentlich schmerzte es ihn tief, daß Schwind von seinen Arbeiten nach den Cartons zum Leben der heiligen Elisabeth und namentlich von der Reproduction seines Märchens vom Aschenbrödel nichts wissen wollte und sein Märchen von den sieben Raben auf photographischem Wege in den Kunsthandel bringen ließ. Umsomehr erfreute ihn der Auftrag des Dresdner Kunsthändlers Arnold, für ihn die Raphael'schen Cartons in Hamptoncourt zu stechen. Er ging mit großem Eifer an die Arbeit, die ihm durch die Untauglichkeit der photographischen Vorlagen sehr erschwert wurde, vollendete aber nur die „Predigt des Paulus in Athen" (1867), da Arnold von dem Unternehmen absah und die fertige Platte nur galvanisch ablagern ließ, nicht aber zum Druck und zur Herausgabe beförderte. So ohne Beschäftigung, vereinigte er sich mit dem Maler Gustav Ferdinand Leopold König, den er bereits im J. 1863 zur Bearbeitung des im J. 1854 bei Perthes in Gotha erschienenen „Güldenen A-B-C-Buches" bestimmt hatte, zur Herausgabe einer Volksbibel, die aber nur langsam erschien, da König wenig Lust zur Sache hatte und die Mittel zur schnelleren Förderung des Werkes fehlten. Seit Weihnachten 1869 kam die Angelegenheit ganz ins Stocken, und Th., der gerade auf die Volksbibel große Hoffnungen gesetzt hatte, mußte das Werk unvollendet zurücklassen. Schon im Laufe des Sommers 1870 stellten sich asthmatische Beschwerden bei ihm ein, die durch Gemüthsbewegungen, veranlaßt durch den Tod seiner Frau am 1. August, noch heftig gesteigert wurden. Eine Erholungsreise nach Lindau, wo sein verheiratheter Sohn lebte, brachte ihm nur vorübergehende Erleichterung. Nach der Rückkehr nach München stellten sich die Anfälle aufs neue ein, denen er am 14. November 1870 erlag. — Th. muß als der letzte bedeutende Vertreter der Cartonstecherei angesehen werden. „Seine Stiche zeichnen sich durch Treue der Auffassung, liebevolles Eingehen in den Geist der Vorbilder, Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung und meisterhafte Führung des Stichels aus; sie wollen, gleich denen Dürer's und Marc-Anton's nicht durch den Farbenausdruck oder glänzende Technik blenden, sondern durch Einfachheit im Vortrage des Gedankens, in strenger Zeichnung und Haltung." Von den Errungenschaften der modernen Technik hat Th. nur wenig angenommen; aber er protestirte dagegen, wenn man ihn einen Carton- oder gar Conturstecher nannte, um damit seine Beschränktheit anzudeuten. „Wer mich und meine Arbeiten kennt", erklärte er, „weiß, daß ich in der ganzen Zeit meiner künstlerischen Thätigkeit durch besondere Führungen und Umstände nur mit den Werken lebender Künstler, und zwar mit wenigen Ausnahmen mit solchen der Münchener Schule beschäftigt war, also mit Sachen, wo nie die Rede von Farbe war. Und selbst in meiner neuesten Arbeit, „Aschenbrödel" ist, wie bei Schwind überhaupt, nur in einem gewissen, beschränkten Sinn von Farbe zu reden. Wie mir, so fehlte es auch meinen Schülern an aller Veranlassung, über das Maaß der Zeichnung hinauszugehen; doch zweifle ich keineswegs, daß diejenigen von ihnen, welche überhaupt hinlänglich begabt sind, eine weitergehende Aufgabe zu lösen vermöchten, denn ich habe sie möglichst gründlich so weit herangebildet, daß sie Contur und Form correct und schön durchzubilden wissen, und habe nicht versäumt, sie über die Art, wie der weitere Moment der Farbe hinzuzufügen wäre, oft zu unterrichten." Uebrigens hat Th. seine Ansichten über das Wesen der Kupferstecherei und über ihre Zukunft in einer eingehenden Abhandlung, in der er vor allem „das dumme Geschrei

unverständiger oder böswilliger Leute, als sei die Kupferstecherei durch die Photographie gänzlich abgethan", zu widerlegen suchte, zusammengefaßt. Sie führt den Titel: „Ueber Reproduction in der bildenden Kunst", wurde in der Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung 1867 Nr. 201. 202 abgedruckt und bildet jetzt den Anhang zu dem von Thäter's Tochter herausgegebenen Lebensbild ihres Vaters.

Vgl. Julius Thäter. Das Lebenbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß von Anna Thäter. Mit Porträt in Lichtdruck. Frankfurt a. M. 1887. — Beiblatt zur Zeitschr. für bildende Kunst 1871, VI, 68. 69. — Christl. Kunstblatt 1871, Nr. 143. 144. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon, München 1848, XVIII, 292. 295. — Apell, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1880. S. 425—428, wo die Arbeiten Thäter's ziemlich vollständig aufgeführt werden. H. A. Lier.

Thaulow: Gustav Ferdinand Th., Philosoph und Patriot. Er war geboren am 6. Juli 1817 in der Stadt Schleswig, wo sein Vater, ein geborener Norweger, damals Hardesvogt, später Amtsverwalter in Apenrade war. Er besuchte die Domschule in Schleswig und studirte dann von 1837 an Theologie und Philosophie in Kiel und Berlin. Weil ihm die Mittel zu weiterer Fortsetzung seiner Studien fehlten, ward er Hauslehrer auf Bothkamp und promovirte dann 1842 zum Dr. philos. in Kiel. 1843 habilitirte er sich an dieser Universität als Privatdocent der Philosophie und vorzugsweise der Pädagogik. 1846 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie und 1854 ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik, zuletzt war er auch Docent an der Marine-Akademie und Ritter des Kronenordens III, 1878 Geheimer Regierungsrath. Er starb am 11. März 1883.

In der Philosophie gehörte er der damals blühenden Hegelschen Schule an. Seine schriftstellerische Wirksamkeit eröffnete er 1845 mit den beiden pädagogischen Schriften: „Die Erhebung der Pädagogik zur philosophischen Wissenschaft" und „Nothwendigkeit und Bedeutung eines pädagogischen Seminars auf der Universität", 1846 „Die Schule der Zukunft" und 1848 „Plan einer Nationalerziehung". Diesen folgte eine verdienstliche Zusammenstellung der Aussprüche Hegel's über Pädagogik: „Hegels Ansicht über Erziehung und Unterricht" 1853, 3 Bde., und „Gymnasial-Pädagogik im Grundriß" 1857. Er gründete 1849 die noch bestehende Schleswig-holsteinische Schulzeitung. Zum hundertjährigen Geburtstag Hegel's gab er heraus „Acten, den hundertjährigen Geburtstag Hegels betr.", Kiel 1870/72, 2 Hefte. Außerdem zur Philosophie: „Fünfundfünfzig Themata aus der Rechtsphilosophie" 1858. „Einleitung in die Philosophie und Encyclopädie der Philosophie im Grundriß oder Methode des philosophischen Studiums". An der Politik betheiligte sich Th. durch verschiedene Schriften: „Die Neugestaltung Deutschlands mit dem Prager Frieden vom 23. August 1866" (Kiel 1867). „Das Europäische Gleichgewicht durch den Prager Frieden d. J. 1866". Daneben bewies er sich als ein besonders eifriger Kunstfreund und thätiges Mitglied des Kieler Kunstvereins. Er verfaßte „Das Kieler Kunstmuseum. Ein Wegweiser durch dasselbe und zugleich eine kurze Einleitung in das Studium der Kunst", Kiel 1857, 2. Aufl. 1860. Insbesondere bethätigte er aber seinen Kunstsinn dadurch, daß er in seinem Hause eine Sammlung von Holzschnittarbeiten anlegte. Er schenkte später diese ansehnliche Sammlung, wofür er bedeutende Geldopfer gebracht, noch bei Lebzeiten, 1876, der Provinz, welche darauf auf einem von der Stadt Kiel geschenkten Platze das schöne Thaulow-Museum errichtete, das noch fortwährend vermehrt wird. Er hat auch im Stillen junge heimische Künstler vielfach durch Rath und That unterstützt und ihnen die

Wege, auf welchen sie später zu ihrer künstlerischen Entwicklung gelangt sind, geebnet.

Als bei der Abtrennung von Dänemark die Sammlung schleswig-holsteinischer Alterthümer nach Kopenhagen abgeführt worden war, verdankt man es hauptsächlich seiner energischen Wirksamkeit, daß diese werthvolle Sammlung wieder zurückgegeben wurde und nun ganz mit dem Kieler Alterthums-Museum vereinigt ist.

Schon im J. 1861 faßte Th. den Gedanken, daß bei der im J. 1865 bevorstehenden 200 jährigen Universitätsjubelfeier das Land seiner Hochschule als Ehrengeschenk ein neues zeitgemäßes Universitätsgebäude bringen müsse. Er sandte deshalb eine Ansprache an die Bewohner der Herzogthümer aus und veröffentlichte im folgenden Jahre „Die Feierlichkeiten bei der Einweihung der Kieler Universität in den Octobertagen 1665“, (Kiel 1862, n. A. 1876). Durch seine Bemühungen entstanden 72 Localkomitees, und dadurch die Grundlage zu dem Unternehmen, das dann 1876 mit Hülfe der Staatsregierung zur Ausführung gekommen ist. Drei Sendschreiben wurden zu dem Behuf veröffentlicht und ein ansehnlicher Baufonds ward in der Provinz gesammelt. Es beschäftigte ihn zugleich der Plan, ein größeres Gebäude herstellig zu machen, in dem als einem Christian-Albrechts-Stift unbemittelte Studenten freie Wohnung erhalten sollten. Diesen Plan durchzuführen gelang ihm zwar nicht, aber eine ansehnliche Summe dafür hat er schon zuwege gebracht und diese Gelder sind belegt und die Zinsen werden zum Capital geschlagen bis dieses die erforderliche Höhe erreicht hat. Seine Schrift „das Christian-Albrechts-Stift an der Kieler Universität“ Kiel 1881 gibt darüber Nachricht. Eine ausgezeichnete Wirksamkeit hat Th. ferner dem Gustav-Adolph-Verein gewidmet. Als er nach Professor Fricke's Weggang an die Universität von Leipzig das Directorium des schleswig-holsteinischen Hauptvereins übernahm, hat er auch dieser Angelegenheit mit gewohnter Energie 16 Jahre hindurch sich gewidmet und Großes erreicht.

Als Docent an der Marine-Akademie war er gerade 10 Jahre hindurch thätig. Der Director derselben (Nachruf Kieler Ztg. 13. März 1883) hat ihm bezeugt, daß er ein außerordentlich reges Interesse für die Marine und eine hohe Begeisterung für sein Lehramt an den Tag gelegt habe. Aus dieser Wirksamkeit ist ein Vortrag „Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine“ (Berlin 1874) gedruckt. Großes und Edles hat er für das Land, die heimische Hochschule, die vaterländische Kunst und ihre Jünger erstrebt und Vieles hat er erreicht.

S.-H. Schulzeitung 1883 Nr. 12. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlexikon II 454 und Fortsetzung II 306. — F. Volbehr in Kieler Universitäts-Chronik 1884/85 und separat.

Carstens.

Thaurer: Benedict Th., wahrscheinlich zu Eisleben wohnhaft, dichtete geistliche Lieder, von denen Cyriacus Spangenberg vierzehn in das von ihm Eisleben 1568 herausgegebene Gesangbuch aufnahm.

Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. 345 f. — Derselbe, das deutsche Kirchenlied IV, 545 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. Bd. 2 S. 264 Anm. (wo er fälschlich Theurer genannt wird). — Goedeke, 2. Aufl., III, S. 192, Nr. 78.

L. u.

Thausing: Moriz Th., Kunstgelehrter. Geboren am 3. Juni 1838 zu Tschischkowitz, einem Schlosse bei Leitmeritz i. Böhm., wo sein Vater Julius Th. herrschaftlicher Amtsdirector war. Moriz wurde als sechstes Kind der Familie geboren. Der Schulbildung wegen mußte er schon früh (mit 7 Jahren, sagt die Familienüberlieferung) die Eltern verlassen. Er kam ins Haus seiner Groß-

mutter nach Lobositz, wo er von seinem Oheim, einem Priester, im elementaren Wissen unterrichtet wurde. Auch späterhin, als Moriz an die höheren Schulen gekommen und der Onkel Pfarrer geworden war, führten ihn die Ferien noch öfter zu diesem Verwandten. Mit 9 Jahren kam Moriz ans Gymnasium nach Brüx, wo er stets der Liebling seiner Lehrer war, an denen er auch mit seltener Innigkeit hing, besonders am Geschichtsprofessor Ressel. Die Universitätsstudien begann Th. 1856 in Prag; 1858 setzte er sie in Wien fort, wo er germanistische Studien bei Fr. Pfeiffer und am Institute für Oesterreichische Geschichtsforschung historische Studien trieb. 1859 wurde er Mitglied dieses Instituts. Als erste Schriften des jungen Gelehrten werden genannt: „Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung, ein Beitrag zur Frage über die Entstehungszeit des Liedes" (Pfeiffer's Germania VI), eine Abhandlung, auf welche hin Th. den philosophischen Doctorgrad der Universität Tübingen erwarb, und eine Studie für ein Wiener Realschulprogramm: „Beziehungen Böhmens und Mährens zum Reiche der Karolinger". Wie diese beiden Arbeiten, so hingen auch die nächstfolgenden noch enge mit linguistischen und historischen Studien zusammen, so die „Nibelungenstudien", die „Neumark Oesterreich und das Privilegium Henricianum 1043—1058", endlich „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache, mit Bezug auf Brücke's Physiologie und Systematik der Sprachlaute dargestellt", welche Arbeit 1863 selbständig bei Engelmann in Leipzig erschienen ist. Die Abhandlung über die Neumark wurde im October desselben Jahres der Akademie der Wissenschaften vorgelegt.

Eine Neigung zur bildenden Kunst scheint bei Th. schon früh durch Besuche in der Dresdener Galerie geweckt worden zu sein; die Richtungsänderung seiner Studien aber zur Kunstgeschichte hin trat bei Th. wol hauptsächlich infolge seiner Beziehungen zu Eitelberger ein, dessen Vorlesungen er emsig besuchte und der, wie er späterhin selbst schrieb, bemerkte, daß Th. „eine ganz specielle Befähigung für Kunstwissenschaft besaß. Eine leichte Auffassung, ein scharfer Blick und ein vorwiegendes Phantasieleben befähigten ihn ganz besonders hiezu". Eitelberger's Vorlesungen waren stets anregend, da er seine Schüler in den Umgang mit den Kunstwerken selbst einführte, auf hervorragende technische Merkmale aufmerksam zu machen verstand und die Eigenart jedes talentvollen Hörers berücksichtigte. Th. stand zwar von vorne herein auf einer festeren geschichtswissenschaftlichen Basis, als sein Lehrer, doch hatte er von mütterlicher Seite eine ideale, schwärmerische Anlage geerbt, die ihm das Verständniß für Eitelberger's Wesen vermittelte, das mehr aufs intuitive Erfassen, als aufs methodische Forschen gerichtet war. 1862 hatte Th. eine Stellung als Bibliotheksbeamter an der Wiener Akademie der bildenden Künste erhalten, an welcher er in der Folge auch als Docent für allgemeine Welt- und Culturgeschichte thätig war (1865—1868). 1864 kam der, nunmehr zum Kunsthistoriker gewordene Gelehrte als Official an die „Albertina", womit für ihn ein wichtiger Lebensabschnitt erreicht war. Bis zum Inspector und Director (1876) dieser reichen und wichtigen Kunstsammlung ansteigend, wurde er durch sie nach und nach zum Mittelpunkte alles ernsten kunstgeschichtlichen Strebens in Wien. Der ungeheure Vorrath an Kupferstichen und Handzeichnungen, deren wissenschaftliche Ausnützung durch eine reichhaltige Bibliothek so wesentlich erleichtert wurde, bot dem feurigen Naturell Thausing's fortwährend Stoff zu Studien über Kupferstichkunde und Geschichte der Malerei, wovon eine Reihe von Arbeiten Zeugniß ablegt, die zum Theil in der Zeitschrift für bildende Kunst erschienen sind. Ganz besonders aber war es der Schatz von Handzeichnungen Albrecht Dürer's in der Albertina, die für die Richtung der Thausing'schen Arbeiten bestimmend werden sollten. 1871 hielt der neue Dürerforscher im Wiener Alter-

thumsvereine einen Vortrag über Dürer's Sanct-Veiter Altar, welche Arbeit noch 1871 in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Kunstdenkmale im Druck erschien. Dieselbe Commission veröffentlichte auch Thausing's Aufsatz über „Dürer's Triumphwagen und seinen Antheil am Triumphzuge Kaiser Maximilian's I." (in Band XIII, S. 135). Wieder eine Dürerstudie war die Einleitung zur Publication der Dürer'schen Reiterskizzen zum Triumphzuge Kaiser Maximilian's I. nach sechs Zeichnungen der Albertina (Wien, Verlag der photographischen Correspondenz, 1872). Mit der Jahreszahl 1872 erschienen dann auch „Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime" als 3. Band der Eitelberger'schen Quellenschriften für Kunstgeschichte, eine Arbeit, die Van Eye im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (1873) sehr günstig beurtheilte. All' dies, neben mehreren kleinen Artikeln nur Vorläufer des großen Werkes: „Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst", zu dem Th. am 9. October 1875 das Vorwort schrieb, und das als wichtigste Leistung Thausing's gelten muß. Ist auch manches von den Ergebnissen seiner Dürerforschungen seither überholt, so kann doch Niemand leugnen, daß für einige Jahrzehnte Thausing's Arbeiten über Dürer geradewegs wie eine Erfrischung der neueren Kunstgeschichte gewirkt, daß sie des Guten, bleibend Werthvollen sehr viel zu Tage gefördert haben und daß die meisten neueren deutschen Arbeiten über Dürer doch zumeist wesentlich durch Thausing's Vorgang bedingt sind. Auf keinen Fall hat das Werk so alberne und wegwerfende Beurtheilungen verdient, wie eine solche z. B. der 2. Auflage 1884 durch Lübke zu theil geworden ist. Thausing's Dürer ist ins Französische und Englische übertragen worden, was denn doch zu Gunsten der Bedeutung dieses Buches sprechen dürfte. Aus Anlaß eines Rufes an die Universität Straßburg hatte Th. 1873 eine Lehrkanzel für neuere Kunstgeschichte an der Wiener Universität erhalten. 1879 wurde er zum Ordinarius befördert. Er oblag den Pflichten des Lehramtes mit regem Eifer und jener Begeisterung, deren nur bedeutende Naturen fähig sind. Ihm verdankt man es, daß an der Wiener Universität durch eine lange Reihe von trefflich ausgearbeiteten Collegien und aufmerksam geleiteten Uebungsstunden der Geist wissenschaftlicher Methode in der neueren Kunstgeschichte seinen Einzug hielt. Seine Vorträge über Geschichte des Kupferstiches und des Formschnittes, sein Dürercollegium, seine Vorlesungen über deutsche Kunst, über italienische Renaissance, über Rafael, Michelangelo, über mittelalterliche Kunst, christliche Ikonographie und andere zogen allmählich nicht nur die kunstfreundlichen Hörer der Wiener Universität heran, sondern auch angehende Kunstgelehrte des Auslandes, so daß unter der jüngeren Generation namentlich deutscher und österreichischer Kunstgelehrter nicht wenige sind, die ihre Ausbildung wenigstens zum Theil den Thausing'schen Lehren verdanken, die freilich (was nicht verschwiegen werden darf) auch gewisse Schwächen hatten und von Einseitigkeit nicht frei waren. So wurden bei Th beispielsweise die Spanier stets sehr von oben herab beurtheilt, so hörte man von ihm über moderne Kunst selten etwas anderes als abfällige Aeußerungen. Nur in seinem Werk über Ferstl's Votivkirche in Wien, das in glänzender Ausstattung 1879 erschienen ist, wird er den Leistungen des modernen Künstlers gerecht. Beim „Kunsthistoriker" legte Th. ohne Zweifel zu wenig Nachdruck darauf, daß er in erster Linie von der Kunst Etwas wissen müsse, bevor er über ihre Erscheinungsäußerungen arbeite. Der Kunstgelehrte war ihm in erster Linie Historiker, was ja theoretisch zum Theil richtig ist, aber nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß sich der Kunstgelehrte eben in erster Linie mit Kunst befaßt. Thausing's Ansichten auf diesem Gebiete sind zum Theil ausgesprochen in einem Essay „Die Stellung der Kunstgeschichte als Wissenschaft", der im Maiheft der Oesterreichischen Rundschau (begründet von Edlinger) von 1883 er-

enen ist. Alles zusammengenommen gehört aber Th. neben Karl Schnaase,
ton Springer und Eitelberger unbestritten zu den verdienstvollsten und geist-
hsten Vertretern der neueren Kunstgeschichte. Sein früher Hingang wird noch
te besonders an der Wiener Universität schmerzlich empfunden. Th. verfügte
r eine ungewöhnliche geistige Begabung und eine tüchtige Willenskraft, wo-
ch es denn zwischen ihm und seinen Gegnern zu Reibungen ja zu Kämpfen
ren mußte, denen der reizbare Mann schließlich nicht mehr gewachsen war.
ß er empfindlich gewesen, sprach er nicht undeutlich selbst aus (bei Gelegen-
t einer Besprechung von A. Springer's: Rafael und Michelangelo im Reper-
ium für Kunstwissenschaft III): „Wir Kunsthistoriker sind ein empfindliches
schlecht. Wir lassen uns nicht gerne berathen und bald bildet jeder einzelne
ein seine Partei.“ Wie Thausing's Familie weiß, war er schon als Kind zart
empfindsam angelegt. Später, von den Kämpfen des Lebens hart mit-
ommen, durch die gewaltigen Insulte, denen das Streben und Schaffen des
lehrten ausgesetzt war, im Grunde erschüttert, mußte er einem traurigen Ende
vermeidlich anheimfallen. Schon gegen 1880 zeigten sich zudem die Anfänge
es schmerzhaften Nervenleidens. Das Ableben seiner Mutter Eleonore, die er
adewegs schwärmerisch verehrte, der Tod des Freundes Alfred Woltmann,
Bewußtsein des Sinkens der eigenen Körperkraft, die damals auch durch
e diphteritische Erkrankung geschwächt war, wirkten in jenem Jahre höchst
ckend auf ihn ein. Sein blasses Antlitz und seine abgemagerte Gestalt gab
ernsten Besorgnissen Anlaß. Seine Reizbarkeit und Streitsucht steigerte sich
cklich und verwickelte ihn nach und nach in ein ganzes Netz von Feindschaften
r Art; die Veröffentlichung eines Skizzenbuches von Jacques Callot (1880
H. O. Miethke's Verlag) fand nicht jene rasche Anerkennung, die Th. erhofft
te. Sein Gegensatz zu dem verfehlten System der Malerdirectoren an Ge-
ldesammlungen, seine Stellung gegen den frevelhaften Plan einer Umgestaltung
Riesenthores der Wiener Stefanskirche und manches andere führte zu öffent-
hen Erörterungen, die den kranken Mann im höchsten Grade erregten. Es war
Frühling 1881, als der Schreiber dieses ihn in der Albertina abholte, um
Künstlerhause die damals in Wien befindlichen Zeichnungen C. Fr. Lessing's
besichtigen. Er war höchst gesprächig und sagte bald: „Wissen sie was? ich
unter die Journalisten gegangen.“ (An Ausfällen gegen die modernen Maler
ß er es nicht fehlen. Makart's Gedankenlosigkeit erregte besonders seinen Aerger.)
ld darauf erschienen in der N. Freien Presse jene schneidigen Feuilletons, in denen
man kann sagen, gegen Freund und Feind Hiebe austheilte, die deshalb eine
hr oder weniger nachhaltige Verstimmung in den weitesten Kreisen hervorriefen
sogar die amtliche Stellung Thausing's gefährdeten. Denn er dehnte seine
griffe, die anfänglich gegen Herman Grimm, Lübke und Ephrussi haupt-
hlich gerichtet waren, auch auf den, damals in hohen Gnaden stehenden Director
kaiserl. Gemäldegalerie E. v. Engerth aus, und forderte durch seinen Spott
ganze mächtige Partei des Dombaumeisters Fr. Schmid heraus. Diese Feuille-
s erschienen während der Jahre 1881—1883 unter dem Titel „Wiener
nstbriefe“ und wurden mit Auswahl in einem Buche gesammelt, das 1884
Seemann in Leipzig erschienen ist. Mittlerweile hatte Thausing's Nerven-
hen furchtbare Fortschritte gemacht, und die zeitweilige Kampfunfähigkeit des
reiters wurde von seinen Gegnern nicht nur zu empfindlichen Angriffen in
Oeffentlichkeit, sondern leider auch zu geheimer Wühlarbeit ausgenützt. Sie
ten leichte Mühe, da auch die ruhig denkenden Freunde des Gelehrten nicht
es gut heißen konnten, was er in seinen Feuilletons geschrieben hatte und
urch in ihren Bestrebungen gehemmt waren. Als Th. im October 1883 als
weiliger Leiter der damals neugeschaffenen „Istituto Austriaco di studii

storici“ nach Rom ging, konnte man sich von diesem Schritte keine guten Folgen versprechen. Nach wenigen Wochen zeigten sich so deutliche Anzeichen einer vollkommenen Geisteskrankheit, daß Th. in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Zwar konnte er im Frühling 1884 scheinbar geheilt, von dort entlassen werden, doch erschien es dringend nöthig, daß er einige Zeit fern von jeder Amtsthätigkeit verbringe. Er ging zu seinen Verwandten nach Leitmeritz, wo er den Frühsommer in leidlichem körperlichem Wohlsein verbrachte. Nun verlor er aber seine Stellung an der Albertina, was ihn aufs tiefste kränkte und ihm den Lebensnerv seiner wissenschaftlichen Thätigkeit durchschnitt. Uebrigens glaubten er und seine Freunde noch nicht alles verloren, da er im Herbst seine Lehrthätigkeit an der Universität wieder aufnehmen wollte. Dann aber am 11. August 1884 mag ihn die Unlust über alles Geschehene übermannt haben. Einige Tage nachher wurde er als Leiche aus der Elbe gezogen.

Benützte Quellen: Familiennachrichten, eigene Erinnerungen und Notizen, die Nekrologe von R. v. Eitelberger, Eng. Mühlbacher, S. Laschitzer, Ant. Springer, ferner der Nachruf in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (XXIII, S. 273), C. v. Wurzbach's biogr. Lex. Bd. 44, C. v. Lützow's Geschichte der Akademie der bild. Künste (passim), „Eine Erinnerung an Moritz Thausing“ (Deutsche Zeitung 21. August 1884), endlich viele Arbeiten von Thausing selbst, die hier nicht im einzelnen angeführt werden können, unter denen aber hervorgehoben seien: „Die falschen Dürerzeichnungen in Berlin, Bamberg und Weimar“ 1871 (in der Zeitschrift für bild. Kunst), ferner seine gehaltvollen Beiträge für Zahn's Jahrbücher der Kunstwissenschaft und für die Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Th. v. Frimmel.

Thebes: Adam Th. (oder Thebesius) wurde am 6. December 1596 zu Seiffersdorf bei Liegnitz geboren, wo sein Vater, Peter Th., Pastor war. Auch sein Großvater Adam Th. und sein Urgroßvater Johann Th. waren Geistliche. Er besuchte die Stadtschule in Liegnitz und das Gymnasium Magdalenum in Breslau und bezog Ostern 1616 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren. Hier ward er schon im J. 1617 Magister. Da sein kranker Vater seiner Hülfe im Predigen bedurfte, verließ er im J. 1619 die Universität, wurde aber schon in demselben Jahre nach Mondschütz im Fürstenthum Wohlau als Pastor berufen, von wo er im Januar 1627 als Pastor nach Wohlau kam. Im J. 1621 hatte er geheirathet. Pest und Kriegsnoth suchten ihn in Wohlau mannichfach heim; er verlor mehrere Kinder und Anfangs des Februar im J. 1629 auch seine Frau. Im Mai 1639 wurde er als Pastor an die Oberstadtpfarrkirche in Liegnitz berufen; hier wurde er 1642 auch Assessor des fürstlichen Consistoriums und starb nach vielen Krankheitsfällen am 12. December 1652 am Schlagfluß. Er verwandte auf seine Predigten einen besonderen Fleiß; besonders war er bemüht, logisch, der Gemeinde verständlich und unter Anwendung ausschließlich deutscher Ausdrücke zu predigen, was manche andere Prediger ihm nachthaten und die „Thebesianische Methode“ (methodus Thebesiana) nannten. Wegen seiner dichterischen Begabung wurde er im J. 1638 zum poeta laureatus ernannt. Unter seinen geistlichen Liedern ist das bekannteste, das namentlich noch in Schlesischen Gesangbüchern sich findet, das Passionslied: „Du großer Schmerzenmann vom Vater so geschlagen“.

Kluge, Hymnopoeographia Silesiaca, Decas II, Breslau 1752, S. 177 bis 192. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. 3. Band S. 64 ff. — Mützell, Geistliche Lieder aus dem 17. Jahrh., 1. Bd., S. 368 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 140 a. L. u.

Thebes: Adam Gottfried Th. (oder Thebesius), Sohn des Arztes Dr. med. Adam Christian Th., eines Urenkels des Adam Th., von dem im vorigen Artikel die Rede war, wurde zu Hirschberg in Schlesien am 30. April 1714 geboren. Er besuchte das Elisabethgymnasium in Breslau, bezog 1732 die Universität Leipzig, wurde 1735 hier Magister und 1737 Diaconus zu Kreibau und Altenlohmb. Im J. 1742 wurde er, nachdem Schlesien preußisch geworden war, zum Pastor in Warmbrunn erwählt; er starb aber schon am 30. März 1747, noch nicht 33 Jahre alt. Th. hat geistliche Lieder gedichtet, von welchen mehrere in dem im J. 1747 herausgekommenen Hirschbergschen Gesangbuche zuerst gedruckt sind, zu welchem er auch eine Vorrede geschrieben hat.

Kluge, Hymnopoeographia Silesiaca, Decas II, Breslau 1752. S. 192 bis 208. l. u.

Thebesius: Georg Th., Chronist der Stadt Liegnitz und zugleich des Piastischen Fürstenhauses, das bis 1675 in den Fth. Liegnitz-Brieg-Wohlau geherrscht hat, geboren am 13. Januar 1636 zu Liegnitz als Sohn des Liegnitzer Pastors Georg Th. von welchem Letzteren auch historische Arbeiten handschriftlich erhalten sind, wie z. B. die Fata Lignicensia temp. belli 1642—50 auf der Breslauer Stadtbibliothek. Auf der dortigen Stadtschule vorgebildet bezog er 1654 die Universität Wittenberg um da juristischen und historischen Studien obzuliegen. Dann nach Straßburg übergesiedelt ward er hier, nachdem schon vorher eine gelehrte Arbeit aus seiner Feder unter dem Titel „de possessione creditoris in pignore“ ehrenvolle Anerkennung gefunden, auf Grund einer Dissertation „de scopelismo“ am 15. Februar 1660 zum Doctor juris promovirt. Nach einer längeren Reise durch Frankreich, England und das Reich kehrte er in die Heimath zurück, ward in seiner Vaterstadt 1664 zum Stadtschreiber ernannt und 1667 in den Rath gewählt. Etwa 1670 erhielt er das einflußreiche Amt eines städtischen Syndicus und bald auch die Ehrenämter eines Schulpräses und Vorstehers bei der Oberkirche. Mit dem größten Eifer widmete er sich den Pflichten seines wichtigen Amtes, welches ja thatsächlich die Leitung des Liegnitzer Gemeinwesens in seine Hand legte, und als 1675 nach dem Aussterben der Piasten deren Lande an den Kaiser fielen, bediente man sich bei der Einrichtung der neuen Regierung vielfach seines Rathes. Dabei fand er aber noch Muße für ein eifriges Studium der heimischen Geschichte, und das reiche Liegnitzer Stadtarchiv zeigt noch heute viele Spuren seiner ordnenden Hand. In frühen Jahren hat ihn am 16. September 1688 ein Schlagfluß dahingerafft. Von seinen juristischen Schriften besitzen zwei, nämlich „De successione liberorum, parentum, conjugum, collateralium“ und „De equestribus Silesiae familiis“, die schlesischen Bibliotheken in zahlreichen Abschriften, dagegen scheint seine von Zeitgenossen besonders hoch gehaltene Arbeit „de hortis et eorum jure“ in 122 Kapiteln bis auf Fragmente (Bresl. Staatsarchiv, Jau. Mss. XXXIV 669) verloren. Thebesius' Hauptwerk bleibt aber seine im Drucke einen starken Folioband füllende Chronik, welche die Geschichte der Stadt Liegnitz sowie der übrigen Städte des Liegnitzer Fürstenthums und ebenso auch die des hier herrschenden Fürstenhauses bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts darstellt. Es ist ein sehr verdienstliches Buch, in welchem der mit umfassendem Wissen ausgerüstete Verfasser, sehr häufig auf dem sicheren Grunde urkundlicher Zeugnisse, mit nicht geringem Scharfsinn die bisherigen Ueberlieferungen kritisch beleuchtet und in der Chronologie zahlreiche Grenzsteine zu setzen vermocht hat, die noch jetzt respectirt werden müssen, wenngleich für die ältere Zeit seine Forschungen kaum mehr in Betracht kommen können. Das Werk ist erst 1733 zum Drucke gekommen, wesentlich durch das Verdienst des gelehrten Schweidnitzer Pastors Gottfr. Balth.

Scharff, der demselben auch eine sorgsame Biographie von Thebesius vorweg-geschickt hat.
Grünhagen.

Theda, Gräfin von Ostfriesland und Regentin dieses Landes nach dem Tode ihres Gemahls Ulrich, mag um 1430 geboren sein. Eine Tochter des Uko Focken von Oldersum und der Heba von Dornum, war sie Enkelin des in der ostfriesischen Geschichte viel genannten Focko Ukena, jenes Häuptlings von Leer, der eine Zeit lang berufen schien, in dem von Parteikämpfen zerrütteten Lande eine einheitliche, feste Gewalt zu begründen, der aber, als er hierbei die Mißstimmung aller erregte, gestürzt wurde und diese Aufgabe einem glücklicheren Nebenbuhler, jenem Gemahl Theda's, überlassen mußte. Aus dem wenig bedeutenden Häuptlingsgeschlechte der Cirksena von Greetsiel stammend, gelangte Ulrich infolge glücklicher Umstände und persönlicher Eigenschaften zur Herrschaft über Ostfriesland und wußte sich darin durch sein vorsichtiges, kluges Verhalten dauernd zu befestigen, namentlich indem er bemüht war, seine Gegner zu versöhnen und für den auf gewaltsamem Wege erworbenen Besitz nachträgliche Rechtsansprüche zu erwerben. Auch seine Ehe mit Theda mag diesem Bestreben entsprungen sein, denn durch sie gewann er ein unbestreitbares Anrecht an das Ukenasche Hausgut. Zwar war er mit ihr entfernt verwandt, doch Papst Nikolaus ertheilte 1454 Dispens, und die Vermählung fand 1455 statt. Als Ulrich 1464 sein Herrschaftsgebiet von Kaiser Friedrich III. als Grafschaft des Reichs zu Lehn nahm, erwarb seine Gemahlin damit Rang und Titel einer Gräfin von Ostfriesland. Schon zwei Jahre später (1466) starb der Graf, und Theda mußte nunmehr für ihre unmündigen Kinder die vormundschaftliche Regierung antreten. Mehr als zwei Jahrzehnte hat sie sich dieser Aufgabe mit solcher Umsicht und Thatkraft unterzogen, daß sie ihren Söhnen das Erbe des Vaters nicht nur ungeschmälert, sondern vermehrt übergeben konnte, trotzdem sie es in unablässigen Fehden gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen hatte. Darin liegt die Bedeutung ihrer Regierung und das Verdienst, das sie sich um ihr Haus erwarb, ein Verdienst, das in ihrem Lande jederzeit allgemeine Anerkennung gefunden hat; und wenn es den Anschein gewinnt, als ob sie, von der vorsichtigen Politik ihres Gemahls abweichend, zur Erweiterung der Macht des Hauses Cirksena sich Ziele steckte, die ihrer Unternehmungslust größere Ehre machen, als ihrer Umsicht und der richtigen Beurtheilung ihrer Kräfte, so liegt auch darin ein Zeichen ihres fast männlichen Muthes und ihrer seltenen Thatkraft. Es kam ihr zu statten, daß sie, so weit wir sehen, mit innerem Widerstande nicht zu kämpfen hatte, da mächtige Häuptlingsgeschlechter, die ihr gefährlich werden konnten, nicht mehr vorhanden waren, und andererseits das Bestehen einer festen Regierungsgewalt zu ruhigeren Verhältnissen im Lande geführt hatte. Daß sich Th. um die innere Verwaltung besondere Verdienste erworben hätte, außer etwa durch eine Reihe von Verbesserungen im Deichrecht, ist nicht bekannt; um so mehr beschäftigten sie auswärtige Angelegenheiten. Ihr Hauptgegner, der unruhige, fehdelustige Graf Gerhard von Oldenburg war, wie schon zu Ulrich's Zeiten, bemüht, seine Herrschaft mit Theilen von Ostfriesland zu vergrößern und fand einen Bundesgenossen dabei in dem Häuptling Sirk von Friedeburg. Da er nicht nur Th. sondern auch die Häuptlinge Ostringens, Rüstringens und Butjadingens bedrohte und das Erzstift Bremen durch seine häufigen Einfälle beunruhigte, so schloß die Gräfin erst mit jenen (1473), dann auch mit dem Bischof Heinrich von Münster als Administrator des Erzstifts (1474) Bündnisse ab. Mit vereinten Kräften wurde Gerhard angegriffen, in Oldenburg eingeschlossen, und fremder Vermittelung dankte er seine Befreiung. Um auch seinerseits Unterstützung zu gewinnen, wandte er sich an Karl den Kühnen von Burgund. In den Plänen des Herzogs lag es längst, als Graf von Holland seine Herrschaft

in Westfriesland zur Anerkennung zu bringen. Daß, wenn ihm dies gelang,
iesland bedroht war, hatte Th. rechtzeitig erkannt und darum schon 1473
Bündniß mit der Stadt Groningen und den westfriesischen Landschaften ab-
ossen. Nunmehr kam zwischen dem Herzog und dem Grafen Gerhard ein
rag zu stande (1474), der die Unterwerfung Ostfrieslands unter das bur-
ische Scepter bezweckte. Allein andere umfassende Pläne hinderten den
g an der Ausführung, und Graf Gerhard mußte die Fehden mit seinen
barn allein weiter fortsetzen. Nur vorübergehend machte der Vertrag von
enbrück ihnen ein Ende, bald brachen sie von neuem aus und hielten Ost-
and noch ein volles Jahrzehnt in Athem, auch nachdem Gerhard abgedankt
ie Regierung an seine Söhne abgegeben hatte. Erst 1486 verzichteten die
burger auf die von Gerhard beanspruchten Theile Ostfrieslands und be-
die Entscheidung über andere einem Schiedsgerichte vor. Den Vertrag
h. selbst nicht abgeschlossen, sondern ihre Söhne; das Verdienst wird ihr
icht streitig gemacht werden können, ihn durch ihr standhaftes Verhalten
r entschlossenes Auftreten erst ermöglicht zu haben. Aehnlich trat sie auch
rd's Verbündeten, Sirk von Friedeburg gegenüber, und als dieser 1474
rechtmäßige Nachkommen starb, besetzte sie sofort dessen Burg und wußte
dem sie die Ansprüche seiner Verwandten anderweitig befriedigte, ihrem
zu erhalten (1474, 1481). Vergeblich bemühte sich der Rath von Ham-
Jahrzehnte hindurch, bei ihr die Beseitigung von Zöllen zu erwirken, die
hr Gemahl auf Hamburger Bier und Kaufmannsgut gelegt hatte. Im
menhange damit versuchte er sein Besitzrecht an Emden und Leerort, die
urg 1453 an Ulrich verpfändet hatte, geltend zu machen; aber Th. setzte
diesen Forderungen passiven Widerstand entgegen und ließ sich darin durch
ei kaiserliche Privilegien zu Gunsten Hamburgs beirren. Nur in einer
ng scheiterten ihre Pläne. Sie scheint die Absicht gehabt zu haben, die
des gräflichen Hauses weiter nach Osten, über die Häuptlinge Östringens,
ngens und Butjadingens, bis an die Weser auszudehnen. Einige Urkunden
aisers Friedrich III., die sie 1475 erhielt, und von denen eine den Häupt-
und Unterthanen zwischen Ems und Weser einschärfte, Gericht von der
zu Lehen zu nehmen, deuten darauf hin. Es ist aber nicht bekannt ge-
n, daß diese Aufforderung eine Wirkung gehabt hat. Möglicherweise
amit eine neuerdings als gefälscht erwiesene Urkunde in Verbindung, durch
riedrich III. ihren Gemahl Ulrich schon 1464 zum Grafen gemacht und
lles Land zwischen Ems und Weser nebst allen davor liegenden Inseln
hen des Reiches übergeben haben soll. Ist diese Urkunde, wie es den
in hat, zur Zeit Theda's, also auch mit ihrem Wissen, entstanden, so ist
überaus charakteristisches Zeichen für ihre hoch gesteckten Ziele und ihr
Charakter, der selbst vor unlauteren Mitteln nicht zurückgeschreckt wäre.
Herannwachsen ihrer Söhne Enno, Edzard und Uko, etwa seit dem Anfang
tziger Jahre, hat sie diesen mehr und mehr die Regierungsgeschäfte über-
ohne daß sie sich gänzlich davon zurückgezogen hätte. Sie mußte den
Schmerz erleben, ihren hoffnungsvollen ältesten Sohn Enno vorzeitig zu
n (1491), als er im Verlauf einer romantischen Entführungsgeschichte
[illegible] seiner Schwester Almuth von Friedeburg zur Rede stellte. Th. starb
. September 1494 zu Greetsiel und wurde im Kloster Marienthal bei
beerdigt. Für ihren frommen, mildthätigen Sinn zeugt die [illegible],
sie die Klöster und Kirchen, wie die Armen ihres Landes mit reichlichen
n bedachte.

Ostfries. Urkundenbuch I, II. — E. Beninga, Chronyk van [illegible]
. — U. Emmius, Rerum Frisicarum historia. — Wiarda, Ostfriesische [illegible]

Geschichte, II. — v. Bippen, Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1883 und 1884. P. Wagner.

Theden: Johann Christian Anton Th., deutscher Militärarzt, geb. am 13. September 1714 in Steinbeck (Mecklenburg), † am 21. October 1797, Sprößling einer kinderreichen Familie, deren 23. Kind Th. war, und in der er eine ganz unvollkommene Erziehung genoß. 13 Jahre alt nahm er, kaum die Elemente des Schulunterrichts kennend, eine Stelle als Diener an. Als er Lust äußerte ein Handwerk zu erlernen, nahm ihn ein älterer Bruder, ein Schneider in die Lehre. Hier zeigte er sich ungeschickt, und gleichzeitig erwachte in ihm die Neigung zur Heilkunst. Nunmehr schickten ihn die Eltern in die Barbierstube eines Wundarztes, wo er 4 Jahre, jedoch ohne nennenswerthes zu lernen, verblieb. Hierauf begab sich Th. auf Reisen nach Rostock, Hamburg, Lübeck und Danzig. In letzterer Stadt trat er 1737 als Feldscher in eine preußische Kürassirschwadron ein. 1742 wurde Th. nach Berlin versetzt und fand hier in dem Leibarzt Samuel Schaarschmidt einen Gönner. 1749 verheirathete er sich. 1756 zog er mit in den siebenjährigen Krieg, wo er Gelegenheit fand, seine wundärztliche Begabung zu entfalten und die Aufmerksamkeit Friedrich's des Großen auf sich zu ziehen. 1758 wurde Th. Regimentsfeldscher und kurze Zeit darauf dritter Generalchirurgus. Nach Berlin zurückgekehrt wurde er nach Schmucker's Tode 1786 erster Generalchirurgus. Th. hat sich in mancher Beziehung Verdienste um die Wundheilkunst erworben. Er erdachte die nach ihm bezeichnete methodische Einwickelung der Glieder zur Aufsaugung ausgetretener Flüssigkeiten, zur Schmerzlinderung bei der Vornahme von Operationen sowie gegen Quetschungen, Aderweiterungen 2c. Er führte ein nach ihm genanntes und lange Zeit allgemein beliebtes „Wund- oder Schußwasser" (Arquebusade) ein, das aus Essig, Weingeist, Zucker und verdünnter Schwefelsäure bestand und zu kalten Ueberschlägen bei Quetschungen, Verbrennungen und Blutungen benutzt wurde. Ferner wandte er — die Unterbindung bei Operationen umgehend — seit 1745 ein neues Blutstillungsverfahren an, indem er, nach Anlegung einer Knebeladerpresse, auf die blutende Schlagader einen kegelförmigen Tupfball (Tampon) drückte, die Wunde mit Zupfleinwand füllte und über das Ganze einen Druckverband anlegte. Weiterhin unterstützte er die Verbreitung der Heilanwendung des kalten Wassers und der Goulard'schen Bleimittel, sowie der mit Kautschuk überzogenen elastischen Katheter. Th. beschränkte die damals übergroße Zahl von Instrumenten und gab für Knochenbrüche neue Hohlschienen aus Nußbaumholz an. Unter seinem amtlichen Einflusse wurde auch 1787 das erste preußische Feldlazarethreglement erlassen. Unter der allgemeinen Anerkennung der Theden'schen Verdienste gestaltete sich das 50 jährige Amtsjubiläum Theden's am 27. Juli 1787 zu einem Jubelfeste für den militärischen und ärztlichen Stand. Seine wichtigeren litterarischen Leistungen, die sich durch Erfahrung und Wahrheitsliebe hervorthun, sind folgende: „Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medicin" (1771, 1776, 1795), „Unterricht für die Unterwundärzte der Armee, besonders bey dem königlich preußischen Artilleriecorps" (1774, 1778, 1782); holländisch von A. Schrage (Amsterdam 1782); „Sendschreiben an den berühmten Herrn Professor Richter in Göttingen, die neuerfundenen Katheter aus der Resina elastica betreffend" (1777); „Die Wundarzneykunst und die Arzneygelahrtheit" (1795).

J. C. A. Mayer, Theden's Jubelfeyer nebst einer Sammlung aller dadurch veranlaßter Schriften. Berlin 1787. — Elwert S. 568—614. — Biogr. méd. VII 311 ff. — Dict. hist. IV 257. — E. Gurlt, Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen, Rede 2c. Berlin 1875. — Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte V. H. Frölich.

Theer: Robert Th., Porträtmaler und Lithograph, wurde am 7. November 1808 zu Johannisberg in Schlesien als Sohn eines Edelsteinschneiders geboren. Im J. 1820 zog die Familie nach Wien, wo Th., der schon als Knabe Zeichentalent an den Tag gelegt hatte, die Akademie besuchte und an ihr namentlich durch seinen Lehrer Joseph Klieber gefördert wurde. Erst 16 Jahre alt, eröffnete er ein eigenes Atelier für Porträtmalerei, in dem sich bald eine solche Menge von Kunden einstellte, daß die Anzahl der von Th. geschaffenen Bildnisse kaum zu übersehen ist. Der Kundschaftskreis Theer's umfaßte alle Stände, namentlich aber auch die vornehme Gesellschaft Wiens, die in erster Linie seine Miniaturgemälde, Pastellzeichnungen und Emailbilder bevorzugte. Th. betrieb seine Kunst etwas handwerksmäßig und kam daher bald aus der Mode, als die Erfindung der Daguerreotypie eine schnellere und sichere Befriedigung des nach Bildnissen verlangenden Publicums ermöglichte. Seine besten Leistungen aber gab er in seinen Lithographien nach Gemälden berühmter Meister, zu denen ihn Lanzedelli angeregt hatte. Als das bedeutendste Blatt unter ihnen wird „Der Gang Maria's über das Gebirge" nach Führich hervorgehoben. Th. schuf es im J. 1842 für die 13. Lieferung des Werkes: Christliches Kunststreben in den österreichischen Staaten, für dessen 12. Lieferung er ein Jahr vorher das Bild von L. Schulz: „Christus von seinen Jüngern in Emaus erkannt" lithographirt hatte. Er starb zu Wien im Alter von 55 Jahren am 15. Juli 1863. — Th. war jedenfalls als Maler und Zeichner bedeutender als seine beiden Brüder Adolf (1811—?) und Albert (1805—?), die zu ihrer Zeit gleichfalls als Bildnißmaler in Wien einen gewissen Ruf genossen.

Vgl. Wurzbach XLIV, 197—200. — C. Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens (1788—1888). Wien 1888. S. 192—193. H. A. Lier.

Thegan oder Degan, auch Theganbert genannt, Landbischof der Trierer Kirche und Propst des Cassiusstifts zu Bonn, zuletzt erwähnt 847. Er war ein Franke von vornehmer Abkunft, vielleicht aus dem Reimser Sprengel, denn er hat einen ganz besonderen Haß gegen die Bischöfe, welche aus unfreiem Stande erhoben, stolz und übermüthig werden, nennt aber als solchen nur Ebo von Reims. Als stattlichen Mann von gewaltiger Statur und großer Gelehrsamkeit preist ihn (um 825) Walahfrid Strabo, mit welchem er in freundschaftlichem Verkehr stand, und welcher Thegan's Werk sehr hoch hielt und mit einer Vorrede versah, auch in Capitel theilte, um sich so noch besser daran erbauen zu können. Dieses Werk ist die Biographie Ludwig's des Frommen, den beide gleich sehr verehrten. Sie ist sehr unvollkommen in der Form, größtentheils in magerer annalistischer Weise verfaßt, durchaus panegyrisch; noch bei des Kaisers Lebzeiten geschrieben reicht sie nur bis 835. Bemerkenswerth ist darin die Hervorhebung der Verdienste Ludwig's des Deutschen neben scharfem Tadel Lothar's und seiner Anhänger; es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Absicht war, der Vorliebe Ludwig's für Lothar entgegen zu wirken.

Ausg. von Pertz, Mon. Germ. SS. II, 585—604. Uebers. von Jasmund, 2. Ausg. 1889 (Geschichtschr. der deutschen Vorzeit IX, 4). — Wattenbach, Geschichtsquellen (6. Ausg.) I, 208. Wattenbach.

Theile: Friedrich Wilhelm Th., berühmter Anatom und Professor der Medicin, war am 11. November 1801 zu Buttstädt im Großherzogthum Sachsen-Weimar geboren und von seinem Vater ursprünglich für die Landwirthschaft bestimmt. Nach hartem Kampfe erreichte er jedoch die Erlaubniß, sich der Wissenschaft widmen zu dürfen. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Weimar bezog er zum Studium der Philologie 1819 die Universität in Jena, wendete sich indessen bald der Medicin zu, erlangte 1825 die Doctorwürde, ging dann behufs weiterer Vervollkommnung nach Göttingen und habilitirte sich 1827 als Privat-

docent in Jena, wo er sich gleichzeitig der ärztlichen Praxis widmete und sehr beliebte und besuchte Vorlesungen über Anthropologie hielt. 1828 übernahm er an Stelle des nach Dorpat berufenen Professors Goebel in Verbindung mit den Professoren Walch und Wakenroder die Leitung des pharmaceutischen Instituts, an welchem er Vorträge über pharmaceutische Waarenkunde und Geschichte des Apothekerwesens hielt. 1831 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt; 1834 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Anatomie an die neubegründete Universität in Bern. In letztgenannter Stellung war er fast 20 Jahre lang thätig, siedelte 1853 nach Weimar über und war hier bis zu seinem am 18. October 1879 erfolgten Tode praktisch und namentlich litterarisch ungemein thätig. Mit dem Titel eines Medicinalraths gehörte er der Weimarischen Medicinalcommission als Mitglied an. T. war ein ausgezeichneter, nüchterner und sorgfältiger Forscher besonders auf dem Gebiete der Anatomie, die er mit wichtigen Beiträgen bereicherte. Von hierhergehörigen Arbeiten sind zu nennen (nach Winter in der unten angegebenen Quelle): „De musculis nervisque laryngeis“ (Inauguraldissertation, Jena 1825); „De musculis rotatoriis dorsi“ (Bern 1838); „Die Lehre von den Muskeln und Gefäßen des menschlichen Körpers“ (Bd. 3 von S. Th. Sömmering's: Vom Bau des menschl. Körpers. 2. Aufl. 1841); „Ueber den Nutzen physiologischer Versuche an Thieren für die Heilkunde“ (Bern 1842). Th. erstattete für Schmidt's Jahrbücher der Medicin seit der Begründung dieser Zeitschrift die Referate über Anatomie und lieferte auch für andere encyklopädische Werke zahlreiche kritische Uebersichten und Artikel. Ein nicht geringes Verdienst hat er sich ferner durch Uebertragung einer Reihe von ausländischen Schriften ins Deutsche erworben. In dieser Beziehung sind zu nennen: „Die physikalischen Untersuchungsmethoden nach Roger und Hughes“ (Weimar 1855); „Delasiauve, die Epilepsie“ (a. d. Franz. Weimar 1855); „Donders, Physiologie des Menschen“ (a. d. Holländ. Leipzig 1856; 2. Aufl. 1859); „Schröder v. d. Kolk, Bau und Functionen der Medulla spinalis und oblongata und nächste Ursache und rationelle Behandlung der Epilepsie“ (a. d. Holländ. Braunschweig 1859); „Harting, das Mikroscop“ (a. d. Holländ. Ebda. 1859; 2. Aufl. 1866—1867); „Tardieu, Vergehen gegen die Sittlichkeit“ (a. d. Franz. Weimar 1860); „Tardieu, die Vergiftungen“ (a. d. Franz. im Verein mit H. Ludwig. Erlangen 1868).

Vgl. Biogr. Lex. V, 643. Pagel.

Theile: Johann Th., ein Musiker des 17. Jahrhunderts, geboren am 29. Juli 1646 zu Naumburg, † am 24. Juni 1724 ebendort. Sein Vater war ein Schneider. Seine Schulbildung erhielt er in Magdeburg und Musikunterricht genoß er beim Cantor Scheffler. Nach Beendigung des Gymnasialunterrichts bezog er die Universität zu Leipzig. Hier betheiligte er sich mehrfach an musikalischen Aufführungen, bald als Sänger, bald mit der Viola da Gamba. Von hier aus besuchte er den Capellmeister Heinrich Schütz, der sich damals vorübergehend in Weißenfels aufhielt und bei dem er Unterricht in der Composition nahm. Darauf ging er nach Stettin als Musiklehrer, dann nach Lübeck. Im J. 1673 berief ihn der Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein zum Capellmeister nach Gottorp. Im Vorwort zu seiner Passion, die 1673 erschien, erwähnt er seines so schleunigen Umzuges von Lübeck nach Gottorp, daß er weder das Manuscript der Passion nochmals durchsehen, noch den Druck derselben beaufsichtigen konnte. Seines Bleibens in der angenehmen Stellung in Gottorp war aber nicht lange, denn schon im J. 1675 mußte der Herzog infolge des Krieges mit König Christian V. von Dänemark nach Hamburg flüchten. So kam auch Th. nach Hamburg, Musikunterricht ertheilend, bis ihn um 1685 oder 86 Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel an Rosenmüller's Stelle

zum Capellmeister berief. Von da ging er 1689 nach Weißenfels in gleicher Stellung. Als Componist genoß Th. eines bedeutenden Rufes, so daß sogar der kunstsinnige Kaiser Leopold I. ihn mit Aufträgen beehrte und sie gut honorirte. Auch die Königin Sophie Charlotte von Preußen, Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover, stand mit ihm seit 1701 in Unterhandlungen, um ihn zu bewegen, als Capellmeister nach Berlin überzusiedeln, doch der plötzliche Tod derselben vernichtete alle Pläne. Die letzten Lebensjahre verlebte Th. bei seinem Sohne, einem Organisten in Naumburg, wo er auch seine Tage beschloß. Während seines Aufenthaltes in Hamburg betheiligte er sich eifrig an der 1678 erstehenden deutschen Oper; er schrieb, als der erste, die Musik zu den ersten Aufführungen: Christian Richter's „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch" (mit dem das Theater 1678 eröffnet wurde) und zur zweiten Oper desselben Jahres: „Orentes, oder der verlorene und wiedergefundene königliche Prinz aus Candia" (wahrscheinlich von Elmenhorst). Ferner „Die Geburt Christi", 1681 gegeben. Von diesen Compositionen hat sich nichts erhalten; die letzten Ueberreste aus der Zeit der hamburger Oper kaufte Pölchau in Hamburg und sie befinden sich jetzt in der königl. Bibliothek zu Berlin. An Drucken sind überhaupt von ihm bis jetzt aufgefunden: „Passio Domini nostri Jesu Christi secundum Evang. Matthaeum con & sine Stromenti. Oder das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi" . . . mit 5 Instrumenten in denen Ritornellen und 5 Singstimmen zu den Chören . . . In Verlegung Michael Volcken, Gedruckt durch seel. Gottfr. Jäger's Erben (in Lübeck) 1673. 12 Stb. in fol. (mit den Solostimmen Jesu's und des Evangelisten) und „Weltliche Arien und Canzonetten" mit 1. 2. 3. Zehen mit 1, 2, bis 4 Vocalstimmen. Leipzig 1667. 4°. 6 Stb. für Singstimmen und Instrumente. Beide Drucke nur bekannt in einem Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Upsala. In der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet sich noch die Tenorstimme zu „Pars prima Missarum", 4 et 5 vocum. Francofurt. 1673. 4°. Zahlreicher haben sich seine Werke in Handschriften erhalten. Das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin besitzt eine „Missa, worinnen die Drey Haupt-Contrapunkte enthalten" . . . zu 4 Stimmen und eine „Sonata mit Drey doppelt verkehrten Subjectis" für 2 Violinen, Violoncello und Clavier, in 3 Sätzen. Beide Compositionen befinden sich im Ms. 451 (gedruckter Katalog Nr. 417) in dem theoretischen Werke: „Joh. Th.'s Musicalisches Kunst-Buch Worinnen ganz sonderbare Kunst-Stücke und Geheimnisse, welche aus denen doppelten Contrapuncten entspringen, anzutreffen sind." 39 S. in hoch fol. in Reinschrift. Die Bibliothek besitzt dasselbe noch in zwei Copien, die einige Aenderungen enthalten. Auch die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt dasselbe in einer Handschrift von dem Weimarer J. G. Walther und die Hofbibliothek in Darmstadt in einer von Wunderlich copirten. Die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt außerdem an Compositionen: 1 Messe zu 5 Stimmen à capella von 1680, 1 Litaney, 6 lateinische Psalmen, 12 deutsche Motetten oder Cantaten. Die Universitätsbibliothek zu Upsala in Tabulatur-Partitur und in Stb. 6 Motetten und „Die Geburt unsers Herrn Jesu Christi in 3 Actus". Textanfang: Macht euch zum Streit gefaßt, Chor zu 10 Stimmen. Ferner eine Sonata à 4 für 1 Violine, 2 Viole, Violone und Bassus continuo und eine Sonata à 4 zu 2 Violinen, Trombone, Fagott und Bass. cont. Professor F. Zelle zu Berlin hat über Th. eine kurze aber werthvolle Arbeit im Schulprogramm des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin 1891 veröffentlicht. Er theilt darin mehrere Tonsätze sowohl aus dem Musicalischen Kunst-Buch als aus der Passion mit, die uns doch einen kleinen Blick in die Schreibweise Theile's gewähren. Sie schließt sich eng an diejenige seiner Zeitgenossen an: Einfach im Ausdrucke wie in den Mitteln, kleine kurze Gedanken, die man weder als

Melodie, noch als Motiv auffassen kann, sondern die sich mehr dem Recitativ nähern. Selbst die mitgetheilte Arie ist nur der ausdrucksvoll vorgetragene Text mit einem Bassus continuus, der einst auf dem Claviere harmonisch ausgefüllt wurde. Interessanter wäre jedenfalls, die Bekanntschaft seiner Messen zu machen, denn die mitgetheilten Proben gewähren einen zu beschränkten Einblick in seine Leistungen. Noch eine Choralbearbeitung für Orgel sei erwähnt über das Lied: „In dich hab ich gehoffet Herr“, die sich im Neudruck in Körner's Orgelvirtuose Nr. 45 befindet. (Biographie nach Mattheson's Ehrenpforte, Gerber's Neuem biogr. Lexikon und obiger Arbeit vom Professor F. Zelle.) Rob. Eitner.

Theile: Karl Gottfried Wilhelm Th., evangelischer Theologe, † 1854. Als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der theologische Rationalismus mit dem damaligen (mechanischen) Supranaturalismus rang, begegnen uns mehrere angesehene wissenschaftliche Theologen in der Mitte zwischen beiden Geistesrichtungen, indem sie bald dem Rationalismus einen supranaturalen Inhalt zusprechen, bald dem Supranaturalismus eine rationale Begründung geben wollen. Man spricht daher von supranaturalistischen Rationalisten und rationalistischen Supranaturalisten. Zu ersteren dürfte Karl Gottfried Wilhelm Th. zu rechnen sein, ein Theologe von ehrlicher wissenschaftlicher Gesinnung, aber ohne tiefer wirkende Productivität; er vertrat wie Tschirner, Winer u. a. in der Leipziger theologischen Facultät jenes Schwanken zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, welches anhielt, bis der Facultät durch Harleß, Kahnis, Delitzsch und Luthardt ein bestimmtes confessionelles Gepräge gegeben wurde. — Th. wurde am 25. Februar 1799 zu Groß-Corbetha bei Merseburg geboren; 1823 promovirte er in Leipzig, wurde dort 1830 außerordentlicher, darauf ordentlicher Professor und starb daselbst am 8. October 1854. Er galt bei Schülern und Freunden als ein wegen seines wissenschaftlichen Strebens, seiner rastlosen Thätigkeit und seltenen Herzensgüte hoch geachteter und geliebter Lehrer. Seine wissenschaftlichen Verdienste beruhen auf der streng gelehrten Erklärung des Jakobusbriefes (s. unten), den er für eine der ersten, wenn nicht die erste Schrift des neuen Testamentes selbst hielt, und auf der Verbreitung des Urtextes des Alten und des Neuen Testamentes durch seine (mit R. Stier herausgegebene) Polyglottenbibel. In die durch Harleß in Sachsen gepflegte confessionelle Theologie konnte sich Th. nicht finden; denn ihm schien, daß dieser Führer der Confessionellen „den Heiland der Welt zum Seligmacher der kleinen Heerde herabsetze.“ (Beiträge, s. unten, S. 42.)

Theile's öffentlich erschienene Schriften sind folgende: „De trium priorum Evangeliorum necessitudine. Diss. I“ (Lps. 1823); „Christus und die Vernunft. Drei akademische Reden nebst erläuternden Beilagen. Zum 25. Juni 1830“ (Leipz. 1830); „Commentarius in Novum Testamentum. Vol. XVIII“ (separat: „Commentarius in epistolam Jacobi“, Leipz. 1833); „Tabula rerum dogmaticarum compendiaria. In usum schol. academ. priv. repetitionis concinn.“ (Lps. 1830); „Zur Biographie Jesu“ (1837); „Thesaurus literaturae theolog. acad. sive recensus dissertationum, programmatum aliarumque commentationum theologicar. etc. Ex disciplinar. ord. disponendum cur.“ Ps. I, ed. I 1840 (Lips. 1841). Mit R. Stier gemeinschaftlich: „Polyglotten-Bibel zum prakt. Handgebrauch. Die ganze heil. Schrift A. u. N. Testaments in übersichtl. Nebeneinanderstellung des Urtextes, der Septuaginta, Vulgata und Luther-Uebersetzung sowie der wichtigsten Varianten der vornehmsten deutschen Uebersetzungen“ (Neues Testament, Bielefeld 1845 und 1846, Altes Testament, ebd. 1847); „Dr. Rupp's Ausschließung, der Gustav-Adolph-Verein und das 'heil. neutrale Gebiet'. Ein Wort der Verständigung nebst den nöthigen Aktenstücken u. andern Beilagen“ (Leipz. 1846); „Die Artikel der Grundrechte

über Kirche u. Schule u. die evangel. Kirchenverfassungsfrage. Zwei Abhandlungen zur Verständigung u. Orientirung." (Vermehrter Abdruck aus der „Allg. Zeitung für Christenthum u. Kirche", Leipz. 1849); „Dr. Meißner's Beiträge zur Erklärung der Grundrechte über Kirche und Schule und Dr. Harleß' Ansichten über Ehe, Eid und Gewissen. Ein vorläufiges Wort an die evangel. Kirche Sachsens" (Leipz. 1850); „Pro confessionis religione adversus confessionum theologiam. Cum triplici appendice" (Lps. 1851). Daraus der Anhang einzeln auch unter dem Titel: „Zur ethischen Fortbildung der evangelischen Dogmatik" 1. Grundlinien eines Systems des christlichen Rationalismus vom Standpunkte des Religiosismus. 2. Grundlinien einer Kritik der Augsburgischen Confession. 3. Vergleichendes über die Aufgabe der Dogmatik in der Gegenwart" (Leipz. 1852); „Das allgemein-christliche und das evangelisch-lutherische Bekenntniß in urkundlicher Darlegung. Nebst einem Anhange über die sächs. Kirchenverfassung. Als Leitfaden für Vorlesungen sowie zur Uebersicht auch für Laien mit Erläuterungen und Belegen aus der Bibel und den Symbolen hrsg." (Leipz. 1852).

Vgl. Allg. Kirchenztg. (v. Zimmermann) 1854, Nr. 168. — Fr. Blanckmeister, Die theol. Fakultät der Univ. Leipzig (1894), S. 36 ff. (An beiden Orten stehen aber nur einige Notizen über den äußeren Lebensgang Theile's).
P. Tschackert.

Theiler: Bartholomäus Th. hieß nach dem Drucke von 1621 der Verfasser eines Liedes auf die Schlacht von Moncontour, den eine Züricher Handschrift Bartli Reygell nennt. Der Autor stand in dem 1568 dem König von Frankreich neu bewilligten Schweizer Regimente des Obersten Petermann von Cléry, interessirt sich aber auch für die Heldenthaten des 'alten' Schweizer Regimentes unter Ludw. Pfyffer. Ein frommer Katholik, sieht er in den Kämpfen der Hugenotten eitel Lust an Mord und Brand und sagt ihnen türkische Gewaltthaten nach; weit mehr aber erbittern den stolzen Eidgenossen ihre Prahlereien gegen die Schweizer, die ihm berichtet worden sind. Die verdiente Strafe des Himmels wird ihnen ertheilt eben durch jene große Schlacht, die Th. nach 'Mirabion' (Mirabeau) benennt und an der er in der Vorhut theil genommen hat. Er ist gut unterrichtet, gibt manche Zahl correct an, übertreibt aber sowol die Stärke wie die Verluste des Feindes in tendenziöser Absicht; auch der Vorwurf, den er gegen Coligny andeutet, dieser habe eine Schlacht geflohen, ist vielleicht bewußt ungenau. Besonders gewürzt ward dem Schweizer der schnelle, vollständige Sieg dadurch, daß sein 'neues' Regiment die alten typischen Feinde, die Landsknechte, sich gegenüber hatte. Doch ist Th. zu trocken und humorlos, um diesen bewährten, oft variirten Gegensatz wirksam herauszuarbeiten: er erzählt klar, aber mit wenig Temperament in der altbeliebten Weise vom 'Fräulein von Britannia'. Was die Schlacht bei Moncontour für die Geschicke der Welt bedeute, das kümmert den biedern Söldner wenig; er sieht in ihr nur einen Ruhmestitel der Eidgenossenschaft.

Schweizerische Volkslieder, hsg. von Ludw. Tobler (Frauenfeld 1882), Bd. I, S. XLVI; Bd. II, S. 107 ff. (wo aber nur 28 von 36 Strophen abgedruckt sind). — Ueber die Schlacht bei Moncontour und die Betheiligung der Schweizer vgl. A. Ph. v. Segesser, Ludw. Pfyffer und seine Zeit I (Bern 1880), S. 584 ff., 648 ff.
Roethe.

Thein: Christoph v. Th., Sohn des Ritters Hildebrand v. Th., geboren 1453 auf der gleichnamigen Burg (jetzt Dorf) bei Falkenau an der Eger in Böhmen, repräsentirt jene ehrenfeste und strebsame Kategorie des deutschen Kleinadels im ausgehenden Mittelalter, die im Heerwesen ebenso wie im Hof-

dienste, bei der Verwaltung und in diplomatischer Verwendung tüchtiges leistet, dadurch Ehre und Vermögen erwirbt und daneben oft durch vorurtheilslose Auffassung der Lebensverhältnisse und schmucklos-treue Darstellung der eigenen und fremder Geschicke besonderes Interesse beansprucht. Th. kam 1471, von seinem Vater mit einem Gulden Zehrung versehen, nach Wien, wo sich ein Vetter seiner annahm, diente dann auf einer Burg in Krain und (dem Grafen Ulrich v. Schwanberg) im steiermärkischen Friedau, und kam 1477 in die Dienste Kaiser Friedrich's III., worin er es rasch vorwärts brachte. Wir finden ihn bald als kaiserlichen Hauptmann in Triest und Fiume, später als Befehlshaber über die Söldner des Kaisers in Istrien (zum Schutze gegen die Türkeneinfälle) und seit 1484 als Landesverweser in Krain, hier in inniger Freundschaft mit dem Landeshauptmann Wilh. v. Auersperg, den er namentlich bei dem Landrechte vertrat. Zugleich sah er sich vom Kaiser in diplomatischen Sendungen (nach Italien) und sonst verwendet. Im J. 1494, nach des alten Kaisers Tode und 23jährigem Herrendienste, in die Heimath zurückgekehrt, kaufte er sich im Egerlande an und nahm seit 1506 seinen ständigen Sitz auf der Burg Kinsberg bei Eger. Obwohl Th. den mehrfachen Bemühungen der benachbarten Fürsten, ihn in ihre Dienste zu ziehen, stets widerstand, finden wir ihn doch in Bestallung des Königs Wladislaw von Böhmen, des Herzogs Otto von Pfalz-Mosbach und des Stiftes Waldsassen und in ihren, aber auch den niederbairischen und kurpfälzischen Angelegenheiten vielfach thätig. Ebenso energisch griff er in die Streitigkeiten zwischen der (an Böhmen verpfändeten) Reichsstadt Eger und ihrem landsässigen Adel, natürlich zu Gunsten des letzteren, ein. Auch die Bewirthschaftung seiner Güter und die Obsorge für seine „armen Leute“, denen er sich stets gütig und liebreich erwies, wurde nicht versäumt. Th. starb zwischen 1520—1530, sein Geschlecht blühte noch bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus (bis 1660?). Das Wesentliche über Thein's Lebensgang erfahren wir aus seiner Selbstbiographie. Er zeigt sich darin als der echte und rechte Diener seines Herrn, der seinen Dienst erfüllt, ohne zu fragen, wozu oder weshalb; ernst zurückhaltend erlaubt er sich kein Urtheil über politische und religiöse Fragen. Aber sein Denken ist rechtschaffen, sein Sinn milde, seine Hand tapfer und seine Gewandtheit und Erfahrung in Geschäften groß und geschätzt, sein Mund spricht die Wahrheit, seine Arbeit ist „ehrlich“, noch höher als Geld und Gut, das er in langen Jahren erworben hat und sorgsam schont, steht ihm der gute Name.

Nach J. Wolf, Eine Selbstbiographie aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Mittheilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen II, 2 (1863), 67—73. — A. Wolf, Die Selbstbiographie Christoph's v. Th., 1453—1516. Archiv für österr. Geschichte LIII (1875), 103—123.

A. Bachmann.

Theiner: Augustin Th., Geschichtschreiber und Kanonist, als Sohn eines Schuhmachers geboren zu Breslau am 11. April 1804, † zu Civitavecchia am 8. August 1874. Nachdem er das Gymnasium St. Matthias besucht hatte, wandte er sich dem Studium der Theologie zu, gab dieses aber auf Zureden seines älteren Bruders J. Anton auf (dieser schreibt [Die reformatorischen Bestrebungen, 2. H., S. 163, Anm. **]: „Dagegen bestimmte ich später, als ich die Zustände der katholischen Kirche genauer kennen gelernt hatte, meinen Bruder, dem Studium der Theologie zu entsagen und die juristische Laufbahn zu wählen. Sein Geschick hat ihn auf das kirchliche Feld zurückgeführt.“) und widmete sich der Rechtswissenschaft, anfänglich in Breslau, dann in Halle, wo er im J. 1829 die juristische Doctorwürde erwarb. In dieser Zeit nahm er den reformfreundlichen Standpunkt seines Bruders ein, wie die Mitarbeit an dessen Werke über den Cölibat beweist. Mit einem von der preußischen Regierung ihm bewilligten

ndium machte er eine mehrjährige Reise durch Belgien, England und Frank- auf welcher er vorzugsweise die Bibliotheken in Brüssel und Paris zu ien für die Quellen des kanonischen Rechts durchforschte, als deren Erfolg re Abhandlungen erschienen. Die Reise führte ihn schließlich nach Rom, fortan sein Wohnort blieb. Bald trat er in nähere Beziehung zu dem en Erzbischof von München und Cardinal Grafen Reisach (s. A. D. B. III, 114), welcher damals Rector der Propaganda war. Dieser Umgang wohl auf die bereits begonnene Wendung in seinen Anschauungen ausschlag- eingewirkt. Das Vorwort der „Disquisitiones criticae in praecipuas um et decretalium collectiones“ (Rom. 1836. 4), an denen Reisach mit- itet hat, liefert den vollen Beweis der Umwandlung, indem es Luther als swürdigsten Schwindler“ (tenebrio nequissimus) bezeichnet; dem späteren nal Angelo Mai gewidmet leistet das Buch in der Widmung und der Ein- g das Mögliche, um das Vorleben des Verfassers vergessen zu machen und n Rom zu empfehlen. Der volle Bruch trat dadurch ein, daß Th. die erweihe nahm und in die Congregation der Priester des h. Philippus Neri orianer) eintrat. In dieser Stellung hatte er volle Muße zu litterarischer gkeit, eine ausgezeichnete Bibliothek zur Verfügung und Zugang zu allen ebenden Persönlichkeiten. Er näherte sich auch früh den Jesuiten, blieb bis Jahre 1844 in bestem Einvernehmen mit ihnen, hatte unbedingt freien tt zu deren Bibliothek und Archiv. Eine Reihe von Schriften war dem gewidmet: die Beeinträchtigung, welche die katholische Kirche in verschiedenen rn erlitten, sowie deren Verdienste darzulegen, insbesondere „Die russischen nde der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland seit Katha- II. bis auf unsere Tage“ (Augsburg 1840), „Geschichte der Rückkehr der enden Häuser Braunschweig und Sachsen in den Schoß der katholischen e“ (Einsiedeln 1843), „Herzog Albrecht's von Preußen, gewesenen Hoch- rs des deutschen Ordens erfolgte und Friedrich's I., Königs von Preußen chte Rückkehr zur katholischen Kirche“ (mit ähnlichen Schritten, Augsburg), „Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740—1758“ (Regens- 1852, 2 Bde.), „Geschichte des Cardinals Frankenberg“ (Freiburg 1850). Th. es verstanden hatte, das Vertrauen Gregor's XVI. zu gewinnen, so g ihm dies auch bei Pius IX. Er stellte diesem vor, daß es nothwendig Clemens XIV. zu vertheidigen gegen die vielen ungerechten Angriffe, daß dies um so mehr wünschen müsse, als es ihm selbst gewiß lieb sein werde, sein Pontificat objectiv darstellenden Geschichtschreiber zu finden. Die hichte des Pontificats Clemens XIV.“ (Paris 1853, 2 Bde.; ital. Milano , 3 vol. 12°) ist zweifellos mit Billigung des Papstes erschienen, welcher ahin und noch bis zum Jahre 1859 kein Gönner der Jesuiten war. Mit n Werke hatte aber Th. die Feindschaft der Jesuiten sich zugezogen. Pius IX. en erhielt ihm seine Gunst; bewogen durch die Achtung vor ihm, der in wegen seiner Gelehrtheit angestaunt wurde, und durch den Einfluß des ren (22. Juni 1866) Cardinals Prinzen Hohenlohe, welcher erster Geheim- erer war, ernannte Pius IX. ihn im J. 1855 zum Präfecten des Vati- chen Archivs. Ueber die damalige Stimmung in Rom gibt ein Brief des dächtigen Alois Flir, Rector der Anima und Auditor der Rota, Auskunft fe aus Rom von Dr. Alois Flir, Innsbruck 1864, S. 72 fg.), der am ärz 1857 schreibt: „Im Fasching speiste ich bei P. Theiner in der vati- chen Torre d'ogni vento. Unter den 7—8 Gästen waren auch Einige bei , die von großem Einflusse sind, nicht nur physisch, sondern auch kirchlich. n schmeckte der Wein so weidlich, daß sie dem Papste Clemens XIV. u m „reverendissimo Difensore“ (Theiner) die lebhaftesten Toaste bro

Mir war diese Scene widerlich. Diese Herren trinken vielleicht anderswo auch wieder ein Evviva für das Gegentheil.“ Die neue Stellung gab Th. Gelegenheit und Muße zu umfassenden historischen Arbeiten, zur Fortsetzung der Annalen des Baronius (1856, 3 vol.), Vetera monumenta Ungarns (1859 ff.), Polens und Litthauens (1860 ff.), Slavorum meridionalium (1863 ff.), „Codex dominii temporalis S. Sedis“ 3 vol. f., „Histoire des deux concordats de la république française et de la république cisalpine conclus en 1801 et 1803“ (Bar-le-Duc 1861, 2 vol.) u. a. Ein Hauptwerk sollte die Herausgabe der Acten des Concils von Trient, namentlich des von dessen Secretär Angelo Massarelli geführten Protocolls sein. Der Papst hatte seine Zustimmung zur Veröffentlichung gegeben. Diese selbst aber fand so viele Schwierigkeiten, daß sie sich immer mehr verzögerte und schließlich verboten wurde. Th. brachte es aber fertig, seine Handschrift in Sicherheit zu bringen. Bischof Stroßmayer von Diakovar und Kanonikus Vorsak ermöglichten den Druck, der nach Theiner's Tode erschien als „Acta genuina s. oecumenici concilii Tridentini sub Paulo III., Julio III. et Pio IV. PP. MM. ab Angelo Massarello episcopo Thelesino eiusdem concilii secretario conscripta nunc primum integra edita ab Augustino Theiner etc. Accedunt acta eiusdem concilii sub Pio IV. a Card. Gabrielo Paleotto archiep. Bonon. digesta secundis curis expeditiora,“ 2 T. Zagrabiae (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1874). A. v. Druffel hat (Bonner theol. Litteraturblatt 1875, Sp. 337—340) eingehend dargelegt, wie ungenügend und unzuverlässig das Werk ist. Mit diesem Werke selbst hängt Theiner's Lebensgeschick eng zusammen. Damit die Bischöfe nicht in der Lage seien, die dem vaticanischen Concil aufgedrungene Geschäftsordnung zu prüfen, wurde Th. streng verboten, das bereits Gedruckte irgend einem Bischof zu zeigen. Er hatte aber einige Exemplare der Tridentinischen Geschäftsordnung Bischöfen gegeben, so dem Cardinal Hohenlohe. Als dies ruchbar wurde, erging am 5. Juni 1870 der Befehl an ihn, die Schlüssel des Archivs sofort an Cardoni abzugeben, die Thür zu seiner Wohnung wurde vermauert (s. Römische Briefe vom Concil von Quirinus. München 1870. S. 152, 508). Nach einem solchen Exemplare ist der Abdruck erfolgt in: Die Geschäftsordnung des Concils von Trient (Wien 1871), die Handschrift hat der nicht genannte Herausgeber, Domherr Ginzel in Leitmeritz, von dem damaligen Professor der Theologie in Prag, Sal. Meyer, der sie von mir bekam, erhalten. Man ließ Th. die Wohnung und das Einkommen. Geknickt brachte der Mann die letzten Lebensjahre zu, die früheren zahlreichen Freunde zogen sich zurück, er stand einsam und verlassen da. Am 14. October 1874 — bis dahin hatte die Leiche in Civitavecchia einbalsamirt gestanden — wurde er auf dem deutschen Friedhofe bei St. Peter in Rom beerdigt, kein Ordensbruder, kein römischer Geistlicher war zugegen, nur wenige deutsche Freunde, der Rector der deutschen Friedhofskirche verrichtete die Functionen, die Seelenmesse las ein damals in Rom zur Betreibung eines Processes gegen seinen Bischof anwesender Priester, Freiherr Rudolf v. Linde, welcher ihm auch in den letzten Lebenstagen hülfreich zur Seite gestanden war. Fürwahr ein trauriges Loos eines Mannes, der viele Jahre in Rom eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Noch trauriger, wenn man die Seelenstimmung desselben betrachtet. Diese leuchtet klar heraus aus Briefen an Professor Friedrich in München vom August 1870 bis März 1873 (gedruckt in der Köln. Zeitung 1874, Nr. 237, 239, 240 und Deutsch. Merkur, Beil. zu Nr. 36 von 1874), welche beweisen, daß er ganz auf dem Standpunkte des Adressaten stand. Aber offen mit seiner Ueberzeugung hervorzutreten, das konnte man von einem Manne, der vierzig Jahre lang es verstanden hatte sich mit derselben in Rom zurecht zu finden, nicht voraussetzen. — Th. hat durch die angeführten und andere Werke und Sammlungen (z. B. die

kunden zur Geschichte Ludwig's d. B.) unstreitig sich große Verdienste um die Geschichtsforschung erworben, deren Würdigung hier nicht gegeben werden kann.
v. Schulte.

Theiner: Johann Anton Th., katholischer Theolog, geboren am 15. December 1799 zu Breslau und hier † am 15. Mai 1860. Er machte in Breslau die Gymnasialstudien am St. Matthias-Gymnasium, die theologischen an der Universität, trat ins Priesterseminar, wurde 1822 zum Priester ordinirt und in Zobten und Liegnitz als Caplan angestellt. Durch die Verwendung seines Lehrers Dereser (A. D. B. V, 60) wurde er 1824 außerordentlicher Professor der Exegese und des Kirchenrechts an der katholisch-theologischen Facultät in Breslau, erwarb 1826 den Grad eines Dr. theol. und juris canonici. Er nahm lebhaften Antheil an den freiheitlichen Bestrebungen des Clerus, die am Ende der zwanziger Jahre in Schlesien wie in Süddeutschland für die Aufhebung des Zwangscölibats und andere Reformen auftraten, wodurch die Regierung sich veranlaßt sah, ihm die Vorlesungen über Kirchenrecht zu untersagen. Nunmehr legte er die Professur nieder und wurde 1830 Pfarrer in Polsnitz, 1836 in Größau, 1837 in Hundsfeld. Als die sogenannte deutsch-katholische Bewegung durch Ronge hervorgerufen wurde, schloß er sich unter Niederlegung seines Amtes dieser an, jedoch nur für kurze Zeit. Oeffentlich excommunicirt lebte er ohne amtliche Thätigkeit in Breslau, bis ihn im J. 1855 die Regierung zum Secretär der Universitätsbibliothek ernannte, welche Stelle er bis zum Tode bekleidete. Th. war ein fleißiger, nicht hervorragender Gelehrter, nicht gemacht zum Reformator, infolge seiner Bildung ohne festen Halt schwankend. Seine schriftstellerischen Leistungen gehören dem Gebiete der Exegese und verwandten theologischen an, vorzugsweise aber Gegenständen, welche seiner Richtung nahe lagen. Schon in der Dissertation „Variae doctorum catholicorum opiniones de jure statuendi impedimenta matrimonium dirimentia“ 1824 tritt er auf dem Boden der Gallicaner und des Josefinismus stehend für das selbständige Recht des Staates zur Regelung des Ehewesens ein. Die nächste „De Pseud-Isidoriana canonum collectione“ 1827 ist wesentlich eine Zusammenstellung. Seinen Namen hat am bekanntesten gemacht das mit seinem Bruder Augustin herausgegebene Werk „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen“ (Altenb. 1828, 2 Thle., 2. Aufl. 1845), welches ein sehr großes Material geschichtlicher Art und für die Beurtheilung des Gegenstandes bietet und, wie bereits hervorgehoben wurde, auf seinen Lebensgang bestimmend einwirkte. Das letzte hierher gehörige Buch „Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche“ u. s. w. (Altenb. 1845 fg. 3 Hefte) enthält mancherlei Material, besonders über die Haltung der preußischen Regierung gegenüber den Reformbestrebungen in Schlesien, beschreibt sodann unter scharfer Befehdung des Fürstbischofs v. Diepenbrock des Verfassers Lebensgang.
v. Schulte.

Theiß: Kaspar Th., Baumeister, gehört zu den bedeutendsten deutschen Renaissancekünstlern. Trotzdem wissen wir über sein Leben nur sehr wenig. Er stammte vermuthlich aus der Mark und war der Sohn eines gewissen Mathies, da sein Name auch in der Form Thisius (und Theyß) vorkommt und Thies eine im Mittelalter häufig in Berlin sich findende Abkürzung für Mathies ist. Die erste sichere Nachricht, die wir für seine Wirksamkeit haben, stammt aus dem Jahre 1540. Wir hören, daß in diesem Jahr der regierende Bürgermeister und die Rathsherren von Spandau Th. den Auftrag ertheilten, die Spitze des 1537 durch den Blitz beschädigten Nicolaithurms wiederaufzurichten. In der betreffenden Urkunde wird Th. als „obrister Baumeister des angefangen Schlosses zu Berlin“ bezeichnet. Der Berliner Schloßbau begann aber kurz nach dem

Regierungsantritt des Kurfürsten Joachim II. im Jahre 1538. Es war die Absicht Joachim's, die mittelalterliche Burg Friedrich's II. zu einem stattlichen Residenzschlosse und Fürstensitz umzugestalten. Th. erhielt den Auftrag, die Pläne für das neue Schloß zu entwerfen, und lehnte sich dabei an das Muster sächsischer Schlösser, namentlich an das des Schlosses Hartenfels zu Torgau an, weshalb man auch angenommen hat, daß er in Sachsen geboren sei. Th. führte in Berlin vor allem einen neuen prachtvollen Hauptflügel auf, der sich von der Ecke des heutigen Schlosses an der Kurfürstenbrücke an bis etwa zum Portal gegenüber der Breiten Straße erstreckte. Auf der Hofseite aber brachte er einen mächtigen, ganz durchbrochenen Wendelstein an, der das Hauptdecorationsstück der Façade bildete. Der Wendelstein führte zu einem die ganze Länge des Schlosses einnehmenden Festsaal, über dessen ursprüngliche Decoration wir nichts Näheres wissen. Ebenso läßt es sich nicht feststellen, wie lange die Thätigkeit des Künstlers für das Schloß gedauert hat. Von den übrigen Schloßbauten in der Mark, an deren Errichtung er betheiligt gewesen sein soll, ist nur das nach Anlage und Ausführung höchst einfache Jagdschloß im Grunewald unversehrt auf uns gekommen, das Th., wie die Inschrift über der Eingangspforte besagt, in den Jahren 1542 und 1543 aufführte. In der Portalhalle desselben zur Rechten ist ein Relief angebracht, das Th. und seinen Collegen Kunz Buntschuh darstellt in dem Augenblick, wie ihm Kurfürst Joachim II. ein ungeheueres Trinkgefäß zum Willkommen darbietet. Nachrichten, die wir über ein Wohnhaus des Meisters in der Heiligengeiststraße in Berlin besitzen, legen die Vermuthung nahe, daß Th. um das Jahr 1550 gestorben ist. Er wurde auf dem Nicolaifriedhof begraben. Eine zwar seit langem schon verschwundene, aber in ihrem Wortlaut bekannte Grabschrift daselbst bezeichnete ihn ausdrücklich als den Erbauer des Joachim'schen Schlosses. Früher verlegte man das Ende des Th. erst ungefähr in das Jahr 1570. Auch wollte man ihm eine Zeit lang die Erbauung des Berliner Raithsstuhles, eines im J. 1555 neuerrichteten Theils des Berliner Rathhauses, zuschieben, weil man zwischen ihm und dem Berliner Schloß, sowie dem Jagdschloß im Grunewald große Aehnlichkeit fand.

Vgl. Das Berliner Rathhaus, Denkschrift, 2. Aufl. S. 10. Berlin 1862. — Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten, S. 1—4. Berlin 1875. — Peter Wallé im „Bär“ 1887, XIII, 330—331 und in der Sonntagsbeilage Nr. 49 zur Vossischen Zeitung 1886 Nr. 569. — R. Dohme, Das königliche Schloß in Berlin, S. 3—7. Leipzig 1876. — Berlin und seine Bauten, S. 79 und 378. Berlin 1877. — F. R. Steche, Hans von Dehn-Rothfelser, S. 15. Dresden 1877. — W. Lübke, Geschichte der Renaissance in Deutschland, 2. Aufl., S. 218, 224, 316. Stuttgart 1882. — R. Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, S. 107, 259. Berlin 1893.

H. A. Lier.

Thela (nicht Thelanes, s. den Artikel Odovakar XXIV, 160), Sohn des Odovakar (s. den Artikel) und der Skunigildis, war von seinem Vater zum „Caesar“, d. h. wohl zum Mitregenten ernannt worden, ward bei dem Vertrag von 493 Theoderich als Geisel gegeben, von diesem nach Odovakar's Ermordung nach Gallien verbannt und, als er unter Bruch dieses Bannes wieder in Italien erschien, hingerichtet.

Quellen und Litteratur: s. bei Odovakar und außerdem Fragmenta Johannis Antiocheni ed. Mommsen im Hermes 1872; dazu Dahn, Allgemeine Zeitung 1872.

Dahn.

Thelot: Johann Andreas Th., berühmter Augsburger Silberschmied „aus einer im 16. Jahrhundert von Frankreich eingewanderten Familie stammend“, nach Buff 1654 geboren und laut Ausweis der Wappentafel der Augsburger Goldschmiede

1734 gestorben. In seiner Thätigkeit als Silberschmied unterscheidet man zwei deutlich von einander zu trennende Richtungen. Einerseits macht er Pocale und Kannen, welche er, wie bei der Zunft üblich, mit einer Figur aus seinem Wappen, einem Anker, stempelt. Andererseits pflegt er die figurale Treibarbeit, und diese hat er in einer ganz besonderen Weise auszubilden verstanden. Ohne über die Elemente hinauszugehen, welche in den Traditionen der Werkstatt lagen, versteht er dieselben in einer Weise zu verwenden, die seinen Arbeiten einen persönlichen Charakter verleihen. Er umgeht die großen Finessen der Treibtechnik, um sie in verblüffender Weise durch frei aufgelöthete Figuren zu ergänzen. Er stuft die Erhebungen der Hintergründe nicht bis zur letzten Consequenz ab, aber er hilft sich in sehr geschickter Weise durch stärkere oder geringere Punzierungen. Er arbeitet ohne Pedanterie auf die Wirkung und weiß in einer Zeit, da man in Frankreich ganze Vermögen in das Silbergewicht der Geräthe steckt, einer alten deutschen Tradition folgend, ein ganzes Büffet mit Platten zu garniren, welche zusammengenommen nicht mehr wiegen, als ein einzelner Weinkühler von Ballin oder Du Tel. Diese decorativen Treibarbeiten, zu welchen noch Kalender, Uhrschilder und dergleichen zu rechnen sind, bezeichnet er meistens mit seinem vollen Namen. Man findet Arbeiten seiner Hand in Dresden und München, bei Fürst Fugger in Augsburg und dem Baron Rothschild in Frankfurt a. M. Ein Stück im kunsthistorischen Museum zu Wien ist laut Inschrift im J. 1687 zu Rom gefertigt. 40 andere beglaubigte Werke sind in meinem Werke: „Der Goldschmiede Merkzeichen“ aufgezählt. Die Arbeiten, welche Paul v. Stetten (Kunstgeschichte der Stadt Augsburg S. 476—477) anführt, haben bisher nicht nachgewiesen werden können, nur der Meisterbecher soll sich noch in Augsburger Privatbesitz befinden. M. Rosenberg.

Thenhaven: Bernhard Th., katholischer Theolog. Bezüglich seiner Lebensumstände geht aus seinen Schriften und Driver (Bibl. Monaster. p. 145) hervor, daß er zu Vechta (Oldenburg), Franciscaner der strengen Observanz, im J. 1729 Provincial seines Ordens zu Wiedenbrück, im J. 1739 zum zweiten Male Provincial der sächsischen Ordensprovinz zum h. Kreuze und jubilirter Lector der Theologie war. Sein „Nucleus theologiae canonico-moralis“ Colon. 1726 (neu als Examen ordinandorum et approbandorum bearbeitet von Chr. Claes. Bielef. 1786) und „Nucleus iuris canonici in quinque libros decretalium distributi iuxta ordinem titulorum“ Col. 1739 ist ein für den ersten Unterricht berechnetes Handbuch. v. Schulte.

Theobald: Gottfried Ludwig Th., sehr eifriger und verdienstvoller Erforscher der geologischen Verhältnisse der Graubündener Alpen, war als Sohn eines Landgeistlichen im Dorfe Allendorf bei Hanau am 21. December 1810 geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Hanau bezog Th. 1827 erst die Universität Marburg und nach zwei Jahren jene in Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nach bestandenem Examen trat er in Hanau die Stelle eines Hülfspredigers an, fühlte aber so wenig Befriedigung in diesem Berufe, daß er bald, wie er selbst sich ausdrückte, die Theologie an den Nagel hängte und sich ganz den naturwissenschaftlichen Studien, für welche er schon von frühester Jugend an durch Einsammeln von verschiedensten Naturgegenständen eine warme Zuneigung zu erkennen gab, widmete. Eine Berufung als Privatlehrer nach Montpellier (1839) verschaffte ihm reichliche Gelegenheit, durch Reisen seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Gern folgte er jedoch 1843 einem von seiner Heimath ergangenen Anerbieten zur Uebernahme einer Lehrerstelle an der Realschule in Hanau. Hier setzte er seine naturwissenschaftlichen Forschungen mit größtem Eifer fort und veröffentlichte die Ergebnisse derselben in zwei größeren Schriften: „Geologische Karte der Section Hanau“

und gemeinsam mit Cassebur: „Flora der Wetterau". Zeitweise versah er auch wieder bei seinem alten Vater aushülfsweise das Predigeramt. Als freisinniger Mann wurde er 1848 in die politischen Ströme jener Zeit hineingezogen und bei der nachfolgenden Reaction seiner Stellung als Reallehrer enthoben. Um weiteren Behelligungen zu entgehen, verließ 1852 Th. Hanau und fand in Genf eine neue Stellung als Lehrer an einem Privatinstitut, bis er 1854 als Lehrer der Naturwissenschaft an die Kantonsschule in Chur berufen wurde, wo er bis zu seinem Tode überaus segensreich wirkte. In dieser Stellung entwickelte Th. nun eine ebenso energische wie erfolgreiche Thätigkeit als Naturforscher namentlich durch seine ausgedehnten Erforschungen der geologischen Verhältnisse der Hochgebirge Graubündens, auf welche er sich mit Feuereifer und bewunderungswürdiger Ausdauer warf, um geologische Karten dieses zum Theil sehr schwierig zu untersuchenden Gebietes herzustellen. Zugleich entfaltete er auch als Schriftsteller durch Veröffentlichung der Forschungsergebnisse eine umfassende Thätigkeit. Von den mehr als 100 Publicationen können hier nur einige wenige der hervorragendsten genannt werden, wie: „Geologische Beschreibung der NO-Gebirge von Graubünden" mit zwei geologischen Kartenblättern; „Die SO-Gebirge von Graubünden" u. s. w. ebenfalls mit einer geologischen Karte; dann eine ganze Reihe (über 25) geologischer Beschreibungen einzelner Alpengebirgsgegenden mit Karten und Profilen, welche in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in dem Jahresbericht des Schweizer Alpenclubs 1866—1870 und in den Verhandlungen der Schweizer naturforschenden Gesellschaft veröffentlicht sind. Dazu kommen mehrere eingehende geologische Schilderungen von Schweizer Heilquellen, wie jene von Tarasp, St. Moritz, Alveneu, Rothenbrunnen, Paß Ugg, auch jene von Bormio im angrenzenden italienischen Gebiete. Seine Beobachtungen über Pflanzen und Thiere, über Topographie und Meteorologie gaben gleichfalls Veranlassung zu geschätzten Mittheilungen, z. B. in den Naturbildern aus den rhätischen Alpen, über das Klima der Alpen, über den Pflanzenwuchs des Hochgebirges im Kampfe mit den Gletschern u. s. w. Erwähnt zu werden verdienen außerdem einige seiner Schriften allgemeinen Inhalts, wie „Ueber naturwissenschaftlichen Unterricht", „Einige Gedanken über Styl und Weise der Naturbeschreibung", „Leitfaden der Naturgeschichte" u. s. w. Aus allen diesen Schriften leuchten uns der strengwissenschaftliche Forschersinn, ein umfassendes Wissen, ein unermüdlicher Fleiß und eine glänzende Beobachtungsgabe entgegen. Dem überangestrengten Dienste, welchen er der Wissenschaft leistete, erlag Th. frühzeitig am 15. September 1869 in Chur.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, N. F. XV, 85, 1869—1870. v. Gümbel.

Theobald: Joseph Apollinaris Honoratus v. Th., königlich württembergischer Generalmajor, wurde am 3. April 1772 zu Rastatt, wo sein Vater als Oberst im schwäbischen Reichscontingente lebte, geboren. Nachdem er zuerst das Gymnasium zu Straßburg besucht hatte, bezog er die Hohe Karlsschule in Stuttgart, wo er bald die bevorzugte Stellung eines Chevaliers erhielt und durch seine Fähigkeiten die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich zog. Bei seinem Abgange von der Schule handelte es sich darum, ob er eine Professur der Geometrie zu Reichenau in Graubünden annehmen oder in Kriegsdienste treten solle. Er entschied sich für die letztere Wahl. Jene Professur erhielt der nachmalige König Louis Philipp von Frankreich, und Th. ward zum Stückjunker im Artilleriecorps des schwäbischen Kreises ernannt. Mit diesem nahm er an den Feldzügen der Jahre 1794—1796 theil, im J. 1800 aber ging er als Lieutenant im Generalstabe in herzoglich württembergische Dienste über, in denen er in diesem Jahre den Krieg gegen Frankreich, im J. 1805,

r zum Hauptmann aufgerückt war, den gegen Oesterreich mitmachte. ndigung des letzteren ging er als Generallandescommissär in das rtier des Kaisers Napoleon, ward dann Adjutant des damaligen isters, Herzog Wilhelm von Württemberg, Bruders des Königs, und ruch des Krieges gegen Preußen Chef des Generalstabes. In dieser t war er in den Feldzügen von 1806 und 1807 thätig. Nach hluß bearbeitete er den Entwurf zu einem Felddienstreglement für die rgischen Truppen, welches die Zustimmung einer zu seiner Begut- iedergesetzten Commission erhielt und in Kraft trat. Sein Aufsteigen war ein sehr rasches. Bereits 1808 wurde er Generalmajor. Auch von 1809 gegen Oesterreich machte er als Generalstabschef der württem- Truppen mit. Daneben bekleidete er die Stelle eines königlichen rs bei dem Commandanten des Armeecorps. In dieser Eigenschaft vornehmlich die Selbständigkeit seines Kriegsherrn in den inneren An- ten der Truppen den französischen Heerführern gegenüber zu wahren König über das auf diesen Gegenstand Bezügliche zu unterrichten, eine welche dem Corpscommandeur Vandamme sehr wenig genehm war Napoleon nicht gefiel, in der er aber den Beifall seines Königs er- ach Friedensschluß wurde ihm neben den von ihm bekleideten militäri- tern das Präsidium des Straßen- und Brückenbau-Departements über- nd demnächst wurde er zum wirklichen Staatsrathe ernannt. 1810/11 die Vertretung Württembergs bei der Grenzberichtigung mit Bayern . Vor Beginn des Krieges von 1812 hatte er eine Feldinstruction Generalquartiermeisterstab auszuarbeiten. Im Feldzuge sollte er dem en als erster Generaladjutant zur Seite stehen, beide erkrankten aber Lithauen lebensgefährlich und kehrten von dort zusammen in die zurück. Da er den unglücklichen Ausgang des Krieges vorhergesagt veranlaßte dieser Schritt Mißdeutungen, welche zur Folge hatten, daß . Th. sich für mehrere Jahre ganz in ländliche Abgeschiedenheit zurück- an den Befreiungskriegen weiter keinen Antheil nahm, als daß er bei hmärschen fremder Truppen einige Dienste leistete und in Schwarzen- ftrage einen Plan zur Vertheidigung des Schwarzwaldes entwarf. Erst im J. 1819 die Stadt Eßlingen zu ihrem Abgeordneten für die con- Ständeversammlung gewählt hatte, trat er in das öffentliche Leben lls Mitglied der Versammlung gehörte er zu den sieben Commissären, it den Vertretern der Regierung über die festzustellende Verfassung zu n hatten. Die letztere hat er dann mit unterschrieben. Eßlingen ver- für sich selbst und für seine Nachkommen das Bürgerrecht und wählte für den folgenden Landtag wieder zum Abgeordneten, als welcher er tutionellen Partei angehörte. In der nächsten Periode vertrat er das Tettnang. An den Verhandlungen nahm er sehr thätigen Antheil. Regsamkeit seines Geistes und von seinen umfassenden Kenntnissen auf hiedenen Gebieten des menschlichen Wissens legen zahlreiche Schriften en, politischen und staatsökonomischen Inhaltes Zeugniß ab. Sie sind ten angegebenen Quellen aufgeführt. Seine Bekanntschaft mit fremden hat er am glänzendsten durch eine vom Verfasser als mustergültig be- Uebersetzung von des Grafen Ségur Histoire de Napoléon (1825 bei hienen) dargethan. Er starb am 17. März 1837 zu Stuttgart.

llgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1837, Nr. 32—33. — Allgemeine , Augsburg 1837, Nr. 103—105.

älterer Bruder, Karl Peter Wilhelm Apollinaris Ritter in in der Geschichte der napoleonischen Kriege mehrfach durch besondere

Leistungen hervortretender Officier, am 22. October 1769 zu Rastatt ... starb am 10. October 1837 als bairischer Generallieutenant a. D. ... berg (Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1837, Nr. 95). — Sch... Der königlich bairische Militär-Max-Josephorden. München 1882.

Ein jüngerer Bruder, Joseph Karl Valentin v. Th., geb. ... 10. Mai 1800 zu Rastatt, † am 10. April 1862 zu Karlsruhe ... herzlich badischer Generalmajor, war ein tüchtiger Artillerieofficier, ist ... Leistungen im Felde nicht hervorgetreten (F. v. Weech, Badische Biogra... Heidelberg 1875). B. ...

Theobald: Zacharias Th., Geschichtschreiber und Theologe, ... 29. März 1584 zu Schlackenwald in Böhmen als Sohn protestanti... (bemittelter Bergleute?) geboren und starb 1627 als Pfarrer zu Kr... Nürnberg. Er studirte, nachdem er unbekannt wo Unterricht genossen, ... berg, wo er schon 1604 das Magisterium erlangte. Schon damals ... folgenden Jahren nahmen neben den theologischen Berufsstudien sein... Naturforschung und Geschichte in Anspruch, zu welch' letzterer freilich ... geisterung für die Entwicklung der lutherischen Kirche, deren Grundlag... patriotischer Freude bereits in den Lehrmeinungen seiner berühmten ... Joh. Hus und Mag. Hieronymus gelegt fand, von selbst hinleitete. ... der Schriften des Johannes Hus und seiner Proceßacten nährte in ihm ... zeugung, wie „unbillig und unchristlich“ man in Konstanz mit Hus und ... mus verfahren, und weckte den Vorsatz, dies noch besonders öffentlich ... weshalb er zunächst mit der Sammlung des Stoffes und Durchfor... Arbeiten seiner zeitlich näher stehenden Landsleute (Dubravius, Hajek, L... begann. Wichtiger war, daß er als Reisebegleiter einiger junger Adelig... um czechisch zu lernen, sich in verschiedenen Orten Böhmens aufhielt... folg die Gelegenheit wahrnahm, auch noch neues Material zu samm... namentlich die in Taus aufbewahrte Bibliothek des M. Prof. L... Ausbeute bot. Dies eiferte ihn an, hinterher, um „ja nichts zu ... die vornehmsten böhmischen Städte noch besonders zu besuchen und ... hufs Erlangung gedruckter und ungedruckter Quellen für sein Werk mi... Lehrern und Stadtschreibern in Verbindung zu treten. So bracht... weitläufiges Material zusammen, das er freilich nicht nur zur Dar... Lehre und Geschicke des J. Hus seit 1401, sondern einer Erzählung ... Hussitenkrieges bis zur Einführung K. Sigmund's ins Land (1436) ... Das Buch, in 85 Capitel getheilt, erschien im J. 1609 in Witten... und führte den Titel „Hussitenkrieg, darinnen begriffen das Leben, ... und Tod M. Johannis Hussij und wie derselbige von den Böhmen ... gerochen worden, alles aus glaubwürdigen Geschichtschreibern, alten ... und Manuscripten mit Fleiß zusammengetragen“ u. s. w. Es war ... Joachim Schlick von Bassano und Weißenkirchen, Herrn zu Swijan ... dem energischen Führer der protestantischen Action, die 1609 zur ... des Majestätsbriefes seitens K. Rudolph II. geführt, gewidmet. Ja... erschien eine neue Ausgabe mit Verbesserungen und um drei Büche... ebendort, andere (deutsch oder lateinisch, letztere nach Balbin von ... Sohn besorgt [?]) ebendort 1640, in Breslau 1750, bei Freher, Frank... furt 1625, bes. von Jak. Pontanus von Heidelberg. So gerade ... werth Theobald's Sinn und Streben ist, so groß sein Fleiß und sei... samkeit, — er ist auch in Cicero und den gewöhnlichen Classikern ... Hause und hat an Quellen mehr benutzt, als er angibt (freilich ... Fabulisten und Fanatiker Dalemil) —: sein Standpunkt ist ein ...

seine Methode ungenügend, so daß die Angaben des Buches nur unter steter Prüfung zu benützen sind.

Wo Th. sich zur Zeit der Abfassung dieses seines bedeutendsten Werkes aufhielt und womit er seinen Unterhalt bestritt, ist nicht sichergestellt. Nach Böhmen riefen ihn, scheint es, erst wieder die stürmischen Ereignisse, die sich an den Prager Fenstersturz anschlossen. Wir finden Th. als Feldcaplan im Heere Mansfeld's, das Pilsen belagerte und gewann. Mit ganzem Feuereifer hatte er sich der Bewegung gegen das Haus Habsburg angeschlossen, und war er bemüht, die Soldaten zur Ausdauer und Tapferkeit zu ermuthigen. Ein Zeugniß dafür liegt in der „Concio bellica in castris ad urbem Pilsnam habita teutonico sermone, cum quo gloria urbis Pilsnae die praesentationis Mariae iniit“, 1619, vor. Aber Theobald's Gesundheit war den Anstrengungen und Aufregungen des Kriegslebens nicht gewachsen. Vielleicht nahm er auch an der Wahl des Pfälzers zum König von Böhmen und dessen Vorliebe für den Calvinismus Anstoß. Thatsache ist, daß die bis 1620 fortgesetzte dritte Auflage der „Series genealogica et chronologica judicum, ducum et regum Bohemiae“, Augsburg 1620, (erste Auflage Wittenberg 1612, zweite ebendort 1617) als fünften König aus der neuerlichen Habsburgerreihe (seit Ferdinand I.) an richtiger Stelle Ferdinand II. bezeichnet und dessen Krönung vom 29. Juni 1617 anmerkt, während die Wahl und Krönung des Gegenkönigs Friedrich V. (von der Pfalz) als Ergebniß „eines erschröcklichen und schädlichen schisma und confusion“ erscheinen könnte. Th., der außer der Series, einer sehr dürftigen und fehlerhaften Zusammenstellung, die manche absonderliche Neuaufstellungen enthält und von Theobald's Kenntniß der früheren böhmischen Geschichte keine günstige Meinung zu erwecken vermag, bereits auch eine „Chronologica Bohemiae ecclesiae adumbratio“, Wittenbergae 1611, und eine „Topographica Regni Bohemiae descriptio“, Wittenbergae 1612, auch als Anhang zur „Series“ gedruckt, beide ohne größeren Werth, verfaßt hatte, hielt sich seit 1620 in Nürnberg auf, wo er sich durch sein ernstes Streben, seine ehrenfeste Art und Haltung rasch einflußreiche Freunde erwarb. Ihnen verdankte er die Uebertragung der Pastorstelle in dem zu Nürnberg gehörigen Dorfe Kraftshof. So eifrig und hingebend er seine Amtspflichten versah, so fleißig nutzte er seine Zeit für neue historische und andere Studien aus. Wir verdanken Th. ferner die Schrift: „Bericht, was Jammer und Elend die alten Widertäuffer gestifftet und was von den Weigelianern, Rosencranzern und Pansophisten zu halten“ und die „Dehortatio de veteribus anabaptistis et recentioribus fanaticis“, während eine (verlorene) Geschichte des Bergbaues in Joachimsthal wohl noch der früheren Epoche, der böhmischen Geschichte gewidmet, angehörte. Von anderer Art sind das „Kinderbüchlein in kurzen Fragen von den vornehmsten Festen im Jahr“ und die „Bedenken, was von dem Beyfall in Bamberg zu halten“. Dem Gebiete der Philosophie und Naturgeschichte gehören an: „Paraphrasis in libros Aristotelis de prima philosophia“ und die „Arcana naturae, d. i. Sonderlich Geheimniß der Natur aus glaubwürdigen Autoren und Erfahrungen zusammengetragen“ mit einigen für Böhmens Naturkunde bemerkenswerthen Nachrichten, auch letztere schon früher entstanden. Aber die doppelten Anstrengungen untergruben Theobald's Gesundheit immer mehr. Eine hartnäckige Heiserkeit, das Folgeübel eines tieferen (Lungen-)Leidens, erschwerte ihm allmählich sein Amt so sehr, daß er an Resignation dachte. Da erhielt er einen Ruf als Professor der Mathematik an der Altdorfer Universität. Aber noch war Th. mit der Uebersiedelung dorthin beschäftigt, als ihn, 43 Jahre alt, der Tod traf.

Sein oben erwähnter Sohn, Z. Th. junior, ist außer durch die berührte Uebersetzung und eine Ausgabe von C. Bruschius' „Beschreibung des Fichtel-

berges“ noch als Verfasser einer „Dissertatio de habitu minerali, quem metallici den Schwaden vocant“, Nürnberg in 4°, bekannt.

Vgl. J. Theobald's eigene Schriften. — Zedler's Univ.-Lexikon, Halle-Leipzig, XLIII, 661. — F. L. Rieger, Slovník naučný 9, Prag 1872, S. 386. — C. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 44, Wien 1882, S. 205—207. A. Bachmann.

Theodahad: Amaler, König der Ostgothen (a. 534—536), Sohn von Theoderich's des Großen Schwester Amalafrida und eines Ungenannten (nicht des Vandalenkönigs Thrasamund [s. den Artikel], dem jene in zweiter Ehe vermählt ward; vgl. den Stammbaum der Amaler bei Theoderich dem Großen), vermählt mit Gudelina, beider Tochter, Theodenanthis war vermählt mit Ebrimuth (beider Sohn hieß Theodigisel); er war nach Procop in der Wissenschaft jener Verfallzeit wohl bewandert, zumal in der damaligen Lehre der platonischen Philosophie, aber auch in biblischer Theologie; dabei aber unkriegerisch, schwach, abergläubisch und von der äußersten Habsucht: ein trauriger Zeuge der Entartung, welche die angefaulte Cultur des Römerthums über gar viele Ostgothen gebracht hatte. In seiner Gier nach Reichthum hatte er — zum Theil mit den schlimmsten Mitteln: durch Gewalt und durch ungerechte Processe — den größten Theil von Tuscien bereits an sich gerissen und unermüdlich trachtete er, das noch Uebrige den Eigenthümern zu entwinden. Theoderich hatte schwere Mühe gehabt, diese Habsucht zu zügeln: Cassiodor hat uns zwei scharf verweisende Befehle des großen Königs an den schlimmen Neffen erhalten (Variarum IV. 39. V. 12) und ebenso später seine Tochter, die Regentin Amalaswintha (s. den Artikel). Dafür haßte Th. sie gründlich und bei den Wirren und Ränken, die nach Theoderich's Tod den Hof zu Ravenna erfüllten, trachtete er zu seinem eignen Vortheil und auf eigene Faust im Trüben zu fischen; er verhandelte insgeheim mit Justinian, diesem ganz Tuscien, das er thatsächlich beherrschte, ohne Schwertstreich in die Hände zu spielen, um dann mit großen Reichthümern und einem Sitz im Senat belohnt in Byzanz zu leben: er erörterte diese Pläne mit katholischen Bischöfen, die der Imperator an den neuen Papst Johannes II. (seit 533) abgesandt hatte. Aber alsbald kam Th. in die Lage, Byzanz noch größere Vortheile in Aussicht zu stellen. Amalaswintha's Herrschaft war — durch eigene Schuld zum Theil — so stark gefährdet, daß sie selbst zu ihrer Stütze den nächsten Schwertmagen ihres dahin siechenden Sohnes, des jungen Königs Athalarich (s. den Artikel) und daher nach germanischem Königsrecht den thatsächlich dem Thronrecht nächsten, als Stütze heranzog: zwar nicht um sich ihm zu vermählen, wie man immer noch erzählt, — er war vermählt — wohl aber, um ihm nach Athalarich's Tod den Königsnamen zu sichern, wobei er jedoch mit schweren Eiden geloben mußte sich mit dem Königsnamen zu begnügen, der herrschgierigen und ehrgeizigen Frau thatsächlich die volle Gewalt zu überlassen. Th. schwor mit falscher Seele: war doch gerade jetzt seine Wuth gegen die Regentin auf das höchste gestiegen, weil sie ihn gezwungen hatte, auf die Klagen aller Einwohner von Tuscien hin, die ihn schlagend des Landraubs, der Erpressung an allen seinen Nachbarn — „denn Nachbarn zu haben schien Th. ein Unglück“, sagt Procop — zumal auch an den dortigen Krongütern überführt hatten, seine Beute herauszugeben. Sie suchte ihn nun zu beschwichtigen durch die Erklärung, sie habe den nun (Frühjahr a. 534) erfolgten Tod ihres Sohnes längst — nach dem Ausspruch der Aerzte — vorausgesehen und Th. die Nachfolge dadurch sichern wollen, daß sie seinen Leumund im Volke von jenen Flecken reinigte. So erhob sie ihn denn auf den Thron; es war eine zwiefache Abweichung von germanischem Folgerecht, daß ein Weib so verfügte und zwar ohne Befragung des Volksheeres. Th. aber verband sich sofort auf das engste mit den grimmigsten Feinden der Fürstin — zu Blutrache ver-

pflichteten Adelsgeschlechten —, tödtete einige ihrer Anhänger und ließ sie (am 30. April 534) gefangen auf eine kleine Insel im Bolsener See bringen. Justinian benutzte diese Wirren im Geschlecht der Amalungen mit gleich arglistiger Staatskunst wie früher die Zwiste im Hause der Asdingen in Karthago (s. den Art. Gelimer): er versicherte öffentlich durch seinen Gesandten Petrus vor allem Gothenvolk Amalaswintha seines Schutzes: derselbe Petrus hatte aber von der Kaiserin Theodora den geheimen Auftrag erhalten, die schöne Tochter Theoderich's aus der Welt zu schaffen, da sie deren geplante Uebersiedelung nach Byzanz mit Eifersucht befürchtete. Als nun aber jene Bluträcher im Einvernehmen mit Th. die Gefangene im Bad erwürgt hatten (a. 534), erklärte sofort Petrus im Namen des Imperators Th. den Rachekrieg, obwohl er selbst vielleicht insgeheim im Sinne des Auftrags von Theodora an dem Untergang Amalaswintha's mitgearbeitet hatte. Die Ermordung der Amalungentochter erregte das Gothenvolk gewaltig, während die Römer in ihr die eifrige Beschützerin beklagten und nunmehr Gewalt von den Barbaren besorgten. In Rom brachen Unruhen aus: gothischen Truppen, die Th. unter seinem Major domus zur Dämpfung der Bewegung absandte, versuchte die Stadt die Thore zu schließen: Th. mußte sich bequemen — unter allerlei Vorbehalten — eidlich Senat und Volk der Römer Wahrung der bisherigen Rechte zu versichern. Der Feige bemühte sich vergeblich, mit den äußersten Opfern, ja zuletzt mit dem völligen Verrath an seinem Volke den Krieg abzuwenden: „denn er konnte von Krieg gar nicht einmal reden hören". Er bewilligte die nachstehenden Forderungen des Petrus: Abtretung von Sicilien, jährliche Schatzung von dreihundert Pfund Gold in Gestalt eines goldenen Kranzes, Stellung von drei Tausendschaften gothischer Krieger auf jeweiliges Verlangen des Imperators, Verzicht auf das Recht, Senatoren oder Priester ohne Zustimmung Justinian's mit dem Tod oder mit Vermögenseinziehung zu bestrafen, Verzicht auf die Verleihung des Patriciats mit der Senatorwürde, Vorrang des kaiserlichen Namens bei den begrüßenden Zurufen des Volkes in Theater und Hippodrom, Aufstellung eines Standbildes des Imperators — und zwar zur Rechten — bei Aufrichtung neuer Standbilder des Königs. Diese Forderungen sind bezeichnend; es sollte die unmittelbare Zugehörigkeit Italiens zum Imperium und die Unterordnung des Gothenkönigs als bloßen Statthalters des Kaisers auf das deutlichste ausgedrückt, die beiden Byzanz ergebensten Stände — Senatoren und katholische Priester — vor Bestrafung ihrer Gesinnung geschützt werden: Byzanz wollte nunmehr jene Abhängigkeit der gothischen Niederlassung in Italien herbeiführen, die schon Kaiser Zeno gewollt, aber Theoderich's Herrschergeist nicht ertragen hatte.

Dabei ging aber Th. in Furcht vor dem Kriege noch weiter. Als Petrus erklärte, er wisse nicht, ob Justinian nicht doch auch jene Anerbietungen verwerfen und angreifen werde, meinte der feige Thor, Petrus möge in diesem Fall — aber nur in diesem! — des Königs völligen Verzicht auf die Herrschaft aussprechen: er erbitte nur soviel Landbesitz, daß er davon jährlich 1200 Pfund Gold einnehme, dann wolle er dem Kaiser wie über die Italiener so auch über die Gothen herrschen lassen und dessen Bevollmächtigten den Palast und Alles, was zum Königthume gehöre, übergeben. Denn er sei zwar, am Hofe seines Oheims geboren und nach dem Stil seiner Abstammung erzogen, dem [illegible] nicht fremd, aber der Krieg sei ihm, der von Kind auf eine der musischen Bildung obgelegen, unbekannt und verhaßt und er werde nicht den Kampf aufnehmen um der ihm gleichfalls verächtlichen Herrschaft willen. Selbstverständlich verwarf Justinian, durch Petrus von dem zweiten Anerbieten unterrichtet, das erste und unter überschwänglichem Lobe solch kluger Gesinnung versprach er ihm ebenso ein die höchsten römischen Würden. Als nun aber Th. von einigen Vortheilen

erfuhr, die gothische Scharen in Dalmatien, wo der Krieg bereits begonnen, erfochten hatten, reute ihn sofort wieder seine Nachgiebigkeit: über alles Maaß aufgeblasen behandelte er die Gesandten geringschätzig und drohte Petrus auf dessen Vorwurf öffentlich, unter Umständen dürfe man auch Gesandte tödten. Allein die Byzantiner hatten sich gegen den Schwankenden wohl gesichert: Petrus erklärte, er habe auch Briefe des Kaisers an die gothischen Großen: diese wurden ihnen in Gegenwart des Königs verlesen: sie forderten zum Anschluß an Byzanz auf, offenbar um den Wankelmüthigen durch den Abfall seiner Vornehmen zu zwingen. Doch dieser Versuch scheiterte: Th. setzte die Gesandten gefangen und Justinian schickte neue Truppen nach Dalmatien, die bald alles Land bei Ravenna gewannen. Vergeblich zwang Th. die Senatoren von Rom unter Todesdrohungen gegen sie und die ihren den Imperator in einem Schreiben — sehr gegen ihre Herzensmeinung! — um Frieden für Italien anzuflehen, weil es sonst den Rachethaten der Gothen verfalle: der neue Papst Agapet mußte selbst diese Bitte überbringen (Februar a. 536). Aber Justinian ließ den Waffen Belisar's, der schon im Herbste a. 535 Sicilien gewonnen hatte, freien Lauf. Dieser landete bei Regium (Februar a. 536), sofort fielen ihm alle Italier zu. Aber auch Theodahad's Eidam, Ebrimuth, der mit einem Heere entgegen gesandt war, ging mit diesem Heere zu ihm über. Nun ward Neapel belagert und, weil von Th. trotz dringender Bitten um Hilfe, preisgegeben, nach tapfrer dreiwöchiger Vertheidigung genommen. Der Fall Neapels, der dritten Stadt des Reichs, fachte endlich den lang schon glimmenden Argwohn der Gothen zu lodernden Flammen an: auf dem Blachfeld zu Regeta zwischen Anagni und Terracina an dem Flüßlein Urbicus hielt das Volksheer eine Tagung, setzte den verrätherischen König ab, verurtheilte ihn (wie es scheint: „tollatur de medio“, riefen sie) zum Tode und erhoben an seiner Statt den tapfern Vitigis zu ihrem König (s. den Artikel). Auf diese Nachricht floh Th. aus Rom, das sichere Ravenna zu erreichen. Allein Vitigis sandte ihm einen Verfolger nach, dessen Eifer eigne Rache beflügelte, den Gothen Optari, dem Th., durch Gold bestochen, eine schöne und reiche Braut gewaltsam entrissen und einem Andern vermählt hatte. Optari, dem Befehle, den Aechter todt oder lebend zur Stelle zu schaffen, wie dem eignen Hasse eifrigst folgend, setzte dem Fliehenden Tag und Nacht nach ohne Unterlaß, holte ihn auf diese Weise ein, warf ihn zu Boden und erstach ihn „wie ein Opferthier“ (December a. 536). Seinen Sohn Theodigisel setzte Vitigis gefangen, den Uebertritt zum Feind oder eine amalungische Erhebung zu verhindern.

Quellen: Procopius, de bello Gotico ed. Dindorf. Bonn 1833. I. 4—11. seqq. — Procopius, historia arcana, eodem 1838 c. 16. — Cassiodori Variae ed. Theodor Mommsen. Monumenta Germaniae historica. Auctor. antiquissimor. X. Berol. 1894. IV, 39; V, 12; VIII, 23; IX, 19; XII, 20. 27; X, 1—6. 9. 10. 26; XI, 13. — Jordanis, Romana et Getica ed. idem eodem. Auctor. antiquiss. V 1. 1882. De regnorum successione c. 59—60. — Gregorius Turonensis, historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch eodem. Scriptorum rerum Merowingicarum I. Hannoverae 1884. III, 31.

Litteratur: Manso, Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien. Hamburg 1824. — Dahn, die Könige der Germanen II. München 1862. S. 186—209, s. daselbst die Litteratur bis 1862, die neuere Litteratur bis 1894 Könige VII. 1. Leipzig 1894 p. I ff. — Hodgkin, Italy and her invaders III. Oxford 1885 p. 710 f. — Theodor Mommsen, ostgothische Studien. Neues Archiv XIV. 1893. — Ueber die Münzen Theodahad's s. Friedländer, die Münzen der Ostgothen. Berlin 1844.

Dahn.

Theodegotho, Tochter Theoderich's des Großen und einer unbekannten Concubine (nicht Audefleda, Chlodovech's Schwester), schon in Mösien, also c. 480 geboren, vermählt, gemäß den planmäßig betriebenen Verschwägerungen des Amaler's mit den germanischen Königsgeschlechtern, mit Alarich II., König der Westgothen; beider Sohn war Amalarich. Da dieser a. 507 noch nicht waffenfähig, wird die Vermählung etwa um 500 anzusetzen sein.

Quellen und Litteratur: Jordanis Getica ed. Mommsen. M. G. h. auctor. antiq., 188 c. 58. — Dahn, Könige der Germanen II. 1862. S. 142.

Theodelinde (Theodolinde, Theudelinde), Königin der Langobarden, Tochter des agilolfingischen Baiernherzogs Garibald und der Waldrade, einer Tochter des Langobardenkönigs Wacho, welche vordem mit König Theodebald von Auster und nach dessen Tode († 555) mit Chlotar I. vermählt war. Die Annahme, daß Th. nicht Garibald's, sondern Theodebald's Tochter war, ist schon aus chronologischen Gründen abzulehnen. (Vgl. auch Waitz in den Göttinger Gelehrten Nachrichten 1850, S. 342; 1869, S. 137.) Theodelindens erste Verlobung mit dem Frankenkönige Childebert II. ward von dem Bräutigam auf den Rath seiner Mutter Brunehilde aufgelöst. Dann aber erkor die schöne Baiernprinzessin zur Gemahlin der Langobardenkönig Authari, der nach Gregor von Tours zuerst um die Hand der Schwester Childebert's II. angehalten hatte. Authari's junge Dynastie mußte durch den Bund mit Th., die mütterlicherseits der alten langobardischen Königsfamilie der Lethinger entstammte, an Ansehen gewinnen. Bei den Franken aber weckten diese Vorgänge Feindschaft mit Baiern wie Langobarden. Von Authari's Brautwerbung um Th. liest man bei dem langobardischen Geschichtschreiber Paul eine sagenhafte Erzählung. Nachdem Garibald einer langobardischen Gesandtschaft bereits die Hand seiner Tochter für Authari zugesagt, habe dieser den Wunsch gehegt, selber unerkannt, seine Braut kennen zu lernen und sei in der Maske seines eigenen Gesandten und Brautwerbers mit wenigen Getreuen an den bairischen Hof gegangen. Dort wird ihm Theodelinde vorgeführt und er spricht zu Garibald: Da eure Tochter so schön ist, daß sie wohl verdient unsere Königin zu werden, möge sie mir einen Becher Wein kredenzen. Er trinkt, giebt den Becher zurück und streichelt verstohlen Th. liebkosend das Gesicht. Als Th. dies erröthend ihrer Kammerfrau erzählt, meint diese, der vermeinte Gesandte könne kein anderer sein als ihr Verlobter. Mit einem bairischen Ehrengeleite ziehen dann die Langobarden heim, an der bairisch-italienischen Grenze aber hebt sich Authari, so hoch er kann, im Sattel und schleudert seine Streitaxt wuchtig in einen Baum, indem er ausruft: Solche Hiebe führt Authari! Da erkennen auch die bairischen Herren, daß er der Langobardenkönig selber sei. Childebert aber sandte ein Heer gegen Garibald, der Th. mit reichen Schätzen unter dem Schutze seines zweiten Sohnes Gundwald nach Italien ziehen ließ, zunächst zum Herzoge Ewin von Trient, der bereits mit einer älteren Schwester Theodelindens vermählt war. Von dort ließ Th. dem verlobten, aber ihr bis dahin persönlich unbekannten Authari ihre Ankunft in Italien melden. Dieser eilte ihr mit glänzendem Gefolge entgegen, traf sie auf dem Sardisfeld oberhalb Verona und feierte die Hochzeit mit ihr (15. Mai 589), starb aber, während Franken und Byzantiner zugleich sein Reich bedrohten, schon im folgenden Jahre (5. September 590). Th. aber, die Enkelin des Langobardenkönigs Wacho, war unter den Langobarden schon so beliebt und angesehen, daß man ihr rieth, sich selbst aus den langobardischen Großen einen Gemahl — und hiemit den König zu wählen. Ihre Wahl fiel auf einen geborenen Thüringer, aber Verwandten Authari's, den Herzog Ago oder Agilulf von Trient, dem ein zeichenkundiger Diener vordem aus einem Blitzstrahl geweissagt hatte, daß Th. einst noch sein Weib werden würde. In Lumello begegneten sich die beiden und

tranken aus einem Becher. Ehrfurchtsvoll wollte Agilulf der Königin die Hand küssen, sie aber sprach lächelnd: wer mich auf den Mund küssen darf, soll mir nicht die Hand küssen. Im Mai 591 drückte eine Volksversammlung in Mailand Theodelindens Wahl das Siegel auf.

Th. war offenbar unter den Langobarden eine überaus volksthümliche und hochgefeierte Fürstin. Ihre historische Bedeutung beruht auf ihrer erfolgreichen Thätigkeit zu Gunsten des Katholicismus, des Völkerfriedens und der langobardischen Cultur. Durch Religion und Kunst suchte sie der Rohheit des Langobardenvolkes entgegenzuwirken; auf Grundlage der kirchlichen Einheit und der römischen Cultur sollten Germanen und Römer zu einem neuen Volksthum verschmolzen werden. Die Könige Authari und Agilulf waren Arianer, der erstere hatte noch als Theodelindens Gemahl verboten, daß die langobardischen Kinder katholisch getauft würden. Dagegen lernen wir Th. durch die Correspondenz, welche Papst Gregor der Große mit ihr unterhielt, als eifrige Katholikin kennen. Zwar sprach der Papst 593 der Königin sein Bedauern aus, daß sie, von einigen Bischöfen mißleitet, die Gemeinschaft der katholischen Kirche verschmähe; aber dies bezog sich nur darauf, daß Th. an den drei Capiteln der Synode zu Chalcedon festhielt, welche die Kirchenversammlung zu Constantinopel unter Justinian's Einfluß verdammt hatte. Nichts deutet darauf, daß Th. je Arianerin war. Später trat auch bei ihrem zweiten Gemahl Agilulf, sehr wahrscheinlich unter dem Einflusse Theodelindens und vielleicht auch des Bischofs Constantin von Mailand, den Gregor der Königin angelegentlich empfohlen hatte, eine Sinnesänderung ein, wenn auch der König nie förmlich zur katholischen Kirche übergetreten zu sein scheint. 599 dankte der Papst Agilulf für den mit Rom geschlossenen Frieden und wünschte Th. Glück, daß sie dazu geholfen habe. Th. vermochte ihren zweiten Gemahl, der katholischen Geistlichkeit einen Theil ihrer Güter zurückzugeben und ihren 603 im Palast zu Monza geborenen Sohn Adelwald wie schon vorher ihre Tochter Gundiperga katholisch taufen zu lassen. Gregor sprach ihr darüber seine hohe Freude aus und schickte Geschenke für den jungen Adelwald und dessen Schwester. Unter den Geschenken, mit denen er die Königin selbst bedachte, waren seine vier Bücher Heiligenleben. In Monza gründete Th. dem hl. Johann dem Täufer eine prachtvolle Kirche, die sie mit Grundbesitz wie goldenen und silbernen Kleinoden ausstattete. Noch heute zeigt man im Domschatz von Monza u. a. eine kostbare Evangelienhandschrift, die sich selbst als Weihgeschenk Theodelindens nennt, ein vielleicht von Th. gesticktes Corporale und eine goldene Krone, die als Theodelindens Krone gilt. Auch einen Palast ließ Th. in Monza erbauen und darin Bilder aus der Geschichte der Langobarden malen. In Bergamo wird die Kirche der hl. Julia auf Theodelindens Gründung zurückgeführt. Nach Agilulf's Tode (615) führte Theodelinde für ihren Sohn Adelwald zehn Jahre die vormundschaftliche Regierung, die durch weitere Fortschritte des Katholicismus, durch kirchliche Restaurationen und große kirchliche Schenkungen ausgezeichnet war. Adelwald's Sturz scheint mit einer vorübergehend siegreichen arianischen Reaction zusammenzuhängen. Theodelindens Tod erfolgte wahrscheinlich am 22. Januar 628. Begraben ward sie in der Vincenzcapelle ihrer Johanniskirche in Monza. Die schon früher geknüpfte Verbindung zwischen den Nachbarstämmen der Baiern und Langobarden ward durch diese bairische Prinzessin auf dem langobardischen Throne zu einer engen und dauernden erhoben. Theodelindens Bruder Gundwald ward bei den Langobarden Herzog von Asti und mit Gundwald's Sohne Aribert bestieg (653) eine bairische Dynastie den langobardischen Königsthron, auf dem sie sich, eine zehnjährige Unterbrechung abgerechnet, bis zum Jahre 712 erhielt. — In Rader's Bavaria sancta et pia wird Th. aufgeführt, während bei Ferrarius, Catalogus Sanctorum Italiae (1613) ihr Name fehlt

und die Acta Sanct. Boll. unter dem 22. Januar sie unter den „Praetermissi“ nennen; eine Heiligsprechung scheint nie erfolgt zu sein. Von der Volksthümlichkeit der schönen Königin aber zeugt auch ihr Fortleben in der Heldensage. Nicht nur die anmuthigen sagenhaften Züge kommen hier in Betracht, mit denen ihr Leben bei dem Geschichtschreiber Paulus ausgeschmückt erscheint: Theodelindens Name ward auch willkürlich mit einer grotesken Sage verknüpft, die auf dem Boden merowingischer Ueberlieferungen erwachsen ist: am Strande wandelnd, wird die Königin von einem Meerungethüm überfallen und bezwungen; der Sohn, den sie später zur Welt bringt, trägt die Spuren seiner unmenschlichen Abkunft. Die uralte Sage ist überliefert in Boccaccio's Decamerone III, 2, in dem Gedichte „Das Meerwunder“ im Heldenbuche Caspar's von der Roen, sowie in einem Meisterliede und einem Spruchgedichte des Hans Sachs.

Pauli Historia Langobardorum, lib. III u. IV und dessen Uebersetzung von Otto Abel, 2. Aufl. von Jacobi. — Die Schreiben des Papstes Gregor I. verzeichnet bei Jaffé, Reg. pontific. — Neben Paulus, der für Theodelindens Geschichte das Werk des ältesten langobardischen Historikers Secundus von Trient (nach Hegel's Vermuthung Theodelindens Beichtvater) benutzt hat, können die abweichenden Nachrichten im 34. Capitel der Fredegar'schen Chronik nicht bestehen. — Ueber den Kirchenschatz von Monza s. das Buch des Kanonikers Frisi, Memorie storiche di Monza e sua Corte (1794, bes. I, 92 f., III, 58 f.). — Von der neueren Litteratur siehe besonders Jul. Weise, Italien und die Langobardenherrscher von 568 bis 628, Halle 1887, S. 101 ff., 255 ff. — Carl Drescher, Hans Sachs und die Heldensage (Acta germanica II, 1891, S. 436 ff.: Die Sage von der Königin Theodelinde). Riezler.

Theodemer, fränkischer Gaukönig, Sohn Richimer's, ward von den Römern c. a. 419 hingerichtet.

Quellen und Litteratur: Gregorius Turonensis, historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch 1884 II, 9. — Dahn, Könige der Germanen VII, 1. 1894. S. 60. Dahn.

Theodemer, ostgothischer König (bis c. a. 475), Amaler, Sohn des Wandalar (s. unten „Quellen“), Bruder des Königs Walamer (c. a. 440—470) und Widemer's (bis c. 473, s. beide Artikel). Nach langer Unterbrechung der Reihe ostgothischer Könige (seit c. 400), während welcher Zeit das Volk unmittelbar unter hunnischer Herrschaft gestanden, ward Walamer zum König der Ostgothen erhoben (c. 440), aber seine beiden Brüder standen ihm, obzwar nicht Könige (auch nicht „Unterkönige“), an Macht und Ansehen nahe: Jordanis rühmt im Gegensatz zu den hadernden Söhnen Attila's die schöne Eintracht unter den drei Amalern. Th. mußte wie seine beiden Brüder Attila 451 bei dem Zuge nach Gallien Heeresfolge leisten. Nach der Befreiung von dem hunnischen Joche, nach des großen Chane's Tod (a. 453), erbaten und erhielten die Ostgothen von den Römern Land in Pannonien, da die nach Osten zurückgeworfenen Hunnen nun die alten gothischen Sitze am Pontus einnahmen. Hier jedesfalls, wenn nicht schon früher, erhielten Widemer und Th. in einer räumlichen Landtheilung eigene Gebiete zu (beschränkt) selbständiger Verwaltung zugetheilt, wenn auch die Zusammengehörigkeit dieser Theile, die Einheit des ostgothischen Reiches, sich darin ausdrückt, daß auch jetzt noch nur Walamer „König“, rex, (Thiudans) ist und heißt: — also grundverschieden von den späteren merowingischen Theilreichen. Walamer hatte sein Gebiet zwischen Saritza und Raab oder Leitha und Raab, Th. am See „Pelsois“ (Plattensee? Neusiedlersee? Da die Name[illegible] Aqua nigra, Pelsois sonst nirgends genannt werden, ist die Lag[illegible] festzustellen), Widemer in der Mitte zwischen beiden. Diese G[illegible]

weit auseinander, daß die Söhne Attila's, da sie die befreiten Gothen „wie entlaufene Knechte“ in ihre Gewalt zurückzwingen wollen, den einen Bruder Walamer — also wol den am meisten gen Ost ausgesetzten — ohne Wahrnehmung der Andern angreifen können. Sie werden aber zurückgeschlagen und an dem Tage, da diese Siegesbotschaft in Theodemer's Halle gelangt, wird ihm von Ereliva, einer Concubine, ein Knabe geboren: der spätere Theoderich der Große (wahrscheinlich 454); Ereliva gebar noch einen Sohn, Theodemund (s. unten S. 698), und zwei Töchter, deren eine 479 starb, während die andere, Amalafreda, die Mutter Theodahad's und Amalaberga's von einem Unbekannten, in zweiter Ehe dem Vandalenkönig Thrasamund (s. diesen Artikel) vermählt ward. (Ereliva lebte noch zwischen 492 und 496; sie soll katholisch geworden und auf den Namen Eusebia getauft sein.) Etwa acht Jahre später sahen sich die Amaler aus ihrer günstigen Stellung zu Byzanz verdrängt durch einen andern gothischen Häuptling Theoderich den Schieler (Strabo: s. diesen), sie stellten durch Krieg (a. 462) die alten Verhältnisse her (s. Walamer), sollten aber als Geisel für den Frieden den achtjährigen Knaben Theoderich nach Byzanz senden. König Walamer kann das dem widerstrebenden Vater nicht befehlen, nur durch Bitten dies Opfer abringen: Walamer hatte offenbar keinen Sohn, sonst würde der Kaiser wol den Königssohn verlangt haben. Daraus erklärt sich auch gut, weshalb später, als Walamer gefallen ist (c. a. 470), nun Th. zu seinem Nachfolger erhoben wird. Damals heerte ein Suebenkönig Hunimund — wahrscheinlich markomannisch-quadischen Stammes — in Theodemer's Gebiet und trieb erbeutete Heerden mit sich fort. Aber auf dem Rückweg überfiel Th. in stürmischer Nacht das Lager der Feinde an dem See Pelsois, tödtete viele und nahm die übrig gebliebenen, darunter König Hunimund, gefangen, entließ diesen jedoch, nachdem er ihn zum Wahlsohn (per arma?) angenommen, eine unter den germanischen Fürsten häufige Form, Treuverbindungen zu begründen. Hunimund jedoch brach alsbald den Frieden, indem er auch die (gothischen) Skiren an der Donau zu Verbündeten gewann. In der nun folgenden Schlacht siegten zwar die Gothen, aber Walamer fiel (c. 470). Nun wählten sie Th. zum Nachfolger: erst jetzt wird dieser Rex genannt, erst jetzt nimmt er die Abzeichen eines Königthums an: er beherrscht fortab wie sein bisheriges auch Walamer's verwaistes Gebiet unmittelbar und steht — als König — auch über seinem Bruder Widemer, der zwar eine Landschaft behält, aber zum Heerbann vom König aufgeboten wird. Hunimund und ein andrer Suebenkönig Halarich (Alarich) hatten nämlich wieder ein Bündniß gegen die Ostgothen zu Stande gebracht: außer den Ueberbleibseln der Skiren unter den Edelingen Edika und Hunulf hatten sie Rugier und Gepiden und zwei Sarmatenkönige gewonnen und waren bis zu dem (unbestimmbaren) Flusse Bolia in das Gothengebiet vorgedrungen, hier aber wurden sie von Th. (und Widemer) zurückgeschlagen (471). Bald darauf (Winter 472) überschritt Th. die gefrorene Donau und drang soweit gen Westen, daß er nicht nur diese Donau-Sueben (Baiern, die hier zuerst, aber wohl um zwanzig Jahre verfrüht, in der neuen Heimath genannt werden), auch die ihnen verbündeten Alamannen erreichte und schlug. Zurückgekehrt fand er (472) den soeben aus Byzanz entlassenen nun 18jährigen Sohn, der inzwischen auf eigene Faust einen Rachezug wider einen jener feindlichen Sarmatenkönige glücklich durchgeführt hatte. Aber den Römern gab er ein paar hierbei gewonnene Städte nicht heraus: das Verhältniß zu Byzanz schlug wieder in Feindschaft um; denn die Landnoth (s. unten Litteratur) d. h. die Unmöglichkeit, die stark wachsende Volkszahl durch den roh betriebenen Ackerbau zu ernähren, zumal die von Byzanz versprochenen Getreidelieferungen und Jahrgelder sehr oft ausblieben, zwang die Ostgothen, von dem Kaiserreich weitere Gebiete und Spenden zu ertrotzen: auch

war hier durch Raubfahrt mehr zu holen als bei den oft schon heimgesuchten Barbaren der Nachbarschaft. Mehr gezwungen von seinem Volksheer als freiwillig beschließt denn der König Th. den Krieg, an dem auch Widemer Theil nehmen muß. Sagenhaft und obenein sich selbst widersprechend ist der Bericht des Jordanes, wonach das Loos zwischen beiden Brüdern entscheiden soll, wer das Ost-, wer das Westreich angreifen solle, während er gleich darauf Th. als den Mächtigeren sich den mächtigeren Feind — Byzanz — auserwählen, dem schwächeren Bruder das schwächere Westreich zutheilen läßt. Alsbald zieht Widemer, nun thatsächlich wenigstens von Theodemer's Oberherrschaft gelöst, nach Westen ab: König wird er aber auch jetzt nicht genannt. Wohl hätte sich nun die Gestaltung dieser abgesplitterten Gaue zu einem eigenen Reich vollziehen können — wie etwa die Bataver am Niederrhein nach ihrem Abzug von den andern Chatten thaten —: aber es kam nicht dazu: Kaiser Glycerius gelang es (a. 474), diese ostgothischen Wanderschaaren durch reiche Geschenke von Italien ab nach Gallien zu lenken, wo sie mit den viel zahlreicheren Westgothen zu einem Volke verschmolzen. Th. aber zog mit den Seinen nach Möſien, erzwang den Durchmarsch (473) gegenüber Sarmaten und Römern, nahm den letzteren Städte wie Naissus (Nissa) und Ulpiana (Sophia?) weg, ließ sich aber durch Geschenke (wohl Jahrgelder?) von weiteren Angriffen auf Byzanz abhalten. Vor seinem Tod (474/475) empfahl er den Gothen seinen Sohn Theoderich zum Nachfolger, der dann auch, da der Waffenruhm seinen im Geblüte liegenden Anspruch verstärkte, von dem Volksheer zum König gekoren wurde.

Quellen und Litteratur: Jordanes, Getica ed. Mommsen, Mon. Germ. hist. 1882, c. 14, 38—56. Romana c. 347. — Ennodius panegyricus Theoderico regi dictus ed. Vogel, Mon. Germ. hist. auctor. antiq. VIII. 1885. — Priscus, de legationibus ed. Niebuhr Corpus scriptor. Byz. 1829. — Anonymus Valesianus (sogenannter) ed. Mommsen l. c. Chronica II. — Cassiodorus (Variarum libri XII) VIII, 9, ed. Mommsen l. c. auct. antiq. 1894. — Dahn, Könige der Germanen. Leipzig 1862. S. 60—67 (hier auch die weitere Litteratur: jüngere (seit 1863) s. Könige VII, 1, 1894, p. X. seq., s. den Stammbaum der Amaler: hier ward nachgewiesen, daß zwischen Winithar und Th. einzuschieben ist: Wandalar. — So jetzt auch Müllenhoff bei Mommsen, Jordanes l. c. — Dahn, die Landnoth der Germanen. Festschrift für Windscheid. Leipzig 1889. Dahn.

Theodemir, König der Sueben im spanischen Gallaecien, c. a. 558—560. Ein volles Jahrhundert (von 468, da des Idacius Chronik abbricht, bis c. 560) wissen wir gar nichts von der Geschichte des Suebenreiches. Um 560 waren die Sueben Arianer, die Verschwägerung ihres Königs Remismund mit Westgothen hatte den Uebertritt des bis dahin heidnischen oder, sofern christlich, katholischen Volkes zu der gothischen Ketzerei herbeigeführt. Da erkrankte — nach der Legende — Theodemir's junger Erbe tödtlich: vergeblich rief der Vater unter reichen Geschenken (das ganze Körpergewicht des Siechen in Gold und Silber) die Fürbitte Martin's v. Tours, des größten Heiligen von Westeuropa, an. Der Vater erkannte, daß der katholische Heilige seine Wunderkräfte (virtutes) für Ketzer nicht in Bewegung zu setzen gewillt sei: da gelobte er — heimlich vor seinem Volk — den Uebertritt zum Katholicismus und alsbald genas der Knabe. So das Mirakel der Legende. Geschichtlich ist nur, daß im dritten oder vierten Jahr Theodemir's eine Synode zu Braga (1. Juni a. 563), nach dem kurz zuvor erfolgten Glaubenswechsel die Neugestaltung der Kirche im Suebenreiche ordnete und daß die hochbedeutende Persönlichkeit des Bekehrers Martin v. Dumium († c. a. 580) der Katholisirung durch zahlreiche Klostergründungen z. B. zu Dumium, Thibass, Lorban vorgearbeitet hatte und nun

eifrig nachhalf. Daß Th. und sein gleichnamiger Sohn auch Miro heißen, beruht vielleicht auf Annahme dieses Namens bei der Taufe. Bei der Bekehrung gründete Th. die berühmt gewordene Basilika des heiligen Martinus zu Braga, der er auch den umgebenden Grundbesitz schenkte. Aber die 29 Diöcesen, in die er sein Reich gegliedert haben soll, sind erst aus späteren Concilien zusammengestellt. Th. stand mit seinem Bekehrer, Sanct Martin v. Dumium, in regem Verkehr: obwohl des Lesens unkundig, fordert er ihn wiederholt zur Schriftstellerei auf. Endlich sandte ihm der eine Schrift: „die Anweisung zu ehrbarem Leben“: deren zwar der König, bemerkt der Bischof mit mehr höfischer als heiliger Feinheit, nicht bedürfe, — denn er sei mit der Einsicht natürlicher Weisheit ausgerüstet! — wohl aber des Königs Umgebung.

Quellen und Litteratur: Gregorius Turonensis, miracula St. Martini, ed. Krusch. Mon. Germ. hist. auct. antiq. II. 1885. I, 11. Histor. eccles. Francorum ed. Arndt et Krusch. 1884. V, 38. — Isidorus Hispal. de viris illustribus p. 4, opuscula st. Martini Dumiensis, Bibliotheca maxima patrum X. p. 386. — Dahn, Könige der Germanen VI. 2. Auflage 1885. S. 556 (daselbst weitere Litteratur). Dahn.

Theodemund, Bruder Theoderich's des Großen, Sohn des Königs Theodemer (s. diesen) und der Concubine Ereliva, wird als Feldherr seines Bruders im J. 479 bei Lychnidus in Thrakien von dem byzantinischen Feldherrn Sabinianus während des Waffenstillstandes treulos überfallen und geschlagen; später wird er nicht mehr genannt.

Quellen und Litteratur: bei Theodemer. Dahn.

Theoderich I., Westgothenkönig 419—451, Nachfolger Walja's (a. 415 bis 419, siehe den Artikel), diesem nicht versippt. Die Geschichte der Gothen in dem „Reiche von Toulouse“ bis auf Eurich wird von einer zwiefachen Strömung bewegt: einerseits folgten diese Könige dem durch die zunehmende Bevölkerung gebotenen Drange, die Niederlassung über den ursprünglich (Ende a. 418) angewiesenen nur schmalen Landstreifen in Aquitanica secunda (und wenigen Nachbarstädten) auszudehnen nach Süden bis an den Rhone, nach Nordosten bis an die Loire, d. h. ihre von den Römern rings umschlossene Lage, zumal die Absperrung von dem Mittelmeer, zu durchbrechen, sich über das Roussillon und Périgord, die Saintonge und Aunis, das Augoumois und Poitou auszubreiten. Andererseits aber war damals das Westreich noch zu stark und zumal in Gallien zu tiefgründig gewurzelt, als daß die Gothen der Anlehnung an Rom gegenüber den andern Germanen im Lande hätten entrathen oder gar in Feindschaft gegen Rom sich dauernd hier hätten behaupten können. Für jene Ausbreitungsversuche mußten also immer Augenblicke römischer Verlegenheiten und gallischer Parteiwirren abgewartet werden: alsdann griffen die Gothen zu. Allein das gemeinsame Interesse der Römer und der Gothen gegen gemeinsame Feinde und die Unmöglichkeit, die gothische oder die römische Machtstellung in Gallien ganz zu beseitigen, führten nach jedem solchen gothischen Versuch, mochte er gelungen oder fehlgeschlagen sein, stets bald wieder zur Versöhnung: — zurück gaben aber die Gothen fast niemals mehr die Scholle, deren sie einmal Meister geworden: — das „Foedus“ wurde immer wieder hergestellt und die Gothen fochten wieder gegen die Feinde Roms, deren Besiegung doch zuletzt nicht Rom, sondern den Gothen — und schließlich den Franken! — zu Gute kommen sollte. In dieser Beleuchtung sind die so häufig wechselnden Verhältnisse aufzufassen.

So unterstützten Hilfstruppen Theoderich's a. 422 die Römer in Spanien gegen die Vandalen. Als aber (a. 423) Aëtius gegen Valentinian III. sich empörte, ergriff Th. die Waffen scheinbar für den Imperator, gewann aber in Wahrheit zu eigenem Vortheil einige Städte in seiner Südgrenze und griff bereits nach dem

wichtigen Arles (a. 423). Aber Aëtius, zu Valentinian zurückgetreten, entsetzte die Stadt und schlug die Belagerer empfindlich (a. 426). Schon 427 kämpften nach erneuertem Födus die Gothen wieder in Spanien für die Römer gegen die Vandalen: doch a. 429 mußte Aëtius abermals Arles gegen Th. zu Hilfe ziehen. In dem Kampfe zwischen den beiden Feldherrn Bonifacius und Aëtius (a. 436) stand Th. auf Seite des ersteren, ward aber 437 bei einem Angriff auf Narbonne (a. 437) von letzterem schwer geschlagen und nur durch die Unvorsichtigkeit eines andern römischen Feldherrn, Litorius, gerettet, der sich durch einen Ausfall aus der stark bedrängten Hauptstadt Toulouse schlagen ließ. Die kirchlichen Quellen erklären den Sieg über den heidnischen Litorius aus der Frömmigkeit des (obzwar arianischen) Christen Th. Nur mit Mühe ward damals der Sieger zur Erneuerung des Födus mit Rom bewogen, der zwar a. 446 für Rom gegen die Sueben in Spanien focht, bald aber deren mächtig aufstrebendem König Rekiar seine Tochter vermählte und Hülfstruppen gegen die Römer sandte; eine andere Tochter gab er dem Sohne des Vandalen Geiserich in Afrika; als ihm diese aber auf bloßen Verdacht hin grausam verstümmelt zurück gesandt wurde, sah er sich doch wieder auf die Römer angewiesen. Nicht romanhafte persönliche Beweggründe waren es, — Geiserich soll, um die Rache Theoderich's abzuwenden, Attila auf Gallien gehetzt haben! — sondern weltgeschichtliche treibende Kräfte, die den Hunnen dann zu seinem Angriff auf das Westreich führten und Th. die Parteinahme für dieses aufnöthigten: der alte Gegner Aëtius selbst war es, der das die Bildung Europa's, alles Römische, Germanische, Christliche rettende Bündniß abschloß und Th. von dem thörichten Plan abbrachte, die ungezählten Reiterschwärme der Mongolen ganz Gallien überfluthen zu lassen und ihren Anprall erst hinter der schmalen Deckungslinie der Garonne abzuwarten. Endlich willigte er ein mit den Römern und deren andern Verbündeten (Alanen um Orléans, Burgunder, Sachsen und salische Franken, — die rechtsrheinischen und wohl auch die Uferfranken um Köln waren von den Hunnen zur Heerfolge gezwungen — sarmatische Söldner, keltische Bretonen und rhätische Breonen) dem Feind gen Nordosten entgegenzuziehen. Attila riß außer seinen Hunnen Ostgothen, Gepiden, Rugier, Skiren, Thüringe, Bukterer und Franken mit sich fort: in der Schacht auf den „mauriacensischen (richtiger als „catalaunischen") Feldern", fünf römische Meilen von Troyes, ward der Sieg erkämpft durch das Bündniß römischer Feldherrnschaft des Aëtius und germanischen Heldenthums der volkreichen Westgothen. Diese rächten mit Ingrimm den Tod ihres greisen Königs, der, die Seinen zum Angriff führend, im Vorderkampf des Reitertreffens fiel. Auf dem Schlachtfeld noch wählte das Volksheer seinen tapfern Sohn Thorismund (s. den Artikel) zum Nachfolger.

Quellen: Hydatius Lemicus Chronicon ed. Th. Mommsen, Monumenta Germaniae historica. Chronic. II. 1892. — Isidorus Hispalensis, ebenda. — Apollinaris Sidonius, ed. Lütjohann, ebenda Auctores antiquissimi VIII. 1887 (VII, 1, 6. VIII 3, 1), — Chronicon Prosperi (sogenanntes) ed. Mommsen l. c. — Jordanis Getica c. 33 seq. ed. Mommsen l. c. Auctores antiquissimi V. 1. 1882. — Merobaudes ed. Bekker (2. Ausgabe) 1836. — Rutilius Namatianus, carmen de reditu suo ed. Lucian Müller 1870 (ed. Alfred de Reumont [Itasius Lemniacus] 1872). — Salvianus, de gubernatione Dei ed. Halm, Mon. Germ. hist. auctores antiquissimi I, 1. 1877. — Gregorius Turonensis, de gloria martyrum, ed. Krusch, Mon. hist. Scriptores rerum merovingicarum I, 2, 1885, historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch, ebenda I, 1, 1884 (II, 11). — Orientii commonitorium ed. Migne, Cursus patrologiae LXI. — Acta sanct. Anian. I und II ed. Du Chesne I s. 54 (die Acta St. Orientii sind ein spätes Fabelgewebe).

Litteratur: Siehe dieselbe ausführlich bei Dahn, Könige V
[S. 71 über Oertlichkeit und Zeit der Hunnenschlacht]. Litteratur nach
König VII, 1. 1894 p. XI seq.

Theoderich II., Westgothenkönig, a. 453—466, Sohn des Vorigen
Wahl des auf dem Schlachtfeld bei Troyes zum König erhobenen andern
Theoderich's I., des Thorismund (s. den Artikel), zum König mochte
von den nicht daselbst versammelten Gothen, zumal aber von den fünf (jüngeren)
Brüdern des gekorenen, die in dem Palaste zu Toulouse zurückgeblieben
— Theoderich, Fridrich, Eurich, Retimer und Himerith — als nicht
bindlich angesehen werden: wenigstens gelang es Aëtius, Thorismund
Vorhaben, Attila vollends zu vernichten, besonders durch den Hinweis
von den Brüdern drohende Gefahr abzubringen und zur eiligen Rückkehr
Toulouse zu bewegen. Der Erfolg gab jener Warnung Recht: schon nach
Jahren ward Thorismund von Th. und Fridrich ermordet. Ueber die
gründe sind nur Vermuthungen möglich (s. dieselben unter Thorismund).
folgte als König, mußte aber dem Mitverschworenen Fridrich eine dem
sehr nahe Stellung als Hauptfeldherr einräumen (sogar rex wird Fridrich
übrigens zu Unrecht — einmal genannt).

War die feindliche Haltung Thorismund's gegen Rom vielleicht ein
oder Vorwand für seinen Untergang durch römerfreundliche Gothen gewesen,
neigte Th. II. folgerichtig zu dem Imperator (Valentinian III.) und ließ
454 durch Fridrich den Aufstand der Bagauden — ein Bundschuh der unter
römischen Steuerdruck verzweifelnden Bauern und Colonen — in Spanien
werfen. Des Valentinian Mörder und Nachfolger Maximus bemühte sich,
in Gallien waltenden Mächte, also auch die Westgothen, zu gewinnen
Avitus, der Präfect dieser Provinz, vermittelte abermals wie schon a. 446
Theoderich I. (s. diesen) zwischen dem Kaiser und dem Gothenkönig, dem er,
einst dessen Vater, als Freund, als Lehrer, als Einführer in die römische
dung nahe stand: er hielt mit Th. und Fridrich glänzend Einzug in
Als bald darauf Maximus ermordet wurde (10. Juli 455), that daher
dasselbe, was in ähnlichen römischen Wirren vordem Alarich und
than, d. h. er erhob den ihm befreundeten Avitus zum Imperator des
reichs: sich selbst zu dieser Stellung erheben zu lassen — Niemand
davon abhalten — fällt ihm so wenig ein wie jenen seinen Vorgängern
andern früheren (Arbogast), gleichzeitigen (Rikimer) und späteren
Odovakar, Theoderich) Germanen, die thatsächlich im Abendland
Karl der Große hat germanischem Königthum das Imperatorenthum
Viel glaubhafter als die Redensarten des Eidams des Avitus, des
Sidonius, wonach der Präfect nur gezwungen dem Drängen des Königs
gibt, ist der Bericht Gregor's von Tours, daß Avitus selbst, getragen
Eifer des gallischen Provincialen, nach dem Imperium trachtete.
besonders eine gallische Bewegung: wie die Versammlung der gallischen
tabeln" (honorati) und des gallicanus exercitus zu Toulouse zeigte,
Avitus nicht nur auf die Gothen: der Erhebung durch diese zu Toulouse
sich feierliche Anerkennung durch den gallischen Adel zu Ugernum
hatte lange mit Eifersucht und mit schwerer Schädigung die
hebung und Beseitigung von Imperatoren durch Italien allein
Provinz fand Vortheil und Schutz durch die Festigung des „foedus"
Gothen, die andererseits von dem doch vielfach abhängigen Avitus
schenke an Gold erhielten. Alsbald äußerte sich das neue Foedus
Umschlag der Haltung der Gothen gegen die Sueben in Spanien:
heerungen des Suebenkönigs Rekiar, des Schwagers von Th. (s. Theoderich

durch gemeinsame Gesandtschaften des Kaisers und Theoderich's, dann
besondere des letzteren gehemmt werden: nach trotziger Abweisung führte
Namen und Auftrag des Imperators seine Gothen und die ebenfalls
n Burgunden über die Pyrenäen, schlug die Sueben bei Paramo, zwölf
von Astorga (5. Oct. 456), gewann deren Hauptstadt Braga (Bracara)
t., durchstreifte das ganze Suebenreich bis Merida in Asturien — diese
ward nur durch die Schreckenswunder ihrer Schutzheiligen Sancta Eulalia
Plünderung gerettet — und setzte an der Stelle des verwundeten, auf der
zu Portus Cale gefangenen und hingerichteten Rekiar einen von ihm
igen Warnen Aiulf, dessen Versuch, sich nach Theoderich's Abzug unab-
zu machen, alsbald blutig unterdrückt wurde. Th. war eilig nach Hause
worden durch die Nachricht, sein Kaiser Avitus sei in Italien abgesetzt
rch Majorianus ersetzt worden (Mai oder September a. 456 zu Piacenza).
ofort erfolgt ein abermaliger Umschlag: Westgothen und Burgunden be-
den Nachfolger des Avitus als Feind: der Personenwechsel der Impera-
ewährt Grund oder Vorwand genug, das doch mit dem Imperium ge-
e Foedus zu brechen und römische Wirren zur Ausbreitung der eigenen
auf Kosten Roms zu verwerthen: Th. ließ einen Theil seines Heeres in
n zurück, das, 457/58 verstärkt, die Provinzen Galläcien, Asturien,
Lusitanien theils verheerte, theils unterwarf als im Kampfe gegen die
en Gaukönige, nicht mehr im Auftrag Roms, aber zuweilen durch Vor-
g eines solchen arglistig in die Thore der Stadt sich schleichend. In
aber griff Th., die Friedensvorschläge Majorian's verwerfend, abermals
abermals noch vergeblich — auf das schon so lange von den Gothen
bte (s. Theoderich I.) Arles (459). Aegidius, des Aëtius Nachfolger in
digung des vielangestrittenen römischen Besitzstandes in Gallien, schlug
hen: nun erneuerte Th. das Foedus mit Majorian, der ja auch der
n Verbündeten weder entrathen noch sich entledigen konnte und alsbald
Römer und Gothen gemeinsam unter einem römischen Magister Militum
em gothischen Grafen Sunjarich die (Ostern 461 verübte) Ermordung
r Einwohner der galläcischen Stadt Lugo durch die Sueben (Ostern
Als aber (a. 462) Majorian von dem gewaltigen Kaisermacher, dem
Rikimer (s. A. D. B. XXVIII, 615) ermordet ward, begann Th. in
ung römischer Wirren das alte Spiel: Aegidius wollte den von Rikimer
en Nachfolger Majorian's, Severus, nicht anerkennen, sondern mit dem
n Heere Rikimer und dessen Geschöpf in Italien angreifen: nur die zwei-
, drohende Haltung Theoderich's hielt ihn von der Entblößung Galliens
erkauften Anhänger des Severus und Gegner des Aegidius des Gothen
hülfe gegen Aegidius durch Preisgebung der wichtigen Stadt Narbonne,
Befehlshaber Agrippinus Th. die Thore der lang angestrebten Veste öffnete.
ußte Aegidius bis über die Loire zurückweichen: hier aber, bei Orléans
er plötzlich Halt, wandte sich und schlug die unvorsichtig nachdrängenden
, deren Feldherr Fridrich, des Königs Bruder fiel, so schwer aufs Haupt,
mit Franken und seit 410 hier angesiedelten Alanen im Bunde die von je-
l umstrittene Loire wieder überschreiten konnte: sein plötzlicher Tod be-
ie Gothen — und die Germanen in Gallien überhaupt — von dem letzten
der diesen nach Aëtius den römischen Schild erfolgreich entgegen-
hatte: sein Sohn Syagrius erlag zwanzig Jahre später in gleichem
dem Merovingen Chlodovech. Sofort wandte sich Th. nun wieder
die Römer im Nordosten seiner Grenzen und versuchte auch im Sueben-
rch Feldzüge, durch Verhandlungen, durch angestrebte Verschwägerung,
t durch Annahme des Suebenkönigs Remismund als Waffensohn seine

Macht zu verstärken: mitten in diesen Strebungen „büßte er wie er gefrevelt": d. h. er ward von einem Bruder ermordet. Dieser Bruder Eurich hob das Westgothenreich zu dem höchsten Gipfel der Macht, den es erreichen sollte.

Quellen und Litteratur: wie zu Theoderich I. Sehr lehrreich — auch für die Sittengeschichte — ist die anschauliche Schilderung der gesammten Tagesordnung und Lebensweise Theoderich's und seines Hofes, die Apollinaris Sidonius II, 2 entworfen hat.

Dahn.

Theoderich, Asdinge, Sohn Geiserich's, ward c. 480 von seinem Bruder Hunerich verbannt (sein gleichnamiger [?] Sohn hingerichtet), der seinem Sohn Hilderich, gegen die von Geiserich eingeführte Senioratfolge den Weg zum Thron bahnen wollte.

Quellen und Litteratur: Victor Vitensis, Historia persecutionis Africanae provinciae sub Geiserico et Hunirico regibus Wandalorum ed. Halm. Mon. Germ. hist. Auctor. antiq. III, 1. 1879. — Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, 1837. — Dahn, Könige d. Germanen I, 1861.

Dahn.

Theoderich der Große, König der Ostgothen (a. 474/75—526). Seine Geschichte gliedert sich in die voritalische Zeit und in die italische, diese wieder in die Darstellung seiner Regierung im Innern und seiner Staatskunst nach Außen.

I. Voritalische Zeit. Th. war der Sohn des amalischen Fürsten Theodemer, der nach dem Tode seines Bruders, des Königs Walamer (s. beide Art.) diesem folgte, und einer Concubine Ereliva: solche Geburt schloß, falls der Vater den Sohn anerkannte, von dem Anspruch auf die Folge im Königthum nicht aus. Th. ward geboren zwischen 453 und 456, wahrscheinlich 454, an dem Tage, da seinen Vater die Siegesnachricht erreichte, König Walamer habe den Versuch der Hunnen, die Ostgothen in ihr Joch zurückzuzwingen, abgeschlagen: so ward Dietrich von Bern vom Sieg empfangen bei der Geburt. Als achtjähriger Knabe ward er als Geisel nach Byzanz gesandt: die zehn Jahre, welche der Hochbegabte dort verbrachte als Liebling des Imperators Leo, „weil er ein feiner Knabe war" („quia puerulus elegans erat") wurden Grund bauend für die Entwicklung nicht nur Theoderich's, — auch für die Geschichte seines Volkes und der Italier in dem später von ihm gegründeten Reiche: damals, in den entscheidungsreichen Jahren (vom 10.—18.) wurde die Empfänglichkeit, der Sinn, die Verehrung und Begeisterung für die antike Bildung, für das römische Wesen in dem Heranreifenden geweckt und ausgebildet, die den Ruhm des weisen Friedenskönigs Dietrich von Bern in Sage und Geschichte begründet haben, jene Milde gegen die Italier, die vor allem ihm den Beinamen des Großen eingetragen hat: schärfere Prüfung wird in jener edeln Schwärmerei für die Antike den letzten Grund finden, in welchem ein so zu sagen romantischer Idealismus, ein allzu vertrauender Optimismus seiner Staatskunst wurzelte.

Als achtzehnjähriger Jüngling aus Byzanz und der Vergeiselung in die Heimath an der Donau entlassen (c. a. 472), sammelt er, während der Vater in einem Feldzuge abwesend ist, um sich eine Schar von 6000 Speeren, überfällt, schlägt und tödtet auf eigne Faust einen feindlichen sarmatischen König Babai, und bringt dem Vater dessen Schätze und Familie, behält aber die Stadt Singidunum (Belgrad) für sich, statt sie dem Kaiser, dem sie der Sarmate genommen, herauszugeben: ein kleines Vorspiel seiner späteren Handlungsweise, da er auch „für Byzanz" Italien Odovakar entreißt, aber selbständig als Byzanz gewollt hatte behält und beherrscht. Im folgenden Jahre (a. 4

sollten durch gemeinsame Gesandtschaften des Kaisers und Theoderich's, dann durch besondere des letzteren gehemmt werden: nach trotziger Abweisung führte Th. im Namen und Auftrag des Imperators seine Gothen und die ebenfalls föderirten Burgunden über die Pyrenäen, schlug die Sueben bei Paramo, zwölf Meilen von Astorga (5. Oct. 456), gewann deren Hauptstadt Braga (Bracara) 28. Oct., durchstreifte das ganze Suebenreich bis Merida in Asturien — diese Stadt ward nur durch die Schreckenswunder ihrer Schutzheiligen Sancta Eulalia vor der Plünderung gerettet — und setzte an der Stelle des verwundeten, auf der Flucht zu Portus Cale gefangenen und hingerichteten Rekiar einen von ihm abhängigen Warnen Aiulf, dessen Versuch, sich nach Theoderich's Abzug unabhängig zu machen, alsbald blutig unterdrückt wurde. Th. war eilig nach Hause gerufen worden durch die Nachricht, sein Kaiser Avitus sei in Italien abgesetzt und durch Majorianus ersetzt worden (Mai oder September a. 456 zu Piacenza).

Sofort erfolgt ein abermaliger Umschlag: Westgothen und Burgunden behandeln den Nachfolger des Avitus als Feind: der Personenwechsel der Imperatoren gewährt Grund oder Vorwand genug, das doch mit dem Imperium geschlossene Foedus zu brechen und römische Wirren zur Ausbreitung der eigenen Macht auf Kosten Roms zu verwerthen: Th. ließ einen Theil seines Heeres in Spanien zurück, das, 457/58 verstärkt, die Provinzen Galläcien, Asturien, Bätica, Lusitanien theils verheerte, theils unterwarf als im Kampfe gegen die suebischen Gaukönige, nicht mehr im Auftrag Roms, aber zuweilen durch Vorschützung eines solchen arglistig in die Thore der Stadt sich schleichend. In Gallien aber griff Th., die Friedensvorschläge Majorian's verwerfend, abermals — und abermals noch vergeblich — auf das schon so lange von den Gothen angestrebte (s. Theoderich I.) Arles (459). Aegidius, des Aëtius Nachfolger in Vertheidigung des vielangestrittenen römischen Besitzstandes in Gallien, schlug die Gothen: nun erneuerte Th. das Foedus mit Majorian, der ja auch der unsichern Verbündeten weder entrathen noch sich entledigen konnte und alsbald straften Römer und Gothen gemeinsam unter einem römischen Magister Militum und einem gothischen Grafen Sunjarich die (Ostern 461 verübte) Ermordung römischer Einwohner der galläcischen Stadt Lugo durch die Sueben (Ostern 461). Als aber (a. 462) Majorian von dem gewaltigen Kaisermacher, dem Sueben Rikimer (s. A. D. B. XXVIII, 615) ermordet ward, begann Th. in Ausnutzung römischer Wirren das alte Spiel: Aegidius wollte den von Rikimer erhobenen Nachfolger Majorian's, Severus, nicht anerkennen, sondern mit dem gallischen Heere Rikimer und dessen Geschöpf in Italien angreifen: nur die zweideutige, drohende Haltung Theoderich's hielt ihn von der Entblößung Galliens ab. Da erkauften Anhänger des Severus und Gegner des Aegidius des Gothen Waffenhülfe gegen Aegidius durch Preisgebung der wichtigen Stadt Narbonne, deren Befehlshaber Agrippinus Th. die Thore der lang angestrebten Veste öffnete. Nun mußte Aegidius bis über die Loire zurückweichen: hier aber, bei Orléans machte er plötzlich Halt, wandte sich und schlug die unvorsichtig nachdrängenden Gothen, deren Feldherr Fridrich, des Königs Bruder fiel, so schwer aufs Haupt, daß er mit Franken und seit 410 hier angesiedelten Alanen im Bunde die von jeher viel umstrittene Loire wieder überschreiten konnte: sein plötzlicher Tod befreite die Gothen — und die Germanen in Gallien überhaupt — von dem letzten Mann, der diesen nach Aëtius den römischen Schild erfolgreich entgegengehalten hatte: sein Sohn Syagrius erlag zwanzig Jahre später in gleichem Streben dem Merovingen Chlodovech. Sofort wandte sich [illegible] gegen die Römer im Nordosten seiner Grenzen und versuchte [illegible] reich durch Feldzüge, durch Verhandlungen, durch angestrebt[illegible] vielleicht durch Annahme des Suebenkönigs Remismund als [illegible]

Macht zu verstärken: mitten in diesen Strebungen „büßte er wie er gefrevelt“: d. h. er ward von einem Bruder ermordet. Dieser Bruder Eurich hob das Westgothenreich zu dem höchsten Gipfel der Macht, den es erreichen sollte.

Quellen und Litteratur: wie zu Theoderich I. Sehr lehrreich — auch für die Sittengeschichte — ist die anschauliche Schilderung der gesammten Tagesordnung und Lebensweise Theoderich's und seines Hofes, die Apollinaris Sidonius II, 2 entworfen hat.

Dahn.

Theoderich, Asdinge, Sohn Geiserich's, ward c. 480 von seinem Bruder Hunerich verbannt (sein gleichnamiger [?] Sohn hingerichtet), der seinem Sohn Hilderich, gegen die von Geiserich eingeführte Senioratfolge den Weg zum Thron bahnen wollte.

Quellen und Litteratur: Victor Vitensis, Historia persecutionis Africanae provinciae sub Geiserico et Hunirico regibus Wandalorum ed. Halm. Mon. Germ. hist. Auctor. antiq. III, 1. 1879. — Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, 1837. — Dahn, Könige d. Germanen I, 1861.

Dahn.

Theoderich der Große, König der Ostgothen (a. 474/75—526). Seine Geschichte gliedert sich in die voritalische Zeit und in die italische, diese wieder in die Darstellung seiner Regierung im Innern und seiner Staatskunst nach Außen.

I. Voritalische Zeit. Th. war der Sohn des amalischen Fürsten Theodemer, der nach dem Tode seines Bruders, des Königs Walamer (s. beide Art.) diesem folgte, und einer Concubine Ereliva: solche Geburt schloß, falls der Vater den Sohn anerkannte, von dem Anspruch auf die Folge im Königthum nicht aus. Th. ward geboren zwischen 453 und 456, wahrscheinlich 454, an dem Tage, da seinen Vater die Siegesnachricht erreichte, König Walamer habe den Versuch der Hunnen, die Ostgothen in ihr Joch zurückzuzwingen, abgeschlagen: so ward Dietrich von Bern vom Sieg empfangen bei der Geburt. Als achtjähriger Knabe ward er als Geisel nach Byzanz gesandt: die zehn Jahre, die der Hochbegabte dort verbrachte als Liebling des Imperators Leo, „weil er ein feiner Knabe war“ („quia puerulus elegans erat“) wurden Grund bauend für die Entwicklung nicht nur Theoderich's, — auch für die Geschichte seines Volkes und der Italier in dem später von ihm gegründeten Reiche: damals, in den entscheidungsreichen Jahren (vom 10.—18.) wurde die Empfänglichkeit, der Sinn, die Verehrung und Begeisterung für die antike Bildung, für das römische Wesen in dem Heranreifenden geweckt und ausgebildet, die den Ruhm des weisen Friedenskönigs Dietrich von Bern in Sage und Geschichte begründet haben, jene Milde gegen die Italier, die vor allem ihm den Beinamen des Großen eingetragen hat: schärfere Prüfung wird in jener edeln Schwärmerei für die Antike den letzten Grund finden, in welchem ein so zu sagen romantischer Idealismus, ein allzu vertrauender Optimismus seiner Staatskunst wurzelte.

Als achtzehnjähriger Jüngling aus Byzanz und der Vergeiselung in die Heimath an der Donau entlassen (c. a. 472), sammelt er, während der Vater in einem Feldzuge abwesend ist, um sich eine Schar von 6000 Speeren, überfällt, schlägt und tödtet auf eigne Faust einen feindlichen sarmatischen Chan, Babai, und bringt dem Vater dessen Schätze und Familie, behält aber die Stadt Singidunum (Belgrad) für sich, statt sie dem Kaiser, dem sie der Sarmate abgenommen, herauszugeben: ein kleines Vorspiel seiner späteren Handlungsweise, da er auch „für Byzanz“ Italien Odovakar entreißt, aber selbständiger als Byzanz gewollt hatte behält und beherrscht. Im folgenden Jahre (a. 473)

führte Theodemer sein Volk nach Mösien, vor seinem Tode empfahl er seinen Sohn Th. den Gothen zum Nachfolger, der denn auch (474/475) zum König gekoren ward, da die schon bewährte Waffentüchtigkeit den Anspruch des Blutes der Amaler bekräftigte: war doch eine ganze Reihe von Ostgothenkönigen aus diesem Geschlecht, dem „edelsten", d. h. der Sage nach ältesten des Volkes hervorgegangen. Die Stellung Theoderich's zu Byzanz vor seinem Abzug nach Italien wechselte häufig: die Gründe lagen nicht in Treulosigkeit oder Unstäte des Königs, sondern in den Verhältnissen, in der steigenden Volkszahl der Gothen, dem daraus folgenden Verlangen nach mehr und nach fruchtbarerem Boden als Byzanz eingeräumt hatte oder einräumen wollte, endlich in Unverlässigkeit der vertragsmäßigen byzantinischen Jahreslieferungen an Getreide und Geld und in der arglistigen Staatskunst der Imperatoren, die einen der barbarischen Nachbarn und Eingelagerten durch den andern in Schach zu halten suchten. So bedienten sich Kaiser Leo (461) und dessen Nachfolger Zeno (seit 474) eines andern nicht amalischen Führers gothischer Scharen, die wahrscheinlich früher von dem (in den alten Sitzen verbliebenen und hier von den Hunnen beherrschten) Hauptvolk der Ostgothen sich abgesplittert, die Donau überschritten und von den Römern Land zur Ansiedlung erhalten hatten. Deren Führer, Theoderich der Schieler (Strabo), Sohn des Triarius, mag das Haupt eines Adelsgeschlechtes, Gefolgsherr, Gaugraf gewesen sein, aber König — wie der Amaler Th. — war er nicht: daher läßt er sich byzantinische Würden verleihen und will von Byzanz als Herrscher seiner Scharen anerkannt werden: der Volkskönig Th. hat das nicht nöthig. Er, der Amaler, hatte den durch einen Anmaßer Basiliskus unter Strabo's Mitwirkung vertriebenen Imperator Zeno wieder auf den Thron zurückführen helfen und dafür, sowie für Bekämpfung der Bulgaren, Reichthümer, die Würde des Patriciats, die Annahme zum Waffensohn des Imperators (adoptio per arma) erhalten. Er hatte jedoch gegen dessen Willen an der untern Donau (später wenigstens war Novae, unterhalb Belgrad, sein Hauptsitz) eine gegen Byzanz wie gegen Strabo, der in Thrakien angesiedelt war, gesicherte Stellung eingenommen. Vergeblich bemühte sich Strabo, um deswillen den Imperator gegen Th. zu erbittern, vielmehr wird der Schieler, nachdem sein Anschlag auf Byzanz entdeckt ist, zum Feind des Staats erklärt. Als er aber nun gewaltig rüstet und seine Macht — und zwar auf Kosten Theoderich's, von dem viele Scharen zu ihm übergehen — verstärkt, wendet sich der treulose Zeno dem nun stärker scheinenden zu und verspricht Bewilligung aller seiner Forderungen, falls er seinen Sohn als Geisel stelle. Erst als Strabo dies ablehnt und abermals in Byzanz eindringen will, ruft der Imperator wieder des Amalers Hülfe an: nur gegen dessen eidliches Versprechen, sich nie mehr mit Strabo zu verbünden, zieht Th. gegen Adrianopel an den Haemus. Allein hier trifft er statt des zugesagten byzantinischen Hülfsheeres Strabo, der ihm mit überlegener Macht Vernichtung droht, wenn er sich nicht mit ihm gegen den verrätherischen Kaiser wende, der nur einen von ihnen durch den Andern verderben wolle.

Gezwungen theils durch seine gefährliche Lage, theils durch den Willen seines Heeres, das, durch Strabo geschickt bearbeitet, sich weigert, länger gegen Volksgenossen für undankbare Verräther zu kämpfen und Abfall zu Strabo droht, nimmt Th., mit Grund erbittert, den Vorschlag an und beide Gothen wenden sich jetzt gegen Byzanz, Land, Getreidelieferungen, Geld und Anderes heischend. Jedoch dem arglistigen Zeno gelingt es, dies gefährliche Bündniß zu sprengen, indem er, da Th. seine Lockungen — die Hand der Tochter des Kaisers Olybrius und große Geldsummen — abweist und sich drohend ausbreitet, Strabo's Eifersucht und Besorgniß weckt, und diesen auf seine Seite zieht, indem er ihm Unterhalt für 13 000

Mann und Rückgabe all seiner Würden gewährt, indeß er den König der seinen entkleidet. Neue Verhandlungen mit Th. scheitern: er schlägt die ihm angebotene Landschaft Pantalia (zwischen Stobi [Istib] in Macedonien) und Sardica [Sophia] in Bulgarien?) aus und erneuert im Bunde mit einem andern gothischen (vielleicht amalischen Führer) Sidimund die Feindseligkeiten, bis die von dem byzantinischen Feldherrn Sabinianus drohenden Gefahren ihn zu abermaligen Verhandlungen bewegen: er erbietet sich, falls er die Heerführerstelle (magister militum) Strabo's und für sein Volk völlige Aufnahme in den Reichsverband erhalte, unter Vergeiselung von Mutter und Schwester, nach Wahl Zeno's entweder sofort seine besten Krieger zu stellen und später die Seinen in ein anzuweisendes Gebiet zu führen oder Strabo aus Thrakien zu vertreiben oder — und das ist merkwürdig, weil hier schon Theoderich's Gedanken sich auf Italien gerichtet zeigen — den vertriebenen, von Byzanz begünstigten weströmischen Imperator Julius Nepos aus seiner Verbannung in Dalmatien zurückzuführen: also (damals schon) Odovakar zu vernichten. Allein während der friedlichen Verhandlungen schlägt Sabinianus in treulosem Ueberfall bei Lychnidus Theoderich's Bruder Theodemund auf's Haupt, erbeutet 2000 Wagen und 5000 Gefangene: diese Vortheile werden vor dem Kaiser noch übertrieben und der Kampf entbrennt aufs neue (a. 479). Gleichzeitig erheben sich zwei Anmaßer wider Zeno, Strabo verkauft diesem seine Hülfe gegen schweres Geld, nimmt aber auch einen der Empörer bei sich auf, macht nochmals einen vergeblichen Versuch auf Byzanz und stirbt bald darauf an einer zufälligen Verwundung. Nun steht Th., des Nebenbuhlers ledig, vielleicht durch dessen zu ihm übertretende Anhänger verstärkt, dem Kaiser bald als gefährlicher Feind, bald als nützlicher Freund gegenüber. So verheert er 482 Thessalien, erhält aber 483 als Consul designatus Land in Dakien und Mösien, a. 484 den Consulat, unterdrückt 485 zwei neue Empörungen wider Zeno und wird 486 mit der Ehre des Triumphes und einer Reiterstatue in Byzanz belohnt: aber schon 487 zieht er wieder drohend gegen diese Stadt. — Schwankungen, die sich wohl mehr aus der Noth des Gothenvolkes und seinen Unzufriedenheiten als aus der Treulosigkeit der beiden Herrscher erklären: ein Ende finden diese wirren Wechsel erst, als Th. im Auftrag des Kaisers aus jenen Ostlanden abzieht, um Odovakar in Italien zu vernichten und in jenem Lande sich anzusiedeln mit seinem Volk als dessen König, aber den Italiern gegenüber lediglich als Statthalter, als Beamter des Kaisers — so wollte es dieser — und so hatte es Th. auch wohl übernommen. Der Stand unserer Quellen verstattet nicht, zu entscheiden, von wem der Plan ausging: man sollte glauben, vom Kaiser: denn dieser hatte, die Sache mochte ausgehen, wie sie wollte, jedesfalls den größeren Vortheil: erlag Th., so war er des gefährlichen Waffensohns und des hungernden Volkes für immer ledig — und in Italien ward nichts schlimmer, als es war; erlag Odovakar, so herrschte an Stelle des niemals anerkannten Barbaren (s. Odovakar) ein Beamter des Kaisers in dessen Namen über die Italier und die unbequeme Nachbarschaft war ebenfalls entfernt. Für Th. aber war Italien ein Danaërgeschenk, das er erst dem Arm Odovakar's entreißen mußte: wie stark dieser Arm war, sollte er in einem langen Kampfe lernen, der ihn und sein Volk einmal dem Untergang nahe brachte. Freilich gewann er im Falle des Sieges für sich und sein Volk eine unvergleichlich bessere Lage als in Dakien und Mösien. Dafür, daß Th. den Gedanken zuerst erfaßte, spricht allerdings jener schon vor Jahren (478) doch wohl von ihm allein ausgehende Vorschlag. Jedoch die Natur der Dinge, die Gewöhnungen der arglistigen byzantinischen Staatskunst und das Zeugniß des wohlunterrichteten Procop wiegen schwerer als der romantische Bericht von Cassiodor — Jordanes, welche das Verhältniß zwischen Kaiser und König als schönste, nie

getrübte Freundschaft hinstellen. Sobald Th. die verfassungsmäßig unerläßliche Zustimmung seines Volksheeres — es hatte ja wiederholt selbst Veränderung seiner Zustände verlangt — eingeholt hatte, wurden die weit und breit zerstreut angesiedelten Schaaren versammelt und, abermals ein Wandervolk, wie vor dreihundert Jahren, da sie von der Ostsee an die Donau gezogen, brachen die Ostgothen nun (Winter 488) von der Donau auf nach Italien.

Die Zahl der Wanderer auch nur annähernd zu schätzen, ist bei dem Stande der Quellen nahezu unmöglich: sie wird meist zu hoch veranschlagt: da das ganze Volk vorübergehend Raum findet in der nicht allzugroßen Stadt Pavia — neben deren Einwohnern — wird man ihm nicht viel über 200 000 Köpfe zurechnen können: bringt später König Vitigis angeblich einhundertfünfzig Tausendschaften von Kriegern auf, so liegen dazwischen über vierzig Friedensjahre in Italien, in denen gewiß die Bevölkerung rasch zugenommen hatte. Uebrigens blieben manche Gothen in Thrakien zurück, während sich einzelne Byzantiner anschlossen. Der schwerfällige Zug ging höchst langsam von Novae, das rechte Donauufer über Singidunum (Belgrad), unter harten Kämpfen mit Bulgaren, Sarmaten und zumal Gepiden, die nur durch des Königs persönliche Tapferkeit bezwungen wurden, auch unter den Schrecken des Hungers, des Winters und der Seuchen über Sirmium (Mitrowitz), dann die Save hinauf und endlich auf steilen Bergwegen über Laibach hinab zum Isonzo, dem damaligen Grenzfluß Italiens. Gleich hier, an der Schwelle seines Hauses, trat Odovakar dem Angreifer entgegen, wie er denn mit richtigem Feldherrnblick die natürlichen Schutzlinien der Halbinsel — die Flüsse, die sie durchschneiden — zur Vertheidigung verwerthete; am 28. August 489 — so lange hatten die Wanderer, die ja Weiber, Kinder auf zahllosen Wagen, dann auch Unfreie und Herden mitführten, gebraucht! — erzwang Th. in glücklichem Anlauf den Uebergang. Odovakar suchte nun die Etschlinie zu halten: jedoch am 30. September siegte Th. abermals bei Verona, gewann diese Veste und bald darauf Mailand. Odovakar wandte sich nach Rom, aber schon sperrte ihm die Stadt, dem Sendling des Imperators zufallend, die Thore. Odovakar behandelt nun die Campania feindlich und wirft sich in das feste Ravenna (Herbst 489). Seine Gefahr steigt, da sein Feldherr Tufa mit starkem Anhang zu Th. übergeht: allein sie bedroht plötzlich noch schwerer die Gothen, da jener mit den Seinen zu Odovakar zurücktritt und ihm zu Faënza die ihm anvertrauten Heerführer Theoderich's mit ihren Schaaren ausliefert: ob dieser Rücktritt von Anfang geplant war, steht nicht zu erweisen. Nun muß Th., stark geschwächt, zurückweichen, verliert Cremona und Mailand und schließt sich mit all seinem Volk in Pavia ein (Frühjahr a. 490). Hier von dem Belagerer Odovakar hart bedrängt, wird ihm Entsatz und Verstärkung gebracht von jenen Westgothen, die unter Widemer (s. den Artikel und Theodemer oben S. 691) nach Gallien gezogen waren: er bricht aus Pavia hervor und gewinnt auch die nun von Odovakar vertheidigte Addalinie in einer dritten Schlacht (am 11. August 490). Nun wird dieser abermals nach Ravenna gedrängt und hier von drei Lagern eingeschlossen, seine Anhänger werden in ganz Italien an einem Tage von den zu Byzanz neigenden Italiern in einer Art sicilianischer Vesper ermordet, und Th. gewinnt selbst oder durch die zu ihm übertretenden Italier alles Land bis auf Caesena, Ariminum (Rimini) und Ravenna. Diese Festung der Sümpfe, Lagunen und Canäle war aber mit den damaligen Angriffsmitteln nicht durch Sturm zu nehmen, nur auszuhungern und das war unmöglich, solange die Belagerten durch Schiffe — deren Th. entbehrte — in der Hafenstadt Classis Zufuhr von der See erhielten. Andererseits gelang es Odovakar trotz heldenmüthiger Ausfälle nicht, die Linien der Belagerer zu durchbrechen und das feste

Lager in dem Pinienwald (Pinetum), den Schlüsselpunkt der gothischen Stellung zu nehmen. Als ein überaus heftiger Ueberfall auf dasselbe abgeschlagen war (freilich nur mit knapper Noth: Theoderich ward von den Fliehenden bis an sein Zelt mit fortgerissen, wo ihm seine Mutter mit strafenden Worten entgegentrat: „du kannst nicht zurückfliehen in den Schoos, der dich getragen" und ihn wieder in den Kampf trieb), umklammerte Th. die tapfern Vertheidiger noch enger und nachdem er durch die Eroberung von Ariminum in den Besitz von Schiffen gelangt war, sperrte er Ravenna auch vom Meere ab. Nun stieg der Hunger in der Stadt aufs höchste: nach dreijährigem heldenhaftem Widerstand ergab sich Odovakar unter Vermittelung des Bischofs der Stadt Johannes (24. Februar 493), am 4. März zog Th. als Sieger ein. Der Vertrag sicherte Odovakar, der seinen Sohn Thela als Geisel stellte, nicht nur das Leben, sondern auch die Freiheit: ja in königlichen Ehren gleich Th. sollte er in Ravenna gehalten werden (aber eine förmliche Mitregierung meinen wohl die Worte des Procopius nicht: solche Bedingungen brauchte der Sieger Th. nicht anzunehmen, konnte sie auch gar nicht mit seiner Sendung vereinen). Jedoch bald ward der Vertrag blutig gebrochen: Th. argwöhnte eine Wiedererhebung des so schwer bezwungenen Feindes — oder betheuerte doch solchen Argwohn — und zuvorkommend stieß er Odovakar in dem Palast Lauretum, wohin er ihn zum Mahle geladen hatte, mit eigner Hand nieder: — die einzige Blutschuld des weisen und edlen Mannes. (Genaueres s. unter Odovakar.)

II. Betrachten wir nun Theoderich's innere Regierung in Italien, so finden wir ihn von Anfang an und in allen Beziehungen bemüht, das Verhältniß seiner Gothen zu den Italiern so freundschaftlich zu gestalten, diese unter der Einwanderung und Niederlassung jener so wenig leiden zu lassen, als irgend möglich. Diese Staatskunst der Milde, der Gewinnung der Römer war vor allem der Ausdruck der hohen begeisterten Verehrung, die Th. gegenüber der antiken Cultur und Geschichte hegte, — sie war aber auch die klügste Handlungsweise zum Vortheil des Königs selbst und seines Reiches: all' diese germanisch-romanischen Mischreiche waren ja von der Gefahr bedroht, daß die an Bildung und an Zahl so unvergleichlich überlegnen Römer sich der als Barbaren und als Heiden oder noch tiefer als Ketzer verachteten und gehaßten Eindringlinge, mit Gewalt — unter Hülfe des Imperators — entledigten: — eine Gefahr, der ja auch in der That Theoderich's Reich bald nach dessen Tod erliegen sollte; denn die Erfolge der Byzantiner in jenem Kriege wurden ganz wesentlich durch den allgemeinen Abfall der Italier herbeigeführt.

Unermüdlich empfiehlt und befiehlt daher der König in seinen zahlreichen uns durch seinen Minister (praefectus praetorio) Cassiodor erhaltenen Verordnungen wie in seinem bald nach 500 erlassenen Edict den Gothen, „civiliter" mit den Römern zu leben, nicht „höflich", sondern nach Gesetz und Recht, Streit nicht durch den — streng verbotnen — Fehdegang, durch Richterspruch entscheidend: in diesem Sinne schreibt er einmal: „der Ruhm der Gothen ist die Einhaltung des Rechtsfriedens" („laus Gothorum civilitas custodita"), so mahnt er die jüngst erst unterworfenen Gepiden um Sirmium, die noch von der alten germanischen Fehdesitte nicht lassen wollen: „ahmet unsere Gothen nach, die im Kriege tapfer für die Römer kämpfen, im Frieden aber nach Gesetz und Richterspruch mit ihnen leben." Daher verfolgt auch jenes (übrigens mit verschwindend kleinen Ausnahmen ganz aus dem römischen Recht geschöpfte) Edict vor allem die Zwecke, den Landfrieden zu wahren, Gewaltthat zu strafen, die Frauen, die Grundstücke und die zugehörigen Unfreien zu schützen. Daher mußte er denn auch vor allem, wollte er der Fehdelust jede Ausrede abschneiden, für rasche und reine Rechtspflege sorgen: dieser Zug trat so stark hervor in seiner

Regierung, daß alsbald die Volkssage in verschiedenen Wendungen Th. als den weisen, strengen, gerechten Richter verherrlicht hat.

Günstig für das Verhältniß der Gothen zu den Römern mußte wirken, daß diesen eine neue Landtheilung erspart blieb: die Gothen traten einfach in dem Verhältniß der hospitalitas an Stelle der Söldner Odovakar's, die in und nach dem langen blutigen Kampf größtentheils den Tod gefunden hatten: jeder selbständige Gothe erhielt hiernach ein Drittel (tertia) des fundus eines italischen Possessors, das früher ein Söldner besessen. Ein besonders hierfür niedergesetzter Ausschuß von vornehmen Römern (und wohl auch Gothen) ordnete diese Verhältnisse der Ansiedelung. Auch hob Th. den Italiern gegenüber geflissentlich hervor, wie er ja nicht als fremder Eroberer, als unrechtmäßiger Anmaßer, sondern als vom Imperator beauftragter und vertragsmäßig anerkannter Statthalter von Byzanz über sie herrsche: er nannte selbst sein Reich „einen Theil des Römerreiches". Freilich entsprach das durchaus nicht ganz, nicht immer der Wirklichkeit: wie wir sehen werden, gerieth ja der Beauftragte sogar in offenen Krieg mit seinem Bevollmächtiger und das ganze Verhältniß zu Byzanz war von Anfang ein schiefes, unklares, unaufrichtiges (s. unt. III. „Aeußere Politik").

Von der vorgefundenen römischen Verfassung und Verwaltung blieb Alles erhalten, was mit dem Bestand eines gothischen Königthums in Italien vereinbar war: so fast ohne Ausnahme das römische Aemterwesen, zumal auch die städtische Municipalverfassung mit curiae etc. (wie ja auch der Senat von Rom fortbestand): dies war höchst wichtig für das ganze Leben der Romanen, deren Cultur ja wesentlich an das Städtewesen geknüpft war: wir finden erklärlichermaßen viel mehr Römer als Gothen in den höchsten Aemtern: nur aus dem Heer waren die Italier ausgeschlossen — was ihnen wohl mehr als Wohlthat denn als Zurücksetzung schien — ausgenommen einzelne vornehme Römer, die als Anführer begegnen. Bei der Gleichberechtigung beider Völker versteht sich von selbst, daß Römer in nur römischen Fällen nach römischem Recht lebten. Der Grundsatz der angebornen Rechte, das Personalitätsprincip, ergab sich den Germanen in den Mischreichen jener Zeit von selbst aus ihrem Grundsatz von Genossenrecht und Genossengericht. Das Königthum selbst ward romanisirt, da Th. zu den knappen, mitgebrachten Rechten eines germanischen Völkerschaftskönigs, dem Heerbann und Gerichtsbann und sehr beschränkter Amtshoheit, die vorgefundenen imperatorischen Rechte: eine sehr ausgedehnte Amtshoheit, dann Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Vertretungshoheit hinzuerwarb und zwar nicht nur auf die Italier beschränkte, auf die Gothen ausdehnte. Sein palatium, seine Tracht, seine Lebensweise, seine Titel zeigten jene Mischung von Römischem und Gothischem, die dem ganzen Staat das Gepräge gab. Bewunderungswerth ist, wie dieser barbarische König für Erhaltung der Kunstdenkmäler in Rom, Ravenna und andern Städten Sorge trägt, welche die Römer verfallen lassen, ja nach einigen Jahrhunderten die Burgenbauten ihrer Adelsgeschlechter selbst zerstörten („Quod non fecere barbari, fecere Barberini"). Aber auch durch neue Bauten von Basiliken, Palatia, Bädern, Wasserleitungen verschönte Th. zahlreiche Städte Italiens: ja mit rührender Sorge auch um das kleine befiehlt er die Marmortrümmer alter Bauten, die er auf seinen Reisen in den Feldern verstreut sieht, aufzulesen und zu verwerthen.

Genauere Darstellung der Verfassung des Gothenreiches und auch von Theoderich's Regierungshandlungen würde den hier gewährten Raum überschreiten. Betrachten wir nur noch seine Stellung zu der katholischen Kirche: diese bildet den Uebergang zu seiner auswärtigen Politik.

Mit sorgsamster Beflissenheit suchte Th. die Gefahren zu vermeiden, die der Gegensatz der Bekenntnisse beider Völker im Schooße trug. Der arianische Ketzerkönig übte vollste Duldung gegen die katholische Kirche (allerdings auch zu Gunsten der Juden: als Christen eine Synagoge verbrannt hatten, mußten sie selbe auf eigne Kosten wieder herstellen): — er mischte sich nicht mehr als er mußte in das Leben der rechtgläubigen Kirche, deren Bischöfe er in höchsten Ehren hielt, ihren mächtigen Einfluß noch steigernd wie die Vorrechte der Kirchen und der Geistlichen. Odovakar hatte sich in einem Gesetz die Bestätigung der Papstwahl vorbehalten: Th. hatte die sehr weitgehenden Rechte des Imperators gegenüber dem Papst überkommen: er verzichtete aber lange völlig auf deren Ausübung, wie bei der Wahl von Anastasius II. (496—498) auf jenes Bestätigungsrecht: er mischte sich nicht in die Verhandlungen der zahlreichen Synoden, er duldete den höchst gefährlichen geheimen Verkehr der Päpste mit Byzanz. Nur nothgedrungen griff er in die Wirren ein, die (498) der Streit zweier gleichzeitig gewählter Päpste, Symmachus und Laurentius, zuletzt in blutigen Gefechten in den Straßen Roms tobend, hervorrief. Beide Parteien riefen die Entscheidung des Ketzerkönigs zu Ravenna als Schiedsrichters an. Th. nahm das an: er hätte nach jenem Gesetz Odovakar's richterliche Entscheidung üben können; sie fiel — nach allen Regeln des Kirchenrechts — zu Gunsten des rechtmäßig gewählten Symmachus aus. Allein die Anhänger des Laurentius fügten sich nicht, erregten in Rom neue Unruhen, und verklagten Symmachus beim König wegen kirchlicher und auch wegen weltlicher Vergehen. Th. übernimmt nun dies Richteramt als sein gutes Recht und lädt den Papst nach Ravenna, der Anfangs Folge leistet, aber plötzlich auf der Reise umkehrt und nach Rom, in das Asyl der Peterskirche, flüchtet. Da griff Th. schonend in der Form und doch, soweit es die Beilegung der argen Wirren erheischte, in der That kraftvoll ein und durch. Er bestellte Bischof Petrus von Altinum zum „Visitator", der auf des Königs Befehl und in dessen Namen eine Synode (um Ostern 501) nach Rom berief. Die Versuche des Papstes und der Bischöfe, des Königs Recht hierzu zu bestreiten, scheitern an dessen Festigkeit und Klugheit: er wahrt in diesem frühesten Widerstreit einer germanischen Staatsgewalt mit dem Papstthum und der Kirche erfolgreich und sieghaft sein Recht. Mit dem schließlich nach dem Willen des Königs und der folgenden Synoden (23. October 501) der „Palmarischen" (November 502, dann 503, 1. October 504) allein und allgemein anerkannten Papst Symmachus sowie mit dessen Nachfolger Hormisdas (514—529) kam es nicht zu neuem Streit: Th. mischte sich nicht in die päpstlichen Bemühungen, das Schisma mit der oströmischen Kirche und Kaiser Anastasius II. beizulegen. Als aber (523) im byzantinischen Reiche Theoderich's Glaubensgenossen, die Arianer, grausam vom Imperator verfolgt wurden, zwang er den widerstrebenden neuen Papst Johannes I. mit vier Senatoren nach Byzanz zu reisen, dort die Einstellung solcher Bedrückung zu erwirken. Der Papst kehrte unverrichteter Dinge zurück: inzwischen hatte sich das Verhältniß des Königs zu seinen römischen Unterthanen auf das äußerste verschlimmert (s. unten): schwer gereizt, zürnte er schwer, sein Argwohn verfolgte jeden Schein von Schuld: so ward auch der Papst in Haft genommen, in der er (am 11. Mai 526) starb und nun, in so erregter Zeit und gefährdeter Lage, machte Th. von dem ihm von den Imperatoren überkommenen, von Odovakar gewahrten und geübten, freilich früher einmal von einer Synode von 502 angestrittenen und von Th. damals nicht hiergegen ausdrücklich behaupteten Recht Gebrauch, den Papst zu ernennen: er wählte den allgemein als tüchtig anerkannten und milden Felix IV.: die Kirche hat dagegen nicht Einspruch erhoben, wie denn auch der König als Nachfolger der Imperatoren zweifellos im Rechte war. Schon sechs Wochen

darauf starb Th. Die Verhältnisse zu dem Papstthum führen uns von selbst zu des Königs Beziehungen zu Byzanz und seiner auswärtigen Politik überhaupt.

III. Mit der ihr eignen Wahrhaftigkeit und Klarsichtigkeit hat die echte Volkssage in Th. als „Dietrich v. Bern" die Friedfertigkeit des Helden hervorgehoben. Nur mit äußerstem Widerstreben, nur nothgedrungen, nach harter Scheltrede seines alten Waffenmeisters Hildebrand, zieht Herr Dietrich das Schwert, um freilich dann — er allein — Herrn Sigfrid von Niederland selbst zu überwinden. Nach der Vernichtung Odovakar's und der Ansiedlung seines heimathlosen Volkes in Italien hat Th., unstreitig der mächtigste König des Abendlandes, immer nur zur Vertheidigung die Waffen geführt.

Abgesehen von der Unterwerfung gepidischer Gaue um Sirmium und der Züchtigung hunnischer Schaaren, die unter byzantinischer Hülfe in räuberischen Einfällen die Grenzen beunruhigt hatten, kamen nur zwei Mächte als Feinde in Betracht: das Frankenreich und Byzanz. Dort hatte der jugendliche Meroving Chlodovech, mit fünfzehn Jahren König, mit zwanzig Jahren die letzte Insel römischen Besitzes in Gallien — das Gebiet des Syagrius um Soissons — erobert: eine ganze Reihe von Städten, die bis dahin noch römische Besatzung gehabt oder doch nicht dem Merovingenreich angehört hatten, schlossen sich durch Vertrag nun diesem an, desgleichen die bis dahin, d. h. nach Abzug der Römer, unabhängigen Kelten in Aremorica und alsbald bedrohte dieser Chlodovech wie ein fressendes Feuer all seine Nachbarn. Th. erkannte klar — das erhellt aus seinen damals an den Meroving selbst und an zahlreiche andere Germanenkönige gerichteten Schreiben — die gewaltige Gefahr, die dieses jugendliche Reich, dieser jugendliche König über alle Staaten des Abendlandes bringen konnte, ja wollte. Und ganz besonders — wenn auch nicht ausschließend — um der gefährlich anwachsenden Macht des Frankenreiches zu begegnen, betrieb der weise vorschauende und friedfertige König jene Staatskunst der Bündnisse, der Verschwägerungen, durch die er sein Reich gegen den Franken und zum Theil wohl auch gegen Byzanz schützen wollte, indem er seinerseits diesen Schwächeren Beistand gegen das Merovingenreich und, was Vandalen und vielleicht Westgothen anlangt, auch wider Byzanz verheißt. Ganz planmäßig verfuhr er hierbei: er selbst vermählte sich mit einer Schwester Chlodovech's, Audefleda, die bei diesem Anlaß vermuthlich den Arianismus ihres Gatten annahm, seine beiden Töchter, Theodegotho und Ostrogotho, den Königen der Westgothen und der Burgunden, Alarich II. und Sigismund, seine Schwester Amalafrida dem Könige der Vandalen in Afrika, Thrasamund (s. diesen Artikel), seine Nichte Amalaberga dem Könige der Thüringe, Hermanfried (s. A. D. B. XII, 188), während er den König der Heruler zum Waffensohn annahm (adoptio per arma). Zum Frieden mahnende Briefe Theoderich's an Chlodovech, zum Anschluß an das Ostgothenreich mahnend an jene andern Könige aus jener Zeit sind uns erhalten: darin fehlt auch nicht der Ausdruck des Stolzes auf die überlegene Bildung im Ostgothenreich, z. B. gegenüber dem König der Thüringe und Gundebad, dem andern Theilkönig der Burgunden. Auch die Könige der Warnen und sogar die fernen Esthen an der Ostsee erkannten durch Gesandtschaften und Geschenke — die Esthen schickten ihren Bernstein — das Ansehen des in Italien herrschenden Gothenkönigs an. Allein all' diese weise viel bemühte Friedensstaatskunst blieb ohne greifbaren Erfolg: denn es gelang nicht, die befreundeten Staaten zu einem festen Bündniß gegen die Franken oder gegen Byzanz zusammenzuschließen, geschweige denn eine Obergewalt des Ostgothenreiches über sie zu begründen. Chlodovech ließ sich durch die schönen Worte, die Cassiodor auf seines Königs Geheiß an ihn richtete, nicht abhalten: er unterwarf, nachdem er auch die Thoringe am linken Rheinufer bezwungen hatte, die Alamannen im Elsaß und

auf dem rechten Rheinufer: nur die „müden Reste“ des Volkes, die sich nach Rhätien (Graubünden, Engadin) geflüchtet hatten, also auf ostgothisches Gebiet, barg Th. schützend unter seinem Schild, Chlodovech von weiterer Verfolgung abhaltend. Bald darauf führte Chlodovech, der durch Annahme des Christenthums in dem katholischen Bekenntniß die Bundesgenossenschaft des gallischen Episcopats und die Zuneigung aller Katholiken, auch in den Nachbarländern, gewonnen, sein Heer zum katholischen Kreuzzug gegen die arianischen Westgothen im Bunde mit dem burgundischen Theilkönig Gundebad (s. A. D. B. X, 130): Theoderich's Eidam, Alarich II. (s. A. D. B. I, 175), verlor auf den vocladischen Feldern (bei Vouglé) Sieg und Leben und der Meroving schickte sich an, dem noch unwehrfähigen Enkel Theoderich's, Alarich's II. Söhnlein Amalarich, der nach Spanien geflüchtet ward, alle gothischen Besitzungen in Gallien zu entreißen, während ein Bastard Alarich's II., Gesalich, statt des Unmündigen sich die Herrschaft anmaßte, aber alsbald Bordeaux, Narbonne und Toulouse an die Franken verlor. Da mußte Th. einschreiten: nicht nur der Schutz des Enkels, die Selbsterhaltung erheischte die Zurückdämmung der fränkischen Waffenfluth. Spät genug erschien ein Gothenheer in Gallien: höchstwahrscheinlich in verabredeter Mitwirkung hatte ein Angriff des byzantinischen Kaisers Anastasius mit der Flotte auf die gothischen Küstenstädte Theoderich's Macht gleichzeitig (a. 507) in Italien festgehalten: nach Abwehr dieser Raubfahrten überschritten die gothischen Tausendschaften unter Graf Ibba (a. 508) die Seealpen, entsetzten das von einem Verschwägerten des Königshauses, Graf Thuluin, tapfer vertheidigte Arles, schlugen Franken und Burgunden aufs Haupt, überschritten den Rhone und brachten auch Carcassonne Entsatz (508—510). Ein Friede ward geschlossen (oder trat thatsächlich ein), der abermals die weise Mäßigung Theoderich's bezeugt: die Franken behielten einen großen Theil ihrer Eroberungen, aber Th. rettete für seinen Enkel den Rest und nahm selbst das Gebiet zwischen Rhone, Durance und Meer für sich in Besitz, während Ibba den Anmaßer Gesalich in zwei Feldzügen in Spanien vernichtete (a. 511). Nun führte Th. als Muntwalt seines Enkels die Regierung im Westgothenreich durch seinen Waffenträger Theudis (s. den Artikel): als aber dieser, mächtig geworden im Lande durch Heirath mit einer großen spanischen Grundeignerin, sich thatsächlich unabhängig machte, nur der Form nach die Abhängigkeit von Th. anerkennend, unterließ dieser die Bestrafung des Empörers und begnügte sich mit jenem Schein. Noch einmal mußte Th. in Gallien einschreiten, als der burgundische Theilkönig Sigismund nach Ostrogotho's Tod deren und seinen Sohn, Theoderich's Enkel, Sigerich, ermordet hatte (a. 522) und die Söhne des 511 verstorbenen Chlodovech ganz Burgund zu erobern auszogen: Th. sandte ein Heer unter Graf Thuluin und gewann ohne Schwertstreich durch Abtretung von Seite des Nachfolgers Sigismund's, Godomar (s. A. D. B. VI, 321), ein erhebliches Gebiet des Burgundenreiches westlich der Durance. Das sind die Kämpfe Theoderich's nach Vernichtung Odovakar's alle. Wir sahen, es hat die Heldensage diese Friedfertigkeit nicht vergessen: aber auch nicht das Andere, daß nur Dietrich Sigfrid bezwingt, dessen Hornhaut schmilzt vor dem Feuerathem, der Dietrich, wann der zornig wird, aus dem Munde fährt: — ein mythischer Zug, der den Schützer des Ackerbaues, des Friedens, der Gesittung und Cultur auf Thörr-Donar zurückführt: selbstverständlich hat das Nibelungenlied vor allem mythische Grundlage (Sigfrid = Baldur), allein wie die Schlacht der Burgunden und Hunnen von 438 ist auch die Bezwingung Herrn Sigfrid's von Niederland (d. h. der Frankenmacht) nur durch den Vogt von Bern eine geschichtliche Grundlage. — Die letzten Tage Theoderich's wurden verdüstert und verbittert durch den Undank der Italier und den bevorstehenden Kampf mit Byzanz und dem Katholicismus. Das Verhältniß

zum Imperator war von Anbeginn ein schiefes, unaufrichtiges gewesen. Daß Th. auch als König der Italier — nicht nur der Gothen — auftrat, daß er über Italien kraft eignen Rechts der Eroberung und keineswegs nur als Statthalter des Imperators herrschte, — all' das war sehr gegen die Absicht und Meinung gewesen, in der ihn Byzanz gegen Odovakar entsendet hatte und ward dadurch nicht beseitigt, daß Th. seine Unterordnung unter den Imperator, die Zugehörigkeit seines Reiches zu dem einen und untheilbaren „imperium" wiederholt feierlich betheuerte. Wir sahen, wie es zweimal sogar zu offenem Kampfe mit den Byzantinern kam. (Später haben daher Justinian und Belisar den Gothen jedes Recht an Italien abgesprochen, zumal seitdem an Stelle der Amaler Könige gewählt wurden, die in Byzanz als „tyranni" galten). Als nun aber auch noch der Gegensatz der Bekenntnisse dadurch verschärft ward, daß Byzanz die Glaubensgenossen Theoderich's, die Arianer, hart verfolgte, überhaupt das rechtgläubige Bekenntniß als Regierungsmitttel verwerthete, ward die niemals durch alle Milde Theoderich's gegen die Italier, ja die Verhätschelung der Römer geheilte Feindseligkeit gegen die Barbaren und Ketzer auf das gefährlichste gesteigert. Hochverrätherische Verbindungen vornehmer Römer — Senatoren und Bischöfe — wurden von einem Römer selbst angezeigt: der erzürnte König ward durch den edeln, aber allzu freimüthigen Trotz eines Mannes wie Boëthius, der auf das höchste von ihm geehrt worden war, noch ärger gereizt, ein Todesurtheil, das übrigens nicht der barbarische „Tyrann" fällte, sondern der Senat selbst, das zuständige Gericht aussprach, ward an Boëthius und dessen Schwiegervater Symmachus vollstreckt. Der Papst, von seiner unfreiwilligen Gesandtschaft nach Byzanz zurückgekehrt, ward in den Kerker geworfen, wo er starb und bei Theoderich's Tod fürchtete man allgemein den Ausbruch einer Erhebung der Italier wider die Barbaren: weise zwar hatte der König noch seinem Enkel Athalarich (dessen Vater, der Amaler Eutharich aus Spanien, war schon früher gestorben) die Nachfolge im voraus gesichert: allein dieser Enkel war ein Kind und an seiner Statt führte die Herrschaft ein Weib, Theoderich's Tochter Amalaswintha, hochbegabt und reich gebildet, aber mehr der griechisch-römischen Cultur als dem gothischen Volksthum zugewandt.

Th. ward bestattet in dem großartigen Grabmal, das ihm seine Tochter zu Ravenna errichtet hatte: es ist heute noch erhalten. Aber Undank und Glaubenshaß ließen den hochsinnigen Helden auch im Grabe nicht ruhen: alsbald hatte ein frommer Einfiedler ein Gesicht, in dem er Theoderich's Seele zur Strafe für seine Härte und Grausamkeit gegen die rechtgläubige Kirche in dem Feuerpfuhl unter den (vulkanischen) liparischen Inseln braten sah (ähnlich wie zwei Jahrhunderte später die Seele Karl Martell's, des Erretters der abendländischen Kirche vor dem Islam, von den Frommen in der Hölle brennend gesehen wurde).

Mit Trauer muß man sagen, daß Th., der vermöge seines schönen edelsinnigen Idealismus den Beinamen des Großen wohl verdient hat, als Staatsmann gerade vermöge dieses zu weit gehenden Idealismus gescheitert ist: er baute das Werk seines Lebens — sein Reich — auf den Glauben, die Träger römischer Cultur, römischer Erinnerungen und der römischen Kirche mit barbarischen Ketzern versöhnen zu können: dieser Glaube war ein schöner Wahn: ein Menschenalter nach seinem Tod ging sein Reich in blutigen Kämpfen unter.

Quellen und Litteratur: s. unter Theodemer; außerdem s. die Angaben Könige II, III und IV und von seither Nachgewachsenem: Cassiodori Variarum libri XII ed. Th. Mommsen, auctor. antiquissim. 1894. — Monumenta Germaniae historica: Ennodii opera ed. Vogel, ebenda XII. 1885. —

Padelletti, fontes juris Italici medii aevi I. 1877. (Die Edicta Theoderich's und Athalarich's, diese auch Könige IV und in den Monum. Germ. hist. Leg. III, 1863 durch Bluhme.) — Mommsen, ostgothische Studien, Neues Archiv XIV. — Hodgkin, Italy and her invaders III. London 1885. — The letters of Cassiodorus 1886. — Garollo, Teoderico re dei Goti e degli Italiani. Firenze 1879.

Dahn.

Theoderich (Dietrich) V., Bischof von Worms 1359—1365, von Metz (1365—1384).

Th. entstammte dem reichsministerialen Geschlechte v. Boppard, genannt Baier. Sein Vater ist Heinrich v. Boppard, seine Mutter gehörte, nach dem Namen Lise de Laciriere zu urtheilen, einer französischen Familie an. Auf der Lütticher Schule, wohin ihn die Eltern schickten, muß er eine tüchtige wissenschaftliche Bildung erlangt haben. Sein Biograph rühmt von ihm die vollständige Beherrschung der lateinischen, französischen und deutschen Sprache. Durch seinen Vater, der bereits 1346 Rath am Hofe Karl's IV. war und wohl auch Johann von Böhmen schon nahe stand, knüpften den jungen Kleriker enge Beziehungen an das luxemburgische Haus. Durch Vermittelung Johann's von Böhmen erhielt er eine Dompfründe in Worms, und der gleichen Fürsprache wird er es wohl zu danken gehabt haben, wenn wir ihn im Besitze einer Trierer und Mainzer Präbende finden. Enger noch werden die Beziehungen zu Karl IV. Von ihm wird er, wie die Chronik berichtet, wiederholt zu diplomatischen Sendungen nach Avignon benutzt und dieser Thätigkeit wird er es verdanken, wenn er 1359 zum Coadjutor und noch in demselben Jahre (15. Mai) zum Bischof von Worms ernannt wird. Lange hat er hier den Krummstab nicht geführt, denn Karl, an dessen Hofe wir ihm alljährlich mehrere Male begegnen, hat den erprobten Mann zu einer politisch ungleich wichtigeren Stellung ausersehen. Als Th. im J. 1365 mit dem Kaiser in Avignon weilt, wird er auf Karl's Veranlassung zum Bischof von Metz vorgesehen und am 13. August desselben Jahres thatsächlich ernannt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dieser Beförderung in erster Linie politische Gründe maßgebend waren. Einmal war es für den Luxemburger von entscheidender Bedeutung auf dem seinen Erblanden unmittelbar benachbarten Bischofssitze einen seinem Hause ergebenen Mann zu sehen, vor allem aber war es wichtig, daß in diesem Grenzbisthum, das seit Jahrhunderten Lothringen oder Bar politisch beherrscht hatten und das seit Verlegung der Curie nach Avignon französischem Einfluß immer zugänglicher geworden war, ein deutscher Bischof amtirte. Die Wahl Theoderich's für diesen Posten war eine äußerst glückliche. Durch Beherrschung der französischen Sprache war es ihm möglich seine diplomatische Gewandtheit zur Begründung einer einflußreichen Stellung bei Capitel und Clerus sowie der Stadt gegenüber verwerthen zu können; in den vielfachen Händeln aber, in die ihn der streitsüchtige lothringische und Barer Nachbar verwickelten, war es außerdem wesentlich, daß der Bischof auch durch seine Erscheinung und sein Auftreten dem Gegner zu imponiren verstand. Er übernahm das Bisthum unter den ungünstigsten Umständen. Durch das Ausbeutungssystem seiner Vorgänger war die Diöcese tief verschuldet und die Landplage jener Zeit, die wilden Söldnerbanden „böse Gesellschaft, Engländer oder Bretons" genannt, sowie die andauernden Fehden mit Bar und Lothringen hatten den Wohlstand des Landes nahezu vernichtet. Mit der Stadt Metz war obendrein seit einer Reihe von Jahren ein erbitterter Streit über das Besteuerungsrecht der Stadt und den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit in Rom anhängig. Th. hat zunächst einen allseitigen Frieden herzustellen gesucht. Nachdem er noch vor seinem Amtsantritt als Kriegsmann im Gefolge Karl's gegen die Bretonen gezogen ist, verbündet er sich als Bischof mit Lothringen

und Bar um gegen die Wiederholung der Söldnereinfälle gesichert zu sein. Auch mit der Stadt Metz sucht er sich auf guten Fuß zu stellen und zieht zum größten Verdruß des Metzer Clerus die in Rom geführte Beschwerde bald zurück. Dieser ausgleichenden friedlich vermittelnden Art ist er sein Leben lang treu geblieben; nur in den äußersten Fällen hat er zu den Waffen gegriffen, aber auch dann haben diese Conflicte nicht mit der Vernichtung des Gegners, sondern mit einem Ausgleich geendet.

Seiner diplomatischen Kunst gelingt es wie 1366 so auch 1370 ein Schutzbündniß mit Lothringen und Bar gegen die böse Gesellschaft — und 1373 ein solches mit denselben Herren und der Stadt gegen den raublustigen Peter von Bar zu Stande zu bringen; 1381 schließt er sich dem Bunde der Erzbischöfe von Mainz und Köln, sowie der Städte Mainz und Straßburg gegen die Grafen von Bitsch an. 1375 gelingt es ihm durch Verhandlungen die abermals eindringenden Engländer aus dem Bisthum zu entfernen und wenn es auch eine hohe Summe ist, mit der er den Abzug der Feinde erkauft, so wird sie doch gering gewesen sein gegen den Schaden, den eine systematische Ausplünderung der bischöflichen Gebiete mit sich gebracht hätte. Auch der Stadt Metz hat er durch seine diplomatische Kunst Dienste geleistet, indem er ihr 1375 einen Frieden mit dem Herzog von Lothringen vermittelt und von Karl IV. wird das hervorragende Geschick des Bischofs wiederholt zu schwierigen Missionen verwerthet; so geht Th. 1370, nachdem Gregor XI. die Kathedra bestiegen hat, nach Avignon und 1372 ist er im Auftrage Karl's für die Befreiung des von dem Herzog von Jülich in der Schlacht von Bastwiller gefangenen Wenzel von Luxemburg thätig. Wenn der Bischof gezwungen ist zu den Waffen zu greifen, so zur Unterwerfung von Saarburg 1376 und in dem Streite um die Salinen von Château-Salins und Salonnes (1379—1381), so enden diese Kämpfe mit günstigen Vergleichen.

Der Friede nach außen, den Th. auf diese Weise dem Bisthum gesichert hat, war allerdings dringend nothwendig, um den ihm von vornherein feindlich gegenüberstehenden Clerus im Zügel zu halten und die verwahrlosten finanziellen Zustände des Bisthums wieder in Ordnung zu bringen. Es ist bereits oben erwähnt, daß ihm der Clerus wegen seines Abkommens mit der Stadt empfindlich grollte. Als nun von neuem der alte Streit zwischen Stadt und Geistlichkeit entbrennt, und der Bischof das von ihm nothgedrungen gegen die Stadt wegen einzelner Uebergriffe im J. 1373 verhängte Interdict nach der Unterwerfung der Stadt (April 1375) beseitigt, da wird ihm gewissermaßen Schuld gegeben, er sei vom Rathe bestochen worden. Dieser Vorwurf kennzeichnet die clericale Stimmung, die schließlich zu harten Conflicten zwischen Bischof und Geistlichkeit geführt hat. Schon im J. 1373 hat sich das Domcapitel nach Rom gewandt, weil Th. ihm verschiedene Einkünfte vorenthalten will. Die Erbitterung steigt, als er 1376 gewisse Statuten gegen geistliche Mißbräuche erläßt und sie erreicht ihren Höhepunkt, als Th. sein bischöfliches Visitationsrecht auch dem Domcapitel und dem Stifte S. Salvatoris gegenüber auszuüben versucht. In dem mehrjährigen Kampfe kommt erst 1379 ein Ausgleich zu Stande, in welchem der Bischof zu Gunsten Roms auf seine Ansprüche verzichten muß. Die zerrütteten Zustände des bischöflichen Territoriums hat Th. nach Kräften aufzubessern versucht. So hat er eine Reihe verpfändeter Besitzungen wieder ausgelöst, die Lehnsanerkennung für andere, die dem Bisthum fast verloren waren, von neuem erzwungen, die festen Plätze, soweit sie verfallen waren, wieder in vertheidigungsfähigen Zustand gebracht. Freilich hat diese fürsorgliche Thätigkeit aus den laufenden Mitteln nicht bestritten werden können. Von den Vorgängern überkommene Schulden, hohe Abgaben nach Rom, und vor allem wol die den Bre-

tonen gezahlte Abfindungssumme haben Th. zu neuen Verpfändungen gezwungen, unter welchen die der bischöflichen Münze an die Stadt Metz die bemerkenswertheste ist. In den letzten Jahren seiner Amtsthätigkeit hat dem Bischof das Schisma viel zu schaffen gemacht. Die bisherige Annahme, daß Th. im Gegensatz zu Capitel und Clerus Urbanist gewesen ist, kann auf Grund urkundlichen Materials nicht aufrecht erhalten werden. Ohne Zweifel hat des Bischofs Neigung mit Rücksicht auf den deutschen König und dessen Politik Urban gegolten und derjenige Mann, der ihm zeitlebens außerordentlich nahe gestanden, sein Weihbischof Bertram von Tiflis, hat sich auch rückhaltlos für Urban bekannt. Aber die Erfahrungen, die Th. in seinen Kämpfen mit dem Capitel und einem großen Theil des übrigen Clerus gesammelt hat, haben ihn vorsichtig gemacht. Ohne nach außen hin seine Stellung scharf zu markiren, hat er doch von vornherein Clemens VII. anerkannt. Th. starb am 18. Januar 1384.

Meurisse, hist. des evesques de l'église de Metz. Metz 1634. — Calmet, hist. ecclésiastique et civile de Lorraine. Nancy 1728. — Histoire de Metz des réligieux bénédictins. Metz 1769. — Wolfram, Chronik der Metzer Bischöfe (Manuscript). — Sauerland, die Metzer Kirche im 14. Jahrhundert (Manuscript). Wolfram.

Theodifred, sagenhafter Vater Roderich's des letzten Westgothenkönigs (s. A. D. B. XIX, 21), angeblicher Sohn oder Enkel König Kindaswinth's (s. A. D. B. XV, 745), der Fabel nach von König Witika geblendet.

Quellen und Litteratur s. Dahn, Könige der Germanen V, 1870, S. 227. VI, 2. Aufl., 1885, S. 670—693. Dahn.

Theodigisel, Sohn des Ostgothenkönigs Theodahad (s. o. S. 684), von König Witigis verhaftet a. 536 (s. Witigis). Dahn.

Theoderich (Meister Theodorich oder Dietrich), Hofmaler Kaiser Karl's IV., dessen Thätigkeit in Prag in den Jahren 1348 bis ungefähr 1380 nachzuweisen ist. Bis zu den Zeiten Woltmann's und von tschechischer Seite zum großen Theile bis zum heutigen Tage wird Leben und Wirken dieses Malers kritiklos und fabelgeschmückt dargestellt. Zunächst muß die Bezeichnung „Theodorich von Prag" als willkürlich aus der Luft gegriffen ebenso abgelehnt werden, wie auch die exacte Forschung bereits aus dem sagenhaften Baumeister „Beneš von Laun" († 1534) unwiderleglich den Benedict Ried reconstruirt hat. Vorläufig ist Theodorich's Herkunft urkundlich nicht sicherzustellen; jedenfalls aber war er ein Deutscher. Darauf deutet nicht nur der Name hin, sondern besonders der Umstand, daß er 1348 als „primus Magister Theodoricus" an der Spitze der Prager Malerzunft erscheint, die während des ganzen 14. Jahrhunderts ein fast ausschließlich deutsches Gepräge zeigt. Arbeiteten doch nachweisbar — von anderen Künstlern und Kunsthandwerkern ganz abgesehen — damals Maler aus Augsburg, Constanz, Erfurt, Halberstadt, Passau, Straßburg u. s. w. in Prag, sodaß im Kunstleben unter Karl IV. die Vorherrschaft des deutschen Elementes — neben italienischen und einigen französischen Einflüssen — deutlich hervortritt, sosehr dies auch gewisse „Kunsthistoriker" bekämpfen mögen.

Von den wenig bekannten äußeren Lebensumständen Theoderich's sei hier nur das urkundlich Feststehende angeführt. Zunächst findet sich sein Name, außer in dem erwähnten Prager Malerbuch vom J. 1348, im alten Hradschiner Grundbuche des Prager Stadtarchives, indem er daselbst im J. 1359 als „malerius (!) imperatoris Theodoricus" und im J. 1368 als „Theodoricus pictor" in seiner Eigenschaft als Hausbesitzer auf dem Hradschin (gegenwärtig der 4. Stadttheil Prags) genannt wird. Da Th. 1368 nicht mehr direct als Hofmaler bezeichnet wird, kann man vielleicht annehmen, daß er in diesem Jahre die Arbeiten für die kaiserliche Burg Karlstein bereits beendet hatte und nicht

in kaiserlichen Diensten stand. — Von größter Wichtigkeit ist eine — bereits
labacz' Künstlerlexikon abgedruckte — kaiserliche Urkunde vom 28. April
in welcher Karl IV. dem „pictor noster et familiaris“ Magister Theodoricus
seinen Erben für die „ingeniose et artificialiter“ ausgeführten Malereien
reuzcapelle in Karlstein völlige Abgabenfreiheit bezüglich seines Hofes im
Morzin zusichert, den Th. aller Wahrscheinlichkeit nach von seinem Be-
nossen, dem kaiserlichen Hofmaler Nikolaus Wurmser von Straßburg er-
n hat. Theodorich's Besitz in Morzin erscheint in einer Urkunde des
r Landesarchives vom 11. März 1381 bereits in anderen Händen, bei
r Gelegenheit des „tunc pictoris et artificis pictoriae“ Erwähnung geschieht,
s wir wol schließen müssen, daß Th. 1381 nicht mehr lebte, jedoch wol
nicht allzulange todt war. Die äußerste greifbare Grenze seiner Thätigkeit
sein Votivbild des Erzbischofes Johann Oczko v. Wlaschim († 1380) in
Prager Rudolphinum-Galerie, das nebst Karl IV. auch den nachmaligen
Wenzel im Jünglingsalter darstellt; es dürfte der Mitte der 70er Jahre
4. Jahrhunderts angehören.
Ueber Theoderich's Thätigkeit erfahren wir urkundlich bloß (aus der er-
ten Urkunde vom Jahre 1367), daß er die Ausschmückung der königlichen
lle in Karlstein besorgte; es ist ohne Zweifel die zur Aufbewahrung der
skleinodien bestimmte, im Hauptthurme der Burg befindliche, mit Gold und
iffenen Edelsteinen reich geschmückte Kreuzcapelle; ihre Hauptzierde bilden
in drei Reihen übereinander angeordnete, Tafelbilder in Temperamalerei auf
grund. Von Alters her sind diese mit Recht dem Th. zugeschrieben worden,
end die hervorragendsten Wandmalereien von Karlstein, mit dem, seit 1359
unmittelbarer Nähe von Karlstein nachzuweisenden, kaiserlichen Hofmaler
laus Wurmser in Verbindung gebracht werden. Th., der damals in Prag
nte, war also im Gegensatz zu Wurmser nicht genöthigt, in oder bei Karl-
Aufenthalt zu nehmen, sondern konnte die in Prag gemalten, leicht trans-
ablen Tafelgemälde an ihren Bestimmungsort senden; erst deren Aufstellung
Anordnung machte die Anwesenheit Theodorich's empfehlenswerth und auf
Weise läßt sich der Grund für die Erwerbung des Morziner Hofes im J.
nach Wurmser, für den der Besitz mit dem Abschluß der Karlsteiner Wand-
reien keinen praktischen Werth mehr hatte, leicht erklären. — Daß die Capelle
s 1357 durch den Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz eingeweiht wurde
erst nachträglich ihren Schmuck erhielt, hat nichts Befremdendes, da sich
che Vorgänge in der damaligen Zeit häufig wiederholen.
Die Tafelbilder der Kreuzcapelle von Karlstein sind zum geringeren Theile
tenbilder, zum weitaus größten Theile Heiligenbilder, und zwar Bruststücke
Heiligen, deren Reliquien von Karl IV. in seinem nach dieser Seite hin
nlosen Sammeleifer erworben und in dieser Capelle aufbewahrt wurden.
einer Folge von Aposteln, Evangelisten, Kirchenvätern, Kirchenlehrern,
spatronen, heiligen Päpsten, Bischöfen, Aebten, Mönchen oder Fürsten sind
ders zu nennen die Heiligen Hieronymus, Laurentius, Mauritius, Palmatius,
Stephan ꝛc. Auch weibliche Heilige sind vertreten, z. B. die heilige Agnes,
rina, Clara, Elisabeth, Ludmilla oder Ursula. — Die Gemälde, die aller-
nicht durchwegs gleichwerthig sind, zeigen gute Naturbeobachtung und ein
en nach individueller Eigenart. Die knolligen, meist ins Profil gestellten
r bei Enface-Stücken störend wirkenden) Nasen, die kräftigen Lippen, die oft
markirten Backenknochen deuten auf slavische Modelle, die dem Th. zur Ver-
g standen. Die Augen sind gewöhnlich lebensvoll, die Hände mit Liebe
gebildet. Vom Hintergrunde, der meist nicht vergoldet ist, heben sich mächtige
genscheine mit der üblichen Goldpressung ab; die Farbengebung ist besonders

lobend hervorzuheben. — Während sich alle diese, zum Theile etwas beschädigten Bilder heute, nach mehr als 500 Jahren, noch auf ihrem ursprünglichen Aufbewahrungsorte befinden, sind zwei der besten Bilder Theoderich's aus der Karlsteiner Kreuzcapelle zu Ende des vorigen Jahrhunderts in die Wiener Belvederegalerie gekommen und befinden sich noch heute in der Gemäldesammlung der k. k. Hofmuseen (Deutsche Schulen Nr. 1726 und 1727). Das eine dieser beiden Bilder stellt den heiligen Augustinus im vollen Ornate vor einem Schreibpulte dar; der rautenförmig genetzte Goldgrund weist die — bei den auf Anregung Kaiser Karl IV. entstandenen Werken stereotype — Abwechslung des einköpfigen Reichsadlers mit dem böhmischen Löwen auf. Derselbe Hintergrund findet sich auch bei dem zweiten Bilde, einer Darstellung des heiligen Ambrosius; dieser ebenfalls im vollen Ornate gemalte Heilige liest in einem Buche. Beide Heiligen sind — wie die in Karlstein — in überlebensgroßer Halbfigur abgebildet.

Außer den genannten Tafelgemälden Theoderich's ist nur noch das eben erwähnte Votivbild im Prager Rudolphinum bekannt; es stellt die Madonna in throno mit den heiligen Landespatronen: Wenzel, Sigismund, Prokop, Adalbert, Veit und Ludmilla dar; vor der Madonna kniet der Kaiser Karl IV. und sein jugendlicher Sohn Wenzel; in der unteren Abtheilung kniet der Donator, der Prager Erzbischof Johann Oczko v. Wlaschim. Das Bild stammt aus der Raudnitzer Schloßcapelle; vielleicht ist es nur als Schulbild zu betrachten. Ein anderes Altargemälde, nämlich jenes, das Reinhard von Mühlhausen, Bürger zu Prag im J. 1385 in die Kirche von Mühlhausen am Neckar stiftete und das ebenfalls die böhmischen Landespatrone Wenzel, Sigismund und Veit enthält, ist von der Forschung dem Th. bereits abgesprochen worden und gilt jetzt nur noch als Schulbild, obgleich von einer Schule Theoderich's nicht gesprochen werden kann, da die unter Wenzel beginnenden politischen Unruhen im Lande und die darauf folgenden Hussitenstürme alle Keime der vielversprechenden und interessanten Kunstthätigkeit in Böhmen erstickten.

Aus der alten, fast durchwegs auch veralteten, Litteratur von J. Q. Jahn bis Passavant ist nur der Artikel bei Dlabacz (a. h. Künstlerlexikon für Bömen) hervorzuheben; überdies: Pangerl-Woltmann, Das Buch der Malerzeche in Prag. — Patera-Tadra, Das Buch der Prager Malerzeche. — F. B. Mikowec, Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens. — E. v. Engerth, Wiener Gemäldekatalog III. — Besonders: Jos. Neuwirth, Beiträge zur Geschichte der Malerei in Böhmen (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen XXIX. Jahrg.). Gustav E. Pazaurek.

Theodoricus von Borne (Dirk Borne), ein niederländischer Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, der zwar unter den Vertretern seiner Kunst nicht in der ersten Linie steht, aber schon durch die lange Dauer seiner Thätigkeit eine mehr als gewöhnliche Bedeutung erlangt hat. Ueber seine Persönlichkeit ist nach dem heutigen Stand der Forschung so gut wie nichts bekannt; nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr, auch nicht seine Heimath sind festgestellt. Doch kann man aus dem Namen schließen, daß er von Geburt ein Niederländer war; denn wenn er nach der eigenen Herkunft oder der seiner Familie sich v. B. (de B.) nennt, so ist dabei doch wol an das holländische Dorf dieses Namens (in Nord-Brabant) zu denken und nicht an eine der gleichnamigen Ortschaften im heutigen Preußen. (Bemerkenswerth ist, daß nach Liessem a. u. a. O. II, S. 20 gleichzeitig ein Magister und Licentiat der Theologie Theodericus Born de Novimagio als Kasseneinnehmer der Artistenfacultät in Köln vorkommt; vielleicht war dies ein Verwandter des Druckers und stammte auch dieser von Nimwegen.) Seine Kunst übte Th. v. B. in Deventer aus; doch läßt sich auch von seiner Thätigkeit, namentlich von ihrem Umfang, ein vollständiges Bild zur Zeit nicht ge-

winnen. Hierfür liegt die Bibliographie des 16. Jahrhunderts noch allzusehr im Argen. Ein kleiner Theil seiner Drucke ist bei Panzer, ein größerer bei dem weit älteren Revius verzeichnet; der früheſt datirte unter denselben fällt ins Jahr 1510, der späteste ins Jahr 1552; doch bezeichnet wol keiner von beiden die Grenze von des Th. Thätigkeit. Es gibt einen Druck (Hermanni Buschii Spicilegium philosophorum), der nach Panzer schon dem Jahr 1507 angehört, während er nach Liessem sogar schon um 1505 anzusetzen ist. Andererseits hat Th. nach Ledeboer jedenfalls noch 1555 gelebt, und wenn Goovaerts recht berichtet, so ist noch 1556 eine „Musica Modulatio“ der lyrischen Verse des Horaz (in neuer Auflage) aus seiner Presse hervorgegangen. Wie dieser bis jetzt bekannte späteste Druck dem humanistischen Schulunterricht diente, so ist dasselbe auch bei jenem ersten der Fall und das ist bezeichnend für die ganze Thätigkeit dieses Druckers. Es waren die Bedürfnisse der damaligen gelehrten Schulen, in erster Linie der blühenden Anstalten in Deventer selbst, welchen die Presse desselben vorwiegend diente. Vorwiegend, aber nicht, wie man lesen kann, ausschließlich. 1532 wurde von ihm ein niederländisches Neues Testament gedruckt, und läßt schon dieser Umstand vermuthen, daß Th. v. B. sich der neuen religiösen Bewegung zugewandt hat, so wird dies bestätigt durch die weitere Thatsache, daß auch von den schwärmerischen Wiedertäufern wie David Joris und Hendrik Niclaes einzelne Schriften bei ihm erschienen sind. Eine derselben, die Hauptschrift des Joris, sein „Wonder Boeck“ (1542), brachte den Besteller des Drucks, Jorien Ketel, einen Bürger von Deventer, auf das Schaffot (August 1544), der Drucker selbst entging dem gleichen Schicksal nur mit knapper Noth und nur Dank kräftiger Fürsprache, die vor allem geltend machte, daß er für das Ketzerische des Inhalts nicht das nöthige Verständniß gehabt habe. (Nebenbei bemerkt, mag hieraus geschlossen werden, daß Th. v. B. nicht zu den gelehrten Buchdruckern jener Zeit gehörte.) Immerhin ward er vom Rath der Stadt ein halbes Jahr gefangen gehalten und ein weiteres halbes Jahr mit strengem Hausarrest belegt (Juni 1544 bis August 1545) und auch nach dem waren ihm jedes Spiel und alle Wein- und Bierhäuser verboten, widrigenfalls es ihm doch noch an den Hals gehen sollte. — Zum Schluß sei bemerkt, daß nach Goovaerts das Druckerzeichen dieses Meisters mit Anspielung auf seinen Namen ein Brunnen war und seine Devise (?): Fons Jovis; doch wird als weiteres Druckerzeichen auch der heilige Laurentius angegeben, der in der Linken den Rost, in der Rechten das Evangelienbuch hält; endlich zeigen manche seiner Drucke auch die Abbildung einer Presse mit der Bezeichnung: prelum Borneum.

Th. v. B. war nicht der erste Buchdrucker von Deventer; vor ihm hatte Jacob v. Breda und früher noch Richard Pafraet (spr.: Pafrat) dort eine Presse errichtet. Ueber ersteren vergl. A. D. B. XIII, 550, inbetreff des letzteren, der nicht zur rechten Zeit einen Bearbeiter für vorliegendes Werk gefunden hat, sei hier das Nöthigste nachgetragen. R i c h a r d P a f r a e t — so oder Paffraet (-d, -dt) schreiben er und seine Nachkommen ihren Namen gewöhnlich, Paffroet, Paffroedt u. s. w., obwol von den meisten Bibliographen vorgezogen, kommt ungleich seltener und mehr nur in der ersten Zeit vor — stammte aus Köln oder aus dem nicht weit von da gelegenen Dorfe Paffrath. Bei dem Kölner Prototypographen Ulrich Zell lernte er, wenn anders Holtrop recht vermuthet, die neue Kunst und er führte sie nun selbst als erster in Deventer ein. Dies geschah spätestens 1477, denn aus diesem Jahr stammt sein erster datirter Druck; ob von den undatirten der eine oder andere früher anzusetzen, ist nicht gewiß. Bei dem regen geistigen Leben, das in Deventer, dem Sitze der viel besuchten Gelehrtenschule, herrschte, gab es dort bald Arbeit genug und Dank diesem Umstand und der Rührigkeit ihres Leiters wurde Pafraet's Presse die meistbeschäftigte unter allen nieder-

ländischen Druckereien des 15. Jahrhunderts. Mehr als 280 Drucke weiß Campbell allein bis zum Jahre 1500 unserem Meister zu — nur stark die Hälfte davon trägt seinen Namen — und diese Zahl erhöht sich entsprechend bis zum Jahre 1511. Fast alle Gebiete der Litteratur sind dabei, wenigstens mit einzelnen Schriften, vertreten, am meisten aber die Theologie und mehr noch die Philologie. Vorherrschend pflegte R. Pafraet dabei diejenige Litteratur, welche den praktischen Zwecken, dort des Gottesdienstes und der Erbauung, hier der Schule diente. Neben den eigentlichen Lehrbüchern des Lateinunterrichts und den Geisteserzeugnissen der Humanisten kommen in vielen Ausgaben auch die Classiker vor, jedoch nur die römischen; das Griechische ist überhaupt noch nicht vertreten. In erster Ausgabe sind bei Pafraet die Schriften der christlichen Dichter Juvencus und Prudentius erschienen. Es klingt sehr glaubhaft, daß der Rector der Gelehrtenschule, Alexander Hegius, der im Hause unseres Druckers, in der Bischofsstraße wohnte, ihm auch bei der Herstellung mancher Drucke an die Hand gegangen ist; denn Pafraet selbst scheint nicht akademisch gebildet gewesen zu sein, daß er seinen eigenen Corrector hätte machen können. Noch sei die auffallende Erscheinung erwähnt, daß es aus den Jahren 1486 und 1487, streng genommen auch aus 1485, keine sicheren Drucke von Pafraet gibt und daß seit 1488 neue Typen in seinen Drucken vorkommen, während die bisherigen in den Besitz des Jakob von Breda übergegangen sind. Holtrop vermuthet deshalb, und Campbell stimmt ihm bei, daß der Prototypograph von Deventer um 1485 gestorben und der auf späteren Drucken vorkommende Richard Pafraet ein gleichnamiger Sohn des ersteren sei, der das Geschäft des Vaters nach längerer Unterbrechung neu begründet habe. Das kann nun immerhin sein, gewichtige Bedenken stehen der Annahme wenigstens nicht im Wege; aber nothwendig ist die letztere jedenfalls nicht. Denn auch wenn man nur einen R. Pafraet annimmt, läßt sich jene auffallende Erscheinung wol erklären; man denke z. B., um nur auf Eines hinzuweisen, an die große Zahl der undatirten Drucke, aus deren Reihe sich jene Lücke recht wol ergänzen könnte. Wie dem aber sei, es ist allerdings mehr als ein Pafraet, den die Geschichte des Buchdrucks uns zu nennen weiß. Denn sowie der Name R. Pafraet auf den Drucken verschwindet, um 1511 oder 1512, tritt der Name Albert Pafraet an seine Stelle. Nach Ledeboer hätte der Träger des letzteren, der nachweislich ein Sohn seines Vorgängers war, sogar schon von 1505 an gedruckt; doch gibt dieser Gewährsmann keinen Beweis für seine an sich nicht sehr wahrscheinliche Behauptung. Andererseits hat sich A. Pafraet's Thätigkeit auch nicht nur bis 1543 erstreckt; jedenfalls war er 1550 noch am Leben. Unter dem neuen Besitzer hat die Presse vielleicht nicht mehr dieselbe umfangreiche Thätigkeit entwickelt, wie unter dem Vorgänger, aber es sind auch jetzt noch die Drucke sehr zahlreich, und auch sie gehören vorwiegend, ja noch ausschließlicher, dem Gebiete der Schule und überhaupt des Humanismus an. Später druckte A. Pafraet wie Th. v. B. auch einige wiedertäuferische Schriften und zwar gleichfalls auf Veranlassung des Jorien Ketel. Als darum ersterer im J. 1544 wegen Joris' Wunderbuch verhaftet wurde, brannte auch ihm der Boden unter den Füßen; er entfloh aus Deventer, wurde aber in Arnhem gefangen gesetzt, vor dem kaiserlichen Rath von Gelderland verhört — die Protokolle darüber sind bei Molhuysen a. u. a. O. abgedruckt — und mit einer strengen Kirchenbuße belegt. Er konnte darauf nach Deventer zurückkehren und seine Thätigkeit fortsetzen; doch zogen ihm auch später noch einzelne Drucke Anfechtungen zu. — Nach A. Pafraet kommt noch einmal ein Buchdrucker des Namens Pafraet in Deventer vor; es ist wieder ein Richard, von dem Revius Drucke aus den Jahren 1558—1565 anführt. Derselbe war ohne allen Zweifel ein Sohn des Albert Pafraet und so hat denn in drei bezw. vier Generationen und fast ein volles Jahrhundert hindurch diese Familie in der

Geschichte des niederländischen Buchdrucks eine Rolle, und zwar meist eine wirklich hervorragende Rolle gespielt.

Vgl. inbetreff des Theodoricus v. Borne: Revius, Daventria illustrata, 1651, p. 192 sq., 266 sq. — Panzer, Annales typogr. t. VI, p. 486—489. — Ledeboer, De boekdrukkers, boekverkoopers etc. in Nord-Nederland, 1872, p. 124. — Ders., Alfabetische lijst der boekdrukkers etc. in Nord-Nederland, 1876, p. 21 sq. (130). — Goovaerts, Histoire et bibliographie de la typographie musicale dans les Pays-Bas, 1880, p. 43, 217. — Liessem, Bibliogr. Verzeichnis der Schriften Herm. v. d. Busche, Forts. (= II), 1888, 1888, S. 13; III, 1889, S. 35 fg. — Molhuysen, Procedure over de werken van David Joris in Nijhoff's Bijdragen, deel IX, 1854, p. 246 sqq., bes. p. 247 sq., 254 sq.

Ueber die Pafraet vgl. Holtrop, Monuments typogr. des Pays-Bas au XV[e] siècle, 1868, p. 70—72, planches 64 sq. (112 sq.). — Campbell, Annales de la typographie néerland. au XV[e] siècle, 1874, p. X, 587 sqq.; Suppl. I—IV, 1878—90. — Revius l. c. p. 144 sq., 195 sqq., 324. — Panzer l. c. t. VI. p. 483—488; X. p. 453 sq.; XI. p. 410 sq. — Ledeboer, De boekdrukkers etc., p. 129, 397. — Ders., Alf. lijst etc., p. 130. — Molhuysen l. c. p. 246 sqq., bes. p. 247—254. K. Steiff.

Theodo, Herzog von Baiern, aus dem Hause der Agilolfinger (vielleicht nicht der erste seines Namens), regierte von ca. 690—717. Ungefähr seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts kennen wir in Baiern das Herzogsgeschlecht der Agilolfinger, von dem zweifelhaft bleibt, ob es bairischen oder fränkischen Ursprungs ist, und dessen einzelne Fürsten im Verhältniß zu den mächtigen Franken alle Wandlungen von völliger Unabhängigkeit bis zur Vasallität durchmachen. Unter ihnen tritt Th., dessen Gemahlin man in einer Regintrud, vielleicht einer fränkischen Königstochter, vermuthen darf, bedeutend hervor. Gegenüber den Franken nach allem, was wir wissen, selbständig, konnte er doch nicht verhindern, daß die Avaren im Osten vordrangen und die Gegend um die Enns zur Wüste machten. Unter ihm wahrscheinlich ist die Ueberarbeitung des umfänglichsten Theils des bairischen Gesetzbuches (Tit. 8—22) vorgenommen worden, eine Redaction, welche keine Spur von fränkischem Einfluß und das Christenthum, ohne daß die Kirche schon mächtig wäre, als herrschend zeigt. Eben durch Theodo's Wirksamkeit scheint diese Herrschaft in Baiern fest begründet worden zu sein, doch zeigt sich der Christenglaube zu seiner Zeit im Lande noch stark vermischt mit heidnischen Gewohnheiten und Anschauungen. Auf dem Wege zu den heidnischen Avaren, die er bekehren wollte, ward der fränkische Glaubensbote Emmeram von Th. in Regensburg bestimmt, in Baiern zu bleiben und dort für das Christenthum zu wirken. Nach dem Biographen Emmeram's lud ihn der Herzog ein, entweder als Bischof die Leitung der bairischen Kirche zu übernehmen oder als Abt den Klöstern des Landes vorzustehen. Dann aber mußte Th. erleben, daß der Bischof durch einen seiner eigenen Söhne gewaltsamen Tod fand. Uta, des Herzogs Tochter, war das Opfer eines Verführers geworden. Emmeram's Biograph beschuldigt der That den Sohn eines Richters Namens Sigibert, während Uta selbst, angeblich auf Rath des Bischofs, diesen als Schuldigen bezeichnete. Auf das Geständniß der Schwester eilte Theodo's Sohn Lantbert dem Bischofe, der eben nach Rom aufgebrochen war, nach, traf ihn bei Grub an der Mangfall und verstümmelte ihn tödtlich. Th. aber strafte Lantbert's eigenmächtige Rache durch dessen Verbannung und vielleicht hängt es mit diesem Vorfall zusammen, daß sich der Herzog 715 oder 716 nach Rom zu Papst Gregor II. begab. Der Papst betraute dann eine Gesandtschaft mit der Durchführung eines Organisationsentwurfes für die bairische Kirche, die ohne alle fränkische Vermittlung in directe

Abhängigkeit von Rom treten sollte, ein Ziel, das erst später durch Bonifatius erreicht wurde. Noch ein zweiter fränkischer Glaubensbote, Corbinian, erschien an Theodo's Hofe, von ihm und seinem Sohne Grimoald hoch geehrt. Der Herzog suchte den nach Rom Reisenden im Lande zu halten, und vielleicht ward hierdurch der Anstoß gegeben, daß Corbinian später seine ganze Thätigkeit Baiern widmete. Corbinian's Biograph Arbeo schildert T. als einen Fürsten von großer Frömmigkeit und hervorragender Macht, dessen Ruhm weit gedrungen war. Nachdem T. schon während einer Krankheit seinen ältesten Sohn Theodebert zum Mitregenten erhoben hatte, theilte er später die Regierung mit den Söhnen Theodebert, Grimoald, Tassilo II., vorübergehend vielleicht auch mit dem frühzeitig verstorbenen Theodebald. Er selbst hauste in Regensburg.

Riezler, Geschichte Baierns I, wo Quellen und weitere Litteratur verzeichnet sind.

Riezler.

Theodorus: Jacobus Th., gen. Tabernämontanus, geboren zwischen 1520 und 1530 zu Bergzabern, † im September 1590 zu Heidelberg, einer der „deutschen Väter der Botanik", Schüler des Hieronymus Bock (Tragus) und wie dieser, Verfasser eines viel verbreiteten „Kräuterbuchs". Nur wenig ist über die äußeren Verhältnisse des Mannes bekannt geworden; so auch das Jahr seiner Geburt nicht, sowie der genaue Todestag. Nachdem er auf der Klosterschule zu Hernbach i. d. Pfalz unter der Leitung von Hieronymus Bock, der daselbst Prediger war, aber auch die ärztliche Praxis übte und Botanik trieb, sich mit botanischen Studien beschäftigt hatte, ließ er sich zuerst zu Weißenburg als Apotheker nieder, begab sich dann nach Frankreich, wo er die medicinische Doctorwürde erwarb und prakticirte darauf, nach Deutschland zurückgekehrt, an verschiedenen Orten, so zu Saarbrücken als Leibarzt des Grafen von Nassau, zu Speyer als Leibarzt des Bischofs Marquard und dann als Stadtphysikus der freien Reichsstadt Worms. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens und Wirkens brachte er in Heidelberg zu als kurfürstlicher Leibmedicus. Hier starb er auch im vorgerückten Alter. Er soll dreimal verheirathet gewesen sein und 18 Kinder gehabt haben, von denen zwei sich als Aerzte ebenfalls einen Namen erwarben. Von den medicinischen Schriften Theodorus', welche ein historisches Interesse bieten, ist zunächst sein 1551 erschienenes Buch über die Behandlung der Pest: „Gewisse und erfahrene Practik u. s. w." erwähnenswerth, welches von seinem Lehrer Bock mit einem Vorworte begleitet wurde. Berühmter aber ist Th. durch eine zweite Schrift geworden, welche unter dem Titel: „New Wasserschatz u. s. w." zum ersten Male weitere Kreise auf die Eisensäuerlinge zu Langenschwalbach aufmerksam machte. Die bedeutendsten litterarischen Leistungen Theodorus' lagen jedoch auf botanischem Gebiete. Die Früchte eines vieljährigen Studiums und regen Sammelfleißes birgt ein Foliant von fast 1600 Seiten, veröffentlicht 1588 unter der Ueberschrift: „Neuw Kreuterbuch mit schönen, künstlichen und leblichen Figuren und Konterfeyten aller Gewächß der Kreuter u. s. w." Ganz in der üblichen Weise der Kräuterbücher seiner Zeit abgefaßt, wie die eines Brunfels, Fuchs, Bock, Mattioli u. A., zeichnet sich das Werk des Tabernämontanus doch vor den entsprechenden seiner Vorgänger durch verhältnißmäßig recht gut gelungene Holzschnitte und im Ganzen treffende Beschreibungen aus. Freilich tritt auch bei ihm der botanische Gesichtspunkt hinter den medicinischen zurück. Es sind namentlich die officinellen Pflanzen, die hier behandelt werden. Das Schema ihrer Beschreibung ist immer dasselbe. Zuerst kommt die Aufzählung der Geschlechter einer Pflanzengattung, oder der species, wie sie Th. bereits nennt; dann ihre Beschreibung, die Angabe der Blüthezeit und des Standortes. Hierauf berichtet der Verfasser, welchen Namen die Pflanze bei Griechen und Römern geführt und welchen sie zur Zeit in den verschiedenen Sprachen Europas führte.

Dann behandelt er ihre Bedeutung für die Heilkunde, ihren innerlichen oder äußerlichen Gebrauch und schließt daran eine Reihe von Recepten. Das Werk erlebte verschiedene Auflagen, die, sämmtlich nach des Verfassers Tode, zum Theil unter verändertem Titel herauskamen und zwar: die zweite, durch Nicolaus Braun besorgt, 1591, die dritte durch Caspar Bauhin 1613, die vierte durch Hieronymus Bauhin 1664 und die beiden letzten erst in den Jahren 1687 und 1731. Auch eine Sonderausgabe von Abbildungen der von ihm in Deutschland als wildwachsend oder angepflanzt beobachteten Gewächse erschien unter lateinischem Titel: „Eicones plantarum etc.", und in lateinischer Sprache, leider ohne Angabe der Zeit des Druckes. 2255 der hier veröffentlichten Abbildungen sind dem Kräuterbuche entliehen.

J. Leyser, Theod. Tabernämontanus, Vortr. in der Pollichia, geh. 17. Mai 1880. — Sachs, Gesch. d. Botanik. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Theodosius: P. Th. (Anton Crispin Florentini, oder wie der Familiennamen eigentlich lautet: Florintöni), ist am 28. Mai 1808 aus angesehener Bauernfamilie in Münster (Kt. Graubünden) geboren. Seine Gymnasialbildung gewann der hochbegabte junge Romane in tirolischen und schweizerischen Schulanstalten, die Vorbereitung zum theologischen Studium am bischöflichen Seminar in Chur; auf der Durchreise nach Solothurn, an dessen theologischer Lehranstalt er seine Studien fortsetzen wollte, faßte er auf dem frischen Grabe seines älteren Bruders in Baden den Entschluß, wie einst dieser, Kapuziner zu werden und trat 1825 als Novize in den Orden ein; 1830 erhielt er die Priesterweihe und nun finden wir ihn als Novizenmeister und Professor zuerst in Solothurn, dann in Baden, wo er 1838 Guardian seines Klosters wurde. Bereits hatte er hier durch Gründung eines Mädchenpensionates in dem Frauenkloster Maria Krönung seine organisatorische Thätigkeit nach außen zu entwickeln begonnen, als er in die politischen Wirren (die dann zur Aufhebung der aargauischen Klöster führten) hineingezogen wurde und fliehen mußte, 1841. Nach kurzem Aufenthalt im Elsaß ward er von seinen Obern in die Schweiz zurückberufen und kam nach Altorf; 1845 ward er Pfarrer und Superior an der bischöflichen Kathedralkirche in Chur, 1859 Generalvicar des dortigen Bischofs; am 15. Februar 1865 starb er, vom Schlagfluß getroffen, in Heiden (Appenzell A. Rh.).

Aber die geistlichen Aemter und Würden sind nicht das, was die Bedeutung des P. Th. ausmacht, so wirkungsvoll er als Prediger, so populär er als erbaulicher Schriftsteller (Neubearbeitung von Goffine's christlich-katholischem Unterrichts- und Erbauungsbuch; „Leben der Heiligen Gottes", 4 Bände), so eifrig er in seiner Sorge für die Katholiken in den protestantischen Schweizerstädten war; sie beruht darauf, daß er als zweifellos überzeugungstreuer Katholik, Geistlicher und Ordensmann (er hat auch als Generalvicar die Kapuzinerkutte bis an sein Lebensende getragen) die ganze Macht seiner kraftvollen Persönlichkeit in den Dienst der Armen und Hülflosen stellte und mit ebenso großer Selbstaufopferung als organisatorischer Begabung die socialen Fragen praktisch zu lösen versuchte: „Was Bedürfniß der Zeit ist, das ist Gottes Wille" war seine Devise. Sein christlicher Socialismus trägt ausgesprochenes confessionelles Gepräge; Endziel war ihm der Erweis des Katholicismus als weltüberwindender Macht; das hinderte ihn aber keineswegs, in weltmännischer Toleranz auch in interconfessionellen Vereinigungen wie der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, seine Ideen zu entwickeln, und protestantischen Geistlichen, die auf dem Felde christlicher Liebeswerke sich bethätigten, den Bruderkuß zu geben.

Wir sahen bei P. Th. schon in Baden die Anfänge einer über die Ordensziele hinausgehenden freien Thätigkeit für Erziehungszwecke; im Elsaß lernte er

nun das Lehrschwesterninstitut des Abbé Moitier kennen; nach diesem Vorbild gründete er, nachdem er auch in Altorf wesentlich auf dem Gebiet des Volksschulunterrichtes thätig gewesen, an die schon in Baden gesponnenen Fäden anknüpfend, die Congregation der „Schwestern vom hl. Kreuz“ („Theodosianische Lehrschwestern“) mit dem von ihm gestifteten Institute in Menzingen (Zug) als Centrum, 1845, und als ihm durch hierarchische Gegenwirkung die Leitung dieses Instituts aus der Hand gewunden wurde, das Institut der „barmherzigen Schwestern“ (vornehmlich für Krankenpflege) in Chur, später (1858) in Ingenbohl (Schwyz); gegen seinen Wunsch blieben die beiden Organisationen getrennt. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Menzinger Lehrschwestern auf 430, die in acht Kantonen der Schweiz, in Süddeutschland, Italien und Afrika wirken; die der Kreuzschwestern von Ingenbohl auf 2220 (worunter 400 Lehrschwestern) in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich (Planta S. 58, 55).

Mittlerweile hatte er in Chur zugleich Anfänge mit Hausindustrie gemacht, die katholische Schule im Hof reorganisirt, durch die Gründung des Kreuzspitals (1852) eine große bleibende Leistung auf dem Gebiete der Krankenpflege erzielt, welche Armen und Kranken beider Confessionen zu gute kam, eine katholische Rettungsanstalt für Graubünden, zuerst in Paspels (1857), dann in Löwenberg den schon bestehenden protestantischen zur Seite gestellt. In Schwyz kaufte er 1855 das ursprünglich für die Jesuiten errichtete und seit dem Sonderbundskriege halb unausgebaut leerstehende Collegium Mariahilf und rief in demselben eine specifisch katholische höhere Bildungsanstalt für Knaben ins Leben, die sich bald und dauernd hoher Blüthe erfreute. Endlich warf er sich auch auf Gründung und Betrieb industrieller Fabriken, nachdem er schon zuvor am Gubel bei Menzingen... ägeri (Zug) für Arbeitskinder eine Erziehungs- und Arbeitsanstalt organisirt hatte. So übernahm er — der für alle diese Unternehmungen selbst und durch die Schwestern das Geld erst mühsam im In- und Ausland zusammenbetteln mußte — 1859 eine im Eingehen begriffene Tuchfabrik in Oberleitensdorf (Böhmen) und gründete 1864 eine Maisstrohpapierfabrik in Thal (Kanton St. Gallen). Sein ausgesprochener Zweck war dabei das Streben, die Fabrikarbeit zu christianisiren und zugleich (wie bei Pestalozzi auf dem Neuhofe) den Fabrikationsgewinn für die Hebung der Arbeiterbevölkerung selbst zu verwerthen. Aber diese Versuche auf dem Felde der Großindustrie überstiegen sein Können, die Liquidation beider Fabriken erschien unvermeidlich, als die Lebenskraft des Th., den körperlichen und seelischen Anstrengungen bei einer Reise, die er zur Rettung dieser seiner Schöpfung nach Böhmen unternommen, erliegend, auf dem Heimwege nach Chur zusammenbrach.

Biographien von P. H. Elsener (Luzern, Räber 1865), P. C. Krauthan u. C. Führer. — Marty, P. Theodosius Fl., in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule III, 262—271. Zürich 1882. — Planta, Dr. P. C., Pater Theodosius, ein menschenfreundlicher Priester. Bern 1893.

Hunziker.

Theofried (Thiofrid), Mönch, später Abt von Echternach, lebte in dieser Abtei schon zur Zeit der Ueberbringung der Gebeine des h. Willibrord (1031) und ward nach dem Tode des Abts Regimbert († am 11. December 1081) dessen Nachfolger. Indessen konnte er erst nach persönlicher Bewerbung in Rom bei Gregor VII. (1083) in den ruhigen Besitz seiner Abtei gelangen, der er dann bis zu seinem Tode (1110) vorstand. Daß er in hohem Ansehen stand, zeigen die nahen Beziehungen zu Erzbischof Bruno von Trier, dem er als Gewissensrath diente und welchem er seine „Flores“ widmete; Bruno hat ihm denn selbst die letzten Ehren erwiesen. Nicht minder erhellt dies Ansehen Thiofrid's aus der Vermittlerrolle, welche er auf Anrufung beider Parteien unter den Be-

wohnern von Middelburg auf der Insel Walcheren übernahm und glücklich zu Ende führte — ein Ereigniß, über welches er selbst in der Vita s. Willibrordi berichtet. Als Schriftsteller zeigt sich Th. wohl bewandert in der heiligen Schrift, auch mit dem damaligen Stand der mathematischen und philosophischen Wissenschaften bekannt und, wie Mabillon zugesteht, im Besitz einer nicht gewöhnlichen Gelehrsamkeit. Sein Stil ist schwülstig und schleppend; ob er, wie behauptet wird, des Hebräischen und Griechischen mächtig gewesen sei, muß dahin gestellt bleiben. Seine Schriften sind: 1) Die „Flores epitaphii Sanctorum", in 4 Bänden, aus Anlaß eines Beschlusses des Abts Regimbert geschrieben, welcher 1059 ein am 18. November zu feierndes Fest aller Heiligen einsetzte, von denen die Abtei Reliquien besaß. Der Verherrlichung dieser Heiligen sind die „Flores" gewidmet, welche der Jesuit Joh. Roberti 1619 zu Luxemburg (kl. 4°) nebst biographischen Notizen über den Autor herausgab. 2) Die „Vita s. Willibrordi", welche Th. mit Benutzung einer ältern, von einem Schottenmönch rustico stilo verfaßten, schrieb und die darum nicht ohne Werth ist (vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 5. A. I, 125). Die Vita ist in einer prosaischen und in einer metrischen Fassung erhalten; ihr Druck wurde von Roberti ebenfalls vorbereitet, aber nicht bewerkstelligt. Jetzt liegt sie in einer Ausgabe der M. G. SS. XXIII, 30—80 wenigstens auszüglich vor und zwar aus dem schönen, dem Erzbischof Bruno gewidmeten Codex, der jetzt in Gotha bewahrt wird. Die metrische Bearbeitung haben dann R. Decker, Trier 1880—1881 (im Progr. des Gymnasiums von Trier) und K. Roßberg, Leipzig 1883, herausgegeben. 3) „Vita s. Lutwini archiepiscopi Trevir.". Dies Leben des Stifters von Mettlach wurde von Henschen dem Abte Nithard II. von Mettlach zugeschrieben, während die späteren Bollandisten (Act. SS., 29. September, Vit. s. Lutw.) sie Th. zueigneten, worin ihnen Roberti, Mabillon (Ann. O. s. B. V. 136), Brower, Calmet, die Hist. litt. de la France IX, 509 Recht geben; vgl. auch Lager, Gesch. der Abtei Mettlach, Trier 1875. Die Vita-Handschr. in der Stadtbibliothek zu Trier erhalten, ist noch ungedruckt. 4) „Vita s. Irminae", ebenfalls in Prosa und in Versen geschrieben, von Mabillon (Acta s. O. B. saec. III, p. 1, p. 532) und der Hist. litt. de la France u. a. O. erwähnt. Bruchstücke aus ihr sind aus einer im Besitz des Herausgebers befindlichen Handschr. s. Z. durch Müller in der Treviris, Archiv für Vaterlandskunde 1841, II, 256—263 und aus einer Pariser Handschr. eb. II, 280—285 abgedruckt worden. 5) „Sermo in natalem s. Willibrordi" und „Sermo in natalem s. Wilgisli, patris s. Willibrordi", von Roberti u. a. O. erwähnt und wol ungedruckt. 6) „Sermo de Sanctorum reliquiis" und „Sermo de veneratione Divorum", beide im Anhang zu den Werken des Berengosus von S. Maximin, Colon. 1555 bei Soter, veröffentlicht.

Vgl. außer der angeführten Litteratur noch J. Marx, Gesch. d. Erzstifts Trier, Trier 1860. II. Abth. I. Bd. S. 353—357. F. X. Kraus.

Theophanu, Gemahlin Kaiser Otto's II., † am 15. Juni 991. Wir haben keine bestimmte Nachricht über ihre Herkunft und die Zeit ihrer Geburt, mit guten Gründen aber können wir der Annahme beipflichten, sie sei die purpurgeborene Tochter des byzantinischen Basileus Romanus II. und der Theophano, also eine Enkelin Konstantin's VII. Porphyrogenitus gewesen. In diesem Falle kann sie schon vor ihren Brüdern Basilius II. und Konstantin VIII. etwa im J. 956, oder zwischen denselben in den Jahren 958 oder 959 geboren worden sein. Die strenge Etiquette des Frauenhauses, in dem die anmuthige Prinzessin mit den Brüdern und der am 17. März 963 geborenen Schwester Anna ihre Kindheit verlebte, mochte sie wohl vor schädlichen Einflüssen bewahren, ohne ihr Gemüth den gewaltigen Eindrücken ganz zu verschließen, welche die Geschicke ihres Hauses und des mächtig aufstrebenden Reiches hervorbringen mußten.

Schon früh kam sie mit Persönlichkeiten von höchster Bedeutung in nahe Berührung, die Umgebung in der sie aufwuchs, weist eine seltsame Mischung auf: wir sehen die dämonische Mutter, den weichen, hochgebildeten, der Jagd, dem Sporte und den Freuden der Tafel bis zum wahnwitzigen Uebermaaß ergebenen Vater, nach dessen am 15. März 963 erfolgten Tode der rauhe, asketische Nikephorus Phocas mit der Hand der Mutter alle Gewalt erhielt, neben diesen Hauptpersonen achtungswerthe Damen kaiserlichen Geblütes, hohe Geistliche, unter denen der Patriarch Polyeuktes durch ausgezeichnete Lebensführung und Charakterstärke hervorleuchtet, Staatsmänner und Feldherrn von großer Begabung. Die kaiserlichen Kinder erfreuten sich nicht der Liebe des Stiefvaters Nikephorus, der beschuldigt wird, darnach gestrebt zu haben, die gesetzliche Dynastie ganz zurückzudrängen und die beiden Prinzen zur Thronfolge unfähig zu machen. Wol mehr ein Ausfluß seines Mißtrauens als etwa ein Beweis seiner gütigen Gesinnung war es auch, daß er Mutter und Kinder im J. 964 auf seinem großen Kriegszuge nach Cilicien mit sich nahm, von wo er erst im Sommer 965 mit ihnen nach der Hauptstadt zurückkehrte. Zwei Jahre später begannen die Verhandlungen, welche das makedonische Kaiserkind zur höchsten weltlichen Würde des Abendlandes bringen sollten. Kaiser Otto der Große richtete, als er für seinen Sohn Brautschau hielt, sein Augenmerk auf Byzanz. Die sagenumsponnene Vornehmheit der makedonischen Dynastie, der Mangel an einer ebenbürtigen, politischen Vortheil verheißenden Verbindung im Abendlande, der Wunsch, seine kaiserliche Würde auch von Ostrom anerkannt zu sehen, die Hoffnung, auf diesem Wege am leichtesten die Regelung der unteritalischen Verhältnisse durchzusetzen, dies waren genügende Gründe, die Otto I. veranlassen mochten, die Braut des Sohnes in Constantinopel zu werben und an dem Plane festzuhalten, auch als seine Ausführung auf Hindernisse stieß. Denn nicht gerade günstig war die Zeitlage für die Erfüllung des von Otto gehegten Wunsches. Das freundschaftliche Verhältniß, das unter Constantin VII. zwischen beiden Höfen geherrscht und in einem regen Wechselverkehr von Gesandtschaften Ausdruck gefunden hatte, konnte den eingreifenden politischen Veränderungen gegenüber nicht Stand halten. Die frühere wohlwollende Gleichgültigkeit mußte sich in einen Gegensatz verwandeln, als Otto I. die Kaiserkrone erhalten hatte, byzantinische Vasallen in Treueid nahm und selbst gegen die italienischen Themen vorzugehen entschlossen war, während Nikephorus Phocas den festen Willen und auch die Fähigkeit besaß, das Ansehen seiner Krone zu wahren und die Macht des Reiches selbst da nicht mindern zu lassen, wo es zu einer dauernden und erfolgreichen Ausübung derselben nicht mehr kommen konnte. Der Ausbruch eines offenen Kampfes, der die deutschen Truppen dem größten Kriegskünstler seiner Zeit gegenübergestellt hätte, wurde im J. 967 nur dadurch verhindert, daß der wegen der Brautwerbung von Otto I. abgesandte Venetianer Dominicus auf alle Forderungen des Basileus, dem er in Makedonien begegnete, einging, wodurch er ihn nicht allein zum Rückzug bewog, sondern auch geneigtes Gehör für seine Bitte um Bewilligung einer purpurgeborenen Stieftochter des Nikephorus als Braut Otto's II. fand. Aber Kaiser Otto billigte das Verhalten seines Gesandten nicht und drang im J. 968 mit Waffengewalt in die Themen ein. Da er dabei keinen Erfolg erzielte, so wurde auf Anrathen und unter Führung des Bischofs Liudprand von Cremona eine zweite Gesandtschaft abgeschickt, die am 4. Juni 968 in Constantinopel eintraf, aber keinen Erfolg hatte, da Nikephorus den Abschluß eines Ehebündnisses an unerfüllbare Bedingungen knüpfte. Noch bevor sein Gesandter wieder in Italien eingetroffen war, hatte Otto im December 968 wieder den Krieg eröffnet, der zunächst keinen entscheidenden Erfolg brachte, ja insoferne unglücklich verlief, als des Kaisers

getreuester Vorkämpfer Pandulf im Sommer 969 gefangen und nach Constantinopel gebracht wurde. Als aber später die Deutschen erhebliche Fortschritte machten und Nikephorus in der Nacht vom 10. zum 11. December 969 ermordet wurde, veränderte sich die Lage vollständig zu Gunsten Otto's I. Die höchste Gewalt in Byzanz kam an den armenischen Feldherrn Johannes Tzimiszes, der von Anfang an bestrebt war, den durch eine Greuelthat errungenen Machtbesitz durch kluges und ehrenhaftes Vorgehen zu festigen. Er verbannte die Kaiserin Theophano und war zur großen Freude der hauptstädtischen Bevölkerung bereit, die Stellung der legitimen Prinzen und Prinzessinnen anzuerkennen und auch äußerlich hervorzuheben, wie er sich denn im November 971 mit Theodora, der zwar nicht schönen aber durch reiche Gaben des Geistes und des Herzens ausgezeichneten Tochter Constantin's VII. vermählte und so der Oheim der Kinder des Kaisers Romanus II. wurde. Johannes Tzimiszes, der nicht allein seine Stellung in der Hauptstadt zu sichern hatte, sondern auch das Reich und seinen Thron gegen die Russen und den aufständischen Bardas Phocas schützen mußte, war nun nicht geneigt, den Kampf im Westen, der zu Gunsten der Deutschen verlief und den er wol mit mehr Gleichmuth beurtheilte als sein Vorgänger, weiterzuführen. Er entließ Pandulf aus der Gefangenschaft, der im Sommer 971 als Friedensvermittler in Italien eintraf. Wir kennen die politischen Abmachungen, die damals vereinbart wurden, nicht und vermögen auf sie nur aus den folgenden Ereignissen zurückzuschließen. Vor allem war die Braut bewilligt worden, dagegen wird Otto der Große von einer Verfolgung seines Anspruchs auf die Themen und auf die zu Byzanz in näherem Verhältniß stehenden Vasallenstaaten (vgl. Rambaud, L'empire Grec au Xème siècle p. 445 ff.) abgelassen haben, während man die Anerkennung der abendländischen Kaiserwürde und die Stellung Pandulf's in der Schwebe ließ. Zu Ende des Jahres 971 ging die Gesandtschaft zur Abholung der Braut unter Führung des Kölner Erzbischofs Gero nach Constantinopel ab, wo sie die beste Aufnahme fand. Als ihre Rückkehr zu erwarten war, begaben sich die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge von Ravenna nach Rom, von wo aus Otto der Prinzessin eine zweite Gesandtschaft unter dem hochgebildeten und dem Kaiserhause verwandten Bischof Theoderich von Metz bis Benevent entgegenschickte, welche sie nach der ewigen Stadt zu geleiten hatte. Hier fand am 14. April 972 unter großem Gepränge die Vermählung und Krönung durch den Papst Johann XIII. statt. Am selben Tage sicherte Otto II. seiner Gemahlin, welche aus ihrer Heimath reiche Schätze mitgebracht hatte, ausgedehnten Besitz in allen Theilen des Reiches zu. Die darüber ausgestellte und von Otto I. durch sein Monogramm bestätigte Urkunde, welche mit Goldtinctur auf purpurgefärbtem Pergament geschrieben worden ist, wird gegenwärtig im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel verwahrt. Im Gefolge des großen Kaisers wandte sich das junge Paar den deutschen Landen zu, die in siegesfroher Fahrt durchzogen werden sollten. Für Otto I. war es die letzte Reichsfahrt seines stolzen Lebens, die junge Griechin aber sah zum ersten Male in heller Sommerpracht die Alpen und die gesegneten Ufer des Rheins, an denen sie später so gerne verweilte und wo sie auch ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Vom Westen wendeten sie sich dem Innern des Reiches zu und kamen endlich im heimathlichen Sachsenlande an. Auf dieser Fahrt wurde Th. in persönliche Berührung mit den Damen des kaiserlichen Hauses und den deutschen Fürsten gebracht. Zu Ostern 972 konnte sie in Quedlinburg einer Reichsversammlung beiwohnen, auf der ihr die zahlreichen Gesandtschaften, die da aus allen Ländern zusammentrafen, die universale Machtstellung des Hauses, dem sie nun verbunden war, lebhaft und nachdrücklich veranschaulichen mochten. Bald darauf starb Otto der Große (7. Mai 973).

Im Anfange der selbständigen Herrschaft des Gemahls trat Th. noch wenig hervor, da die an Alter und Ansehen sie überragende Kaiserin-Mutter Adelheid ihren großen Einfluß beibehielt. Aber wie Th. an Jahren zunahm und dem Gemahle mehrere Kinder schenkte (Sophie, Adelheid, Mathilde, Otto, letzterer im Juli 980 geboren), mußte sich ihre Stellung um so rascher bessern, als durch die inneren Unruhen Adelheid's Macht verringert worden war. Wir ersehen aus den Urkunden nicht nur, wie der Kaiser durch neue Verleihungen den Besitz seiner Gemahlin vermehrte, sondern wir können auch verfolgen, wie Th. aus der Gemeinsamkeit des Familienlebens zur Antheilnahme an den staatlichen Angelegenheiten emporsteigt. Mehr und mehr nehmen die politischen Ereignisse auf sie unmittelbaren Einfluß. Schon der Einfall des westfränkischen Königs Lothar im J. 978 hatte sie persönlich betroffen, da sie damals mit dem Gemahl in Aachen weilte und obwol sie der Geburt eines Kindes entgegensah, an der eiligen Flucht ihres Hofes theilnehmen mußte. Vollends in den ererbten Ideenkreis wurde sie zurückversetzt, als der Kaiser, nachdem er die inneren Wirren in Deutschland beigelegt, die Grenzen gegen Westen und Osten gesichert hatte, im J. 980 die Alpen überschritt. Nachdem in Pavia eine feierliche Aussöhnung mit Adelheid stattgefunden hatte, traten vor allem die Verhältnisse Süditaliens in den Kreis seiner Geschäfte. Hier hatten seit dem Jahre 976 die Araber unter Führung des sicilianischen Emirs Abulkasem verderbliche Fortschritte gemacht, ohne daß ihnen Byzanz, wo Johannes Tzimiszes am 10. Jan. desselben Jahres gestorben war, irgendwelchen Widerstand geleistet hätte. Die Aufgabe, die Grenzen seines Reiches und den christlichen Glauben zu schützen, schien allein dem deutschen König überlassen. Aber die Griechen waren, so feindselig sie auch den Arabern gegenüberstanden, keineswegs geneigt, eine Mehrung des deutschen Einflusses zuzugeben. In den unteritalischen Städten stand der deutschen Partei eine byzantinische entgegen, die Feinde der deutschen Herrschaft in Italien fanden jetzt wiederum wie in den Zeiten des Nikephorus Aufnahme und Unterstützung in Constantinopel und Basilius II., der nach dem Tode des Johannes in sein ererbtes Recht eingetreten war, erblickte in einem Kampfe Otto's II. gegen die Ungläubigen weniger ein frommes Werk als eine Beeinträchtigung seines Herrschaftsanspruches, von der er seinen Schwager durch eine Gesandtschaft abzuhalten suchte. Wir dürfen annehmen, daß Th. die engherzige Anschauung ihres Bruders nicht getheilt hat. Sie folgte dem Gemahl auf seinem Kriegszuge, und wie einst Nikephorus sie mit der Mutter und den Geschwistern an der Grenze des eigentlichen Kriegsschauplatzes zurückgelassen hatte, so blieb sie jetzt unter dem Schutze des Bischofs von Metz in Rossano. Hier erhielt sie die Nachricht von dem siegreichen Scharmützel, dem Tode Abulkasem's und von dem durch taktische Unvorsichtigkeit veranlaßten unglücklichen Ausgang der Schlacht vom 13. Juli 982. Nach bangen Stunden peinlicher Unsicherheit und quälender Aufregung konnte sie hier den in so üble Lage gerathenen Gemahl wieder empfangen. Mit ihm zog sie dann nach Oberitalien, wo auf einem Reichstage zu Verona im Juni 983 die Krönung des Sohnes und die Maßnahmen zur Erneuerung des Krieges gegen die Saracenen vorbereitet wurden. Da riß am 7. December zu Rom der Tod den Gemahl von ihrer Seite. Die junge Wittwe stand allein in der unzuverlässigen Stadt, fern von ihren Kindern. Nachdem sie den Kaiser bestattet hatte, eilte sie nach Pavia zu Adelheid, bei der sie Schutz und fromme Tröstung fand. In Deutschland wirkten treffliche und treu ergebene Männer für das Recht ihres Sohnes und als sie, von ihnen gerufen, mit Adelheid die Alpen überschritten hatte, konnte sie am 29. Juni 984 den gekrönten Knaben aus den Händen des unterlegenen Herzogs Heinrich des Zänkers übernehmen. Mit dem Kinde war auch die

oberste Gewalt im Reiche ihrer Leitung übergeben und ihr ferneres Leben fällt mit der Reichsgeschichte zusammen. Der Mutter oblag vor allem auch die Sorge für die Erziehung des hochbegabten Sohnes, sie bestellte zu seinem Lehrer in ritterlichen Künsten den Grafen Hoico, die geistige Ausbildung wurde zunächst dem Griechen Johannes, einem calabresischen Geistlichen, der ihr unbedingtes Vertrauen genoß aber auf den Knaben keinen guten Einfluß geübt haben soll, dann vom J. 988 an, dem Bernward, der sich später als Bischof von Hildesheim guten Ruf erwarb, übertragen. Wir wollen mit der schwergeprüften Frau nicht darüber rechten, daß sie durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den einzigen Sohn den Verdruß der strengen Großmutter erregte. Vor allem haben wir ihr zu danken, daß sie in schwerer Zeit mit größter Umsicht und Thatkraft die Ordnung im Reiche aufrecht hielt, seine Grenzen durch Kriegszüge und verständige Maßnahmen sicherte und in den politischen Verhandlungen Würde und Festigkeit bewies. Im Winter 989 auf 990 weilte sie in Italien, um auch hier das kaiserliche Ansehen, dessen Trägerin sie war, aufrecht zu halten. Zu Ostern 991 war es ihr vergönnt auf einem großen Reichstage in Quedlinburg, wo sie ihre politische Laufbahn, wie man sagen darf, begonnen hat, die Großen des Reiches und fremde Fürsten in glanzvoller Versammlung um sich zu sehen. Von da begab sie sich an den Rhein, mitten in den Reichsgeschäften starb sie zu Nimwegen am 15. Juni 991, nachdem sie dem Sohne die Sorge für die Schwestern ans Herz gelegt hatte. Unter aufrichtiger und allgemeiner Trauer wurde die ausgezeichnete Frau von Otto III. und dem Erzbischof Everger zu Köln bestattet, ihre sterblichen Ueberreste wurden in dem von ihr begünstigten Kloster S. Pantaleon beigesetzt, sie ruhte unter dem Schutze des Heiligen, dessen Reliquien als eines der kostbarsten Geschenke mit ihr einst von Byzanz herübergekommen waren. Ihre Gebeine wurden schon im Mittelalter in einen kleinen Steinsarg und einen Holzkasten gelegt und später aus dem südlichen Kreuzschiffe an die Seite des Hochaltars übertragen. Am 23. Jan. 1892 wurde ihr Grab zusammen mit dem des Erzbischofs Brun und des Abtes Hermann (1082—1121) neuerdings eröffnet.

Wie die meisten der großen Männer ihrer Partei entbehrt auch sie einer gleichzeitigen Lebensbeschreibung, nur vereinzelte Züge ihres Charakterbildes vermögen wir aus zerstreuten Berichten zusammenzulesen. Sehen wir von einzelnen Nachrichten und Urtheilen ab, welche nach Form, Ueberlieferung und Tendenz wenig Glauben verdienen, so hören wir nur Worte des Lobes, welche durch ihr Verhalten vollauf bestätigt werden. Gegen Arme übte sie Wohlthätigkeit, in mehrfacher Weise äußert sich ihre fromme Gesinnung. Sie war unablässig bemüht, den Fehler, welchen ihr Gemahl durch die Aufhebung des Bisthums Merseburg begangen hatte, zu sühnen; da ihr der h. Laurentius, dem diese Kirche geweiht war, im Traume erschien, so empfahl sie ihrem Sohne die Wiederherstellung des Bisthums; den h. Adalbert, den sie bei ihrem Aufenthalte in Rom traf, beschenkte sie reichlich und übergab seiner Fürbitte die Sorge für ihr und des Gemahles Seelenheil. Den Mönchen von S. Pantaleon war sie eine wohlgeneigte Gönnerin, deren Andenken sie dankbar festhielten; zwei ihrer Töchter nahmen den Nonnenschleier. Wir werden die verständige Frau darum nicht tadeln, weil sie mit der schrankenlosen Mildthätigkeit und Frömmigkeit Adelheid's nicht gleichen Schritt hielt, wofür ja dieser ohnehin viel überschwänglicheres Lob gespendet worden ist.

Ihrer Herkunft und Erziehung nach muß Th. sich durch hohe Bildung und feine Sitte ausgezeichnet haben. Daß sie künstlerischen Interessen nicht abhold war, beweisen die kostbar ausgestatteten Bücher, die sie als Weihgeschenke den von ihr begünstigten Kirchen übergab und die mit ihrem Bilde geziert wurden. Aber so großen Einfluß auf das Eindringen byzantinischer Formen

und Anschauungen in Kunst und Sitte, wie man lange Zeit anzunehmen geneigt war, hat sie nicht geübt.

Auch ihre Töchter wurden nicht etwa von griechischen Hofdamen und Gelehrten, sondern nach der Sitte des Hauses in den großen sächsischen Frauenklöstern erzogen. Von ihnen wurde Sophie († 1039) Aebtissin von Gandersheim und Essen, Adelheid (s. A. D. B. I, 78) Aebtissin von Quedlinburg, Gernrode, Vreden und nach Sophiens Tode auch von Gandersheim, die dritte, Mathilde, aber vermählte sich unter ihrem Stande mit dem Pfalzgrafen Erenfried (Ezzo). Aus dieser Ehe gingen viele Kinder hervor, darunter Herzog Otto von Schwaben (XXIV, 726), Erzbischof Hermann von Köln (XII, 130), Königin Richeza von Polen (XXVIII, 439) und

Theophanu, welche im J. 1039 ihrer Tante Sophie als Aebtissin von Essen nachfolgte. Das Kloster verdankt ihr den Neubau der Krypta, ansehnliche Zuwendungen und die Bewilligung eines sechstägigen Jahrmarkts. Im Juni 1051 erschien sie zu Goslar vor Kaiser Heinrich III., um sich den Ansprüchen anzuschließen, welche Hermann und Richeza auf das von den Eltern gestiftete Kloster Brauweiler erhoben hatten. Sie ist am 5. Mai 1060 gestorben und vielleicht in dem Stifte Rellinghausen begraben, das gleichfalls ihrer Leitung unterstand.

Die Belege zur Geschichte der Kaiserin Theophanu finden sich zerstreut in den Quellen z. Gesch. d. sächs. Kaiserzeit. — Mon. Germ. Dipl. Ottonis II et III., wo im Register S. 972 die in den Urkunden vorkommenden Namensformen zusammengestellt sind. — Lettres de Gerbert publiées par J. Havet. Paris 1889. — Ottenthal, Regesten Otto's I. — Ranke, Weltgeschichte VI, 2. Abth. u. VII. Bd. — Giesebrecht, Gesch. d. dtschn. Kaiserzeit I. — Dümmler, Jahrb. Otto's I. — Breßlau, Otto I. in der A. D. B. XXIV, 593 ff.; Giesebrecht, Otto II. ebd. S. 597 ff.; Gregorovius, Otto III. ebd. S. 611 ff. — Sickel, Das Privileg. Otto's I. für die röm. Kirche, S. 14 ff. — Sickel, Erläuterungen z. d. Diplomen Otto's III. in Mittheil. d. Instituts f. oest. Geschichtsf. XII, 224 ff. u. 231 ff. — Moltmann, Theophano in ihrer Bedeutung für die Politik Otto's I. und Otto's II. Schwerin 1878. — Detmar, Otto II. bis zum Tode seines Vaters. 1878. — Bentzinger, Das Leben d. Kaiserin Adelheid während der Regierung Otto's III. Breslau 1883. — Paul Kehr, Zur Geschichte Otto's III., in Histor. Zeitschr. 66 (1891), 385 ff. — Mystakidis, Byzant.-deutsche Beziehungen z. Zeit d. Ottonen. Stuttg. 1891. — Janitschek, Geschichte d. Malerei, S. 66 ff. — Bode, Gesch. d. Plastik, S. 13 ff. — Grabfunde in d. St. Pantaleonskirche. Köln. Volksztg. 1892, Nr. 49, Abendausg. — Für die Aebtissin Theophanu: Urkunden bei Lacomblet, Niederrhein. UB. 1. Bd. — Funcke, Gesch. v. Essen, S. 41, 47, 57. — Hirsch-Breßlau, Jahrbücher Heinrich's II. — Köpke in Mon. Germ. SS. 11, 394. Karl Uhlirz.

Theophilus: Magister Theophilus war der erste Rector des Johanneums zu Hamburg, d. h. der von Bugenhagen am 24. Mai 1529 in den Räumen des Johannisklosters daselbst eröffneten lateinischen Schule. Er wird, so weit dem Schreiber dieser Zeilen bekannt, zuerst genannt gelegentlich des Colloquiums, das Bugenhagen am 8. April 1529 mit Melchior Hoffmann zu Flensburg hielt. In dem Bericht über diese Disputation wird erzählt, daß außer Johannes Aepin (s. A. D. B. I, 129) und Stephan Kempe (XV, 599) auch Magister Th. damals mit Bugenhagen von Hamburg nach Flensburg reisten; sie waren die Genossen, die mit ihm im Wagen waren, auf deren Zeugniß sich Bugenhagen später einmal beruft. Woher Th. nach Hamburg gekommen, wo Bugenhagen ihn kennen gelernt, ob schon früher oder erst in Hamburg, wo er studirt hat, das alles ist bisher nicht ermittelt. Es scheint, als wenn er nicht in Wittenberg gewesen ist; aus einem Briefe Melanchthon's an ihn vom Januar

eht wenigstens hervor, daß Melanchthon ihn damals noch nicht persönlich
Aus demselben Briefe aber und aus einem späteren aus dem März
t zu ersehen, daß Th. ein sehr geachteter und gelehrter Mann war; das-
auch anderen Zeugnissen zu entnehmen; namentlich wird ihm eine gute
ß des Griechischen und Hebräischen nachgerühmt und die Kunst, geistreiche
gante lateinische Verse zu machen. In seiner Privatbibliothek befanden
Complutensische Polyglotte, eine hebräische Bibelconcordanz, die Aus-
r hebräischen Bibel von Sebastian Münster und ein hebräisches Wörter-
Als er wegen seines hohen Alters sein Amt nicht mehr völlig versehen
wurde ihm im J. 1534 der bisherige Conrector Matthäus Delius (siehe
B. V, 41 ff.) adjungirt; er muß also auch im J. 1529 schon nicht
ng gewesen sein. Im J. 1537 (wahrscheinlich um Ostern) ward er
pensionirt; er machte dann noch eine Reise nach Wittenberg, um seinen
hr jugendlichen Schüler Heinrich Knaustinus dorthin auf die Universität
gen, und starb sodann am 31. December 1537 in Hamburg. — Noch
ophilus' Lebzeiten verfaßte Johannes Freder (s. A. D. B. VII, 327 ff.),
Delius nach Theophilus' Emeritirung Rector geworden war, zu Delius'
ger im Conrectorat gewählt war, sein Gedicht zum Lobe Hamburgs (in
clarissimae urbis Hamburgae carmen), das mit empfehlenden Vorworten
elanchthon und Jonas Wittenberg 1537 erschien. Während Melanchthon
m Vorwort unsern Th. unter diesem Namen wegen seiner Verdienste um
terweisung der Jugend rühmt, nennt Freder ihn in dem Gedichte selbst
dus Hermelateus"; der Name Theophilus kommt bei ihm garnicht vor.
r Urkunde aus dem Jahre 1546, in der erzählt wird, daß er die oben
en Bücher seinem Schüler, dem Magister Joachim Moller (s. A. D. B.
125) in seinem Testamente vermacht habe, wird er „Godfridus Theophilus,
es [früher] Scholmeister tho Hamborch" genannt. Ritzenberg, der im
5 seine Epitaphien herausgab, nennt ihn „Godfridus Harmelates Theo-
Seine Wittwe, die aus Brabant gebürtig und offenbar viel jünger war
und sich nach seinem Tode wieder mit Hans Kortsmits in Hamburg
thet hatte, nennt ihn in ihrem, nach dem Tode ihres zweiten Mannes
April 1575 errichteten Testamente „Mag. Theophilus Frydag, etwan
s] Rector der Scholen alhir". Hernach nennt ihn Hamelmann in seinen
n Opera geneal. hist. im J. 1586 „Theophilus Hollandus". Die
Schriftsteller haben dann aus diesen verschiedenen Namen beliebige Zu-
stellungen gemacht, auch in verschiedener Anordnung der Namen; stellt
, wie auch geschehen, alle zusammen, so heißt er etwa Mag. Gottfried
lus Hermelates Freitag Holland. Wie unser Magister Th., der bis auf
Carmen und also, da dieses Gedicht kaum vor 1538 bekannt geworden
n, bis zu seinem Tode nur diesen einen Namen hatte, zu dieser Fülle
nen gekommen ist, ist bisher nicht genügend erklärt. Frydag scheint sein
nname zu sein, den seine Gattin doch gekannt haben muß. Theophilus
Uebersetzung von Gottfried sein, so daß der ursprünglich Gottfried Frydag
) heißende als Gelehrter zum Mag. Theophilus avancirte. Daß er aus Hol-
mmte, wie der gelehrte Hamelmann angibt, wird richtig sein; es stimmt
aß seine Frau aus Brabant (zu „Acheln in Brabant" lebten ihre Ver-
nach ihrem Testamente) stammt. Aber was ist Hermelateus, Harmelates
rmelates? Gibt dieser Name den Ort an, aus welchem Th. stammte
gibt ein Harmelen bei Utrecht —, oder ist an das griechische Wort
ates, Wagenlenker, zu denken, was eine Bezeichnung eines Schulrectors
nte (?), wir wagen keine Vermuthung.

Acta der Disputation zu Flensburg, Wittenberg 1529. — Lappenberg,

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. 24. — Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte; 5. Jahrgang, S. 140; 9. Jahrgang, S. 70. — Corpus Reformatorum II, col. 564; III, col. 50. — Fabricius, Memoriae Hamburgenses, an den vol. II, pag. 1120 angeführten Stellen; hier auch Frederi carmen. — Beneke, Dat Slechtbok. Hamburg 1876, S. 115. — Hamelmann, Opera geneal. hist. p. 974. — Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, IV, 85 (im Text u. Anm.). — Die Kölner Matrikel ist noch nicht so weit erschienen, daß man sehen könnte, ob Th. in Köln studirt habe; wäre das der Fall, so würde aus ihr auch wohl sein Geburtsort zu ersehen sein. Weitere Nachforschungen über sein Leben vor 1529 werden vermuthlich nur in den Niederlanden mit Aussicht auf Erfolg anzustellen sein. Bertheau.

Theremin: Franz Th., geboren am 19. März 1780 in Gramzow in der Ukermark, † am 26. September 1846 in Berlin. Seine Familie, aus Frankreich stammend, war nach der Aufhebung des Edictes von Nantes nach Preußen ausgewandert, und war seither jeder älteste Sohn der Familie französisch reformirter Prediger geworden. Auch der Vater von Franz Th. war Geistlicher an einer solchen Gemeinde in Gramzow. Bis zu den Mittelclassen des Gymnasiums hatte er seinen Sohn selbst vorbereitet, dann brachte er ihn auf das französische Gymnasium, das Collége nach Berlin, wo derselbe bis nach absolvirtem Abiturientenexamen blieb. Wie aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervorgeht, hatte er während dieser Jahre mit dem Stottern sehr zu kämpfen, das er nur mit großer Selbstüberwindung, aber völlig, überwand, und der Familientradition folgend sich auch zum Geistlichen vorbereiten konnte. Aus seiner Kinderzeit tritt neben der unbegrenzten Liebe und Verehrung, die er seinem Vater widmet, besonders die Liebe zur Natur und überhaupt die Empfänglichkeit für alles Schöne hervor. Die ersten Eindrücke schöner Prosa und Poesie empfing er in seinem vierzehnten Lebensjahre, als er schon das Gymnasium besuchte, und zwar war es in der Prosa kein deutscher, kein französischer, sondern ein lateinischer Schriftsteller, der Sallust, welcher ihn so hinriß, daß er trotz seiner damals noch sehr unvollkommenen französischen Sprachkenntnisse denselben in möglichster Treue mit dem Original in das Französische übersetzte. Es trug ihm dies freilich nichts als eine, wie er fand, ungerechte Züchtigung seitens des Lehrers ein, die aber seine Liebe für Sallust und seine weitere Arbeit, ihn für sich selbst zu übersetzen, nicht beeinträchtigte. In dieselbe Zeit fällt auch der erste tiefe Eindruck, welchen die Poesie auf ihn ausübte, und zwar war es hier Klopstock, der ihn in eine höhere Welt zog, ohne damals auch nur annähernd von ihm verstanden zu werden. Er selbst sah aber in diesen beiden Erinnerungen seine künftige Begabung, obgleich er sich als eine „überwiegend prosaische Natur“ bezeichnet. Eine ganze Reihe eigner poetischer Gaben, die er im Lauf seines Lebens brachte, sowie die schönen Uebertragungen aus dem Cervantes und der Byron'schen „Hebräischen Gesänge“ ins Deutsche, könnten dies sein Urtheil widerlegen, aber er glaubte es darin zu erkennen, daß sich seine Muse nur von Zeit zu Zeit einstellte, während ihn schöne Prosa immer zu eigner Thätigkeit anregte. Jedenfalls hat sich der Sinn für das Schöne der Sprache in ihm mehr wie in den meisten Menschen entwickelt. — Nach bestandenem Abiturientenexamen bezog Th. die Universität Halle und studirte dort Theologie unter Knapp, Philologie unter Fr. A. Wolf, in dessen Seminar er auch aufgenommen wurde. Er nennt es selbst einen „Zauberkreis“ in den er durch letzteren gezogen wurde. Die Philologie nahm ihn aber so gefangen, daß er nachträglich darin eine Schädigung seines theologischen Studiums fand, da er die Zeit dafür nicht genügend auskaufen konnte; dennoch aber sah er es später als ein Glück an, daß äußere Umstände es ihm unmöglich machten, die philologische Laufbahn ganz

der seinigen zu machen. Die Kenntnisse aller Feinheiten der antiken Prosa
d die Begeisterung, die Wolf nicht nur selbst hegte, sondern auch auf Andre
ertrug, bannten seine Hörer in diesen Kreis. Und der große Besitz, den Th.
eciell für sich aus dieser Zeit gewann, lag darin, daß Wolf den Schwerpunkt
f „die Beredsamkeit" legte, und dies die Angel wurde, um die sich Theremin's
ntwicklung zunächst hauptsächlich drehte. Von Halle wandte er sich nach be-
detem Studium nach Genf, um sich dort ein Jahr lang praktisch für den
ienst an einer französischen reformirten Kirche vorzubereiten, wie das in der
amilientradition lag, und dort wurde er auch im Jahre 1805 ordinirt. Es
lgten nun fünf Candidatenjahre, die er mit Unterbrechungen in der Heimath
brachte. Zuerst aber ging er nach Paris. Nicht weit von der kleinen Stadt
hatillon am Canal de la Briare hatte ein Onkel von ihm, der sich in Peters-
urg und Berlin ein Vermögen erworben hatte, ein Landgut gekauft; dieser
ar es auch der ihn in Paris einführen wollte, und bei dem er zuerst einen
lufenthalt nahm. Derselbe lebte ohne Familie, ohne eigentlichen geselligen
erkehr, und in dieser ländlichen Stille und Abgeschiedenheit ordnete der junge
Th. alle die Eindrücke der letzten Jahre, inbezug und im Hinblick auf seine Zu-
unft. Einer aus der Reihe der vortrefflichen damals in Genf lebenden Kanzel-
edner — Cellerier — hatte ihn durch seine Predigten zu höchstem Nachdenken
ngespornt, und von neuem durch ihn angeregt, drängte sich bei ihm wieder die
Frage nach der Wichtigkeit der Beredsamkeit, speciell der Kanzelberedsamkeit,
nd auf welche Weise sie am reinsten zu lösen sei, in den Vordergrund; damit
ber auch der Vorsatz, der Frage in Paris, wo der Kreis der Vergleichungen
in viel größerer war, näher zu treten. Bei dem Grübeln über diese Fragen,
uf meilenweiten einsamen Spaziergängen — ob der Redner, um eine Wirkung
uf den Hörer hervorzubringen, an die Vernunft oder das Herz appelliren solle,
— ob es einem rechtschaffnen Manne und geistlichen Redner zustehe, sich solcher
Mittel zu bedienen, welche auf die Rührung wirken, — kam er wie plötzlich
ines Tages zu der ihm unumstößlichen Ueberzeugung, „daß die Beredsamkeit
in Handeln sei, und nur durch sittliche Grundsätze geleitet werden könne".
Er durchlief nun alle weiteren Folgerungen, daß — „wenn das Reden ein
Handeln ist, dasselbe die Menschen zu einem gewissen Ziele führen müsse, und
war, da man nach sittlichen Grundsätzen dabei verfährt, so muß das Ziel das-
elbe sein, wie das, wohin die eigne sittliche Natur einen führt, zur Glückselig-
eit, Heiligung und Pflichterfüllung; der Redner müsse also die Vernunft über-
eugen und das Herz befriedigen." So kam er schon damals zu den später in
iner Schrift von ihm niedergelegten Ansichten, auf denen sein ganzes Wirken
asirte, „die Beredsamkeit ist eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen
Rhetorik" (Berlin 1814 bei Duncker & Humblot). — Sein Aufenthalt in Paris
ollte ihn hierin noch befestigen und weiterbringen, als er in Massillon (dem
Katholiken) und seiner eminenten Beredsamkeit und Predigtweise ein Vorbild
and, wie es ihm bis dahin als Ideal vorgeschwebt hatte. In einem Briefe
chreibt er darüber wie zu seiner Rechtfertigung: „Niemand in Deutschland,
wenigstens in unserer evangelischen Kirche, weiß etwas von seinen herrlichen
Predigten; etwa weil er Katholik ist? Aber darum sind wir ja evangelisch,
um alles Treffliche, wo es auch gefunden werden mag, schätzen zu können."
— — — „Ach! daß er, weil er Katholik ist, größtentheils ein Gesetzesprediger
st, daß der Stellen so wenige sind, wo er mit der Innigkeit seines tiefen
rommen Gefühls von der Gnade in Christo spricht! Hätte er immer das
Evangelium von der Gnade in Christo gepredigt, hätte er die Liebe auf den
rommen Glauben gegründet, so hätte ihm wenig oder nichts zur Vollkommen-
eit gefehlt!" — Von wie tiefgreifendem Eindruck diese Zeit mit ihren Er-

fahrungen war, sieht man daraus, daß die letzte mehr als 40 Jahre später am Ende seines Lebens von Th. verfaßte und veröffentlichte Schrift sich noch damit beschäftigt, „Demosthenes und Massillon, ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit“ (Berlin 1845 bei Duncker & Humblot). Während dieses Lehr- und Wanderjahres in Paris hatte er auch näheren Verkehr mit dem großen Tragöden Talma gesucht, welcher damals auf der Höhe seiner Leistungen stand. Daß dieser Verkehr seinen Grund darin hatte, auch von ihm in der Kunst des Vortrags zu lernen, ist sicher und glaubten seine Freunde auch Spuren dieses Verkehrs in Theremin's späteren Reden zu finden. Im J. 1810 erging der Ruf an ihn, die Stelle des französischen Predigers an der französischen Gemeinde in der Werder'schen Kirche zu Berlin anzunehmen. Er war als Nachfolger Ancillon's ausersehn, welcher als Erzieher des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., berufen war, die Kanzel deshalb verließ und später in die Diplomatenlaufbahn übertrat, in der er zuletzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Th. folgte diesem Rufe, aber fast vom Beginn seiner neuen Thätigkeit an verfolgte ihn der dringende Wunsch, in einer deutschen Gemeinde deutsch predigen zu können. Bereits nach vier Jahren, 1814, wurde ihm Erfüllung dieses Verlangens durch seine Berufung als Hof- und Domprediger in Berlin. Er erfreute sich von Anfang an wachsender Beliebtheit und hatte vom Beginn seiner Amtsthätigkeit an eine bedeutende Personalgemeinde um sich versammelt, die sich in seiner neuen Stellung noch mehrte. Seine Persönlichkeit hatte etwas edles, seine Haltung war würdig und die Predigten waren nicht nur dem Inhalt sondern auch der Form nach, ja selbst bis auf seine sehr maßvolle Gesticulation das Ergebniß strengsten sorgsamsten Studiums und der Ueberlegung. Theremin's Bedeutung hat ihren Schwerpunkt entschieden in dem, was er für „die geistliche Redekunst“ in Theorie und Praxis geleistet hat. Das allein würde aber unmöglich seine Predigten und Schriften vor denen vieler seiner Zeitgenossen, die lange vergessen sind, noch heute zu Erbauungsschriften machen, wenn er nicht die Summe seiner christlichen Lebenserfahrung stetig vermehrt und darin niedergelegt hätte, und wenn sich in ihnen nicht die Innigkeit religiösen Gefühls mit sittlichem Ernst verschmolzen fänden. Noch heute liest man in vielen Häusern Theremin's Predigten. Er hat im Lauf seines Amtslebens neun Bände derselben unter dem Titel: „Kreuz Christi“ (Berlin bei Duncker & Humblot, 1817—41) herausgegeben, von denen der 5. Band im besonderen Abdruck erschien, und den er „Zeugnisse von Christo in bewegter Zeit“ (1830, 31, 32 u. 37) nannte. Er war nie ein Parteimann gewesen; hatte er in seiner Jugend dem Rationalismus gegenüber in durchaus milder Form an den biblisch orthodoxen Lehren festgehalten, so blieb er den verschiedenen theologischen Richtungen und Phasen gegenüber, die sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auch in Berlin besonders aufthaten, auf derselben Linie, ohne sich in das Parteigetriebe hineinziehen zu lassen, oder weiter nach der orthodoxen Seite hinüber zu gehn. Mit all den namhaften damaligen Theologen Berlins: Schleiermacher, Hengstenberg, Neander, Marheineke u. s. w. (mit Ausnahme von Snethlage) hat Th. — vielleicht aus diesem Grunde — in keinem Verkehr gestanden, obgleich sie ihm alle die höchste Achtung zollten und entgegenbrachten. Einmal in seinen jungen Jahren scheint er im Begriff gewesen zu sein gegen Schleiermacher polemisch vorzugehn, hat es dann aber aufgegeben. Wenigstens liest man im 3. Bande von Schleiermacher's Leben, daß derselbe an den Buchhändler Reimer schreibt am 12. Mai 1804: „Was macht Theremin? Ist ihm die Lust vergangen sich mit mir einzulassen?“ — Im J. 1824 wurde Th. zum Oberconsistorialrath und vortragenden Rath in der Unterrichtsabtheilung des Cultusministeriums ernannt und in demselben

Jahre verlieh ihm die Universität Greifswald die theologische Doctorwürde; im J. 1834 wurde er dann zum wirklichen Oberconsistorialrath befördert. Aber noch war der Ring seiner Thätigkeit nicht geschlossen, sondern das Jahr 1839 brachte ihm zu seinen andern Aemtern noch die außerordentliche Professur und 1840 endlich wurde er ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Berlin. Das war der Gipfel seiner Wünsche gewesen. Er las über Homiletik und richtete auch in seinem Hause ein homiletisches Seminar ein, dem er doppelte Liebe und Kraft widmete, als er sich in seinem geistlichen Amt schon längere Zeit große Beschränkung auferlegen mußte. Im Lauf der 30er Jahre hatte sich auf seinem einen Auge der graue Staar ausgebildet, und es lag die Befürchtung nahe, daß auch das andre angegriffen werde und er dem Schicksal der Erblindung entgegen gehen würde. Ein Arzt in Heidelberg, den er auf einer Durchreise consultirte, hatte ihm diese traurige Perspective eröffnet, und rührend ist ein Gedicht, welches er dort im Anblick der Herrlichkeiten der Natur und in dem Gedanken des Abschiednehmens von derselben verfaßte. Dasselbe befindet sich in einer späteren Ausgabe seiner „Abendstunden" (1. Auflage 1833—39 bei Duncker & Humblot, Berlin, 5. Auflage 1858). Dies Buch ist wol das von seinen Werken am meisten gelesene und ein Erbauungsbuch im besten Sinne des Worts. Ebenso fand seine Schrift „Die Lehre vom göttlichen Reich" (Berlin 1823) s. Z. große Anerkennung. Weniger bekannt, aber für seinen theologischen Standpunkt bezeichnend sind „Adelbert's Bekenntnisse" (Berlin bei Duncker & Humblot, 1828), eine Art Werther aber mit einem versöhnenden Schluß. Schon im J. 1814, in dem Jahr, als Th. Hofprediger wurde, hatte er sich mit Ernestine Matthis geb. Conrad, einer Tochter des Hofpredigers Conrad zu Berlin und Wittwe seines nahen Freundes, des Justizraths Matthis, verheirathet. Ein Sohn und eine Tochter erblühten ihnen, die Ehe selbst aber, die eine überaus glückliche war, wurde schon am 14. Februar 1826 durch den Tod der Gattin gelöst. Dieser Verlust wirkte dauernd niederdrückend auf Theremin's Gemüth, und wie ein dunkler Faden zieht sich die Erinnerung daran durch Alles, was sich nachher, auch besonders in seinen poetischen Aufzeichnungen findet. Treue Kindesliebe pflegte ihn bis zuletzt; die Besorgniß ganz zu erblinden erfüllte sich glücklicherweise nicht, sondern eine kurze acute Unterleibskrankheit endete sanft und ohne schweren Kampf am 26. September 1846 sein Leben. Auf dem alten Domkirchhof in Berlin ruht er neben seiner Gattin und seiner Tochter, welche ihm 1860 unverheirathet folgte. Ein Leichenstein mit den Stellen Offenbarung 21, 6 und Johannes 6, 37, die er sich noch am Abend vor seinem Tode hatte vorlesen lassen, schmückt das Grab. Auf seinen Wunsch unterblieb die Leichenrede bei seiner Bestattung, statt deren las sein College, Hofprediger Dr. Snethlage, eine Reihe dazu ausgewählter biblischer Stellen und Hofprediger Dr. Ehrenberg die Liturgie.

Marie Sydow.

Theudebald, merovingischer Frankenkönig (a. 547—555), Sohn Theudebert I. (s. S. 728) und der Deuteria, folgte diesem höchstens 15 Jahre alt. Alsbald forderte Justinian von dem Knaben unter dem Vorwurf der Treulosigkeit gegen den Vater die Herausgabe von dessen Eroberungen in Italien mit der Gewährung der lang versprochenen Waffenhülfe wider die Ostgothen (s. Theudebert I.). Th. vertheidigte den Vater gegen die freilich sehr begründete Beschuldigung der Treulosigkeit in einem uns erhaltenen Briefe (547), behielt jedoch dessen italische Erwerbungen, obwol er (angeblich) die Herausgabe versprochen hatte: vielmehr verwehrten seine Besatzungen in Venetien Narses den Durchzug und bereiteten ihm dadurch erhebliche Schwierigkeiten (a. 551), ein Versuch der Byzantiner auf Verona scheiterte. Nach Totila's Untergang suchten Teja, nach dessen Fall die noch in Oberitalien kämpfenden Gothen Theudebald's

Waffenhülfe. Aber dies Knäblein, entartet und unkriegerisch, schon sie[illegible] leibesschwach, wies sie ab aus Furcht vor Byzanz. Gegen seinen Willen g[illegible] es diesmal wirklich, — anders als 538 unter seinem Vater — daß (552) [illegible] alamannische Herzöge, die Brüder Leuthari und Butilin (oder Buccilin[illegible] 75 000 Mann, nicht nur Alamannen, auch Franken — trotz des Verbot[illegible] dem Adel gegenüber offenbar ohnmächtigen Königs — in Italien eindr[illegible] und die Byzantiner bekämpften. Nach dem Untergang dieser Scharen und [illegible] dritten fränkischen Feldherrn Hamming durch Schwert (bei Capua 553) [illegible] Seuchen gingen alle Eroberungen Theudebert's an Narses verloren. Bald [illegible] (555) starb der Kränkelnde; sein Reich fiel an Chlothachar I. (s. A. D. B. XIX, 224), der sich auch mit Theudebald's Wittwe Vuldetrada, der Tochter des Langobardenkönigs Wacho, (also Schwester von Theudebald's Stiefmutter Wisigardis) vermählte, aber auf Verlangen der Kirche diese seine nahe Verwandte wieder von sich schied und dem Baiernherzog Garibald zur Ehe gab.

Quellen und Litteratur s. bei Theudebert I., der Brief Th. steht bei Dümmler-Gundlach a. a. O. S. 131. Dahn.

Theudebert I., merovingischer Frankenkönig a. 534—547, Sohn Theuderich's I. (a. 511—534, s. den Stammbaum S. 735) des Sohnes v. Chlodovech I. (s. A. D. B. IV, 128) und der Suabegotha (Suebigotho), Tochter des Burgunderkönigs Sigismund; ein tapferer Krieger schlug er schon bald nach der Thronbesteigung seines Vaters (c. 515) den frühesten uns gemeldeten Einfall dänischer Seeräuber zurück, die an den gallischen Küsten, vielleicht im Hattuarierland, geheert hatten, wobei deren König Chochilaich fiel; es ist der Hygelac des Beowulfliedes, der, übrigens nicht König der Dänen sondern der Gauten — der „Geaten" des Liedes, — als Beowulf's Mutter-Bruder gilt. Nachdem Chochilaich, der den Rückzug der Schiffe decken sollte, auf dem Strande gefallen war, erreichte Th. auf offener See auch die Raubdrachen und nahm ihnen die Beute wieder ab. Im J. 531 begleitete er den Vater auf dem Feldzug gegen die Thüringe. Daß der thüringische Gaukönig Hermenefrid, der auf Theuderich's Seite gefochten hatte, nach dem Friedensschluß als dessen Gast ermordet und zwar von Th. von der Mauer der Stadt Zülpich herabgestürzt worden sei, ist vielleicht nur sagenhafte Ueberlieferung. Zweifelig erscheint, ob sich Th. an dem Kriege betheiligte, in welchem (a. 532) seine Oheime Chlothachar I. und Childibert I. (siehe A. D. B. XIX, 225) das Burgundenreich eroberten): wenigstens erhielt er später (a. 534) einen Theil altburgundischen Landes. Im gleichen Jahre (532) führte Th. einen erfolgreichen Feldzug gegen die Westgothen, ihnen Gebiete, die sie nach Chlodovech's Tod an sich gerissen, wieder abzunehmen: er drang bis Béziers, nahe (nördlich) der Hauptstadt des westgothischen Galliens, Narbonne, eroberte und plünderte die Burg Deas (heute Dio, Departement Hérault, nordwestlich von Bédarieux, die Stadt Cabrières ergab sich auf Betreiben der Deuteria, eines schönen Weibes, die sich Th. zur Gattin nahm, obwol sie verheirathet war; sein Vater trug ihm auf, Sigvald, den Sohn eines gleichnamigen, wegen Verbrechen hingerichteten Großen zu tödten, aber Th. verhalf ihm zur Flucht, weil Sigvald sein Pathsohn war — so stark wirkte damals bereits dieses Band! (ähnlich später zur Zeit Clothachar's II.). Auf die Nachricht von des Vaters schwerer Erkrankung eilte Th. zurück, seine Thronfolge zu sichern gegen die Oheime Childibert I. und Chlothachar I., die ihn, wie merovingische Oheime zu thun liebten, ausschließen wollten. Durch Geschenke gewann oder bekräftigte er die Ergebenheit seiner leudes und behauptete sein Erbe (über dessen Umfang und Lage s. Theuderich I.) mit den Waffen.

In ihm mischten sich die glänzenden Gaben seiner Sippe mit deren Freveln: zügellose Sinnenlust, rücksichtslose Machtgier und ruchlose, keine Treue

kennende Staatskunst: doch fehlen nicht Züge von Edelmuth und ein stolzer, hochfliegender, kühn planender Sinn. Gregor von Tours lobt ihn gewaltig, auch zumal wegen seiner Ehrfurcht vor den Geistlichen und seiner Freigebigkeit gegen die Kirchen und die Armen; den Kirchen der Auvergne erließ er alle Steuern, dem Bischof und den verarmten Bürgern von Verdun lieh er 7000 Goldsolidi und erließ ihnen dann die Schuld, jenem Sigvalt (o. S. 728) gewährte er freie Heimkehr, Wiedergabe der eingezogenen Vatergüter und reiche Geschenke. Andrerseits entriß er Deuteria ihrem Gatten, verließ um ihretwillen seine Braut Wisgardis, verstieß dann jene um auf Verlangen der Franken diese, die Tochter des Langobardenkönigs Wacho (s. den Artikel) sich zu vermählen und heirathete nach deren Tod nicht Deuteria, (obwol er einen Knaben, Theudebald, seinen Nachfolger, von ihr hatte), sondern eine ungenannte Dritte.

In einem der unter den Merovingen häufigen plötzlichen und uns in ihren Gründen unerfaßbaren Umschläge der Parteistellung zog nun Childibert I. Th. aufs engste an sich, nahm ihn, der söhnelose, zum Wahlsohn an und beide griffen Chlothachar an. Dieser floh vor der Uebermacht in den Wald von Arelaunum auf einer Halbinsel der unteren Seine und wurde hier aus der Umzingelung und dem drohenden Tode nur durch St. Martin gerettet, der durch ein furchtbares Gewitter die Scharen der Verbündeten zerstreute (534).

Im folgenden Jahre beginnt das merovingische Ränkespiel, das in dem zwanzigjährigen Kampfe der Ostgothen und der Byzantiner so oft die gleiche Tücke bewährte: die Merovingen ließen sich von beiden Parteien Schätze, von den Gothen auch Landgebiete als Preis für die Waffenhülfe spenden und blieben entweder zu Hause oder gingen in Italien gegen beide vor, Eroberungen für sich selbst zu machen; so traten die Gothen Th. jene rhätischen Landschaften ab, in welchen die vor Chlodovech flüchtenden Alamannen den Schutz Theoderich's des Großen (s. o. S. 704) gefunden hatten, so daß jetzt der ganze Stamm der Alamannen dem König von Austrasien gehorchte.

Die von dem Gothenkönig Vitigis (s. d. Art.) den drei Frankenkönigen gesandten Goldzahlungen bewog Childibert Th. unter sich allein zu theilen, Chlothachar dessen Drittel vorenthaltend. Erst im dritten Kriegsjahr (538) erschienen die den Gothen zugesagten fränkischen Hülfstruppen in Italien, aber nicht Franken, sondern Burgunden, auf daß man Byzanz gegenüber den Schein wahren konnte, diese seien gegen den Willen der Merovingen ausgezogen; diese Burgunden (10 000 Mann) und die Gothen zusammen eroberten das von den Byzantinern besetzte Mailand. Im folgenden Jahre (539) aber litt es den kampf- und eroberungslustigen Enkel Chlodovech's nicht zu Hause; er konnte der Gier nicht länger widerstehen, selbst in Italien zu erscheinen und dort in Person alle Vortheile einzuheimsen, die der lang und schwankend wogende Kampf, die Erschöpfung beider Parteien als sichere Beute in Aussicht stellte. Dabei beschloß er die Maske so spät als möglich abzuwerfen, Gothen und Byzantiner möglichst lang in dem Wahne zu wiegen, er komme zu ihrer Hülfe, um so beiden möglichst viel von italischem Boden zu entreißen. Er überschritt mit einem Heere von (angeblich) 100 000 Mann die Alpen und zog nach Ligurien, scheinbar den Gothen zu Hülfe; unter diesem Schein gewann er, eifrig von den Gothen unterstützt, den Uebergang über den Tessin bei Pavia, überfiel darauf das Lager der Ahnungslosen, schlug und verfolgte die Erschrockenen über Bologna hinaus bis Ravenna und schlug desgleichen ein hier in der Nähe stehendes Heer der Byzantiner. Von weiteren Fortschritten, wohl vielmehr durch heftig ausbrechende Seuchen als durch Furcht vor den Drohungen Belisar's mit der Rache des Imperators wegen des Vertragsbruches abgehalten, trat Th. den Rückzug an, auf welchem er wahrscheinlich erst noch Genua plünderte. Doch ließ er zur Behauptung seiner beträchtlichen Eroberungen

Truppen unter den Feldherren Buccilin, Hamming (s. o. S. 728) und Lantachar zurück. Im J. 548 fiel Lantachar im Kampfe gegen die Byzantiner. Th. hatte den größten Theil von Venetien, ganz Ligurien und die cottischen Alpen gewonnen, die Gothen nur wenige Städte, die Byzantiner nur die Küstenstriche behalten. Neue Verhandlungen mit Vitigis scheiterten, Belisar warnte vor der erprobten merovingischen Treulosigkeit; ein Vertrag mit Totila, wonach Theudibert bis zur Besiegung der Byzantiner den bisherigen Besitz unter Neutralität behaupten, später einen Ausgleich eingehen sollte, ward durch den Untergang des Gothenreiches gegenstandslos. Die reichen Zahlungen aus Ravenna und Byzanz lieferten ohne Zweifel das Gold, aus welchem Th. die auffallend häufigen Münzen seiner Prägung herstellte: die ersten Goldmünzen eines Barbarenkönigs mit dessen eigenem Bild, wie auch er allein von allen Frankenkönigen bis auf Karl den Großen sich den Titel „Augustus" beilegte.

Von Theudebert's Walten in seinem Reich erfahren wir nur noch, daß er seine Franken unerachtet heftigen gewaltthätigen Widerstrebens gegen die (römischen) Beamten des Königs der Grundsteuer unterwarf, eine wohl begründete Maßregel. Gegenüber Byzanz führte Th. in einem Briefe (der ihm, nicht Theudobald oder Theudebert II. zuzutheilen ist) eine stolze, selbstbewußte Sprache; er rühmt, daß er die Thüringe sich unterworfen, deren Könige ausgerottet, die Nordschwaben (nahe Thüringen in ursprünglich sächsischen Gauen) und die Westgothen, die Sachsen und die Jüten (Eucios) sowie Norditalien und Nordpannonien gewonnen habe, so daß sich seine Herrschaft von der Donau bis an die (Nord-) See erstrecke, woraus erhellt, daß damals schon wenigstens Theile Baierns zu dem austrasischen Reiche gehörten. Es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß Th. sich, wie berichtet wird, mit dem Plane getragen habe, im Bunde mit Langobarden und Gepiden die Byzantiner in Thrakien anzugreifen, aber Th. starb schon 547 (nicht 548) an einer Krankheit (nicht auf einer Bärenjagd); ihm folgte sein Sohn Theudebald (von der Deuteria, die bei Krusch Fredigar S. 553 angeführte Tochter ist nur Deuteria's Kind aus erster Ehe; sie ließ es aus Eifersucht ermorden).

Quellen und Litteratur: Gregor. Turon. historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch. Mon. Germ. hist. Script. rer. Meroving. I, 1, Hannover 1884, III, 23 seq. Fredigar ed. Krusch, ebenda 1889 III, 40—49, 68 seq. — Passio St. Sigismundi, ebenda p. 339 Liber histor. Francor. 26. seq. — Procopius, bellum Gothicum ed. Dindorf, Bonn 1838, III, (I, 5 seq.). — Agathias, historiarum libri quinque ed. Niebuhr, (1828 I, 4 seq.). — Chronica minora: Marius Aventicensis, Chronicon ed. Mommsen, Mon. Germ. h. autor. antiq. IX, 2. 1892. — Marcellini Chronicon eodem. — Paulus Diaconus, historia Langobardorum ed. Waitz, ebenda, Hannover 1878, I, 21 seq. — Epistolae Merov. et Karol. aevi ed. Dümmler (Gundlach), ebenda Epistolar. III, Berol. 1892. — Fauriel, histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains II, Paris 1836, p. 136. — Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit, 2. Ausgabe durch Bernhardt, Leipzig 1869 S. 29 f. — Soetbeer, Forschungen zur deutschen Geschichte I, 607. — Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, S. 362. — Digot, histoire du royaume d'Austrasie I, Paris 1863, p. 301 seq. — Bonnell, die Anfänge des karolingischen Hauses, Berlin 1866, S. 204. — Waitz, Göttinger gelehrte Anzeigen, 1886, S. 1256 f. — Heinrich Rückert, De commerio regum Francorum cum imperatoribus orientis, Jena 1845. — Dahn, Könige II, München 1862, S. 220, Urgeschichte III, Berlin 1883, S. 177 f. — Deutsche Geschichte I, b, Gotha 1888 S. 117. Dahn.

Theudebert II. (a. 596–612), und dessen Bruder **Theuderich II.** (a. 596–613), merovíng. Frankenkönige, Söhne Childibert's II. (s. den Stammbaum S. 735) und

Ch., geb. 586, folgte als zehnjähriger Knabe seinem Vater, der, geb.
verderblichen Unsitte der späteren Merovingen schon mit 14 Jahren
15 Jahren Vater war: [solche Früh-Ehen haben ganz erheblich
n, daß diese von Knaben gezeugten Prinzen fast nie mehr das
hten, auch Childibert II. starb im 25. Jahre], in der Herrschaft
mit der Hauptstadt Metz, während sein neunjähriger Bruder
(geb. 587) Burgund mit der Hauptstadt Orléans erhielt. Die
e für beide die kraftvolle Großmutter Brunichildis (s. A. D. B.
man in der Gleichstellung mit Fredigundis schwerstes Unrecht thut:
n zahllosen Morden und anderen Verbrechen lediglich ihrer Selbst-
erfolgte Brunichildis mit wahrhaft staatsmännischer Einsicht und
Ziel, den verderblich die Krone überragenden junkerhaften Dienst-
en, dessen Leidenschaften das Reich zerrissen; nur selten hat sie
iesem Zweck, nach der Sitte der Zeit, zumal im Merovingenreich,
Hochverrath zuvorkommender Gewalt gegriffen. Ob übrigens
r Reiche damals Brunichildens Regentschaft als Muntwaltin
nt hat, ist zweifelig. Die einzige Urkunde, in der sie und
ges" genannt werden, ist falsch. Die Abgrenzung von Austrasien
geschah gemäß den Festsetzungen des Vertrages von Andelot (s. die
rt II. und Guntchramn und Dahn, Urgeschichte III, S. 424)
mber 587, nur daß das Elsaß (dies ist die früheste Nennung
Theuderich, der hier erzogen war, zugesprochen ward. Sofort fiel
A. D. B. XIX, 225) mit ihrem 13jährigen Sohn Chlothachar II.
Brunichildis an, wie es scheint, ohne Kriegserklärung (ritu barbarico),
d andere Städte (vermuthlich Soissons, Laon, Sens und Chartres)
vereinten Austrasier und Burgunden bei Latofao (Laffaux, De-
Aisne, zwischen Soissons und Laon). So in Gallien schwer be-
die Brüder sich nicht gegen die Avaren wenden, die seit langer
mal einen ihrer Raubzüge unternommen und von Pannonien
bis Thüringen gestreift hatten: um Geld ward der Rückzug der
. Auch als im folgenden Jahre (597) Fredigundis starb, erlosch
mit dieser Hauptanstifterin alles Unheils der innere Hader. Zwar
is einen der Führer des aufsässigen austrasischen Adels, Herzog
ten (598), allein im folgenden Jahre (599) siegte der Einfluß dieser
Hof ihres Enkels zu Metz so völlig, daß sie vertrieben aus seinem
mußte; ihre völlige Verlassenheit fand Ausdruck in der Sage,
lose ein armer Mann auf freiem Felde bei Arcis sur Aube be-
zu ihrem anderen Enkel Theuderich nach Burgund gebracht haben
kbarkeit habe sie ihn später zum Bischof von Auxerre erhoben.
nahm sie auch hier den Kampf wider die Ueberhebung des Adels
daß sich dabei die aus dem mehr romanisirten Spanien stammende
Romanen stützte, die der Herrschaft eines Weibes weniger als die
erstrebten; wenigstens sind die von ihr in die höchsten Aemter
derich's beförderten Männer sämmtlich Romanen. Im folgenden
vereinten sich die beiden Brüder, ihrem Vetter Chlothachar II.
596 wieder abzujagen: sie zogen von Norden und von Süden
und warfen die Neustrier bei Dormelles an der Orvanne süd-
Montereau, wo diese zur Deckung der Stadt in dem Winkel zwischen
eine eine Vertheidigungsstellung eingenommen hatten. Schwer
te Chlothachar nicht nur das vor 4 Jahren Gewonnene, sondern
heil seines Reiches abtreten, nämlich an Theuderich alles Land
ine im Nordosten, der Loire im Südwesten, dem Meer im Norden

und der Bretagne im Westen, an Theudebert das Gebiet zwischen der Seine im Südwesten der Oise, im Nordwesten bis an das Meer, den sogenannten „ducatus Dentelini“ (nicht nach einem — unbezeugten — Herzog und erfundenen Heiligen Dentelin, sondern nach dem Flüßlein Andelle benannt, de Andella). Nur zwölf Gaue waren Chlothachar geblieben. Der lange Kampf zwischen Sigibert I. und Chilperich's Geschlecht schien mit des Letzteren Unterliegen entschieden: der Sohn Fredigundens war bis zur Ohnmacht geschwächt; niemand konnte damals ahnen, daß eine Reihe von Zufällen, zumal aber die Selbstsucht und der Verrath des Adels in den beiden Reichen der Sieger und deren Zwietracht in 12 Jahren Chlothachar zum Alleinherrscher des Frankenreiches machen würden. Zunächst hielten die Brüder noch zusammen: gemeinschaftlich unterwarfen und beherrschten sie (602) durch Herzog Genialis die Basken im Südwesten Galliens. Im gleichen Jahre ward dem höchstens 14jährigen Knaben Theuderich von einer Buhle ein Sohn, Sigibert, und 603 von einer anderen ein Sohn, Childebert, im Jahre 604 von einer dritten ein Sohn, Corbus, geboren; gleichzeitig beschenkte er reich die Kirche des Grabes der durch ein Wunder aufgefundenen Leiche Sanct Victors, der zu der fabelhaften thebaischen Legion (angeblich decimirt a. 287) gehört haben sollte. Während Brunichildis eifrig mit Papst Gregor dem Großen Briefe wechselte, zumal behufs Ausrottens der Simonie, führte sie den Kampf gegen den Dienstadel fort; wie in Theudebert's Reich wurden in Burgund hervorragende Führer desselben hingerichtet oder — nach stark sagenhafter Ueberlieferung — in den Tod geschickt (603/604). Chlothachar wollte das vor vier Jahren Verlorene wiedergewinnen und nahm in plötzlichem Ueberfall Paris, ward aber bei Etampes (604) (südwestlichen von Paris an der Juine) von Theuderich geschlagen, der Paris zurückgewann; nun vermittelte bewaffnet Theudibert den Frieden zwischen beiden; vielleicht, weil er seinen Bruder nicht nach völliger Vernichtung des Vetters allzu mächtig werden lassen wollte. Brunichildis ersetzte den in dieser Schlacht gefallenen (germanischen) Hausmeier Berthoald durch (einen romanischen) Protadius, der, wie damals die majores domus kräftiger Herrscher überhaupt noch, ein Werkzeug der Krone zur Bekämpfung des Dienstadels war; sehr bald sollte dies Amt eine ganz andere Bedeutung, die des Hauptes des Dienstadels und seines Strebens gegen die Krone erlangen. Protadius erbitterte die Vornehmen und besonders, wie es scheint, die Bischöfe und Aebte durch scharfe Geltendmachung der Rechte, zumal der Finanzrechte der Krone, gegenüber diesen reichsten, aber auch widerspänstigsten Grundsteuerpflichtigen. Bei einem Feldzug gegen Theudebert, den Brunichildis und Protadius angestiftet haben sollen — vielleicht, um auch in Austrasien die Vorherrschaft des Dienstadels zu bekämpfen — brach im Lager zu Kiersy an der Oise eine lang geplante Erhebung gegen Protadius los: gegen den Willen Theuderich's, unter Fälschung von dessen Befehl, ward der major domus, im Zelt des Königs beim Brettspiel sitzend, ermordet. Theudebert ward gezwungen, mit seinem Bruder Frieden zu schließen; leider kann man bei dem ganzen Verhalten dieses Adels nicht annehmen, die blutige That habe nur das Wohl des Gesammtreiches, die Vermeidung des Bruderkrieges bezweckt; der Nachfolger des Protadius, Claudius, war dem Adel gegenüber viel nachgiebiger. Im folgenden Jahre (605) vermählte sich Theudebert mit der Tochter Adaloald's, des Königs der Langobarden, und schloß Freundschaftsverträge mit diesem Reich, was das bisherige gute Vernehmen mit Byzanz — der alten Feindin der Langobarden — stören mußte. Andererseits suchte bald darauf (607) Theuderich durch Verschwägerung mit dem westgothischen Königshause sein Ansehen zu heben; er vermählte sich mit Herminbergo, der Tochter Witterich's (s. den Artikel), der (603) sich des Thrones zu Toledo bemächtigt hatte, aber schon im folgenden Jahre schickte er sie „unberührt“, ihrer Schätze beraubt,

ihrem Vater zurück. Dieser suchte Rache für den Schimpf: er betrieb ein Bündniß mit Chlothachar, der sich nun wieder von Theuderich, dem er noch 607 einen von einer Buhle geborenen Sohn, Merovech, zur Taufe gehoben hatte, ab und Theudebert zuwandte; im Bunde mit den Langobarden wollten Witterich, Chlothachar und Theudebert Theuderich angreifen. Dieser Plan zwar kam aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung, aber auch die Bemühung Brunichildens, im Einvernehmen mit Theudebert's Nebenfrau, Bilichildis, das Verhältniß der Brüder zu bessern, scheiterte. Gleichzeitig geriethen Theuderich und Brunichildis in Streit mit Sanct Columba, und da die mönchischen Geschichtsschreiber der Zeit — der sogenannte Fredigar und dessen Fortsetzer — eifrigste Verehrer jenes hochbedeutenden, aber auch heiß leidenschaftlichen Briten waren, ist der geschichtliche Leumund Brunichildens auf das ungerechteste getrübt worden. Columba, der seit ca. 590 in den Vogesen mehrere Klöster gegründet hatte, mit strengster Ordensregel und härtester Fleischabtödtung die tief gesunkene Zucht unter den Geistlichen unerbittlich besserte, aber, eine maßlose und herrschsüchtige Natur, auch mit dem Papst in heftigen Streit gerathen war, eiferte mit Recht gegen die Lüderlichkeit Theuderich's; als er aber die Thronfolgefähigkeit der Concubinensöhne des Königs leugnete, verletzte er dadurch ohne Zweifel das geltende merovingische Thronfolgerecht; darin lag das Verbrechen der infidelitas (laesa majestas) und die Strafe hierfür, die Einbannung des Eiferers bei Besançon, später die Ausweisung aus Burgund (610) war rechtlich völlig begründet. Brunichildis wahrte nichts so kräftig, als die Erhaltung des Königshauses. Der zorngemuthe Heilige — einen „Hund" nennt er den König nach dem Zeugniß glühendster Verehrer selbst — spricht die äußerste Verachtung des Staates aus und wendet sich zu Theuderich's Feinden, Chlothachar II. und Theudebert, der ihn auffordert, in Alamannien bei Bregenz das Evangelium zu verkünden (bis 613, wann Columba nach Italien wanderte). Theudebert hatte gleichzeitig, treulos und gewaltthätig, Elsaß und andere Gebiete an sich gerissen; auf einer Tagfahrt zu Selz sollte friedlich verhandelt werden zwischen den Brüdern, aber Theudebert erschien hier verrätherisch mit einem gewaltigen Kriegsheer und erzwang die Abtretung wie des Elsaßes, so des Sundgaues, des Landes um die Thur und des Kembsgebietes bei Basel; gleichzeitig hatte er durch alamannische Scharen die Landschaft um Wiflisburg (Avenches) verwüsten lassen, die Grafen dieses Gaues wurden geschlagen. Im selben Jahre tödtete er seine Gattin Bilichild — wir erfahren weder, weshalb noch wie — und heirathete ein Mädchen, Namens Theudichild. Nun rüstete sich Theuderich zur Vergeltung; er bewog Chlothachar zur Nichteinmischung, indem er für den Fall des Sieges den pagus Dentelinus (s. oben, S. 732) versprach, bestritt Theudebert's Abstammung von Childibert, zog (612) von Langres auf Toul, schlug hier Theudebert, verfolgte ihn, schlug ihn zum zweiten Mal bei Zülpich, ließ dessen ergriffenem fünfjährigem Knäblein Merovech den Kopf an einem Felsen zerschmettern, den auf der Flucht gefangenen Theudebert, der königlichen Gewande entkleidet, in Ketten nach Châlons zu Brunichildis bringen, und, obwohl der sich bereit erklärt hatte, in den geistlichen Stand zu treten, bald darauf tödten. Selbstverständlich dachte der Sieger gar nicht daran, seine Chlothachar geleisteten Versprechungen zu erfüllen, vielmehr bot er die Heere seiner beiden Reiche — Austrasiens und Burgunds — auf, Jenen aus dem pagus Dentelinus zu vertreiben und womöglich zu vernichten. So schien Brunichildis auf der Höhe der Macht gefestigt und ihr Geschlecht berufen, alle Frankenreiche unter sich zu vereinen; denn Chlothachar war der Uebermacht Theuderich's durchaus nicht gewachsen. Da starb dieser plötzlich zu Metz, und im nächsten Jahr beherrschte, nach grausamster Ermordung Brunichildens und ihrer beiden Urenkel, Sigibert

und Corbus, der Söhne Theuderich's (nur den dritten, Merovech, schonte er als sein Pathkind), der Sohn Fredigundens, durch den Verrath der burgundischen und der austrasischen Großen ohne Schwertstreich auf den Thron gehoben, das ganze Reich der Franken: das erste Mal wieder seit Chlothachar I.

Quellen und Litteratur s.: Dahn, Urgeschichte III, S. 541—600, und Könige VII, 1, 1894, p. I seq. Dahn.

Theuderich III., merovingischer Frankenkönig (673—691), Sohn Chlodovech II. (638—656) und der heiligen Balthildis, folgte in Neustrien und Burgund seinem 673 ermordeten Bruder Childerich II. (s. A. D. B. IV, 123). Der ehrgeizige und ränkevolle Bischof Leudegar von Autun floh nun aus dem Kloster Luxeuil, in das er nach seinem Sturze (nach 4. Juli 673) war gebannt worden, und erhob mit seinem Bruder Gairin Leudesius, den Sohn Erchinoald's, zum Hausmeier von Neustrien und Burgund. Aber gleichzeitig verließ jenes Kloster Leudegar's ebenfalls hier nach seinem Sturz (670) eingebannter gewaltiger und gewaltthätiger Gegner, der frühere Hausmeier Ebroin, der 670 bei dem Tode Chlothachar's III. jenen Theuderich (III) bereits, dem Rechte gemäß, zum König von Neustrien und Burgund erhoben hatte: damals hatte Leudegar Theuderich's Bruder Childerich II. von Austrasien zum Herrscher auch von Neustrien und Burgund erklärt und Theuderich, wie Ebroin in das Kloster Luxeuil, in das Kloster des heiligen Dionysius gesteckt, nachdem er zum Mönch geschoren war. Jetzt, nach Childerich's Tod, bekämpften sich die Adelsparteien in Neustrien-Burgund um die Herrschaft, wie das ehedem die merovingischen Theilkönige gethan: das Hausmeieramt bedeutete nunmehr die Herrschgewalt: daher ward um diese Würde gestritten: aber jeder Hausmeier mußte als Vorwand seiner Machtübung einen Scheinkönig in seiner Gewalt haben, und so jagen sich diese Parteiführer die merovingischen Königsknaben gegenseitig ab, beileibe nicht, um sie zu tödten, sondern um in deren Namen zu herrschen. Ebroin war nach Austrasien entwichen und hatte dort einen solchen Knaben unter dem Namen Chlodovech III. (angeblich einen Sohn Chlothachar's III.) zum König erheben helfen: für diesen — so sollte es scheinen — ergriff er nun die Waffen, kehrte nach Neustrien zurück, indem er, Nachts, überraschend, den Uebergang über die Oise bei Pont St. Maxence zu Compiegne (Sancta Maxentia) erzwang und die hier aufgestellten Feinde schlug. Leudesius entkam mit König Theuderich: aber rastlos verfolgte beide Ebroin, erbeutete dabei die Schätze in der Villa Baizieux, jagte nach bis Crécy-en-Ponthieu, holte hier den Knaben ein, erkannte ihn, Chlodovech III. (den er offenbar nur aus Verlegenheit erhoben hatte und den nun niemand mehr nennt) fallen lassend, sofort als seinen König an, tödtete den unter listigen Friedensvorschlägen herangelockten Leudesius und herrschte nun, nachdem er Leudegar, dessen Bruder Gairin und deren Anhang in seine Gewalt gebracht (674) und nach langer Untersuchungshaft kraft Richterspruches wegen Hochverraths hingerichtet hatte (678), wieder unbeschränkt als Major domus von Neustrien und Burgund. Jene Jagd nach Th. gewährt ein seltsam Schauspiel: nimmt man etwa Troyes in der Champagne als Ausgangspunkt an, so ging der Stoß Ebroin's pfeilgerad nordwestlich auf den Sitz des Knaben und von da ebenso gerad stets in der gleichen Richtung bis in die schon dem Meere nahe Landschaft Ponthieu: durch ganz Neustrien bis an die See jagt er dem Königsknaben nach, um an ihm einen bessern Vorwand der Herrschaft als an jenem offenbar nur von Wenigen und nicht zuerst von Ebroin anerkannten Chlodovech III. zu gewinnen. Nach Vernichtung Leodegar's und der Seinen, sowie auch jener Mittelgruppe, die anfangs Chlodovech III. erhoben hatte, trachtete Ebroin folgerichtig danach, seinen Merowing, Th. III., d. h. in Wahrheit sich selbst, zum Herrn auch von Austrasien zu machen, dessen König, der jung-

Dagobert II., und dessen Hausmeier Wulfoald, bald nachdem Ebroin sie angegriffen hatte, (678) ermordet wurden. Gleichwohl konnte Ebroin die Anerkennung Theuderich's in Austrasien nicht ohne Widerstand durchsetzen: nun trat ihm entgegen Pippin der Mittlere, der Arnulfing, der nach dem tiefen Sturze seines Hauses nach dem verfrühten Versuche Grimoald's, die Merovingen vom Throne zu verdrängen, doch allmählich wieder eine bedeutende Stellung in Austrasien (keinesfalls aber als Hausmeier, schwerlich als Herzog, vielmehr rein thatsächlich) gewonnen hatte, und nun den Versuch Ebroin's, auch Austrasien unter dem Namen Theuderich III. zu beherrschen, verhinderte. Zwar ward er (678) bei Laon geschlagen, aber Ebroin ward, bevor er die Früchte seines Sieges völlig ernten konnte, ermordet (681): seinem Nachfolger Waratto gegenüber mußte sich Pippin allerdings bequemen, im Friedensschluß Th. als König von Austrasien anzuerkennen, ohne etwa austrasischer Hausmeier zu werden. Erst als nach wiederholten Schwankungen in dem neustrisch-burgundischen Majordomat (Waratto, dessen Sohn Gislemar, abermals Waratto, dann dessen Eidam Berthar) Pippin in der Schlacht bei Tertri (a. 687), bei St. Quentin, den neustrisch-burgundischen Hausmeier geschlagen hatte und dieser (688) ermordet war, wurde Pippin als alleiniger Major domus des ganzen Frankenreiches anerkannt. Drei Jahre darauf starb Th. Ein seltsamer König: fast wie ein Schachkönig: er selbst thut gar nichts: aber der Kampf unter den Herrschgewaltigen: Leudesius, Leudegar, Ebroin, Pippin dreht sich um den Besitz seiner Person! Darin liegt es begründet, daß eine Geschichte Theuderich's fast nur die Geschichte seiner Hausmeier und Erjager ist: wir kennen ihn nur als Beutegegenstand. Doch bekundete er in zahlreichen Schenkungen an Kirchen und Klöster die zeitübliche Frömmigkeit: von seinen 12 uns erhaltenen Urkunden sind die meisten Zuwendungen an die Klöster St. Denis, Corbie, St. Calais, Stablo, Malmédy, St. Bertin, Moutier-en-Der; ihm folgte sein Knäblein Chlodovech III. (oder, rechnet man jenen Chlodovech von 674, Chlodovech IV.) unter Muntschaft der Königin-Wittwe Hrôtehildis.

Zur Ueberficht wird ein Stammbaum erwünscht sein.

Chlotachar II. (584—628)
- Charibert II. v. Aquitanien (628—630)
  - Chilperich.
- Dagobert I. (628—638)
  - Sigibert III. (638—656)
    - Dagobert II. (673—678)
  - Chlodovech II. (638—656) — Balthildis (—664)
    - Chlotachar III. (656—670)
      - Chlodovech III.? (674)
    - Childerich II. (—673)
      - Chilperich II. (715—720)
        - Childerich III. [?] (741—751)
    - Theuderich III. (—691)
      - Chlodovech IV. (691—695)
      - Childibert III. (—711)
        - Dagobert III. (711—715)
          - Theuderich IV. (720—737)

Quellen und Litteratur: s. die Angaben in Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883—1887, S. 678—708. — Dahn, Deutsche Geschichte I b, 1888, S. 207—210. — Die Könige der Germanen VII. 1, 1894, p. I seq.

Außerdem von neu erschienenem: die Ausgaben des sogenannten Fredigar und seiner Fortsetzer, dann des liber historiae Francorum und der einschlägigen Heiligenleben durch Krusch, in den Monum. Germ. hist. Scriptor. rer. Merovingicar. II. 1889; ferner Krusch, die älteste vita St. Leudegarii, Neues Archiv XVI, 1892, S. 565. — Du Moulin-Eckart (Graf v.), Leudegar, Bischof von Autun. Breslau 1890. — Die Urkunden (unverlässig!) bei Karl Pertz, Monum. Germ. hist. Diplomata I, 1872, Nr. 46—57. Dahn.

Theuderich IV., merovingischer Frankenkönig (December 720 oder Januar 721—737), der vorletzte merovingische König, der Sohn Dagobert's III. (711 bis 715), folgte als siebenjähriges Knäblein, bis dahin im Kloster Chelles erzogen, Chilperich II. (715 bis December 720): die Neustrier hatten ihn zunächst erhoben unter Zustimmung Karl Martell's (s. A. D. B. XV, 121), der dabei Austrasien gleichsam vertrat. Von Theuderich's eignen Thaten steht nichts zu melden: an seiner Statt waltete jener kraftvolle Erretter des Christenthums, der romanischen Bildung und der germanischen Volkseigenart; die weltgeschichtlich wichtigsten Dinge geschehen in der Zeit der Regierung Theuderich's, von ihm ist nie die Rede, da er ja nicht einmal, wie Theuderich III. und andere Merovingerknaben, Gegenstand der Erjagung kämpfender Parteien und Hausmeier ist; seine uns erhaltenen fünf Urkunden sind Schenkungen an die Klöster St. Denis, Murbach und St. Bertin; höchst lehrreich ist, daß die Geschichtschreiber jener Tage seines Todes gar nicht gedenken, wie sie ihn denn nach seiner Erhebung überhaupt gar nie mehr nennen: nur in jenen fünf Urkunden nennt er sich selbst, außerdem rechnen ein paar — aber nicht alle! — nach seinen Regierungsjahren: seinen Tod und dessen Jahr erfahren wir nur gleichsam zufällig, weil die Arbeit eines Ungenannten über kirchliche Zeitrechnung sie gelegentlich anführt. Ja, das Bezeichnendste ist, daß Karl es wagen konnte, nun vier Jahre — bis an seinen eignen Tod — ohne König zu regieren! Staatsrechtlich freilich eine Ungeheuerlichkeit: denn Karl war nun ein Königsbeamter (major domus regis) ohne König. Weshalb Karl dies scheinbar Unmögliche wählte, wissen wir nicht; selbst den Thron besteigen, wie 14 Jahre später sein Sohn that, wollte er offenbar nicht: — niemand wahrlich hätte es ihm wehren können. Und ein verfügbarer merovingischer Schattenkönig war vielleicht nicht zur Hand: zwar lebte schon Childerich III., den Karl's Söhne, aber auch nicht gleich bei ihrem Herrschaftsantritt, erst 743, erhoben: vielleicht war Childerich Karl nicht genehm gewesen; er wird (später) als schwachsinnig bezeichnet. Sehr naiv ist es, daß Karl und Andere in jenen Jahren rechnen: „im ersten, zweiten Jahre nach dem Tode des Königs".

Quellen und Litteratur: s. Theuderich III., die Urkunden bei Pertz a. a. O. Nr. 91—95.

Dahn.

Theudis, König der Westgothen (a. 531—548), war Ostgothe und Waffenträger, richtiger wohl Gefolge Theoderich's des Großen, der seinen Enkel Amalarich, den waffenunreifen Sohn Alarich's II. und der Theodegotho, vor den Angriffen Chlodovech's und der Anmaßung eines Bastards Alarich's II., siegreich gerettet hatte (s. Theoderich den Großen) und nun als Muntwalt des Knaben die Regentschaft im Westgothenreiche führte. Zu seinem Stellvertreter hierbei bestellte er seinen Feldherrn Th. Aber dieser gewann schon bei Lebzeiten Theoderich's durch Heirath mit einer reichen Spanierin solche Machtstellung in dem Lande, daß er eine starke Leibwache (Gefolgschaft?) und eine Schaar von 2000 anderen ihm ganz ergebenen Truppen um sich versammelte, und nun dem Namen nach zwar als Vertreter und Statthalter Theoderich's, in Wahrheit aber als unabhängiger Herrscher im Westgothenreich gebot. Der König konnte wohl aus Furcht vor den Franken oder vor völliger Losreißung der Westgothen nicht wagen, mit Gewalt Th. abzusetzen: er gewährte dem Anmaßer lieber ausdrücklich, was er ihm nicht entreißen konnte, die lebenslängliche Heerführerschaft des Heeres in Spanien, und begnügte sich mit der Jahresschatzung, die Th. seinerseits willig zahlte, auch sonst den Befehlen Theoderich's willfahrend; nur aus Spanien und nach Ravenna ließ er sich nicht locken. Gleichwohl war Th. nicht mächtig genug zu hindern, daß nach Theoderich's Tod (526) der nun waffenreife Amalarich gemäß früherer Anordnung des großen Königs den Westgothenthron bestieg;

nun hörte jede Abhängigkeit vom Ostgothenreich, auch die Jahresschatzung auf, er westgothische Königsschatz, der, aus Carcassonne vor Chlodovech's gierigen Händen gerettet, nach Ravenna geflüchtet worden, ward jetzt nach Spanien zurückebracht. Erst als Amalarich im Kampfe mit den Merovingen untergegangen ar (531), trat Th. wieder hervor, vermuthlich durch Hülfe des vielleicht von m gegen Amalarich empörten Heeres. Nachträglich scheint eine Volksversammng die Erhebung bekräftigt zu haben. Da er den Schwerpunkt seiner Macht – das Grundeigen seiner Gattin — in Spanien fühlte, überließ er die Veraltung des gothischen Besitzes in Gallien einem Statthalter in Narbonne: er lbst weilte meist zu Barcelona, die unermüdlichen Versuche der Merovingen, allien seine „natürliche Grenze", — die Pyrenäen — zu gewinnen, abzuehren. Schon 531/532 vertrieben sie die Gothen aus dem Gebiet von Beziers, 42 drangen sie in Spanien ein, nahmen Pampelona und bestürmten Saragossa, s aber durch den auf den Mauern in feierlichem Umzug unter Psallirung mher getragenen Rock seines Schutzheiligen, des hl. Vincentius, gerettet ward. Nachdem sie das Flachland der tarraconischen Provinz verwüstet hatten, wurden ie auf dem Rückzug in den Schluchten der Pyrenäen von dem verfolgenden Th. o hart bedrängt, daß sie vernichtet worden wären, hätten sie nicht einen Theil ihrer Raubbeute Sanct Avitus zu Orléans gelobt und andrerseits, das Reale mit dem Idealen verbindend, den gothischen Feldherrn Theodigisel (ob. S. 708) bestochen, ihnen einen Tag und eine Nacht freien Abzug mit jener Beute zu gönnen; ihre Nachhut aber ward — wahrscheinlich von Th. selbst — ereilt und aufgerieben.

Wichtiger als diese Abwehr der fränkischen Einfälle wurden Theudis' Beziehungen zu Nordafrika, diesem für Spanien so lockenden, aber auch gefährlichen Gegenüber. Zwar hatte er den Vandalen die angerufene Hülfe versagt, da Gelimer's Gesandte von der Siegesbotschaft Belisar's überholt worden waren: allein als nun Justinian das Vandalenreich in Afrika vernichtet hatte (534), und im vollen Zuge war, das Ostgothenreich in Italien zu vernichten, da war es wohl nicht nur vetterschaftliche Freundschaft, daß Th. dem Hülferuf seines Gesippen, des Ostgothenkönigs Ildibad (544), entsprach: zu klar leuchtete ein, aß alsbald nach Vernichtung des zweiten Germanenreiches Justinian durch elisar und Narses dem dritten auf der pyrenäischen Halbinsel das gleiche chicksal zu bereiten versuchen würde: — wie er es denn ja auch wenige Jahre äter, wie von Vandalen und Ostgothen, auch von Westgothen in Threitigkeiten ins Land gerufen, mit anfänglich viel verheißendem Erfolg unterhm. So suchte denn Th. seinem Vetter in Italien Luft zu machen, indem zugleich zu eignem Vortheil, die Byzantiner in Afrika beschäftigte: er rüstete er und Flotte und entriß in glücklichem Handstreich den Kaiserlichen Ceuta, en für jeden Angriff aus Nordafrika auf Spanien wichtigen Brückenkopf. lchen Werth legte er auf diesen Besitz, daß er, als Ceuta nach seiner Rückkehr loren ging, nochmals ein Heer gegen die Stadt sandte. Das ließ sich aber wie weiland die Vorfahren unter Alarich I. bei Pollentia — in der frommen ier eines Sonntags durch den Doppelangriff der minder frommen kaiserlichen hiffe und der ausfallenden Belagerten überfallen und vernichten: nun gab Th. en Plan zunächst auf: vier Jahre darauf ward er zu Sevilla ermordet.

Quellen und Litteratur: s. Dahn, Die Könige der Germanen II, 1862, S. 151 f.; V, 1870, S. 116—121. Dahn.

Thibaut: Anton Friedrich Justus Th., Civilist, wurde zu Hameln 4. Januar 1772 geboren; sein Vater, aus einer reformirten Refugié-Familie mmend, war hannöverscher Major, seine Mutter die Tochter des als Gernisten und Publicisten berühmten Rechtsgelehrten U. Grupe. Die Verbindung

hugenottischer Strenge, französischer praktischer Vernunft und Lebhaftigkeit mit deutscher Wissenschaftlichkeit und Bürgertüchtigkeit ist in Thibaut's eigenartiger, aber hervorragender Persönlichkeit deutlich wahrnehmbar. Nachdem er seine Kindheit in seiner Vaterstadt, in Harburg und Hannover verlebt hatte, entschied er sich im 15. Lebensjahre „getäuscht durch ein selbsterdachtes Ideal von freiem romantischen Waldleben“ für das Forstwesen und brachte deshalb fast zwei Jahre bei einem Forstbeamten zu; dann jedoch kehrte er von diesem Abwege zurück, nahm die Gymnasialarbeiten mit frischer Energie auf und bezog 1792 mit seinem Bruder Reinhard (s. d.) die Universität Göttingen zum Studium der Rechte. Er ging 1793 nach Königsberg, wo er zu Kant's Füßen saß, und 1794—1796 nach Kiel, wo er zu Niebuhr in ein herzliches, lebenslängliches Freundschaftsverhältniß trat; in Kiel auch begann er, unmittelbar nach der Doctorpromotion (1796) seine akademische Laufbahn in der juristischen Facultät. Er wurde schon 1797 Adjunct, 1798 außerordentlicher Professor derselben, erhielt als solcher Gehalt 1799 und das Ordinariat 1801 (so die richtigen Daten nach Hugelmann a. a. O. S. 502 Note ***). Namentlich die Rücksicht auf die Gesundheit seiner Gattin, einer Tochter des Kieler Professors der Philosophie Ahlers, bewog ihn 1802 einem Ruf nach Jena mit seinem milderen Klima zu folgen; der Wechsel brachte ihm aber auch den Gewinn persönlicher Beziehungen zu Voß, Knebel, Goethe und Schiller, dessen Gartenwohnung er bezog. Nachdem Th. soeben noch die letzten Jahre der Glanzepoche Jenas miterlebt hatte, ward er, gerade als hier ein Niedergang eintrat, an die unter der Pflege Großherzogs Karl Friedrich frisch emporblühende Universität Heidelberg gezogen. Herbst 1806 trat er dort in die juristische Facultät ein, welche durch ihn, Heise, Zachariae, Martin, Klüber ihre mustergültige Besetzung und leitende Stellung erhielt. In Heidelberg, inmitten einer herrlichen Natur und einer warmherzigen Bevölkerung, welche er beide besonders zu schätzen wußte, ist dann Th. bis ans Ende seiner Tage geblieben, stets mit gleicher Hingebung in seinem akademischen Beruf thätig, zu Gunsten dessen er selbst die 1819 übernommene Vertretung der Universität in der ersten badischen Kammer alsbald wieder aufgab. Er wurde 1826 Geheimer Rath, erhielt 1830 von seinem Schüler Großherzog Leopold das Commandeurkreuz des Zähringer Löwenordens (mit der berühmt gewordenen Begründung: „um den Orden dadurch zu ehren“), nahm 1834 die Ernennung zum Mitgliede des Bundesschiedsgerichts an und ist am 28. März 1840 nach kurzer Krankheit gestorben.

Thibaut's juristische Schriften sind folgende: „Diss. inaug. de genuina juris personarum et rerum indole veroque hujus divisionis pretio“, Kiel 1796. Da eine feste Bedeutung dieses Unterschiedes historisch, aus den Quellen nicht zu gewinnen sei, so sei man auf philosophisch-naturrechtliche Betrachtung angewiesen; in der Wahrung einer gewissen Berechtigung einer solchen, mit gegen Hugo gerichteter Spitze, liegt der Kern der Abhandlung. — „Erklärung der l. 22 § ult. und der l. 23 D. de pigneraticia actione“ Kiel 1796; ein geistreicher, später (1817, s. Versuche über einzelne Theile u. s. f., 2. Aufl. 1, 199) zurückgenommener Interpretationsversuch. — „Juristische Encyclopädie und Methodologie“ Altona 1797, ein nach Stil und Methode noch ganz der Schule des vorigen Jahrhunderts angehöriges Werk (Nettelbladt, Pütter), für Anfänger geschrieben, jedoch ausführlich genug, um nicht bloß akademischen Vorlesungen, sondern auch Privatstudien zu Grunde gelegt werden zu können. Sachliches bringt bloß der die Quellengeschichte behandelnde Theil und hier bricht denn auch Thibaut's mächtige Individualität durch, namentlich in der scharfen Kritik der Justinianischen Codification und ihrer Reception in Deutschland, auslaufend in die Bemerkung, „daß unsere Rechtsverfassung weit einfacher, consequenter und unserem

Sitten angemessener sein würde, wenn wir Geduld, Muth und Selbstvertrauen genug gehabt hätten, durch eigenen Fleiß ein Werk aus eigener Kraft hervorzubringen". Interessant ist auch ein Bericht über den damals beginnenden Methodenstreit, anlangend die Frage, ob das Römische Recht rein oder in der Mischung des sogenannten usus modernus zu lehren sei; mit scharfem Blick sieht Th. voraus, daß jenes Verfahren bei den Institutionen-Vorlesungen den Sieg davontragen, dieses bei den Pandecten-Vorlesungen sich behaupten werde. — „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts", 2 Thle., Jena 1798 und 1801. Hier hat sich der Verfasser zu freier, neuer Auffassung, zu seiner Höhe durchgearbeitet. Eine ganze Reihe verschiedener Dinge, allgemein grundlegende Fragen oder wichtige civilistische Einzellehren, werden behandelt, aber in einem gemeinsamen Geiste. Nicht auf die Namen, sondern auf die Sache wird gesehen; nicht auf die Schulmeinung, sondern auf das praktisch Verwerthbare. Die Bedeutung philosophisch-naturrechtlicher Betrachtung für Consequenz und allseitige Anregung, bei Gesetzesauslegung und Gesetzgebung, wird in umfassender Weise nachgewiesen (Bd. 1 Nr. 9); aber auch überall unbedingt anerkannt, daß, wo es sich um historisch faßbare Dinge handelt, die historische Erklärung vorgehen muß. Die ältere Manier, Begriffe wie die der Ehe, des Vertrags, des Eigenthums aus der Natur der Sache herzuleiten, wird sogar geradezu verspottet; wer eine solche Frage philosophisch beurtheilen will, „wird durch seine Philosophie zum wahren Unphilosophen". So entsprießen denn auch die beiden Aufsätze „Ueber dingliches und persönliches Recht" und „Ueber dominium directum und utile", (Bd. 2, Nr. 2 u. 3), sorgfältiger, selbständiger, echt geschichtlicher Quellenforschung — Aufsätze, welche für die Entwickelung der Wissenschaft von maßgebender Bedeutung geworden sind, der eine in seiner Rückführung des modernisirenden materiellen auf einen römisch-actionenrechtlichen Gegensatz, der andere in seiner Vernichtung einer falschen Begriffsbildung, beide in ihrer Herleitung tiefgreifender Verfälschungen des Römischen Rechts aus der Verwilderung der mittelalterlichen Dogmatik. Schlagend sind die Ausführungen „Ueber unnöthige Eintheilungen und Unterscheidungen"; eine dauernd werthvolle Anwendung der dort gewonnenen Einsicht bildet der Aufsatz: „Ueber den angeblichen Unterschied zwischen titulus und modus acquirendi", welcher eine ebenso irreführende wie festgewurzelte Schuleintheilung beseitigt hat. Ueberhaupt trifft die Schultradition mit ihrer axiomatischen Seichtigkeit und Loslösung von den Quellen, ihrem äußeren Schematismus ohne innere Consequenz eine Reihe zerschmetternder Schläge, geführt gegen die Werke Höpfner's als ihres Hauptvertreters. Dagegen werden tiefe Probleme angeregt, welche das ganze folgende Jahrhundert durchziehen, sei es allgemeiner Art (z. B. Befugnisse der logischen Interpretation und der Kritik), sei es strengst civilistischen Charakters (z. B. Wirkung des Irrthums bei Verträgen). — Freilich, in einer seiner Lieblingsmaterien, der Theorie der Interpretation, ringt Th. sich nur mühselig durch das Dunkel der hergebrachten Lehren durch. Ein schriftstellerischer Versuch gedieh hier nur zu der kurzen „Theorie der logischen Auslegung des Römischen Rechts" Altona 1799 (2. Ausg. 1807), und führte außerdem zu einer Polemik mit Feuerbach, ausgehend von des letzteren Verwerfung aller Analogie. — Eine weitere Ausdehnung gewann dieser Streit durch Thibaut's „Beiträge zur Kritik der Feuerbach'schen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts" Hamburg 1802. Hier wird gezeigt, wie Feuerbach's psychologische Zwangstheorie schließlich führen müßte zu dem Satz: „Der Regent muß die schrecklichsten Martern ersinnen und diese als Strafe eines jeden Verbrechens androhen"; demgegenüber bleibe es vielmehr dabei, daß stets der gemeine Begriff über moralische Vergeltung den Maßstab der Strafbarkeit werde liefern müssen. — „Ueber Besitz und Verjährung", Jena 1802, will bloß sein

und ist bloß eine kurze Darstellung der herrschenden Lehre zu Vorlesungszwecken; als sie sofort (1803) durch Savigny's berühmte Monographie über den Besitz überholt wurde, hat dies Th. selbst in einer eingehenden, voll anerkennenden Recension (Hall. Lit.-Zeitung, Febr. 1804, Nr. 41—43) bestätigt, sodann aber eine etwas abweichende Ansicht, einen wichtigen Einzelpunkt anlangend, als Beigabe zu seiner Wiederausgabe von A. J. Cuper's Observationes selectae de natura possessionis, Jena 1804, eingehender entwickelt. Nachdem Savigny in seiner zweiten Ausgabe (1806) diese Ansicht angenommen hatte, bezeichnet Th. dessen Darstellung nunmehr (Hall. Lit.-Zeitung, 1806, Ergänzungsblatt Nr. 144) als eine vollkommene. — In der Zwischenzeit war, durch alle bisher aufgeführten Arbeiten vorbereitet, in Schiller's Gartenhaus zu Jena Thibaut's Hauptwerk entstanden: „System des Pandektenrechts“ 2 Bde., Jena 1803 (weitere Auflagen: 1805; 1809; 1814; 1818, 1822, diese fünf in 3 Bdn., indem der Proceß einen eigenen dritten Band bildet; 1828; 1834; 1846, diese drei unter Weglassung des Processes in 2 Bdn., die letzte besorgt, unter wesentlichen Eingriffen und Ergänzungen, von A. A. v. Buchholtz). Der wohlbegründete Ruhm dieses Werkes beruht vor allem darauf, daß es die erste neuere vollständige Darstellung des Pandektenrechts ist, welche in systematischer Freiheit von der Legalordnung absieht; darauf weist der Titel hin, den die Vorrede „als an sich sonderbar“ entschuldigt. Freilich greifen Versuche ähnlicher Art tief in das 18. Jahrhundert zurück auf die von der Wolff'schen Schule gegebene Anregung, freilich schuf bald darauf (1807) G. A. Heise, Thibaut's Heidelberger College, ein unvergleichbar besseres, in seinen Grundzügen zur dauernden Annahme gelangtes und dabei durchaus bewährtes System, niedergelegt in seinem „Grundriß“; beides aber ändert nichts an der Thatsache, daß es Th. zuerst gelang, ein fertiges, in den Einzelheiten vollendetes, praktisch brauchbares systematisches Pandektenwerk zu gestalten. Da es zugleich alle älteren Compendien in der Quellenmäßigkeit und Genauigkeit wesentlich übertraf, ferner neben einem lesbaren, frischen, knappen Text in den Noten vollständige und übersichtliche Litteraturangaben enthielt, so erscheint in ihm schon voll ausgeprägt der Typus unserer für Wissenschaft und Praxis maßgebenden, auf ihrem Gebiet ihre Zeit beherrschenden Lehrbücher; und so eröffnet es die Reihe derselben auch durch den gewaltigen Erfolg, welchen es mit vollem Recht davontrug. Die vielen Auflagen gaben zugleich Gelegenheit, das Anfangs höchst mangelhafte System stark zu verbessern, namentlich durch Ausmerzung der zuerst noch älterer Ueberlieferung gemäß aufgenommenen publicistischen Stücke, des peinlichen, Cameral- und Polizeirechts, unter welches letztere sich das ganze Familienrecht hatte einfügen lassen müssen. — „Civilistische Abhandlungen“, Heidelberg 1814: eine Sammlung kleiner Aufsätze, unter ihnen mehrere über die Lehre von der Bedingung. Der Verfasser, seiner Meisterschaft sicher, erlaubt sich hier durchweg seiner Neigung ganz zu folgen, indem er immer nur den springenden Punkt, ohne alles Beiwerk, ins Auge faßt; dadurch tritt zugleich scharf hervor, wie sehr seine Entscheidung immer sich dem zuneigt, was praktisch brauchbar, klar, sich zum ganzen Rechtsorganismus fügt; so z. B. gleich in der ersten Abhandlung über das interdictum de glande legenda, in der 2. über unnütze Real-Servituten, in der 4. über die Verpflichtung des Schenkers zur Evictionsleistung u. s. f. Uebrigens kann man dieselbe Tendenz gelegentlich schon in den „Versuchen“ bemerken und sie ist natürlich dem Pandektensystem besonders zu statten gekommen. — Mitten unter diesen civilistischen Abhandlungen, als vorletzte derselben, brachte Th. einen Aufsatz zum Wiederabdruck, der kurz vorher als Flugschrift besonders erschienen war unter dem Titel: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland“. Unter dem frischen Eindrucke der Befreiungskriege, aus patriotischem Drang

kommt da der damals wohl berühmteste Lehrer des Römischen Rechts in klarer und treffender Kritik zurück auf alle Schwächen und Mängel desselben, wie er sie schon in der Encyclopädie hervorgehoben hatte, um ein neues, großes, gemeinsames deutsches Gesetzbuch zu fordern, das vor allem klar sein soll, praktisch, aus deutschem Geiste unter Benutzung der juristischen Kunst der Römischen Classiker, aber ohne deren nationale Befangenheit geschaffen, hergestellt nicht einseitig von einzelnen beschränkten Staatsmännern, sondern durch Zusammenwirken gelehrter und geübter Rechtskenner aus allen deutschen Rechtsgebieten. Ein warmer Athem durchweht die ganze Schrift, sowohl da, wo das Corpus jur. civ. als das Werk einer fremden Nation aus der Periode ihres tiefsten Verfalles geschildert, wie da, wo die ungemeine Leichtigkeit der classischen Juristen „in der Anwendung allgemeiner positiver Rechtssätze auf die feinsten, verwickeltsten Einzelheiten“ anerkannt wird, wie schließlich da, wo die gewaltigen, praktischen und idealen Vortheile einer neuen Gesetzgebung gerühmt, tückisch conservative oder ängstlich pessimistische Stimmungen aber weit weggewiesen werden. Es ist bekannt, wie diese Schrift als Entgegnung Savigny's Epoche machende Aeußerungen über ‚den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung‘ hervorrief und welche Bewegung sich daran knüpfte (vgl. A. D. B. XXX, 437 ff.). Daß Savigny, indem er seiner und eigentlich jeder Zeit den Beruf zur Codification abstritt, von viel tieferen Grundlagen ausging, eine weit großartigere und durchdachtere geschichtliche Gesammtauffassung entwickelte und litterarisch den vollen Sieg mit Recht davontrug, steht wol fest; aber eben so fest steht, daß, wenn die wirkliche Errichtung eines deutschen Gesetzbuches damals an entscheidender Stelle gar nicht ernsthaft zur Rede kam, dies nicht sowohl ein sachlicher Sieg Savigny's, Folge seiner historisch-juristischen Argumentation gewesen ist, als vielmehr Folge des unendlichen politischen Jammerwesens, des deutschen Bundes und des Metternich'schen Systems; und ebenso fest steht schließlich auch, daß in demselben Augenblicke, in dem dieser politische Jammer überwunden, aus einem neuen Kampf ein neues Deutschland hervorgegangen war, die einst von Th. erhobene Forderung mit überwältigender Macht abermals sich geltend machte. An dem Tage, an welchem das deutsche bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten wird, wird Th. seinerseits über Savigny den Triumph feiern; mag auch die Verzögerung um mindestens 80 Jahre dem Werke noch so sehr zu statten gekommen sein, mit demselben ist der Beweis geliefert, daß die tief ausholende Savigny'sche Lehre eine Einseitigkeit, das etwas überhastet hinstürmende Vorgehen Thibaut's einer richtigen Empfindung entsprungen war. — Uebrigens konnte nun zunächst eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Savigny und Th. kaum ausbleiben, umsoweniger als sich um ersteren eine Schar persönlicher Anhänger sammelte, welche die in der Schrift vom Berufe entwickelten Theorien als das Loosungswort einer förmlichen Schule aufnahmen. Nannte diese Schule sich die historische, so mußte nun Th. sich die Bezeichnung als Hauptvertreter einer „unhistorischen“ Richtung gefallen lassen, obschon doch wahrlich weder Th. historische Quellenforschung, noch der Kreis um Savigny das Philosophiren verschmähte; nur daß die „Geschichte“ jener historischen Schule bei Justinian abbrach, während Th. gezeigt hatte, wie zum Verständniß des geltenden Rechts, seiner Lehre und Irrthümer, auch die mittelalterliche Dogmengeschichte heranzuziehen sei. Nimmt man Thibaut's leicht erregbares, liberal-großdeutsches Wesen und die Rückwirkung hinzu, welche auf einen solchen Charakter die als aristokratisch-unwissenschaftliche Arroganz empfundene vornehme Kälte Savigny's äußern mußte, so wird man die Erregung begreifen, aus welcher hervorging der Artikel in dem Archiv für civilistische Praxis von 1838: „Ueber die sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule“. Neben manchen, oft und hart gerügten Schwächen (s. namentlich J. Bekker,

und ist bloß eine kurze Darstellung der herrschenden Lehre zu Vorlesungszwecken; als sie sofort (1803) durch Savigny's berühmte Monographie über den Besitz überholt wurde, hat dies Th. selbst in einer eingehenden, voll anerkennenden Recension (Hall. Lit.-Zeitung, Febr. 1804, Nr. 41—43) bestätigt, sodann aber eine etwas abweichende Ansicht, einen wichtigen Einzelpunkt anlangend, als Beigabe zu seiner Wiederausgabe von A. J. Cuper's Observationes selectae de natura possessionis, Jena 1804, eingehender entwickelt. Nachdem Savigny in seiner zweiten Ausgabe (1806) diese Ansicht angenommen hatte, bezeichnet Th. dessen Darstellung nunmehr (Hall. Lit.-Zeitung, 1806, Ergänzungsblatt Nr. 144) als eine vollkommene. — In der Zwischenzeit war, durch alle bisher aufgeführten Arbeiten vorbereitet, in Schiller's Gartenhaus zu Jena Thibaut's Hauptwerk entstanden: „System des Pandektenrechts" 2 Bde., Jena 1803 (weitere Auflagen: 1805; 1809; 1814; 1818, 1822, diese fünf in 3 Bdn., indem der Proceß einen eigenen dritten Band bildet; 1828; 1834; 1846, diese drei unter Weglassung des Processes in 2 Bdn., die letzte besorgt, unter wesentlichen Eingriffen und Ergänzungen, von A. A. v. Buchholtz). Der wohlbegründete Ruhm dieses Werkes beruht vor allem darauf, daß es die erste neuere vollständige Darstellung des Pandektenrechts ist, welche in systematischer Freiheit von der Legalordnung absieht; darauf weist der Titel hin, den die Vorrede „als an sich sonderbar" entschuldigt. Freilich greifen Versuche ähnlicher Art tief in das 18. Jahrhundert zurück auf die von der Wolff'schen Schule gegebene Anregung, freilich schuf bald darauf (1807) G. A. Heise, Thibaut's Heidelberger College, ein unvergleichbar besseres, in seinen Grundzügen zur dauernden Annahme gelangtes und dabei durchaus bewährtes System, niedergelegt in seinem „Grundriß"; beides aber ändert nichts an der Thatsache, daß es Th. zuerst gelang, ein fertiges, in den Einzelheiten vollendetes, praktisch brauchbares systematisches Pandektenwerk zu gestalten. Da es zugleich alle älteren Compendien in der Quellenmäßigkeit und Genauigkeit wesentlich übertraf, ferner neben einem lesbaren, frischen, knappen Text in den Noten vollständige und übersichtliche Litteraturangaben enthielt, so erscheint in ihm schon voll ausgeprägt der Typus unserer für Wissenschaft und Praxis maßgebenden, auf ihrem Gebiet ihre Zeit beherrschenden Lehrbücher; und so eröffnet es die Reihe derselben auch durch den gewaltigen Erfolg, welchen es mit vollem Recht davontrug. Die vielen Auflagen gaben zugleich Gelegenheit, das Anfangs höchst mangelhafte System stark zu verbessern, namentlich durch Ausmerzung der zuerst noch älterer Ueberlieferung gemäß aufgenommenen publicistischen Stücke, des peinlichen, Cameral- und Polizeirechts, unter welches letztere sich das ganze Familienrecht hatte einfügen lassen müssen. — „Civilistische Abhandlungen", Heidelberg 1814: eine Sammlung kleiner Aufsätze, unter ihnen mehrere über die Lehre von der Bedingung. Der Verfasser, seiner Meisterschaft sicher, erlaubt sich hier durchweg seiner Neigung ganz zu folgen, indem er immer nur den springenden Punkt, ohne alles Beiwerk, ins Auge faßt; dadurch tritt zugleich scharf hervor, wie sehr seine Entscheidung immer sich dem zuneigt, was praktisch brauchbar, klar, sich zum ganzen Rechtsorganismus fügt; so z. B. gleich in der ersten Abhandlung über das interdictum de glande legenda, in der 3. über unnütze Real-Servituten, in der 4. über die Verpflichtung des Schenkers zur Evictionsleistung u. s. f. Uebrigens kann man dieselbe Tendenz gelegentlich schon in den „Versuchen" bemerken und sie ist natürlich dem Pandektensystem besonders zu statten gekommen. — Mitten unter diesen civilistischen Abhandlungen, als vorletzte derselben, brachte Th. einen Aufsatz zum Wiederabdruck, der kurz vorher als Flugschrift besonders erschienen war unter dem Titel: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland". Unter dem frischen Eindrucke der Befreiungskriege, aus patriotischem Drange

kommt da der damals wohl berühmteste Lehrer des Römischen Rechts in klarer und treffender Kritik zurück auf alle Schwächen und Mängel desselben, wie er sie schon in der Encyclopädie hervorgehoben hatte, um ein neues, großes, gemeinsames deutsches Gesetzbuch zu fordern, das vor allem klar sein soll, praktisch, aus deutschem Geiste unter Benutzung der juristischen Kunst der Römischen Classiker, aber ohne deren nationale Befangenheit geschaffen, hergestellt nicht einseitig von einzelnen beschränkten Staatsmännern, sondern durch Zusammenwirken gelehrter und geübter Rechtskenner aus allen deutschen Rechtsgebieten. Ein warmer Athem durchweht die ganze Schrift, sowohl da, wo das Corpus jur. civ. als das Werk einer fremden Nation aus der Periode ihres tiefsten Verfalles geschildert, wie da, wo die ungemeine Leichtigkeit der classischen Juristen „in der Anwendung allgemeiner positiver Rechtssätze auf die feinsten, verwickeltsten Einzelheiten" anerkannt wird, wie schließlich da, wo die gewaltigen, praktischen und idealen Vortheile einer neuen Gesetzgebung gerühmt, tückisch conservative oder ängstlich pessimistische Stimmungen aber weit weggewiesen werden. Es ist bekannt, wie diese Schrift als Entgegnung Savigny's Epoche machende Aeußerungen über ‚den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung' hervorrief und welche Bewegung sich daran knüpfte (vgl. A. D. B. XXX, 437 ff.). Daß Savigny, indem er seiner und eigentlich jeder Zeit den Beruf zur Codification abstritt, von viel tieferen Grundlagen ausging, eine weit großartigere und durchdachtere geschichtliche Gesammtauffassung entwickelte und litterarisch den vollen Sieg mit Recht davontrug, steht wol fest; aber eben so fest steht, daß, wenn die wirkliche Errichtung eines deutschen Gesetzbuches damals an entscheidender Stelle gar nicht ernsthaft zur Rede kam, dies nicht sowohl ein sachlicher Sieg Savigny's, Folge seiner historisch-juristischen Argumentation gewesen ist, als vielmehr Folge des unendlichen politischen Jammerwesens, des deutschen Bundes und des Metternich'schen Systems; und ebenso fest steht schließlich auch, daß in demselben Augenblicke, in dem dieser politische Jammer überwunden, aus einem neuen Kampf ein neues Deutschland hervorgegangen war, die einst von Th. erhobene Forderung mit überwältigender Macht abermals sich geltend machte. An dem Tage, an welchem das deutsche bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten wird, wird Th. seinerseits über Savigny den Triumph feiern; mag auch die Verzögerung um mindestens 80 Jahre dem Werke noch so sehr zu statten gekommen sein, mit demselben ist der Beweis geliefert, daß die tief ausholende Savigny'sche Lehre eine Einseitigkeit, das etwas überhastet hinstürmende Vorgehen Thibaut's einer richtigen Empfindung entsprungen war. — Uebrigens konnte nun zunächst eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Savigny und Th. kaum ausbleiben, umsoweniger als sich um ersteren eine Schar persönlicher Anhänger sammelte, welche die in der Schrift vom Berufe entwickelten Theorien als das Loosungswort einer förmlichen Schule aufnahmen. Nannte diese Schule sich die historische, so mußte nun Th. sich die Bezeichnung als Hauptvertreter einer „unhistorischen" Richtung gefallen lassen, obschon doch wahrlich weder Th. historische Quellenforschung, noch der Kreis um Savigny das Philosophiren verschmähte; nur daß die „Geschichte" jener historischen Schule bei Justinian abbrach, während Th. gezeigt hatte, wie zum Verständniß des geltenden Rechts, seiner Lehre und Irrthümer, auch die mittelalterliche Dogmengeschichte heranzuziehen sei. Nimmt man Thibaut's leicht erregbares, liberal-großdeutsches Wesen und die Rückwirkung hinzu, welche auf einen solchen Charakter die als aristokratisch-unwissenschaftliche Arroganz empfundene vornehme Kälte Savigny's äußern mußte, so wird man die Erregung begreifen, aus welcher hervorging der Artikel in dem Archiv für civilistische Praxis von 1838: „Ueber die sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule". Neben manchen, oft und hart gerügten Schwächen (s. namentlich J. Bekker,

ernste Musik mit kirchlichem Charakter, Werke der Niederländer, Italiener, Deutschen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, außerdem Choräle und Volkslieder. Die Theilnehmer mußten die Sache ebenso ernst nehmen, geradezu als religiöse Andachtsübung und Genuß himmlischer Wonne, wie der Leiter. So scheint man zu Leistungen gelangt zu sein, welche an sich musikalischen Werth beanspruchen durften; namentlich aber war die Anregung des musikalisch-historischen Sinnes von Bedeutung, eines Sinnes, der dann durch die aus studirenden Kreisen rekrutirten, daher stets wechselnden männlichen Theilnehmer in alle Welt hinausgetragen wurde. Dazu kam, daß Th. durch seine antiquarische Richtung in der Musik und durch die Bedürfnisse des Singvereins veranlaßt wurde, unter sehr beträchtlichem Aufwand von Thätigkeit, Zeit und materiellen Mitteln einen Vorrath alter Musik zu sammeln, welcher, vielfach aus unbenutzt schlummernden Handschriften der Archive und Bibliotheken gewonnen, einen wahren Schatz für die Musikgeschichte darstellte. Hat er doch selbst mehrere Male junge Leute auf seine Kosten nach Italien ausgesandt, um dort alte interessante Compositionen aufzutreiben. Diese Sammlung ist nach seinem Tode für fl. 15 000 — sie soll ihn ungefähr das Doppelte gekostet haben — an die k. bairische Staatsbibliothek übergegangen; berücksichtigt sind in ihr wesentlich dieselben Werke und Meister, die der Singverein zur Aufführung brachte, also alte strenge Kirchenmusik und Volkslieder. Seiner besonderen Liebe zu solchen Tonstücken errichtete Th. aber auch ein litterarisches Denkmal in seiner Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst", welche zuerst anonym 1824 erschien, 1826 schon die zweite, und bis 1875 die fünfte Auflage erlebte. So sehr es damals die Musiker von Beruf verdrossen zu haben scheint, daß sie in diesem Werke wegen Vernachlässigung der großen Vergangenheit von einem Dilettanten zur Rede gestellt werden mußten, so sehr hat die bald darauf auch unter den Fachleuten durchgedrungene geschichtliche Richtung diesen „unermüdlichen Vor- und Mitkämpfer" anerkannt. Merkwürdig ist es immerhin, daß der Gegner der juristischen historischen Schule sich nicht genug thun kann in der Forderung der Pflege der Musikgeschichte; und daß der Mann, welcher im Rechte für bewußtes, gesetzgeberisches Schaffen gegen die Savigny'sche Idee des Hervorgehens aus dem Volksgeiste eintrat, in der Musik neben den alten Meistern nur das Volkslied gelten ließ. Selbst eine gewisse einseitige Beschränkung auf die älteste Geschichte, wie sie in juristischen Dingen der Savigny'schen Schule eignet, tritt hier gelegentlich hervor: für die großartige Entwicklung der Musik durch Beethoven scheint Th. kein volles Verständniß mehr gehabt zu haben, seine Bewunderung reicht kaum bis zu Mozart. Dies scheint denn doch darauf hinzudeuten, daß er in der Pflege der Musik nicht ganz so sehr rein ästhetischen Genuß suchte, als vielmehr die Befriedigung eines auf das Erhabene gerichteten religiösen Sinnes.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1840, 1, 353 f. — Hallische Jahrbücher f. W. u. K. 1840, Nr. 127–129. — Guyet, Vorrede zu seiner Ausgabe von Thibaut's Nachlaß, XVI f. — Baumstark, Thibaut. Blätter der Erinnerung f. s. Verehrer, 1841. — Walter, Aus meinem Leben, 91 f. — Dr. Karl Hugelmann, Aus dem Leben A. F. J. Thibaut's, mit Correspondenz, in den Preuß. Jahrbüchern, Bd. 75, Berlin 1880, S. 470 f. — Badische Biographien, herausgegeben von v. Weech, 9. Lieferung 1875, Artikel von v. Stintzing (juristisch) und von H. Giehne (musikalisch), 345 f. und 347 f., beide gleich vortrefflich. — Teichmann, in v. Holtzendorff's Rechtslexikon, 3, 2, 881 f. — Philipp Spitta, Palestrina im 16. u. 19. Jahrhundert (in der Deutschen Rundschau, Aprilheft 1894, 117 f.), S. 132.

Ernst Landsberg.

Thibaut: Bernhard Friedrich Th., Mathematiker, geb. am 22. December 1775 in Harburg, † am 4. November 1832 in Göttingen. Der jüngere Bruder des berühmten Juristen Justus Th. bezog in seinem 18. Jahre die Universität Göttingen, wo er den mathematischen Wissenschaften sich widmete. Kästner, Lichtenberg, Beckmann waren seine Lehrer, und ihr Beispiel war es vermuthlich, welchem er später in seiner Vortragsweise nachzueifern sich bemühte. Seine Lehrthätigkeit übte er ausschließlich in Göttingen aus. Dort begann er 1797 als Privatdocent, dort wurde er 1802 außerordentlicher, 1805 ordentlicher Professor. Der Ernennung zum außerordentlichen Professor ging 1801 die Veröffentlichung eines Grundrisses der reinen Mathematik voraus, welcher es bis zu einer fünften Auflage (1831) brachte. Ein zweites Werk ist der Grundriß der allgemeinen Arithmetik oder Analysis zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen I (einziger) Theil. Göttingen 1809, 2. Auflage 1830. Besonders dem zweiten Werke ist eine geschichtliche Bedeutung nicht abzusprechen. Als es zuerst erschien, war Hindenburg etwa seit einem Jahre todt, aber seine Schule herrschte in Deutschland. Thibaut's Verdienst ist es, gezeigt zu haben, daß combinatorische Betrachtungen, wenn sie auch für die Entwicklungen der Analysis höchst fruchtbar sind, für sich allein die Analysis nicht ausmachen, daß vielmehr anderweitige Untersuchungen hinzutreten müssen, für welche dadurch Raum geschafft wird, daß die rein formalen Darstellungen combinatorischer Gebilde bei Seite gelassen werden. Die große Berühmtheit, deren Th. sich erfreute, gründete sich jedoch weniger auf die beiden genannten Druckwerke als auf seinen mündlichen Vortrag. Der Verfasser dieser Biographie erinnert sich aus seiner Kindheit Thibaut's Lob aus dem Munde sonst sehr nüchterner Männer, die in Göttingen seinen Vorlesungen gefolgt waren, in wahrhaft überschwänglicher Weise gehört zu haben, und dieselbe Begeisterung ist in den „Erinnerungen an B. F. Thibaut“ zu erkennen, welche A. Tellkampf in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst vom 27., 29. und 30. März 1841 veröffentlicht hat. Insbesondere die Vorlesung über reine Mathematik, welche Tellkampf 1819 zugleich mit etwa 130 Studirenden aus allen Facultäten hörte, scheint gradezu zündenden Erfolg gehabt zu haben. Die wunderbare Klarheit und Leichtigkeit der Ausdrucksweise, die zu vollendeter Kunstform ausgebildete Sprache entzückte die Zuhörer, und ihre vielleicht ermüdete Aufmerksamkeit wurde durch eingestreute witzige Polemik, durch reizvolle Abschweifungen aller Art zu neuer Anstrengung angeregt. Das war es, was wir oben als dem Beispiele seiner Lehrer Kästner und Lichtenberg nacheifernde Vortragsweise Thibaut's bezeichneten. Das Verhältniß Thibaut's zu seinen Schülern war ein ungemein warmes und freundschaftliches. Mehrfach scheint es vorgekommen zu sein, daß er ihnen die nothwendige Uebung im Lehrvortrage, welche gegenwärtig in den mathematischen Seminaren zur Ausbildung gelangt, dadurch ermöglichte, daß er ihnen ausdrücklich übertrug, einzelne mit seinen eigenen Vorlesungen zusammenhängende Einschaltungen in besonderen Stunden vorzutragen. Für die Studirenden im allgemeinen schuf er die überaus nützliche Einrichtung einer Speiseanstalt für Kranke. Die Göttinger Garküchen erfreuten sich auch noch Jahrzehnte nach Thibaut's Tode des Rufes für denkbar billigsten Preis die denkbar schlechteste Kost zu liefern, eher geeignet Gesunde krank zu machen, als Kranke in ihrer Genesung zu fördern. Auf Thibaut's Vorschlag verbanden sich Universitätslehrer und die angesehensten Bürger Göttingens dahin, daß jedem kranken Studirenden, der, fern von den Seinen, nicht die ihm nöthige Pflege haben könnte, sowol Mittags als Abends die von dem Arzte als zweckdienlich erachteten Speisen gereicht werden sollten. Von dem allgemeinen gesellschaftlichen Leben hielt Th. sich fern, und besonders in den letzten sechs Jahren seines Lebens

verließ er überhaupt nicht mehr seine Wohnung, nicht einmal um in seinen am Fuße des Hainberges gelegenen Garten sich zu begeben, der ehedem sein liebster Aufenthalt während der Sommermonate gewesen war.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1832, S. 749—750. — Hallische Jahrbücher f. deutsche Wissensch. u. Kunst. 1841, I, S. 295—304. — Poggendorff, Biograph.-literar. Handwörterb. z. Gesch. d. exact. Wissensch. II, 1093. Cantor.

Thiedericus de tribu, quae Buzici dicitur (vgl. A. D. B. V, 186 s. v. Dietrich). So bezeichnet Thietmar von Merseburg (VI, 34) den ältesten mit Sicherheit nachweisbaren Ahnherrn des später nach der Burg Wettin genannten Geschlechtes. Nur vermuthen läßt sich als Vater desselben der Graf Teti, welcher 950 als Graf im Hasgau erscheint und wahrscheinlich identisch ist mit dem Dedi oder Dadanus, dessen Widukind (II, 18. III, 16) unter Kaiser Otto I. gedenkt. Der sächsische Annalist nennt Th. einen vir egregiae libertatis; daß er von hoher Geburt, geht deutlich aus den Vermählungen seiner nächsten Nachkommen, sowie aus den wichtigen Reichsämtern, die viele von ihnen begleiteten, hervor. Da seine Stammgüter im Nordschwabengau lagen, da die Vorrede zum Sachsenspiegel die Wettiner als Schwaben aufführt, worauf außerdem auch die in ihrem Geschlechte geltende Erblosigkeit der Weiber hinweist, so ist an der deutschen, d. h. nordschwäbischen Herkunft Thiedericus' kaum zu zweifeln. Die etwas räthselhafte Bezeichnung de tribu Buzici hat mannichfache, zum Theil ganz willkürliche Deutungen erfahren. Sie auf einen Ort zu beziehen, z. B. auf Pausitz bei Leipzig (wie noch Cohn, Wettinische Studien, in N. Mitt. d. thür.-sächs. Ver. f. vaterl. Altert. thut), verbietet der Sprachgebrauch; sie kann nur heißen: aus dem Geschlechte des Buzico, und auch dieser Name dürfte trotz seines fremdartigen Klanges echt deutsch sein; vgl. Formen wie Buozold, Buogulf. Flathe.

Thielau: Antoine Wilhelmine v. Th., geb. v. Honrodt, erblickte am 15. October 1767 zu Veltheim an der Ohm, dem Stammgut ihrer altadeligen Familie, das Licht der Welt. Am 23. Januar 1790 vermählte sie sich mit August Wilhelm v. Thielau, einem niederlausitzischen Edelmann, an dessen Seite sie in aller Stille in Nieder-Sickte bei Braunschweig lebte, nur mit der Erziehung ihrer Kinder und der Sorge für ihre Familie beschäftigt. Sie war eine Anhängerin von Pestalozzi's Lehren und lieferte in dem einzigen größeren Werke, das aus ihrer Feder auf uns gekommen ist, dem anonym erschienenen und von E. C. Trapp herausgegebenen Roman: „Friederike Weiß und ihre Töchter" (Berlin 1805), ein Gemälde häuslicher Erziehung. Sie starb am 7. Mai 1807 auf ihrem Gute Nieder-Sickte an einem schleichenden Nervenfieber.

Vgl. L. W. O. A. v. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts II, 362—364. Leipzig 1825. H. A. Lier.

Thielau: Wilhelm Erdmann Florian v. Th., braunschweigischer Staatsmann, wurde am 19. Mai 1800 zu Sickte geboren, † 1865. Er stammte aus einer alten, in der sächsischen Lausitz angesessenen Familie. Zuerst nach Braunschweig kam Karl Florian v. Thielau, der, ein Sohn Karl Joh. Erdmann's v. Thielau auf Neu-Döbern bei Kalau, 1777 als Stallmeister angestellt, 1802 zum Oberstallmeister befördert wurde und bei dem Herzog Friedrich Wilhelm eine große Vertrauensstellung einnahm. Er hatte sich mit Sophie Helene v. Honrodt, einer Tochter des am 7. September 1789 verstorbenen Schatzraths v. Honrodt, verheirathet. Durch ihn ist wohl auch der jüngere Bruder August Wilhelm v. Thielau nach Braunschweig gezogen, der sich am 23. Januar 1790 mit der anderen Tochter v. Honrodt's, Antoine Wilhelmine

(† am 7. Mai 1807), vermählte und durch sie in den Besitz des Ritterguts Nieder-Sickte gelangte. Aus letzterer Ehe stammte Wilhelm Erdmann Florian v. Th. Nachdem dieser kurze Zeit ein Gymnasium in Berlin besucht hatte, ging er im Juni 1810 auf die sächsische Landesschule zu Schulpforta über, wo ihn hauptsächlich die exacten Wissenschaften anzogen. Insbesondere fand hier sein scharfer und klarer Verstand Nahrung in der Mathematik, deren Studium er sein ganzes Leben hindurch mit Eifer betrieb. Von Schulpforta im März 1816 mit dem Reifezeugniß für Universitäten entlassen, bezog er zunächst die Bergakademie zu Freiberg, um sich der Bergwerkswissenschaft zu widmen. Dann besuchte er von Michaelis 1818 bis Ostern 1821 die Universität Göttingen, wo er sich vor allem mit cameralistischen und nationalökonomischen Studien beschäftigte. Er ging dann wieder nach Freiberg zurück und wurde hier, zum Bergamtsauditor ernannt, bis Ende des Jahres 1822 beschäftigt. Darauf wandte er sich nach Braunschweig, wo er unterm 23. Januar 1823 als Auditor bei der Bergwerksſection der fürstlichen Kammer zugelassen wurde. Am 18. März 1828 als Landesökonomie- und Kammerassessor angestellt, trat er jedoch schon am 18. November des folgenden Jahres aus dem Staatsdienste wieder aus, da er ihm unter der Mißregierung Herzog Karl's II. um so weniger Geschmack abgewinnen konnte, als er als Besitzer des Ritterguts Sickte, das ihm sein Vater († am 29. November 1825) schon 1824 abgetreten hatte, Mitglied der Landstände war und in deren Streite gegen die Gewaltmaßregeln der Regierung fest und entschieden auf ständischer Seite stand. Er dachte daran, in preußische Dienste zu gehen und verkaufte im August 1830 auch sein Rittergut an R. v. Veltheim. Als aber dann nach der Uebernahme der Landesregierung durch Herzog Wilhelm eine bessere Zeit angebrochen war, ließ sich v. Th. auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten bewegen, wieder in den braunschweigischen Staatsdienst zu treten, und er hat dann an den segensreichen Reformen der Folgezeit in hervorragender Weise Antheil genommen. Zunächst erhielt er am 5. October 1830 die alte Stellung wieder, doch wurde er zwei Jahre darauf (am 18. December 1832) zum Finanzrathe befördert. Seine Thätigkeit war zunächst der Landesökonomiecommission gewidmet, wo es galt, die Landwirthschaft aus den Banden zu befreien, in denen sie Gemeinsamkeiten, Lasten und Dienste allerlei Art gefesselt hielten. Schon in der neuen Landschaftsordnung vom 12. October 1832 (§ 36) war die Ablösbarkeit jener Rechte ausgesprochen und ein Gesetz verheißen, das alle diese Fragen regeln sollte. Seine Ausarbeitung war v. Thielau's Werk, und schon dem am 30. Juni 1833 zusammentretenden Landtage konnten die betreffenden Gesetzesvorlagen gemacht werden, die dann auch Annahme fanden und als Ablösungsordnung und neue Gemeinheitstheilungsordnung unterm 20. December 1834 veröffentlicht wurden. Sie haben sich, wie zur Zeit allgemein anerkannt wird, auf das beste bewährt und nicht zum mindesten die jetzige glänzende Lage des braunschweigischen Bauernstandes begründet, der von den auf ihm ruhenden Fesseln durch v. Thielau's agrarpolitische Thätigkeit in so früher Zeit und in so schneller, gründlicher und gerechter Weise befreit wurde, wie es wol in keinem anderen deutschen Lande der Fall gewesen ist. Die Ausführung jener Gesetze fiel der Landesökonomiecommission zu, die zu dem Zwecke nach v. Thielau's Vorschlägen neu organisirt wurde (Gesetz, die Organisation und den Geschäftskreis der herzoglichen Landesökonomiecommission, sowie das Verfahren in Separations- und Ablösungssachen betreffend, ebenfalls vom 20. December 1834). Einige Jahre blieb v. Th. noch bei dieser Behörde und leitete hier die wichtige Ausführung der von ihm geschaffenen Gesetze auf eine gute Bahn. Hierdurch wie durch seine Thätigkeit im braunschweigischen Landtage, in den v. Th. 1833 von dem gemeinschaftlichen

Wahlcollegium der drei Standesclassen gewählt war, und in dem er im allgemeinen die Sache der Regierung in offener, geschickter und sachkundiger Weise vertreten hatte, war inzwischen die hervorragende Befähigung v. Thielau's an maßgebender Stelle erkannt worden, und es erfolgte unterm 12. Juni 1835 seine Berufung als Ministerialrath und Geheimsecretär in das herzogliche Staatsministerium. So verdienstlich er auch in dieser Stellung wirkte, so gelang es einem schlauen, intriganten Collegen, der in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler sah, um so leichter ihn daraus zu entfernen, da v. Th. die gefälligen, nachgiebigen Formen fehlten, und er, eine ehrliche, gerade Natur, die Ziele, die er sich gesteckt hatte, mit eiserner Consequenz verfolgte, Einreden und Widerspruch aber, der ihm unberechtigt erschien, oft schroffer, als nöthig und mitunter klug war, abzufertigen liebte. Da ihm unterm 29. December 1837 die Directorialgeschäfte der herzoglichen Baudirection übertragen waren, so hatte er u. A. auch die Chaussee- und Wegebauten des Herzogthums zu leiten. Hier wurde die Art, wie er einen geringfügigen, persönlichen Wunsch des Herzogs unbeachtet ließ, von seinem Widersacher geschickt benutzt, um ihn bei dem Fürsten mißliebig zu machen. So wurde er denn plötzlich im Ministerium entlassen und unterm 6. Januar 1842 zum Director der Direction der Berg- und Hüttenwerke bei herzoglicher Kammer ernannt. Aber er ließ sich dadurch nicht verbittern und in seinem Eifer, dem wahren Landeswohle zu dienen, nicht im geringsten beeinträchtigen; auch die Versuche, die wol von einer im Gegensatz zu der Regierung stehenden Adelspartei gemacht wurden, ihn für sich und ihre Sonderinteressen zu gewinnen, blieben bei ihm erfolglos. Die Leitung des Berg- und Hüttenwesens besorgte er mit Sachkunde ohne büreaukratische Befangenheit. Die Wissenschaft dieses Faches hat er stets mit Eifer verfolgt und durch eigene Versuche zu fördern gestrebt. Aber dennoch übersah er nicht die Nachtheile, die dem Staate durch das Betreiben von Gewerbe und Kaufmannschaft leicht erwachsen, und er war daher nicht abgeneigt, einzelne Gewerke des Staatsguts zu verkaufen, wenn dies günstig und ohne Schaden für die auf sie angewiesenen Unterthanen geschehen konnte. Ueberhaupt beurtheilte er die hier in Betracht kommenden Fragen nicht von einseitigem Fachinteresse aus. Er hatte durch unermüdliches, gründliches Studium nicht nur der einschlagenden Litteratur, sondern vor allem auch der realen Verhältnisse sich eine tiefe Einsicht in die Lebensbedingungen und stets sich neu gestaltenden Interessen der Gewerbe und des Handels erworben und so auf diesem Felde einen weiten, freien Blick erhalten, der nicht am Einzelnen haftete, sondern das Ganze übersah. Diesen zu bethätigen, fand er besonders Gelegenheit, seit er als Nachfolger des zum Geheimrath beförderten, ihm befreundeten v. Geyso unterm 16. März 1848 zum Finanzdirector ernannt worden war. Daneben behielt er den Vorsitz in der Direction der Berg- und Hüttenwerke, und er blieb bei dieser Behörde auch, als durch das Gesetz vom 19. März 1850 die Organisation der Finanzverwaltung neu geregelt und ihm unterm 8. Juni 1850 das Präsidium in dem Finanz- und Steuercollegium, sowie in der Zoll- und Steuerdirection übertragen wurde. So lag denn das ganze Finanz-, Zoll- und Steuerwesen des Landes in seiner inneren Verwaltung wie in seinen Beziehungen nach außen im wesentlichen in seinen Händen. Die Steuern des Landes wurden fast sämmtlich unter seiner Verwaltung neu regulirt; er brachte eine früher nicht gekannte Klarheit, Ordnung und Sicherheit in die Finanzverwaltung, die nicht wenig dazu beitrug, den Credit des Landes zu heben und zu festigen und die glücklichen Finanzverhältnisse zu schaffen, deren sich der braunschweigische Staat noch heutigen Tages erfreut. Vor allem war dies aber nur dadurch möglich, daß er die Entwicklung der Gewerbe und des Handels mit bestem Erfolge zu fördern und zu

stärken sich bemühte. Wie einst die Landwirthschaft, so suchte er jetzt auch sie aller hemmenden Fesseln und Schranken zu entledigen und ihre Absatzgebiete nach Möglichkeit zu erweitern. Im J. 1841 hatte sich Braunschweig ohne den gleichzeitigen Beitritt Hannovers dem Zollvereine angeschlossen. Es war dies jedenfalls ein übereilter Schritt, der ohne Mitwirkung v. Thielau's infolge von mancherlei Mißhelligkeiten, die zwischen Hannover und Braunschweig bestanden, gemacht war und bei der geographischen Gestalt des Herzogthums für dieses arge Uebelstände hervorrief. Diese, so viel wie möglich, zu beseitigen, war nun das angelegentlichste Bestreben v. Thielau's, der Braunschweig bei allen Zollvereinsverhandlungen vertrat und hier einen Einfluß besaß, der über das Gewicht des von ihm vertretenen Landes weit hinausreichte. So wurde durch ihn vor allem der Anschluß des Steuervereins (Hannovers und Oldenburgs) an den Zollverein vermittelt, der mit dem Anfang des Jahres 1854 in Kraft trat und für Braunschweig von ungeheuerem Vortheile war. Schon 1848, als die Nationalversammlung in Frankfurt tagte, wurde v. Th. als Commissar der Regierung im Juli dorthin geschickt, um bei den Verhandlungen über die Vereinigung Deutschlands zu einem Zollgebiete die braunschweigischen Interessen zu vertreten. Daß dieses Ziel erreicht und der Verkehr im Innern des großen Vaterlandes von dem Hinderniß der abgesonderten Zollverwaltungen völlig befreit würde, daran hatte kein anderes deutsches Land ein größeres Interesse, als bei seinen verwickelten und lästigen Grenzzollverhältnissen das Herzogthum Braunschweig. Daher widmete v. Th. dieser Aufgabe, deren Erfüllung ihm die praktische Grundlage der ganzen politischen Einigung zu bilden schien, alle seine Kräfte. In bezeichnender Weise hat er später (1851) in Bezug hierauf geschrieben: „Durch meine Berufsgeschäfte darauf hingewiesen, die Einheitsidee zunächst von der Seite der materiellen Interessen (der Gewerbe, des Verkehrs und der Finanzen) zu ergreifen, hielt ich dafür, daß das Werk damit beginnen, geheißen haben würde, den Stier bei den Hörnern zu erfassen, und sah verdrießlich zu, wie die Zeit in der Paulskirche mit den Grundrechten vergeudet und ein Phrasenschwarm erregt wurde, zu dessen Abwehrung der Feind seinem Instincte nach nur die Haut schüttelte, aber nicht die Hörner gebrauchte." Als gegen das Ende des Jahres der Vertreter des vierten braunschweigischen Wahlbezirks, Kaufmann Stolle, sein Mandat niederlegte, wurde dieses v. Th. übertragen. In einem offenen Briefe, in dem er sich unterm 29. December 1848 darum bewarb, bekannte er sich als überzeugten Anhänger des constitutionell-monarchischen Princips, und wünschte er, den König von Preußen als das Oberhaupt des kräftigsten der einzelnen deutschen Staaten zu einem erblichen Reichsoberhaupte zu erheben; auf diese Weise glaubte er auch die Selbständigkeit jedes kleineren Staates, die er erhalten wissen wollte, am verläßlichsten gewahrt zu sehen. Er schloß sich demgemäß der Partei Heinrich's v. Gagern, dem rechten Centrum und später der Casinopartei, an und gehörte zu den 65 Abgeordneten, den Gagern, Dahlmann u. s. w., die am 20. Mai 1849 aus der Versammlung ausschieden, als sich der Verwirklichung ihrer Ideen zur Zeit unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Im Juni 1849 betheiligte sich v. Th. auch an den Verhandlungen in Gotha und im folgenden Jahre erschien er wieder als Abgeordneter im sogenannten Unionsparlamente in Erfurt. Als nach Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrages der Fortbestand des Zollvereins durch die Regierungen von Baiern, Hannover und Württemberg gefährdet war, wirkte v. Th. nicht nur als braunschweigischer Vertreter bei den Verhandlungen der Staaten unermüdlich für die Erneuerung im alten Bestande und Ablehnung des von Graf Rechberg beantragten Eintritts Oesterreichs in den Verein, sondern er trat auch zugleich publicistisch in dieser Frage auf mit der

von ihm anonym herausgegebenen Schrift: „Der Zollverein Deutschlands und die Krisis, mit welcher er bedroht ist“ (Braunschweig 1862/63, 1. und 2. Heft). Sein Bemühen war nicht vergeblich; der Zollverein blieb in gewünschter Weise bestehen. Die hohen Verdienste v. Thielau's hierbei erkannte seine eigene Regierung durch die Ueberreichung eines Ehrengeschenkes, die preußische durch eine hohe Ordensverleihung in ehrendster Weise an. Schon früher hatte v. Th. eine Schrift über „die gemeinschaftliche Productionssteuer von Salz und Rübenzucker in Deutschland“ (Braunschweig 1851) veröffentlicht, vorzugsweise eine Frucht seiner Frankfurter Commissionsthätigkeit; doch haben die hier behandelten Fragen, insbesondere die Aufhebung des Salzmonopols, ihn noch in späterer Zeit lebhaft beschäftigt. Das Vertrauen der Gewerbetreibenden des Herzogthums besaß v. Th. in so hohem Grade, daß sie ihn 1857 und dann bis zu seinem Tode als Abgeordneten zu der Landesversammlung wählten, der er aber schon seit 1852 als Vertreter der Stadt Braunschweig wieder angehört hatte. Hier trat er besonders in finanziellen und nationalökonomischen Fragen hervor, wo sein Wort stets von der größten Geltung war. Seine Rede war schlicht und sachlich; hohle Phrase war ihm verhaßt. Ihn beseelte ein fester Muth der Ueberzeugung, der ihn ohne Rücksicht auf die Wirkung nach oben oder unten das von ihm für wahr Erkannte furchtlos aussprechen ließ. Eitelkeit und Eigennutz waren ihm fremd. Er wollte nur der Sache dienen und die Aufgaben fördern, die ihm Beruf und Neigung stellten, und in deren Erfüllung er seine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft bethätigte. Leider sollten die letzten Jahre seines Lebens noch durch einen unangenehmen Mißerfolg getrübt werden. Der gute Klang seines Namens hatte wohl vor allem verursacht, daß sich 1857 ein Actienunternehmen, „die Waldeck'sche Kupfergesellschaft“ bildete, in deren Verwaltungsrathe v. Th. der Vorsitz übertragen wurde. Da sich die Annahmen über die Nachhaltigkeit und Reichhaltigkeit der Erze, die sich auf die Urtheile anerkannter Autoritäten stützten, dennoch nicht bewährten, so verunglückte das Unternehmen in kurzer Zeit; schon 1862 mußte die Liquidation der Gesellschaft beschlossen werden. v. Th. selbst hatte dabei große Verluste; ungleich mehr aber kränkte ihn der Schaden, den andere dadurch erlitten. Freunde von ihm waren der Ansicht, daß der Kummer hierüber sein Leben verkürzt hätte. Er starb an Herzlähmung am 12. November 1865. Bald nachher beschloß die Handelskammer zu Braunschweig, ihm als ein bleibendes Zeichen ihrer Dankbarkeit ein öffentliches Denkmal zu errichten. Es bestand aus seiner lebensgroßen Broncebüste, die jetzt auf seinem Grabe Aufstellung gefunden hat. v. Th. hat sich zweimal verheirathet, am 22. September 1835 mit Auguste Wilhelmine Karoline v. Löhneysen, einer Tochter des Oberforstmeisters August Friedrich Albrecht v. Löhneysen, die am 23. October 1849 gestorben ist, und am 26. August 1855 mit deren älterer Schwester Albertine v. Löhneysen, die ihn bis zum 29. Mai 1893 überlebte. Aus erster Ehe stammte eine Tochter Louise, die sich 1864 mit dem anhaltischen Landrathe Ernst Wilh. Friedr. v. Krosigk vermählte, und ein Sohn (Wilhelm Otto) Florian v. Thielau, der am 18. December 1840 geboren und am 21. Juli 1886 zu Weimar als königlich preußischer Gesandter und bevollmächtigter Minister an den thüringischen Höfen gestorben ist.

Vgl. den Nekrolog (von Wilh. Bode) in der deutschen Reichszeitung vom 25. November 1865, Nr. 321. — Acten des herzoglichen Staatsministeriums in Braunschweig und des Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel. — Mittheilungen des Regierungsassessors v. Krosigk, eines Enkels v. Thielau's.

P. Zimmermann.

Thiele: Heinrich (August Ludwig) Th., lutherischer Theologe, am 18. Jan. 1814 zu Königslutter geboren, † am 17. Mai 1886, war der Sohn

und Bäckers Heinr. Martin Friedr. Th., der um das Jahr 1827
utter nach Braunschweig übersiedelte; seine Mutter, Luise Wilhel-
eine geb. Matthies. Der Sohn wurde streng und einfach erzogen
m ernsten Vater von vornherein zum Theologen bestimmt, so daß
reifung dieses Berufs wie eine ausgemachte Sache galt. Er besuchte
weig das Martineum, das Obergymnasium und von Michaelis 1832
1833 das Collegium Carolinum, wo er das Abiturientenexamen be-
n bezog er die Universität Göttingen. Die Theologen, insbesondere
hen ihn hier wenig an, er fühlte sich weit mehr durch Herbart's
e Vorträge angeregt und von der deutschen Alterthumskunde an-
damals in Göttingen unter der Brüder Grimm Leitung in hoher
d. Da er so auf dem theologischen Gebiete zu keiner Klarheit und
gelangen konnte, so siedelte er Ostern 1834 nach Jena über, wo
as er suchte, in reichstem Maaße zu theil ward. Vorzüglich in den
von Karl Hase und Baumgarten-Crusius. Die evangelische Milde
senschaftliche Freisinn, der versöhnende Standpunkt zwischen einseitigen
A., was hier gelehrt wurde, nahmen ihn ebenso für Jena ein, wie
tlich-ernste, wissenschaftliche Ton, der unter der dortigen Studenten-
te. In Jacobi's 'Von den göttlichen Dingen' sah er den Ausdruck
n philosophischen Bekenntnisses. Ostern 1836 verließ er Jena und,
vorübergehend den Unterricht zweier Knaben in Morsleben über-
te, bestand er am 7. October 1836 in Wolfenbüttel das erste theo-
men. Er wandte sich dann nach der Schweiz, wo er in Hofwyl an
erg'schen Institute mehrere Jahre als Lehrer wirkte und am 17. Mai
. Gallen als evangelischer Geistlicher ordinirt wurde. Im Sommer
te er nach Braunschweig zurückzukehren, doch konnte er dem ver-
trage, einen jungen Engländer, einen Zögling des Fellenberg'schen
r sich in Rom mit architektonischen Studien beschäftigen wollte, als
in zu begleiten, nicht widerstehen. Vom Winter 1840 auf 41 weilte
Hier machte er bald die Bekanntschaft der königl. preußischen Ge-
die ihn dazu führte, das Amt eines Gesandtschaftspredigers zunächst
treter zu übernehmen, bis 1842 auf Anregung des preußischen Ge-
rn. v. Buch aus der provisorischen Stellung eine dauernde wurde.
rnte Th. auch die Prinzessin Marianne der Niederlande, die Ge-
Prinzen Albrecht von Preußen, kennen, die er auf mehreren größeren
itete, und mit der er in beständigem Briefwechsel blieb. Sie hatte
sicht, ihm die Erziehung ihres Sohnes, des Prinzen Albrecht zu
doch ließen verschiedene Zwischenfälle diesen Plan nicht zur Aus-
nmen. Trotz den interessanten, oft wechselnden Verkehrskreisen, die
n fand, und trotz der Fülle von Anregungen, die sich seinem für
Kunstschönheiten, für Geschichte und Alterthumskunde äußerst
n, lebendigen Geiste hier boten, sehnte er sich doch nach der Heimath
er er mit unwandelbarer Liebe und Treue hing. Als am 20. Febr.
raunschweig Domprediger Abt Westphal starb, bewarb er sich um
olge und am 8. August des Jahres hielt er hier im Dom eine
. Da sich die Entscheidung über die Besetzung der Stelle hinzog,
zuvor noch eine längere Reise nach dem Orient, insbesondere nach
n. Am 4. April 1848 wurde er dann zum Hof- und Domprediger
am 6. August des Jahres in sein Amt eingeführt, das er bis zu
ununterbrochen verwaltet hat.
s Bestreben war vor allem darauf gericht[illegible] ine wirkliche Ge-
bilden. Hierin sah er die erste Aufgabe d[illegible] chen und die zu-

verläßliche Grundlage für eine gedeihliche geistliche Wirksamkeit. Er suchte einen festen Zusammenhalt in der Gemeinde herzustellen, den in der Zeit des Rationalismus eingeschläferten kirchlichen Sinn zu wecken und durch Entfaltung einer christlichen Liebesthätigkeit auch äußerlich wirksam in Erscheinung treten zu lassen. Dem kirchlichen Gottesdienste wünschte er durch Erweiterung und Ausschmückung der liturgischen Formen, für die er ein sehr feines Verständniß besaß, einen reicheren Inhalt und größere Abwechselung zu geben. Bei allen diesen Bestrebungen hatte er anfangs in Braunschweig mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; man argwöhnte dahinter katholisirende Tendenzen. An offenen und versteckten Angriffen, an Spott und Hohn fehlte es ihm da nicht. Aber unbeirrt ging er seinen Weg weiter; eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, ein überzeugungstreuer Charakter hielt er an dem einmal für wahr Erkannten unverrückbar fest; kluge Besonnenheit, guter Geschmack, weltmännische Gewandtheit und feine, vielseitige Bildung schützten ihn vor Uebertreibungen, Einseitigkeiten und Schroffheiten. Er verstand auf die verschiedensten Individualitäten geschickt einzugehen, obwol er selbst fest auf positiv christlichem Boden stand, auch abweichende Meinungen gerecht zu würdigen und im Verkehre Ernst und Scherz auf das glücklichste zu verbinden. Er besaß eine natürliche Beredsamkeit, die Hoch und Niedrig gleichmäßig ansprach, ein lebhaftes Gefühl für priesterliche Würde und kirchliche Repräsentation, in deren Bethätigung er durch ein gewinnendes Aeußere und eine stattliche Erscheinung wirksam unterstützt wurde. Hatte sein Auftreten auch einen unverkennbar volksthümlichen Zug, — wie er denn auch stets in seine Herkunft aus ehrlichen Handwerkerkreisen seine besondere Ehre setzte, — so lag es ihm doch fern, sich um die Gunst der Menge zu bewerben; aber unwillkürlich wirkte er auf sie ein, da die Liebe zu der Sache, der er diente, und warme Menschenliebe unmittelbar bei ihm zum offenen Ausdrucke kamen. So gelang es ihm denn bald aus der ganzen Stadt eine zahlreiche Gemeinde um sich zu sammeln, die treu zu ihm hielt und stets sich vergrößerte. Insbesondere gewann er bald auf die jüngeren Geistlichen des Landes einen stets wachsenden, fast maßgebenden Einfluß. Er wurde recht eigentlich zum Mittelpunkte aller der Bestrebungen, die eine Erneuerung des kirchlichen Lebens im entschieden positiven Sinne im Herzogthum Braunschweig in die Wege leiteten. Immer mehr drang sein Einfluß durch. Die hervorragendsten Stellen der Landeskirche wurden mehr und mehr mit seinen Freunden und Anhängern besetzt, ja er hatte selbst die Genugthuung, daß die von ihm im Dom eingeführte liturgische Form des Gottesdienstes, die anfangs so befremdlich berührte, auf der 2. ordentlichen Landessynode (1876) im wesentlichen angenommen und 1879 im ganzen Lande eingeführt wurde. In die Synode wurde Th. durch das Vertrauen der Kirchenregierung, der gesetzmäßig die Ernennung von 4 Mitgliedern zusteht, zuerst in die 1869 eröffnete Vorsynode und dann immer wieder als Abgeordneter entsandt. Auf der dritten Landessynode wurde er 1880 auch in den Synodalausschuß und auf der vierten daneben zum Stellvertreter des Vorsitzenden gewählt. Bei seinem Landesherrn, dem Herzoge Wilhelm, der ihn unterm 17. November 1864 zum Propste des Klosters Marienberg und unterm 20. April 1875 zum Abte von Riddagshausen ernannte, stand er in hoher Achtung, wie er seinerseits ihm auch auf das treuste ergeben war. Auf die Kunde seiner bedenklichen Erkrankung eilte er aus freien Stücken nach Sibyllenort an das Krankenlager des Fürsten, den er jedoch nur als Leiche wiederfinden sollte. In ergreifender Weise hat er dann bei deren Ueberführung und Beisetzung dem allgemeinen Schmerze beredten Ausdruck gegeben. Mit treuester Anhänglichkeit hing Th. an seinem angestammten Fürstenhause und an seiner braunschweigischen Heimath. Er war der festen Ueberzeugung, daß diese

nicht nur die materiellen, sondern auch die zur Selbstregierung erforderlichen geistigen Kräfte besäße, um auch in der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die er freudig begrüßt hatte, als Glied im Ganzen sehr wohl seine berechtigte Stelle finden und wahren zu können. Nach dem Tode des Herzogs war Th. im braunschweigischen Landtage, dem er seit 1881 als Abgeordneter der Geistlichkeit angehörte, ein unerschrockener Vertreter der legitimen Monarchie, und er war, obwol er zu dem Prinzen Albrecht von Preußen, dessen Wahl zum zeitweiligen Regenten des Landes mit Sicherheit zu erwarten stand, nahe Beziehungen hatte, einer der Wenigen, die den Muth fanden, die innere Berechtigung der Behinderung des legitimen Thronfolgers offen zu bestreiten. — Eine Zeit lang hat Th. auch auf das höhere Schulwesen des Landes einen großen Einfluß ausgeübt, als er am 20. Dec. 1876 zum Mitgliede der neuerrichteten Oberschulcommission und nach dem Tode des Abtes Hille († 2. Oct. 1880) zum Vorsitzenden der Prüfungscommission für die Candidaten des höheren Lehramts ernannt wurde. Doch schied er im J. 1883 aus dieser Stellung wieder aus, da ihm hier die Eigenmächtigkeit und Uebergriffe eines Collegen, dessen Berufung er selbst veranlaßt hatte, zu viel Verdruß bereiteten. Ihn befähigte zu dieser Aufgabe, die er mit großer Liebe ergriffen hatte, vorzüglich seine vielseitige Bildung, die sich auch sonst bei den verschiedensten Gelegenheiten bezeigte. An den Verhandlungen des Geschichtsvereins wie des naturwissenschaftlichen Vereins nahm er lebhaften Antheil; Jahrzehnte lang hat er mit bewunderungswürdigem Eifer und großer Sorgfalt insbesondere vorgeschichtliche Alterthümer gesammelt, Stein- und Broncegeräthe, Urnen u. s. w., die er großentheils selbst hat ausgraben lassen und eigenhändig zusammengeflickt hat. Es entstand so eine sehr werthvolle Sammlung, die er 1878, als die alte Dompfarre abgebrochen werden sollte, des Umzugs wegen an das herzogliche Museum abtrat, wohin auch die dann aufs neue angelegte Sammlung nach seinem Tode gelangt ist. Seinen Kunstsinn zu bethätigen hatte er bei den umfassenden Restaurationen, die sein ehrwürdiger Dom und die schöne Riddagshäuser Klosterkirche während seiner Amtsdauer erfuhren, reichlich Gelegenheit. Nicht so hoch wie die Bedeutung seiner persönlichen Wirksamkeit ist wol die seiner litterarischen Thätigkeit anzuschlagen, obwol auch hier sein „Kirchenbuch zum evangelischen Gottesdienste“ (Braunschw. 1852) von großem Einflusse war und seine gemeinverständlich geschriebene „Christliche Kirchengeschichte“ 1875 in dritter Auflage erschien. Seine übrigen Schriften, die zumeist Reiseerinnerungen aus Rom und Palästina enthalten, Zeitfragen behandeln oder Gelegenheitsreden sind, finden sich in den Braunschweigischen Anzeigen und bei Blasius a. a. O. verzeichnet. Außer zahlreichen Orden war die Verleihung der theologischen Doctorwürde, die ihm schon 1855 von Seiten der theologischen Facultät in Marburg, der sein Freund und Landsmann E. L. Th. Henke angehörte, eine gerechte Anerkennung seiner Verdienste. — Vermählt war Th. seit dem 9. December 1851 mit Elisabeth Hetzler, der Tochter eines angesehenen begüterten Kaufherrn, Georg Ferd. Hetzler aus Frankfurt a. M., die nicht nur die tiefe Religiosität mit ihm theilte, sondern auch bei allen Werken der christlichen Nächstenliebe ihm eine treue Gehülfin war. In der letzten Zeit kränklich, ging er doch, so weit es die Kräfte zuließen, unverdrossen seinen Berufspflichten nach, bis ein Herzleiden am 17. Mai 1886 seinem Leiden ein Ende machte. Er wurde unter großartiger Theilnahme am 20. d. M. auf dem Domfriedhofe beigesetzt; sein Freund Abt D. Sallentien und Pastor Clemen sprachen an seinem Sarge, der Senior der Braunschweigischen Stadtgeistlichkeit, Pastor D. Skerl, hielt ihm am folgenden Sonntage im Dome eine Gedächtnißpredigt. Seine Gattin ist ihm schon am 5. August 1887 im Tode nachgefolgt.

Vgl. Zum Gedächtniß des D. Heinrich Thiele, Brnschw. 1886 (die genannten Trauerreden enthaltend). — Braunschw. Anz. 1886, Nr. 15 (von O. Könnecke). — W. Blasius, Lebensbeschreibungen Braunschw. Naturforscher und Naturfreunde (Brnschw. 1887), S. 87 ff. — Evangelisches Gemeindeblatt f. d. Herzogth. Braunschw., 1886, Nr. 21. — Beste, Geschichte d. Braunschw. Landeskirche. — Acten des herzogl. Consistoriums in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Thiele: Johann Alexander Th., Landschaftsmaler und Radirer, wurde am 26. März 1685 zu Erfurt geboren. Anfangs Militär, ließ er sich, durch seine Vorliebe für die Kunst, die er als Dilettant durch Copiren von Landschaften übte, bestimmen, seinen Beruf aufzugeben und sich ganz der Landschaftsmalerei zu widmen. Er wurde Schüler von C. L. Agricola und lernte in Dresden bei Manyocki die Ausübung der Oelmalerei. Hier gelang es ihm, sich rasch einen guten Namen zu machen und sich im J. 1747 zum Hofmaler emporzuschwingen. Als solcher starb er zu Dresden am 22. Mai 1752. — Th. ist der älteste deutsche Vertreter der sogenannten „Prospecten- oder Ansichtenmalerei", die in den beiden Canaletti ihren Höhepunkt erreicht hat. Doch kam es ihm nicht blos darauf an, den von ihm gewählten Vorwurf mit möglichster Treue wiederzugeben, sondern er verstand es auch, seinen Gemälden einen eigenen, über die bloße Naturtreue hinausreichenden Reiz zu verleihen. Die meisten Motive für seine Bilder entnahm Th. den sächsischen und thüringischen Gegenden, doch hat er auch eine Anzahl Bilder aus Mecklenburg angefertigt. Die sächsischen Gemälde malte er im Auftrage des Dresdener Hofes, die mecklenburgischen aber auf Befehl des Herzogs Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, mit dem er seit dem Jahre 1738 in Correspondenz stand, und für den er infolge eines am 24. October 1749 geschlossenen Contractes sechzehn große und zwölf kleinere Prospecte von mecklenburgischen Landschaften liefern sollte. Da Th. starb, ehe er den ganzen Auftrag vollenden konnte, ist der kleinere Theil der in Aussicht genommenen Bilder unerledigt geblieben. Die fertigen zieren gegenwärtig die Zimmer des Schlosses zu Ludwigslust. Außerdem befinden sich im Museum zu Schwerin nicht weniger als 22 Gemälde des Meisters. Auch in Dresden ist die Zahl von Thiele's Gemälden sehr groß, doch sind davon nur zwei der reizvollsten, die „den Kyffhäuser" und „die Zeche Kurprinz Friedrich bei Freiberg" darstellen, in der Galerie zu sehen, da die übrigen 46 zur Ausschmückung des Residenzschlosses dienen. Gegenüber diesem Reichthum von Thiele's Werken kommen die Bilder der Galerien zu Gotha, Weimar und Hamburg nur wenig in Betracht. Th. hat sich auch als Radirer versucht und auch in seinen zum Theil selten gewordenen Blättern ähnliche Motive behandelt wie in seinen Bildern.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. München 1848. XVIII, 335—337. — Karl Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 2, 1030, 1031. — Friedrich Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzoglichen Gemäldegallerie zu Schwerin. Schwerin 1882. 625—633. — Andreas Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1873. II, 598.

H. A. Lier.

Thiele: Johann Friedrich Alexander Th., Landschaftsmaler und Radirer, wurde als Sohn Johann Alexander Thiele's im J. 1747 zu Dresden geboren und von Hutin in Dresden und Rosa in Wien für die Kunst ausgebildet, brachte es jedoch nicht über mittelmäßige Leistungen hinaus. Auf seinen Bildern, deren Motive meistens der Dresdener Umgegend entnommen sind, und auch sonst pflegte er sich Friedrich Th. mit Hinweglassung seiner beiden anderen Vornamen zu nennen. Er starb in Dresden im J. 1803, wo er seit

dem Jahre 1798 die Stelle eines Zeichenmeisters an der Polizeischule und eines Inspectors an der Kunstakademie inne gehabt hatte.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. München 1848. XVIII, 337. — Friedrich Schlie, Beschr. Verzeichniß der Werke älterer Meister in der großherzogl. Gemäldegalerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 626. — Andreas Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1873. II, 599.
H. A. Lier.

Thiele: Karl Christoph Th., Maler und Radirer, wurde am 26. Juni 1715 zu Markersbach bei Pirna geboren. In seinem späteren Leben wirkte er als Kunstmaler an der königlichen Porzellanmanufactur in Meißen. Er hat eine Reihe in Kupfer gestochener Prospecte aus der Umgegend von Meißen und Dresden, sowie Ansichten der Elbgegenden von Königstein bis Wittenberg herausgegeben und einzelne Ereignisse aus der sächsischen Special- und aus der Meißener Localgeschichte in mäßigen Versen besungen. Er starb zu Meißen am 7. März 1796.

Vgl. Wilhelm Loose, Lebensläufe Meißener Künstler in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Meißen 1888. II, 2, 287.
H. A. Lier.

Thielen: Jan Philipp van Th., genannt Rigouldts, Maler, wurde im J. 1618 zu Mecheln geboren (getauft am 1. April 1618). Er war der Sohn des Edelmanns Liebrecht van Thielen, Herrns von Couwenberg und seiner Frau Anna Rigouldts, nach der er seinen zweiten Namen führte. Seit dem Jahre 1632 in Antwerpen und anfangs Schüler seines Schwagers Theodor Rombout, wandte er sich an den berühmten Blumenmaler Daniel Seghers, unter dessen Leitung er sich gleichfalls zu einem vorzüglichen Blumenmaler ausbildete. Im J. 1642 wurde er als selbständiger Meister in die Antwerpener St. Lucasgilde aufgenommen. Als solcher war er bis zum 9. März 1660 thätig, wo er wieder nach seiner Vaterstadt Mecheln übersiedelte. Hier erkrankte er bald darauf an der Schwindsucht, der er im J. 1667 erlag. Er wurde in der Kirche zu Boisschot bei Mecheln begraben. Seine Blumenstücke, von denen man außer in Antwerpen und Lille namentlich auch in der kaiserlichen Galerie zu Wien und in der Brera zu Mailand bezeichnende Proben findet, waren bei den Zeitgenossen sehr beliebt und gleich hoch, wie die seines Lehrers Seghers geschätzt. Sie verdienen diese Anerkennung, da sie ebenso sorgfältig angeordnet und gut gemalt sind, wie diejenigen Seghers', mit dem jedoch Th. in Bezug auf die Lebendigkeit des Colorits nicht wetteifern konnte. Viele von Thielen's Bildern bestehen aus Blumenguirlanden, in die Poelenburg und andere Künstler Heiligenbilder und historische Darstellungen hineinmalten. — Von Thielen's neun Kindern wurden drei Mädchen, Maria Theresia (geb. am 17. März 1640, † am 11. Febr. 1706), Anna Maria (geb. am 1. Januar 1642) und Francisca Katharina (geb. am 1. October 1645) gleichfalls Blumenmalerinnen, die zu ihrer Zeit bei den Kunstfreunden in Ansehen standen. Auch wird ein Sohn Thielen's als Blumenmaler von geringerer Bedeutung erwähnt.

Vgl. F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool S. 1132. 1133. Antwerpen 1883. — R. v. Engerth, Kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses: Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß III, 491—492. Wien 1884. H. A. Lier.

Thielmann: Johann Adolf Freiherr v. Th., General der napoleonischen Zeit, geboren zu Dresden am 27. April 1765 als der Sohn des kurfürstlich-sächsischen Oberrechnungsraths Th., besuchte 1776—1779 die Fürstenschule zu Meißen und genoß dann eine Zeit lang Privatunterricht. Vom Vater zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, zeigte er indeß früh besondere Neigung

für den Militärdienst und als der Vater 1782 starb, trat er beim Chevaulegersregiment Kurland in Grimma als Junker ein. Am 30. März 1784 zum Sousleutenant befördert brachte er lange Jahre bei langsamer Beförderung in verschiedenen kleinen Städten zu, nicht ohne seine wissenschaftliche und litterarische Bildung nach allen Seiten hin zu vervollkommnen. Besondere Freundschaft verband ihn mit Chr. G. Körner. 1791 wurde er in das neuerrichtete Husarenregiment versetzt und am 13. Juli desselben Jahres zum Premierlieutenant ernannt. 1793, 1795 und 1796 nahm er an den Rheinfeldzügen theil und zeichnete sich besonders im Gefecht bei Uckerath am 19. Juni 1796 aus. In den Friedensjahren wurde er mit dem in Eisenach lebendenden emigrirten Grafen Narbonne näher bekannt. Am 3. Mai 1798 zum Stabsrittmeister ernannt, unternahm er 1801 eine Reise nach Paris. Des langsamen Avancements müde kaufte er sich 1804 eine österreichische Schwadron, doch wurde dieser Schritt wieder rückgängig gemacht, weil man Werth darauf legte, den tüchtigen Officier dem sächsischen Dienst zu erhalten. 1805 führte Th. beim Besuch Zar Alexander's in Weimar ein Commando zur Bedeckung desselben gegen die im Baireuthischen stehenden französischen Truppen. Bald darauf wurde er bei der Vereinigung der sächsischen und preußischen Truppen an der Grenze in Zwickau dem Prinzen Louis Ferdinand als Adjutant zugetheilt. 1806 befehligte er die Oberstlieutenantsschwadron seines Husarenregiments und nahm an der Schlacht bei Jena theil. Nach der Katastrophe wurde er vom sächsischen Befehlshaber in das französische Hauptquartier geschickt, um Unterhandlungen wegen der sächsischen Truppen anzuknüpfen. Napoleon gewann den empfänglichen Rittmeister durch sein huldvolles Wesen; die Trennung der sächsischen Truppen von den preußischen Verbündeten war im wesentlichen das Ergebniß der Thielmann'schen Sendung. 1807 nahm er an der Belagerung von Danzig und der Schlacht von Friedland gegen Preußen und Russen theil. Im Frieden wurde er von seinem König dem Marschall Davout zur Dienstleistung in Warschau und später in Erfurt beigegeben. Er erwarb sich Davout's Vertrauen in hohem Maaße. Bemerkenswerth ist dabei seine Beeinflussung der sächsischen Presse im preußenfeindlichen Sinne. Am 1. März 1809 zum Oberstlieutenant und bereits am 12. April desselben Jahres zum Obersten und Generaladjutanten des Königs ernannt, befehligte er in diesem Jahre ein kleines Corps, das das Königreich Sachsen gegen Böhmen zu decken hatte. Durch den geschickten kleinen Krieg, den er damals zu führen verstand, begründete er seinen militärischen Ruf. Am 17. Juli 1809 zum Generalmajor, 26. Februar 1810 zum Generallieutenant befördert, hatte er in der Friedenszeit namhaften Antheil an der Erneuerung des sächsischen Heerwesens. 1812 wurde ihm eine sächsische Reiterbrigade unterstellt, mit der er in dem Reitercorps des Generals Latour-Maubourg den russischen Feldzug mitmachte und namentlich in der Schlacht bei Borodino u. a. durch die Erstürmung der Rajefskyschanze großen Ruhm erwarb. In Anerkennung seiner Tapferkeit erhob ihn König Friedrich August in den Freiherrenstand (8. Octbr. 1812). Obwol unverwundet, kam er doch nur mit erschütterter Gesundheit in die Heimath zurück. Seine Brigade war fast vollständig vernichtet, nachdem sie schon bei Borodino zum größeren Theile aufgerieben worden war.

Am 24. Februar 1813 wurde er zum Gouverneur der Festung Torgau ernannt, in der allmählich der größte Theil der sächsischen Truppen vereinigt wurde. Er erhielt die Weisung sich neutral zu verhalten. Im Feldzuge gegen Rußland war infolge des schonungslosen französischen Ausbeutesystems sein deutsches Gewissen erwacht. Es vollzog sich ein Bruch mit seiner bisherigen napoleonischen Gesinnung und er nahm nunmehr eine den Ver-

bündeten durchaus freundliche Haltung ein. Sehr bald merkten die französischen Feldherren, daß dem alten Freunde nicht mehr zu trauen sei; die Preußen und Russen dagegen erfüllte das entgegenkommende Wesen des sächsischen Generals mit großen Hoffnungen. Die Aussichten, den wichtigen Elbpaß durch Unterhandlung für die Verbündeten zu gewinnen, lagen sehr günstig und Th. arbeitete eifrig bei seinem König darauf hin, ihn zum Anschluß an die Sache der Verbündeten zu bewegen. Durch die Umgebung des Königs in seinen Hoffnungen auf eine deutsche Politik desselben bestärkt, dachte er den entscheidenden Schritt noch im Einverständniß mit Friedrich August thun zu können. Als dieser sich jedoch unschlüssig zeigte, machte Th., wesentlich auch bestimmt durch eine Conferenz mit Stein und Boyen in Dresden am 25. April, auf einem Feste an seinem Geburtstage in Torgau den Versuch, seine Officiere zu einer Erklärung für die Verbündeten zu veranlassen. Dieser Versuch scheiterte im wesentlichen. Die Schlacht von Großgörschen und der unter dem Eindruck derselben erlassene Befehl des Königs von Sachsen Torgau an die Franzosen zu übergeben, vereitelten alle sonstigen Hoffnungen Torgau mit seinem Elbübergang, seinen erheblichen Waffenvorräthen und 11 000 Mann Besatzung für die deutsche Sache zu gewinnen. Am 10. Mai legte Th. infolge dessen, ohnehin schon vor den Franzosen zu sehr compromittirt, seinen Befehl nieder, verließ mit seinem Generalstabschef, dem berühmten Ingenieur, damaligen Oberstlieutenant Ernst Ludwig Aster, die Festung und begab sich mit diesem in das Lager der Verbündeten. Zar Alexander empfing ihn mit Auszeichnung und ernannte ihn zum kaiserlich russischen Generallieutenant. Bis nach der Schlacht bei Kulm blieb Th. in Begleitung Alexander's. Sodann wurde er Anführer eines Streifcorps, mit dem er auf dem heimathlichen Boden in der Naumburg-Weißenfelser Gegend überaus geschickte Züge die Kreuz und Quer unternahm und den Franzosen unaufhörlich namhaften Schaden zufügte. Von den Gefechten waren die erheblichsten das bei Weißenfels am 11. September und die großen Gefechte bei Altenburg, Meuselwitz und Zeitz am 28. September (gegen den General Lefebvre-Desnouettes), ferner das blutige Gefecht bei Stöhsen gegen Augereau am 10. October. An der Schlacht bei Leipzig war er bei Lindenau unter Gyulai auf dem äußersten linken Flügel der böhmischen Armee betheiligt, der bekanntlich zu schwach war, um wesentliche Erfolge gegen die Franzosen, deren Rückzugslinie hier abzuschneiden gewesen wäre, zu erringen. Nach der Schlacht übernahm Th. mit seiner Reiterei die Verfolgung der Franzosen. Er erhielt jedoch alsbald den Befehl, die Organisation der übergetretenen sächsischen Truppen zu übernehmen. Mit Eifer und Verständniß widmete er sich dieser mühevollen Aufgabe, um dann im März 1814 mit dem letzten Theile der Truppen zum 3. deutschen Bundesarmeecorps, das in den Niederlanden unter der Führung Herzog Karl August's von Sachsen-Weimar operirte, zu stoßen. Bei den dortigen Bewegungen gegen den General Maison erlitt Th. mit seinen Truppen bei Courtray am 31. März wesentlich durch vorschnellen Angriff eine Schlappe. Der mit Maison abgeschlossene Waffenstillstand vom 12. April machte dem Krieg in den Niederlanden ein schnelles Ende. In der Friedenszeit verfolgte Th. mit besonderem Interesse die Verhandlungen über das Schicksal Sachsens. Sein temperamentvolles Wesen verleitete ihn dabei zu rücksichtsloser Hervorhebung seiner Ansichten. Im April 1815 trat er als Generallieutenant in den preußischen Dienst. Man übertrug ihm den Befehl des dritten Armeecorps und gab ihm zum Generalstabschef Clausewitz. In dieser Stellung fiel ihm bei Ligny die Aufgabe zu, die große Heerstraße zu decken. Am 18. und 19. Juni hat er den beiden Corps unter Grouchy das Treffen bei Wavre an der Dyle geliefert und durch Festhalten der mehr als doppelten Uebermacht desselben

das Eingreifen Grouchy's bei Belle-Alliance verhindert, wodurch Napoleon's Niederlage besiegelt wurde. Nach dem Frieden (1816) wurde er commandirender General in Münster, einige Jahre darauf in derselben Eigenschaft nach Koblenz versetzt und März 1824 General der Cavallerie. Am 10. October 1824 ist er infolge der Leiden, die er sich durch den russischen Feldzug zugezogen hatte, gestorben. Verheirathet war er mit der ältesten Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier zu Freiberg, wodurch er in nähere Beziehung mit Novalis kam. Drei Söhne und zwei Töchter überlebten ihn.

Th. ist eine der interessantesten Erscheinungen aus der napoleonischen Zeit. Er gehört zu den wenigen Individualitäten unter den Militärs. Die kurze Skizze, die hier gegeben werden kann, vermag nur allzu dürftig sein Wesen zu veranschaulichen. Vor allem ist es nicht möglich die unleugbaren problematischen Züge, die sein Charakter bietet, zu erläutern. Der Parteien Haß und Gunst haben sein Bild vielfach entstellt. Voller Ehrgeiz und Thatendrang und zugleich voll Geist und Bildungstrieb, voll politischen Sinnes und Umgangstalents, hat er das Glück gehabt auf der für ihn als Bürgerlichen sehr schwierigen militärischen Laufbahn zu hohen Ehren aufzusteigen. Nachdem er lange im Hinterwinkel den eintönigen Garnisondienst gethan, ist es ihm von seinem 41. Jahre an fast ununterbrochen vergönnt gewesen, an bemerkenswerther, selbstständiger Stelle zu stehen und er hat dadurch mannichfache Gelegenheit gefunden sich auszuzeichnen. Seine Erfolge und seine reiche schönwissenschaftliche Bildung verbunden damit, daß er sich seinen meisten Kameraden überlegen fühlte, reiften in ihm ein hohes Selbstbewußtsein, das er zuweilen deutlich zur Schau trug. Um in Torgau die große Rolle York's zu spielen, fehlte es ihm etwas an dem kühnen Zug der Initiative; aber es ist auch zu erwägen, daß er nicht die Umgebung eines York hatte. Hätte er gleich diesem handeln können, Sachsens Schicksal wäre ein anderes geworden. Anfangs von der weltgeschichtlichen Größe Napoleon's überrumpelt hat er sich in der Folge zu einem aufrichtig großdenkenden deutschen Patrioten entwickelt, der sich die warme Zuneigung des einst auch von ihm angefeindeten und hart über ihn urtheilenden Frhrn. vom Stein erwarb.

Eine ausführlichere Biographie Thielmann's, vom Schreiber dieser Zeilen verfaßt, ist in Vorbereitung. Unter den zahlreichen Quellen seien hervorgehoben: A. Graf v. Holtzendorff, Beiträge zur Biogr. d. Generals Frhrn. v. Thielmann. Leipzig 1830. (Das Hauptwerk.) — R. v. Hüttel, Der General der Kavallerie Frhr. v. Thielmann. Berlin 1828. — Louis de l'Or, Berichtigung d. Irrthümer in der biogr. Skizze R. v. Hüttel's. Dresden und Leipzig 1829. — H. Oberreit, Beiträge zur Biographie u. Charakteristik des Generals Frhrn. v. Thielmann. 1830. — Friedrich Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen X, 327—419. 2. Aufl., Leipzig 1864. General Thielmann. — XII, 331—352. Leipzig 1864. Noch einmal über General Thielmann. — Ferner: Archib. Graf v. Keyserling, Der Thielmann'sche Streifzug. Berlin 1847. — (J. v. Zezschwitz,) Mittheilungen aus den Papieren eines sächs. Staatsmannes. Camenz 1858. — F. Heller v. Hellwald, Erinnerungen aus den Freiheitskriegen. Stuttgart 1864. — Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. Herausg. von F. Nippold. III, Leipzig 1890. — Pertz, Stein; und Pertz, Gneisenau, passim. — Aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. Von Gneomar E. v. Natzmer. 1. Thl. Berlin 1876. — v. Montbé, Die Chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. II. Dresden 1860. — v. Ollech, Feldzug von 1815. — v. Plotho, Krieg 1813 und 14. — (v. Damitz,) Krieg 1813 und 1814. — Roth v. Schreckenstein, Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa. Münster 1858. — v. Minckwitz, Die Brigade Thielmann. Dresden 1879. — v. Meerheim, Erlebnisse

eines Veteranen 1812. Dresden 1860. — Dorow, Erlebtes. — Correspondance du maréchal Davout. Paris 1885, ꝛc. ꝛc. H. v. Petersdorff.

Thielmann: Karl Heinrich Th., Arzt, als Sohn in dürftigen Verhältnissen lebender Eltern am 7. December 1802 zu Nicolai in Oberschlesien geboren, studirte anfangs Philologie in Breslau, später Medicin daselbst, mußte aber infolge eines unglücklich abgelaufenen Duells Breslau noch vor Beendigung seiner Studien verlassen, übernahm eine Stelle als Hauslehrer beim Geheimrath Dr. Lerche, dem damaligen Director des Augenhospitals in St. Petersburg, und hatte hier gleichzeitig Gelegenheit, sich besonders in der Augenheilkunde weiter zu bilden. 1832 beendigte Th. seine Studien in Dorpat und erlangte hier die Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: „Veterum de angiologia atque sanguinis motu, inde ab antiquissimis temporibus usque ad Galenum enarratae, sive quaestio, utrum sanguinis circulatio veteribus innotuerit nec ne?“ Darauf kehrte er nach Petersburg zurück, war als Marinearzt bei einer Flottenequipage thätig, erwarb sich gelegentlich einer Epidemie von Augenentzündung, die in den Militärspitälern Petersburgs ausgebrochen war, durch glückliche Curen einen großen Ruf und wurde infolge dessen auf Veranlassung des Großfürsten Michael Pawlowitsch am Militärspital zu Oranienbaum angestellt. 1837 wurde er zum Oberarzt des Peter-Paul-Hospitals, 1857 zum Ehren-Leiboculisten des kaiserlichen Hofes ernannt. Verschiedene Unannehmlichkeiten in der Verwaltung seines Hospitals nöthigten ihn 1868 seinen Abschied zu nehmen. Zugleich zog er sich infolge seines schlechten Gesundheitszustandes auch mehr und mehr von der praktischen Privatthätigkeit zurück und starb, nachdem er noch durch die Ernennung zum Geheimrath ausgezeichnet worden war, am 14. August 1872. — Th. war ein sowol in seiner amtlichen Stellung, wie auch in den privaten Kreisen seiner Clientel und bei Allen, die ihn kannten, außerordentlich beliebter Mensch und Arzt, der auch trotz angestrengter praktischer Arbeit in großem Umfange noch litterarisch sich beschäftigte. Zusammen mit Krebel und Heine gründete er 1844 die „Medicinische Zeitung Rußlands“, deren Redaction er selbst bis 1860 unermüdlich fortführte und für die er eine Reihe von casuistischen u. a. Mittheilungen besonders aus seinem Specialgebiete, der Ophthalmologie lieferte. Ferner schrieb er auch über Typhus und Cholera, deren Studium er besonderes Interesse widmete. Die von ihm componirten „Choleratropfen“ gegen prämonitorische Diarrhöen fanden f. Z. große Verbreitung. Sehr rationell waren auch die von Th. bei der Therapie des Typhus empfohlenen und befolgten Grundsätze, die er in einer Schrift „Der Darmtyphus, beobachtet im J. 1840 im Peter-Paul-Hospital zu St. Petersburg“ (Leipz. 1841) vertheidigte. Noch publicirte T. medicinische Jahresberichte vom Peter-Paul-Hospital in St. Petersburg für die Jahre 1840 und 1841.

Vgl. Biogr. Lex. ꝛc. V, 649. Pagel.

Thieme: Clemens Th. (auch Thyme geschrieben), geboren um 1666 (nach Koch), kam, nachdem er Reiseprediger des Kurprinzen von Sachsen, Johann Georg, und mit diesem in Italien gewesen war, als Archidiakonus nach Wurzen bei Leipzig, ward 1695 Pastor und Superintendent in Colditz und starb als solcher im Jahre 1732. In Wurzen hatte er wegen seiner Hinneigung zum Pietismus allerlei Streitigkeiten. Der Graf v. Zinzendorf lernte ihn in Halle kennen und trat zu dem weit älteren in ein herzliches Freundschaftsverhältniß, feierte auch, als Th. gestorben war, sein Gedächtniß in einem besondern Gedichte. Th. ist der Dichter des bekannten und noch verbreiteten Liedes: „Ich bin vergnügt und halte stille, wenn mich gleich manche Trübsal drückt“, das, soweit bekannt, sich zuerst in dem Luppius'schen Gesangbuche von 1692 und ohne Angabe des Verfassers gedruckt findet.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds. 3. Aufl. IV, 274 f. — Rambach, Anthologie IV, 29 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 323 f. u. Supplement S. 78 f. — Das Gedicht Zinzendorf's in dessen deutschen Gedichten, Herrnhut 1735, S. 246, Nr. 106. — Vgl. auch Spangenberg im Leben des Grafen v. Zinzendorf, 3. Thl., S. 718 (vom Jahre 1732, § 1.)

l. u.

Thiemo, Erzbischof von Salzburg (1090—1101[2]), stammte aus einer vornehmen bairischen Familie. Im Kloster Niederaltaich erzogen, wurde er von dort als Abt in das Kloster St. Peter in Salzburg berufen. Außer mannigfachen Kenntnissen rühmte man seine Kunstfertigkeit in Holz- und Metallarbeiten, in Malerei und Bildhauerei. In verschiedenen Kirchen und Klöstern Salzburgs, Steiermarks und Oesterreichs finden sich Statuen, von denen die Sage zu erzählen weiß, daß sie von Th. aus Stein gegossen worden seien. In Wirklichkeit stammen sie aus späterer Zeit (vgl. Hauenschild in den Mittheilungen der Central-Commission 1879). Da er sich als Anhänger des Erzbischofes Gebhard von Salzburg in seinem Kloster nicht mehr sicher fühlte, floh er 1081 nach Schwaben, wohin sich auch Gebhard begeben hatte, und lebte zu Schaffhausen und Hirschau, welches damals unter dem Einflusse des Abtes Wilhelm ein Hauptsitz gregorianischer Anschauungen war. Nach drei Jahren kehrte er zurück. Der mittlerweile in Salzburg eingesetzte Gegenerzbischof Berthold von Moosburg suchte ihn vergebens zu gewinnen. Th. begab sich nach Admont, wo er eine günstigere Wendung abwartete und wo er sich noch befand, als 1088 Erzbischof Gebhard starb. Nach Gebhard's Tode vergingen zwei Jahre, ehe dessen Partei, unterstützt von Herzog Welf von Baiern, zu einer neuen Wahl schreiten konnte. Die Wahl fiel auf Th. (25. März 1090); am 7. April wurde er von Bischof Altmann von Passau consecrirt. 1094 wohnte er der Synode zu Piacenza bei. 1095 kam es zu neuen Kämpfen mit dem Gegenerzbischof, Berthold, der sich wieder in Salzburg festzusetzen suchte. Bei Saldorf unfern Salzburg kam es zum Treffen. Th. unterlag; mit Mühe entkam er selbst, sein Pallium fiel in Feindes Hand. Er floh nach Kärnten, wo aber die Lage der päpstlichen Partei eine womöglich noch schlimmere war, da hier nach dem Tode des ersten Bischofes von Gurk Gunther Berthold von Zeltschach, ein Anhänger Berthold's von Moosburg als Bischof eingedrängt wurde und sich viele Jahre hindurch behauptete. Th. wurde, als er die Tauern überschritt, überfallen und gefangen genommen. Man führte ihn vor die von seinem Vorgänger Gebhard erbaute Burg zu Friesach, band ihn, um die Uebergabe derselben zu erzwingen, an eine Wurfmaschine und stellte ihn den Geschossen der Belagerten bloß. Aber diese erkannten ihren Herrn und wußten ihn zu schonen. Nun führte man zwei seiner gefangenen Verwandten vor und drohte sie zu tödten, wenn er nicht die Festung übergebe. Er bestand auch diese Prüfung und die Gefangenen wurden geköpft. In strengen Gewahrsam gebracht, wurde er durch einen Laienbruder, der für ihn Geld sammelte und damit den Wächter bestach, gerettet und floh zu seinem Freunde, dem Bischof von Constanz. Er hielt sich fortan im Kloster Petershausen und in anderen schwäbischen Klöstern auf, während Berthold von Moosburg die Güter und Einkünfte des Erzbischofs unter seine Anhänger vertheilte. 1100 schloß er sich dem sogenannten Nachkreuzzuge — arrière croisade, wie ihn die Franzosen nennen — an, an dem sich auch die Markgräfin Ida von Oesterreich, Bischof Ulrich von Passau und Abt Giselbert v. Admont betheiligten. Die wenigsten sahen die Heimath wieder. Th. hatte sich jenem Corps des Kreuzheeres angeschlossen, welches der Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien befehligte, und das bei Eregli (1101) von den Türken aufgerieben wurde. Nach Aussage heimkehrender Kreuzfahrer soll er in Gefangenschaft gerathen sein und in der-

selben den Märtyrertod erlitten haben. Es heißt, daß sein Herr — ein türkischer Sultan oder ein arabischer Emir —, der in Erfahrung brachte, daß sich der Bischof auf die Bearbeitung der Metalle verstehe, ihn aufgefordert habe, ein beschädigtes Götzenbild auszubessern und daß Th., als er statt dessen das Idol zertrümmerte, unter ausgesuchten Qualen zu Tode gemartert worden sei. Doch sind die betreffenden Berichte — schon Otto v. Freising lag ein solcher vor — mit großer Vorsicht aufzunehmen. Dies gilt ebensowol von den von Wattenbach (Mon. Germ. SS. XI) veröffentlichten, wie es scheint, um die Mitte des 12. Jahrhunderts von einem anonymen Admonter Mönch verfaßten Versen, als von der zuerst von Canisius (Antiquae lectiones IV, auch in Mon. Germ. l. c. und in Historiens occidentaux des croisades tome V) veröffentlichten Vita et passio s. Thiemonis, als auch von der unter dem gleichen Titel von S. Tengnagel Vetera monum. contra schismaticos (jetzt auch in den Historiens occ. des crois. T. V.) publicirten Quelle. Etwas größeren Werth mißt Graf Riant, Le martyre de Thiemon de Salzbourg (Revue des questions historiques T. XXXIX) der zuerst von Nolte aus einer Darmstädter Handschrift im Archiv für österreichische Geschichte LIV, jetzt auch im V. Bande der Historiens occ. des croisades und Mon. Germ. SS. XV. veröffentlichten Passio Thiemonis bei, welche blos den Tod Thiemo's zum Gegenstande hat und deren Verfasser Abt Heinrich v. Breitenau (in Hessen) seine Nachrichten aus dem Munde eines Mönches schöpfte, welcher als Begleiter eines ungenannten Abtes den Kreuzzug mitmachte. Graf Riant vermuthet, daß dies Abt Giselbert v. Admont gewesen sei, der ebenfalls auf dem Kreuzzuge umkam. Als die Stadt, in welcher das Märtyrerthum Thiemo's stattfand, glaubt Graf Riant Ascalon bezeichnen zu können, als Datum den 28. September 1102, doch steht nur der Monatstag fest.

Schmued, Salzburg unter Thiemo und Konrad I. (1090—1147). Programm der Oberrealschule am Schottenfelde in Wien 1860. — Fr. M. Mayer, die östlichen Alpenländer im Investiturstreite.

v. Zeißberg.

Seckendorf *): Henrich Gottlob v. S., Staatsmann, aus dem Gudentischen Zweige des Geschlechtes, Bruder von Veit Ludwig v. S. (s. A. D. B. XXXIII, 519 ff.), der dritte und jüngste Sohn des schwedischen Obersten Joachim Ludwig v. S. und der Maria Anna geb. Schertlin v. Burtenbach, einer Nachkommin des bekannten Anführers im schmalkaldischen Kriege, wurde am 5. August 1637 in Erfurt geboren, wo seine Mutter seit dem vorigen Jahre wohnte, und empfing in der Taufe die Vornamen seiner beiden im schwedischen Heere dienenden Pathen: des Obersten Christoph Henrich v. d. Goltz und des Oberstlieutenants Gottlob Pietepeßki. Nach dem unglücklichen Ende des Vaters (s. A. D. B. a. a. O.) empfahl Torstenson, der früheren Verdienste des Obersten großherzig gedenkend, die Wittwe und ihre Söhne der Königin Christina, welche ihr darauf aus den Einnahmen der Stadt Erfurt ein Jahrgeld anwies. Dort erzog nun Maria Anna v. S. ihre zwei jüngeren Söhne, den von einigen Quellen geleugneten Quirinus (geboren 1634), nachmaligen k. dänischen Oberstwachtmeister, und den damals fünfjährigen Henrich Gottlob, mit liebevoller Sorgfalt bis zu ihrem Tode (1650), worauf Veit Ludwig, Kammerjunker und seit 1651 Hof- und Justizrath bei Herzog Ernst dem Frommen, die beiden zu sich nach Gotha

*) Zu Bd. XXXIII, S. 518.

nahm und sie das vom Rector Andreas Reyher geleitete vortreffliche Gymnasium besuchen ließ. Henrich Gottlob trat in die Prima desselben ein, bezog im December 1653 die Universität Helmstedt, wo er als Tischgenosse im Hause des Professors der Rechte Dr. Heinr. Hahn lebte und dessen private Unterweisung genoß, und setzte dann seine Studien noch anderhalb Jahre in Jena fort. Im Herbst 1656 wieder nach Gotha zurückgerufen, lernte er unter der Führung seines inzwischen (1656) zum Geheimen Hof- und Kammerrath erhobenen Bruders den praktischen Staatsdienst gründlich kennen und sah sich auch vom Herzog selbst in seiner Bildung vielfach gefördert. Schon auf der Hochschule hatte ihn dieser durch Geldmittel unterstützt; jetzt gab er ihn neben Veit Ludwig dem Erbprinzen Johann Ernst († 31. Dec. 1657) als Begleiter nach den Niederlanden mit (15. Sept. bis 31. Oct. 1657), ernannte ihn 1659 zum Hof- und Kammerjunker und im nächsten Jahre zum Beisitzer des Consistoriums, sandte ihn (14. März bis 18. Juli 1660) im Gefolge des nunmehrigen Erbprinzen Friedrich (I.) nach Ungarn und Böhmen, dann auf herzogliche Kosten noch im gleichen Jahre (bis 1661) allein nach Holland, England und Frankreich und wieder im Hochsommer 1661 mit dem Erbprinzen und dessen Bruder Albrecht (späterem Herzog von Coburg) über Hamburg, Holstein und Schleswig nach Dänemark. Nachdem er ihn dann am 15. Juli 1662 zum Hofmeister der drei ältesten Prinzen Friedrich, Albrecht und Bernhard (nachmals Herzog von Meiningen) befördert hatte, übertrug er ihm die Führung seiner Söhne auf einer neuen Reise nach den Niederlanden (16. Juli bis zum October 1662). Im gothaischen Dienste blieb Henrich Gottlob bis zum Jahre 1664; da folgte er, gleichzeitig mit seinem Bruder, der die Stelle eines Geheimen Rathes und Kanzlers bei Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg-Zeitz annahm, einem Rufe des pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig als Regierungsrath nach Heidelberg (Bestallungsbrief vom 22. Aug. 1664) und vermählte sich am 12. Aug. 1665 mit Agnes Magdalena v. Teutleben, der zweiten Tochter Kaspar's v. Teutleben auf Wenigen-Sömmern und Laucha (im Gothaischen). Am 12. März 1668 erhielt er auf sein Ansuchen „einen gnädigen Abschied"; denn er hatte sich entschlossen, fortan in Obernzenn der Bewirthschaftung seiner Güter zu leben und „keine Herrendienste mehr anzunehmen". Gleichwol vermochte er drei Jahre nachher einen Antrag seines Gönners und Wohlthäters, des Herzogs Ernst nicht abzulehnen: er übernahm 1671 die Stelle eines sachsen-gothaischen Rathes und Amtshauptmannes zu Königsberg in Franken und siedelte im folgenden Jahre mit seiner Familie dorthin über. Da aber der eben ausgebrochene französisch-niederländische Krieg die Ernennung eines Kriegsrathes für die gefürstete Grafschaft Henneberg nothwendig machte, so empfahl ihn sein Landesherr als solchen dem Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg-Zeitz, worauf ihn die betheiligten Regenten zum „Fürstlich hennebergischen gesammten Kriegsrath" beriefen. Außer in seinem eigentlichen Pflichtenkreise verwendeten ihn die sächsischen Herzoge auch noch zu Gesandtschaften, vornehmlich auf den fränkischen Kreistagen. So ging er im November 1672 im Auftrage Herzog Ernst's nach Nürnberg, wo die fränkischen Stände, deren Truppen der Kaiser zugleich mit dem nahestehenden eigenen und kurbrandenburgischen Kriegsvolke nach dieser Stadt entboten hatte, über dessen eigenmächtige Maßregel verhandeln sollten. Zu Anfang des Jahres 1675 besuchte er noch einmal den gothaischen Hof. Man nahm ihn dort wie einen alten Freund auf und ehrte ihn zugleich durch eine Vermehrung seines bisherigen Einkommens. Am 9. Januar war er wieder in Königsberg und vom 20.—25. zu Rothenburg a. d. Tauber, um an den Berathungen des Kreistages über die Einquartierung des brandenburgischen Heeres theilzunehmen. Das letztere hatte, verbunden mit Kaiserlichen und Reichstruppen, bisher im Elsaß gegen Turenne gekämpft und trotz eines hoffnungsvoll begonnenen Feldzuges

schließlich nach dem unglücklichen Treffen bei Mülhausen (29. Dec. 1674) das Land verlassen müssen und sich über Straßburg in die fränkischen Winterquartiere zurückgezogen. Damit begann für S. eine aufreibende und verdrießliche Thätigkeit, weil ihm die Sorge für die Einquartierung und Verpflegung dieser Truppen dies- und jenseit des Thüringer Waldes oblag. Am 28. Januar nach Königsberg heimgekehrt, eilte er sofort wieder zum Großen Kurfürsten in dessen Hauptquartier Schweinfurt, hatte am 31. bei ihm Audienz und begab sich am 9. Februar abermals dorthin. Durch die vielen Anstrengungen und die häufige Berührung mit den Truppen zog er sich Kopfschmerz und Fieber zu. Er fürchtete, von der Lagerseuche befallen zu sein, meldete seine Erkrankung der Gattin und dem Bruder, widmete sich dann noch fünf Tage den Geschäften, erkannte aber endlich das Bedenkliche seines Zustandes und bereitete sich gefaßten Muthes durch Beichte und Abendmahl zum Sterben vor (19. Februar). Inzwischen war seine Gattin zur Pflege eingetroffen. Von ihr, der ältesten Tochter Elisabeth Charlotte und dem Königsberger „Landmedicus" begleitet, sollte er in einer „Fensterkutsche" nach Hause zurückfahren. Aber unterwegs, bei dem Dorfe Mechenried (Unterfranken), endete er plötzlich am 25. Februar 1675, noch nicht 38 Jahre alt. Der beiden unmündigen Söhne — ein dritter, Henrich Gottlob, erst nach des Vaters Tode geboren, starb bereits in den Kinderjahren — nahm sich der treue Veit Ludwig an: Ernst Ludwig's, nachher preußischen Staatsministers, und Friedrich Henrich's, des bekannten späteren Reichsgrafen und Feldmarschalls (A. D. B. XXXIII, 514), während die drei überlebenden Töchter der Mutter verblieben. Der Lebensabriß in der Leichenrede des Königsberger Superintendenten Abesser (s. u.) nennt den Verstorbenen „sehr fromm, gelehrt, geschickt, treu und fleißig, von seinen Amtsunterthanen geliebt und geachtet", und Veit Ludwig sagt von ihm in seiner Reformationsgeschichte (s. u.): „Er wurde uns in blühendem Alter entrissen und hätte doch bei seiner Bildung, staatsmännischen Begabung und seinem edlen Charakter ein längeres Leben wohl verdient. Mögen mir die Leser diese kleine Abschweifung verzeihen, — aber ich habe ihn nicht nur wie einen Bruder, sondern auch wie einen Sohn geliebt, ihn nach dem Tode unserer Eltern erzogen und meine Liebe auf seine beiden meiner Fürsorge hinterlassenen Söhne übertragen, und darum wollte ich in meinem Buche (wenn ich auf eine Fortdauer desselben hoffen darf) das Gedächtniß des im Leben nicht unberühmten Mannes festhalten". — Nach handschriftlichen und gedruckten Vorlagen hatte Henrich Gottlob v. S. eine Reihe Aufzeichnungen über sein Geschlecht niedergeschrieben. Einen Auszug davon gibt die u. a. Leichenrede (S. 26—36).

Sigmund Abesser, Geistliche Ritterschafft Bey Christ-Adeliger Leichen-Begängnuß Des Weiland . . . Herrn H. Henrich Gottlobs von Seckendorff, Auff Oberzenn ꝛc. . . . vorgestellet. Zeitz 1678. (39 S. Fol.; Personalien S. 14—25. Universitätsbibliothek Heidelberg.) — Veit Ludw. v. Seckendorff, Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo, Ed. II., Lpz. 1694, S. 29ª; wiederholt bei Caspar Sagittarius, Historia Gothana, Jena 1713, S. 339. — Joh. Friedr. Gauhe, Des Heil. Röm. Reichs Genealogisch-Histor. Adels-Lexicon . . .; weit verm. und neu verbessert (1. Thl.), Leipzig 1740, Sp. 2294 f. — Zedler's Universal-Lexicon, 36. Bd. (1743), Sp. 895 f. — Vgl. auch: Joh. Sebast. Müller's Annales des Chur- u. Fürstl. Hauses Sachsen, Weimar 1701, S. 427. — Joh. Heinr. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung des Herzogth. Gotha, 1. Thl., Gotha 1790, S. 104. — A. Beck, Ernst der Fromme, 1. Thl., Weimar 1865, S. 204, 335, 762, 765 u. 779; 2. Thl., S. 61. — Die Quellen über Joachim Ludwig v. Seckendorf verzeichnet Beck a. a. O., 2. Thl., S. 61; womit zu vergleichen: 1. Thl., S. 69 u. 2. Thl., S. 97.

A. Schumann.

Stolz*): **Johann Jakob St.**, ein zu seiner Zeit bekannter, vielfach auch berühmter Prediger und theologischer Schriftsteller. Geboren in Zürich am 31. December 1753 als Sohn eines Schuhmachers, aber durch Fleiß und Begabung gefördert, studirte er daselbst unter Breitinger Theologie, daneben auch Philosophie und Sprachen. Großen Einfluß hatte auf ihn der damals vielgenannte Pfarrer Lavater, sowie dessen Freund Pfarrer Pfenninger, beide in Zürich. Als St. 1774 nach wohlbestandenem Examen in jenen drei Fächern zum Prediger ordinirt war, galt er für einen Schüler Lavater's und suchte auch dessen lebendige, aber auch überschwengliche und gefühlvolle Auffassung des Christenthums in Wort und Schrift zu verbreiten. 1781 berief ihn der Fürst von Isenburg-Birstein auf Lavater's Anregung zum Prediger an die reformirte Gemeinde Offenbach bei Frankfurt a. M. Durch mehrere erbauliche Schriften in Lavater's Stil, durch Predigten und Aufsätze in Pfenninger's Kirchenboten wurde er bald weiterhin bekannt, sodaß ihn 1784 der Ruf als zweiter Prediger an der St. Martini-Gemeinde in Bremen ereilte. St. wirkte auch hier anfangs in seines Meisters Weise (Erbauungsschrift Joseph 1786 u. a.), wie er auch veranlaßte, daß 1786 die Ansgarii-Gemeinde zu Bremen Lavater zum Prediger wählte. Letzterer nahm die Wahl zwar nicht an, kam aber kurz darnach auf Besuch nach Bremen und wurde dort in fast überschwänglicher Weise gefeiert. St. entfernte sich dann je mehr und mehr von ihm. 1793 schreibt er an einen Freund, daß er allen Lavater'schen Ankündigungen schon seit lange nicht den geringsten Werth mehr beilege und müde sei, sich von ihm hinhalten zu lassen. Statt dessen wendet er sich der rationalistisch-aufgeklärten Denkart seines Zeitalters zu (Schrift: Sektengeist 1796). Autoritäten sind ihm jetzt die Theologen Semler, Eichhorn, Löffler, Reinhard, Paulus, Heß u. s. w., mit denen er meistens in regem geistigen Verkehr steht. Seine seitherigen Kundgebungen in Wort und Schrift finden bei Vielen großen Beifall, während ernster gerichtete Christen, wie der Bremer Prediger Gottfried Menken, ihn als einen Abgefallenen betrachten und beklagen, daß er mit Lavater zugleich das Evangelium verlassen. Am meisten Aufsehen erregte wohl seine Uebersetzung des Neuen Testamentes, welche zuerst 1790 und dann sehr oft wieder, zuletzt 1820, meistens in sorgfältiger Umarbeitung, erschien. In ihr findet sich eine völlig moderne Sprache und alle höheren Ausdrücke sind sehr frei, oft entsetzlich flach wiedergegeben (z. B. Joh. 3, 13 heißt es, in der Uebersetzung, nicht Erklärung: „Und Niemand kann doch, auch über höhere Wahrheiten, so gut Auskunft geben, als der eines göttlichen Umganges genoß, nämlich eben dieser Mensch, der mit Gott in innigster Gemeinschaft steht"). Als die 2. Auflage dieser Uebersetzung erschien (1795), gerieth der Verfasser darüber in eine litterarische Fehde mit Joh. Ludw. Ewald, früher Stolz' Vorgänger in Offenbach, jetzt Generalsuperintendent in Detmold und kurz darauf (1796) Pastor an St. Stephani in Bremen, einem nicht minder fruchtbaren Schriftsteller. Ewald warf ihm öffentlich vor, er habe sich in seiner Uebersetzung bemüht, gewisse Lehren, z. B. von der Größe Jesu, bei Seite zu tragen. St. vertheidigte sich leidenschaftlich hiergegen, und längere Zeit erschienen hierüber gegenseitige Erklärungen und viel gelesene Schriften, bis sie sich schließlich öffentlich wieder vertrugen (1800). Zur Uebersetzung des Neuen Testaments gab St. dann auch „Erläuterungen" heraus „für gebildete und geübte Leser" (seit 1796), die ganz das rationalistische Zeitgepräge tragen. 1798 wurde er in Marburg zum Doctor der Theologie ernannt. 1802 erhielt er in Bremen zu seinem Predigeramt noch den Beruf eines Professors der Theologie am Gymnasium illustre, einer akademischen Anstalt, die früher geblüht hatte, jetzt aber schon

*) Zu Bd. XXXVI, 424.

am Untergehen war und deren Stellen daher nur noch um der Ehre und der Einnahme willen gesucht wurden (1810 ging sie ein). Als 1809 sein College Tiling starb, wurde St. zum Pastor primarius an seiner Kirche ernannt, erhielt aber, da die Gemeinde klein und die Zeiten schwer waren, zunächst keinen Collegen. Große Verdienste erwarb er sich insbesondere bei Herstellung des neuen Bremer Gesangbuches (1812 erschienen), das freilich ganz im damaligen unkirchlichen und sentimentalen Geschmacke gehalten ist, trotzdem aber bis 1873 bei den reformirten Stadtgemeinden im Gebrauche blieb. Als Bremen, schon lange von den Franzosen bedrückt und geknechtet, am 1. Januar 1811 mit den Weser- und Elbemündungen dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, hatte St., damals Director des bremischen Prediger-Ministeriums, viele ihm nicht angenehme neue Aufgaben zu erfüllen. Dadurch kam der schon länger gefaßte Entschluß in ihm zur Reife, sein Amt aufzugeben und Bremen zu verlassen. Im April 1811 reichte er seine Entlassung ein und legte am 18. August seine Aemter nieder. Zum Nachfolger an St. Martini wählte die Gemeinde den ihm völlig entgegengesetzten Prediger Menken. St. zog wieder in seine Heimath Zürich, wo er sich, da seine Frau gestorben war, mit einer litterarischen Freundin vermählte und die übrige Lebenszeit noch schriftstellerisch wirkte. Doch blieb die Beziehung zu Bremen erhalten, da zwei seiner Töchter nacheinander Gattinnen des dortigen Senators Gildemeister wurden. Aus einer dieser Ehen ist der jetzt noch lebende Schriftsteller und Publicist Otto Gildemeister entsprungen (die erste dieser Ehen ist durch Schenkendorf 1816 in einem lieblichen Gedichte gefeiert — s. Schenkendorf's Lieder, 1862, S. 419). St. starb am 12. März 1823 in seiner Vaterstadt. Die von ihm verfaßten Schriften sind seit seiner Abkehr von Lavater meistens Popularisirungen der damaligen rationalistischen Zeitproducte, theils in Predigten (z. B. „Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts" 1801 u. 1802), theils in Aufsätzen und kleineren Schriften (z. B. „Erweckungen zu erneutem Nachdenken über den Religionsunterricht" 1803 u. 1804, „die Psalmen für eine gebildete Dame erläutert" 1814), daneben auch einige wissenschaftlich gehaltene Arbeiten (Aufsätze in Löffler's Magazin u. s. w.). Ein sehr mäßiges Kirchenlied im damaligen Geschmacke von 37 Strophen findet sich im früheren Bremer Gesangbuch. Daneben zeigte St. auch einen feinen Sinn für andersartige Geister, wie Borromäus, Erasmus, Hutten, Zinzendorf u. A., deren Schriften er übersetzte oder mannichfach besprach. In allem, was er schrieb, zeigt sich ein klarer Verstand und leichte Darstellung, sowie auch Gemüth in etwas sentimentaler Weise, wie es damals beliebt war. Seine Schriften wurden deshalb gern gelesen, ein großer Theil derselben erschien in mehrfachen Auflagen.

Rotermund, Bremer Gelehrtenlexikon 1818. — Brockhaus' Conversations-Lexikon 1827 (in späteren Auflagen ist Stolz fortgelassen). — Briefe von J. C. Lavater an ihn und seine Freunde 1787. — Die Schriften von St. befinden sich großentheils in der Bremer Stadtbibliothek. — Als Manuscript ein sehr ausführliches und interessantes Tagebuch von Stolz im Bremer Familienbesitz. — Briefe von ihm an den Bibliothekar Benzler in Wernigerode 1786—93, in der dortigen gräflichen Bibliothek. - Ein Bild von ihm findet sich in Löffler's Magazin.

Iken.

Stranitzky*): Josef Anton St. Ueber dem Leben und den Werken des vielgenannten Wiener Hannswursts, des Begründers der Wiener Volksbühne, ruht trotz aller Mühe, welche sich die neuere Forschung gegeben, noch manches nicht aufzuhellende Dunkel. Der Bericht Nicolai's in der Reisebeschreibung (IV, 566), der ihn als Schlesier hinstellt, der Aufsatz Korntheuer's in der Bäuerle'schen Theaterzeitung

*) Zu Bd. XXXVI, 497.

(Nr. 64), nach welchem „Carl“ St. aus Prag stammt, sind als Fabeln erkannt worden; aber es hält schwer, ihnen positive Angaben entgegenzusetzen. Beglaubigt ist durch eine von Glossy entdeckte Eintragung in die Wiener Universitätsmatrikel, daß St. aus Steiermark stammt, durch die Parte im Diarium, daß er i. J. 1676 geboren ist. Da er als „examinirter Zahn- und Mund-Arzt“ von der Facultät bestätigt wird, muß man gewisse akademische Studien voraussetzen, für die auch seine Erstlingsschrift zu sprechen scheint. Seine Praxis übt er bis zu seinem Tode aus, sein ärztlicher Titel tritt in allen Erwähnungen, die er im Wiener Diarium findet, entgegen, während sein Comödiantenberuf meist verschwiegen wird; er selbst wendet sich gern gegen die elenden Marktschreier und Curpfuscher, welche den Leuten das Geld aus der Tasche locken. Wo er seine Kenntnisse erworben, ist nicht zu eruiren, ebensowenig wie er zum Theater gekommen. Die Nachricht von seiner Theilnahme an der Velthem'schen Gesellschaft beruht auf Verwechslung mit Scharnitzky. Erst 1699 und 1702 taucht er als Marionettenspieler in Augsburg und München auf. Jedenfalls ist er bereits Schauspieler gewesen, ehe er damals, wie auch noch später gelegentlich in Wien, nach Pater Abraham's Ausdruck „eine höltzerne Comödie auf dem Puckel herumgetragen“. Dann entschwindet er wieder, um im September 1705 als „ein Commediant“ mit seiner Gattin Maria Monica im Wiener Diarium aufzutauchen. Zur selben Zeit erscheint Johann Baptist Hilverding, dessen Vater Johann Peter, sowie andere Familiengenossen (vgl. A. D. B. XII, 433) Wien bereits wiederholt mit Policinellspielen ergötzt hatten. Nachdem Johann Peter in Salzburg gelebt — 1687 wird er bei Schlager als Kammerportier zu Salzburg bezeichnet — und Johann Baptist sich nach seiner Trennung von St. dahin begab, ist es wahrscheinlich, daß St. auf seiner Wanderung von Baiern dort mit Hilverding zusammengetroffen und mit ihm einige Zeit gespielt. Diese Vermuthung läßt sich leider weder durch Salzburger Acten noch durch ein Verzeichniß der Schauspielergesellschaften, welches das Theaterwochenblatt für Salzburg 1776 gibt, unterstützen, aber der Typus des Salzburger Bauern, den sich St. als Hannswurst geschaffen, sowie die Salzburger Localkenntniß, die sich oft verräth, machen derartige Combinationen fast unabweislich. Es läßt sich weiter vermuthen, daß die zwei neuen Ankömmlinge sich zunächst an eine Wiener Truppe anschlossen, und zwar an die des Heinrich Naffzer, der von 1703—1705 eine Comödienhütte auf dem Neuen Markte inne hatte, schon ein Act vom 16. Juli 1706 meldet, daß die drei Frauen, Maria Monica Stranizgin, Maria Margaretha Hilfferdingin und Maria Naffzerin Namens ihrer verreisten Männer um Spielerlaubniß angesucht und dieselbe erhalten. Naffzer stirbt bald darauf, die Eingabe vom 22. December 1706 ist von St., Hilverding und der Wittwe Naffzerin unterzeichnet.

Sie als „die am Neuen marckh licentiirten Hoch-Teutschen Commedianten“ bitten flehentlich, die Regierung möge den Befehl, ihre Hütte mit dem neuen Jahre abzubrechen, zurücknehmen. Sie haben darauf gerechnet, bis nach dem Fasching spielen zu dürfen, „wozu wir nicht allein in eventum schon mörckliche Vncosten gemacht, sondern auch mit vnsern von weither beschribenen actoren biß Ende ermeldter Faschungszeit würcklich contrahirt vndt allbereith denenselben ein nambhafftes daran gegeben haben“. Ihr Brot sei durch die Landestrauer um den Kaiser sehr geschmälert worden, die Schulden hätten sich gehäuft, die Schauspieler müssen contractmäßig, ob gespielt werde oder nicht, Kost und Lohn erhalten, „daß also wann wür diser noch wenigen Zeit hin solcher gestalten vnsers ohne disem hart erwerbenten geringen brodts beraubt wurden, wür vns auß den Tieffen grundt vnaußbleibenden bettlstabs zu Ewigen zeiten nicht mehr herauß *bringen* möchten“. Ihr Jammer fand geneigtes Ohr: die Hütte durfte stehen

bleiben. Die Wittwe Naffzerin verläßt bald die Truppe, um sich mit dem Concurrenten Stranitzky's, Jacob Hirschnack am 20. October 1707 zu vermählen. Wie dieser schon 1706, erwirbt St. 1707 den Universitätstitel, um die gewöhnliche Vereinigung des Comödianten und Arztes auf gesetzlicher Grundlage durchführen zu können. Aber schon aus der obigen Eingabe möchten wir schließen, daß St. die theatralische Seite seines Berufes gleich im größeren Stile durchführte, als es bei den gewöhnlichen Hannswurstbuden der Fall war, wie sie das Delsenbach'sche Bild der Freiung von 1719 zeigt, oder das pseudoabrahamische Centifolium stultorum schildert. Es folgen Jahre des harten Kampfes mit fremden deutschen, noch mehr mit ausländischen Truppen, zahlreiche Spielverbote wegen allerhöchster Todesfälle und der Pest hemmen oft durch lange Monate jedes öffentliche Schauspiel. Unterdessen war von Seite der Stadt 1708 ein Comödiantenhaus nächst der Kärntnerthorbastei, zunächst unter der Kaiserlichen „intention, selbes keinen anderen, als denen Wällischen Comoedianten zu überlassen" erbaut worden. So wird das Theater auch am 10. September 1709 von einer italienischen Truppe eröffnet. Aber Zahlungsdifferenzen mit den Unternehmern scheinen den Anlaß gegeben zu haben, dieses ausschließliche Privileg zurückzunehmen und 1712 das Haus dem deutschen Unternehmer St. zu überlassen. Ein Erfolg des deutschen Schauspiels, dessen sich St. wirklich freuen durfte, so wenig glanzvoll das Gebäude auch, nach Schilderung der Lady Montague gewesen sein mochte. Und er bleibt im Pachtbesitze dieses Hauses bis zu seinem Tode, von 1717 bis 1721 figurirt J. B. Hilverding als Compagnon. Ueber seine ziemlich bedeutenden Abgaben an das Zuchthaus geben die von Schlager mitgetheilten Acten Aufschluß. Die große Vergünstigung, die ihm durch Zuerkennung des Theaters beschieden war, wird durch eine Reihe kleinerer begleitet. Am 22. März 1714 bittet er, unter Hinweis, daß er sich „schon ville Jahr mit exhibirung der Comoedien erhalten vnd weillen Er anjetzo durch neue Theatra vnd herbeyschaffung neuer actoren, wovon die mehristen sich vorhin in Wolffenbittl befunden, in große Vncosten gestörtzet", seine Comödien noch zu Ostern produciren zu dürfen. Der Rath stimmt zu, weil er sich „auch jedeßmal aller ehrbarkeith beflissen", seine Gebühren pünktlich gezahlt und „allhier stäths wohnhafft". Es gelingt ihm durch seine Eingaben, ausländische Pulcinella-Spieler sowie verdächtige deutsche Banden gänzlich zu verdrängen, um 1718 muß er mit einer französischen Truppe alterniren. Wie sehr sein Unternehmen vom Glück begünstigt war, zeigt das Vermögen, das er sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit erwarb. 1717 erbaute er sich ein Haus auf dem Salzgries, noch lange im Volksmunde das Hanswursthaus genannt, ein zweites besaß er in Gumpendorf, im Orte Flöndorf, wo er auch öfter in Acten als Taufpathe erscheint, hatte er Grund und Boden, dazu noch ein Baarvermögen von nahezu 50000 fl. In seinem 14. Mai 1726 datirten Testamente erscheint die Gattin als Haupterbin. Seiner Ehe entstammten 12 Kinder, von denen sich keines dem Theater widmete: ein Sohn ergriff den ärztlichen Beruf, einer wurde Musikus, ein dritter — Bierschreiber. Am 19. Mai 1726 starb „Joseph Anton Stranizky, Bürger, Kay. Hoff Zahn und Mund Arzt in Comoedie-Hauß beym alten Karner-Thor am innerlichen Brand, alt 50 Jahr". Die Wittwe, die „Hannswurschtin", trat auch die theatralische Erbschaft an. Sie siegte gegen die Wittwe des Danese, die mit ihrem Marionettenspiele abgewiesen wurde; noch im selben Jahre, 1728, überließ sie ihr Privileg den Herren Borosini und Selliers gegen entsprechende Abfindung, zog sich ins Privatleben zurück, das sie noch bis ins Jahr 1758 ruhig genießen sollte.

Sämmtliche St. mit einiger Sicherheit beizulegende Schriften, heute Seltenheiten ersten Rangs, sind Neujahrsgaben, wie sie in Wien der erste komische

Schauspieler noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein seinen verehrten Gönnern brachte. Ist sein Name auch nicht überall genannt, so ist er doch durch die Bezeichnungen „statt bekannter Hannß-Wurst", „Wiennerischer Hannßwurst" u. dgl. kenntlich. So schon in seinem ersten 1708 erschienenen Werkchen: „Menologium oder die Monath deren Römer, deren Athenienser, anderer griechischer und auch asiatischer Abgötterer", im Gegensatz zu den übrigen durchaus ernst, schulmeisternd gehalten, wol die Uebersetzung irgend eines lateinischen Menologium, voll prunkender Gelehrsamkeit. Aber auch da führt er schon die Maske des Hannswurst. So wenig er als Erfinder dieser Gestalt gelten kann, welche Grimmelshausen gerade als den schauspielerischen Begleiter des Charlatans häufig nennt, das Gewand eines salzburgischen Kraut- und Sauschneiders hat er ihr jedenfalls umgezogen. Man darf wol darauf hinweisen, daß die herumziehenden Aerzte öfter spöttisch als Sauschneider bezeichnet wurden (H. Abel, Medicinischer Gewissensspiegel 1720, S. 130), auch in der italienischen Stegreifcomödie verkleiden sich gelegentlich die komischen Diener als Sauschneider (Flaminio Scala: Teatro delle favole rappresentative Nr. 31), dazu kommt, daß das Salzburgische die Heimath dieses Berufes war. Die bisherigen Angaben über das Costüm lassen sich durch einen interessanten Passus der Brochüre: „Sendschreiben des Hanswurst aus dem Reiche der Todten an seine würdigen Nachfolger. Wien 1795" ergänzen, worin Hannswurst sich in seinem Amtskleid schildert „mit einem grünen hohen Spitzhut, 's Haar über d' Scheitel in'n grad empor stehenden Zirfel zsammengebunden, mit breiten schwarzen Augenbrau'n, und großen kohlschwarzen Bart von ein Ohr zum andern übers Kinn herab, dann mit 'n großen Kröß und 'n Kragen, einer kurzen rothen mit grünen Bandl'n eingfaßten Hosentrager, und in der Mitt' ein großes Herz, und H. W. darneben draufgenäht und in langen gelben Beinkleidern mit'm Faust großen Knopf oben am Latz". Hölzerne Pritsche und das wurstförmige Ränzel, das wol ursprünglich ihm seinen Namen gegeben, vervollständigen das Ensemble. So erscheint er auf einigen der Neujahrswünsche abgebildet. In das Jahr 1713 weist das Chronogramm von „Hannß Wursts lächerlich-curieuser und ohnfehlbarer Calender", eine der damals so beliebten parodistischen Praktiken, wie sie noch öfter von St. verfaßt wurden. Hier ist jeder Monat beschlossen durch ein Gespräch in Versen zwischen Wohlmund und Hannßwurst, in welcher Zeit am besten zu heirathen sei. Die Himmelszeichen werden von dem treuen Berather immer ungünstig ausgelegt, bis der December das Facit zieht:

> Der so ihm nimbt ein Weib, ist glücklich wenns gerath,
> Doch weit glückseelger ist der, welcher keines hat.

Mit seinem Namen unterzeichnet St. die „Hannß Wursts vermischte Gedanken Ueber die vier Jahrs-zeiten" (1721). Die hübschen Bilder sind von Karl Aigen (Historienmaler, geboren zu Olmütz 1684, † zu Wien 1762) entworfen, von Elias Schaffhausen ausgeführt. Der Letztere war in Augsburg geboren und arbeitete daselbst als Kupferstecher, bis er 1729 nach Wien kam, ein neues Zeugniß für Stranitzky's Aufenthalt in der deutschen Stadt. Die mythologischen Excurse verrathen den Autor des Menologiums, die gar nicht üblen Stanzen, welche die Freuden jeder Jahreszeit, meist in Form eines Traumgesichts, im Geschmack der galanten Lyrik schildern, den gebildeten Mann. Die Wintergedanken führen seinen Herrn, den Pfleger und die Herzallerliebste Trenschl als bekannte Figuren ein, so daß eine Gruppe seiner undatirten Neujahrswünsche, die Reisebeschreibungen als vorhergehend angenommen werden muß. Dazu gehört zunächst die „Lustige Reyß-Beschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder" (bei Werner abgedruckt). Im ersten Capitel sagt Hannswurst dem Sau- und Krautschneiden bei Meister Riepel Valet, um seiner Wanderlust zu genügen. Die Reise geht, im Charakter

der beliebten Lügendichtungen kreuz und quer durch Europa, die verschiedensten dem Typus des Landes und der Bewohner entsprechenden Mißgeschicke treffen ihn und er hat oft Gelegenheit, ganz im Sinne der späteren Localstücke, seiner österreichischen Heimath mit Trauer zu gedenken. Vieles, auch in Einzelheiten, erinnert an den Schelmuffsky, dem Hannswurst schon im Gefühle seiner Weltberühmtheit ähnelt, gelegentlich wird ein Motiv aus Grimmelshausen's Traumgesichten verwerthet (Werner 21, 32 ff.), eine Reihe von Lügen gehört dem alten Bestande dieser burlesken Dichtungsart an (vgl. Müller-Fraureuth: Die deutsche Lügendichtung). Das letzte Capitel bringt ihn nach Wien, an die Stätte seiner theatralischen Wirksamkeit. Mit seiner Bauernfigur stellt er sich in bewußten Gegensatz zu den italienischen Comödientypen, die er hier agiren sieht. Die äußerst lebendige Darstellung, die gelegentlich dramatische Form annimmt, die Reimprosa, wie auch einzelne Wortspiele verrathen die Schule Abrahams à Sta. Clara. Die Figuren des Schneckenhändlers, die noch bei Raimund wiederkehrt, des kroatischen Hühnerkrämers ꝛc. sind auf der Wiener Bühne heimisch geworden, der Sauschneider Riepl und Trenschl begegnen noch bei dem oberösterreichischen Dialektdichter Maurus Lindemayr. Die erste Ausgabe bringt 13 Kupfer, auf deren jedem Hannswurst erscheint. Als Maler nennt sich ein unbestimmbarer Jak. Mellion, als Stecher Jan van der Brüggen, geboren 1676 in Wien, 1706 an der Universität immatriculirt, † 1744 (Lützow, Geschichte der Akademie S. 141). Leider hilft auch diese Erkenntniß nichts für die Datirung, welche Werner für das Jahr 1717 versucht hat. Die verschiedenen Ausgaben und ihr Verhältniß zu einander erörtert Werner X ff. Der Nachfolger Stranitzky's, Gottfried Prehauser, machte unumschränkten Gebrauch von dieser Schrift, indem er sie unter seinem Namen neu herausgab. Eine italienische Uebersetzung erschien 1740 zu Venedig unter dem Titel: „Il buffone di nuova invenzione in Italia ossia i viaggi del vagabondo Salsiccia Salisburgese“. Ganz in derselben Manier ließ St., nach eigener Angabe, im zweiten Jahre nach dem ersten Theile eine „Fortsetzung“ folgen. Hat Hannswurst früher verschiedene Länder durchwandert, so macht er jetzt ähnlich trübe Erfahrungen bei den Berufen, die er nach einander ergreift. Er wird Goldmacher, Diener, Schneider, Wirthsknecht u. s. w. Wieder deuten ihm schon die Himmelszeichen, wie früher für die Ehe, schlechtes für seine jeden Monat geänderte Stellung. Der Einfluß Abraham's wird noch stärker ersichtlich, Reflexionen, wie die über die verschiedenen Nasen, sind einfach abgeschrieben. In vielen Scenen, wie denen beim Maskenhändler, Schneider, Kaffeesieder, wird St. culturhistorisch ebenso wichtig, wie der Wiener Prediger. Glückselig endet er in Wien seine Fahrt:

> Was frag ich denn darnach daß kein Planet mir glücket,
> Wenn mir nur Wien forthin geneigte Blicke schicket.

Der Gattung der voyages imaginaires gehört auch die weitere, um ein Jahr später ausgegebene Fortsetzung an: „Hannß Wurst neu angekommener Passagier aus dem Affen-, Schlaraffen- und Wurmland, wie auch aus dem Mondschein nacher Wien“. Im ersten Capitel kehrt er in die Heimath zu Riepl und Trenschl zurück, als der berühmte Wiener Hannswurst. Er recapitulirt seine früheren Reisen mit manchen kleinen Varianten. Nachdem er aber keine Aufnahme findet, wendet er sich nach Paris, der hohen Schule der Sitten, um von da in das schon in den anderen Schriften oft erwähnte Schlauraffenland zu wandern, das er mit den traditionellen Details, vielleicht direct an Hans Sachs anschließend, schildert. Auf der Reise ins Affenland kommt er auch in das Papageienland, wo er ein Katzenclavier erfindet, sowie es Erasmus Francisci in der Lustigen Schaubühne allerhand Curiositäten als Scherz eines italienischen Comödianten

angibt. Das Wurmland stammt ganz aus Callenbach. In den Mond gelangt er, ähnlich wie Cyrano de Bergerac, mit einem Schiffe, das bei St. aus der Höhle der Winde befördert wird. Hier tritt, wie auch schon gelegentlich in früheren Capiteln, oft wörtliche Entlehnung aus Grimmelshausen's Traumgesichten von Mir und Dir und dem Fliegenden Wandersmann nach dem Monde ein. Vor dem Kaiser hält er eine große burleske Ansprache, die in ein demüthiges Bettelgesuch ausläuft. Manchen Neidern mag es gesagt sein, wenn Hannswurst auf des Kaisers Bemerkung, er höre „Würstl sey ohnedem reich genug", eifrig versichert: „Ich lauffe . . um an vielen Orten und bin doch niemals reich worden, die solches denken seyn unbesonnen". Hat schon früher das Lob der Kaiserstadt angeklungen, hier tönt es ganz voll: „Wien ist doch die Fürstin der deutschen Pracht, die Nährmutter großmächtigster Monarchen, die Vormauer der Christenheit, die Cron Europäischer Stätte, der Schauplatz aller Seltsamkeiten, man mag alle Länder und Reisebeschreibungen durchgründen, so wird Niemand was Bessers als Wien darinn finden." Ein „Immerwährender Calender" macht den Beschluß. Während sich sonst der Spaß ziemlicher Zurückhaltung befleißigt, stellen sich hier schon manche bedenkliche Witze ein, die dann in dem, mit großer Wahrscheinlichkeit St. zuzuschreibenden „Listig und zugleich Lustiger Glieder-Krieg deß Menschlichen Leibs Ein König oder Haupt zu erwählen . . . . heraußgegeben von dem so genannten vnd wohl bekannten Wiennerischen Baurn Hannß-Wurst" s. a. die Hauptrolle spielen. Parodistisch wird nicht der Magen, sondern ein weitaus unedlerer Theil zum König erhoben, die Details lassen an Ekelhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Inwieweit Prehauser in seinen Neujahrswünschen unbekannte Arbeiten Stranitzky's benutzte, wie Werner mit Recht vermuthet, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings gehören die seiner Neuausgabe der Reisebeschreibung beigegebenen „Hannswurstischen Träume" nicht Prehauser an, aber auch nicht St., sondern sie sind von Philipp Hafner verfaßt. Dagegen ist die „Calender-Practica" wohl St. zuzuschreiben, in der der Verfasser von seiner Kraut- und Sauschneiderei, vom alten Riepl und seinem Salzburger Geschlecht spricht. Sie gibt wieder eine Art Satyre auf alle Stände, mit interessanten Notizen über Pfingst- und Weihnachtsbräuche, besonders scharf wird der marktschreierische Medicus angegriffen. Weitere Prehauser'sche Neujahrswünsche, „Nulle" 1760 datirt, und „Farciminiana", gehören schon durch ihre Ausfälle gegen die Kritikaster des grünen Huts einer späteren Zeit an. — Schon in einigen Neujahrswünschen tritt uns Geist von dem Geiste entgegen, der in den 15 Haupt- und Staatsactionen regiert, welche Weiß nach den Handschriften der Wiener Hofbibliothek analysirt, leider ungenau und voll erheblicher Lesefehler. Sie sind von einer Hand geschrieben und fast sämmtlich aus dem Jahre 1724 datirt, eine trägt die Aufschrift „monsieur stranützkü", eine andere ein verschlungenes Monogramm, das sich nur J. A. St. lesen läßt. Diese Stücke, deren Ursprung ich in außerdeutschen Dramen, vielleicht auch theilweise in der italienischen Oper des Wiener Hofes vermuthe, sind echte Bandenstücke, wie sie Heine in seinem Buche über die deutschen Wandertruppen charakterisirt. Nur hat die Rolle des Hannswurst, den jeder Titel ausführlich nennt, eine noch größere Ausdehnung, und greift stark in die Handlung ein. Hanns Wurst ist der Träger der wichtigsten Nachrichten, aus seinen Händen gelangen Briefe an falsche Personen, er belauscht die Intriganten, seine Plaudersucht schürzt und hemmt manche Verwicklung, gelegentlich wird er selbst beinahe zum Gegenspieler. Mit den höchsten Persönlichkeiten darf er ohne Rückhalt verkehren, wenn ihm auch seine mehr als unzweideutigen Vertraulichkeiten sogar von der Hand einer Iphigenia Ohrfeigen eintragen. Die tragischsten Situationen werden durch ihn zerstört: er überreicht das Haupt des getödteten Cicero der Tochter Tullia, er meldet

die schrecklichsten Todesfälle. In den verschiedensten Rollen als Diener, Bote, Soldat, Zauberer, in den mannigfaltigsten Verkleidungen, in seinen eigenen Liebeshändeln, die ihn meist schließlich in die Arme eines alten Scheusals führen, behält er seine Eigenschaften bei: gefräßig, feig, frech und unfläthig. Wenn auch die komische Figur des deutschen Wandertheaters in letzter Eigenschaft schon Erkleckliches leistete, der Wiener Hannswurst übertrumpft alle seine Genossen. Ist auch dem Extempore viel Raum gegeben, die vorhandenen Andeutungen genügen, ein Bild unsäglicher Rohheit zu geben, das durch die Reden seiner Dulcineen und des Rivalen Scapin noch vervollständigt wird. Und nicht nur die Worte, auch die Action steht ganz im Dienste eines schrankenlosen Grobianismus. Für seine Abgänge sucht und findet Hannswurst immer die natürlichsten Motivirungen, wichtiger Kleidungsstücke entledigt er sich entweder selbst oder wird von alten Weibern, die seine Liebe wünschen, derselben beraubt, einem Todten will er ein Denkmal setzen, wie es Grabbe's Hannibal in Italien errichtet — was mag er in Liebesscenen gesagt haben, wo die Handschrift schüchtern angibt, er redet „ganz deutsch"? Wahrlich, Lady Montague hat in ihrem berühmten Berichte, den sie über die Amphitruo-Vorstellung im Wiener Theater von 1716 gab, nicht übertrieben. An schauspielerisch wirksamen Spielscenen ist kein Mangel: wo Hannswurst nur auftaucht, bemächtigt er sich sofort der Situation und tritt in den Mittelpunkt. Ausgezeichnet die Balgereien der Weiber, seine Abschiedsrede vor der Hinrichtung, ähnlich wie sie noch Holberg's Jeppe vom Berge hält, die Betrügereien der Spitzbuben, das alte Motiv der Zähmung der Widerspenstigen durch Wiegen findet wirksame Verwerthung — ausgezeichnet, wenn man immer wieder von der Rohheit des Details absieht. Was dem Wiener Hannswurst eigenthümlich ist, scheint mir die häufige Wendung zu den Zuschauern und die Parodirung des Theatralischen zu sein. Ein Held wird zum Tode geführt. Hannswurst begreift nicht, daß er so klage, es sei doch nur „commödiantisch", in Wirklichkeit geschehe ihm ja nichts. Er entschließt sich, die alte Hexe zu freien, nach der Comödie könne er sie ja wieder weggeben, er spricht von den Kindern, die er extra comoediam habe. Er muntert die Personen des ernsten Theils auf sich zu beeilen, es sei schon 9 Uhr, oder er freut sich, daß jetzt endlich die schweren Verwicklungen sich lösen werden, nachdem die zehnte Stunde nahe. Wenn Scapin die Kleider seines todten Herrn fordert, und Hannswurst ihm entgegnet, er habe doch nichts davon, weil der Garderobier sie nach der Vorstellung abhole, steht uns der burleske Schluß von Holberg's Ulysses von Ithacia vor Augen. Für den Wiener Ursprung zeugen nicht so sehr die Erwähnungen des Kärtnerthors und St. Marx', die auch eingeschoben sein könnten, als die Vorliebe, mit der das Hauptvergnügen der Wiener, das Hetztheater, auf die Scene gestellt wird. Da spielt sich auch einmal die Geschichte vom Handschuh ab, wohl aus Pater Abraham geholt. Inwieweit St. als Verfasser gelten darf, wird sich ohne neue Quellen kaum mit Bestimmtheit erweisen lassen. Jedenfalls ist dieser Hannswurst der seinige: sein ursprünglicher Beruf ist die Sauschneiderei, Salzburg nennt er seine Heimath, der Riepl tritt wiederholt neben ihm auf die Bühne. Hannswursts Worte: „Wenn ich kein Geld hab, so mache ich eine Komödie, so bringen mir meine Herren Zuseher schon wieder eines", lassen sich kaum anders als auf St. direct deuten. An einen der Neujahrswünsche erinnert Hannswursts Prahlerei, er sei vom Kaiser im Mondenlande empfangen worden, ein Spaß in der Atalanta steht fast ebenso in der Reisebeschreibung (Werner 39, 15). Eine Ausnahmsstellung nimmt nur der von Weiß mitgetheilte Johann von Nepomuk ein. Die Niederschrift stammt ebenfalls zwar aus dem Jahr 1724, wie alle bisher falsch gelesenen Chronogramme melden, die Sprache ist aber viel gehobener als in den andern Stücken,

die Composition fester, nur hier treten die allegorischen Figuren auf, und für den Hannswurst erscheint Dr. Babra, dessen citatenreiche Reden der Feder eines verkommenen Juristen entstammen dürften. Nachdem auch andere Bearbeitungen des Stoffes auf der Wanderbühne dem Titel nach bekannt sind, hat St. wohl damit ein älteres Stück seinem Repertoire eingefügt. Dafür spricht auch der Umstand, daß das Centifolium schon 1708 mit diesem Drama vertraut scheint, da es mehrfach die vertrauliche Ansprache Gevater zwischen König Wenzel und dem Henker erwähnt. Den Uebergang dieser Wiener Haupt- und Staatsactien in das Volksdrama der Lausner Schiffer zeigt Werner: Der Laufener Don Juan S. 45 ff., eine norddeutsche Bearbeitung von 1754 nennt Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust S. 110. — Für den Schluß habe ich mir die immer als Hauptwerk Stranitzky's bezeichnete „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" aufgespart. Zum ersten Mal 1711 erschienen, erlebte es mehrfache Ausgaben und ist heute in dem ausgezeichnete Neudrucke Werner's leicht zugänglich. Es bietet eine Sammlung loser, zwei bis vier Personen beschäftigender kleiner Scenen, mit der komischen Figur des Fuchsmundi in den verschiedensten Rollen im Mittelpunkte. Dem Extempore ist nur ein sehr geringer Raum gegeben. Schon äußerlich tritt die ungeheure Verwandtschaft mit Tabarin's Späßen, sowie den Parades der Pariser Boulevards, von denen leider nur jüngere durch La Gueulette erhalten sind, ja auch mit den Mimijamben der Antike zu Tage. Auch der Zweck ist bei allen der gleiche: Anlockung des Publicums zur Bude des Verkäufers. Der größte Theil der Scenen geht auf Gherardi's Théâtre Italien zurück, über die Art der Verwerthung gibt Werner ausführlichen Aufschluß. Dazu kommen noch zahlreiche Entlehnungen aus Abraham à Sancta Clara; die Originalausgaben vervollständigen in einigen Punkten die Nachweisungen Werner's. Eine Stelle ist aus Moscherosch, das 26. Capitel holt sich der Verfasser aus Reuter's Graf Ehrenfried, wie Ellinger (Zeitschrift für deutsche Philologie XXI, 314—319) gezeigt hat. Die Einleitung habe ich in Jan Rebhu's Artlichen Pokazi, die Erzählung S. 336 f. im Kurzweiligen Zeitvertreiber aufgefunden. Von den Liedern kann ich nur eines (S. 225) in Rebhu's Spiridion aus Perusina nachweisen, zwei derselben finden sich später in der handschriftlichen Sammlung der Kurz'schen Arien wieder. Jedenfalls aber kann man heute schon sagen, daß kaum eine Zeile in dem ganzen Werke sich als originell wird erweisen lassen. Italienischen Einfluß, von dem schon Nicolai gesprochen, habe ich nirgends entdecken können. Als Autor dieser merkwürdigen Compilation erscheint, meines Wissens seit Gottsched, unser St., und diese Angabe hat sich ohne weitere Nachprüfung von Buch zu Buch fortgeerbt. Mit den besprochenen Schriften Stranitzky's ergibt sich weder stilistisch noch inhaltlich die geringste Aehnlichkeit, wo sie doch z. B. bei der Schilderung des Mondenlandes (S. 72) oder in der Scene des Kalendermachers (S. 128) fast unausweichlich gewesen wäre. An Gesittung und Anstand der Rede ist der Fuchsmundi ein wahrer Gracioso gegen den Wiener Hannswurst. Während nach Gottsched's Aussage die Ollapotrida in Deutschland eine ergiebige Quelle für Einlagsscenen der deutschen Komödie wurde, findet sich in den 15 genannten Hannswurststücken nicht eine Scene, die an Benützung auch nur denken ließe. Es fällt nicht eine locale Anspielung, wie sie St. sonst überall anbringt. Der wichtigste Umstand ist aber die Bezeichnung Fuchsmundi. Es ist einfach undenkbar, daß der Salzburg'sche Hannswurst, den schon Abraham als Träger des grünen Hutes (s. Werner XI f.) kennt, der in dieser Rolle schon 1708 litterarisch aufgetreten war, sein ganzes Costüm bei Seite wirft, um es dann nach 1711 wieder anzuziehen. Wohl hat Fuchsmundi auch die Profession des Sauschneiders, aber seine Heimath ist Mähren (256, 11), das klingt, als ob er eine Gegenfigur aufstellen wollte.

Wir müssen in Fuchsmundi einen österreichischen Komiker sehen, der zur Zeit Stranitzky's wirkte und eine Bude, wahrscheinlich in viel charlatanmäßigerer Weise, inne hatte. Da wird uns denn ein Name genannt, der alle Schwierigkeiten lösen würde, wenn die Quelle nur etwas weniger trübe wäre. Ein Leser der Deutschen Zeitung (Nr. 7839) erinnert sich irgendwo, er glaubt in der Bäuerle'schen Theaterzeitung, von einem Sigismund Fuchs gelesen zu haben, der als Wiener Spaßmacher zu Ende des 17. Jahrhunderts sein Wesen trieb. Unmöglich ist diese Angabe nicht, denn 1742 begegnet uns in Hamburg ein Kayserlich privilegirter Arzt Fuchs, der tolle Schwänke mit seinem Hannswurst und drei ...buden aufführte (Beneke, Von unehrlichen Leuten S. 59). Da hätten wir ...ar ungefähr Fuchsmundi's Personenzahl. Der Name Sigismund Fuchs würde die Bezeichnung Fuchsmundi auch vollkommen erklären. Ein zweiter Theil der Ollapotrida aus späteren Jahren, wohl eine Nachahmung, ist mir nur dem Hörensagen nach bekannt. Daß das Werk sehr beliebt war, zeigen Citate desselben im zweiten Theil des Centifolium stultorum von 1713. In der curieusen Reisebeschreibung des Herrn Androphili von Darbennime, Leipzig 1735, wird ...ter den gangbarsten Büchern der Fuchsmundi genannt. Zur selben Zeit nennt ... B. Reiner im Neu ausgelegten curiösen Dändelmarck den Fuchsmundi als ...euer, leider ohne weitere Bemerkungen daran zu knüpfen. Daß Stranitzky's ...ühne dem Geschmacke seines Publicums entsprach, beweisen am beredtesten die ...hlen seiner Einnahmen, ebenso auch die vortheilhaften Zeugnisse, welche ihm ... Stadt für sein Wohlverhalten zu verschiedenen Gelegenheiten ausstellte, und ... heftigen Ausfälle, welche sein Concurrent auf der Kanzel, Pater Abraham, ...n die Comoedinarren richtete. Er diente ganz dem Pöbel; auch in seinen ...ngen litterarischen Leistungen läßt es sich verfolgen, wie er von seiner ersten ...gemeinten Neujahrsgabe Schritt für Schritt herabstieg zum Hannswurstspaße ... endlich zur Zote. Daß er sich in seinem Sinne ehrlich mühte, wollen wir ...e glauben, wenn auch das hohe ihm in den Mund gelegte Wort: „Das ...ater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sacristei", als ... starke Apokryphe betrachtet werden muß. Seine Leitung hat jedenfalls eine Reihe berühmter deutscher Schauspieler herangezogen, in erster Linie ... sein Nachfolger Gottfried Prehauser (geboren 1699), ein echtes Wiener ...b, das er mit einem Theatercoup den Wienern auf der Bühne als ihren ...n Hannswurst vorstellte. Die Dynastie des grünen Hutes hat er nicht nur ... Wien begründet, sondern Schüler, wie Brunian, Heinrich Rademin, Geißler ... in die Provinz entsendet, sie seiner Herrschaft für lange Jahre dienstbar ...machen. In seiner Truppe begegnen uns bekanntere Namen, wie Ferdinand ...rson und Gogola, beide auch Verfasser von Haupt- und Staatsactionen, der ...nnnte „Pantalon" Leinhaas, Schröter u. a. Der von St. geschaffene Typus ...dert durch österreichische Schauspieler nach Berlin, wo ein Theaterzettel aus ... Zeit Friedrich Wilhelm's I. den Hannswurst als „eines Sauschneiders Sohn ... Salzburg" verzeichnet (Bär 17, 278). Wie sein Andenken in Wien lebendig ...b, zeigt noch Perinet's Der weyland Casperl aus der Leopoldstadt im Reiche ... Todten. Wien 1806, wo Kasperl von seinem Ahnherrn St. begrüßt wird.

Die älteren Angaben sind überholt durch Werner's Ausgabe der Reisebeschreibung und Olla potrida (Der Wiener Hannswurst. Wien 1886. 2 Theile), ...azu E. Wolff, Vierteljahrschrift f. vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur N. F. I, 242; Werner ebda. S. 368. Die Acten bei Schlager, Wiener Skizzen III, 259. Der oft fehlerhafte Text wurde von mir nach den Originalien berichtigt. Zur Biographie: Weilen, Vierteljahrschrift f. Litteraturgeschichte I, 485. — Trautmann, Jahrbuch f. Münchner Geschichte III, 165 f. — Karl Glossy, Fremdenblatt 25. December 1889. — v. R(adler), Presse

1890, Nr. 239. Ganz ungenügend Goedeke III² 373 f. Die Dramen: Karl Weiß, Die Wiener Haupt- und Staatsactionen. Wien 1854, dazu Schlager a. a. O. S. 364 ff. Ueber die Olla potrida: Neuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen S. 173 ff. Stuttgart 1890. Ueber die Neujahrswünsche: Weilen, Alt-Wiener Neujahrsgrüße, Neue Freie Presse Nr. 10. 543. Besonders wichtig Glossy's Mittheilungen im Katalog der theatergeschichtlichen Ausstellung der Stadt Wien (in der internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen) S. 16 ff. Wien 1892. Herr Prof. Werner hat mich durch freundliche Unterstützung zu Dank verpflichtet.

A. v. Weilen.

Suchenwirt*): Peter (der) S., ein österreichischer Wappendichter aus dem 14. Jahrhundert. Er gehörte zu jener Classe von berufsmäßigen Poeten, die im späteren Mittelalter das Erbe des Spielmannes antrat: zu den „Persefanten" (Poursuivants). Das waren Knappen aus niederem Stande, die nach längerer Dienstzeit im Gefolge eines Ritters zu Herolden avancirten, ohne jedoch auf die Ritterwürde selbst Anspruch erheben zu können. Ihre Obliegenheiten bestanden ursprünglich aus Verrichtungen der geringsten Art; sie erfüllten die Pflichten eines Läufers und Boten. Unzweifelhaft mußten sie daneben etwas vom Waffenhandwerk verstehen; aber nicht sowol vom Kriege, als vielmehr vom Turnier. Dort hatten sie den Namen und die Devise ihres Herrn auszurufen, weshalb man sie auch „Croyrer" nannte (Crieurs). Dieses öffentliche Auftreten hängt zusammen mit ihrer Eigenschaft als Spruchsprecher, die sie mit den Fahrenden gemein haben. Suchenwirt's Specialität sind die sogenannten „Ehrenreden", deren jede einzelne dem Lobe irgend eines allzufrüh dahingeschiedenen Ritters gewidmet ist. Jene altgermanische Sitte, die Tugenden Verstorbener beim festlichen Mahle zu preisen, tritt hier noch hervor. Die Ueberlieferung dieser Ehrenreden erfolgte zuerst mündlich. Der Verfasser recitirte sein Werk vor den Nachkommen oder Freunden des gefallenen Helden, also in einer größeren Versammlung; ganz nach Art der Spielleute. Auf einen Spielmannsbrauch geht denn auch der Name unseres Dichters zurück; dergleichen imperativische Bildungen sind in der Nomenclatur der Gehrenden keine Seltenheit (vgl. Wackernagel, Germ. 5, 300). Als einen erblichen Familiennamen — deren gab es damals überhaupt noch nicht viele! — haben wir das Epitheton auf keinen Fall anzusehen. Der Dichter fühlt selber noch die prädicative Kraft dieses Beiwortes, indem er sich zuweilen auch „der S." nennt neben: „Peter S."; einmal sogar: „ich Peter tumber S." Auch in einer Urkunde, wo es doch jedesfalls auf die officielle Fassung ankam, erscheint sein Name in der Form: „Peter der S." Die „Wirthe", die unser Dichter aufsuchte, waren Ritter aus alten, meist erbangesessenen Geschlechtern, fast durchweg Mitglieder des hohen und höchsten österreichischen Adels. Auf ihren Burgen sammelte er aus authentischer Quelle das Material zu seinen Ehrenreden, wenn es ihm nicht schon dadurch geläufig war, daß er persönlich an ihren Kriegszügen theilgenommen hatte. Leider können wir seinen Lebensweg nicht von Anfang bis zu Ende verfolgen. Auch über die sonstigen Verhältnisse des Dichters sind wir schlecht unterrichtet; bei ihm selbst fließen die Angaben nur spärlich. Daß er um seiner Nahrung willen den biderben Herren nachreitte und Gut durch Ehre nehme, meldet er uns zwar an mehreren Stellen. Aber von seiner Heimath und seinen Eltern, von seinem Geburtsjahr und seiner Jugend erfahren wir gar nichts. Ebenso wenig ist uns bekannt, ob er verheirathet war und Familie besaß, wann er starb und wo er begraben wurde. Zum Glück können wir aber die meisten seiner Gedichte

*) Zu S. 104.

datiren. Danach erscheint die poetische Thätigkeit Suchenwirt's begrenzt durch die Jahre 1356 und 1395. Nehmen wir an, er habe erst im reifen Mannesalter zu dichten begonnen — denn auch seine ältesten Producte zeugen schon von einer nicht zu verachtenden Lebensklugheit! — so kommen wir zu dem Schlusse, daß er etwa im dritten Decennium des 14. Jahrhunderts geboren war. Andererseits hat er Herzog Albrecht III., seinen verehrten Herrn, dem er noch einen warm empfundenen Nachruf widmen konnte (das letzte von ihm erhaltene Gedicht), wohl nicht lange mehr überlebt. Albrecht starb 1395; an der Schwelle des neuen Säculums mag dann auch S., hochbetagt, vom Schauplatze abgetreten sein. Von Geburt war er sicher ein Oesterreicher; Sprache, Anschauungen und Sympathieen weisen deutlich darauf hin. Das schließt nicht aus, daß er namentlich in jüngeren Jahren dem ubi bene ibi patria nachgelebt habe. Vielleicht unterhielt er einst gewisse Beziehungen zum Hofe Ludwig's von Ungarn; wenigstens hat er diesem kriegerischen König, dessen Thaten er auch später noch oft erwähnt, eine seiner ersten Ehrenreden gewidmet. Bald aber sehen wir den Dichter als Gast des Wiener Hoflagers aufs engste verknüpft mit den Schicksalen der Herzöge von Oesterreich. Schon unter Albrecht II., dem Lahmen, der 1358 starb, hat sein dortiger Aufenthalt begonnen. Im J. 1377 nimmt er theil an jener großen Preußenfahrt Albrecht's III., auf der auch Hugo v. Montfort und Oswald v. Wolkenstein mitziehen; jener als zwanzigjähriger Jüngling, dieser als zehnjähriger Knabe; jener als reicher Erbe mit Roß und Reisigen, dieser als flüchtiger Abenteurer in bettelhaftem Elend. Die Preußenfahrt scheint in Suchenwirt's Schicksalen der Wendepunkt gewesen zu sein, denn wir können ihn für die Folgezeit als Hauseigenthümer in der Residenz nachweisen. Sein Grundstück fiel dann vor 1386, wahrscheinlich durch Kauf, an den Herzog, der es in diesem Jahre nebst anderen Gebäuden dem Orden der Karmeliter zum Bau eines Klosters schenkte. Das Unglück von Sempach hat S. noch erlebt und besungen, wenn auch nicht mehr als Augenzeuge. Dann verlieren wir ihn langsam aus dem Gesichtskreis und behalten nur noch die freundlichen Eindrücke, die er zurückläßt. Eine vorwiegend ernste Natur, die jedoch maßvollem Scherze keineswegs verschlossen ist; ein freimüthiger Geist, der, weit entfernt von Lobhudelei, auch den Mächtigen dieser Erde gegenüber vor herbem Tadel nicht zurückschreckt; ein ehrenfester Charakter, der sich seines Werthes voll bewußt ist, ohne dabei jemals die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen: — so tritt uns das Bild des Dichters aus seinen Werken entgegen, die sich ungezwungen in vier Gruppen sondern.

Die Ehrenreden sind voranzustellen; nach ihrer Anzahl wie nach der Bedeutung ihres Inhaltes. Es ist in diesen poetischen Nekrologen viel, ja recht viel historisches Material verarbeitet worden, das jedoch hier unbedenklich bei Seite gelassen werden kann, da wir nur den Dichter zu würdigen haben. Auf allen Schlachtfeldern Europa's nicht nur: — nein, fast in der ganzen damals bekannten Welt fechten und bluten die Helden Suchenwirt's. Wir verfolgen ihre Spuren von Granada bis Memel, von Stockholm bis Rom, von Calais bis Krakau. Ja selbst bis nach Tunis und Babylon dringt einer vor; es ist Friedrich der Kreußpeck (v. Krebsbach), der auch, wie Burggraf Albrecht I. von Nürnberg, zu Jerusalem am heiligen Grabe kniet und auf dem Berge Sinai das ewige Oel der Jungfrau Katharina bewundert. Die äußere Anordnung des Stoffes ist in diesen Ehrenreden fast immer die gleiche; sie folgen sämmtlich einer scharfen Disposition, die jedesfalls traditionell war. Zuerst ein stereotyper Eingang: die Kunst, der göttliche Geist oder der „Herr Sinn“ wird angerufen, das mangelnde Dichtertalent zu ersetzen. Dann folgen in breiter Fülle die biographischen Notizen, an die sich das Lob des tugendreichen Ritters anschließt,

dem die Rede gilt. Sein Tod wird beklagt, seine Seele der Gnade Gottes oder dem Schutze der Jungfrau Maria empfohlen, womit das Gedicht schließt. Vorher aber finden wir regelmäßig noch das Wappen des Verstorbenen fachmännisch beschrieben und erläutert, und dieser heraldische Theil, die „Blasonirung“ oder „Visirung“ der Helm- und Schildzier, war gewiß für die adligen Zuhörer, die solche Untersuchungen mit sportsmännischem Eifer betrieben, das Interessanteste an der ganzen Sache. Eingeleitet ist dieser Abschnitt meist wieder durch eine Betheuerung der Unfähigkeit des Dichters. Während aber S. im Eingang der Ehrenreden von seinem poetischen Epigonenthum wirklich überzeugt ist und das auch ehrlich eingesteht, hat man diese zweite Selbstdemüthigung lediglich als eine conventionelle Phrase aufzufassen. Das Wappenschild eines Ritters vom Adel war in den Augen des Standes ein so hehres Mysterium, daß ein gewöhnlicher Sterblicher kaum wagen durfte, es zu deuten. Somit gehört jene Wendung wol zu dem altüberlieferten Schema dieser Reden, dem S. auch sonst noch Concessionen zu machen scheint. Zugegeben, daß er in manchem panegyrischen Ergusse den Mund etwas voll nimmt: — seine Schwärmerei für den Ritterstand kommt dennoch aus dem Herzen! Wie später Hermann v. Sachsenheim und Jacob Püterich v. Reicherzhausen, die allerdings an Geburt ihn hoch überragten, so trauert auch S. schon um die entschwundene alte gute Zeit, da noch redlich turnirt wurde. Gelegentlich läßt er einen längeren Excurs einfließen über den praktischen und moralischen Werth der Turniere. Den Verfall ritterlicher Sitten beklagt er mehrfach in bewegten Worten. Nicht selten durchbricht er den herkömmlichen Ton der Ehrenreden und bringt eine tiefe Empfindung in einer vollendeten Form zum Ausdruck. Hauptsächlich ist das der Fall im Anfang der Klage um den Tod Friedrich's des Kreußpecks, der überhaupt sein Liebling ist; dann zweitens am Schluß der Rede auf Herrn Puppely v. Ellerbach den Jüngeren, gefallen im J. 1356 bei der Eroberung von Zara. In diesen beiden Stellen haben wir die schönsten Beispiele für die ganze Gattung. An Umfang sind die Ehrenreden einander sehr ungleich; die längste (von Herrn Hansen dem Trauner) hat gegen 600, die kürzeste noch nicht 100 Verse. Das ist jener herzliche Nachruf, der Heinrich dem Teichner gewidmet ist, dem Zeitgenossen und Landsmann. Sicher hat damals die Mitwelt die Bedeutung des Umstandes gewürdigt, daß hier der bürgerliche Dichter von seinem jüngeren Freunde fast genau nach derselben Disposition gepriesen wurde wie die hochadligen Herren, ja sagar die Herzöge von Oesterreich. (Albrecht II. und III. Auf Herzog Leopold, der bei Sempach fiel, den Bruder Albrecht's III., ist seltsamer Weise keine Rede von S. vorhanden.) —

Wir wenden uns zur zweiten Gruppe, zu den politischen Gelegenheitsgedichten, die meist an irgend ein geschichtliches Ereigniß anknüpfen. Das bemerkenswertheste Stück dieser Art führt den Titel: „Von Herzog Albrecht's Ritterschaft“; es ist fast unsere einzige Quelle für die Kenntniß des Preußenzuges vom Jahre 1377. Die zweifelhaften Heldenthaten der wilden Ordensritter werden hier zwar nach Gebühr gerühmt, aber das Ganze läuft doch mehr hinaus auf die Schilderung, wie „mit tugendhaften Sitten ward viel gehoft und wohl gelebt“. Nichts weiß S. höher zu preisen als die „Milde“ seines Herrn und der übrigen Fürsten. Nach Spielmannsart nennt er die Zahl der Gänge und die Namen der Weine, die man beim Hochmahl aufträgt. An besonderen Ehrentischen, wie es eine alte Ordenssitte gebot, wurden die Tapfersten des Heeres bewirthet und mit Silber und Gold beschenkt, wobei auch die gehrenden Leute nicht leer ausgingen. Zu Marienburg unter Winrich v. Kniprode, dem gewaltigen Deutschmeister, und namentlich zu Königsberg „auf dem Saale“ war es, wo die verschwenderische Pracht der schon halb sagenhaften Mäcenatenhöfe wieder

auflebte. Wenn Walther v. d. Vogelweide einst vom Herzog Leopold singen konnte: 'man sach den jungen fürsten geben, als er niht lenger wolte leben,' so berichtet hier S. ganz ähnlich: 'ein herr für den andern dar die seck des schatzes raumte; iegleicher wânt er saumte sich ze lang und eilte drât'. Der Dichter gesteht denn auch, daß er dieser Fahrt seinen Wohlstand verdankt. Dann wurde wieder gegen die Heiden gewüthet. Endlich schlägt Graf Hermann v. Cilli den Herzog Albrecht zum Ritter, worauf dieser selbst 74 Anderen den ehrenreichen Schlag ertheilt. 'Pezzer ritter wenne knecht!', das ist die Loosung, mit der das Gedicht ausklingt. — Bei dem Stoffe, der hier behandelt ist, ließ es sich kaum vermeiden, daß nach Art der Ehrenreden auch etwas Weihrauch gestreut wurde. Sonst ist das aber nicht der Fall in Suchenwirt's gereimten Betrachtungen zur Zeitgeschichte. Mit sachlichem Ernst bespricht er die Kirchenspaltung des Jahres 1378, die Unzweckmäßigkeit des Weinzolles, die Ursachen der Sempacher Niederlage. Oder er tadelt ganz allgemein den Rückgang höfischer Zucht. In drolliger Rede wird z. B. die Trägheit der „heimgezogenen" Kinder geschildert, die zu Hause „verliegen wie ein Ochsenkalb", anstatt sich draußen den Wind um die Nase wehen zu lassen. Daran trägt nichts Anderes die Schuld als ihrer Väter Geiz; nach Spielmannsbegriffen die schlimmste Todsünde. Ueberkommen sie dann das Gut, so bleiben sie erst recht daheim und nehmen womöglich, auf Anrathen guter Freunde, noch eine alte reiche Wittwe zur Ehe; in der Hoffnung, sie werde bald sterben. Aber die verjüngt sich nun durch die Liebe des Knaben, den sie nicht mehr von ihrer Seite läßt. „Also verzehrt er seine Zeit und verschleißt seine Jahre ohne Kinder". — Oder endlich der Dichter ertheilt den jungen Herren bei Hofe gutgemeinte Rathschläge über Lebensklugheit und weltmännisches Benehmen. Eine Rede, die er den „Brief" nennt, ist solcher Lehren voll. Ja, er geht noch weiter und giebt den österreichischen Fürstenkindern diplomatische Winke. Die Söhne Albrecht's II. hat er mit beredten Worten vor der verderblichen Zwietracht gewarnt; leider vergeblich, wie uns die Geschichte lehrt. Eine derartige Rede führt den Titel: „Das ist der getreue Rath". Darin werden die jungen Herzöge angeredet: „Ihr Püpplein!" Eine andere heißt: „Von der Fürsten Theilung". Sie behandelt das auch in anderer Fassung bekannte Gleichniß von dem Holz, das nur zerbrochen werden kann, wenn man es zuvor spaltet. Der gabenheischende Wappenherold und Spielmann gewinnt hier ein ganz anderes Aussehen. Er präsentirt sich als eine Art von Inventarstück des Hauses Habsburg, als ein alter treuer Diener, der schon ein freies Wörtlein wagen durfte. In dieser Eigenschaft unterzog er denn auch den Antimachiavelli des Mittelalters einer Bearbeitung; wir meinen die damals weitverbreiteten sog. Lehren des Aristoteles für Alexander.

Drittens verfaßte S. moralische Allegorieen und geistliche Lehrgedichte. Walther's klôsenære hat viele Nachfolger gehabt. Im 14. und 15. Jahrhundert bedient sich fast jeder Dichter einmal der beliebten Fiction, er habe im Walde einen Einsiedel getroffen und sich mit diesem in ein Gespräch über der Welt Lauf eingelassen. S. thut es ebenfalls, und wenig Erfreuliches kommt dabei zu Tage. Ferner zeigen sich ihm die bekannten allegorischen Damen jener Zeit, die er auch einmal in einer Ehrenrede am Sarge des Grafen Ulrich v. Pfannberg trauern läßt. Aber es ist schlimm bestellt um die hohen Frauen. Zucht und Scham sind krank, der Wahrheit thut die Zunge weh, der Treue ist der Fuß zerspalten, der Stäte ist das Herz unmaßen krank; Gerechtigkeit fiel eine Stiege hinab, die Milde ist an beiden Armen lahm. Frau Minne erwacht aus zehnjährigem Schlafe und findet Alles verändert; sie lacht über die enge Kleidung der modernen Ritter. Um alte Sitte wieder einzuführen, beschließt sie, ein Turnier ausrufen zu lassen in die Freudenau; Frau Ehre empfiehlt ihr

dazu als Herold den S. Ein anderes Mal unterhalten sich Frau Stäte und Frau Minne über die Eigenschaften der Herren aus der höfischen Gesellschaft. Da entwirft jene das Bild eines christlichen Ritters, wie es dem Dichter als Ideal vorschwebte; diese schildert in einer und derselben Gestalt einen Gottesverräther, Feigling, Prahlhans, Don Juan und Trunkenbold. Hier trägt die Stäte ein blaues, die Minne ein buntscheckiges Gewand; das einzige Mal, wo S. auf die damals schon recht beliebte Farben-Allegorie (man denke nur an Meister Altswert!) kurz einzugehen scheint. Seltsam genug das; die Erklärung der Farben gehörte ja eigentlich zu seinem Handwerk! — Auch der Pfennig wird personificirt. Er vertritt die Alles bezwingende Macht des Geldes in der Gestalt eines alten Mannes, der den Dichter unterwegs antrifft und aus dem Schatze seiner Erfahrung belehrt. Durch ganz Deutschland, ja noch darüber hinaus führt ihn der Pfennig und scheidet dabei sorgfältig die kargen Fürsten von den milden. Man könnte das Gedichtchen ansehen als eine Art Wegweiser für die Kollegen Suchenwirt's. — In der Manier des Hadamar v. Laber versucht sich unser Dichter einmal in einer kurzen, aber dafür um so dunklern Allegorie: Daz gejaid. — Von didaktischen Sachen endlich haben wir außer einer Betrachtung über die bösen Folgen des Würfelspiels und neben zwei gereimten Tractaten über die zehn Gebote und die sieben Todsünden hauptsächlich zu nennen die „Rede vom jüngsten Gericht" und die „sieben Freuden Mariä". Jene Rede bietet in der That eine packende Schilderung der letzten Dinge, wie sie sich das Mittelalter nach der Apokalypse dachte, und gehört zu dem Besten, was der Dichter geschaffen. Besonders ergreifend wirkt die Darstellung der Vergänglichkeit alles Irdischen; ferner die Trennung der Blutsverwandten und das Auftreten des Richters. Die sieben Todsünden, ein Lobgedicht von 1540 Versen auf die Mutter Gottes, sind im großen Stile gehalten und wollen als Nachahmung angesehen sein von Konrad's v. Würzburg „goldener Schmiede", die S. nicht genug rühmen kann. Neben der blumenreichen Sprache und den mystischen Symbolen Konrad's prangt auch hier scholastische Weisheit; ja bei Besprechung der neun Engelchöre werden sogar Dionysius (Areopagita) und Isidorus (Hispalensis) citirt.

An vierter Stelle müssen wir die Scherzgedichte, Reimkünste und sonstigen Spielereien wenigstens kurz erwähnen. Eine Rede wird genannt: „Der Freundsinn". An Stelle der Reime sind hier immer zwei Wörter gesetzt, von denen das zweite, rückwärts gelesen, das erste ergiebt, und umgekehrt. Der Inhalt ist ohne Zusammenhang. Schon eher läßt sich ein Sinn herausbringen aus dem „Equivocum", einer aus 59 rührenden Reimen bestehenden Rede. Hier folgen deutlich auf einander: Anrufung des heiligen Geistes, Sündenklage, Ermahnung der thörichten Menschheit, Bitte an Gott um Erbarmung und an Maria um Fürbitte. Auch dem uralten Genus der Lügendichtung ist S. nicht fern geblieben. In 114 Zeilen häuft er einmal allerlei unmögliche Dinge. Vielleicht wird hierbei auf den zünftigen Meistergesang ein Seitenhieb ausgetheilt in den Versen: 'des sanc sô hell ein tôter hunt in seiner kalten weise'. Sehr ergötzlich ist endlich des Dichters eigene Parodie auf seine Ehrenreden; sie trägt die Ueberschrift: 'Von hern Ginnolf Lappen von Ernwicht'. (Die Handschriften haben Gumolf und Sumolf.) Das ist ein Held, dessen Herz sich nach Ehren sehnt wie die Maus nach der Katze. Wenn er den Frauen dienen soll, hat er so viel Semmeln und Milch verzehrt, daß er kaum gehen kann. Einst verbrannte er sich die Finger an einer gebratenen Birne, da trug er die Hand in der Binde. Auch gen Preußen ist er gezogen, aber schon vor Vesperzeit wieder heimgekommen. Am Schluß wird gar sein Wappen blasonirt: Leberwürste, Haberstroh, ein Futtersack und „ein großer Hasen Sauerkoch". Wir constatiren hier

einen gesunden Rückschlag gegen die traditionellen Phrasen der ursprünglichen Gattung.

Suchenwirt's Bildung war eine tüchtige, wenn auch natürlich keine gelehrte. Er konnte lesen und schreiben, verstand aber kein Latein und vom Französischen nur wenige Brocken. Auf Reisen hat er sich Vieles angeeignet, was dem beschränkten Gesichtskreis eines Laien sonst fremd blieb. In der Bibel und den Kirchenvätern zeigt er sich fast ebenso beschlagen wie in den Kunstausdrücken der Jagd und des Turniers. Wahrscheinlich kannte er das Nibelungenlied, jedesfalls viele höfische Epen. In einer merkwürdigen Stelle scheint er zu betonen, daß Wolfram Analphabet war, was neuerdings wieder bezweifelt wird; doch kann die Stelle auch anders ausgelegt werden. Das weibliche Schönheitsideal finden wir einmal entworfen mit wörtlichen Citaten aus dem Wigamur. Der Vorliebe für Konrad v. Würzburg wurde bereits gedacht. — Die Sprache des Dichters gleitet leicht dahin, ohne monoton zu werden. Einfluß der Volksepik kann es sein, wenn er den Rittern stehende Epitheta giebt: 'der hôch genendig, der muotes frech, der wandels freie, der eren fruot, der hôchgeteuert, der stolze degen auserwelt, der hôchgemuot' u. s. w. Seine Helden verfolgen ihr Ziel 'durch hôhen preis, durch abenteure, durch ritterschaft, durch preisbejag'. Das deutet eher auf die höfische Epik hin, ebenso Kunstausdrücke wie crey, tjost, schumpfeuteure (sein Lieblingswort, von dem er sogar ein Verbum bildet!), scharmützel, sturm u. a. m. Häufig werden — ein lyrisches Motiv! — die „roten Münde" (die anwesenden jungen Damen) aufgefordert, den todten Helden zu beklagen. Bemerkenswerth sind endlich auch schon bei S. jene kühnen Bilder, die wohl im letzten Grunde auf alttestamentliche oder mystische Symbolisirungen zurückgehen, und deren Anwendung später bei Hans Rosenplüt vollends zur barocken Manier ausartet. Der brave Ritter fürtet der Ehren Grund wie ein williger Jagdhund. Die Ehre des bösen Ritters dagegen rümpft zusammen wie der Leim, der unter einer Rinne liegt; ja, ein solcher Ritter bindet der Schanden Pflaster auf der Ehren Bein. U. s. w. Derartiges muß damals sehr gefallen haben, denn auch S. erfreute sich großer Beliebtheit bei seinen Zeitgenossen. Hugo v. Monfort preist ihn einmal halb neidisch als weit überlegenen Meister und zeigt dabei durch ein Citat, daß er seine Werke wohl kannte. — Metrisch bindet sich der Dichter fast überall noch an das mittelhochdeutsche Princip der dreihebig klingenden und der vierhebig stumpfen Reime. Die Ehrenreden sind durchweg in Reimpaaren gehalten; sonst finden sich auch schon gekreuzte Reime, einmal sogar der Dreireim in einem ganzen Gedichte durchgeführt. Eine große Formgewandtheit ist nicht zu verkennen. — Die Ueberlieferung betreffend, so kennen wir 21 Handschriften, die zusammen 52 verschiedene Gedichte Suchenwirt's enthalten. Die beste, 252 Octavblätter umfassende Handschrift, gehörte im Anfange dieses Jahrhunderts dem Fürsten Prosper von Zinzendorf, wurde dann später dessen einzigem Erben, dem Grafen Georg von Thurn, gestohlen und kam nach abenteuerlichen Schicksalen endlich im J. 1846 an die Wiener Hofbibliothek, wo sie sich jetzt noch befindet. Nicht weniger als zwanzig Schreiber, die aber zum Glück fast sämmtlich den heimischen Dialekt beherrschten, sind an dieser kostbaren Handschrift thätig gewesen, deren Entstehung wohl noch in das 14. Jahrhundert fällt. Sie ist besonders werthvoll durch die chronologische Anordnung der Gedichte. Eine kritische Ausgabe wäre sehr zu wünschen. —

Leop. Fischer, [brevis] notitia veteris urbis Vindobonae. Wien 1767. [64] 1, 117. — Scriptores rerum Prussicarum 2, 155—169. — Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 1 ³ (1886), 237—240. (S. kein Oesterreicher!) — Alois Primisser, Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte u. s. w. Wien 1827. (Zu Grunde gelegt ist dieser

dazu als Herold den S. Ein anderes Mal unterhalten sich Frau Stäte und Frau Minne über die Eigenschaften der Herren aus der höfischen Gesellschaft. Da entwirft jene das Bild eines christlichen Ritters, wie es dem Dichter als Ideal vorschwebte; diese schildert in einer und derselben Gestalt einen Gottesverräther, Feigling, Prahlhans, Don Juan und Trunkenbold. Hier trägt die Stäte ein blaues, die Minne ein buntscheckiges Gewand; das einzige Mal, wo S. auf die damals schon recht beliebte Farben-Allegorie (man denke nur an Meister Altswert!) kurz einzugehen scheint. Seltsam genug das; die Erklärung der Farben gehörte ja eigentlich zu seinem Handwerk! — Auch der Pfennig wird personificirt. Er vertritt die Alles bezwingende Macht des Geldes in der Gestalt eines alten Mannes, der den Dichter unterwegs antrifft und aus dem Schatze seiner Erfahrung belehrt. Durch ganz Deutschland, ja noch darüber hinaus führt ihn der Pfennig und scheidet dabei sorgfältig die kargen Fürsten von den milden. Man könnte das Gedichtchen ansehen als eine Art Wegweiser für die Kollegen Suchenwirt's. — In der Manier des Hadamar v. Laber versucht sich unser Dichter einmal in einer kurzen, aber dafür um so dunkleren Allegorie: Daz gejaid. — Von didaktischen Sachen endlich haben wir außer einer Betrachtung über die bösen Folgen des Würfelspiels und neben zwei gereimten Tractaten über die zehn Gebote und die sieben Todsünden hauptsächlich zu nennen die „Rede vom jüngsten Gericht" und die „sieben Freuden Mariä". Jene Rede bietet in der That eine packende Schilderung der letzten Dinge, wie sie sich das Mittelalter nach der Apokalypse dachte, und gehört zu dem Besten, was der Dichter geschaffen. Besonders ergreifend wirkt die Darstellung der Vergänglichkeit alles Irdischen; ferner die Trennung der Blutsverwandten und das Auftreten des Richters. Die sieben Todsünden, ein Lobgedicht von 1540 Versen auf die Mutter Gottes, sind im großen Stile gehalten und wollen als Nachahmung angesehen sein von Konrad's v. Würzburg „goldener Schmiede", die S. nicht genug rühmen kann. Neben der blumenreichen Sprache und den mystischen Symbolen Konrad's prangt auch hier scholastische Weisheit; ja bei Besprechung der neun Engelchöre werden sogar Dionysius (Areopagita) und Isidorus (Hispalensis) citirt.

An vierter Stelle müssen wir die Scherzgedichte, Reimkünste und sonstigen Spielereien wenigstens kurz erwähnen. Eine Rede wird genannt: „Der Freundsinn". An Stelle der Reime sind hier immer zwei Wörter gesetzt, von denen das zweite, rückwärts gelesen, das erste ergiebt, und umgekehrt. Der Inhalt ist ohne Zusammenhang. Schon eher läßt sich ein Sinn herausbringen aus dem „Equivocum", einer aus 59 rührenden Reimen bestehenden Rede. Hier folgen deutlich auf einander: Anrufung des heiligen Geistes, Sündenklage, Ermahnung der thörichten Menschheit, Bitte an Gott um Erbarmung und an Maria um Fürbitte. Auch dem uralten Genus der Lügendichtung ist S. nicht fern geblieben. In 114 Zeilen häuft er einmal allerlei unmögliche Dinge. Vielleicht wird hierbei auf den zünftigen Meistergesang ein Seitenhieb ausgetheilt in den Versen: 'des sanc sô hell ein tôter hunt in seiner kalten weise'. Sehr ergötzlich ist endlich des Dichters eigene Parodie auf seine Ehrenreden; sie trägt die Ueberschrift: 'Von hern Ginnolf Lappen von Ernwicht'. (Die Handschriften haben Gumolf und Sumolf.) Das ist ein Held, dessen Herz sich nach Ehren sehnt wie die Maus nach der Katze. Wenn er den Frauen dienen soll, hat er so viel Semmeln und Milch verzehrt, daß er kaum gehen kann. Einst verbrannte er sich die Finger an einer gebratenen Birne, da trug er die Hand in der Binde. Auch gen Preußen ist er gezogen, aber schon vor Vesperzeit wieder heimgekommen. Am Schluß wird gar sein Wappen blasonirt: Leberwürste, Haberstroh, e[illegible]ack und „ein großer Hasen Sauerkoch". Wir constatiren hier

Ofen bis nach Köln und Salerno, von Bern und Metz bis nach Braunschweig und Lübeck erstreckt haben, wie eine nicht unzweideutige Bemerkung anzudeuten scheint, das darf man bezweifeln: das Prahlen mit weiter Länderkenntniß ist bei diesen Fahrenden typisch, gehört zum Handwerk. Außerhalb Tirols, Baierns und Böhmens zeigt ihn höchstens ein Lobspruch auf den thüringischen Grafen Friedrich III. von Beichlingen: aber wer weiß, wo er dessen Gunst erfahren hat. S. ist eine schwerfällige Natur von so engem Horizont, daß er nicht den Eindruck des Vielgewanderten macht. Durch eine Klosterschule scheint er gelaufen zu sein und dort lateinische Brocken aufgelesen zu haben. Weit her mit seiner Bildung war es aber nicht: er erzählt öfter, daß er lesen hörte, daß er selbst las, nie.

S. ist keine anziehende Erscheinung. Ohne Temperament, außer wo es gilt, die Kargen und Mißgünstigen zu schelten, ohne Urtheil, ohne Anschauung, ohne Geschmack, ohne Humor, nennt er höchstens ein Bischen dürftig tiftelnder Logik sein eigen. Er macht sich lustig über das Unlogische des Ausdrucks 'sich der Welt abthun'. Der frostige Witz dürren Verstandes läßt ihn der Jungfrau Maria vorwerfen, er wisse, daß sie drei Liebhaber besitze: nichts ist so blasphemisch, als die Nüchternheit, wenn sie lascive Späße versucht; obendrein wird dieser, später viel variirte, Einfall S. schwerlich gehören. Er versucht, und das hebt ihn von den meisten übrigen Spruchdichtern ab, wiederholt scholastisch-logische Beweise zu führen: von Bibelworten und ähnlichen Argumenten ausgehend, bringt er etwa den Nachweis, daß es keine Sünde sei, für Ehre Gut zu geben und zu nehmen; daß es Frevel sei, auf die Welt zu schelten, weil diese Schelte Gott mit treffe, und Aehnliches. Wie wenig er sich selbst überzeugt, erhellt aus der Thatsache, daß er trotzdem gleichfalls die üblichen Declamationen gegen die böse Frau Welt losläßt. Die Personification, sparsam angewendet, ist ihm die angenehmste Art der Bildlichkeit; auch ein Physiologusbild kommt vor; wo er in Lob- und Scheltsprüchen Bilder nicht vermeiden kann, reiht er aufzählend und völlig unanschaulich eine herkömmliche Metapher an die andre, Pflanzenbilder bevorzugend. Es kennzeichnet seine ärmliche Phantasie, daß er z. B. Herzog Otto's sämmtliche Glieder mit Tugenden besetzt sein läßt, daß ihm der Beichlinger ein Sacramentshäuschen der Ehre ist und daß er Herzog Heinrich's geraden Sinn dem Lineal vergleicht. Dieselbe Armseligkeit zeigen seine Gedanken. Zahlreiche Strophen widmet er einer oder mehreren Tugenden, deren Namen einzeln oder gepaart in ärgster anaphorischer Häufung an dem Anfang jeder oder doch fast jeder Zeile wiederholt werden: den Rest der Verse füllen die denkbar leersten und zusammenhanglosesten Phrasen. Dieses wortklingelnde Geschwätz sinkt in einer Strophe, in der das Wort Gott 39 Mal vorkommt neben 68 andern Worten, bis zum blöden Gelall herab. Kindisch wirkt auch das ungeschickte Gestotter, in dem S. von seinem Ungernzuge berichtet. Und solch Patron unternimmt es, als politischer Dichter in die Fußtapfen Walther's zu treten! Nun, seine Leistungen sind wie zu erwarten. Zum Urtheil reicht weder sein Geist, noch sein Charakter. Der Tod Friedrich's II. veranlaßt eine verclausulirt-pfäffische Strophe, in der er erwägt, daß der unruhige Kaiser jetzt in der Hölle sitzen müsse; Rudolf's Regierungsantritt begrüßt er durch eine Mirakelerzählung nach Hörensagen und durch Uebersetzung zweier päpstlicher Breve. Auch hier nackte Unfähigkeit. Er zeigt, abweichend von der seit und durch Walther herrschenden Tendenz, ultramontane Neigungen. Die Frömmigkeit und der Teufel kommen ihm schnell auf die Zunge. Duldung kennt er nicht: der Herr, der die Kunst (d. h. den Dichter) in der Noth läßt und die Unkunst (d. h. die Concurrenten) vorzieht, der ist hier an Ehren todt, dort in alle Ewigkeit verloren. Da spricht aus S. nicht der heilige Ernst, mit dem noch Konrad von

Würzburg die gottgesandte Kunst feiert; da gibt ihm lediglich das praktische Erwerbsinteresse die Worte ein: gestattet er dem 'Armen' doch selbst die Lüge, übrigens eine verbreitete Laxheit damaliger Moral. Immerhin sind die Scheltstrophen Sunnenburg's trotz aller ihrer Maßlosigkeit mit ihrer maskirten oder unmaskirten Bettelei noch das Erträglichste. Hier wird er wenigstens warm, hier liegt ihm der Gegenstand seiner Dichtung wirklich am Herzen. Er sticht den Nebenbuhler im Lobe des Herrn v. Reisenberg ähnlich aus, wie Walther im Wartburgkrieg Heinrich von Ofterdingen besiegt, und seine Schilderung einer schlechten Bewirthung, gut für Hunde und Schweine, tritt aus dem Gleise ein klein wenig heraus. So abhängig er durchweg von der Tradition ist, so wenig läßt er sich an ein bestimmtes dichterisches Vorbild anknüpfen; wenn er sich auf 'den von Neisen' beruft, ist das natürlich Redensart. Erhalten sind von ihm 4 (mit einer unvollständig erhaltenen 5) Strophenformen; im Beginn seiner Dichtung hat er herumprobirt, späterhin bleibt er ein und derselben langzeiligen Strophe treu, in der nur die Reimfolge variirt wurde. Aermlich, wie alles an diesem Dichter, ist auch sein Reim- und Wortschatz; daher seine leidige breitspurige Liebhaberei für zweckloses Häufen derselben Worte und Wortstämme. Kein frischer Luftzug bewegt das graue Gewölk der Langenweile, die über Sunnenburg's Poesie brütet. Er ist der talent- und geistloseste unter den mhd. Spruchdichtern, repräsentirt am unverhülltesten die leblose Manier, zu der diese strophische Didaktik schnell herabkam.

Erhalten sind seine Sprüche am besten, aber unvollständig, in der großen Heidelberger (C), am zahlreichsten in der Jenaer Liederhandschrift (J). Herausgegeben wurden sie durch v. d. Hagen, Minnesinger II, 352—360; III, 69—78; vgl. IV, 647—660 und durch Osw. Zingerle, Friedrich v. Sonnenburg (Innsbruck 1878); vgl. zu Zingerle's Ausgabe Sievers in den Beiträgen zur deutschen Sprache und Litteratur 5, 539 ff. und Strauch im Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 50 ff. — Die Nachweise Grimme's, Alemannia 22, 34 ff., sind ohne Werth. Roethe.

Suppius *): Christoph Eusebius S., deutscher Oden- und Idyllendichter des 18. Jahrhunderts und vordem in seiner Umgebung viel gelesen, aber heute so gänzlich verschollen, daß keine Litteraturgeschichte von seinem Leben berichtet, wurde als der vierte Sohn des Pastors Johann Jakob S. in Naundorf bei Reideburg (Rgbz. Merseburg, Kreis Delitzsch) am 13. März 1709 geboren und am folgenden 18. März getauft. „Er brachte“ ein leibliches Gebrechen oder, wie der bekümmerte Vater in das Kirchenbuch geschrieben hat, „ein denen Eltern hartes ✕ mit auf die Welt“. Das nicht genannte Uebel, wahrscheinlich eine körperliche Mißbildung, mag die Entwicklung des Knaben längere Zeit aufgehalten haben. Seine Vorbildung verdankte er der lateinischen Hauptschule des Halleschen Waisenhauses, in deren 6. Classe er am 30. October 1720 eintrat. Im Herbst 1732 bezog er die Hochschule in Leipzig, um die Rechte zu studiren. Am 24. October dieses Jahres findet er sich in der dortigen Matrikel eingetragen. Da er 1748 Secretär des gothaischen Generallieutenants Johann Wilhelm v. Seebach heißt, so ist zu vermuthen, daß er diese Stelle bald nach Ablauf seiner Studien übernommen hat; denn schon 1738 wohnte er in Gotha und veröffentlichte dort „einen seiner ersten poetischen Versuche“. Als dann im Sommer 1748 der bisherige Pagenhofmeister Just Christian Stuß (s. o. S. 70 f.) zum Conrector in Ilfeld berufen wurde, erhielt er dessen Amt, offenbar als vorläufige Belohnung für die Huldigungsgedichte, welche er inzwischen dem Herzog Friedrich III. (s. A. D. B. VIII, 5 f.), dem gleichnamigen Erbprinzen († am 9. Juni 1756) und vornehmlich der geistreichen Herzogin

*) Zu S. 165.

Luise Dorothea (s. A. D. B. XIX, 625 ff.) gewidmet hatte. Trotz seines Lehramtes immer noch „D(er) R(echte) C(andidat)“, wie er sich 1749 vor den „Oden und Liedern“ nennt, erlangte er kurz vor seiner Vermählung mit Margaretha Salome v. Gottesheim, vorher Hofjungfer der Herzogin (14. November 1754), eine seinen Fachkenntnissen entsprechende Versorgung als „Amts-Commissarius auf Tenneberg“ und siedelte nun von dem herzoglichen Schlosse — noch am 14. August 1754 datirt er die Vorrede zu der unten genannten Uebersetzung eines französischen Buches vom „Friedenstein“ — nach dem Städtchen Waltershausen über. 1758 vertauschte er diese Stellung mit der eines Amtsadjuncten in Gräfentonna bei Langensalza, blieb dort bis 1761 und wurde dann zum Amtmann befördert. Wohin er aber gekommen und wann er gestorben ist, hat sich bei dem Mangel jeglicher Personalacten nicht ermitteln lassen. Seit 1748 war er Mitglied der 1739 gegründeten „Königl. Deutschen Gesellschaft“ in Göttingen. — S., gewöhnlich als „Anhänger Gottsched's“ bezeichnet, hat zwar die von letzterem geforderte Correctheit in Sprache und Form sich angeeignet, verwendet auch in metrischen Uebertragungen aus dem Lateinischen den Reim, richtet aber seinen Blick doch mehr nach Zürich als nach Leipzig. Mitten in dem Kampfe der litterarischen Gegner (1745) wagt er das Lob des Berner Dichters:

„Auch du, vielgeprief'ner Haller, hast mit unerhörter Pracht
Die besung'nen Alpen ewig und dich ihnen gleich gemacht“
(„Inselsberg“, V. 131 f.)

und steht in Verbindung mit dem Bodmer'schen Kreise, der ihn als einen Befreundeten ansieht und seinen „Inselsberg“ in kritischen Blättern über die Maßen rühmt. Bodmer selbst hat augenscheinlich seinen Verwandten und Zögling Joh. Georg Schultheß (s. A. D. B. XXXII, 696 f.) vor dessen litterarischer Reise nach Deutschland (1749—50) zu einem Besuche bei S. aufgefordert. Trotzdem ist der Besuch wohl unterblieben, da die Heimreise nach Zürich in Gesellschaft Klopstock's und J. G. Sulzer's erfolgte. — Nicht ohne theoretische Einsicht in das Wesen der Dichtkunst und als ausübender Poet nicht ohne Schwung, hat S. doch nach dem Ausdrucke eines Göttinger Kritikers manchmal „ein wenig zu viel die Sprache der Gewohnheit beibehalten“, d. h. er ist öfter der ungeschminktesten Prosa verfallen, ja auch dem Ungeschmack, dem „blühenden Unsinn, an dem die Zeit überreich war“. Im Hinblick darauf nennt ihn Fr. Jacobs nicht ganz mit Unrecht „einen vaterländischen Versmacher, der so von Poesie durchdrungen war, daß er sogar die Titel seiner Gelegenheitsgedichte reimte“. Und deren hat er nach damaliger Sitte nicht wenige verfaßt; denn neben dem herzoglichen Hause besingt er noch Freunde und vornehme Bekannte, nicht immer aus eigenem Antriebe, sondern häufig auf Bestellung: „I(n) f(remdem) N(amen)“, wie er beizufügen nicht vergißt. Vielleicht ist gerade die heimathliche Färbung, die landschaftliche Beschränkung in diesen Gedichten mit ein Grund gewesen, daß sie nicht bloß um die Mitte des Jahrhunderts, sondern auch noch in dem helleren Tageslichte unserer Litteratur dankbare Leser fanden, wie denn Fr. Jacobs aus eigener Beobachtung bezeugt: „Wir haben selbst noch Staatsbeamte von Range gekannt, die sich rühmten, ihren Geist nach vollbrachter Arbeit an einem Gedichte von Suppio zu erheitern.“ — Ein umfänglicheres Verzeichniß der Gedichte findet sich nur bei G. Reinhardt (s. u.), doch mit sehr verkürzten Titeln. Alle sind in Gotha ans Licht getreten. 1745 erschien: „Der Inselsberg besungen den 10. August 1745 von einem Meistersänger daselbst. Nebst einem Anhang“ (o. J.; 4 Bll., 76 S. 4°), der Herzogin Luise Dorothea zum Geburtstage gewidmet, wie auch der „Anhang“ (S. 65—76), ein früheres, schon am 10. Aug. 1738 in nur 100 Abdrücken verbreitetes und hier wiederholtes Gedicht verwandten Inhaltes in 28 achtzeiligen jambischen Strophen und mit gereimtem Titel. Der

Inselsberg ist darin als allegorische Person gedacht und richtet selber seine huldigenden Worte an die Fürstin, freilich mehrfach mit komisch wirkender Naivetät. Das vorangehende größere Gedicht über den Inselsberg (S. 1—63), wohl die beste Leistung von S., sechs Gesänge in trochäischen Tetrametern ohne Strophenform, bezeichnet gegen das ältere einen bedeutenden Fortschritt; doch macht sich auch hier „die Sprache der Gewohnheit“ öfters bemerklich. Mit der Beschreibung des Berges und der Lebensart seiner Bewohner verbinden sich moralische Betrachtungen, „auf welche die Einsamkeit einen philosophischen Geist führen kann“. Uebrigens hatten schon vorher der Kammerjunker Veit Ludwig v. Seckendorf (s. A. D. B. XXXIII, 519 ff.) nach der Erbauung eines „Lusthauses“ durch Ernst den Frommen (1649) und der Bibliothekar Joachim Bartholomäus Meyer (s. A. D. B. XXI, 583 f.) im J. 1690 den gleichen Stoff behandelt. Auf den ersten Vorgänger bezieht sich S.: er will den Berg besingen,

„weil nach jenes Tages Feier
Alle Welt von dir geschwiegen, nichts in deinen Thälern klang,
Seit dich Herzog Ernst gekrönet und sein Seckendorf besang“
(V. 30 ff.).

1748: „Ode an Tit. HERRN M. Just Christian Stuß Conrectorn zu Ilefeld und Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen gerichtet“ (o. J.; 4 Bll. 4⁰), ein Lobgedicht auf König Georg II. von Großbritannien und wie alle folgenden Oden gereimt. — 1749: „ODE, Dem Hochwohlgebohrnen Herrn Herrn Ludwig Heinrich Freyherrn Bachov von Echt, als von der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen Dieselben zu einem Ehren-Mitgliede erwählet worden, unterthänig gewidmet“ (o. J.; 28 S. 4⁰), dem Hauptinhalte nach ein Lob der Dichtkunst. — „Seiner Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Herrn Herzog Friederich dem Dritten weiheten den 25 April 1749 bey höchst erwünschter Zurücklegung DERO Funfzigsten Lebens Jahres folgende poetische Erstlings-Früchte als ein schuldiges Opfer Drey unterthänigst gehorsamste Knechte“ (o. J.; 16 S. 4⁰), von den jungen Adeligen Phil. v. Lilieström, Karl Rud. v. Grone und Hartwig Gotthard Hans v. Both gewagte poetische Versuche, denen (S. 3—6) eine Ode von S. vorangeht. — „Oden und Lieder, gesammlet von Chr. E. S. D. R. C. der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen Mitgliede“ (1749; 8 Bll., 367 S.), 60 Gedichte in fünf Büchern mit den Ueberschriften: 1. Gedichte aus der Möglichen Welt (voran eine Abhandlung über solche Gedichte), darunter (S. 3—11) „Der Inselsberg“, d. h. der oben genannte „Anhang“; 2. Geistliche Oden; 3. Moralische Oden; 4. Freuden- und Trauer-Oden, u. a. diejenige auf den Kammerjunker Bachov v. Echt (s. o.); 5. Sapphische, Anakreontische und übersetzte Oden, darunter „Georg der Andere“, die bereits erwähnte Ode von 1748 an Just Chrn. Stuß. Auf diese Sammlung bezieht sich Schultheß an der u. a. zweiten Briefstelle mit dem seltsamen Urtheil: „S. hat elendes Zeug jüngst herausgegeben: er scheint Günther II. zu sein.“ — 1750: „Hylas, ein Hirten-Gespräche, nebst einer Ode an den May, legte Unserem theuresten Erbprinzen . . . . . Friederich, Herzoge zu Sachsen, . . . bey Deroselben höchsterfreulichen (so!) Wiederkunft aus fremden Landen, den 19 May 1750 unterthänigst zu Füßen Chr. E. S.“ (o. J.; 12 Bll. 4⁰). — 1751: „Hirten-Gespräche, aufgezeichnet von Chr. E. S.“ (16 Bll., 174 S.); 1763 neu gedruckt als „Menalk in der Schäfer-Stunde“, 10 dialogische Idyllen in Alexandrinern, meist mit Hirtennamen in den Ueberschriften, nach Fr. v. Blankenburg's Ansicht (s. u.) „im Tone des Hirten, nur nicht des dichterischen oder dichtenden Hirten“. — 1753: „Der Falke. Ein Gedicht. Erster Gesang. Den 24 May 1753“ (o. J.; 8 Bll. 4⁰). — Endlich hat S. noch aus dem Französischen übersetzt: „Des Herrn la Croze kurzer Begrif (so!) der allgemeinen Welt-

geschichte“ (1754. Nunmehr von neuem durchgesehen, bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt und mit einigen Anmerkungen vermehrt. Dritte vermehrte Auflage. 1768), ein heute veraltetes Lehrbuch, aber darum noch werthvoll, weil es (Bl. 2b) eine von der Forschung bisher unbeachtete hübsche in Kupfer gestochene Vignette mit den Bildnissen der beiden jugendlichen Brüder Ernst Ludwig (nachmals Herzog Ernst II.) und August von Sachsen-Gotha enthält. Der zweite ist der bekannte, mit seinem Neffen, dem Herzog August, oft verwechselte Prinz, der Freund und Gönner unserer großen weimarischen Dichter.

J. G. A. Galletti, Versuch einer Geschichte der Herrschaft Tonna S. 61. Tonna 1777; — Derselbe, Geschichte und Beschreibung des Herzogth. Gotha, 3. Thl., S. 71, Anmerk. a. Gotha 1780. — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 1. Thl., S. 60 f. Gotha 1823. — G. Reinhardt, Geschichte des Marktes Gräfentonna S. 367. Langensalza 1892. — Vgl. auch: Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf d. J. 1749, 121. Stück, S. 961—963. — Friedrich's v. Blankenburg Litterar. Zusätze zu J. G. Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste, 2. Bd., S. 129b. Leipzig 1797. — Zürcher Taschenbuch auf d. J. 1894, N. F.: 17. Jahrg., S. 33 u. 39. Zürich 1894(93). (Enthält S. 1—46: „Briefe von Joh. Georg Schultheß an Bodmer. Hrsg. von Jak. Bächtold.“) — Die Schriften mit Ausnahme des Neudruckes der Hirten-Gespräche in der herzogl. Bibliothek zu Gotha, die 3. Aufl. des Buches von de la Croze in der Zofinger Stadtbibliothek. — Was die Quellen nicht boten, das verdanke ich den gef. Mittheilungen der Herren: Cantor R. Becher in Keuschberg (Rgbz. Merseburg), Pastor Harihausen in Naundorf, Pfarrer F. Perthes in Hörselgau (Sachsen-Gotha), Stadtkirchner E. Böttner in Gotha, Rector G. Reinhardt in Gräfentonna, Oberbibliothekar Dr. K. Dziatzko und Custos Dr. Falckenheiner in Göttingen, Oberbibliothekar Dr. O. v. Gebhardt und Prof. Dr. Jungmann in Leipzig, Director Dr. Aßmus in Merseburg, Director Dr. W. Fries und Dr. Lübbert in Halle a. S. A. Schumann.

ten Brink*): Bernhard ten B., englischer Philolog, wurde am 12. Jan. 1841 zu Amsterdam von katholischen Eltern geboren. Der Vater war Redacteur einer größeren Zeitung, und schon in dem an litterarischen und künstlerischen Anregungen reichen Elternhause erschloß sich dem Knaben der Zugang zur Weltlitteratur. Nach dem Tode des Gatten siedelte die Wittwe mit den Kindern nach Deutschland über. In Düsseldorf sollte ten B. die Gymnasialstudien zum Abschluß bringen; aber er widmete litterarischen Neigungen und besonders dem früherwachten Cultus Shakspere's mehr Zeit, als für die Schulfächer gut war, und wandte sich diesen erst mit rechtem Eifer zu, als er nach einem peinlichen Mißerfolg das Düsseldorfer Gymnasium mit dem Essener vertauscht hatte: hier hat er dann im August 1861 die Abiturientenprüfung mit Auszeichnung bestanden. Nachdem er sich von den Anstrengungen der letzten Schulzeit leidlich erholt hatte, bezog er als Student der Philologie die Akademie Münster, die er aber schon nach einem Semester mit der Universität Bonn vertauschte. Keine andere Universität hätte damals seinen von früh an in die Breite gehenden Interessen das bieten, ihm jene Vielseitigkeit der philologisch-historischen Ausbildung gewähren können, wie die rheinische Hochschule, an der neben O. Jahn und Ritschl Diez und Delius wirkten. ten B. vernachlässigte über der neuen Philologie die alte nicht, hörte daneben germanistische Vorlesungen bei Simrock, Geschichte und Kunstgeschichte bei Kampschulte und Springer und erwarb sich eine gründliche philosophische Bildung. Die Thesen, mit deren Vertheidigung er am 4. August

*) Zu S. 562.

1865 seine Promotion abschloß, gelten u. a. Shakspere und Walther v. d. Vogelweide, Dante und Spinoza. Die Dissertation selbst („Coniectanea in historiam rei metricae franco-gallicae") behandelte zwei wichtige Capitel der altromanischen Verslehre und hat in der Discussion über diese Fragen lange nachgewirkt.

Das lebhafte Zureden seiner Lehrer veranlaßte ten B., die akademische Laufbahn einzuschlagen; er habilitirte sich in Münster für neue Sprachen, erhielt alsbald einen Lehrauftrag und schon 1868 eine außerordentliche Professur. Im Herbst 1870 vertauschte er sie mit einer ordentlichen in Marburg, und hier erreichte ihn nach kaum zwei Jahren die Berufung als o. ö. Professor der englischen Philologie an die neugegründete Universität Straßburg. Ostern 1873 ist er dorthin übergesiedelt, auch er getragen von patriotischem Stolze, hier für das neue Reich zu wirken, an das er sich mit voller Hingabe angeschlossen hatte, dessen großen Begründern er eine mit den Jahren stets wachsende Bewunderung zollte. Er ist der Straßburger Hochschule erhalten geblieben, obwol der Gedanke an eine Uebersiedelung nach Preußen mehrmals an ihn herantrat und ihn nicht immer gleichgültig ließ. Das 50. Lebensjahr sah ihn als Rector magnificus der Kaiser Wilhelms-Universität (1890/91) und gab ihm Gelegenheit, in einer formvollendeten Antrittsrede sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß mit einer Fülle feinsinniger Bemerkungen über Aufgaben und Methode der Philologie auszustatten („Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte", Straßburg 1891). — Ein glücklicher und beglückender Familienvater rüstete er eben der einzigen Tochter das Hochzeitsfest, als ihn am 29. Januar 1892 eine jäh verlaufende Blinddarmentzündung dem Kreise der Seinen und der Hochschule entriß, zu deren ersten und glänzendsten Zierden er gehört hat.

ten B. hat nach dem Abschluß seiner Universitätsstudien alsbald mit Entschiedenheit die Geschichte der englischen Sprache und Litteratur in den Vordergrund seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gezogen, ohne dabei den Gesammtumfang seiner Interessen jemals einzuschränken. Hatte die Lectüre Shakspere's schon den regen Enthusiasmus des Knaben entzündet, so war ihm durch Nic. Delius das Verständniß der historischen Probleme, auch über Shakspere hinaus, aufgegangen. Jahre hindurch drehten sich seine Studien, freilich oft weite Kreise ziehend, um die glänzende und beziehungsreiche Gestalt Geoffroy Chaucer's, und eben hier war ihm Gelegenheit gegeben, die staunenswerthe Vielseitigkeit seiner Lectüre wie die volle Beherrschung aller Forschungs- und Beobachtungszweige: Ueberlieferung, Grammatik und Metrik, Quellen und litterarische Beziehungen, zu bekunden. Sein erstes, Delius gewidmetes Buch: „Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften. I. Theil" (Münster 1870) behandelte vorzugsweise die romantischen Dichtungen, welche den Canterbury-Geschichten vorausliegen. Es ist nur äußerlich ein Torso geblieben, denn in Aufsätzen und Kritiken der spätern Jahre, vor allem aber im zweiten Bande seiner „Geschichte der englischen Litteratur" (I. Theil 1889) hat ten B. seine Behandlung dieses mittelalterlichen Classikers zu vollendetem Abschluß gebracht. Für die weiterbauende Detailarbeit aber hat er in seinem Buche über „Chaucer's Sprache und Verskunst" (Leipzig 1884) eine zugleich feste und fruchtbare Grundlage geschaffen.

Ein lebendiger geistiger Austausch verband ihn in den ersten Straßburger Jahren mit seinem Collegen Wilh. Scherer: beide vereint begründeten 1874 die „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker", in denen auch eine Reihe von Arbeiten aus ten Brink's Schule gedruckt sind. Er selbst hat dem Andenken des Freundes mit einer herzlichen Widmung das 60. Heft dieser Sammlung geweiht, seine Untersuchungen über den „Beowulf" (Straßburg 1888), die die alte Liedertheorie durch eine neue „Variantentheorie"

zu überwinden streben und mit denen die Kritik und vor allem die Geschichte des germanischen Volksepos zweifellos in eine neue Epoche getreten ist, vergleichbar derjenigen, welche für die homerische Frage mit A. Kirchhoff's Forschungen über die Entstehung der Odyssee einsetzt. Vorerst freilich hat der eindringende Scharfsinn und der weite historische Blick, mit dem hier große Probleme in Angriff genommen werden, wenig Verständniß, ja was schlimmer ist, wenig Aufmerksamkeit gefunden, und wenn ten B. in den letzten Jahren lebhafter als früher im Colleg und in Briefen über das zunehmende Banausenthum klagte und vor dessen Begünstigung an den Universitäten warnte, so hatte nicht wenig daran die Gleichgültigkeit Schuld, mit der man seinem tiefbohrenden und tiefernsten Buche über den Beowulf begegnet war.

In einem leider Fragment gebliebenen Beitrag zu Paul's Grundriß der germanischen Philologie (Bd. II, 1, S. 510—550 Altenglische Litteratur) schickte er der Besprechung der einzelnen Denkmäler Erörterungen über die Kernfragen frühmittelalterlicher Litteraturgeschichte und Poetik: über Production und Reproduction der Volksdichtung, Versform und Composition, Rhetorik, Stilistik und Syntax des Epos voraus, alles feinfühlig und weitblickend, eine ernste Mahnung an die Jugend — und nicht nur an sie! — die mit billigem Skepticismus und thörichter Ueberschätzung ihrer Kärrnerarbeit sich von höherem Streben und von höheren Zielen unserer Disciplin fernhält.

ten B. besaß eine umfassende, unter den Neuphilologen lange einzig dastehende, sprachwissenschaftliche Bildung, dazu für Fragen der Grammatik wie der Metrik reges Interesse und unleugbare Begabung. Seine Vorlesungen boten auch auf diesem Gebiete neben selbständiger Kritik eine Fülle eigener Beobachtung, von der verhältnißmäßig nur weniges, aber meist in mustergültiger Abrundung, ans Licht getreten ist. An der Debatte über einen Cardinalpunkt der romanischen Grammatik betheiligte er sich noch 1879 mit der Schrift „Dauer und Klang". Aber so rege hier seine bald selbst fördernde, bald anspornende Theilnahme war, so lebhaft er tüchtige grammatische und etymologische Leistungen anzuerkennen vermochte, als die Krönung der philologischen Wissenschaft ist ihm allezeit die Litteraturgeschichte erschienen. Und den Gipfeln der einzelnen Epochen, den classischen Erscheinungen war seine Sympathie stets zugewandt, galt seine eindringendste Arbeit. Nachdem er für das Heldengedicht der Angelsachsen und für den größten Dichter des romanisirten englischen Mittelalters das Beste gethan hatte, durfte man von ihm einschneidende Untersuchungen über Shakspere und seine Vorgänger erwarten. Sie sind es wohl in erster Linie gewesen, die die Fortsetzung seines Lebenswerkes hinausgeschoben haben, dessen Vollendung dann der Tod unmöglich machte. Dies Werk ist die „Geschichte der englischen Litteratur", von der 1877 Bd. 1, 1889 die erste Hälfte von Bd. 2 erschien; den Schluß des zweiten Bandes hat im wesentlichen nach ten Brink's Manuscript Professor Al. Brandl 1893 herausgegeben: er reicht bis in die Reformationszeit, vor die Schwelle des Zeitalters der Elisabeth. Keines der westeuropäischen Culturvölker kann sich einer Darstellung seines mittelalterlichen Schriftthums rühmen, wie sie England dem deutschen Gelehrten verdankt. Unter der anmuthigen Hülle einer flüssigen Darstellung birgt sich eine von dem Laien kaum zu ahnende Fülle eindringender Specialuntersuchungen. Alle Factoren der politischen, wirthschaftlichen und geistigen Entwickelung sind kundig erwogen und mit feinem historischem Tact berücksichtigt, aber dabei bleibt stets die Geschichte der Dichtkunst im Vordergrunde, in der die sittlichen Ideale der Epochen sich am klarsten enthüllen. Nichts Charakteristisches ist übergangen, aber auch nichts Originelles effectvoll aufgebauscht. Der vornehmen Ruhe des Geschichtsschreibers gesellt sich die schlichte, ungesuchte Anmuth eines darstellenden Künstlers, der mit einladendem

Behagen verweilt, wo Stoff und Form in reifer Durchbildung sich gatten. Die vielfach eingestreuten Uebersetzungsproben zeigen den Meister im Nachempfinden auch als einen Meister der poetischen Form. Die Gliederung und Gruppirung des weitschichtigen Stoffes läßt den intimen Zusammenhang der englischen Litteratur mit der politischen Entwickelung des Inselvolks auch äußerlich scharf hervortreten.

Wie ten Brink's wissenschaftliche, so fand auch seine Lehrthätigkeit ihren Schwerpunkt mehr und mehr in der englischen Philologie, obwol sie noch in den ersten 6 Straßburger Jahren die romanischen Litteraturen und das Niederländische mit umfaßte. Den Begriff der Philologie faßte ten B. so hoch und weit wie Wilhelm v. Humboldt: als Wissenschaft vom Nationalen. Er war unermüdlich auf Ausgestaltung seiner Vorlesungen bedacht und arbeitete noch 1886 ein neues Einleitungscolleg aus, das auf breitester Basis Natur, Geschichte und Volkscharakter Englands behandelte. Schlicht wie seine ganze Persönlichkeit war die Art seines Vortrags. Auf stoffliche Abrundung und Glätte der Form strebte er erst in spätern Jahren hin: ein Musterbeispiel davon sind seine aus dem Nachlaß herausgegebenen Frankfurter Vorlesungen über „Shakspere“ (Straßburg 1893). Stets ließ er seine Studenten Antheil nehmen an der eigenen wissenschaftlichen Arbeit, gab ihnen Einblick in die Schatzkammern wie in die Werkstätte seines Geistes und führte sie von entsagungsvoller philologischer Arbeit und aus den Urwäldern der mittelalterlichen Ueberlieferung immer wieder empor zu den klaren Höhen der Weltlitteratur, auf denen feiernd zu athmen den Philologen Freiheit und Würde wahrt. Seine Einwirkung auf die Zuhörer darf nicht an der äußern Zahl der unter seiner Leitung entstandenen Dissertationen gemessen werden: er bestritt den Kärrnern und Handlangern die Nothwendigkeit nicht nur, sondern die Berechtigung der Existenz, mochten sie mit Eifer oder mit Stumpfsinn ihrer kümmerlichen Arbeit fröhnen, und ließ selbst zur wissenschaftlichen Mitarbeit keinen zu, dem nicht der Zusammenhang der eigenen Leistung mit den großen Zielen der Wissenschaft klar bewußt und alle Mittelglieder vertraut waren.

Es ist schwer zu sagen, ob nicht unter seinen Vorlesungen die über Grammatik und Sprachgeschichte noch den Vorzug vor den litterar-historischen verdienten. Auch ein Meister der Interpretation war er, und auf keinem deutschen Katheder ist besser vorgelesen worden. Galt es Shakspere oder Dante, Chaucer oder Molière, dem altenglischen oder dem altfranzösischen Heldengedicht, französischen Volksliedern oder der altflandrischen Dichtung von Reinaert dem Fuchse — diesem Vorleser und seiner Auslegung zu lauschen war reinster Genuß für uns Zuhörer, welche die anschmiegsame Sprache und das ausdrucksvolle Auge des Meisters wie im Zauberbann hielt. Hinter einem glänzenden Philologenharnisch schlug hier ein echtes Poetenherz. Edward Schröder.

Tetzel *): Gabriel T., einer angesehenen, wohlhabenden und rathsfähigen Nürnberger Familie entsprossen, nahm 1465—67 von Gräfenberg aus an der Jakobsfahrt des böhmischen Edelherrn Leo v. Rozmital auf dessen Bitten theil, trat 1469 in die Zahl der 26 Bürgermeister von Nürnberg, erscheint demgemäß 1470 in einer kaiserlichen Urkunde hinter Nik. Groß als Repräsentant der Stadtverwaltung, wurde 1475 zum Söldnermeister ernannt, am 25. December 1477 zum älteren Herren des Raths gewählt, übernahm zugleich das Amt eines Zeugmeisters und die Function eines Pflegers beim Kloster St. Egidien, wurde 1479 Waidamtmann und starb am 23. November 1479. Weitere Daten über sein Leben festzustellen, muß der Nürnberger Localforschung überlassen bleiben. Hier interessirt T. lediglich durch die Beschreibung,

---

*) Zu S. 605.

die wahrscheinlich er, wol mit Hülfe kurzer Notizen, aus nicht mehr sicherem Gedächtniß von jener Reise durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien und Italien, dem großen Ereigniß seines Lebens, in einfacher deutscher Prosa gegeben hat. Diese Beschreibung trägt im Gegensatz zu der officieller gehaltenen des Böhmen Schaschek durchaus einen privaten Charakter. Der Erzähler berichtet mit harmloser Erinnerungsfreude von all den merkwürdigen Dingen, den Reliquien und Schätzen, Bauten und Bildwerken, seltsamen Ländern und Thieren, die er damals gesehen, von den Abenteuern, Festen, Spielen, Tänzen und Turnieren, die er erlebt, von den Höfen und Potentaten, Kirchen und Klöstern, die er mit besucht, von den wundersamen Geschichten, die er gehört hat. Was für Zwecke sein Herr eigentlich auf seiner Reise verfolgt habe, kümmert ihn wenig: er hat mit offnen, verwunderten Augen um sich geblickt und erzählt mit kunstlosestem Behagen. Wie begreiflich, treten die Gefahren und Entbehrungen in besonders gloriose Beleuchtung: die aufregenden Seereisen, z. B. ein Ueberfall durch englische Schiffe im Canal, nehmen bei ihm viel romantischere Gestalt an als bei Schaschek; zumal aber die bösen Leute und schändlichen Gebirge in Spanien und Portugal regen sein Schildertalent zu hübschen, wenn auch naiv grellen Culturbilderchen an. Nicht vergißt er zu melden, ob man den Deutschen Feind oder Freund gewesen sei; kein Kloster rühmt er so, wie das strenge zu Guadelupe, dessen Vorsteher ein Deutscher ist, und die Vorliebe für die Deutschen, die er bei den braunen Weibern von Burgos constatirt, stimmt ihn sichtlich wohlwollender gegen diese. Auf schöne Frauen gibt er gerne acht, wie er sich denn durchweg als heiteres, gesundes Weltkind offenbart, dem die kostbarste Reliquie im Grunde ebenso sehr Curiosität ist wie die Zibetkatzen des Königs von Portugal. Die Schnitzer und Ungenauigkeiten seiner Darstellung machen sie weit unzuverlässiger als die saubrere Relation Schaschek's: dafür spricht aus Tetzel's Erzählung viel mehr das frische und stolze Erstaunen des naiven Beobachters, an dem die glänzenden Höfe und seltsamen Länder wie Märchenbilder vorüberziehen. Diese durchschimmernde Lebhaftigkeit der Auffassung macht auch die ungeschickt stolpernde und oft recht eintönige Darstellung erträglicher.

Des böhmischen Herrn Leos von Rozmital Ritter, Hof- und Pilgerreise, hsg. von Schmeller (Bibliothek des Stuttg. litter. Vereins VII, Stuttg. 1844). — Mittheilungen aus dem städtischen Archive zu Nürnberg, die ich der Güte der Herren Oberbürgermeister Schuh und Archivar Mummenhoff verdanke.

Roethe.

Teuffel *): Hans Christoph Freiherr v. T., aus dem vornehmen, uralten österreichischen Geschlechte der Teuffel von Gundersdorf, der Sohn Christoph's T. von Gundersdorf und seiner Gemahlin Susanna v. Weispriach, scheint zwischen 1560 und 1570 geboren zu sein. In jungen Jahren unternahm er große Reisen, höchst ungewöhnlich für seine Zeit, nach dem heiligen Lande, Aegypten und Persien (1588—1590). Später tritt er der Regierung näher, dient als Hofkammerrath den Kaisern Rudolf II. und Ferdinand und nimmt 1604 an einer Sendung nach Ofen theil, die Friedensverhandlungen mit den Türken gilt. Ansässig finden wir ihn auf seinem Stammsitz Putten und später in Frohsdorf. Der 1613 erfolgte Tod seiner ersten Gattin, Euphrosina v. Thannhausen, die ihm vier Kinder geboren, erschütterte ihn tief. Spätestens damals trat er, früher Lutheraner, zum Katholicismus über und suchte auch seine Verwandten, zumal die Frauen, zu dem gleichen Schritte zu bestimmen; die männlichen Glieder der Familie sind seinem Beispiel jedenfalls nicht gefolgt, da das Geschlecht der Teuffel noch 1688 lutherisch ist. Auch eine

*) Zu S. 611 oben.

zweite Ehe mit Eusebia Freiin v. Stotzing war mit zwei Kindern gesegnet. Das Jahr 1620 hat T. noch erlebt; sein Todesjahr ist mir unbekannt.

Von dem regen poetischen Interesse, das in dem österreichischen Adel um das Jahr 1600 gelebt hat, pflegt die Litteraturgeschichte wenig Notiz zu nehmen. Das ist, wenn nicht berechtigt, doch begreiflich. Das kräftige litterarische Leben, das im 16. Jahrh. in Nord- und Mitteldeutschland pulsirt, schlägt nach Oesterreich hin bei manchen religiösen Sympathien doch nur sehr schwache Wellenkreise, und schon um die Wende des Reformationssäculums erscheint die österreichische Adelsdichtung als altmodisch im Vergleich mit den Schöpfungen der geistig führenden Landschaften. Auch Teuffel's 'schlecht Poeterey' läßt den Zeitgenossen des jungen Opitz nicht ahnen. Er klebt in rohen silbenzählenden Versen, die auch die unbetonten Silben munter reimen lassen, seine Strophen und Reimpaare ohne jedes Gefühl für Rhythmik, für die Harmonie zwischen Satz und Vers zusammen; selbst die Strophenschlüsse werden von Teuffel's rücksichtslosen Enjambements nicht verschont. Ebenso entbehrt die absolut prosaische, mit steifen Fremdworten unbedenklich bereicherte Sprache jeder feineren Schulung. Aber T. baut trotzdem gerne seinen Vers. Auf Putten hat er ebenso einem treuen Diener, Koch und Dolmetsch, der ihm in Persien gestorben, ein poetisches Epitaphium gesetzt, wie er 1618 die Anlage eines Brunnens ebenda inschriftlich feiert, beides in Reimpaaren. Dieselbe alte bequeme Form herrscht nun auch in seiner größten Dichtung, der 'Reiß Vhr, darinnen die Vrsachen begriffen, warumb Er das Lutherthumb verlassen, vnd den alten Catholischen Glauben angenommen', gedruckt zu Ingolstadt 1620. Dieser Druck wurde wider seinen Willen von einem eifrigen Katholiken veranstaltet: T. selbst hatte seine Dichtung nur zur handschriftlichen Verbreitung bestimmt, in erster Fassung mit Widmung an seine Muhme, die Wittib Anna v. Polhaimb (1613), in zweiter (1620), stark vermehrter mit Zueignung an seine Schwester, die Wittib Susanna v. Tiefenbach; der Druck stimmt in dem Texte des Widmungsgedichts zur zweiten, in der Dichtung selbst zur ersten Bearbeitung. Die höchst naive Polemik gegen das Lutherthum kommt nur in der strophischen Einleitung zu Worte: die unschuldigen Argumente des Convertiten halten Luther z. B. vor, daß er nie Mirakel vollbracht, daß noch nie ein Heidenvolk zum Lutherthum sich bekehrt, daß die Lutheraner nicht so zahlreich seien wie die Katholiken und Aehnliches. Besondern Eindruck hat es auf den Verfasser offenbar gemacht, daß sich die beiden Prädicanten, die er in seiner lutherischen Zeit gehabt, immerfort über den Glauben bösartig und grobdrähtig gezankt haben, während die katholische Kirche Liebe und Glaubenseinheit hege: dieser persönliche Eindruck berührt ja wirklich einen sehr wunden Fleck des damaligen Protestantismus. Das lange, in eintönigen Reimpaaren dahinschleichende Hauptgedicht selbst dagegen, die 'Reisuhr' (Sand- oder Wasseruhr) berührt den Kirchenzwist nicht mit einer Silbe. Hervorgerufen durch den schwer empfundenen Tod der geliebten ersten Gattin, erinnern diese Todesbetrachtungen doch ungleich mehr an Teuffel's zornigen mittelalterlichen Landsmann Heinrich v. Melk als etwa an Andreas Gryphius' 'Kirchhofsgedanken': T. ist scheltender Didaktiker; selbst der sein Gemüth tief bewegende Anlaß entlockt ihm keine lyrischen Töne. Auch seine Gedanken schmecken eher nach dem Mittelalter als nach dem 16. Jahrhundert. Daß T. einen Todtenkopf warnend reden läßt, klingt ebenso an den alten Vorgänger an, wie die breite Ausführung der Leiden, die selbst der glückliche Mensch sein Leben hindurch zu erdulden habe; wie unendlich oft ferner hat die mhd. Poesie die Frage aufgeworfen: wo sind Absalon und Alexander, Aristoteles und Virgilius mit all ihrer Schöne, Macht und Weisheit vor dem Tode geblieben! Von rührender Dürftigkeit sind Teuffel's Versuche, Himmel und Hölle phan-

tastisch auszumalen: weder glänzende noch tiefschwarze Farben hat er auf der Palette, und das in dem farbengrellsten Jahrhundert unserer Dichtung. Auch die eingelegten bîspel, etwa von dem alten Mönch, dem dreihundert Jahre sind wie eine Viertelstunde, oder von dem andern Mönch, der im Trunk drei Todsünden begeht, sind gute alte Bekannte aus der mittelalterlichen Litteratur. Das Selbsterlebte, auch nur das Locale, tritt wenig hervor: T. läßt etwa einen übermüthig stolzen Prahler rühmen, daß er mit den Herrn von Oesterreich vertraut sei; bei einer Philippika gegen die Trunkenheit nimmt er den Trunk auf die Gesundheit des Hauses Oesterreich als unumgänglich für jeden Cavalier ausdrücklich aus; und den unruhigen, thätigen, vielgereisten Mann kennzeichnet es, daß ihm ein Leben im Bett, mag es sonst noch so reich und üppig ausgestattet sein, wie ein Vorschmack der Hölle scheint. An sittlichem Ernst und gutem Willen fehlt es T. nicht, wol aber an jeder poetischen Gestaltungsfähigkeit, und sein geistiges Niveau läßt nicht wittern, daß er jemals Lutheraner gewesen sei, jemals protestantische Litteratur gelesen habe: wir spüren nur die ungestörte Tradition aus dem Mittelalter her.

Cod. Vindob. 10 100 a (Rec. 2201) fol. Bl. 32 ff. — Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte, hsg. von Hormayr, Jahrg. IX. (1828), S. 28 bis 30. — Bucelinus, Germania topo-chrono-stemmatographica III, 236.

Roethe.

Simon

Roger — 1. Franz I. † 1517. S. 498. — Johannes S. 521.

(Roger:) 2. Joh. Baptist † 1541. S. 496. — Mateo S. 498. — David S. 484. — Simon S. 522.

(Johannes:) Seraphin I. † 1556. S. 521. — Bartholomaeus — Jeremias S. 521. — Christoph

Innocenz † 1592. S. 495.
Joh. Baptist. † 1588. S. 500.

(Joh. Baptist:) Roger † 1593. S. 498. — Raimund † 1578. S. 498. — 3. Franz II. † 1543. S. 499. — 4. Leonard I. † 1612. S. 514. — Joh. Baptist † 1610. S. 499.

(David:) Roger † 1583. S. 484.

(Bartholomaeus:) Seraphin II.
Octavio † 1626. S. 520.
Joh. Baptist † 1672. S. 500.
Philipp S. 500. — Ignaz S. 500.

(Christoph:) Anton †1545. S. 482.

(Leonard I.:) 5. Lamoral † 1624. S. 508.
6. Leonard II. † 1628. S. 516.
7. Lamoral Claudius Franz † 1676. S. 510.

Philipp Leopold † als Kind. S. 484. — 8. Eugen Alexander † 1714. S. 484. — Inigo Lamoral † 1713. S. 495. — Anton Alexander † 1683. S. 487.

(Eugen Alexander:) 9. Anselm Franz † 1739. S. 479. — Inigo Lam. † 1717. S. 487.
(Inigo Lamoral:) Joh. Baptist † 1762. S. 495.

(Anselm Franz:) 10. Alexander Ferdinand † 1773. S. 477. — Christian Adam Egon Jos. † 1745. S. 483.

(Alexander Ferdinand:) 11. Karl Anselm. † 1805. S. 504. — Maximilian Joseph † 1831. S. 517.

(Karl Anselm:) 12. Karl Alexand. † 1827. S. 501. — Friedr. Joh. † 1805. S. 502.
(13.) Maximil. Karl † 1871. S. 518.
Maximil. Ant. Lamoral † 1867. S. 519.
(14.) Maxim. Maria Lamoral † 1885. S. 519. — (15.) Albert Maria Joseph S. 520.

(Maximilian Joseph:) Karl Anselm † 1844. S. 507. — Aug. Maria Maxim. † 1862. S. 483. — Joseph † 1857. S. 492. — Karl Theodor † 1868. S. 507. — Friedr. Hannibal † 1857. S. 492. — Wilhelm † 1848. S. 523.
(Karl Anselm:) Hugo Maximilian † 1889. S. 507.
(Karl Theodor:) Max Friedrich † 1890. S. 508.

Maximilian Karl Heinr. † 1825. S. 492.
Friedrich Maxim. † 1809. S. 492. — Leopold † 1852. S. 492.

(Right margin, partly cut off:) Gabriel ... † 1529. ... — Joseph S. 521. † 1555. — Gabriel S. 521. † 1566. — Paul S. 521. † 1613. — Paul S. 521. † 1661. — Franz Werner S. 521. † 1685. — Franz Nicolaus

*) Zu den Artikeln Taxis S. 477—523. Diese genealogische Tafel enthält nur die in der A. D. B. erwähnten Mitglieder der Familie. Die seit gedruckten finden in eigenen Artikeln besprochen.

Verzeichniß

der im 37. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.









